WIDENER
HN JBGB B

1856 Lacks No. 12

Ms 39505.5 ~~Aus 27.3~~

No. 11429

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Carinthia.

Ein

Wochenblatt

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

In Verbindung mit mehreren Vaterlandsfreunden

herausgegeben und redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Fünf und vierzigster Jahrgang.

1855.

Klagenfurt,

gedruckt bei Johann Leon.

Digitized by Google

Aus 39505.5

~~Aus 27.3~~

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Digitized by Google

Inhalt

des fünf und vierzigsten Jahrganges der Carinthia, 1855.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I. Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

Verwort. Nro. 1. — Zur Verständigung. 2. — Der Pasterzengletscher; von Johann Prettner. 6, 7, 8, 9. — Das Erdbeben im Jahre 1690; von H. Hermann. 6. — Mittheilungen aus der Quellensammlung des kärntnerischen Geschichtvereines. 6. — Unsere Steinkohlen- und Torflager; von H. Hermann. 7. — Personenverkehr auf dem Werdersee; von J. Prettner. 8, 21. — Der Nationalbaum der Deutschen; von Dr. Kumpf. 9. — Wie schreibt man „Maria Werd"? von Demselben. 9. — Regulirung des Draunflußes für Dampfschiffe. 9. — Nachrichten aus Centralafrika; mitgetheilt von H. Hermann. 10, 11. — Kirche und Haus am Dobratsch; von J. Prettner. 11. — Mittheilungen des historischen Vereines für Kärnten über denselben im ersten Halbjahre 1855 zugewendeten Geschenke. 11, 12. — Baudenkmale in Kärnten. 11. — Einweihung der Kirche am Dobratsch; von Conrad Linder. 12. — Correspondenz aus Heiligenblut. 12. — Reisnitz am Werdersee; von M. F. von Jabornegg. 13. — Die deutschen Wirthshäuser vor 300 Jahren. 15. — Kärnten und die Eisenbahn; von J. Prettner. 17. — Bericht über die neuesten Ausgrabungen am Zollfelde; von M. F. von Jabornegg. 17, 24, 25. — Der Probst und das Capitel von Gurk im Jahre 1747. 17. — Magnetische Ortsbestimmungen in Kärnten. 17. — Der Mond und der Aberglaube. Aus den naturwissenschaftlichen Vorträgen des Museums; von J. Prettner. 18. — Eine patriotische Feier zu Ferlach. 18. — Bruchstücke zu einer Chronik der Klagenfurter Schießstätte; von H. Hermann. 19. — Beiträge zur heimathlichen Sittengeschichte. Aus H. Hermann's Handbuche der Geschichte des Herzogthums Kärnten. 19, 20. — Tell's Apfelschuß, und Ingue, Herzog von Kärnten; von A. R. v. B. 21. — Das Proletariat und die Arbeit; von H. Hermann. 22, 23. — Ein Ausflug in's Möllthal; von —a—. 22, 23, 25, 26. — Mächtigkeit der Eisengruben in Kärnten und Steiermark. 23. — Astrologie und Astronomie. Aus den naturwissenschaftlichen Vorträgen des Museums; von J. Prettner. 24. — Ueber die Handelshäuser in Klagenfurt am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts; von H. Hermann. 25. — Maria Werd; von M. F. von Jabornegg. 26, 27, 28. — Uebersicht der gegenwärtigen Jahresproduktion der kärntnerischen Industrie. Mitgetheilt von J. L. Canaval. 27. — Waldstand und Holzbedarf Kärntens. 28. — Beispiele von alten Leuten in Kärnten. 28. — Eine Meinung über die antiken Gebäude, welche durch die im August und September l. J. statt gehabten Nachgrabungen auf dem Zollfelde nächst Töllschach zu Tage gelegt worden sind; von Anton R. v. Gallenstein. 29, 30, 31. — Antiquarischer Fund. 29. — Zur Geschichte des Gutes Wasserhofen bei Ebernsdorf; von Freiherrn G. von Ankershofen. 30. — Beginn der Vorträge im naturhistorischen Museum zu Klagenfurt 30. — Fossile Pflanzenreste in Kärnten. 30. — Achte Säkularfeier der Pfarrkirche St. Daniel im Obergailthale in Kärnten. 32. — Aus den Berichten der in Wien abgehaltenen Sitzungen der k. k. geologischen Reichsanstalt. 32, 33. — Die Bevölkerung in Kärnten und ihre Bewegung im Jahre 1854; von H. Hermann. 33. — Ueber die Kentschacher Brauttaufe; von Dr. Karl Zerreuner. 35. — Kärnten's alte Kirchenbauten. 35. — An die freundlichen Leser der Carinthia. 34, 35.

II. Sagen, Legenden, Märchen und Erzählungen.

Die Schlange von Reisnitz. Kärntnerische Sage; von Anton R. von Gallenstein. 1, 2, 3, 4, 5. — Dampfbootfahrten am Werdersee; von Conrad Linder. 4, 5, 20, 21. — Im Stellwagen. Erzählung. 14, 15, 16.

III. Biographische Notizen.

Ernennung des Freiherrn von Ankershofen zum ordentlichen Mitgliede des Germanischen Museums zu Nürnberg. 9. — Wolfgang Amadeus Mozart. 11, 32. — Radetzky's Generals-Jubiläum. 11. — Einige Charakterzüge des Astronomen Gauß. 11. — Belohnung (Joseph Lehmasser.) 12. — Schiller's Todestag. 12. — Tod des P. Johann Gries. 14. — Petrus Labecius. 14. — Einiges über die Freiherren von Kemmeter und Kronegg; über Johann Max von Hallegg, Fürstbischof Auersberg, Fürst und Probst von Berchtesgaden Michael Balthasar von Christalnigg, und Hofrath von Berdacher. Mitgetheilt von H. Hermann. 16. — Die hervorragendsten Familien Kärntens, nicht adeliger Abkunft, im vergangenen Jahrhunderte (Frescher, Steinkeiner dann von Kellerstein, Gasser dann von Pfeilheim, die Koller späterhin Freiherren, Rauscher, Reyer ꝛc.); von Demselben. 17. — Dr. Karl Spindler †. 17. — Theophrastus Paracelsus; von H. Hermann. 20. — Erzbischof Andreas von Krain; von Demselben. 21. — Die Familie Oberfteiner; von Demselben. 23. — Freiherr

Digitized by Google

von Hammer-Purgstall. 25. — Isabella Gräfin von Goëß, k. k. Sternkreuz-Ordens- und Palast-Dame ꝛc. 26. — Künstler-Nekrologe. 26, 27, 33. — Kardinal Salm; von H. Hermann. 28. — Med. Dr. Ferdinand Rampichler; von P. A. Budik. 29. — Die Herren von Ernau. 29. — Das Gerbert-Denkmal in Bonndorf; vom Freiherrn von Andershofen. 31. — Grabdenkmal des Labislaus Prager. 31. — Nachkommen berühmter Geister aus der Glanzperiode Weimar's, die noch daselbst leben oder Eigenthum besitzen. 31. — Beethoven. 31. — Metastasio's Denkmal. 32. — Oliver Goldsmith. 34.

IV. Literarische und Kunstnotizen.

Kunstgemäldeausstellungen in Klagenfurt. Besprochen von S. M. Mayer. 1, 2, 3, 14, 15. — Das Jahrbuch des naturhistorischen Museums von Kärnten. Angezeigt von J. Prettner. 3. — Concertberichte; von Albert Tonitz. 3, 7, 13, 15. — Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten, in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Von Heinrich Hermann. Besprochen von Baron Paul Herbert. 7, 8, 9. — Der Telegraph im Jahre 1810. 11. — Schlachtgemälde von Hyppolite Bellange's in Paris. 12. — Volkmar. Ein Roman in Bildern. Besprochen von S. M. Mayer. 13. — Eröffnung der Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt. 13. — Historische Notiz zu dem in Klagenfurt ausgestellten Gemälde Nro. 65; vom G. Freiherrn von Andershofen. 14. — Zur Biographie des Malers Andreas Mentegna; veranlaßt durch Friedländers Gemälde in der Industrieausstellung zu Klagenfurt. 16. — Dokter Hausli in Leipzig. 17. — Achenbachs Landschaft „Ein Wasserfall in Norwegen". 17. — Ein Besuch der Akademie in München im März 1855; von Baron Paul Herbert. 18. — Mozarts Requiem, erzaniirt bei dem zum Andenken des Präsidenten Jakob Ritter von Stöckl abgehaltenen Seelenamte. 19. — Musikfest in München. 20. — Ludwig R. von Häusler's: „Die Alpenländer"; besprochen von Baron Paul Herbert. 23. — Theater in Klagenfurt; von —r—. 24. — Faust-Kalender für 1856. 24. — Alte Freskogemälde in Augsburg. 25. — Ausgrabung zu Salona in Dalmatien. 25. — Oedipus. Trauerspiel von Beaufort; von P. A. Budik. 26. — Kunstvereine 28. — Karl von Scheuchenstuels „Idiotikon der österr. Berg- und Hüttensprache". 29. — Die Maler Dyce und Rugendas. 31. — Neue Farbenskizze. 31. — C. Plini secundi naturae historiarum Lib. I, II, 12, 13, 15. Fragmenta e codice rescripto bibliothecae Monasterii ad St. Paulum in Carinthia — edidit Fridegarius Mone, Doct. philosoph. etc. Besprochen von P. Carlmann Flor. 32 — Trudpert Neugart's Geschichte des Bisthums Constanz; vom G. Freiherrn v. Andershofen. 33. — Marmordenkmal für den König von Hannover, Ernest August. 33. — Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien mit Einleitungen und Erläuterungen, von Dr. Karl Weinhold, ordentlichem Professor an der Universität zu Graz. 34. — Ein Fortschritt in der Photographie. 34. — Neiumbium. 34.

V. Gedichte.

Von Budik (Peter Aleant); Den Manen des verstorbenen P. T. Herrn Andreas Ritter von More. 24. — Poetische Kleinigkeiten. a) Troja. b) Auf einen stolzen Parvenu. c) Glänbiger und Schuldner. 27.
Von Holtei (Carl von): Leb' wohl zu meine Jugend. 20.
Von Mayer (Simon Martin): Die Trau. 3. — In Gastein's Ehrenbuch. 8. — Die Warnerin. Eine Volkssage vom Jahre 1853. 9. — Das Blumenmädchen von Gastein. 11. — Der Schleierfall. 12. — Die Nacht. 28. — Bitte beim Abschiede. (In Gastein's Album.) 33.
Von Tonitz (Albert): Nachruf an Anton Sohn. 26.
Von Traun (Julius von der): a) Heimkehr. b) Lantregen. 21. — An einen schwebenden Falken. 23. — Ritterlied. 25.

VI. Vermischte Aufsätze.

Der Kompaß als Wetterbarometer.; von J. Niederrist. 5. — Weltausstellung in Paris 1855. 9. — Neue Art unterseeischer Telegraphen. 9. — Hamlet in Holzschuh; von P. A. Budik 10. — Einige Ansprüche Liebig's. 10. — Das Klima von Nizza. 10. — Die Elementarschulen in England. — Eine Audienz bei dem Könige der Sandwichs-Inseln in Australien. 10. — Fresken-Ablösung. 10. — Baiern's Bierverbrauch. 11. — Handel und Industrie. 12. — Neues künstliches Material zur Erbauung von Mauern. 13. — Die österr. Journalistik. 14. — Der neue Hafen von Holyhea an Irlands Küste. 14. — Fleischverbrauch 14. — Die neue Riesenuhr des Parlamentshauses in London. 15. — Eisenindustrie in Preußen. 16. — Der h. Christoph; von Budik. 16. — Die Menschenfresser in der Südsee. 16. — Ursprung und Stammsitz der Simandkrämerschaft. 17. — Industrielle Verwerthung des Holzes. 19. — Spielwaaren. 21. — Anleitung zur Abklärschung von Zuschriften ꝛc. 23. — Wirkungen des Blitzes. 23. — Zündhölzchen und Zigarrenkistchen. 23. — Ziegel und Steinkohlen. 23. — Ausgrabungen in Palästrina. 23. — Ein Opfer des Heroenglaubens. 23. — Schicksale der Iliade; von Budik. 23. — Wandernde Insekten und Krankheiten; mitgetheilt von Dr. Krumpf. 25. — Spinnengewebe. 25. — Rache eines Engländers. 26. — Einst und Jetzt. 26. — Einfach und bieder war der Geist des Ritterthums. 26. — Neue Dampfmaschine. 28. — Die Asteroiden. 28. — Neue Schreibmaschine. 28. — Allgemeines Alphabet. 28. — Eine neue Art electrischer Telegraphen. 28. — Der große Diamant Sancy. 28. — Eine Palmenallee in Brasilien. 29. — Grabdenkmäler. 29. — Wandernde Spinnen, Heuschrecken, Krammetsvögel und Tauben. 29. — Neues statistisches Element. 30. — Ausgrabungen in Baiern. 30. — Ehrendenkmal für Winkelmann. 30. — Die Fremdenpolizei und ein Sklaventransport in der Thierwelt. 31. — Sonderbare Aeußerung Rossini's. 31. — Bibliothek Albani. 31. — Das letzte Gebet der Maria Stuart. 31. — Buchhandlung in New-York. 33. — Erträgniß der brittischen Bergwerke 34.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 1. Sonnabend, den 5. Mai. 1855.

Vorwort.

Nach vier und vierzigjährigem Bestehen wurde die der Klagenfurter Zeitung beigegebene Zeitschrift „Carinthia“ bei der Umstaltung jener in ein tägliches Blatt von der Verlagshandlung aufgegeben, „weil sie die Zeitung unnöthig vertheuern würde.“ Bald jedoch wurde über das Aufhören dieses, vielen Lesern durch langjährige Gewohnheit, mehr noch als Pflegerin der Vaterlandskunde und sonstiger heimischer Interessen liebgewordenen Blattes, vielfaches Bedauern und der Wunsch geäußert, es wieder auferstehen zu sehen.

Ein kleiner Kreis warmer Vaterlandsfreunde und eifriger Mitarbeiter des aufgegebenen Blattes mochte auch noch immer seinen Heimathgenossen so Manches zu sagen, Vieles mitzutheilen haben, was weder in den erweiterten Räumen der Klagenfurter Zeitung, die der Besprechung unserer ereignißvollen Zeit gewidmet sind, den rechten Platz zu finden, noch zu dem leichten scherzenden Ton zu passen schien, der im Erdgeschosse des Feuilleton angeschlagen wurde; es wollte diesem Kreise endlich nicht zu Kopfe, daß die Liebe und das Interesse des Kärntners zu seiner Heimath so herabgestimmt seyn sollte, daß ein kleines, diesem Interesse gewidmetes Blatt an dem Kostenpunkte scheitern sollte. Noch ist es ja immer unser schönes, interessereiches Kärnten! Noch immer glänzen seine Gletscher auf den Zinnen seiner herrlichen Gebirge, noch tosen seine Wasserfälle in immer gleich majestätischer Pracht, noch grünen seine Alpentriften und Wiesen, noch reift das Saatkorn in reichen Garben auf der fleißig und klug bebauten Heimatherde, noch fließt reich und voll der Bergsegen aus deren dunklen Schachten; aber die zerbröckelnden Reste einer ruhmvollen Geschichte schauen auch noch auf ein verständiges und regsames Geschlecht herab, wie es ehedem war; in den Schlachten, die in Italien und Ungarn für Oesterreich und seinen Kaiser geschlagen wurden, zählte Er unter die Tapfersten auch die Söhne seines ältesten Herzogthumes, so wie auch in dem friedlichen Wettkampfe zu London die intelligente Nührigkeit unserer Industrie ruhmvoll bestand. Wohl braust noch immer nicht die langersehnte Locomotive durch die schönen Heimaththäler, wohl ist unser Kärnten in manchem Betrachte nicht so glücklich, als die Nachbarländer, aber vielleicht gerade darum ist unsere Liebe um so größer, gerade darum müssen wir sie nähren, und die Hoffnung nicht ersterben lassen, welche ja schon der schwache Ruderschlag des kleinen Dampfbootes an unserm größten See rege zu erhalten geeignet ist.

Nein, wir verrechnen uns sicher nicht, wenn wir auf die Heimathliebe der Kärntner zählen, und wir glauben auf sie um so sicherer rechnen zu können, als wir selbst von keinerlei, wie immer geartetem Interesse, sondern einzig von der Liebe zum Vaterlande geleitet und in der Meinung, dadurch nur einem Bedürfniße und einem Wunsche unserer Mitbürger entgegen zu kommen, uns zur Wiederherausgabe des Blattes entschlossen haben.

Wir empfehlen unser wiedererstandenes Heimathblatt unseren Heimathgenossen, und bitten sie, diesen Standpunkt im Auge behaltend, demselben freundliche Theilnahme und gütige Beurtheilung zu schenken. Alle jene aber, welche wie immer beitragen können, zur Erfüllung der uns gestellten Aufgabe, die Kenntniß und Liebe zu unserer Heimath zu fördern, mögen uns mit ihren geschätzten Beiträgen erfreuen.

Die Schlange von Reifnitz.

Kärntnerische Sage.

1.

Die letzten Purpurlichter eines heitern August-Abends des Jahres 1302 schwammen im blauen Luftmeere und auf den Fluthen des See's St. Primi und Feliciani am Werder.

Ein Jüngling im leichten Jagdkleide, mit der Armbrust und dem pfeilgefüllten Köcher bewehrt, schritt durch den dämmernden Fichtenwald.

Jetzt trat er hinaus auf den Wiesenplan, den bereits der kühlende Abendthau feuchtete, und schaute mit vergnügenhellen-Blicken auf die freundliche Landschaft.

Vor ihm auf dem Hügel stieg aus der sammetgrünen Moosdecke brannes Felsgeklüfte, von weißgesterntem Epheu dicht überspunnen, zwischen dessen Ranken rothe und gelbe Flechten hervorleuchteten.

Ein dunkler Mauerkreis krönte das Gestein; aus seiner Mitte erhob sich das graue Gemäuer einer kleinen Kapelle, scharf ausgeschnitten am lichtüberflutheten Abendhimmel.

Digitized by Google

Dahinter schauten die Zinnen und Erker der Burg Reifnitz aus dem Gegitter der Buchen- und Eichenzweige, welches die graubraunen Wände, die rundscheibigen Fenster, und die vorspringenden Söller des alten Ritterhauses dem Auge des Wanderers fast entzog.

Noch einige Schritte trat der Waidmann vor, — da breitete sich vor ihm das lieblichste Bild in milden abendlichen Farben aus.

Vom Hügel ab, auf dem er stand, lag der Seespiegel ausgegossen zwischen dunklen Bergreihen. Ein leiser Westwind glitt darüber hin, und flüsternd hob Welle an Welle das leuchtende Haupt und schaute mit den krystallhellen Augen dem Vorübereilenden nach, und der Abendhimmel schmückte jede mit gelben und rothen Lichtfunken, und spann von Ufer zu Ufer ein schimmerndes Farbennetz.

Ueber das ferne Thalgelände gegen Osten hatte bereits die Dämmerung ihre Schleier gebreitet; wie im Spiele der Fata Morgana schien auch die weite Ebene zum blauenden See geworden. Auf dem starren Gewände der Caravanken aber flammte noch die Gluth des scheidenden Sonnenballes, allmählig höher und höher steigend, bis endlich auch die höchsten Zacken der riesigen Steinkronen in trübes Grau zurücksanken, und zuletzt nur noch ein breites Purpurband über dem Bergkranze schwebte.

Der Jäger hatte mittlerweile im weichen Moose am Fuße des Gefelses sich gelagert, und war, dem Drucke der Ermüdung nachgebend, in traumhaftes Sinnen versunken. Er gewahrte nicht, daß die Ginsterzweige und Königskerzen, welche ein dichtes Gebüsch voll üppig gelber Blüthen um die Steinblöcke wanden, unter leisem Rascheln wie leichtbewegte Wellen sich theilten und wieder an einander neigten.

Eine große Schlange ringelte sich aus dem Geklüfte, und glitt in raschen Windungen unter dem Blätterdache hin auf den freien Grasplatz, wo Thymian und Steinnelken hingestreut waren, und gelber Liebfrauenschuh neben rothen Kleeblüthen nickte.

Dort hob und streckte sie den schillernden, goldbraun und gelb gefleckten Leib, starrte mit den ruhigen Augen auf die Burg, und schien dem Abendglöcklein zu horchen, das vom Kapellenthürmchen jetzt sein Abendlied sang, und melodisch seine hellen Klänge mit den tiefen Glockentönen der Marien-Kirchen zu Werd und Viktring mischte.

Da zog aus dem nahen Eichenwalde ein Häher herüber, der seinen Abend-Zmbiß — eine Eichelnuß — im Schnabel zu seinem Geniste trug.

Die Schlange wendete das Haupt und schaute ihm nach; den ruhenden Waidmann weckte sein Flug aus dem Halbschlummer, — von Jagdlust erfaßt griff er schnell nach Pfeil und Bogen, und legte sitzend an auf den vorübereilenden Vogel.

Wie von unsichtbarer Hand gelähmt sank aber sein Arm kraftlos herab, und die Armbrust entglitt seinen Fingern.

Befremdet und erzürnt blickte der Jüngling um sich. Er sah sich allein; nur die Schlange gewahrte er, deren funkelndes Auge jetzt auf ihm haftete.

„Dein gift'ger Blick hat mich bezaubert, du eckelhafter Wurm! Du sollst mir's büßen!“ schrie er, zornentbrannt aufspringend, riß das Waidmesser aus der Scheide, und wollte auf das Thier sich stürzen.

Da richtete die Schlange hoch sich auf; nur auf den letzten Ringen des Schweifes stehend schien sie riesig groß zu werden; ein scharfer Zischlaut fuhr aus dem weit geöffneten Schlunde, in grünem Feuerglanze leuchtete das Augenpaar, und eine feine schrillende Stimme tönte ihm entgegen: „Zitt're Frevler, wenn du es wagest, mich anzutasten!“ —

Namenloses Entsetzen erfaßte ihn, und dennoch konnte er den Blick nicht mehr losreißen von dem dräuenden Ungethüme; näher und näher schien ihm das todsprühende Flammenauge zu glühen, eisige Fieberkälte schüttelte seine erstarrenden Glieder, nächtige Finsterniß sank auf ihn herab, — und bewußtlos fiel er zu Boden. —

Als er wieder erwachte, flossen die milden Lichtfluthen einer lauen ruhigen Mondnacht um sein Haupt. Silberne Wolkenschwäne zogen in den tiefblauen Lüften, die weißen Fittiche dehnend; auf den Bergen lagen durchsichtige Dunstschleier; im See unten zitterten und flirrten tausendfach verschlungene Schüre leuchtender Funkenperlen. In tiefem Schweigen ruhte das weite Land.

Jetzt kündete die Glocke der Frauenkirche am Werd mit zwölf dumpfen Schlägen die Geburtsstunde des neuen Tages.

Ihre Klänge entwirrten die Sinne des jungen Waidmannes. Halb aufgerichtet strich er das thaufeuchte Haar von der Stirne, — da fühlte er zum zweiten Male beinahe sich gelähmt durch das seltsame Schauspiel, das fast mit gleicher Gewalt, wie vor wenigen Stunden, seinen Blick fesselte.

Wieder lag die Schlange, auf deren Schuppenleib jetzt das Mondlicht sich spiegelte, mit erhobenem Haupte drüben auf dem Grasplatze. Unverwandt haftete ihr glänzendes Auge auf der Margarithen-Kapelle, durch deren kleine spitzbogige Fenster ein trübes Licht zu schimmern schien.

Plötzlich flogen die Thorflügel des Gotteshauses mit dumpfem Knarren auf, ein silberhaariger Greis, in eine dunkle Mönchskutte gehüllt, trat heraus, schritt langsam, lautlosen Schrittes durch den verfallenen Bogen der Umfangsmauer, und stieg auf der moosigen zerbröckelnden Steintreppe nieder.

Sein Antlitz war fahl wie das eines Todten; das dunkle Augenpaar lag tief in halbvertrockneten Höhlen, ein langer schneebleicher Bart floß auf die Brust herab; der Nachtwind spielte mit dem dünnen weißen Haupthaar.

Bei seinem Anblicke sank die Schlange wie furchtsam zusammen; er aber trat vor sie hin, und sprach mit ruhiger fast klangloser Stimme: „Erkennst Du mich, Jutta?“

Digitized by Google

„Ich erkenne Dich, Herr!“ tönte es sanft und leise zurück.

„Heute sind es viermal zehn Jahre, seit Du mich das letzte Mal gesehen hast;“ hob der Greis wieder an: „hast Du sie genützet, Jutta? — Ist die starre Rinde Deines Herzens endlich gebrochen?“ —

„Ich habe viel und schwer gefrevelt,“ — antwortete klagend die Stimme, die aus dem Munde der Schlange zu kommen schien: — „aber hart, entsetzlich hart ist die Buße, die ich leide! — O könnt' ich weinen! — aber dem Auge, durch das ich schauen darf, ist der lindernde Balsam der Thränen versagt, und um so schmerzender wühlt die Reue in meiner Brust! — Wann, — wann endlich wird ein Strahl der Gnade mich erreichen?!“

„Er hat Dich erreicht!“ — fiel der alte Mönch tröstend ein: — „Noch ist die Zeit der Sühne nicht verronnen; aber schon hat der Arm des ewig Milden und Gütigen den Boten ausgesandt, das Reis zu pflanzen, aus dem für Dich die Hoffnung nahender Erlösung ergrünen wird. — Sahst Du den Häher, der beim Avelläuten gestern Abends hier vorüberflog?“ —

„Ich sah ihn, Herr!“ — lautete die Antwort.

„Meine Hand war es“, fuhr der Greis fort: „die den Arm des Jägers und mit ihm den Pfeil zurückhielt, der den Vogel tödten sollte. Hätt' ich es nicht gethan, so wäre die Eichelnuß, die er im Schnabel trug, mit dem zum Tod' getroffenen Thiere auf jenes Steiniff dort gefallen und verdorrt. — Der Vogel zog zum fernen Walde jenseits des See's, wo ihn ein Weib' erschaute und verfolgte, daß dem Geängstigten die Eichelnuß entschlüpfte und zu Boden fiel. Ein Eichbaum wird aus dieser Nuß entsprießen, und in der Wiege, die man aus dem Holze dieses Baumes schnitzen wird, soll nach der ew'gen Vorsicht Willen das Kindlein schlafen, dessen Frömmigkeit und gute Werke der Herr in Deine Wagschale legen will, auf daß Erlösung Deine Qualen ende! — Sieh“ — rief er, den Arm ausstreckend; — „sieh! Seine Hand greift aus den Wolken, und läßt der reuigen Sünderin ein Gnadenzeichen leuchten!“ — Und überm See im fernen Nordwest entzündete sich — den vollen Mond verdunkelnd — ein Meteor in blendend weißem Lichte, zog vogelschnell, gefolgt von einem breiten glühendrothen Funkenbande, über den Häuptern der verstummten Zeugen dieses erhabenen Schauspieles hin durch die nächtigstillen Lüfte, und verschwand über den Zinnen von Reifnitz.

Betäubt und fast erblindet von dem sonnengleichen Glanze des Feuerballes war der junge Waidmann zurückgesunken.

Als er nach einigen Minuten sich wieder erholte und aufblickte, waren Greis und Schlange verschwunden. —

(Beschluß folgt.)

Kunstausstellung in Klagenfurt.

Unsere Kunsthallen sind wieder eröffnet, und die der Reihe nach achte, in diesem Jahre aber erste Gemälde-ausstellung des hiesigen Filial-Kunstvereines hat am 26. April begonnen. Referent wagt es nicht, eine kritische Besprechung der hier ausgestellten Gemälde und plastischen Kunstwerke zu geben; der Zweck dieses Aufsatzes geht nur allein dahin, die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publikums durch kurze Bezeichnung des Lobenswerthen in den einzelnen Werken, dessen gewiß auch das minder Gelungene nicht entbehrt, auf selbe zu lenken, und seine Theilnahme zu steigern, indem nur dadurch uns die Fortsetzung dieses schönen Genusses auch in der Zukunft bedingt ist.

Die gegenwärtige Ausstellung enthält 43 Oel-, 5 Aquarell-Gemälde und endlich 2 plastische Kunstwerke. Nur 30 Oelbilder und die 5 Aquarelle wurden uns von der Gratzer Filiale zugesendet — die übrigen sind theils von hier lebenden Künstlern übergeben worden, theils danken wir selbe der Güte hiesiger Kunstfreunde, um die sonst an Zahl kleine Ausstellung zu vermehren. Am zahlreichsten ist die Landschaftmalerei und mehrfach rühmlich vertreten; dann folgen das Genrefach, die Thierstücke, Marinen, einige architektonische Darstellungen, ein Stillleben, ein meisterhaftes Blumenbild, und ein treffliches Portrait als Uebergang zu den zwei historischen Bildern.

Die große Vorliebe unserer Tage für Landschaftbilder, als fast überall hinpassender Zimmerverzierung, mag wohl ein Hauptbeweggrund seyn, warum dieses Fach von so vielen Malern gewählt und ausgebildet wird, daher leichter Käufer findet, und die Künstler dadurch in den Stand setzt, die übrige Zeit dem Studium des auch ziemlich beliebten Genrefaches oder aber der Historie widmen zu können. Die Landschaftmalerei scheint, wenn auch irrig, am wenigsten künstlerische Vorbereitung zu fordern, da die Natur so mannigfach und immer dem Kunstjünger zu Gebote steht. Bevor wir auf einzelne der vorhandenen Landschaftbilder und ihre Vorzüge hinweisen, wollen wir eines ungenannten Kunstkenners Urtheil hierüber hören, er sagt: „Die Landschaft ist die Musik, die Lyrik in der Malerei, und ihre Aufgabe soll dahin gehen, uns in die Tiefen des geheimen kosmischen Lebens blicken, und dieses Leben in malerisch schöner oder charakteristischer Form empfinden zu lassen. Sie kann diesen Zweck auf dreierlei Stufen der Auffassung oder Behandlung erreichen: als Studie, worin eine Einzelheit, ein stoffliches Gebilde oder ein Beleuchtungseffekt dominirt, ferner als Kopie einer ganzen Gegend mit Ausprägung des Charakters einer besondern Oertlichkeit, und endlich als freie Composition, indem sie mit größerer oder geringerer Erfindung den Stoff der Natur zum Ausdruck eines besonderen Gedankens verwendet. Der Maler muß es verstehen, die scheinbar todte Form durch die ihr inwohnende Seele und Idee zu beleben, und in der eigenthümlichen Gruppirung des Mannig-

Digitized by Google

faltigen ein ganzes Pandämonium freundlicher oder feindlicher Mächte heranf in beschwören. Ihm muß der Baum mehr seyn, als ein bloßes Blättergeräft, der Fels mehr als ein plumper Steinwall, das Meer kein bloßes großes Waſſer, der Himmel keine bloße Fläche, wo ſich ſchönes Blau anbringen läßt, ſondern mit Fauſt's Auge muß er den Erdgeiſt ſelber titiren und ſchauen können." — Dieſer treffliche Ausſpruch leite auch die Beſchauer der Landſchaftsbilder in der gegenwärtigen Ausſtellung, und es wird ihnen dann nicht ſchwer werden, den mehreren oder minderen Werth derſelben ſelbſt zu erkennen; nur möchten wir hier beifügen, daß der merkliche Fortſchritt der jüngeren Kunſtgenoſſen auch in die Wagſchale gelegt, und ſie nicht ganz gleich den bekannten Meiſtern beurtheilt werden mögen, da Letztere auch früher am Standpunkte der Erſteren waren, und einer weniger ſtrengen Kritik bedurften, um anſtatt entmuthigt, angeeifert zu werden, und ſo mit der Zeit das Ziel erreichten, auf welchem ſie jetzt die Bewunderung auch der ſtrengſten Kunſtrichter ſich errungen haben.

Von unſern Landsleuten hat der Landſchafter M. Bernhardt fünf Bilder zur Ausſtellung gegeben. Es ſind meiſtens bekannte Bedeutende. „Das Schloß Stein an der Dran", Nro. 21 (ſand hier bereits einen Käufer), „eine Gegend am Werderſee" mit dem Schloße Maria Loretto in der Ferne, Nro 37, „eine Winterlandſchaft aus Unterkärnten", Nro. 31 (mehr eine Zuſammenſtellung einzelner in der Wirklichkeit von einander getrennter Partbieen); „die Kirche Maria Werd" auf einer Halbinſel (daher der Name Werd, Werder) des Klagenfurterſees mit dem vorübergleitenden Dampfboote, Nro 25, und endlich „eine Parthie aus dem Jaunthale", Nro. 3. Wir bemerken mit Vergnügen in dieſen Bildern das immer mehr ſichtbare Studium der Natur und ein rühmliches Fortſchreiten auf dem nun eingeſchlagenen Wege. Unter dieſen Bedeuten haben unſtreitig die Nummern 3 und 37 den Vorzug, ſie zeigen uns nicht nur eine glückliche Wahl der Objekte, ſondern auch die meiſte künſtleriſche Auffaſſung und werden den Kenner am meiſten befriedigen.

Von J. Caneiani in Villach, von dem wir in der Ausſtellung 1854 eine zu wenig gewürdigte „Marine" ſahen, finden wir drei Bedeuten, welche bereits Privateigenthum ſind: „Ausſicht vom Dobratſch (Villacher Alpe) von der windiſchen Kirche" mit der Anſicht des Gailthals ſammt dem Kranze der vielen Bergrieſen und der Eisſpitze unſers 12,000 Fuß hohen Alpenkönigs, des Großglockners, beim Untergang der Sonne, Nro. 38; ferners eine „zweite Ausſicht vom Dobratſch mit der deutſchen Kirche" und dem zur Bequemlichkeit der Beſteiger dieſer im Mittelpunkte Kärntens liegenden Alpe neu hergeſtellten Gebäude, der Anſicht eines Theiles des Roſenthales, und der daſſelbe durchſtrömenden Dran, Nro. 35, und endlich den „Millſtädter-See", Nro. 15. Ganz verſchieden iſt die Malart Caneiani's, eines Zöglings der Venetianer Kunſtakademie, — mehr paſtös als geglättet ſind ſeine Bilder behandelt. Der Verſuch von ſo bedeutenden Höhen, nahe an 6800 Fuß über der Meeresfläche, Fernſichten zu liefern, welche zugleich ein freundliches Bild geben ſollen, iſt nicht ſo leicht, wie Mancher denkt. Das letztere zu erreichen, und mehrere Ortſchaften, Seen, u. d. g. ſichtbar zu machen, müſſen oft mehrere Punkte gewählt werden, um der Darſtellung Mannigfaltigkeit zu geben und doch der Wahrheit nicht zu nahe zu treten. Dieß berückſichtigend wird jeder Freund unſerer Heimath länger bei den zwei erſten Bildern verweilen, und bei näherer Betrachtung Manches entdecken, was bei einer bloß flüchtigen Beſchauung leicht überſehen wird, — und für dieſe Bilder eine Vorliebe bekommen. Durch die Wahl der abgerundeten Ecken iſt Manches vermieden, was bei einem viereckigen Gemälde hier ſtören würde. „Der Millſtädter See" bringt eine großartige Fernſchau, man glaubt ſich in die ſo überſchwenglich geprieſene Schweiz verſetzt, und ſtaunt eine ſo großartige Natur in unſerm noch immer viel zu wenig gekannten Alpenlande zu finden; man wähne aber auch nicht etwa, daß uns alles dieß verſchönert dargeſtellt iſt — nein! Treue und Wahrheit liegt in dieſem Bilde. So eigenthümlich überhaupt die Färbung in Caneiani's Landſchaften iſt, ſo wahr iſt ſie doch in ſchwülen Sommertagen, welche Jahrzeit beſonders in den erſten beiden Bildern gewählt iſt.

Unter Nro. 18 ſehen wir ein kleines anſprudloſes Bild von dem Wieneralakemiker, nun aber ſchon durch eine längere Reihe von Jahren hier lebenden, Ludwig Kraißl. Es ſtellt eine Waldpartbie vor, iſt ohne auffallenden Farbenſchmuck, aber der Natur ſo treu abgelauſcht, daß man ſich in dieſe dunkeln und doch freundlichen, durchſichtigen Baumlauben niederlaſſen möchte. Schade daß derſelbe nur wenig Neues producirt!

Unter den von Wien geſendeten Landſchaft-Gemälden findet ſich viel Ausgezeichnetes. In der „Landſchaft" des Düſſeldorfers Valentin Ruth's, Nro. 14, zeigt ſich eine freie Auffaſſung der Natur, und die Harmonie, die in dem Ganzen herrſcht, macht einen wohlthätigen Eindruck, wird aber von P. L. Kuypers, in Amersdorf, „Landſchaft" Nro. 10, noch mehr aber und vorzüglich von der „holländiſchen Landſchaft" des J. Bilders, in Oſterbek, Nro. 4, durch die herrliche Stimmung und techniſche Behandlung beſonders in der Luft und ihren Wolkengebilden weit übertroffen. Auch „der Sonnenuntergang" Nro. 22, von Lieſte in Harlem wird nicht bloß den Kenner, ſondern jeden Kunſtfreund anſprechen. Eduard Nötz aus Zürich brachte „die Anſicht der Jungfrau in der Schweiz" Nro. 12, eine jener impoſanten Scenen in der Alpenwelt, die immer Aufmerkſamkeit erregen, beſonders wenn ſelbe ſo verſtändig aufgenommen und ſo wie hier äußerſt nett und fleißig gemalt ſind. Ungleich größeren Kunſtwerth hat deſſelben Künſtlers „Sägemühle im Berner-Oberlande", Nro 24. Wir ſehen hier das Wildromantiſche großartig aufgefaßt und mit einer Meiſterſchaft wiedergegeben, daß es lange und wiederholt unſer Auge feſſelt, und wir es zu den Vorzüglichſten dieſer Ausſtellung rechnen. Der Baumſchlag, das abſtürzende Waſſer — Alles iſt vortrefflich. Noch mehr Beachtung verdient L. Scheins in Düſſeldorf „Waldlandſchaft im Winter", Nro. 42. Dieſes Bild erinnert uns an jene „Winter-Waldlandſchaft" von dem Düſſeldorfer Künſtler Friedrich de Leuw, welche in der erſten Ausſtellung im Jahre 1853 einen ungetheilten Beifall erhielt. Wie in jenem finden wir auch in dem Gegenwärtigen nicht nur eine der Natur in ihren Geheimniſſen abgelauſchte Wahrheit, ſondern auch in der Ausführung eine Meiſterſchaft, die ſich den vorzüglichſten Darſtellungen dieſer Art keck an die Seite ſetzen darf. Die Ruhe und ſcheinbare Erſtarrung der Natur wird von den zwei im Vordergrunde eilenden Wanderern, wahrſcheinlich Wildſchützen, belebt und trefflich charakteriſirt.

(Beſchluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verſendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 2. Sonnabend, den 12. Mai. 1855.

Zur Verständigung.

Wir bedauern es im hohen Grade, unsere Leser schon im zweiten Blatte mit einer unerquicklichen Polemik belästigen zu müssen, indem wir Vorwürfe zurückzuweisen haben, welche der Redakteur der Klagenfurter Zeitung uns mit einer Leidenschaft zu machen für gut fand, deren Grund wir, und wir glauben auch der Leser, in dem Vorworte zu finden außer Stande sind.

Unser Vorwort war eine nothwendige Folge seiner Schlußworte; es war überflüßig, wenn diese es waren, und das waren sie in der That, wenn die Carinthia, wie heute das Feuilleton im vollen Widerspruche mit jenen Schlußworten behauptet, eben einfach nur in dieses umgestaltet, nicht aber aufgegeben wurde. Wenn aber auch ersteres beabsichtigt ward, konnte nicht außerdem noch, gegenüber dem erweiterten politischen Theile, das Beiblatt wie es auch bei andern Zeitungen der Fall ist, beibehalten werden? und wenn der frühere Redakteur es für einen Vortheil der Leser erkannte, desselben als nothwendiger Beigabe losgeworden zu seyn, warum ward es nicht vom früheren wie vom jetzigen Verlage abgesondert herausgegeben? Nun, eben weil weder der Redakteur in Bezug der geistigen noch der Verleger in Bezug der finanziellen Beiträge seine Rechnung finden zu können glaubte. Das sagen ja deutlich die Schlußworte; das eben aber bezweifelt unser Vorwort. Ob wir uns geirrt, wird der Erfolg zeigen; unpatriotisch wenigstens war im schlimmsten Falle unser Irrthum nicht.

Wir haben ferner angeführt, daß ein kleiner Kreis von Vaterlandsfreunden sich nicht mit dem leichten scherzenden Ton befreunden könne, der im Feuilleton (nicht bloß der Klagenfurter Zeitung) angeschlagen wird; haben wir damit behauptet, daß überhaupt kein Patriot sich damit befreunden könne? daß dieser Ton mit Patriotismus unverträglich und an sich tadelnswerth sey? Das nur wäre Beleidigung gewesen. Woher die Gereiztheit, welche die sonst so gesunde Logik jener Feder so gewaltig umstort hat? Nein, wir glauben keineswegs, ein Privilegium auf Vaterlandsliebe zu haben, wir glauben und wünschen vielmehr, daß die durch andere reele Privilegien gesicherte Klagenfurter Zeitung einen weit größeren Kreis warmer Freunde unserer schönen Heimath gewonnen habe, um ihre unter den gegenwärtigen Verhältnißen wahrhaft schwierige, die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigende Aufgabe zu lösen: „die politischen und industriellen, wie die künstlerischen und historischen Interessen Kärntens würdig zu vertreten", in welchem Falle die Vertretung von heute kann morgen schon vergessen seyn wird.

Wir konnten wahrlich keinen Nachdruck auf unsere Vaterlandsliebe legen, denn welcher Kärntner liebt sein Vaterland nicht; aber das Recht, auch unsere Meinung zu haben, und sie äußern zu dürfen, laßen wir uns von der Klagenfurter Zeitung nicht streitig machen, welche unter ihre Vorrechte auch das der Unfehlbarkeit zu zählen scheint, da sie schon in solche Gereiztheit verfällt, wenn ein „kleiner Kreis" ein mißliebiges Urtheil nur anzudeuten wagt.

Wir werden uns nie weigern, mit der Klagenfurter Zeitung in eine Streitsache einzugehen, wenn irgend ein allgemeines zumal heimathliches Interesse gefördert werden kann; ähnliche persönliche Polemik aber, an der das Publikum weder Interesse noch Gefallen finden kann, werden wir mit demselben Eifer zu vermeiden bemüht seyn, mit welchem sie die Klagenfurter Zeitung dießmal aufgesucht hat.

Die Schlange von Reifnitz.

Kärntnerische Sage.

(Fortsetzung.)

2.

Um acht Jahrzehende führen wir unseren freundlichen Leser vorwärts nach dem Abende, dessen letzte Stunden wir eben geschildert haben.

Wieder beleuchten die verglimmenden Scheidelichter eines lieblich gerötheten August-Abends unsern Schauplatz, der aber heute sehr verschieden ist von dem früher beschriebenen, obwohl unsern von diesem gelegen.

Wir stehen am Eingange der Burgkapelle von Reifnitz.

Durch die runden buntgefärbten Gläser der kleinen Spitzbogenfenster fällt ein mildes Halblicht auf das gegenüberstehende nußbraune Wandgetäfel. Den Altar und seine

Digitized by Google

Umgebungen erhellt ein Kranz flammender Wachskerzen, der gelbe Streiflichter haucht auf die Gewinde duftender Waldblumen und auf die frommen goldumlockten Engel- und Heiligen-Gesichter, die aus steifgeschnitzten Gewändern niederschauen.

Eine zahlreiche Versammlung füllt die kleine Halle.

Am geweihten Gottestische steht im kirchlichen Kleide ein ehrwürdiger Mönch aus dem Cisterzienser-Stifte Viktring. Vor ihm auf des Altares Stufen kniet eine liebliche blondhaarige Jungfrau im sittig geschlossenen, von den schlanken Hüften in dichten Falten niederwallenden weißen Kleide. Auf ihren Armen liegt, bis an das kleine schlummernd-lächelnde Seraphskköpfchen in eine Wolke feiner blüthenweißer Schleier gehüllt, ein Kindlein, dessen Haupt, vom lichten Schimmer seidegarten Haares umflort, der Priester eben mit dem heiligen Wasser netzet. Dem holden Frauenbild' zur Seite steht ein grauköpfiger aber noch kräftiger Mann im ritterlichen Gewande, der ernsten wohlwollenden Blickes die entblößte Rechte auf den kleinen Täufling legt.

Dicht hinter dieser anziehenden Gruppe sehen wir einen hochgestalteten jüngeren Ritter auf den Knieen liegend in andächtigem Gebete. Ein dunkelblaues Sammetwamms legt sich geschmeidig um die wohlgeformten Glieder; ein kurzer Mantel von gleicher Farbe faltet sich über Rücken und Schultern. Volles hellbraunes Ringelhaar umwallt die hohe offene Stirn; das milde blaue Auge, aus dem die Inbrunst des Gebetes leuchtet, bleibt gleichwohl, — fast wie unbewußt und unwillkührlich, — mit dem Ausdruck liebevollen innigen Wohlgefallens minutenlange auf dem zarten neugebornen Wesen haften, dem am Altare die heilige Kirche ihren mütterlichen Schooß erschließet.

Das helle Morgenroth der ersten Vaterfreude glänzt auf seinem Antlitz; wir irren nicht: sein ist das Kindlein, das dort an der Brust der jungfräulichen Pathe schlummert.

Um dieses Bild, so rein und lieblich wie die Schöpfung eines alten Meisters, schließt sich gleich einem buntbekränzten Rahmen ein lichter Kreis festlich-geschmückter Frauen, in allen Alterstufen von der aufblühenden rosenwangigen Jungfrau bis zur mütterlichen mildblickenden Matrone, in wallenden Gewändern aus Sammt und Seide, mit köstlichem Geschmeid' und frischen Blumen, und hinter ihnen stehen ernste kräftige Männer, hier volles nächtiges Gelocke, dort der Schnee des Greisenalters auf dem Haupte schimmernd, — freundliche Nachbarn und Verwandte, die an dem Glücke des jungen Elternpaares sich erfreuen, und den Gottesfegen begrüßen helfen, der in dieses Haus gekommen.

Die heilige Taufhandlung ist beendet. — Wir wollen auf einen Augenblick noch in die kleine Kammer hier neben treten, zu der die Thüre nächst der Kapelle führt. Da finden wir auf dem kunstvoll geschnitzten, von gedrehten Säulenfüßen getragenen Pulte ein aufgeschlagenes Buch mit pergamentenen Blättern, in schwere mit Messing beschlagene Holzdeckel gebunden, — es dürfte wohl die Chronik dieses edlen Geschlechtes seyn, — und auf dem letztbeschriebenen Blatte steht zu lesen: „Am Tage St. Thimotei nach Christi Geburt Dreizehnhundert und darnach im zwei und achtzigsten Jahre ward dem edlen ehrenvesten Herrn Eckehard von Reifnitz von der edlen Frau Brigitta, seiner Hausfrau, ein Töchterlein geboren, und Tags darauf getaufet mit dem Namen der heiligen Ludmilla. Deß waren Zeugen der edle ehrenveste Herr Ortolf von Rase, und die ehrbare Jungfrau Ulrika, seine Tochter."

Die alten Ahnenbilder in der Speisehalle zu Reifnitz schauten an dem Abende, dessen Beginn der Leser mit uns in der Burgkapelle zubrachte, auf eine recht fröhliche Gesellschaft nieder.

Auf der langen Tafel aus Eichenholz, die heute mit schneeweißen Linnen-Geweben bedeckt war, standen schwere blankgescheuerte Zinnkannen und silberne Mundbecher in langen schimmernden Reihen, und drinnen funkelte es goldig, und warf tanzende Spiegellichter auf die Spitzbogen der Saaldecke. Neben süßem dunkelrothen Italiener-Weine, auf Saumthieren über die Berge hereingetragen, harrte der kräftige Rebensaft aus der Steiermark der lobenden Gäste, und auch der Name der lieben Heimath fehlte nicht im Bunde der Sorgenbrecher; denn neben den feurigen Nachbarn leuchtete gar lieblich das helle Traubenblut aus den Weinbergen von Sounegk durch die perlenden Schaum-Kröneln, die an den Rändern der Pokale in schillernden Regenbogenfarben blitzten.

In der Mitte dieser edlen Paladine dufteten die Prunkstücke der Küche: der mächtige braungeschmorte Hirschbraten neben köstlichem Hochgefieder, und auf der grünbekränzten Schüßel die blauende rothgesprenkelte Forelle, der gelbe Lachs, und der riesige Welss aus den nächtigen Tiefen des Werder-See's.

Der Anblick dieser Herrlichkeiten und der Vorgeschmack so lieblicher Genüße wirkte sichtlich erregend auf Herrn Eckehard's Gäste, die nun nach beendeter Taufeier im heitern Getümmel hin- und wiederfliegender Scherzreden, lustigen Gelächters und gemüthlicher Zwiesprache sich anschickten, dem Festmahle die gebührende Ehre und Theilnahme widerfahren zu lassen.

Neben dem freundlichen Hauswirthe hatte das Pathenpaar Sitz genommen, und von diesen ab reiheten sich an beiden Seiten des Tisches abwechselnd Männer und Frauen wie ein wohlgeordneter zierlicher Kranz, zwischen dessen dunkelndem Laubgrün helle Blumenaugen lächeln.

Durch das Gesurre und Geschwirre, Klappern und Klingen der entfesselten Tafelfreuden tönte jetzt der kräftige Ruf des Ritters von Rase, welcher seinen Becher auf das Wohlseyn der kleinen Ludmilla leerte, und darauf herzliche Worte an den freudeseligen Vater richtete, die aber bald überläubt wurden von der brausenden Fluth der Glückwünsche, welche von allen Lippen strömten, und von den schrillenden Tönen der Pokale und Humpen.

Digitized by Google

Als wieder mehr Ruhe eingetreten war, und, wie dem abziehenden Gewitter das Wetterleuchten, dem Beglückwünschungs-Sturme nur noch vereinzeltes tischnachbarliches Zutrinken und da und dort ein scherzhafter Trinkspruch folgte, nahm Ulrika von Rase die Ansprache ihres Vaters an Herrn Eckehard wieder auf.

„Die liebe Kleine“ sagte sie freundlich, „schläft wohl schon recht süß nach all' den überkommenen Mühen der langen Feier! Wie frene ich mich schon auf morgen, da Ihr so gütig seyd, für heute Nacht uns zu beherbergen. Da will ich erst mein holdes Pathenkind nach Herzensfreude küßen und schaukeln! — Und auch die wunderschöne Wiege will ich morgen mir erst recht beschauen; sie dünkt mir in der That ein Meisterstück!“ —

„Das ist sie auch,“ entgegnete Herr Eckehard; — „und darum möcht' ich auch dem guten Christoph, meinem treuen Hausvogt, der mein theures Kind mit diesem Werke seiner kunstgeübten Hand so lieberoll beschenkt hat, um keinen Preis die Kränkung anthun, Ludmillen nicht darein zu betten, obschon, ich muß es Euch gestehen, beim ersten Anblick dieser Wiege mich ein unheimlich Gefühl, — ein Grauen fast ergeiffen hat.“

„Die Eiche, aus deren Holze Christoph sein Kunstwerk fertigte, ward vor zwei Monden bei dem großen Hochgewitter, das in mitternächtiger Stunde so schreckenvoll vom St. Ulrichsberge her über den See zog, vom Blitzstrahle niedergeworfen.“

„Es war ein schöner kräftiger Baum; hart an der Gränzmark stand er in meinem Forste jenseits des See's, wo er an das Waldgebiet des Leonsteiners rainet, und wohl mehr als sechzig Jahresringe wies der Stamm, wie Christoph mir erzählte.“

„Nun seht, als heute vor der Taufe dieser mir die Wiege brachte, kam unwillkührlich mir die finstre Macht zu Sinne, deren Hand in jener grauenvollen Wetternacht die edle Eiche fällte; ein jäher Schrecken aber goß sein Eis mir in die Glieder, als ich das schöne Schreiner-Kunstwerk näher beschaute, und das seltsam verschlungene Geäder sah, das schlangengleich in dunklen Windungen sich durch die Seitenwände hinzieht, in dem Getäfel aber an der Wiege Häupten mit solcher Wahrheit die eckelhaften Ringe einer Schlange zeichnet, als habe eines Malers Hand das häßliche Gezücht mit Vorbedacht dort abgebildet!“ —

„Ihr werdet das Grauen, das mich überfiel, nicht befremdend finden, wenn Ihr höret, daß an die Vorzeit unseres Hauses eine wunderbare Mähre sich knüpft, die wohl geeignet ist, dieß widrige Gewürm für uns zum Gegenstande so absonderlicher Furcht zu machen. Ich fand die Sage in der alten Chronik der Reifnitzer aufgezeichnet, und kannte sie als Knabe schon aus der Erzählung meines Vaters. — Ei, wie schade ist es, daß der ehrwürdige Pater Bernhard von der Taufe weg zu einem Kranken abgerufen wurde! Ich hätte ihn gebeten, uns das Kapitel aus der Chronik vorzulesen. — Doch wenn Ihr freundlich Nachsicht tragen wollet mit dem wenig kundigen Leser, so will ich es versuchen.“

„Geh, Guntram,“ rief er Einem der anwesenden Knechte zu: hole mir das alte Buch aus dem Gemache neben der Kapelle!“ —

„Die Schlange, von welcher Ihr aus der Chronik hören werdet,“ fuhr er zu seinen Tischnachbarn fort, „verläßt, wie man erzählt, Einmal in jedem vierzigsten Jahre, und zwar in einer Vollmondnacht, ihren unterirdischen Verbannungsort. Ich selbst erinnere mich aus meinen Kinderjahren eines alten Försters aus dem Kloster Viktring, der in seiner Jugend einmal sie zu solcher Zeit gesehen, und von dem Bilde dieser furchtbaren Erscheinung lebenslang gequält wurde.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellung in Klagenfurt.

(Fortsetzung.)

Das Genrefach wird durch acht Bilder vertreten, wovon mehrere nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit verdienen. Nro. 1 „Nach der Falkenjagd“ von A. Seel in Düsseldorf; Nro. 2 „Ruhende Räuber“ von J. Meyer in Salzburg; Nr. 8 „Abend in einem österreichischen Dörfchen“ von Rudolf Swoboda in Wien; Nro. 20 „das verdorbene Ei“ von F. Verheiden in Brüssel; Nro. 23 „Mädchen mit Kirschen“ von Henriette Pacher-Kärgling in Wien; Nro. 27 „Mildthätigkeit“ von Eduard Ritter; Nro. 32 „das wohlthätige Waisenmädchen“ von H. van Hove in Haag, und Nro. 41 „Aus dem Leben eines Bajazzo“ von Alois Schön in Wien. In Nro. 2 ist Alles auf Lichteffekt berechnet. Nro. 8 kann die uns schon bekannte Manier dieses Malers nicht verläugnen. Bei Nro. 20 muß man über die Entdeckungsmiene des Kochkünstlers unwillkührlich lächeln, so wie über die Idee, ein solches Objekt zum Gegenstande eines Bildes zu wählen. Nro. 32 ist mit holländischer Nettigkeit des Details behandelt, nur fällt die Kleidung des Mädchens auf, die bei uns wohl Sträflinge tragen — aber für eine Waise nicht zart gewählt ist — doch ländlich, sittlich! — Aus Nro. 23 blickt uns ein naturfrisches Kind entgegen. Der Maler von Nro. 27 ruht schon im Grabe, wird aber durch seine aus dem täglichen Leben mit vieler Gemüthlichkeit und Wahrheit genommenen Scenen noch lange im Gedächtniße der Wiener leben, und uns seinen frühen Verlust bedauern machen. Nro. 1 erinnert an die französische Schule; doch die Ruhe, die in der gesammten Darstellung herrscht, der Fleiß, der auf alle Nebendinge angewendet wurde, verräth den ruhigen Deutschen, der sich die Vorzüge der überrheinischen Schule zwar eigen gemacht, aber alles Leichtfertige derselben vermieden hat. Alles hat in diesem Bilde Körper und trennt sich von einander ab, das wir nicht

Digitized by Google

anstehen, dasselbe als das vollendetste Genrebild zu bezeichnen. — Wir kommen nun zu einem Bilde, das uns ein Stück aus der Schatteuseite des menschlichen Lebens mit tiefempfundenem Verständniß überraschend vor das Auge führt. Die ganze Figur des die Noth seiner Familie vor Augen habenden Bajazzo, den das außen versammelte Publikum schon erwartet, um sich an dessen Späßen zu ergötzen, indessen das Weib nur trockenes Brod dem hungernden Kinde geben kann, — die Mahnung des jungen Künstlers, seines Sohnes, — der vor der Thüre mit der zusammenrufenden Trommel beschäftigte Prinzipal, — das kranke Kind mit der leidenden Miene im Bette, — der überall umherliegende zum sauern Broderwerbe nöthige Tand und Flitter — Alles ist so lebendig und bedeutungsvoll vor das Auge gestellt, daß man (hie und da vielleicht mehr Kraft in den Schattenpartheien wünschend) dem Bilde seinen Beifall nicht versagen kann. Es verdiente vom Wienerkunstvereine zur Verlosung angekauft zu werden, um so mehr, da der Künstler ein Oesterreicher ist.

Unter folgenden Thierstücken: Nro. 6 „Pferd im Stalle“ von J. Moerenhout in Haag; Nro. 13 „Wildschenne zur Zeit der Fütterung“ von C. Beckmann in Düsseldorf; Nro. 26 „Wandernde Heerde“ von F. C. Lachenwitz in Düsseldorf; Nro. 28 „Katzenfamilie“ von J. Köller in Wien, und Nro. 39 „Kühe und Schafe“ von E. Verböckhoven in Brüssel — verdient das Letztere unstreitig den obersten Rang, und gehört zu dieses Meisters gelungensten Bildern. Schon der Preis dieses kleinen Gemäldes, 900 holl. Gulden, muß auffallen, wird aber nicht befremden, wenn wir die Meisterschaft desselben mit in Anschlag bringen. — Wahr und befriedigend ist auch „das Pferd im Stalle.“ — Von größerem Umfange und einer näheren Betrachtung werth sind Nro. 13 und 26. Das Düstere des Waldes im ersten, das durch die gewählte Jahreszeit noch vermehrt wird, entfernt von dem allseitig zur Fütterung herbeieilenden Edelwilde jede Scheue, und wir erblicken dasselbe in all seiner Eigenthümlichkeit, im ungebundenen Naturzustande. Die Mannigfaltigkeit der Thiergruppen, die ungezwungenen Stellungen und Wendungen sind ein redendes Zeugniß vom fleißigen Studium der Natur dieses schönen stolzen Hochwildes. — Noch anziehender, so wohl in glücklicher Auffassung der verschiedenen Thiernaturen wie in der Ausführung scheint uns Nro. 26 zu seyn. Die Gruppe zur Rechten des Beschauers mit dem Manne ist besonders lebendig gehalten, so wie man der ganzen Darstellung beinahe eine historische Deutung geben könnte. — Auch Nro. 28 wird seine Liebhaber finden, wie es auch vom Wiener Kunstvereine zur Verlosung angekauft wurde.

Unter den sechs Bildern, die sich Architektonik, zum Studium machten: Von Carlo Canella in Mailand „Inneres einer Kapelle“ Nro. 9, und „Parthie aus dem Mailänder-Dome“ Nro. 16; von A. Eversen in Amsterdam zwei „Stadtansichten“ Nro. 29 und 33; von Karl Springer in Amsterdam „Stadtansicht“ Nro. 17, endlich von G. Pulian in Amsterdam „Dorf an der oberen Mosel bei Gewitter“ Nro. 43 — sind die von Eversen und Springer sowohl durch Perspektive als Technik hervorragende Bilder; mehr wohl aber fesselt Nro. 43 durch eine die Empfindung wohlthätig ansprechende Weichheit, durch eine sorgfältige Ausarbeitung und seltenen Farbenschmelz. Es wird bei einer aufmerksamen Betrachtung gewiß Keiner sich von diesem schönen Bilde ohne volle Befriedigung entfernen, denn es weht ein poetischer Hauch über dasselbe.

E. Kosters aus Amsterdam „Stromansicht bei Rotterdam“ Nro. 30, die man zu den Marinen rechnen kann, verkündet eine lobenswerthe Sicherheit in der Auffassung und Ausarbeitung, wird aber von Nro. 19 weit übertroffen. A. Hulks „bewegte See“ ist eine durch die Durchsichtigkeit der Meereswogen beson. im Vordergrunde gelungene Marine und ein Uebergang zu dem zwar düstern aber herrlichen Bilde: „Brandung an der Küste Istriens“ von Fritz Zahn in München Nro. 11. Wer je die ganz eigenthümliche Färbung des Meeres an der Küste Istriens, wenn auch mit spiegelglatter Fläche sah, und sich der häufigen Klippen erinnert, die bei hoher See von den Wogen umschäumt werden, wird über das Gelingen staunen, wie dieses im genannten Bilde wiedergegeben ist.

In die eigentliche Kategorie „des Stillebens“ gehört das einzige Bild von Adalbert Schäfer in Wien, „Küchenstilleben“ bezeichnet, Nro. 34. Mit gleichem Fleiße und täuschender Aehnlichkeit der portraitirten Gegenstände, wie jenes „Stilleben“ von demselben Künstler in der vorjährigen Ausstellung, sehen wir das Gegenwärtige ausgeführt und es wird den bessern dieses Faches nicht nachstehen dürfen.

Bevor wir zu den historischen Gemälden übergehen, dürfen wir ein Bild nicht vergessen, dem vielleicht von Manchem nicht die Aufmerksamkeit geschenkt wird, die es im hohen Grade verdient, nämlich „Alpenblumen“ von dem Wienerkünstler Theodor Petter, Nro. 40. Der Freund der Alpennatur und ihrer herrlichen Flora wird demselben seine Bewunderung nicht versagen können, mit welcher Treue und mikroskopischer Genauigkeit und Umsicht die Alpenkinder in der natürlichen Größe hier auf die Leinwand hingezaubert sind. Wir sehen hier das Alpenröslein (Rhododendron hirsutum), keulenblättrigen Steinbrech (Saxifraga cuneifolia), Habichtskraut (Hieracium aurantiacum), Glockenblume (Campanula), Edelweiß (Gnaphalium Leontopodium) etc. etc.

Dieses kleine Bild würde eine Zierde jeder Gemäldesammlung seyn, und Jeder, besonders der Botaniker, dem das Glück dasselbe zutheilt, wird dem Kunstvereine in Wien für den bereits geschehenen Ankauf desselben den wärmsten Dank zollen.

(Der Beschluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 3. Sonnabend, den 19. Mai. 1855.

Das Jahrbuch des naturhistorischen Museums von Kärnten.

Wir glauben nur eine Pflicht zu erfüllen und thun es mit wahrer Freude, indem wir unsern Lesern über eine literarische Erscheinung berichten, welche unserer Heimath zur Ehre gereicht und auch außerhalb derselben vielfache Anerkennung gefunden hat. Wir meinen das Jahrbuch des naturhistorischen Museums von Kärnten. Schon das stäte Erscheinen dieses Jahrbuches, wovon bereits der 3. Jahrgang vorliegt, zeigt von der nachhaltigen Wirksamkeit dieses heimathlichen Institutes, es ist aber auch geeignet, einerseits die ungewöhnlich große wachsende Zahl heimischer Förderer und Freunde der Naturwissenschaften, anderseits den Reichthum an seltenen Schätzen der Natur darzuthun, welche unsere Heimath birgt.

Dieser Jahrgang enthält 5 Abhandlungen, deren erste den Schluß der im vorjährigen abgebrochenen „Flora von Kärnten“ von C. Josch enthält. Wir beziehen uns auf das hierüber schon in unsern vorjährigem Berichte Bemerkte und müssen es uns versagen, auf den Reichthum seltener, Kärnten ausschließlich oder vorzugsweise eigener Pflanzen hinzudeuten, welche auch in dieser Abtheilung aufgeführt sind. Wenn wir aber z. B. neben der weltberühmten **Wulfenia carinthiaca**, ein **Cirsium Pacheri** und **Taraxacum Pacheri** (2 von Pfarrer Pacher, ersterer auf den Zladnig-Alpen, letztere am Salmgletscher entdeckte und ihm zu Ehren so benannte Pflanzen) aufgeführt finden, so muß es uns freuen in dieser Thatsache die Bestätigung zu finden, daß auf den Höhen unserer Alpen, seit Wulfen, Hohenwart, Rainer, West u. a. zuerst ihre reiche Pflanzenwelt durchforscht, noch immer würdige Nachfolger sich einfinden und nach den zarten Pflänzchen spähen, die oben auf kalter sturmumbrauster Höhe ihre ephemere Blüthe entfalten. — Josch hat in dieser seiner (auch als besonderer Abdruck künstlichen) „Flora Kärntens“ dem Lande in der That eine werthvolle Gabe dargebracht.

Die zweite Abhandlung führt uns in eines der abgelegensten Thäler Kärntens, indem uns in derselben P. Kohlmayer die **Flora der Umgegend von Kauing** vorführt. Mit rechtzeitiger und anziehender Schilderung dieser so wenig bekannten Gebirgsgegend lernen wir auch hier eine ungeahnte Fülle seltener Pflanzen kennen und finden noch außerdem am Schlusse sehr werthvolle Beigaben, indem von den gewöhnlichsten Pflanzen die Zeit des Eintretens gewisser Entwicklungs-Phasen mit den diese vorzüglich bedingenden klimatischen Elementen verzeichnet sind.

Die Käfer der Umgegend von Ferlach, also der alpinen und subalpinen Region der Kalkalpen, von Johann Schaschl, werden uns in der 3. Abhandlung aufgeführt, und der Reichthum derselben an animalem Leben auf eine wahrhaft überraschende Weise dargethan. Am Schlusse finden wir jene Species angeführt, welche ausschließlich nur in Kärnten vorkommen.

In der folgenden Abhandlung liefert J. Prettner einen weitern Beitrag zur Klimatologie der Alpen in dem Gesetze der Vertheilung der Niederschläge und ihrer Einflüsse auf die Wasserstände des Drauflußes. Wir heben daraus das allgemein interessante Ergebniß hervor, daß diese Wasserstände nicht von den Regenmengen allein, sondern vorzüglich von dem Temperaturgange abhängig sind, indem die in den heißen Sommermonaten durch Abschmelzen der Gletscher zugeführten Wassermengen gerade zu den Zeiten, wo andere Flüsse wasserarm sind, hohe Wasserstände erzeugen, wie dieß im trockenen Sommer 1853 (dem trockensten seit 1826) der Fall war. — Im zweiten Absatze finden wir aus dem neuesten Werke der Herren Schlagintweit interessante Beiträge über Vertheilung der Luftwärme nach den in Kärnten angestellten Beobachtungen.

In der Schlußabhandlung hat der Herr Custos Canaval alles bisher über das Vorkommen von Vanadin bekannt Gewordene zusammengestellt und theilt seine Untersuchung über ein als Braunbleierz von der Obir eingesandtes Mineral mit, nach welchem dieses vanadinsaure Bleioxid mit Chlorblei und dem mexicanischen Vanadinit ähnlich zusammen gesetzt ist.

Wir finden also in diesem neuen Jahrgange wieder neue Forschungen, wir finden neue Zweige der Naturwissenschaften vertreten; er liefert wieder neue werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Natur unseres Heimathlandes; das Museum schreitet also rüstig fort in Erfüllung seiner Aufgabe, allmählig eine wissenschaftliche Durchforschung Kärntens zu bewerkstelligen. Daß es demselben aber auch gelingt, Interesse und Eifer für Naturwissenschaften anzuregen, zeigt die Reichhaltigkeit der Vorträge in den Abendversammlungen, so wie die wachsende Theilnahme, welche diese im vergangenen Winter gefunden.

Digitized by Google

Diese naturwissenschaftliche Thätigkeit Kärntens wurde auch vielfach schon rühmend anerkannt, und so z. B. in der Sitzung der geolog. Reichsanstalt vom 7. Nov. v. J. (siehe Wiener Zeitung vom 17. Nov.) besprochen und der „Bestrebungen des im Museum vereinten Kreises naturwissenschaftlich gebildeter Männer gedacht, wie manche größere Stadt der Monarchie einen solchen nicht aufzuweisen habe.“

Die Schlange von Reifnitz.

Kärntnerische Sage.

(Fortsetzung.)

Der Diener kam zurück, und brachte Herrn Eckehard die Chronik. Dieser begann zu lesen:

— „Herr Cholo von Reifnitz, der Erbauer „dieser Burg, hatte nebst dreien Söhnen eine Tochter, „Namens Jutta, so in früher Jugend schon durch ihre „holdselige Gestalt und Antlitz männiglich entzückte. Ihre „Schönheit war, als sie zur Jungfrau herangereifet, so wun„derbar, daß man sie allenthalben nur „Schön Jutta“ „hieß, und aus fernen Landen sogar Ritter und Edle „gezogen kamen, sie zu sehen und um ihre Minne zu „werben.“

„Es wohnte aber in diesem von Gotteshand mit „solcher Wohlgestalt begabten Leibe eine gar stolze hof„färtige Seele, die der Liebe und Sanftmuth wie jeder „Tugend verschloßen war, und keine größere Lust und „Freude kannte, als Andern Qualen und Verfolgung zu „bereiten.“

„Mit Spott und Hohn trieb sie die edlen Freier, „nachdem sie ihnen viel harte Proben auferlegt, von dannen, „daß die schwer Getäuschten, statt mit süßem Minnesolde, „mit Verwünschungen und Haß von hinnen ritten.“

„Absonderlich verübte sie gottlosen und grausamen „Kurzweil mit den Armen und Siechhaften, die, um Hilfe für „ihre Nöthen und Gebreste flehend, zum öftern gen „Reifnitz kamen, allwo sie sonst wohl tröstliches Gehör „und liebreiche Gewährung ihrer Bitten fanden, jetzt aber „von dem hartherzigen Fräulein nur mit allerlei Gespötte „aufgenommen, wohl auch mit Schimpf und bösem Droh„wort' sonder Erbarmen aus der Burg gestoßen, ja zu nicht „seltnen Malen gar mit Hunden fortgehetzet wurden, so, „daß sie jammervoll blutigen Leibes und fast todt vor „Schrecken von hinnen flohen.“

„Eines Tages begab es sich, daß „Schön Jutta“, „wie sie nicht selten zu thun pflegte, nur von einem Jagd„buben und ihren zwei großen Rüden begleitet, hinab an „den See ritt, um dort nach Wassergefieder zu jagen, und „unfern der Kapelle von St. Margareth einem alten „Mönche begegnete, der fürbaß ziehen wollte. Es war „ein Layenbruder aus dem Kloster Viktring, welcher von „seinen Oberen gen Arnoldstein gesendet worden war, und „auf der Heimkehr in dem Kirchlein zum Gebete einzu„kehren dachte.“

„Da ritt das Fräulein im bösen Uebermuthe hart „an ihn heran, und versetzte mit dem Reitgertlein ihm „einen derben Schlag über den Rücken, also spottend: „Trägst Du den Sündensack zur Kirche, alter Gleißner? — „Dann magst Du meiner Sünden auch mit einem Stoß„gebet gedenken!“

„Der Bruder gab dem frechen Schimpfwort' nur „einen ernsten strafenden Blick zurück, und stieg schweigend „die Treppe zur Kapelle hinan.“

„Darob entbraunte die stolze Maid in wildem Zorne. „Kennst Du die Ehrfurcht nicht, Du eckler Wicht! „die Du dem Edelfräulein schuldest?“ schrie sie dem Alten „nach, und hetzte mit hellem Ruf' das grimme Rüdenpaar „auf ihn, das alsbald ihn mit wüthendem Geheul' zu „Boden riß, daß er mit blutigem zerfleischten Schädel „rücklings hinabschlug über das Gestein der Treppe, und „bald darauf den Geist aushauchte.“

„Als er das halbgebrochne Aug' im Sterben noch„mals zu dem Fräulein wendete, und auf dem stolzen „Antlitze statt Reu' und Mitleid nur den kalten Hohn „gewahrte, da löste mit der letzten Kraft der schauerliche „Fluch sich von den bleichen Lippen: „Fahr' hin, verstocktes „Weib, im Gräuel Deiner Sünden! Der giftgeschwollne „Leib der Schlange sey fortan die Wohnung Deiner Seele, „und sonder Ruhe sollst Du weilen hier am Orte Deines „Frevels! — — Und weil Du, die das Glück mit allen seinen „Gaben überhäufte, Deinen Nebenmenschen zu Leid und „Qualen lebtest, so sollst Du büßend der Erlösung harren, „bis ein Weib aus Deinem Stamme kömmt, in deren „schuldlos Herz das Unglück seine herbsten Leiden senket, „die — alles Glückes bar — ein guter Engel — segen„spendend auf der Erde wandelt!“ —

„Jutta verharrte in ihrem gottlosen Lebenswandel. „Nach dreien Monden aber fiel sie in ein schweres Siech„thum, und sie erstand daraus nicht wieder, und endete „nach wenig Wochen ohne Reu' und Buße ihr sündhaftes „Leben.“ —

„Als sie begraben worden, in der Nacht darnach, „ersah ein Fischer, der im Vollmondsscheine an den See „ging, im Gestein des Felsens, worauf das Kirchlein von „St. Margareth erbauet, eine Kluft, die früher Niemand „dort gewahret hatte, und davor lag in dem dunklen Laub' „ein großes Schlangenthier so fürchterlichen Anblick's, „daß der Mann vor Schrecken schier des Todes war, und „zitternd heimwärts floh zu seiner Hütte.“ —

„Das ist das Edelfräulein aus der Burg zu Reifnitz, dem Gott genade mit Erlösung!“ — — —

Am selben Abende, da Herr Eckehard mit seinen Gästen bei dem frohen Taufmahle saß, lag Frau Brigitta

Digitized by Google

in der stillen Kammer einsam aber seligen Gemüthes; denn neben dem hohen Himmelbette in der kunstreich geschnitzten Wiege schlummerte auf weichen Polstern das theure Pfand des Himmelssegens und des süßen Mutterglückes.

Ein milder Dämmerschein war ausgegossen in die kleine trauliche Stube. Vom Deckgetäfel schwebte der sanft leuchtende Lampenstern, und zitternde Lichtwellen flossen daraus nieder, anschwellend und erbleichend, wie in leisen Athemzügen die kleine Flamme sich hob und senkte. Durch die halb geöffneten Fensterbehänge schaute das glänzende Angesicht des Vollmondes hereiu, und zeichnete helle Streifen auf den Fußboden und zwischen die dunklen Schatten der hochlehnigen Stühle und der düstern breiten Schränke, die an den Wänden standen.

Draußen war es fast eben so still, wie im dämmerigen Gemache. Wald und Flur, und die blumige Wiese, und die kleine Hütte drüben am Buchengehege lagen geschwisterlich in tiefer Ruhe in den Armen der sterngekrönten Nacht, und nur der Wind ging einsam durch die Wälder, und schüttelte spielend da und dort die Föhrenwipfel und das dunkle Gezweig der Tannen.

Brigitta war schlummernd zurückgesunken auf die schwellenden Kissen, und der Traumengel begann allmählig seine bunten glänzenden Fittiche vor ihrer Seele zu entfalten.

Plötzlich dünkte ihr, als walle ein seltsam-fremdartiger Schimmer um die Wiege der kleinen Ludmilla, und mit tödtlichem Entsetzen gewahrte sie eine große gelb und braun gefleckte Schlange, die sich langsam vom Boden erhob, und, an der Wiege auf den letzten Ringen ihres Leibes aufgerichtet stehend, mit leuchtenden ruhigen Augen das schlummernde Kind anschaute.

Furchtbare Angst umkrampfte fast erstickend die Brust der armen Mutter; sie wollte schreien, — aber wie gelähmt versagte ihr die Zunge jeden Dienst; — sie strebte sich aufzuraffen, — doch sie vermochte nicht, die eisigkalten starren Glieder zu bewegen, und der Arm, den sie ausstrecken wollte, das Ungethüm von ihrem Kinde abzuwehren, blieb schwer wie Blei und ohne Regung liegen. —

Schon fühlte sie die Finsterniß der Ohnmacht ihren Sinnen nahen, da goß ein neues Schauspiel wieder Lebenskraft in ihren Körper, der, zum Tod' ermattet, der Folterqual der Angst schon fast erlag: stückweise schien die Haut herabzufallen, und aus der eckten Hülle stieg eine Frauengestalt empor, wachsbleichen Angesichtes, doch von wunderbarer Schönheit; aus dem dunklen faltigen Gewande strekte sich der marmorweiße Arm, wie zum Gebet verschlangen sich die zarten kleinen Hände, und, das große dunkle Auge zärtlichen Blickes auf das Kind geheftet, das im süßen Schlafe freundlich lächelte, beugte sie sich nieder zu der Wiege, — da löste sich des Krampfes Fesseln Brigitta's Brust, — ein greller Schrei entrang sich ihren Lippen, und — sie erwachte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Drau.

Die Drau durchfließt das Kärntnerland
Vom Abend gegen Morgen,
Ihr unbezähmter Uferstand
Macht oft des Landmanns Sorgen.

Vom hohen Nachbarland Tirol
Begrüßen ihre Wellen
Das kleine Kärnten lieberoll
Im luftgen Tanz, im schnellen.

Die Drau ist jenes feste Band,
Das die Natur gegeben
Als ihrer Liebe Unterpfand,
Verbindung zu erstreben.

Die Drau ist der Verkehrskanal,
Zu werthen, was wir haben,
Vom Oberlande hin zum Thal,
Was wir aus Bergen graben.

Die Drau trägt manchen werthen Floß
Auf ihrem nassen Rücken
Dem Osten zu — doch dahin bloß,
Mehr — Andre zu beglücken.

Des Landes Reichthum trägt die Drau
Hinab zu fernen Reichen,
Doch was uns fehlt zum Lebensbau —
Naht auf der Achse Streichen.

Doch wirket einst des Dampfes Kraft
Dem Strome auch entgegen —
Wird ihm der Wirbelkamm entrafft,
Dann bringt die Drau uns Segen.

Die Wechselwirkung gleichet aus:
Was wir der Aerne geben,
Kommt nun zurück in's eig'ne Haus,
Erleichtert uns das Leben.

Die Drau wird dann der Lebensfluß
Der treuen Kärntner-Marken,
Dann segnet sie der Heimath Gruß
Im wachsenden Erstarken.

Geschrieben im August 1854.

Kunstausstellung in Klagenfurt.

(Schluß.)

Was wir in allen bereits bei uns stattgefundenen Kunstausstellungen nicht sahen, sehen wir gegenwärtig zum erstenmale, ein Portrait und zwar ein beifallswürdiges; wir sind dafür gewiß dankbar, und hoffen dadurch die Bahn gebrochen, auch künftig dergleichen künstlerische Arbeiten zu sehen, wie es in Wien, Graz und den andern Städten, die sich dem Wienerkunstvereine verdienstlich angeschlossen haben, immer geschehen ist. Der uns aus frühern Tagen bekannte Künstler, Joseph Tuner, nun Galeriedirektor in Graz zeigt uns in diesem „Damenbildniße", Nro. 5, seine Virtuosität in Zeichnung und Colorit, besonders durch die Weichheit der Carnation, und durch die Behandlung der Kleidungsstoffe, und wir wünschten sehr, bei einer der nächsten Ausstellungen einige der, wenn auch aus früherer Zeit, aber gewiß werthvollen histerischen Gemälde Tuners, die sich in

Digitized by Google

unserer Stadt und Umgebung befinden, ausgestellt zu sehen, dem der Künstler gewiß seine Zustimmung nicht versagen wird.

Unter den „historischen Gemälden“ nennen wir zuerst die Weisheit verkündende „Sybille“, von der Contessa Barbara Salina, geborenen Marchesa Amorini Bolognini. Dieses Bild versetzt uns in die Zeit der ältern italienischen Schule. Eine richtige Zeichnung, breite Behandlung, großartiger Faltenwurf in der Kleidung sind die Vorzüge desselben. Der Kopf erinnert an Julio Romano's Portrait der Beatrix Cenci in Rom.

Am meisten Interesse erweckt bei jedem kunstfreundlichen Beschauer das Gemälde Nro. 36, bezeichnet „Priesterpflicht“ von K. J. Litschauer aus Wien in Düsseldorf. In welche Zeit und in welches Land die dargestellte Scene zu setzen sey, hierüber sind die Meinungen verschieden. Einige denken dabei an die früheren Schweizerunruhen; andere betrachten es bloß als einen Räuberüberfall; wieder andere sehen sich in die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurück versetzt, und haben am meisten Gründe für sich. Nach dieser Meinung ist es der Ueberfall, die Zerstörung und Plünderung eines Mönchsklosters. Obschon nach gleichem Ziele strebend, die anders Glaubenden zu bekriegen, ihre Besitzungen zu zerstören und dabei reiche Beute zu machen, erwacht doch der angeborene Glaube der Kindheit in einigen der Krieger, als der Priestermönch (Dominikaner?) den Kelch mit den consekrirten Hostien mit Gefahr seines Lebens zu schützen sucht. Ein Krieger liegt bereits todt als Opfer des sich tief vor dem Allerheiligsten beugenden Kameraden. — Der Priester nimmt die Mitte des Bildes ein, sein Blick ist nach oben gerichtet und seine Hände halten beinahe krampfhaft das heilige Gefäß. Seine Gestalt drückt den geistigen Kampf aus, vertrauend auf des Höchsten Schutz, und erweckt beim gläubigen Beschauer heilige Rührung. Dem Künstler ist es gelungen, den verständig gruppirten Kriegern den passenden Ausdruck zu geben. Rauch und des Feuers Widerschein füllt zum Theil die hintern Räume des Gebäudes, und herabfallende Holzbrände haben die umherliegenden geistlichen Bücher in Flammen gesetzt — — es ist überhaupt ein Bild voll Leben und zeigt ein unleugbares Talent, das in der Historienmalerei einst eine bedeutende Stufe erreichen kann.

Aquarellgemälde sind fünf, zwei von Ján Novopaëky in Wien: „Mädchen aus Ischia“ Nro. 45, und „Pilgerin aus Sonino“ Nro. 47; endlich drei von Heinrich Stohl aus Wien in Venedig: „Studienkopf, ein Gondelführer“ Nro. 44; „Studienkopf, ein Mädchen“ Nro. 48, und der Brunnen im Dogenpallaste in Venedig „Nro. 46. — Des Ersteren Aquarelle haben den Vorzug und erfreuen sich des Beifalls jedes Kunstkenners — Nro. 45, den ersten Rang einnehmend, wurde auch bereits hier angekauft. In Stohl's beiden Studienköpfen liegt eine Kraft, die den Oelgemälden sehr nahe kömmt, und den Beweis liefert, wie weit man es auch mit Wasserfarben bringen kann. Die herrliche Bronceeinfassung der im Hofe des Dogenpallastes in Venedig das beste Wasser liefernden Cisterne ist markig wiedergegeben, trennt sich frei von dem gelungenen Hintergrunde ab, der ein treues Bild dieser seltenen Bauke gibt.

Was sollen wir endlich von den beiden ausgezeichneten Statuetten unsers liebenswürdigen, bescheidenen Landsmannes und genialen Bildners Hanns Gasser sagen, der erst vor Kurzem mit zwei seiner gelungensten Werke unsere Hauptpfarrkirche zierte. „Die Wielandstatue“ Nro. 49, hat von den größten Kunstkennern ungetheilten Beifall erhalten, und wird in Bronce gegossen bald der Schmuck einer deutschen Stadt seyn. — „Die Madonna mit dem Jesukinde“, Nro. 50, die wir in der kleinen Statuette sehen, und sich durch die Idee und Ausführung so vortheilhaft von allen dergleichen Statuen unterscheidet, daß sie das Auge fortwährend fesselt und begeistert — ist bereits in Sandstein, und zwar über Lebensgröße von dem Künstler ausgeführt worden, und befindet sich zu Frauenberg in Böhmen. Zur Erklärung der gewählten Stellung möge dieß beitragen, wenn wir uns selbe auf einem über den gewöhnlichen Gesichtspunkt erhabenen Postamente, in der Nische eines gothischen Thürmchens denken, wie sie sich in der Ausführung dem Beschauer zeigt.

Und somit beenden wir diese Besprechung der nun bald geschlossenen Kunstausstellung, die zwar keine auffallenden, gleich beim ersten Anblicke bestechenden Bilder, aber gewiß viel Werthvolles in sich schließt, und bedauern nur, daß wir von vielen uns schon liebgewordenen Künstlern: Gauermann, den beiden Achenbach, Gurlitt, Marko, Raffalt, ꝛc. ꝛc. diesmal durch den Wienerkunstverein nichts erhalten haben, — hoffen aber, bei der zweiten heurigen Kunstausstellung im Juli gewiß dafür entschädigt zu werden.

Concertbericht.

Die Förderung musikalischer Bildung in Gesang und Piano wie in streng-theoretischer und ästhetischer Hinsicht von Seite des Musiklehrers Herrn Caspar Harm ist so erfolgreich, daß unser Publikum gerne jede Gelegenheit ergreift, Anerkennung und Dank darzubringen. Deßhalb war auch das Concert Herrn Harm's am 11. Mai im Braun'schen-Salon zahlreich besucht, und allen Produktionen der aus Gefälligkeit wirkenden Kunstfreunde folgte reicher Beifall. Der Männergesangsverein bildete mit drei, zum Theil wiederholten Chören, Stade's frischem „Frühlingsreigen“, Mendelsohn's „frohem Wandersmann“ und Ilsholz's „Jägerlust“ einen festumfassenden Kranz, in welchen ein klangvoller Alt durch Tschirch's „Seesturm“, ein künstlerschwellender Tenor in Mendelsohn's (wiederholt produzirtem) „Herbstlied“, eine treffliche Pianistin durch desselben Meisters „Capriccio“ und überraschendschön mit Schulhoff's „Kieff-Mazurka“, unser vortrefflichster Violinist mit Pianobegleitung Mendelssohn's „Duo in F.“ duftige Blumen flochten, während ein sehr junger Violinist in Sainton's „Concert“ erfreuliche Proben von Talent und überraschenden Fortschritten ablegte. Die schönste Blume jenes Kranzes waren aber Stade's „Lebewohl“, Härtel's „Abendständchen“ und Seiffert's „Immer mehr“, tadellos und hinreißend schön vorgetragen vom ersten Quartette des Gesangvereines.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 4. Sonnabend, den 26. Mai. 1855.

Die Schlange von Reifnitz.

Kärntnerische Sage.

(Fortsetzung.)

3.

Im Burggarten zu Leonstein saß eine junge blasse Frau in Trauerkleidern im Schatten der breitästigen Linde. Der alte Baum hatte eben seine ersten duftigen Blüthen entfaltet; hundert und hundert fleißige Bienen umschwärmten summend die süßen Kelche, und flogen ab und zu, die kleinen Füße mit rothen Wachsknötchen beschwert voll Honigseimes, und die gelbflügeligen Käferchen schaukten ihnen zu, die auf den goldbestäubten Blüthen sich in träger Ruhe wiegen ließen.

Hie und da zog ein Goldkäfer in seinem Prachtgewande von Rubinen und Smaragden durch das dunkle Laubnetz, und bunte Falter, auf dem sonnebescheinten Stamme sitzend, dehnten behaglich die zarten schimmeräugigen Elfenflügel; ein Finkenpärchen trillerte im grünen Zweigdach' oben und ließ das zierliche Gefieder vom kühlenden Windeshauche fächeln, stahlblaue Schwalben schossen pfeilschnell durch die Luft, und um den grauen Schloßthurm zog der Weih die stillen weitgeschwung'nen Kreise.

Und überall, auf Baum und Fels, auf Wald und Wiese lag der lichte Osterschmuck des Frühlings ausgebreitet, gewoben in hundert zarten Farbenstufen, mit tausend süßen Blumenangen übersäet und getaucht in Wohlgerüche, schön und herrlich wie keines Königs Kleid auf Erden.

Die junge Frau schien aber wenig zu sehen und zu hören von all den schimmernden Farbenwellen, über denen der süße Odem des Maitages schwamm, und von dem hundertfältigen Geschwirre und Getschwitscher, das im Sammtteppiche der Gräser, aus Blumenkelchen und vom dunklen Laubgegitter, von den hellgrünen Sprossen der Fichtenzweige und hoch oben in dem milden Frühlingsblau, vom leisen Liebegirren bis zum hellsten Freudejubel anschwellend, zitterte und wogte; — in tiefes Sinnen verloren träumte sie vor sich hin, und fühlte nicht, daß ihr das feine weiße Tuch entfallen war, an dem sie gearbeitet hatte, und ließ die Seele — in Erinnerungen oder Ahnung — hinaus sich schwingen in weite, unbestimmte, dämmerige Fernen.

Ein hastiger Mannestritt, das Rauschen des streifenden Gezweiges im Buchengehege schreckte sie aus ihrem Brüten; — ein junger Mann mit schönem tiefgebräunten Antlitz, welches im seltsamen Widerspiele stand mit der Ueberfülle des goldigblonden Ringelhaares und mit dem hellbraunen Barte auf Kinn und Lippe, im dunklen Tuchwamms und schwarzsammtnen Barette, stand vor ihr, die mit Befremden, furchtsam fast, aufschaute zu dem Unbekannten, der, wie es schien, wenig vertraut mit feiner Sitte, vermessen eindrang in die stille Abgeschiedenheit des einsamen Gartens.

Als aber der Fremde die Arme ihr entgegenstreckte, und eine liebe langvermißte Stimme, die mit Einem Male die süßesten Erinnerungen an die schönen lichten Jugendtage in stürmisches Erwachen rief, in Lauten liebevollster Zärtlichkeit sie fragte: „Ludmilla! Kennst Du mich denn nicht mehr!? — da flog sie, von Freudeglühen überröthet mit einem Jubelschrei an seine Brust, an der sie lange — lange nicht gelegen, und, sie mit heißen Thränen überthauend, weinte sie so laut und herzlich, daß der junge Mann im Zweifel zu stehen schien, sey es aus Freude oder im Schmerze.

Er hob ihr sanft das thränenfeuchte liebliche Gesicht empor, aus dem die brannen Sterne, vom Krystall der Zähren überspiegelt, so mild und ehrlich auf ihn schauten, und sagte, sie recht innig an sich schließend: „Meine Ludmilla ist nicht glücklich!?"—

„Jetzt überglücklich, da ich Dich wieder habe, mein lieber lieber Heinrich!" rief sie beschwichtigend: „O sorge nicht; es sind nicht Schmerzestthränen, die ich jetzt geweint! Schon lange floßen sie nicht so süß und wohlthuend, wie jetzt an Deinem Herzen!"

„O Du mildes gutes Kind! da sieh't Du: ohne Willen gibst Du mir ja die Antwort, die ich doch wußte, auch wenn Du ganz geschwiegen hättest. — Als ich gestern bei meiner Ankunft auf Reifnitz hörte, der Ritter von Leonstein habe Dich als Hausfrau heimgeführt, da stand im Augenblicke hell und klar vor mir, was Du mir heut' verhehlen willst! — Du weißt, als Knabe schon hatte ich einen Widerwillen gegen diesen Mann!"—

„Nicht doch," entgegnete sie schmeichelnd, „Du irrest; Walther ist wohl rauh und heftig; aber er ist gut, und, glaub' es mir, er liebt mich!"

„Das will ich gerne glauben!" — rief Heinrich heftig: „Aber sage mir Ludmilla! Liebst Du ihn denn wieder? — O, versuche nicht, ihn zu vertheidigen; Dein

Digitized by Google

bleiches abgehärmtes Antlitz straft Dich Lügen! — Wie konntest Du Dich an diesen Walther ketten lassen!'—

‚Ach Heinrich! Konnte — durfte ich denn anders? — Es war der Wunsch, der Wille meines Vaters; ihm mußte ich gehorchen! — O wie danke ich jetzt noch dem Himmel, daß ich's that! — Als sie am vierten Tage nach meiner Hochzeit ihn zum Tod' verwundet, sterbend von der Jagd nach Hause brachten, und ich nur noch den blutigen Leichnam fand, und keinen Vatersegen mehr und keinen Abschiedsblick für mich erweinen und erbeten konnte, da war es mein einziger Trost, daß ich in seinen letzten Lebenstagen ihn nicht betrübte durch Ungehorsam. — Sieh, als Du mit dem Sohne des Rafeker's fortgezogen warst, und schon ein halbes Jahr darnach die Mutter starb, da lebte er so traurig und verdüstert. Ganze Tage verbrachte er einsam auf der Jagd, und kaum vermochten Besuche bei den Nachbarn ihn für kurze Weile zu erheitern. — Da ward auch ich der Einsamkeit gewohnt, und darum freudet es mich nicht an, daß ich auch hier oft tagelang allein bin. Ich habe ja meinen lichten blauen See vor mir und meine lieben Berge, wie einst in Reifnitz in den schönen glücklichen Tagen!'—

‚Und hier wie dort bist Du die Trösterin der Armen und Betrübten!' fiel Heinrich feurig ein: ‚O stille, stille! Unterbrich mich nicht! Sie haben Alles mir erzählt, wie ich nur Deinen Namen nannte, und was der Mund verschwieg, das sagten um so lauter die Thränen aus, die sie tagtäglich um Dich weinen, — um ihre Mutter, um den Schutzengel der Witwen und Verwaisten! — O Ludmilla! Du verdienst das höchste Glück auf Erden, und welkst in Herzeleid und Kummer an der Seite dieses Mannes!'—

‚Laß das, mein Heinrich!' bat sie sanft erröthend, und zog ihn auf die Moosbank zu sich nieder: ‚Du hast mir ja noch nicht erzählt, wo Du gewesen, und wie es Dir erging in diesen langen traurigen sechs Jahren, die Dich so ganz verändert haben, daß ich selber Dich nicht erkannte, die doch Dein Bild so fest und treu im Herzen trug.'

‚Ja, ja!' erwiederte er lächelnd: ‚freilich hat die heiße Sonne des Südens mich tüchtig abgebrannt, und da ich Euch verließ, war ich ja schier ein Knabe noch. — Ich trieb vier Jahre lang und drüber mich herum im Heere des Kaisers. Das Kriegshandwerk stand mir aber nicht zu Sinne, und doppelt heiß erwachte in mir die Sehnsucht, das gelobte Land zu sehen, deren Keim schon in der Brust des Knaben lebendig ward durch die Erzählungen des guten Paters Ivo, meines Lehrers. Da zog ich denn als Pilger fort, und nimmer wird es mich gereuen! — Ich habe Rom gesehen und die heiligen Stätten Bethlehem's und Golgatha's, und vieles, vieles Herrliche in jenen fernen Ländern. — Jetzt aber bin ich dieses Sehnen quitt, und nun soll nichts mehr mich aus Deiner Nähe führen! Beschützen will ich Dich und trösten, und bei Dir weilen, wenn Dein Gatte zu Gelagen zieht, und Dich zurücklässt freudeleer und einsam!'—

Und auf's Neue zog er sie an seine Brust, und Beider Arme verschlangen sich fest und innig, und ihre Lippen preßten heiß sich auf einander, als könnten sie das Glück des Wiedersehens nicht satt genießen.

Ein klirrend Eisen auf dem Sande des Wege störte sie auf, und — Leichenblässe auf dem Antlitz, Todessprühen in den Augen, stand der Ritter von Leonstein vor dem Paare.—

‚Verführerischer Bube!' stieß er halberstickten besseren Lautes hervor, und mit Gedankenschnelle riß er den Dolch heraus, schleuderte die Gattin, die zitternd ihn umklammern wollte, auf die Seite, — das Eisen zischte nieder in die Brust des jungen Mannes, — und Ludmilla stürzte mit dem jammervollen Aufschrei: ‚Jesus Maria! Es ist mein Bruder!' sinnlos über den Gemordeten. —

4.

Ein trüber Augusttag des Jahres 1422 ging zu Nüste. Der dämmerige Regenhimmel lag schwer und starr auf Berg und Thälern, und badete das graue Nebelhaar in den Fluthen des See's, der brausend lange Wogenberge wälzte und schäumend an das Gefels des Ufers warf.

Hoch oben auf dem Thurme zu Leonstein schwebte wie ein schwarzer riesiger Nachtvogel die Trauerfahne, dunkle Wogen ziehend wie die Wasser unten, nur noch düst'rer und nächtiger.

Im Schloße ging es desselben Abends gar geräuschvoll her. Auf den Treppen, im Hofe und unter den Pfeilergängen standen und saßen viele Leute. Da waren Greise und Kinder, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, zumeist Landleute aus den Dörfern und Gehöften der Umgegend, — darunter Viele, auf deren Wangen das Roth des Glückes und der Gesundheit längst verbleicht war in die fahle Wachsfarbe, die Noth und Siechthum kennzeichnet, und Viele, deren Nacken die traurige Last des Kummers und des Elends gebeugt hatte, daß der glanzlose Augenstern starr auf dem Boden haftete, wie wenn sie es längst aufgegeben hätten, Trost und Hoffnung anderswo zu suchen, als unter den Erdschollen des Grabes.

Ein dumpfes Murmeln und Gebrause, wie von fernen Wassern im Windeswehen hergetragen, stieg auf aus dem dichten Menschengewirre.

Aber es war keine freudige Erregung, die hier die Gemüther bewegte. Schmerz und Trauer oder trüber Ernst lag auf den Gesichtern, und da und dort zitterten gar Thränen in einem Augenpaare, und glitten in lichten Bächlein über ein gefurchtes Mannesantlitz oder über eine abgehärmte bleiche Frauenwange.

Auch Knappen und Reisige trieben allerorten sich herum, und gesattelte Rosse stampften in der Ecke des Burghofes, der Reiter gewärtig, die von den nachbarlichen Edelsitzen gekommen waren zu der Feier, welche die Fahne am Thurme verkündete.

Digitized by Google

Und es war eine recht traurige Feier, deren die Ritter und Edelfrauen oben in den Sälen, und die Landleute und Armen unten im Burghofe harrten.

In der dämmerigen Halle wallten schwarze Flor-Nebel um die Wappenschilde und Helme, und trübrother Lichterschein zitterte auf dem blanken Eisen, und in Mitte der hohen schimmernden Leuchter stand ein breites dunkelfaltiges Bette, darauf Zwei schliefen auf Nimmererwachen.

Die da im Tode vereinigt lagen, waren sehr ungleichen Aussehens. Ein grobhäriges braunes Mönchsgewand umhüllte die gestreckten Glieder des Mannes; schlichtes aschfarbiges Haar klebte in dünnen Locken auf der hohen Stirne, die schön und ehrfurchtgebiethend anzuschauen war; darunter aber schlief ein Antlitz, das, wie das Siegel des Gleichers, erstarrt zu seyn schien mitten im Sturme des heißesten Schmerzes.

Die Frau, die ihm zur Seite ruhte, war ein freundliches rührendes Gegenbild. Obschon der Frühling ihres Lebens längst verblüht war, lag auf ihren Zügen jene sanfte stille Schönheit, die oft anziehender erscheint, als selbst der frische Reiz der Jugendfülle. Ein schwarzes Gewand legte sich in breiten Falten über die schlanke zarte Gestalt; eine kleine Schneppenhaube bedeckte den Scheitel, und unter der reinen Marmorstirne lächelte im sanften Schimmer des seligsten Friedens das holde schneebleiche Angesicht, das, sprachlos, jetzt noch die tiefste Milde und Güte redete, und mit den geschlossenen weißen Augenlidern an die schönen blassen Stein-Engel mahnte, wie sie in alten Kirchen auf den Altären knieen, und von den stummen Lippen doch so laut das Halleluja dem Allerheiligsten rufen.

So schauten denn auch die Leute, die im lautlosen Gewoge ab und zu strömten, nur mit scheuen Blicken auf die düstere Mönchsleiche; aber um das liebliche stille Wachsbild, das wie ein milder Mondstrahl auf den seidnen Kissen schlief, drängten sich fort und fort die Kommenden, und manch warme Lippe preßte sich herzinnig auf die starren Hände, und manch heiße Thräne fiel auf die kalten Wangen, und nann langsam daran hinab wie die Bächlein auf dem Frühlingsschnee, daß es fast schien, als weine die geliebte Todte selbst mit im herben Schmerze des Abschiedes. —

(Der Beschluß folgt.)

Dampfbootfahrten am Werdersee.

(Mitgetheilt aus Briefen an eine Dame.)

Die Signalpfeife des kleinen Dampfbootes hat bereits das zweite Zeichen gegeben, eine Thurmuhr schlägt 6 — da ist Eile nöthig; beflügelten Schrittes wird der Lendplatz erreicht, mit Heldenmuth Barrikaden von Brennholz erstürmt, müssige Gaffer bei Seite geschoben, ein Billet erobert und das Schiff bestiegen, das bald darauf mit dem gewöhnlichen Spektakel des Zischens und Brausens sich in Bewegung setzt. Bis sich meine durch die Anstrengung der Eile erregte Bewegung etwas gelegt hat, erlauben Sie mir, liebe Freundin! wohl auf den behaglichen Divan der kleinen Cabine mich niederzulassen und meinen Betrachtungen nachzuhängen.

Der Dampf bringt Völker und Individuen einander näher; die stillen Gewässer der Japan'schen Inselgruppen durchfurchen die stolzen Dampfregatten der nordamerikanischen Union, welche dort unter ihrem mächtigen Sternenbanner ihre Handelsfaktoreien gründen; auch die ruhige Fläche des einsamen Werdersee's schaukelt schon ein Dampfboot auf, und die Bewohner von Klagenfurt landen in der stillen Bucht von Sekiren, welchen Namen wohl Viele von ihnen erst jetzt zum erstenmale hörten. Aber auch wir Alle, die wir da in der kleinen lustigen Cabine einander gegenüber sitzen, hätten uns nimmermehr zusammengefunden ohne die einende Kraft des Dampfes, dieses mächtigen Zauberers. Wie ich es versprochen, als wir noch vor Kurzem auf Ihrer herrlichen Villa den ersten Zeichen des kommenden Lenzes freudiges Willkommen entgegen jubelten, will ich Ihnen berichten von meiner ersten Fahrt auf dem schönen See Ihrer Heimath und dem Dampfboote, dessen Entstehen ihnen so viel Freude gewährt.

Wir waren nur Wenige in dem kleinen schwimmenden Häuschen; vorne an der Spitze saßen zwei Herren und verhandelten fleißig und unausgesetzt über Wildänten und Gänse, neben ihnen dampfte ein Jüngerer den Rauch des amerikanischen Krautes mit der Maschine in der Wette in die kühle klare Morgenluft; eine hübsche junge Frau saß in wärmende Hüllen gewickelt zwischen zwei jungen Männern, und plauderte mit diesen eifrig, aber ganz leise und flüsternd. Meine ganze Aufmerksamkeit fesselte ein Mann mir gegenüber, eine kolossale Figur, doch — lassen Sie sich von Ihrem Bruder den ehemaligen Universitäts-Pedell zu Heidelberg Herrn Postler beschreiben, so können Sie mir die Schilderung erlassen; der Mann glich ihm auf ein Haar, nur fehlte ihm der Ausdruck von Humor, der das gutmüthige Schwabengesicht so freundlich machte, dafür war ihm etwas vom Grundtypus der Slaven beigemischt. Die Ansicht fand nämlich alsbald eine Bestätigung. Als ich ihm von der Aehnlichkeit erzählte und ihn fragte, ob er je in Heidelberg gewesen, bemerkte er, ich meine wohl Himmelberg, da sey er nie gewesen, da er auf der „deutschen Seite" nie weit herumgekommen.

Wenn Ihr Bruder aufrichtig ist, so wird er Ihnen auch sagen, warum uns der Pedell so wohl im Gedächtniß geblieben; es war seine Tochter, das liebliche Aenneli, die den Mann gar berühmt und beliebt machte bei der Studentenschaft von Heidelberg, obwohl nicht leicht ein Bruder Studio sich eines Blickes des scheuen Mädchens rühmen konnte, das gar emsig und unablässig auf ihr Näbzeug niederschaute, mochten die flotten Burschen auch noch so viel Possen treiben vor dem Fenster. Ach, einmal hat sie doch und leider zur Unzeit aufgeblickt, und sie mußte dem

Digitized by Google

magischen Zuge eines Männerblickes weit, weit über den Ocean nach Amerika folgen! Wie es ihr etwa gegangen? Es hat so viel Wonne — aber so gar viel namenloser Kummer Platz in einem Frauenherzen!

Auch heute war es nicht die gute sechs Fuß hohe stämmige Figur vor mir, die mich an sich interessirte, auch nicht seine Tochter, dem Vater fast gar zu ähnlich, sondern ein schüchternes junges Mädchen, das neben ihm sich in die Ecke schmiegte, und wenn auch nicht in ihrem Aeußern mit Aenneli ähnlich, doch mich unwillkührlich an sie erinnerte. Es schaute unter dem runden schwarzen Hütchen so furchtsam und scheu hervor, als wagte die junge Seele nicht recht herauszulugen in diese arge Welt, ja als hätte schon ein Schmerz sie zurückgescheucht in die Tiefe des Herzens.

Wir hatten den Canal bis an sein Ende durchgeschifft und fuhren in den See. Ich begab mich vor die Cabine hinaus, wo der eine der Jagdfreunde eben mit seinem Feldstecher Wildänten auf dem See aufgefunden, der junge Rancher den kräuselnden Rauchwolken höchst wohlgefällig nachblickte, ein Matrose aber eben so selbstzufrieden und vielleicht nicht minder gedankenlos in die anschäumende Fluth stierte. Die Einfahrt in das stattliche Seebecken ist prachtvoll, die Fahrt durch dasselbe ungemein anziehend, und wesentlich verschieden von allen andern See'n, die ich bisnun gesehen. Sein vorherrschender Charakter ist stiller Ernst, ruhige aber nicht düstere Einsamkeit; dunkle Föhren- und Tannenwälder bedecken zwar meist seine Ufer, die aber mannigfach gekrümmt und ausgebuchtet, hier ein in ländlicher Stille ruhendes Bauernhaus, dort ein felsiges Gehänge, hie und da wieder ein fernes Kirchlein auf hohem Berge, und gar wunderſam mit den hohen dunklen waldigen Berglehnen wechselnd, den großartigen Wall der Hochgebirge sehen lassen; das nördliche Ufer ist besser bebaut und bevölkert, da wechseln ungemein liebliche Angelände mit dunklem Föhrenwald, aus welchem hie und da eine Ruine herabschaut auf die Seltsamkeiten der Neuzeit.

Eben landet das Schiff in einer so eigenthümlich lauschigen Bucht bei Sekiren, was zu deutsch „Hackendorf" heißen soll (warum behalten die Tarife nicht den deutschen Namen bei?). Die Dame verläßt mit beiden Herren das Schiff und verschwindet bald in dem dunkeln am Felsen sich hinziehenden Waldweg; ein weißgetünchtes Wohnhaus schaut freundlich zwischen hellgrünen Buchen und Birken auf die vorbeiziehenden Fremdlinge herab!

Das Schiff verläßt nun das schattige starkbewaldete linke Ufer und steuert in die „offene See"; über der Bucht von Reifnitz, aus welcher ein freundliches Kirchlein hereinschaut, werden die noch beschneiten Hochgebirge sichtbar, verschwinden aber bald wieder hinter dem mit dunklen Tannenwald bedeckten, langgestreckten Gidberg, auf dessen Fuß auf einem in dem See vorspringenden Fels die Kirche Maria Werd mit einigen Bauernhöfen höchst romantisch gelegen ist. Die sonoren Klänge der Glocke, welche die Bewohner des kleinen Weilers zur Messe ruft, mischen sich seltsam in das Rauschen des nahenden Dampfbootes; junges Volk schaut von der Brustwehre des Kirchhofes auf uns grüßend herab, wir landen unter grünendem Busch, eine schmucke Bauerndirne winkt einen freundlichen Gruß zu uns herüber, der Wirth in Hemdärmeln und einer Reihe mächtiger Silberknöpfe an der Weste bringt ein Glas schäumenden Bieres an den Landungssteg, und geleitet ein altes Mütterchen an's Land; unter grünenden Bäumen sitzen ein Paar Frühzecher und schauen gleichgiltig dem Allen zu — da ertönen Orgeltöne herunter aus der Kirche — aber es braust und saust wieder aus dem kochenden Kessel, — verschwunden ist das Bild ländlichen Feiertaglebens, und wir schauen wieder über die einsame Fläche des stillen Waldsee's!

Aber mit einem Male wechselt dieser die Scenerie und den Charakter, wir schiffen über eine grüne krystallklare Untiefe, in der wir flinke Fischlein vorüberhuschen sehen, und nähern uns dem rechten, nördlichen Ufer; die dunklen Berglehnen treten zurück und in wundervollschön gezeichneten Linien sieht man die ganze mächtige Hochgebirgskette, die weit fernab sichtbar mit dunklem Fels und in der Morgensonne hellflunkelnden Schneefeldern zugleich mit grünenden Wiesenrainen im weiten See sich anmuthig spiegelt. — Hier in Pörtschach ist unstreitig der schönste Punkt des See's, und die Aussicht von der Ruine oben am Berge dürfte mit vielen gepriesenen rivalisiren können. Ich berichte darüber ein andermal.

Das Schiff hat auch hier von seinem Inhalt abgegeben, darunter auch die beiden Freunde des edlen Waidwerkes; der frische West wehte uns etwas lebhaft entgegen, ich flüchtete mich wieder in die Kajüte, wo ich nun mit der Familie des Pfandopedells allein war; denn ich erfuhr nun bald, daß auch der junge energische Rancher, der als solcher in der That zu den verwegensten Hoffnungen berechtigte, sein Sohn, das stille Pfandeänneli aber eine entfernte Anverwandte und bei ihm zu Gaste sey; ihr zu liebe eben machte man den prächtigen Ausflug nach Wernberg und Tamtschach. Ich war nun einmal von meiner Analogie mit dem ausgewanderten Heidelberger Mädchen nicht mehr loszukommen. Sie kennen mich, und werden zum Voraus begreifen, liebe Freundin, daß ich die Einladung des Pedells, die berühmten Schlösser zu besuchen, mit beiden Händen annahm, die er mit einiger Herablassung an mich ergehen ließ, als ich ihm bemerkt hatte, daß ich hier noch fremd sey, und ohne Plan ausgefahren war.

Die etwas derbe Tochter desselben, die fast die ganze Fahrt im sanften Schlafe genickt hatte, war nach glücklich überstandenen Gähnen munter und redselig geworden, ich überließ aber sie und den Herrn Papa dem Schiffskonducteur, der zu uns hereingekommen war, und gab lieber, besonders nach dessen Versicherung, daß Velden nicht mehr weit sey, meine kaum erwärmten Glieder dem frischen Westwinde preis, der den See lebhaft bewegte. Bald kam auch das Mädchen heraus und fragte hastig: „Sie, wo liegt denn . . . . ? — „Dorthin" antwortete ich, ohne den Namen recht verstanden zu haben, „und wenn mich meine Sehergabe nicht getäuscht," setzte ich hinzu, „so winkt von dort ein warmer Herzensgruß herüber!" Das Mädchen erröthete und sah in den See, während ein Seufzer den Busen hob und das dunkle Auge feucht wurde. Es ist richtig, armes Kind, daß auch zur unrechten Zeit aufgeblickt mit deinen sonst so zaghaften Aeuglein, und der Schmerz zog ein in deine harmlose Seele.

Wir landen in Velden. Unter den Mauern eines verfallenden fürstlichen Schlosses entfaltet sich das lebenvolle Bild, wie es eine jede Eisenbahnstation bei Ankunft des Train's zu gewähren pflegt; eine dichte Menge müssiger Zuschauer, durch welche sich die Reisenden und Träger von Koffern und Schachteln drängen, ab- und zulaufende Mägde mit Frühstück-Angebienen, Gläsergeklirre, Peitschenknall, Dampfgebrause, Posthornklänge, eiliges Zahlen — und wir sitzen im Wagen, der raschen Laufes den Landungsplatz verläßt. —

(Der Beschluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 5. Sonnabend, den 2. Juni. 1855.

Der Kompaß als Wetterbarometer.

Dem Markscheider gilt es als eine bekannte Regel, daß er beim Herannahen eines Gewitters mit dem Kompasse nicht arbeiten solle, weil die Nadel unruhig und ihre Abweichung veränderlich wird. Diese Regel leitete mich auf die Vermuthung, es werde, vermöge der elektrischen Zustände der Atmosphäre und des Zusammenhanges zwischen Elektricität und Magnetismus, die Witterung überhaupt auf den Stand der Magnetnadel einen bemerkbaren Einfluß ausüben. Ich begann sofort Kompaß und Wetter zu beobachten, und fand alsbald meine Vermuthung gerechtfertiget. Das Verfahren, welches ich dabei nun schon seit nahe vier Jahren beobachte, besteht darin, daß ich, da bekanntlich die Magnetabweichung zu verschiedenen Tageszeiten verschieden ist, den Kompaß täglich zur gleichen Stunde, nämlich um 8 Uhr Morgens, und jedesmal genau in denselben Punkten an die Mittagslinie anlege, zugleich den Barometer- und Thermometerstand abnehme, und die Haupterscheinungen in Wind und Wetter vermerke.

Das erste und allgemeinste Ergebniß der Beobachtungen war, daß eine Zunahme der Abweichung Süd- und Westwinde mit warmen und feuchtem, eine Abnahme hingegen Nord- und Ostwinde mit kühlem und trockenem Wetter bedeute.

Im weiteren Verfolge der Sache gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß eine plötzliche und bedeutende Veränderung in der Magnetabweichung eine auffallende und bedeutende Veränderung des Wetters verkündet: auf eine große Zunahme folgen heftige Regengüsse oder weicher Schneefall mit Süd- und Westwinden, auf eine starke Abnahme hingegen folgt kalter Regen, oder wildes Schneegestöber, oder trockene Kälte mit Nord- und Ostwinden, während ein gewisser Mittelstand besseres Wetter anzeigt. Als Belege dafür mögen unter vielen ähnlichen folgende Erscheinungen dienen.

Am letzten Oktober 1851 stieg die Abweichung von 14 Gr. 15 M. plötzlich auf 14 Gr. 50 M. und es erfolgte am 2. November jenes unheilvolle Wetter, welches so große Verheerungen durch Hochwässer angerichtet hat.

Der Herbst und Winter des Jahres 1852 waren bis Mitte Februar 1853 ausgezeichnet heiter und angenehm; an einem vollkommen reinen Sonntage gedachten Monates hatte die Magnetabweichung auf einmal um 1 Gr. abgenommen und schon den zweiten Tag darauf war das Thal mit tiefem Schnee aus Norden bedeckt.

Die eben vorhin angegebene Erfahrung findet darin eine nähere Bestimmung, daß je größer die Veränderung des Magnetnadelstandes, desto anhaltender auch die ihr zuständige Witterung ist. So ging die Abweichung zu Ostern 1855 um nahe 1 Gr. herab und seitdem herrschen Frost und Wind, zum Theile von Schnee begleitet, fast ununterbrochen fort.

Auffallend ist es, daß Barometer und Kompaß nicht immer übereinstimmen, und dieser das Wetter viel richtiger ansagt, als jenes. Um nur eines Falles zu gedenken, bringe ich nochmals den Herbst 1851 in Erinnerung. Auf die Regengüsse und den Schneefall des Novembers folgte ein durchaus heiterer Dezember; das Barometer sank während des letzteren demungeachtet einige Male bis in, und einmal sogar unter den Mittelstand herab, die Kompaßnadel aber veränderte ihren Stand den ganzen Monat hindurch kaum um 5 Minuten.

In Absicht der Zeit, auf welche die Witterung mittelst des Kompasses vorherbestimmt werden kann, haben die bisherigen Beobachtungen gelehrt, daß auf eine Veränderung im Stande der Nadel der Wechsel des Wetters schon am nächstfolgenden Tage eintritt.

Bis zu diesen wenigen Andeutungen haben die bisherigen Versuche geführt. Durch fortgesetzte Beobachtungen wird es ohne Zweifel gelingen, über die Beziehungen zwischen Magnetabweichung und Witterung ausgedehntere Kenntniße zu gewinnen und zu einer genaueren Auslegung der Erscheinungen des Kompasses für die Witterungskunde zu gelangen, zumal wenn mehrfach und an verschiedenen Orten aufmerksame Beobachtungen wollten gemacht werden, was um so weniger Schwierigkeit hätte, als begreiflicher Weise für die Abnahme der relativen Unterschiede in der Abweichung, zum bloßen Behufe der Witterungsanzeige, anstatt der Mittagslinie jede fixe Linie dienen kann, wenn nur die Einflüsse ihrer Umgebung unverändert dieselben bleiben.

Raibl, 15. Mai 1855.

J. Niederrist,
Bergverwalter.

Digitized by Google

Die Schlange von Reifnitz.

Kärntnerische Sage.

(Beschluß.)

Draußen in der Vorhalle saß auf den Stufen der Steintreppe, auf der man in das obere Geschoß des Thurmes stieg, ein alter Mann in Trauerkleidern, und einige Landleute und fremde Knechte standen um ihn und horchten seiner Rede.

Dünne weiße Silberhaare spannen sich unter dem schwarzen Tuchkäppchen, das der Greis auf dem Haupte trug, herab auf den gekrümmten Nacken; die Geschichte vieler Jahrzehende stand eingegraben in hundert feinen Furchen und Falten auf dem ehrwürdigen Antlitze, darauf heute noch Schmerz und Kummer ihre bleiche Wachsfarbe gelegt hatten.

„Ja, ja, ich sag' es Euch", sprach der Alte: „es sind jetzt zwanzig Jahre seit dem Unglückstage, der des Ritters Heinrich Letzter war; aber er steht noch so lebendig vor meiner Seele, als sey es heut' gewesen. — Ich war im Garten beschäftiget, und wußte nichts von der Wiederkehr des lieben theuren jungen Herrn, nach dem die arme Frau Ludmilla sich so oft und schmerzlich sehnte. Als ich sie plötzlich so furchtbar schreien hörte, lief ich hinzu, — da stürzte der Ritter Walther sterbebleich und mit verzerrtem Antlitze an mir vorüber, im Grase drüben aber lag das schöne Paar, — ach! beide mit Blut überströmt, beide leblos, daß ich im ersten Augenblicke glaubte, auch sie sey von dem Wüthenden ermordet worden."

„Viele Wochen lag die unglückliche Frau in Fieberträumen. Als sie nach mondenlangem Siechthume endlich genesen war, erfuhr ich erst aus ihrem eigenen Munde die traurige Begebenheit."

„Der Ritter von Leonstein war nicht mehr zurückgekehrt. Ich schickte allerwege Knechte aus, ihn zu suchen; sie fanden keine Spur von ihm."

„Da endlich ein volles Jahr vergangen war, und wir trotz allen Forschens nichts von ihm erfahren hatten, gab Frau Ludmilla selbst jegliche Hoffnung auf an seine Rückkehr, und trauerte um ihn recht schmerzlich als um einen Todten; denn ihr edles mildes Herz hatte ihm längst das tiefe Leid verziehen, das er über sie gebracht."—

„Es ist doch ein gar seltsames Geschicke" sagte Roman, der Burgvogt von Ratzenegg, der auch zu den Zuhörern des Alten getreten war, — „daß dieses Paar nach so viel Jahren erst im Sarge wieder vereinigt wurde, das einst bestimmt war, den ganzen Lebensweg untrennbar Hand in Hand zu gehen."

„Ja wohl gar seltsam!" nickte der Greis: „Du kannst mir's glauben, Roman, ich hab' in meinem Leben viel Schauriges und viel Betrübtes angesehen und getragen, aber nichts von alle dem, — selbst Ritter Heinrich's Tod nicht, — hat mich so erschüttert, wie dieses Wiedersehen, deß ich gestern Zeuge war."

„Als der alte Klausner, den ich wohl oft gesehen, der aber nie das Schloß betreten hatte, so hastigen Schrittes, stürmisch fast, die Treppe herauf stieg, und, als kennte er die Burg von Innen wie von Außen, geraden Weges auf die Halle zuschritt, wo die Leiche liegt, da überkam zugleich mit dem Befremden mich die Neugier, zu sehen, was ihn wohl angetrieben, die Trauerstätte zu besuchen."

„Er aber blieb am Eingang stehen, und hielt sich bebend, wie von Fieberfrost geschüttelt an der Thüre; dann schlug er beide Hände vor's Gesicht und brach in ein so wildes Schluchzen aus, daß ich schier meinte, Brust und Haupt müße ihm zerspringen in dem krampfhaften Erzittern seines ganzen Leibes. Drauf that er wankend die paar Schritte zu der Bahre, und stürzte mit Einem Male drüber hin wie eine Eiche, die der Sturmwind niederbricht, und blieb so lautlos auf der Todten liegen."

„Ich trat nun schnell hinzu, und sachte ihn rüttelnd rief ich: Guter Vater Peregrin! Kommt doch zu Euch! Beruhigt Euch! — Ich will Euch Was zur Stärkung holen!"—

„Wie er noch immer ohne Lebenszeichen lag, da ward mir bange; ich rief den Balthasar, und wir versuchten ihn aufzurichten, — aber, o du mein Heilandl fast wär' ich selber vor Entsetzen sinnlos hingeschlagen: — ein leichenweißes schmerz-verzerrtes Antlitz, ein gebrochnes Auge starrte uns entgegen, — er war entseelt!"—

„Als wir nach dem ersten Schrecken zur Besinnung kamen, bemerkte Balthasar an seiner Hand den goldenen Siegelring und darauf das Wappen von Leonstein."

„Er war's! — er war's! — Ihr wißt es ja! — Es war so, wie es in dunkler Ahnung bei seinem Anblicke mich überkommen mir unentwirrbar, und doch helle wie ein Blitz, nur eines Augenblickes lang sein Bild vor meiner Seele stehend, wie ich ihn zum letzten Mal' gesehen hatte in voller Mannesskraft! — Jetzt freilich war er unkennbar geworden, — gealtert vor der Zeit durch Schmerz und Kummer und durch die jahrelange Marter seiner Seele!"—

„Der arme Herr hat sich fürwahr die schwerste Buße aufgelegt, die er hätt' erfinden können!" warf Roman ein.

„Ach, ich bemitleid' ihn von Herzen!" sprach der Alte. „Es ist wohl doch so, wie die liebe selige Frau in ihrer Herzensgüte immer von ihm redete! — Er war ein Herr von heftigem Gemüth' und raschen Thaten, und ich will's auch glauben, daß er sie geliebt hat. So trieb ihn denn sein heißes Blut und blinde Eifersucht zu dem Entsetzlichen! Er hat es hart gebüßt! — Ja, ich begreif' es nicht, wie er's ertragen konnte durch achtzehn Jahre, — denn so lang ist es her, daß er als Klausner auf der Insel in unserm See sich angesiedelt hat."

„Da hatte er nun tagtäglich seine Burg vor Augen, und täglich seine That neu vor der Seele! — Und wo er hinkam, allewege hörte er, wie sie, die er durch diese That verloren, in Frömmigkeit und Wohlthun, einer Hei-

Digitized by Google

ligen gleich, lebte in strenger Wittwenschaft, wie sie gesegnet ward von Jedermann, und wie aus Näh' und Ferne die Armuth bei ihr Trost und Hilfe fand in allen Nöthen! — Nu, jetzt sind sie vereinigt; er weiß nun, daß sie ihm verziehen hat und auch der gute edle Heinrich! — Nun wird wohl auch der alte Christoph bald bei ihnen seyn! — Ich hätte es wohl nicht gedacht, daß diese Hand, die für die kleine Ludmilla einst das erste Bettlein fertigte, ihr auch den Sarg noch zimmern werde! — Horch! da ruft die Glocke schon zum letzten schweren Gange, den ich noch zu thun habe! — Gute Nacht!"—

Ein schwere Thräne rollte herab über die fahle eingesunkene Wange. Mühsam stand der Greis auf, und schwankte zitternd in die Leichenhalle.

Draußen tönte das Glöcklein der Burgkapelle in langgehaltenen Schlägen.

Eine Stunde später schloß sich die Gruft über den wiedervereinten Gatten, und der Herold zerbrach den Wappenschild des letzten Leonsteiners. —

In derselben Nacht zog in grauenvoller Majestät ein schweres Hochgewitter herab vom Dranthale. Ein Blitzstrahl schlug in das Gesimse, auf welchem die Kapelle von St. Margareth steht bei Reifnitz. Ein mächtiger Steinblock stürzte nieder und begrub für immer die verrufene Schlangenhöhle, deren unheimliche Bewohnerin seit jener Nacht nicht mehr gesehen wurde.

In später Enkel-Zeit noch stand der Glaube fest: sie sey erlöset worden durch die fromme letzte Burgfrau von Leonstein.

Geschlechter sind seitdem gekommen; Geschlechter sind heimgegangen.

Die Burgen zu Reifnitz und Leonstein sind längst zerfallen, und erzählen dem frischen grünen Walde von vergangenen Tagen, und von den Herzen, die einst hier schlugen in Leid und Freude, und wie nun Alles das längst begraben liegt in schwarzer Erde und tief unter den moosüberwebten Steinen.

Aber in unveränderlicher Herrlichkeit und Kraft, in stillem unbeirrtem Wandel schreitet an der Hand der Zeit die schöne hehre Allmutter Natur über den Erdball.

Noch wie damals blauet die Fluth des See's, und der Vollmond spannt wie damals seine Silbernetze über die krystallenen Wellenbügel. Noch immer tauchen die Caravanka's ihre Giganten-Glieder in das Karfunkelbad der Abendröthe, und die Nacht webt ihre weißen Schleier über Berg und Fluren, und in immer gleichem und doch immer neuem Kommen und Gehen schweben die vier Geschwister über die liebe schöne Erde, und Eines legt sie dem Andern in die Arme, und Jedes schmücket sie mit neuen herrlichen Gewändern.

Darum knüpft auch der Mensch, wie im Bewußtseyn der Vergänglichkeit, der er verfallen ist, — was ihm lieb geworden so gerne an die leuchtende Spur der Gottheit, die wir Natur nennen, weil sie ihm trotz des ewigen Wechsels unvergänglich scheint und bleibend.

Und so ist's auch in seinem eigenen Herzen ein so lichter reiner Strahl von ihr, daß es das Böse so bald und leicht vergißt, das Gute aber mit den immergrünen Epheu-Armen der Erinnerung liebevoll umschlingt und festhält, daß es fort und fort neue Keime treibet in der Sonnenwärme des Gemüthes, die wieder allgemach zu hellen Blüthen sich erschließen. —

So ist denn auch die dunkle Sage von dem Schlangenfräulein schon fast vergessen, und steht vereinsammt wie ein halbverstorbener Baum im frischen grünen Walde der heimathlichen Mythen; aber wie ein lichtes Sternbild leuchtet vor dem einfachen Gemüthe unverbleicht die schöne rührende Gestalt der frommen Burgfrau von Leonstein, deren Tugenden den finstren Zauber jenes Fluches löseten; und wenn gleich ihr Name dem Ohre längst fremd geworden ist, und Niemand mehr die Stätte weiß, wo das edle liebevolle Herz vermodert, das in so reiner ungetheilter Güte nur für fremde Leiden schlug, so lebt ihr Andenken doch unverwelkt fort in dem Gedächtniße des Volkes, und Jung und Alt kennt jetzt noch jene stille einsame Waldwiese mit dem immer frischen Grün des Rasenteppich's, die der Schauplatz ihres Wohlthuns war, wo sie mit Trank und Speise und mildem Trostworte die Armen täglich labte und erquickte, — und nennet sie noch heutzutage „die Herzwiese zu Leonstein."

Dampfbootfahrten am Werdersee.

(Mitgetheilt aus Briefen an eine Dame.)

(Beschluß.)

Wir fuhren in dem zum Dampfschiffe gehörigen Omnibus die waldigen Anhöhen gegen Villach hinan; der alte Herr, vielleicht durch die kühle Morgenluft und das Frühaufstehen schläfrig geworden, nahm sich auf dem wackeligen Sitze in seinen Bemühungen, es sich bequem zu machen, ungemein komisch aus; das Mädchen blätterte in meinem Skizzenbuche, das ich ihr gegeben, und wir Beide, ich und Karlchen, rauchten mit einander, wenn ich es ihm gleich in seinem erfolgreichen Bemühen, meine gut gelagerten Cabanos aufzuheizen, nicht gleich zu thun vermochte.

So ging es in einsylbigen schläfrigen Gesprächen mehrere waldige Hügel hinan; einen der längern stieg ich an; es war ganz herrlich an dem frischen schönen Frühlingsmorgen hinabzuschauen über dunkle Föhrenwälder in das grünende duftende Thal, bald aber lag das stattliche Schloß Wernberg vor uns, und der wiederbestiegene Wagen hielt unten an einem Wirthshause, vor dem eine prachtvolle Linde stand. Hier stieg man aus. Ich war nun bald in das Anschauen eines wahrlich nicht rafaelischen Freskogemäldes vertieft, was an der Außenseite eines Hauses prangte. Ich muß einmal die Kunstwelt auf dieß herrliche Gemälde aufmerksam machen, ich war vollkommen davon absorbirt, und nichts hätte mich aus meinen Träumereien, in die ich beim Anschauen desselben versunken war, zu erwecken vermocht, als Annelis Stimme, die mir wiederholt ein herzliches: „Sie Herr, leben Sie wohl, behüth' Sie Gott! Adieu!" zurief.

„Adieu, Adieu!" rief ich mechanisch, und verschwunden war das liebe Kind, das in einem leichten Wägelchen an der Seite einer sehr corpulenten Frau den Hügel hinabfuhr. Es brauchte einige Zeit bis ich mich besann, und endlich auf meine Fragen erfuhr, das sey ja eben Annelis Tante gewesen zu der sie gehe, hier habe man sich zusammenbestellt, und zugleich den Ausflug gemacht.

Ich möchte nun ebensewenig damals in einen Spiegel geschaut haben, und mein albernes, als jetzt Ihr boshaft lächelndes Gesicht sehen, mit dem Sie diese lächerlichen Berichte lesen, die ich Ihnen, allerbeste Freundin! wahrheitsgetreu erstatte. Aber lachen Sie nur fort. In stummer Resignation und fruchtlosem Bemühen, mich selbst

Digitized by Google

nicht auslachen zu müssen, reichte ich einen Arm der schwerfälligen Tochter, und belastete den andern mit ihrem Shawl und einem der Körbe, die Karl aus dem Wagen gebracht, und so stiegen wir den Weg nach Tamtschach hinan.

Liebe Freundin! wie war so plötzlich die Poesie des Ausfluges im leichten Mägeichen entschwunden, und wie hing die Prosa bleischwer an meinem Arm.

Es dauerte zum Glücke nicht lange, bald lag auf einer Terrasse des Gebirgsabhanges ein hübsches Landschloß im dichten grünenden Busch, ein Kirchlein und das Wirthshaus vor uns. Wir wählten aus dieser Trias das Letztere, und Rosine enthüllte mir nun die Geheimnisse des mitgeschleppten Korbes; saftiger Schinken, frischgebackenes Weißbrod und eine Flasche guten Steirerweines bildeten die Ingredienzen zu einem kraftvollen Déjeuné sans fourchette, dem ich auch nicht auswich, da ich nun einmal so in die Prosa gerathen war. Nun sollte das Schloß mit seinem weitläufigen Parke besehen, dann erst dinirt werden, dann wollte man wieder nach Wernberg, um gleichfalls das Schloß und Aussicht zu besehen, dort „jausnen“ und mit dem Stellwagen wieder in gleicher Weise zurückfahren; viel, gar viel, faßt zu viel Prosa dachte ich, und — da sah ich in ganz geringer Höhe über uns eine herrliche Ruine eines Schlosses herunter schauen; ei, da muß eine prachtvolle Fernsicht seyn, und die mußte ich doch in unser Skizzenbuch bekommen. Adieu, Papa Postler, schöne Rosine, Freund Karl, auf Wiedersehen zum Mittagsessen — ich stieg bereits die Anhöhe hinan.

Bald hatte ich die Ruine erreicht und lagerte mich in deren Angesicht unter einer mächtigen Tanne, wo ich zugleich der schönsten Aussicht genoß.

Das war ein gar herrliches Plätzchen, da lag unten das Dorf und das Schloß und die Prosa, die durch Park und Feld lustwandelt um Appetit zum Mittagstisch zu holen, aber in Wald und Luft war zauberische Frühlingslust, weiße Wolkenschwäne zogen eilig durch die milde Luft oder hielten dort auf dem Gebirge kurze Rast, drunten überall junges knospendes Wiesen- und Waldesgrün, zwei kleine See'n lagen dunkelblau mitten darin, so als schaue die Erde selbst mit sinnigem blauen Auge ihr neues Frühlingswunder an, und der Himmel lachte von oben dazu, und die Sonne sandte freudig ihre Strahlen hinein; sie brachen durch die laubigen Kronen über mir, begrüßten die Tannen und Birken, daß ihre weißen Stämme aufleuchteten, ruhten ein Weilchen verwundert auf den Mauertrümmern, ließen dann sich lieber von Thautropfen saugen, flüchteten mit diesen wieder in die Frühlingsluft, und ruhten dann auf Kräutern und Blumen, daß sie erglühten und dufteten; das war alles so frisch und üppig, so jung und jungfräulich, als käme es eben erst aus der schaffenden Gotteshand. Ach, je mehr die verrinnende Zeit uns von unserm eigenen Lenze nimmt, desto wärmer und inniger legt die Natur ihren Frühlingsblüthenschmuck an unser alterndes Herz! Die alten bärtigen Tannen über mir schüttelten bedächtig ihre Häupter zu dem neuen Frühlingslied, das durch ihre immergrünen Zweige zog, sie wußten zu erzählen von der Vergänglichkeit der Menschen, sie die hier Wache halten an der verwitternden Stätte einstiger lebenvoller Herrlichkeit.

Lange stieg ich in dem ansehnlichen Baue des verfallenen Schlosses herum, und weidete mich an den herrlichen Bildern, die sich zwischen dem Gemäuer hinaus auf das Thal und die großartig weithin sich ausdehnende Gebirgskette öffneten; besonders lieblich liegt das Städtchen Villach von der Drau umschlungen und an die mächtige Alpe sich anschmiegend, die am Schluße des Thales Wache hält.

Es that mir sehr leid, daß ich so gar nichts von der Vergangenheit dieses stattlichen Schlosses, ja den Namen desselben nicht einmal kannte; ein Bauer, der nicht ferne davon seine ärmliche Wohnung hat, nannte mir erst den Namen „Eichelberg“, wußte mir aber auch nichts von seiner Geschichte zu berichten; ja keiner von Allen, die ich im Nachhausefahren am Dampfschiffe darum befragte, konnte mir auch nur eine Sage davon erzählen, die meisten darunter wußten nicht einmal um das Daseyn dieser schönen Ruine, die schönen ihrer pittoresken Lage wegen fleißige Besuche verdient.

Die Sonne war inzwischen hoch gestiegen, eine intensive sommerliche Wärme lagerte sich in dem Gemäuer, ich dachte wieder an die Rückkehr, an meine Reisegefährten in Tamtschach und — das versprochene ländliche Mahl; ich ging durch den Wald hinab, das war so ein echter herrlicher Wald, hohe mächtige Tannen und Lerchen, zwischen deren dichte Aeste kaum die Sonne ihre Lichtfunken auf das grüne Laub der Stauden und Kräuter werfen konnte; ein schmaler Fußweg führte mich immer tiefer in das schweigende Waldesdunkel — aber es ging mir, wie im Märchen vom Rübezahl, je weiter ich ging, desto weniger schien der Wald enden zu wollen; ich hatte wohl gleich anfangs eine gefehlte Richtung eingeschlagen, und war so lange herumgeirrt, bis ich endlich auf einer freien Stelle vor mir auf einem Fels eine Kirche und zur Linken den weiten Spiegel des See's sah, dem ich nun zueilte. Die alten Tannen fingen inzwischen an bedenklich ihre Häupter zu neigen mit leisem Flüstern, das bald in ein unheimliches Rauschen überging; kurz es sollte gar nichts meiner Landpartie fehlen, auch nicht der Regenguß, unter dem ich in Velden ankam. Hier fehlte es nicht an den nothwendigen Erfrischungen, und am Laubungsplatz, der eine freundliche Aussicht über den weiten See gewährt, wurde es bald lebhaft. Schicksalsgenossen, die von Rosek, Sternberg und andern Orten kamen, Landleute der Umgebung harrten des Schiffes, das aus dem Dunkel, in welches der Regen den See hüllte, noch immer nicht sichtbar werden wollte — dann kamen auch mit Stellwägen von Villach viele Reisende, und füllten die schmale Veranda, die als Laubungsplatz dient. Der Regen zog sich über den See, die Sonne brach im Westen wieder aus dem Gewölk; unter einem prächtigen Regenbogen zeigte sich, gleichfalls von der Sonne beleuchtet, der schwarzende Dampfer, und legte bald an der Veranda an, auf der es nun vollends zu enge ward. In dem Gedränge begrüßte ich nur flüchtig Papa Postler wieder, vermißte ihn aber in der Cabine, welche mit Reisenden fast vollgepfropft war; ich war eben in das Beischiff gewiesen worden, das von dem Dampfer so leicht und ruhig durch die Fluth gezogen wird, daß man die Bewegung vollends gar nicht merkt. Die frisch grünenden Ufer zogen lautlos an den kleinen Fenstern der Kajüte vorüber; in Pörtschach drängen sich wieder neue Reisende in dieselbe, in der es etwas unbehaglich wird, ein frischer West bringt das Schiff in leichtes Schwanken, und einige der Damen in leichtes Entsetzen. Maria Werd tritt von einem freundlichen Sonnenstrahle beleuchtet aus dem dunkeln Walde hervor, aber er erlischt plötzlich und aus dunkler Wolke beginnt es wieder sanft zu regnen; Alles drängt sich herein, und in Seliren noch ein Paar Damen mit nassen Regenschirmen, — über der Gesellschaft herinnen lagert das Schweigen der Ermüdung und Resignation.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 6. Sonnabend, den 9. Juni. 1855.

Der Pasterzengletscher.

Der schönste, allein fast von den Fremden gekannte und besuchte Punkt unserer schönen Heimath ist der Großglockner mit seiner Umgebung. Nach Heiligenblut, einem der schönsten Erdenwinkel pilgern jährlich aus allen Gegenden Europa's die Menschen, um ihre Seele zu erfreuen an den erhabenen Bildern der großartigsten Alpeneinsamkeit, ihr Gemüth zu erquicken an dem lieblichen Zauber unseres schönen Heimaththales. Sie steigen hinan zur Pasterze, in die Welt des ewigen Winters, zur Region leblosen Schweigens, welche zu den Füßen des mächtigen Großglockners sich lagert und geheimnißvoll den krystallenen Zauberpallast dieses Alpenfürsten umgibt, des höchsten auf deutscher Erde.*) — Dahin sollte auch jeder Kärntner wenigstens einmal im Leben seine Mekkafahrt machen! Wenn er dann an einem schönen Sommermorgen den Großglockner beim ersten Sonnenstrahl erglühen sah im tiefsten Purpur, während das friedliche Thal noch tiefes Dunkel deckte, wenn er auf der Pasterze die wundersamen Gebilde des Gletschereises in allerlei zauberhaften Farben spielen und blinken gesehen, das geheimnißvolle Rauschen der Gletscherbäche, das großartige Donnern stürzender Lawinen gehört, dann wird er sicherlich die Empfindung jenes Augenblickes als werthvolles Kleinod in seiner Seele bewahren sein lebenlang.

Wenn der Wanderer vom „hohen Sattel" das ganze ausgedehnte Gletscherfeld überblickt, so ist der Eintruck vollkommen der, als schaue er einen riesigen Strom, der in seinem Sturze über die Felsenwände der Pasterze durch einen Zauberbann plötzlich gefroren und mit dem launenhaften Wogenspiele jenes Augenblickes im starrenden Froste festgehalten worden sey. Dieser Empfindung beim Anblick des seltsamen Gletschergebildes scheint die Sage über die Entstehung des Gletschers selbst Worte gegeben zu haben.

Dort auf jenen Höhen, wo jetzt die ewigen Schneemassen ausgebreitet sind, waren einst, so erzählt uns jene Sage, üppig grünende Triften und Wiesen, auf welchen die Bewohner der dort zusammengränzenden Alpenländer zu einem großen Jahrmarkte zusammen kamen. Als nun dieser einmal auch an einem Sonntage abgehalten und der Gott geweihte Tag statt in gebotener Andacht und Gebet, mit Spiel und Tanz und sinnlichen Vergnügen zugebracht wurde, da kam ein furchtbarer Sturm über die Kämme des Glockners und brachte heftige Regengüsse, welche alsbald die grünenden Triften mit dem sündhaften Treiben der Menschen in ihren Fluthen bedeckten, und als diese über die Felsenkämme niederstürzen wollten in das schuldlose Thal, da habe ein plötzlicher Frost die niederrauschenden Gewässer urplötzlich festgehalten und die sündigen Menschen bedeckt mit ewigem Eise, das wir noch immer in den spuckhaftesten Gestalten hart am Rande grünender Wiesen erblicken. Nur zuweilen werfe das Eis noch irgend etwas von jenem Jahrmarkt-Tande oder wohl auch eine Leiche jener vom Gottesgerichte getroffenen Frevler aus. — So die Sage.

Doch der Wanderer, der vielleicht am grünenden Ufer jenes starrenden Wasserfalles gelagert in Staunen über die ihn umgebende Wunderwelt, dem Sinne dieser fast überall an Gletschern wiederkehrenden Sage nachsann, mag sich dann allen Ernstes die Frage stellen: Wie kamen die Eismassen hieher in die nächste Nähe blühender und grünender Wiesengestade, was erhält sie hier im wärmenden Sonnenscheine?

Und wenn dann der Führer erzählt, daß noch seit Menschengedenken dort einst eben so blumige Triften standen, welche jetzt der Gletscher mit Eis und Schutt überdeckt hat, daß der Gletscher also in steten Fortschreiten begriffen sey, so mag sein Staunen und die Lust sich steigern, mehr von dieser Region ewigen Eises zu hören, die wie wahrhaft eine Zauberwelt mitten zwischen lebenvollen Wäldern und Wiesen gelagert ist.

Lange war diese Welt des leblosen Schweigens eine unbekannte ja auch unbeachtete; aber in unserer Zeit, die sichtlich bemüht ist, die Natur in ihrem großartigen Wirken zu belauschen, ihre Geheimnisse zu enträthseln, sind auch die Gletscher Gegenstand ausgedehnter eben so mühe- als erfolgreicher Studien geworden, und es ist fast vollständig gelungen, der Natur es abzulauschen, wie sie auf den höchsten Höhen der Alpen die pracht- und wundervollen Eisgefilde aufbaut, welche die Zinnen der höchsten Alpenfürsten umlagern. Auch unser Pasterzengletscher ist und zwar mit besonderm Fleiße untersucht und studirt worden.

Es war im Herbste des Jahres 1848, während draußen die politischen Stürme brausten und die Grundvesten der Gesellschaft zu erschüttern drohten, als in dem zu jener Zeit wenig von Fremden besuchten Thale von Heiligenblut zwei junge Gelehrte erschienen und mit allerlei Instrumenten und Apparaten ihre Wanderungen in die benachbarten Gebirge begannen, die höchsten Gipfel derselben, die Rachern, Wasserradkopf, Albitz, ꝛc. endlich den Großglockner selbst erstiegen und sich zuletzt zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte auf der am Ufer des Pasterzengletschers gelegenen (vom Erzherzog Johann gebauten und benannten) Johannshütte einrichteten und Führer miethteten. Sie brachten dort in der laut- und leblosen Stille der erhabensten Alpeneinsamkeit an drei Wochen mit Studien, Beobachtungen und Untersuchungen über den Gletscher zu, und haben die Resultate dieser und vieler anderer vorgenommenen Untersuchungen bereits im Jahre 1852 in einem höchst werthvollen Buche veröffentlicht, das den Titel führt: „Untersuchungen über die physicalische Geographie der Alpen" von H. und A. Schlagintweit. Später machten sie

*) Nach den neuesten Messungen ist der Glockner um 149 Fuß höher als die „Ortlerspitze."

Digitized by Google

ähnliche Studien in den westlichen Alpen vorzüglich an den Gletschern des Monte Rosa, und sind gegenwärtig in Ostindien, wo sie im „Himalajagebirge" ihre Arbeiten im großartigsten Maßstabe fortsetzen, indem sie von Humboldt zu dieser Expedition veranlaßt und sowohl von Preußen als England hierin auf das ausgiebigste unterstützt worden sind. — Wir wollen es versuchen, Einiges von dem, was die neuesten Forschungen über die Gletscher und namentlich über unsern Pasterzengletscher zu Tage gefördert, den Lesern, die uns freundlich bis daher gefolgt, mitzutheilen.

Man nennt Gletscher im Allgemeinen jene großen Schnee- oder Eismassen, welche die höchstgelegenen Theile einiger Alpenthäler ausfüllen und von der Region des ewigen Schnee's, mit welcher sie immer in unmittelbarer Verbindung stehen, sich meist 2000 bis 4000 Fuß unter die mittlere Schneegränze in das Thal hinab erstrecken. So füllt der Pasterzengletscher die höchste Thalmulde des Möllthales aus, welche sich am nordöstlichen Abhange des Glockners ausbreitet, im N. W. von dem Hochpaße der Todtenlöcher, dem Johannsberg, im N. von der hohen Docke und hohen Riffel, in N. O. von den Gehängen des Sonnenwieck und des Freiwandeck eingeschlossen ist. Das untere Ende des Gletschers am Felsen der Margaritzen, wo die Möll unter dem Eise hervorquillt, liegt 6086 Fuß über dem Meere, also ungefähr 2400 Fuß unter der Schneegränze unserer Alpen.

Die Eismasse, aus welcher die Gletscher bestehen, gleicht nicht dem Eise, welches sich den Winter über an einem stillen See bildet, es gleicht mehr dem zerfallenden Eise, welches aus den Schneeanhäufungen in Gebirgsschluchten im Frühjahr entsteht. Es besteht aus kleinen Eiskörnern mit abgerundeten Ecken, die leicht aneinander verschiebbar und deren Zwischenräume mehr oder weniger mit Luftbläschen oder Wasser angefüllt sind. Das Gletschereis hat übrigens in verschiedenen Theilen des Gletschers verschiedene Beschaffenheit, und immer und überall eine eigene und eigenthümliche Structur. Es besteht nämlich aus abwechselnden Lagen von weißen, undurchsichtigen, schaumig aussehenden, und von solchen aus schön blauen durchsichtigem Eis. Diese abwechselnden Lagen haben sehr verschiedene Dicke, liegen oft horizontal übereinander geschichtet, häufiger in geneigten Lagen, nicht selten auch senkrecht nebeneinander; ihre gegenseitige Lage ist im Allgemeinen so, daß sie von den obern Theilen des Gletschers gegen die untern immer spitzere Winkel mit der horizontal gedachten Unterlage bilden.

Viele ausgezeichnete, namentlich wieder von den Gebrüdern Schlagintweit am Eise der Pasterze wiederholte Untersuchungen haben dargethan, daß die zwischen den einzelnen kleinsten Eiskörnern vorhandenen Haarspalten des Eises beim weißen undurchsichtigen Eise mit Luftbläschen, beim blauen durchsichtigen aber mit Wasser gefüllt sind. Die blaue Farbe des Eises rührt nicht, wie Schlagintweit gezeigt haben, vom reflektirten Lichte des Firmamentes her, sondern ist die eigenthümliche Farbe des Wassers im festen Zustande (sie ist gleich einem Gemisch von 75 Perc. Kremserweiß, 24 Perc. Kobaltblau und 1 Perc. Oker, also heller als das Blau der Atmosphäre.)

Die im weißen Eise eingeschlossene Luft beträgt 6 Perc. des Volumens von jenem; die vom Eise wirklich absorbirte Luft ist reicher, die bloß eingeschlossene aber ärmer an Sauerstoff als die atmosphärische Luft.

Die Gletschermasse bildet keine ebene Oberfläche, sondern sie ist mit mehr oder weniger tiefen und breiten Spalten fast überall bedeckt. Diese Spalten sind am seltensten dort, wo der Gletscher nahezu horizontal liegt, sie nehmen zu, wo er eine geneigte Lage annimmt, und gehen endlich dort in eine regellose Zerklüftung über, wo, wie am „hohen Sattel" der Pasterze, ein jäher Absturz des Gletscherbodens vorhanden ist. Sie sind parallel mit der Längenausdehnung des Gletschers dort, wo sich dieser in die Breite ausdehnt, darauf senkrecht aber, wo er sich in die Tiefe senkt, sie gehen oft sehr tief, nicht selten bis an den festen Grund, sie wechseln in ihrer Länge und Breite sehr; wenn sie mit frischem Schnee bedeckt sind, sind sie dem mit dem Gletscher unbekannten Wanderer gefährlich.

Außer durch Wind und Stürme auf den Gletscher getragenen Staub und Schmutz ist derselbe mit regelmäßigen Streifen von Schutt- und Felsmassen bedeckt, die in bestimmter Längenrichtung mehr oder minder mächtig von den höchsten Punkten bis an sein unteres Ende sich hinziehen; man nennt sie Moränen. Am Rande des Gletschers bildet sich endlich meistens ein sehr mächtiger Moränenwall, der den Gletscher einfaßt. Die Gebirgsarten, aus welchen die, die Moräne bildenden Gesteine bestehen, sind immer jene, welche die den Gletscher umgebenden Gebirgsgehänge bilden, jedoch findet sich die zugehörige Gesteinsart nicht immer unmittelbar über dem Fundorte eines Moränentheiles, sondern häufig viel höher oben.

Solcher Moränen finden sich auf jedem Gletscher mehrere, die sich parallel über denselben hinziehen, von denen sich meistens mehrere zu einer oder zweien vereinigen, so daß man Mittel- und Seitenmoränen unterscheidet.

Wenn man die Lage irgend eines auf den Gletscher liegenden Gegenstandes z. B. eines Moränengesteines im Vergleich zu einem Punkte seines Ufers längere Zeit beobachtet, so bemerkt man, daß diese Lage sich ändert, daß der Stein gegen das untere Ende sich hinab bewegt; dasselbe findet man, welchen Punkt des Gletschers man in Betrachtung ziehen will, überall findet man eine mehr oder weniger rasche Bewegung nach abwärts, ein Vorrücken des Gletschers. Am untern Ende desselben bemerkt man gleichfalls, daß derselbe nicht stehen bleibt, sondern manchmal vorrückt, dann wieder zurückgeht; diese Oscillation ist jedoch im Vergleich zu seiner Ausdehnung keine sehr bedeutende. Wenn man nun in Erwägung zieht, daß am untern Ende nicht bloß der jährlich gefallene Schnee wegschmilzt, sondern noch immer ein mächtiger Gletscherbach, z. B. an der Pasterze die Möll hervorquillt, also eine große Menge des Gletschereises fortwährend geschmolzen wird und abfließt, so muß die Masse desselben immerfort ersetzt werden, also immer und immer neue Gletscherbildung stattfinden. Wie geschieht das nun, wie entstehen die Gletscher überhaupt, wie ihre blauen Bänder, ihre Klüfte und Spalten, wie ihre Moränen?

Die Gletscher sind keineswegs gefrorne Wasseransammlungen, wie man wohl früher gedacht hat, sondern sie entstanden und entstehen noch immer aus dem Schnee der Hochgebirge.

In gewisser Höhe über dem Erdboden, bei uns in den Alpen ungefähr in einer Höhe von 8200 Fuß über dem Meere, fällt kein Regen mehr sondern nur Schnee, und der gefallene schmilzt auch in der Wärme des Sommers nimmermehr weg, es ist dort die Region ewigen Schnee's. Da nun dort immerfort Schnee fällt und nie wieder wegschmilzt, so müßte die Schneelage dort immer höher werden, in Jahrtausenden also eine ungeheure Höhe erreichen. Da dieß nun nicht der Fall, so muß diese Erhöhung auf andere Weise

Digitized by Google

verhindert werden. Dieß geschieht durch ein allmähliges Herabsinken der Hochschneemassen in die Schlinchten und Thäler. Die höchsten Theile der Gebirge nämlich haben fast immer sehr geneigte, mitunter sehr steile Flächen, nur sehr selten ebene Kämme; der gefallene Schnee befindet sich also auf einer mehr oder weniger schiefen Ebene, ähnlich wie auf unsern Dächern, und wie wir an diesen in schneereichen Wintern bemerken, daß er allmählig herabrutscht, überhängende wird, und theilweise abfällt, so gleiten allmählig auch die Schneemassen des Hochgebirges über der schiefen Fläche des Gebirges in das Thalbecken, wo dann, da dieß von mehreren Seiten geschieht, der Gletscher sich fortwährend bildet und gleichzeitig abschmilzt. So erklären sich denn auch alle früher erwähnten Gletscherphänomene ganz leicht und ungezwungen.

Der Schnee der Hochalpen verliert nämlich bald durch längeres Uebereinanderliegen seine lockere Beschaffenheit, und geht nach und nach in einen körnigen nicht mehr ballenden Zustand über, in welchen man ihn Firn nennt. An einzelnen sonnigen Tagen, noch mehr aber, wenn er allmählig in tiefere, wärmere Orte gelangt, schmilzt der Firnschnee theilweise, das Thauwasser dringt in die Tiefe, während die Oberfläche mit der Luft in Berührung, Luft absorbirt hält; so entstehen durch abwechselndes Thauen und Frieren abwechselnde Lagen von wasserhaltenden blauen und lufreichen weissem Eise. Dabei drücken sich die einzelnen vom Thauwasser durchzogenen Eiskörner des Firns immer fester an- und ineinander, und bilden so das zwar feste Gletschereis, in welchem doch die einzelnen Eiskörner eine gewisse Verschiebbarkeit behalten. Das Gletschereis bildet so eine zwar kompakte aber doch in einem gewissen Grade in ihren kleinsten Theilen verschiebbare, flüssige Masse, welche durch ihr eigenes und durch das Gewicht der nachrutschenden Firnmassen ins Staude ist, alle Unebenheiten des Thalbeckens auszufüllen, durch Verengungen sich ebenso durchzuschieben, wie Erweiterungen auszufüllen; dort wo die Unebenheiten zu groß sind, bricht die Masse ab in Spalten und Klüften, welche sich genau nach der Configuration des Bodens richten, quer über den Gletscher gehen, wenn dieser plötzlich nach abwärts, und nach dessen Länge sich öffnen, wenn er sich nach der Breite ausdehnt. So wie im untern Thale aus den Seitenthälern und Gräben Nebenbäche sich münden, so hat auch oben der Hauptgletscher immer mehrere Zuflüsse, von denen jeder, wo sie sich nicht wie das Wasser so schnell mischen, sein eigenes System von blauen Bändern, Spalten, Schichtungen und Moränen fast bis an das untere Ende kenntlich beibehält.

Die Moränen lassen sich so nicht minder leicht erklären. Von den steilen Abhängen der Gletscherthäler fallen, durch Wind, Lawinen und Wasser bedingt, theils vereinzelt, theils an besonders dazu günstigen Orten größere und kleinere Felsstücke herab, die auf dem Eise am Rande des Gletschers liegen bleiben; dieses wird nun immer unter den Abhängen weggeschoben, und so geschieht es, daß die darauf liegenden Schuttmassen mit dem Eise stets weiter ins Thal hinabrücken, während immer neue auf neue Stellen des Eises fallen, und so eine eigentliche ziemlich gleichförmige Schuttmasse gebildet wird, welche an jeder Stelle Abfälle aus allen den Theilen des Thales enthält, bei denen sie vorbeigeschoben worden ist, und unten, wo das Eis unter ihm ganz weggeschmolzen ist, einen den Rand des Gletschers begränzenden Schuttwall bilden muß. — Da nun jeder Seitengletscher wieder einige Moränen bringt, die sich mit der Hauptmoräne vereinigen, so wird diese mitunter sehr groß und mächtig.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben im Jahre 1690.

Als einer Parallele zu den im heurigen Jahre bereits zwei Mal in Kärnten, wenn gleich nicht in verderblichen Maße gefühlten Erdstößen, welche indessen doch so auffallend waren, um auch in auswärtigen Blättern besprochen zu werden, während wir uns in diesem Jahrhunderte nur eines, freilich heftigeren Erdbebens und zwar am 10. Juni 1804 erinnern, dürfte es nicht uninteressant seyn, der Beschreibung des Erdbebens am 4. Dezember 1690, wie sie uns die Mährenberger Chronik gibt, einiges Umständliche zu entnehmen.

Dieses Erdbeben war nach dem am 24. Jänner 1348 das gewaltigste, dessen man sich in Kärnten entsinnt. Von drei Viertel auf 4 Uhr an, durch mehr als eine Stunde, wiederholten sich die Erschütterungen; man zählte nicht weniger als 20 Stöße, von denen jedoch der erste der heftigste war. In Klagenfurt, wo die alte Stadtfarkirche einstürzte, entstand ein solcher Schrecken, daß sich die meisten Leute nicht mehr in ihren Wohnungen zu bleiben getrauten, sondern in hölzernen Bauernhäusern, in Schennen, ja selbst in Hundeställen ihre zeitweilige Unterkunft nahmen, da die Erde auch in den darauffolgenden Tagen gefahrdrohende Bewegungen erlitt: ein Schrecken, welcher besonders die Vornehmern und Reicheren befiel. Villach wurde dermaßen zugerichtet, daß nicht ein ganzes Haus in dieser Stadt blieb, so daß man vor lauter Stützen und Spreitzen kaum durch die Gassen gehen konnte. Der prachtvolle hohe Kirchthurm sammt den darin wohnenden Leuten und seinem kostbaren Gelänte hatte das eigene Schicksal, daß er durch die Gewalt des Erdbebens barst, und bis auf den untersten Theil, der stehen blieb, auf zwei entgegengesetzte Seiten ansseinder fiel. Zu dem schrecklichen Anblick, den das fallende sich wie in einem Wirbel drehende Gemäuer darbot, gesellte sich das weithin vernehmliche Angstgeschrei der mit in die Tiefe stürzenden Bewohner. Zu Schneeck, Neutreffen, dem Schlosse der damaligen Freiherren von Grottenegg, ereignete sich das Unglück in einer Art, daß es von den anwesenden wunderbar Geretteten als Augenzeugen beschrieben werden konnte. An dem warmen Ofen saß die betagte Freifrau, und hatte ihre älteste Tochter Sidonia, später mit Freiherrn Ludwig von Kulmer auf Kleinhofen verheiratet, in ein Gewölb etwas herbei zu holen versendet. Während dem auch die junge Frau um nachzusehen, in den Stall sich begeben, und die Amme das kleinste Kind an der Wiege stillte, hatte das Gewinsel des Hundes, der heftig gegen die Fensternische sprang, die beiden Brüder Seifried und Franz an die Böschung des Fensters hingezogen, um zu sehen, was es gebe. In diesem Augenblicke stürzten Decke und Unterboden mit solcher Gewalt zusammen, daß sie nur den Ruf der alten Frau: „Jesus Maria" noch hörten, wo schon der Staub und Dualm aus dem Abgrunde herauf wirbelte, die beiden Brüder aber im engen Raume, der sie schützte, sich an das Fenstergitter anklammerten. Fräulein Sidonia, die eben in diesem Momente auf dem Rückwege sich befand, wurde vom Sturze auf einer Wendung der Stiege überrascht, und sank dergestalt mit hinab, daß das fallende Gestein oben ihr eine Oeffnung ließ, und sie, zwischen dem Schutte eingekeilt, ihr Haupt frei erhielt. Zuerst wurden die in der Mauernische schwebenden Brüder von den aus der Meierei auf ihr Hilferufen herbeieilenden Leuten mit einer Leiter gerettet; aber als dieselben auf das Gestöhn Sidoniens auch diese aus ihrer schrecklichen Lage herauszuziehen wollten, da vertrieb sie wiederholt das erneuerte Toben des Erdbebens, bis es ihnen endlich gelang, nachdem sie den Schutt hinweggeräumt, sie mit Ver-

Digitized by Google

lust ihrer Kleider und bei vielen Quetschungen aus dem Gestein herauf zu ziehen. Elf Personen, und eben so viele Pferde des schönsten Schlages verloren hier ihr Leben. Die alte Baronin, Eva Rosina von Grettenegg, geborne Freiin von Aichelburg, fand sich zerquetscht und verbrannt, Kind und Amme vom fallenden Trame zerschmettert, und so gewaltig war der Einsturz, daß der Schutt nur eine Höhe von 4 Schuhen einnahm.

Mittheilungen

aus der Quellensammlung des kärntnerischen Geschichtvereines*).

XXI.

Das Archiv des Domstiftes Gurk und bezüglich das werthvolle von dem Anwalte Sebastian Syhn bearbeitete Repertorium, welches der verdienstvolle Verfasser „Annalos Gurcenses“ zu nennen beliebt, liefert beachtenswerthe Beiträge zu einer künftigen Geschichte der Herrschaft Kreig, dann der Propstei und Pfarre Kreig. Sie werden hier nach der Zeitfolge mitgetheilt.

7. Mai 1566. Mathias Trußler, Thorherr zu Kreig beschwert sich bei dem Gurker Anwalte Wilhelm Wernher, weil seinem Unterthane Landpruggar von dem domstiftlichen Unterthane Leonhard ein Zaun niedergerissen wurde. (Annal. Gure. Vol. II. P. II. p. 893. Nro. 1, im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 1.)

3. Nov. 1566. Ebenderselbe begehrt von dem oben genannten Anwalte eine Beschau wegen des zwischen den obgenannten Unterthanen streitigen Behölzungsrechtes. (Annal. Gure. p. c. Nro. 11, im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 2.

1567. Regina geborne Fuggerin, Freiherrin zu Kirchberg und Weißenhorn, Witwe des Wolf Dietrich Grafen zu Hardeck, Glatz und Machland gibt als Vermünderin ihres Sohnes Hanns Grafen von Hardeck, Besitzers der Herrschaft Kreig, der Sophia geb. Mosheim und Witwe des im Jahre 1558 verstorbenen Kreiger Pflegers Hanns Reidhaupt den Raitbrief über die bis zum Jahre 1567 fortgesetzte Pflegschaft. (Annal. Gure. p. c. Nro. 3, im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 3.)

3. Juni 1598. Christoph Andrä Fürstbischof von Gurk verwendet sich bei dem Dompropsten von Gurk um ein Darleben von 200 Gulden für den in besonderer Noth befindlichen Propsten von Kreig Konrad Goßens. (Annal. Gure. p. 798. Nro. 19, im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 6.)

1618 und 1619. Streit zwischen dem Domstifte Gurk und den Brüdern Ludwig und Anton von Gretta**), als Herren von Kreig, weil die kreigerischen Gerichtsleute mit bewaffneter Hand in das Haus des domstiftlichen Unterthans Krenn am Pißweg gedrungen sind und unter dem Dache eine Fernikantin aufgesucht haben. (Annal. Gure. p. 892, Nro. 6. im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 6.)

1621 und 1622. Gleicher Streit zwischen denselben Partheien, weil der Kreiger Pfleger Jakob Hochkeffler den Verlaß des Senfenschmids Christoph Schern in Wiemitz inventirte. (Annal. Gure. p. 892. Nro. 7. im Archive, Lade 106. Fasc. Nro. 7.)

8. Nov. 1642. Schreiben des Dompropstes von Gurk an den Freiherrn Anton von Grotta um Restitution des von dem Kreiger Pfleger dem domstiftlichen Unterthane Leonard Schober gepfändeten Viehes und Abtragung des auf 200 Dukaten ästimirten Gewalts. (Annal. Gure. p. 792. Nro. 8 im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 8.)

1670. Bei der Durchreise eines päpstlichen Nuntius wurde von einem Bedienten desselben im Wirthshause des Gregor Dörflinger in Hirth ein Diebstahl verübt. Dörflinger holte den Thäter in Mölbling ein. Dieser setzte sich aber mit einem Stilet zur Wehre und ein Offizier gab dem Dörflinger zu dessen Beruhigung einen silbernen Teller im Gewichte von 1¼ Pf. Diesen deponirte Dörflinger bei dem K. G. Kreig und erhielt dafür zur Compensirung seines Verlustes 25 fl. 40 kr. (Annal. Gure. p. 895. Nro. 20. im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 17.)

1673. Ersuchschreiben des Dompropstes von Gurk an den Pfarrer von Kreig, Paul Wallner, wider den Pfarrunterthan Veit König an der Landpruggen, welcher gegen das Verbot des Pfarrers zum Nachtheile des domstiftlichen Wirthshauses zu Mölbling in der Keusche an der Landprugg reisende Gäste beherbergte und gastirte. (Annal. Gure. p. 893. Nro. 10. im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 10.)

28. Mai 1681. Der Dompropst von Gurk ersucht den Freiherrn von Grotta, den Pfleger zu Kreig, Sebastian Krön, welcher dem domstiftlichen Unterthane Maidl zu Unterbergen mit Amtmann, Gerichtsdiener und andern 12 bewaffneten Männern in den Stadl eingefallen, um einen abgedankten Soldaten zu suchen, — nach Gurk zu stellen.

„Nun war es am 12. Juni, daß besagter Pfleger mit einem wohlbrieten Rausch beladen beim Domstift Secretari (da eben gnädiger Herr Dompropst bei der Abendmahlzeit war) sich angemeldet, der ihm, daß selbter folgenden Morgen zu Verhandlung der Sach sobrio und nüchtern zu erscheinen habe, angedeutet. Allein der Pfleger ist ins Wirthshaus gegangen, aufgesessen und also unerlaubter davon geritten; dannanhero die 2. Resquisition an obgedachten Baron von Gretta unter 28. Juni vom Herrn Dompropste ergangen.“ Sebastian Krön wurde nun zum zweiten Male nach Gurk gestellt und gab am 1. Juli 1681 seine Aussage dahin ab, daß er nicht für sich selbsten sondern auf Befehl seiner gnädigen Herrschaft oberwähnten Eingriff gethan. (Annal. Gure. p. 893 und 864. Nro. 12 und 13. im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 11.)

1724. Der Dompropst von Gurk beschwert sich bei der Landschaft wider Herrn Johann Ludwig von Meyerhofen als Herrn der Herrschaft Kreig, daß von den domstiftlichen Unterthanen im Landgerichte Kreig von einer Hube statt 30 kr. ein Gulden abgefordert werden sey. (Annal. Gure. p. 894. Nro. 14. im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 12.)

25. Sept. 1751. Der Dompropst von Gurk ersucht den Herrn Joseph von Meyerhofen als Herrn der Herrschaft Kreig um die Auskunft über die Konkurrenz des Bisthums Gurk bei der Propstei, Pfarre und Benefizium in Kreig. (Annal. Gure. p. 894. Nro. 17. im Archive, Lade 106. Fasc. A. Nro. 15.)

29. Oktober 1762. Inventar nach Johann Ferdinand Freiherrn von Hallerstein des adelichen Domstiftes von Gurk Canonicus Regularis, confirmirten Propsten, Pfarrers und Benefiziaten zu Kreig. (Annal. Gure. p. 895. Nro. 19.)

*) Fortsetzung von Nro. 61, 68, 71, 72, 78, 79, 92, 94, 95, 98, 99 und 101 des Jahrganges 1852, dann von Nro. 13, 14, 17 des Jahrganges 1853.

**) Im Gurker Archive, Lade 106. Fasc. 2. Nro. 1. befinden sich Prozeßakten vom Jahre 1589 in der Rechtssache des Anton Grotta, Bürgers von Waldsergk, wegen des dem Max Eslinger verkauften Hauses und Gerrens in St. Veit.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayrn. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 7. Sonnabend, den 16. Juni. 1855.

Handbuch

der Geschichte des Herzogthums Kärnten, in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern.

Von Heinrich Hermann.

Tod ist vorzüglich bei der Erörterung der Geschichte wahrhaftig und ergreifend, und man da jeglichen Beispiels Beschwerungen, auf lichtvollen Denkmal aufgestellt, betrachtet

Livius.

Unser verdienstvoller Geschichtschreiber, Heinrich Hermann, hat uns wieder mit einem neuen, inhaltschweren Hefte seiner Geschichte beschenkt, dem zweiten des II. Bandes, enthaltend die Kulturgeschichte der für Kärnten so wichtigen Periode von 1518 — 1780, vom Tode Kaiser Max I., des letzten Ritters, bis zum Regierungsantritte Joseph II. Sender Zweifel ist es eine Obliegenheit dieser Blätter, auf die literarischen Erzeugnisse der Heimath aufmerksam zu machen, und sie einer Besprechung zu unterziehen, um so mehr, wenn selbe die jedem Vaterlandsfreunde so wichtige Geschichte seiner Heimath zum Gegenstande haben, und von einem Manne herrühren, der sich durch sein ganzes Leben die historische Durchforschung Kärntens zur Aufgabe gemacht, und welcher zu den ältesten und fruchtbarsten Mitarbeitern der Carinthia gehört. Bevor wir jedoch zur ausführlichen Beleuchtung des jüngst erschienenen Heftes schreiten, sey es uns vergönnt auch über die früheren Perioden einige Worte im Allgemeinen zu sagen.

Wir müssen hier vor Allem einem Vorwurfe begegnen, welcher Hermann von mehreren Seiten gemacht wird; dieser ist, daß er nicht Kärntnergeschichte, sondern Weltgeschichte schreibe.

Jedenfalls läßt sich dieser Vorwurf dahin reduciren, daß man höchstens sagen kann, er lasse sich zu weitläufig in die österreichische Staatengeschichte ein. Dieß muß er aber thun, wenn sein Werk ein ganzes, ein verständliches seyn soll. — Hermann beginnt mit der Periode, wo Kärnten an die österreichischen Herzoge kommt, er zeigt uns, wie unser Vaterland immer mehr und mehr seine Selbstständigkeit verliert, im großen österreichischen Ländercomplexe aufgeht; es spielt am großen Welttheater nur mehr eine untedeutende Nebenrolle, und bildet eine nur für uns Nachkommen wichtige Episode; damit diese aber aufgefaßt werde, mußte das große historische Drama Oesterreichs wenigstens in seinen Hauptscenen vorgeführt werden.

Das größte Lob, welches wir einem Geschichtsforscher zuzuerkennen vermögen, ist seine Wahrheitsliebe und Verläßlichkeit, und dieses gebührt unserm Hermann gewiß im vollsten Maße. Was nicht durch ganz verläßliche Quellen constatirt ist, wird unbarmherzig aus der Geschichte verwiesen. Mag dadurch auch mancher romantische Schmuck derselben verloren gehen, welcher von der Poesie glücklich benützt wurde, wohin er auch gehört, wie z. B. die Sage von der Belagerung von Osterwitz durch die Maultasche; die Türkenschlacht bei Villach; die Revolte Othmar des Langen in Wolfsberg u. s. w. — Die Geschichte gewinnt an Wahrheit, an Verläßlichkeit, und wir glaubten, diesen Zug einer fast ängstlichen Wahrheitsliebe unsers Autors als eine Eigenschaft, für die wir ihm gewiß besonders dankbar seyn müssen, vor allem hervorheben zu sollen. — Die Quellen, aus welchen er namentlich für heimathliche Begebenheiten schöpfen konnte, sind nicht außerordentlich reichhaltig. Er benützte die Chronik des Abtes Johann von Viktring, welche jedoch, da dieser ein Zeitgenosse Albrecht des Weisen war, mit der Periode, in welcher unser Autor beginnt, schon zu Ende geht; jene des Ungenannten von Leoben; die des kärntnerischen Pfarrers Jakob Unrest; Megisers, welcher jedoch erst in der neuern Zeit verläßlich wird, während dessen ältere Geschichte der Sicherheit entbehrt; besonders aber die reichen Schätze von Urkunden der Heimath; ferner Kurz, Lichnowski ꝛc. Der Verfasser war mit Unterlage dieser Quellen bemüht, das Walten der Landesfürsten mit Kärnten in möglichsten Einklang zu bringen, und namentlich jene Momente hervorzuheben, in welchen Kärntens Boden der Schauplatz großer Ereignisse war, oder seine Nebenrolle bedeutender für die Geschichte des Gesammt-Vaterlandes wurde. Als solche führen wir besonders an: „die Empörung der Auffensteine und Colnitzer"; „das Wirken der Kraiger und Ehrenhiller"; „die Kriege mit Venedig"; „den Bauern-Aufruhr"; „die Flucht Kaiser Karl V. nach Villach" ꝛc.

Besonders romantisch ist die nach verläßlichen Urkunden ausführlich und lebendig geschilderte Geschichte der Auffensteine. Conrad von Auffenstein, ein wackerer Degen, der außer demselben fast nichts besaß, kam als fahrender Ritter mit Mainhart von Görz nach Kärnten. Er erwarb sich das Vertrauen des Prinzen Ludwig, und als dieser 1292 zu St. Veit in die Hände der verbündeten Heimburger und Saltzburger fiel, führte Auffenstein aus Tyrol neue Schaaren zu, um die Verräther zu strafen. Er wurde ihrer bald habhaft und erhielt, da der Carlsberger seinen Verrath am Schaffet büßte, dessen Schloß und das Marschallamt.

Von nun an begann die Bahn seines Glückes, welches er durch Tapferkeit und Klugheit zu fesseln wußte. Am Grifner Felde erlag die vereinigte Macht des Heimburgers und Schärfenbergs. Sterbend übergab dieser ihm den von der Walstrau erhaltenen „Ring der Treue", mit der Mahnung, so lange er den Ring behalten und seinem Herrn die Treue wahren werde, würde das Glück von ihm nicht weichen. Die Weissagung bewährte sich. Conrad heirathete Elisabeth von Saltenhofen, des Glaneters reiche Wittwe, der vor Griffen von unbekannter Hand gefallen war. Der Verdacht fiel auf Auffenstein, dem sein Tod Glück gebracht. Auffenstein wurde

Digitized by Google

Landeshauptmann und focht in der Schlacht vor Hasenbichl, in der Aroll von Rassan Krone und Leben verlor, in den ersten Reihen. Er kämpfte für Heinrich in Böhmen, dann wieder in Kärnten, und gewaltsame, als Heinrich Böhmens verlustig wieder nach Kärnten zurückkehrte, als Hauptmann fort im Lande. Die Chronisten nennen ihn den „stärksten, tapfersten, klügsten und erfahrensten." Er baute Karlsberg vom Grunde aus neu auf, dessen riesenhafter Thurm mit dem Wappen der Auffensteine noch steht. Er baute ferner Neudenstein, Buchenstein, Hardegg, Guttenstein und Strechau, nicht ahnend, daß im Verliese dieses Schlosses einst seine Enkel dafür büssen sollten, daß sie zwar des Großvaters Reichthum, aber nicht seine Treue geerbt hatten. Als 1335 Herzog Heinrich starb, gewann Otto von Liechtenstein, dessen Schwester Conrad's zweite Gemahlin war, den Schwager, und so wie er, ergab sich das Land dem neuen Fürsten. Er trat die Landeshauptmannschaft an Ulrich Graf Pfannberg ab, und schloß seine ruhmvolle Laufbahn im Dezember 1341. Seine Söhne theilten sich in seine Güter und landesfürstlichen Lehen. Sie verloren das Zutrauen Herzog Rudolphs und ihre Würden, mit Ausnahme der als Marschälle von Kärnten. Conrad starb kinderlos, bedachte seinen Vetter Rudolf von Liechtenstein mit dem Marschallamte und der Herrschaft Treffen, wozu ihm Herzog Albrecht die Bewilligung ertheilte. Seiner übrigen Habe hatte er theils zu Gunsten der Abtei Ossiach entsagt, und Kirchen und Arme damit bedacht, theils sie den Herzogen von Oesterreich verschrieben, womit er wohl die Treulosigkeit und das Unglück seiner Neffen beschlemigte. Die Ursache der Empörung der beiden Friedriche, Brüder von Auffenstein, wird dahin angegeben, daß die Verleihung der Landeshauptmannschaft an Conrad von Kraig den Gedanken an Empörung in dem Bruderpaare aufkommen ließ. — Der Zeitpunkt, wo die herzoglichen Brüder (Albrecht III. und Leopold der Biederbe) den Römerzug antreten sollten, schien zum Ausbruche der Empörung der geeignetste.

Der Aufruhr entete mit der Eroberung Bleiburgs und der andern Auffensteinischen Schlösser, welche nach dem Falle des Hauptortes und der Gefangenschaft der Brüder sich ohne Vertheidigung ergaben. Der Kampf um und in Bleiburg dauerte zwei Monate; das Aufgebot des Landes, die Truppen der verbündeten Bischöfe lagen davor, und erst nachdem alles verwüstet, die Stadt niedergebrannt worden, und den Brüdern keine Aussicht eines Ersatzes, keine des Entkommens mehr übrig war, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade. Das Leben hatten sie verwirkt, doch die Gnade des Herzogs Leopold, der hier wie allenthalben im Kampfe seinen Muth bewährte, schenkte es ihnen. Sie wanderten als Gefangene in den Thurm von Strechau, ihres Großvaters Bau, zur lebenslänglichen Haft. — Erst nach 28 Jahren, nachdem der eine der Brüder den schönen Tag der Freiheit nicht mehr erwartet hatte, stieg Friedrich von Auffenstein, da sich die ehernen Pforten auf Freundes Fürsprache geöffnet hatten, aus des Kerkers Nacht, und stellte sich in Wien vor Herzog Wilhelm, dessen fürstlichen Bruder und dessen Vetter Albrecht, wo er vollkommene Urfehde schwor und auf Alles verzichtete, was den Auffensteinen genommen worden. Friedrich wanderte nach Baiern und starb im geistlichen Kleide als Chorherr von Regensburg.

Hermann schließt die Geschichte der Auffensteine mit den Worten: „Mit geheimen Grauen ergreift man dieß „geheimnißvolle Blatt die Urkunde von der Urfehde des letzten Auffenstein), es kündet das Ende eines grossen Geschlechtes, des mächtigsten der heimischen Ritter, und man denkt „unwillkürlich der Mahnung Schärfenbergs bei Uebergabe des „Zauberringes."—

Wir hoffen, man wird es uns zu Gute halten, wenn wir bei diesem romantischen Abschnitte der kärntnerischen Geschichte länger verweilten, und einen ziemlich ausführlichen Auszug davon gaben. — Der Verfasser macht uns ferner am Schlusse des zweiten Heftes des I. Bandes seiner Geschichte mit einer Sammlung slovenischer Lieder aus der Zeit der Türken- und Ungarn-Kriege bekannt, die von grossem historischen, und zum Theile auch von poetischem Werthe sind, und uns ein klares Bild des besonderen Eindruckes jener Begebenheiten verschaffen.

Sehr interessant ist auch die Karte von Kärnten mit Schluß des 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts, aus welcher wir deutlich den damaligen Umfang des Heimathlandes ersehen.

Die Kulturgeschichte des Zeitraumes von 1335 bis 1518, welche das 4. und 5. Heft des I. Bandes ausfüllt, belehrt uns über die zunehmende Macht und die Hemmungen der Regenten, sie erzählt uns die ersten Anfänge der Landstände und ihre weitere Entwicklung, berichtet über Steuern und Abgaben, Landesbewaffnung, Aemter und Behörden, über die Verhältnisse der verschiedenen Stände (des Adels, des Bürgers, des Bauers), wir lernen die Gesetzgebung, sowohl die peinliche, als die civile und polizeiliche kennen. Der Verfasser giebt uns ferner ein treues Bild der Gestaltung der Kirche und Religion in der damaligen Zeit, indem er die Bisthümer und Klöster umfassend beschreibt und schildert. Von besonderer, wenn auch trauriger Bedeutung ist die Geschichte des St. George-Ritter-Ordens zu Millstadt.

Er verweilt ferner bei der Volksbildung jener Periode und den Schulen, und bespricht die Gelehrten und Schriftsteller, widmet ein mit tiefer Sachkenntniß geschriebenes Kapitel der Kunstgeschichte, und läßt uns einen klaren Blick in die Sitten jener Zeiten thun. Er schließt hieraus mit der Beschreibung der Erzeugnisse und des Handels.

Von Wichtigkeit in diesem Theile der Kulturgeschichte ist das Adelsregister am Schlusse des dritten Heftes, aus welchem wir ersehen, welche Geschlechter schon im 14. Jahrhunderte vorkommen, welche im 15. erscheinen und welche noch existiren.

Wir beenden hiemit unsere Besprechung der früher erschienenen Theile von Hermanns Geschichte, und gehen mit den Schlußworten unseres Autors, mit denen er die politische Geschichte des ausgehenden Mittelalters endet, zur Würdigung des jüngst erschienenen Heftes über.

„Unter Kaiser Maximilian hatte Kärnten durch seinen feindlichen Einbruch gelitten. Nach und nach erholte sich das Land von den furchtbaren Katastrophen der Türkeneinfälle und der ungarischen Occupation. Durch die mehrere Organisation der Stände, durch die feste Einrichtung der Regierung, während früher die Geschäfte nur gelegenheitlich abgethan wurden, und endlich durch die Erhebung von Klagenfurt zur Hauptstadt und Veste des Landes, bildet K. Maximilians Regierung, abgesehen vom geistigen Leben und den begonnenen grossen Reformen, den Uebergang in die neuere Zeit, die jedoch nur gewürdiget werden kann, wenn die grosse Berbereitungs-Periode, nämlich die nach ihren politischen oder äußern Begebenheiten eben geschlossene, recht verstanden, und sie mit allen ihren Zuständen in jenem Sinne aufgefaßt wird."

Ungleich bedeutender aber als die politische Geschichte ist die Entwicklung des innern Lebens, sind die Wirkungen, welche alle diese Ereignisse auf die Umstaltung der Gesetzgebung, Verfassung und Verwaltung des Landes, auf Kirche und Gesittung, auf Hebung der Industrie und des Handels hatten. Die Charakterisirung der einzelnen Stadien die unter den

Digitized by Google

Klassen der Bevölkerung sich kund gegebene Bewegung, nicht nach Ziffern und Zahlen geschätzt, sondern in lebenskräftiger Form dargestellt, die Bestimmung der in einander greifenden Ursachen und Wirkungen, geben die eigentliche Landesgeschichte in provinzieller Begränzung. Diese Aufgabe läßt nach Maßgabe der vorhandenen Quellen und in verhältnißmäßiger Würdigung der einzelnen Rubriken, die Kulturgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pasterzengletscher.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nach den vorausgegangenen allgemeinen Betrachtungen über die Gletscher wieder zur Pasterze zurückkehren. Die Bedingungen zur Gletscherbildung, eine ausgedehnte Firmregion, ein daranstoßendes hochgelegenes Thalbecken, in welches sich die dort aufgelagerten Firnmassen herabsenken und ansammeln können, finden sich da in ausgezeichneter Form.

Jeder unserer Leser, der einmal bei heiterm Wetter die Pasterze besucht, erinnert sich wohl des so prachtvoll schönen Johannsberges, der in seinem blendend weißen, unbefleckten Schneemantel so schön das obere Pasterzenthal schließet; er hängt einerseits durch einen hohen schneebedeckten Alpenkamm, die Todtenlöcher, mit dem Kastenberg und Römereikopf zusammen, welche Gletscherspitzen, wie der durch wenig tiefe Einsattlungen mit ihnen zusammenhängende Glockner in scharfen, steilen, nur theilweise mit Eis bedeckten Gehängen zur Pasterze abstürzen; auf der andern Seite zieht sich das Eismeer des Johannsberges über mäßige Kämme zur hohen Riffel und hohen Docke, welche wieder mit dem Sonnenweileck zusammenhängen; das von diesen Höhen eingeschlossene Pasterzenthal zieht sich vom Johannsberge in der Richtung nach S.O. In dem vom Johannsberg sich herabziehenden Firnmeer ragen zwei mächtige Felsen hervor, der eine, der kleine Burgstall links unter den Todtenlöchern, der andere der große Burgstall rechts von der hohen Docke, noch höher von dieser rechts ist ein dritter der hohe Burgstall. In einer sonnigen Mulde des Abhanges des Sonneweilecks, die Gamsgrube genannt, hat Se. kais. Hoheit Erzherzog Johann die Johannshütte erbauen lassen, sie liegt gerade dem Glockner gegenüber. Denken wir uns eine gerade Linie von dem kleinen zum großen Burgstall, ferner eine von der Johannshütte quer über den Gletscher zum gegenüber liegenden Glocknerkahr, so haben wir durch diese beiden Linien und den Absturz am hohen Sattel den Gletscher in 4 Theile getheilt, deren erster vom höchsten Punkte des Firnmeeres bis zu den Füssen der Burgstalle, der zweite von da bis zur Johannshütte, der dritte bis zum Absturz reicht, der vierte endlich den untern Boden von diesen bis zum Ende begreift. Wir theilen nun nach den Schlagintweit'schen Messungen die Dimensionen und die Gefälle des Gletschers:

I. Querdimensionen.

	W. Klft.
Vom Kastenberg bis zur hohen Docke, größte Breite des Firnmeeres	2067
Entfernung der beiden Burgstalle, Eintritt des Firnmeeres in den eigentlichen Gletscher	405
Von der Johannshütte zum gegenüberliegenden Fels	604
Größte Breite des untern Bodens	526

II. Längendimensionen.

Von der hohen Riffel bis zum Fusse des großen Burgstall: größte Länge des Firnmeeres	2028
Vom großen Burgstall bis zur Johannshütte	927
Von der Johannshütte zum hohen Sattel	698
Vom hohen Sattel zur Mündung des Pfandelbaches	593
Von der Mündung des Pfandelbaches bis zum Ende des Gletschers	503
Ganze Gletscherlänge vom Austritt aus dem Firnmeere	2721
Ganze Gletscherlänge mit Einschluß des Firnmeeres	4749

III. Absolute Höhen.

	W. Fuß
a) am Gletscher.	
Firnmeer der Pasterze an den Todtenlöchern	10625
Kleiner Burgstall Gipfel desselben	9023
Kleiner Burgstall Fuß „	8505
Großer Burgstall „	8463
Höchste Stelle der Gletschers zwischen den Burgstallen	8393
Höchste Stelle des Gletschers an der Johannshütte	7653
Höhe des Gletschers vor dem Absturz	7507
Mündung des Pfandelbaches am untern Boden	6401
Höchste Stelle des untern Bodens	7084
Margaritzenfels, unteres Ende des Gletschers	6086
b) in der Umgebung.	
Johannshütte an der Gamsgrube	7790
Hoher Sattel, höchster Punkt des Weges	8025
Briccius Kapelle	5132
Großglockner erste Spitze	11422
Großglockner zweite Spitze	12500
Adlersruhe	10700
Hohenwarte	10083
Langofen, Weg von der Pasterze ins Leiterthal	7139

IV. Neigungen.

Neigung des Firnmeeres von den Todtenlöchern bis zum Eintritt in den Gletscher	8° 30′
Neigung des Gletschers von den Burgstallen bis zur Johannshütte	8° 0′
Neigung des Gletschers von der Johannshütte bis zum Abbruch	2° 15′
Neigung des untern Bodens sehr wechselnd von 5° bis	50°

V. Tiefe.

Die Tiefe des Gletschereises konnte natürlich nur beiläufig bestimmt werden, sie wird von Schlagintweit am Firnmeere an den tiefsten Stellen zu 132 Klafter angenommen. Einen interessanten Aufschluß über die Tiefe des Gletschereises gibt die Stelle, wo der Pfandelbach eintritt, sie liegt 108 Klft. unter der höchsten Stelle desselben Querschnittes.

Wir haben also an der Pasterze ein sehr ausgedehntes Firnmeer, über eine halbe Meile lang und breit, das sich über eine halbe Meile herabsenkt und den Gletscher bildet. Zu beiden Seiten des Johannsberges zwischen den beiden Burgstallen senken sich die zwei größten und Hauptzuflüsse herab, und bringen jeder von einem der Burgstallfelsen eine Seitenmoräne mit. Wäre der Johannsberg nicht vollkommen eingeschneit, sondern theilweise wenigstens nackter Fels, so würde auch von diesem eine Mittelmoräne herabkommen, so aber bringen diese beiden Hauptzuflüsse

Digitized by Google

zwischen sich gleichsam eingeklemmt eine Moräne aus unverändertem Firnschnee bestehend mit, die selbst bis über den Abfluß auf dem untern Boden als solche kenntlich ist. Schlagintweit hat durch langwierige Untersuchungen diese Firnmoräne als solche erkannt und dargethan „daß sie an der Pasterze am kenntlichsten ausgesprochen, aber nicht diesem Gletscher ausschließlich eigenthümlich ist."

In diese Hauptzuflüsse, die gleichsam den Hauptstrom des Gletschers bilden, münden mehrere Nebenzuflüsse ein und zwar:

a) Auf dem linken Ufer

1. ein Zufluß zwischen dem großen und dem hohen Burgstall von der hohen Docke,

2. ein großer mächtiger Zufluß zwischen dem hohen Burgstall und den Abhängen des Sonnenweiled, der Wasserfallgletscher, so genannt, weil in demselben die Gletscherbäche einen kleinen Wasserfall bilden. Jeder dieser Zuflüsse hat Moränen, die sich mit der des Hauptflusses vereinen und als große Seitenmoräne den mächtigen Schuttwall bilden, den man überschreitet, wenn man vom hohen Sattel zur Johannshütte geht.

b) Auf dem rechten Ufer kommen mehrere Zuflüsse, als zwischen dem kleinen Burgstall und dem Kastenberg, einer zwischen diesem und dem Römereiskopf, einer vom innern, einer vom äußern Glocknerkahr; die Moränen derselben vereinigen sich am obern Boden nur theilweise, und erst am untern zu einer einzigen mächtigen Seitenmoräne.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Steinkohlen- und Torflager.

Es ist auffallend, wie wenig noch im vorigen Jahrhunderte die Steinkohlen, dieser Schatz der Erde, bei uns beachtet wurden, während sie jetzt zu so großen Ehren gekommen sind, daß es kaum eine Gegend des Vaterlandes gibt, wo man nicht auf dieselben schürfte und bohrte, und sonstige Versuche zu ihrer Auffindung machte.

Die statistischen Werke über Innerösterreich, und speziell über Kärnten, wie von Hindermann, K. W. Mayer, Professor Hammerdörfer, dann die vom Landeshauptmanne Graf Pinzeny von Rosenberg zusammengestellten Notizen geben von im Jahre 1779 — 1790 im Betriebe gestandenen Steinkohlenbauten nur zwei an: die zur Alaunhütte verwendeten zu Somberg bei Guttaring und die zu St. Leonhard im Oberlavanthale, deren mehrere Erhebung und Entdarmachung die neueste Zeit in Aussicht stellt. Desto eifriger war man in jener Periode bemüht, dem Vorhandensein des Torfes nachzuspüren, wovon jedoch nur der zu Maria Loretto am Werdersee und jener bei Feldkirchen ausgebeutet wurde. Es ist indessen bemerkungswerth, an welchen Stellen man mehr oder weniger reiche Torflager markirte, um ihrer im Benöthigungsfalle habhaft zu werden: so zu Tainach am großen Moose, an der Satnitz bei Ebenthal, und zu Gurnitz längs der Glaufurt; ferner zu Glanegg, längs der Glan und Struden, zwischen St. Gandolf und Friedlach bei dem sogenannten Teiche und bei dem Oberstleiner (?); nicht minder zu Moosburg unter dem Schlosse auf der herrschaftlichen Vieh- und Gemeindeweide. Gleiches fand man auf dem Moose zu Waisenberg, Lehndorf (man erinnere sich an den Sommer des Jahres 1834, wo es brannte); dann bei Pusarnitz und an der dortigen sogenannten Feuchtermühle; zu Leobenegg, unfern der Kremsbrücke, an der Netze ob St. Wolfgang, am Schneider- oder Scheibelmoose unter St. Wolfgang, auf der Kremsalpe, an der Schönau in der Krems; zu Himmelberg bei dem Posseggar See; zu Latschach und Wernberg nächst dem Schlosse, so wie am Teiche; zu Gradisch auf der Gemeine nächst der Glan, bei Offiach, an der Ostseite des See's, oder und unter dem Fahrwege; im Gailthale bei Borderberg. Das Rosenbergische Manuskript bemerkt, daß an allen diesen Orten, wenn auch nicht förmlich flammäßige, doch einzelne Nachgrabungen von Handwerkern zum Gebrauche der Feuerung geschahen. Die Torfgrabung bei Maria Loretto stand noch Anfangs dieses Jahrhunderts in lebhaftem Betriebe, und Difasterial- so wie Schulhauslekalitäten wurden mit von dort herbeigeschafften Torfziegeln geheizt. Warum sie einging, ist nicht erinnerlich; nur so viel, daß Handelsmann Procker das Unternehmen im zweiten Decennium auffab. Auffallend ist es, daß von dem Vorhandensein des Torfes an der Buchscheide und bei Freudenberg keine Meldung geschieht; man kann daraus schließen, wie viele derlei Lager noch nicht untersucht, und viel weniger benützt worden sind, und welches Kapital für Feuerung einem Lande, wo diese den Haupterartikel zum Erwerbe liefert, noch verborgen ist, während die Provinz besonders an dem nach der ganzen Nordgrenze sich hinziehenden Urgebirge der so erwünschlichen Steinkohlen großentheils entbehrt.

Concertbericht.

Unser Männergesangsverein bethätigte in seinem dießjährig-zweiten statutenmäßigen Mitglieder-Concerte am 12. Juni Abends von Neuem die bei Liedertafeln eben nicht häufige Fülle frischer Stimmen, eine treffliche Leitung und inniges Ineinandergreifen der einzelnen Kräfte, deren Leistungen also, sein nämzeirt, richtig aufgefaßt, und mit Verständniß kräftig ausgeführt, meist wie aus einem Guße hervortreten. Die erste Nummer eines Concertes hat meist das Loos, erst Bahn zu brechen, und die Zuhörer zu erwärmen. Otto's wohrhaft schöner Chor „auf die Höhen müßt ihr steigen" wurde trefflich gegeben, und verdient noch öfters vorgeführt zu werden. Das Soloquartett von Krebs: „in der Heimath ist es schön", würde noch mehr angesprochen haben, wenn der erste Tenor nicht plötzlich erkannt wäre, der demohngeachtet in schätzenswerther Aufopferung in die Reihe trat, indem sonst dieses Musikstück nicht hätte gegeben werden können. Desto gerechter war der stürmische Beifall, der dem liebenswürdigen, eben erst als Sänger aufgetrebenden Tenore zu Theil ward, welcher mit Pianobegleitung Mendelsohn's wunderschönes, dem Charakter und der Stimme des Sängers wie angepaßtes „Frühlingslied" trefflich vortrug, und dann auf allgemeinen Wunsch noch das von Mendelsohn gesetzte Volkslied: „o Jugend, o schöne Rosenzeit" als freundliche Zugabe darbrachte. Die erste Abtheilung schloß gerundet durch den auf rauschendem Beifall wiederholten Schubert'schen Chor „Widerspruch" mit Pianobegleitung. Die erste Nummer der zweiten Hälfte, Härtel's schöner, düsterschwärmerischer Chor: „des Jägers Klage" wird bei öfterer Vorführung mehr und mehr Verständniß finden. Das zweite Quartettkränzchen trug dann vortrefflich Wendler's liebliches „Ständchen" und nach rauschendem Beifall als Dazugabe ein Quartett von Wenske vor, worauf das, trotz sittlicher Sommerschwüle reichbesuchte Concert glänzend mit Suttner's allgemein heitere Stimmung erregendem durchaus tadellos ausgeführten „Tanzlied" schloß.

Möge der so frischwirkende, sich immer verjüngende Gesangsverein die schöne Jahreszeit auch zu mehreren Ausflügen in die Nähe von Klagenfurt benützen, um mit den Sängern der Wälder zu wetteifern und Lust am Sange mehr und mehr zu verbreiten.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 8. Sonnabend, den 23. Juni. 1855.

In Gastein's Ehrenbuch.

Eine Blume zart und duftig,
Lieblich wie ein Jugendtraum,
Blühet im luftigen Alpengarten,
An der Gletscher grünem Saum.

Eine Quelle, unentdeckt,
Reich genähret durch höh'rer Macht,
Pfleget die Paradiesesblume,
Hellt zum Tag die Körpernacht.

Wessen Herz, noch so befangen,
Schlägt nicht höher, jubelgleich,
Fand er die Ersehnte wieder,
Die an Freuden überreich.

Und des Dankes heiße Zähren
Perlen in den Wunderquell,
Der aus Hertha's Mutterbrüsten
Allen sprudelt silberhell.

Und so tragen Irrendenkmen
Deinen Ruhm, so wahr und rein,
In der Erde fernsten Fluren,
Unvergeßliches Gastein!

Der Pasterzengletscher.

(Fortsetzung.)

Ueber die Geschwindigkeit der Bewegung des Pasterzengletschers haben die Gebrüder Schlagintweit weitläufige Untersuchungen angestellt. Die Resultate derselben sind in Kürze folgende:

Es beträgt die Geschwindigkeit binnen 24 Stunden

a) Zwischen den beiden Burgstallen

1.	Nahe am linken Ufer (großem Burgstall)	2·2	W.Z.
2.	85 Klafter vom Ufer	4·2	„

b) In der Linie der Johannshütte

Ganz am linken Ufer		2·1	„
90 Klafter vom Ufer		5·1	„
105	„ „ „	6·0	„
250	„ „ „ Mitte	9·8	„

c) Am untern Boden

90 Klafter vom linken Ufer	=	12·5	„
207 „ „ „ „	=	16·3	„

Wir sehen aus diesen Zahlen, daß die Geschwindigkeit des Gletschereises in seiner Bewegung nach unten größer ist gegen sein unteres Ende als oben, größer in der Mitte als an den Ufern. Die Reibung der Eisthelle an den Wänden der Ufer ist also größer als die der Eisthelle aneinander, der Gletscher verhält sich also ganz wie ein Fluß, und wie bei diesem richtet sich auch die Geschwindigkeit seines Fließens ganz nach der Configuration des sein Bett bildenden Gebirgsrückens, daher auch an der Pasterze am untern Boden, wo er über eine jähe Terasse herabsteigt, seine Geschwindigkeit doppelt so groß ist, als am obern nur wenig geneigten Boden.

Die eben mitgetheilten Zahlen sind Resultate von Messungen, welche am Gletscher von den Schlagintweit im August und September 1848 angestellt worden sind; die Bewegung ist aber nicht in allen Jahrezeiten gleich; freilich nicht an der Pasterze, wohl aber an andern Gletschern sind auch in den übrigen Jahreszeiten Messungen vorgenommen worden. So von Agassiz im Jahre 1845 und 1846 am Aargletscher. Nach ihm ist die Bewegung am kleinsten vom September bis Jänner; setzt man diese gleich 1, so war sie vom Jänner bis April . . . . . = 1·44

„ April „ Juni . . . . . = 2·12

„ Juni „ September . . . . = 1·31

Die Periode der größten Beschleunigung fällt also in die Zeit, in welcher sich das Schmelzwasser des Alpenschnee's mit der ersten Sommerwärme vereint. Die Schnelligkeit des Herbstes kommt an allen Gletschern jener des Jahresmittels am nächsten. Man kann also im Mittel aller Messungen die mittlere Geschwindigkeit des Pasterzengletschers annehmen:

Zwischen den Burgstallen . . .	3·6 Zoll
an der Johannshütte	6·4 „
am untern Boden	11·8 „

Nach diesen annähernden Zahlenwerthen würde also ein Moränenblock, der sich jetzt an den Burgstallen befindet, ungefähr 50 Jahre brauchen, um bis zur Linie der Johannshütte, ungefähr 90 Jahre, um bis zum Absturz, und von da noch 10 oder 12 Jahre um an das Ende des Gletschers zu gelangen. Es versteht sich übrigens, daß nicht alle Blöcke mit dieser Geschwindigkeit, sondern die meisten viel langsamer sich bewegen.

Der Stand des unteren Gletscher-Endes wird begreiflicher Weise sowohl durch das Nachrücken neuer Eismassen, als auch durch das Abschmelzen in der Sommerwärme bedingt. Wenn jenes gerade so viel beträgt, wie dieses, so bleibt das Ende an derselben Stelle. Im Allgemeinen ist das wohl bei allen Gletschern endlich eingetreten, sie sind so lange gewachsen oder abgeschmelzen, bis das Gleichgewicht hergestellt ist, das ist jedoch nur im Allgemeinen der Fall. In einzelnen Jahreszeiten und Jahren aber muß selbstverständlich ein abwechselndes Vorrücken und Zurückweichen Statt finden; in der Sommerwärme muß verhältnißmäßig mehr abschmelzen als nachrücken, der Gletscher also zurückweichen, im Winter und Frühjahr aber vorrücken. Da ferner die Witterung nicht alle Jahre gleich ist, in einzelnen Wintern mehr Schnee fällt, als in andern, einzelne Sommer besonders heiß, andere kühl und regnerisch sind, da man sogar Perioden von trockenen, heißen und regnerischen, kühlen, nassen Jahren annehmen kann, so wird man schon zum Vorhinein eine Oscillation im Vorrücken und Zurückweichen der Gletscher vermuthen können.

Digitized by Google

Wenn wir aber bedenken, daß die Eismasse, die heuer am untern Ende abschmilzt, vor mehr als 100 Jahren am obern als Schnee gefallen ist: so ist es klar, daß diese Oscillation eine Folge vieler und langjähriger Witterungscombinationen ist.

An der Pasterze haben Schlagintweit am Margaritzenfels im August und September 1848 Beobachtungen über das Zurückweichen angestellt, es betrug dort je nach der Dicke des Eises 6· 3 bis 12· 1 Zoll im Tage; es konnte also in jenem Jahre das Vorrücken den Verlust des Abschmelzens nicht ersetzen. Dieß im Jahre 1848.

Seit einer längern Jahrreihe aber scheint der Pasterzengletscher im Vorrücken zu seyn. Hoppe, der 40 Jahre alljährlich Heiligenblut und die Umgebungen besuchte, pflegte oft zu erzählen, daß er dort am rechten Ufer, wo jetzt der See am grünen Thore sich findet, vor mehreren Jahren eifrig botanisirt habe; die jetzt dort vom Gletscher fast überdeckten Reste eines Ziegenpercles bestätigen dieß. Es bestätigen es ferner alle Leute, daß der Felsenkamm, der als Fortsetzung der Margaritze jetzt als Erhöhung im Eise kenntlich, noch vor einem Jahrzehend aus dem Gletscher hervorragte. Am linken Ufer wird jetzt der Pfandelbach vom Eise überwölbt, während er auf den Generalstadskarten noch frei bis zur Margaritze reicht. Die gegen den Gletscher sich geneigten Alpenveiden (Ehrenweiden) werden durch Ausdehnung des Gletschers immer mehr aufgewühlt, und der Rasen auf den Moränen mitgeführt u. s. w. Höchst wahrscheinlich ist dieser Periode des steten Vorschreitens eine Periode des Zurückweichens vorangegangen und wird ihr wieder eine solche folgen.

Eine solche Periode des Vor- und Rückgehens läßt sich am Leiterglet[illegible]scher durch die Geschichte der Salmshütte feststellen. Diese Hütte ließ Fürst Salm, Bischof von Gurk, bei der ersten Glocknerbesteigung bauen. Nach den Tagebüchern, die sein Generaladjutant Hohenwart darüber veröffentlichte, versuchte man anfangs, sie auf dem Eise selbst zu bauen, konnte aber wie begreiflich keinen Grund zum Einrammen der Pfähle finden. Man entschloß sich also, sie an's Ende des Gletschers zu bauen. Sicherer wäre sie am Eise selbst gewesen, da sie dort, wie ein Schiff auf einem Strome ungefährdet hätte dem Zuge des Gletschers folgen können; so aber mußte sie das geringste Vorrücken des Gletschers zerstören. Die Geschichte derselben ist folgende.

Bei ihrer Erbauung 1799 stand sie dicht an der Moräne, welche Schultes eine Schutzmauer gegen den Wind nennt. Sie blieb in den folgenden Jahren unversehrt. Der Gletscher entfernte sich immer mehr, besonders in den Jahren 1818 und 1820. Im letzteren Jahre betrug seine Entfernung „50 Schritte." Bald jedoch schritt er wieder vor. Im Jahre 1827 übernachteten Offiziere des k. k. Generalstabs bei der Glocknerbesteigung zum letzten Male darin. In den folgenden Jahren wurde sie durch den vorrückenden Gletscher immer mehr beschädigt. Im Jahre 1829, als Herr von Rosthorn den Glockner bestieg, konnte man dort nicht mehr übernachten. Im Jahre 1847 und 1848 waren wieder, wie Schlagintweit erzählten, die Reste der zerstörten Hütte sichtbar. Nach diesen Daten und einigen dort an Endmoränen vorgenommenen Messungen versuchten Schlagintweit diese Periode so annäherungsweise zu bestimmen. Der Leiterglet[illegible]scher rückte:

1799 bis 1820	jährlich um	6· 2	Fuß	zurück,
1820 „ 1829	„	12· 8	„	vor,
1829 „ 1848	„	0· 3	„	zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Handbuch

der Geschichte des Herzogthums Kärnten, in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern.

Von Heinrich Hermann.

(Fortsetzung.)

Hermann beobachtet in seiner geistreichen getreuen Schilderung der inneren Zustände der Periode von 1518 bis 1780 dieselbe Reihenfolge wie in der Kulturgeschichte der früheren; diese strenge Sichtung des Stoffes erleichtert die Uebersicht ungemein. Es dürfte hier am Platze seyn, bei unserer Anzeige des ungemein anziehenden Buches eine kurze Ueberschau der einzelnen Abtheilungen desselben zu geben.

Er beginnt mit der Schilderung der Machtentwicklung des Regenten, deren Hemmungen und Aufschwung; wir sehen hier den traurigen Einfluß der Religionsspaltung auf die Geltung der Regierung. Es worden ferner die Stellungen der Nebenherrschaften, Bamberg und Salzburg, erzählt; es wird gezeigt, wie ihre Sterne allmählich erbleichen, wie sie ihre Souveränität an Oesterreichs Fürsten abtreten müssen, wiewohl höchst ungerne, wie dieß ihr öfterer Aufenthalt im Lande und der dabei entwickelte Pomp beweisen. Ergötzlich ist folgende hieher gehörige Episode im bambergischen Villach.

Als 1666 die Kaiserin Margaretha, Infantin von Spanien, Leopold I. durch Prokuration angetraute Gemahlin mit großem Gefolge von Spittal gen Villach nahte, wiederholte der Magistrat die sechs Jahre früher bei der Durchreise des Erzherzogs Leopold Wilhelm erfolgreiche Protestation, die Schlüssel der Stadt vor den Thoren zu überreichen, worauf man den weisen Herren bemerkte, daß der Erzherzog damals noch nicht regierender Landesfürst gewesen. Der Magistrat berief sich auf seine Instruktionen und beharrte bei seiner Weigerung, worauf der Obersthofmeister der Kaiserinn, Fürst Dietrichstein, ein sinnreiches Mittel erfand.

Als nämlich die bewaffneten Bürger in schönster Ordnung vor der kaiserlichen Wohnung aufgestellt waren, ließ er die Thore durch eine Compagnie des Regiments Leslie in der Stille, natürlich ohne allen Widerstand besetzen.

Als die Besetzung vollbracht war, blieb die Frage um die Schlüssel eine müßige; der Oberstthofmeister ließ dem Bürgermeister sagen, er möge die Bürger nach Hause entlassen, ihre Gäste zu bewirthen, die kaiserlichen Soldaten werden schon für die öffentliche Sicherheit wachen. Die Bürger gingen friedlich nach Hause, der Magistrat machte gute Miene zum bösen Spiele, und bedankte sich beim Generalen Grafen Leslie für die übernommene Wache, während Fürst Porzia im Namen des Landes erklärte, es sey durch Uebernahme der Stadtwachen die Oberherrschaft genügend ausgeübt worden.

Friesach überreichte dann anstandslos die Stadtschlüssel.

Am Schlusse des Kapitels erinnert sich der Verfasser dankbar des segensreichen Wirkens der bambergischen Regierung im Lavanthale, welcher dieses seinen Obstreichthum und damit einen großen Theil seines Wohlstandes zu danken hat, indem die Obstbaumzucht von Bamberg hieher verpflanzt wurde.

Der nächste Abschnitt berichtet die Gestaltung der Landstände, welche in der Periode von 1518 bis 1618 den Scheitelpunkt ihrer Macht erreichten, dann die Beschränkungen derselben durch Ferdinand II., der schon als Herzog darauf hinarbeitete, ihre gänzliche Unterordnung erst nach der Schlacht am „weißen Berge" erreichte, und durch seine Nachfolger, vorzüglich durch Maria Theresia.

Digitized by Google

Wir ersehen hier die damalige Zusammensetzung der Landstände, so wie das baldige Aufhören der städtischen Vertretung auf den Landtagen. Es werden die Landtage selbst charakterisirt; die Stände-Gliederung, welche bis 1848 im Wesentlichen unverändert blieb, während das Münzamt und Schrannengericht sich früher auflösten, wird erörtert, und der ständischen Lehranstalt und Kriegsbereitschaft erwähnt.

Die folgenden Abtheilungen belehren uns umfassend über Einkommen, Abgaben, Creditswesen, sowohl der Regierung als der Stände, über Landesbewaffnung, landesfürstliche Aemter und Behörden. — Der Verfasser kommt hierauf zu einem Kapitel von allgemeinstem Interesse, nämlich zur Zeichnung der verschiedenen Stände und ihrer Verhältnisse, und beginnt mit dem Adel. Er zeigt uns die durch Aufhören des Faustrechtes und Heerbannes, durch die neuen Gesetze, so wie durch die immer weiter gehende Verleihung adelicher Titel und der Turnierfähigkeit, und endlich die durch das Aussterben alter Geschlechter (existirte doch beim Tode Kaiser Maximilians nicht ein einziges Grafengeschlecht mehr in Kärnten) bedingte Regeneration des Adels. An die Stelle des frühern Besitz- und Feudal-Adels traten nun der Verdienst-, persönliche und Titular-Adel. Es wird uns ausführlich berichtet, welche Geschlechter in dieser Periode aufstarben, unter denen wir dem der Kolnitzer zuerst begegnen. —

Außer diesen führen wir noch an die Welzer, die im Rath und Felde viel verwendeten Ungnade, die zu Grafen erhobenen Paradeiser. Es wird dann die Geschichte der überlebenden, eingewanderten oder neuerhobenen Adelichen kurz skizzirt, worunter wir namentlich der Dietrichsteine, Khevenhüller, Salamanka, Rosenberg, Ledron, Porzia, Widman, Thurn, Goes und Egger erwähnen.

Der Bürgerstand erlitt in dieser Periode weniger Veränderungen; Zunftwesen, Handwerksordnung, städtische Obrigkeiten blieben bis auf unwesentliche Modifikationen wie im Mittelalter; interessant ist die treu beschriebene allmählige Entwicklung der Landeshauptstadt Klagenfurt.

Für den Bauernstand Kärntens hatte sich im abgewichenen Jahrhunderte eine neue Epoche vorbereitet. Die Türkeneinfälle, die Erhebung der Tiroler für Friederich mit der leeren Tasche, der Einfluß der Schweizer auf ihre Nachbarländer, die Noth der Landesfürsten ließen den Geist der Selbstständigkeit, der Gleichberechtigung und Widersetzlichkeit immer mehr erwachen. Daher hatte Kärnten seinen Bauernaufruhr, wie andere Länder. Unter Ferdinand I. und seinem Sohne, Erzherzoge Karl, wirkte die Regulirung des Urbar's und das gerechte Maß der Steuerumlage sehr wohlthätig, und da die Regierung kräftig war, war das Land sicher vor Verletzung und feindlichen Einfällen. Der 30jährige Krieg kostete, da der Kriegsschauplatz von Kärnten ferne war, den Bürgern und Industriellen mehr Opfer, als den Bauern, so daß Städter und Bergknappen räuberisch in die Hütten des Landmannes eindrangen. Die folgenden Türken-, Baiern- und Franzosen-Kriege brachten schwere Ausbehnungen und Umlagen; aber auch jetzt trug der Landmann die schwere Bürde geduldig, da ihn die Erfolge gegen den Erbfeind und die Ausbreitung der kaiserlichen Macht zu allen Opfern begeisterte. Der unglückliche Türkenkrieg am Ende der Regierung Kaiser Karl VI. so wie jener in Italien hatten die härtesten Abgaben und die bittersten Verluste des vaterländischen Regiments zu Folge. Mit der Regierung Maria Theresia's kamen bessere Zeiten für den Landmann. Seine Verpflichtungen wurden festgestellt, die persönliche Freiheit vor willkührlichen Abstellungen in Schutz genommen, der Willkühr der ständischen Herren und Dominien gesteuert. Man kann daher mit Recht sagen, daß die besseren Tage des Landmannes, seine persönliche Freiheit, die Sicherung seines Eigenthums sich von der unsterblichen Maria Theresia datiren.

Hermann erörtert ferner noch das Verhältniß des Landmannes zu den Grundobrigkeiten, deren Berechtigungen, berichtet über die Gattungen der Unterthanen ꝛc.

In den nächsten Abtheilungen erörtet der Verfasser die Gesetzgebung jener Periode, sowohl die peinliche als die civile und polizeiliche, und zeigt mit großer Sachkenntniß der Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit, der freilich anfangs sehr langsam war. Es kommen hier interessante Beispiele von Herenprozessen so wie von Ausübung des schönen Asylrechtes vor. Die wesentlichsten Reformen in jeder der drei angeführten Branchen rühren von Karl VI., der den Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit durchführte und von der großen Kaiserin, deren Einrichtungen die Brücke zur Gegenwart bilden, her. Von Karl sagt der Geschichtschreiber Gräfer: „Karl's Milde erscheint auf dem dürren Felde der ältern Strafgesetzgebung, wo jeder Schritt mit dem Tode bezeichnet ist, wie eine liebliche Blume, bei welcher der Wanderer um so lieber verweilt, als er nur vor 900 Jahren im Gebiete Karl's des Großen eine ähnliche gesehen hat." —

Wir sind nun beim wichtigsten Abschnitte der zweiten Periode angelangt, bei der Abhandlung der Zustände der Kirche und Religion, welche die Geschichte der Reformation und Gegenreformation enthält. Der Verfasser macht uns mit den Ursachen und Veranlassungen der Reformation bekannt, welche hauptsächlich im Herabkommen des Clerus, im Mangel an Bildung desselben gegenüber der sich entwickelnden Literatur, in Abnahme der Kirchengewalt gegenüber jener der Laien, im Verfalle der Kirchen- und Klosterdisciplin und in der Habsucht mancher Kirchenoberhäupter lagen. Die ersten Anfänge der Reformation in Kärnten datiren sich von 1530.

Wolfgang Todt, Quardian des Minoriten-Ordens in Wolfsberg, predigte zuerst Luthers Grundsätze und wirkte aufregend auf das Gemüth des gemeinen Mannes. So legte er den Grund zum nachherigen Abfalle im Lavantthale, während der Führer der aufrührerischen Knappen und Landleute in Gastein, der Bergwerksbesitzer Weitmoser, das Lutherthum in's Liser- und Malthathal verpflanzte, wo es noch feste Wurzeln hat. Beim Adel fand die neue Lehre ebenfalls raschen Eingang; er machte sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ausfteben. Die erste Veranlassung dazu gab der Besuch der ausländischen Universitäten; der Drang, den Wittenberger zu hören, lockte viele Leute hinaus.

Hermann gibt ein Verzeichniß der kärntnerischen Studirenden auf der Wittenberger Universität, der dortigen Matrikel entnommen, wornnter wir mehreren Freiherren von Ungnad begegnen, deren einer sogar Rektor daselbst war. Im Zeitraume von nicht ganz 50 Jahren studirten dort 29 Kärntner, während die Zahl der gleichzeitig dort studirenden Steirer sich auf 32, die der Krainer auf 5 belief. Später, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, hat sich die Zahl noch gesteigert, indem kärntnerische Stiftungen für die dortigen Studirenden creirt wurden, von denen zwei des Marktes Spittal bekannt sind. — Diese Studenten, von der Universität heimgekehrt, begaben sich meist auf Edelsitze, um dort als Hofmeister und Reformatoren Proselten für den neuen Glauben zu machen. Sie waren die eifrigsten Verbreiter des Protestantismus und der Stamm der künftigen Prediger, Juristen ꝛc. — Die Adelichen (zuerst die Ungnade auf ihren Burgen Sonnegg und Waldenstein) hielten sich protestantische Prediger auf ihren Schlößern. Aber auch außerdem gab es Veranlassungen, Genossen der neuen Lehre in's Land zu ziehen.

Digitized by Google

Klagenfurt war im Jahre 1514 durch eine verheerende Feuersbrunst bis in den Grund zerstört worden; auf den Brandstätten bauten sich die Khevenhiller, Paradeiser, Seeauß, Rauber, Egkh, Ungnad ꝛc. neue Häuser. Es wurde Alles aufgeboten, dem Ort als Hauptstadt die Grundlage seiner neuen Bestimmung zu geben, aber es fehlte an Bewohnern. Daher erginge allseitig, an die Reichsstädte namentlich, wo Adelische studirt hatten, Einladungen um tüchtige, bemittelte Gewerbsleute und Künstler. Von allen Seiten kamen Ansiedler nach der neuen Hauptstadt, besonders aus Schwaben, da hier nach den Buchstaben des Gabbriefes Kaiser Maximilians In- und Ausländer frei hantiren, kaufen und verkaufen konnten. Die Folge davon war, daß sich eine, wenn auch anfangs ungeregelte, protestantische Gemeinde bildete. Bei dem Landvolke war der damals im vollsten Betriebe stehende Bergbau eine Hauptursache des Uebertritts. Bergleute aus Freiberg, welche damals sehr gesucht waren, brachten Luthers Grundsätze aus dessen Vaterland nach Kärnten. Nicht minder wirksam war die Verbreitung lutherischer Bücher, deren Zahl sehr groß, während die der katholischen sehr klein war. Am thätigsten für diesen Zweck war Johann Freiherr von Ungnad, welcher zahlreiche slovenische Uebersetzungen akatholischer Schriften nach Innerösterreich sandte. Unterstützt wurde er hierin von Johann von Weispriach, Otto von Liechtenstein, den Edlen von Bibriach, denen von Bergheim und Rosseck, welche sich auch schon 1540 offen zu Luthers Lehre bekannten. Später, nachdem Karl V. den zu Villach der katholischen Sache nachtheiligen Passauer-Vertrag unterzeichnet hatte, trat der Protestantismus allenthalben klarer hervor. Im Jahre 1560 spendete der Prediger Martin Knorr, welcher die Protektion des Landeshauptmanns Augustin von Paradeiser genoß, in Klagenfurt zuerst das Abendmahl in beiden Gestalten aus und unterließ die Messe. In kurzer Zeit war keine katholische Funktion außerhalb den Mauern der Kirche bei dem erklärten Abfall aller Stadtbewohner mehr räthlich oder ausführbar, nur in der St. Veiter Vorstadt blieben einige Bürger dem katholischen Glauben getreu. —

Der Verfasser setzt seinen Bericht über die Entwicklung, der protestantischen Kirche fort, und führt die Namen der ersten Prediger und der damals vorkommenden protestantischen adeligen Häuser an.

Der protestantische Gottesdienst wurde zuerst in der heiligen Geistkirche gehalten, später, als die Stände durch die im Jahre 1578 lange hingehaltene Türkenhilfe die volle Genehmigung der Religionsfreiheiten erlangten, erbauten sie die jetzige Domkirche für den lutherischen Gottesdienst. — Es wird ferner die innere Einrichtung des protestantischen Kirchenwesens behandelt, und als Ursache der Streitigkeiten und des Verfalls die Spaltung der religiösen Ansichten angegeben.

Die kirchlichen Zustände der übrigen Städte und Orte Kärntens boten ein ähnliches Bild, wie jene der Hauptstadt, welche ebenfalls zu skizziren der Raum dieses Blattes nicht erlaubt; sie werden mit derselben Klarheit vom Verfasser gezeichnet.

In der folgenden Abtheilung werden die Gegenwirkungen der Katholiken, welche in landesfürstlichen Erlässen, Kirchenvisitationen, Concilien, einzelnen Concessionen, endlich in der Einführung des Jesuiten-Ordens bestanden, erörtert.

Die Geschichte der Gegenreformation, welche allmählich, wie wohl erst von Ferdinand II. Glaubenseifer mit Energie durchgeführt wurde, wird umfassend, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes verdient, geschildert. Bei besonderem Interesse sind hier das Widerstreben Villach's gegen die Reform, die Gefahren, denen sich der Patriarch von Aquileja Franz Barbari hiebei aussetzte und das muthvolle Benehmen des Bambergischen Bicedom's Stadion. Die ersten Versuche bei Klagenfurt hatten keine weniger stürmische Weigerung zur Folge, und Ferdinand's Mutter, Erzherzogin Maria, eine Frau mit männlichem Muthe, setzte die Rüststellung der heiligen Geistkirche an die Katholiken durch ihre Energie durch.

Von 1600 an jedoch wurde die Gegenreformation erst umfassend und erfolgreich durchgeführt. An der Spitze der dabei fungirenden Commission stand Martin Brunner, Bischof von Seckau; ihm waren beigegeben: Johann Graf von Ortenburg, Landeshauptmann von Kärnten, Vicedom Hartmann Ziegl, und Commissär August Sustede; begleitet war sie von 300 Büchsenschützen unter Anführung des Hauptmanns Ritter von Praunk. Ihre Erfolge, die sie durchaus unblutig erreichten, werden umständlich erzählt. —

In wenigen Monaten war der alte Glaube hergestellt; mehrere der adelichen Geschlechter, der Egkh, Kronegg, Ernau, Freiberg und Hagen, welche den Protestantismus nicht abschwören wollten, wanderten aus; die Verzüglichsten darunter waren wohl Paul Freiherrn von Khevenhiller und sein Vetter Johann; letzterer trat als Oberst in schwedische Dienste, und seine Güter Landskron und Velden fielen dem Fiskus anheim. Die Reform-Commission, wurde in den Jahren 1631 und 1638 wiederholt, da die frühern Maßregeln keine vollkommene Sinnesänderung erzielt hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Personenverkehr auf dem Werder-See.

Wenn es noch welche gibt, welche die Dampfschifffahrt auf dem Werdersee nur als Spielerei, höchstens dem Vergnügen der luftfahrenden Stadtbewohner dienend, betrachten wollen, so können diese am besten durch die statistischen Ausweise widerlegt werden, welche von der Direction derselben mit Sorgfalt verfaßt werden, und den deutlichen Beweis liefern, daß dieses Verkehrsmittel nicht nur einem bestehenden Bedürfnisse abgeholfen, sondern den Verkehr noch in unerwarteter Weise vergrößert hat. Wir theilen beispielweise die Personenzahl mit, welche vom 16. April bis 31. Mai d. J. der Dampfschifffahrt sich bedient haben und setzen die Zahl bei, um welche sie größer oder kleiner ist als die Verkehrszahl im gleichen Zeitraum vorigen Jahres:

Stationen.	Personen	mehr	weniger als 1854.
Von Klagenfurt nach Sekiren,			
Maria Werd & Pörtschach .	1127	—	268
„ Klagenfurt nach Velden . .	962	353	—
„ „ „ Villach . .	1209	330	—
„ Villach „ Klagenfurt .	1104	236	—
„ Velden „ „ .	1141	468	—
„ Pörtschach, Maria Werd u. Sekiren nach Klagenfurt .	927	—	194
Summa	6470	1387	462

Es hat also der Verkehr auf den kurzen größtentheils von Luftfahrenden belebten Strecken um 462 Personen abgenommen, dagegen sich der auf der ganzen Strecke um 1387, zwischen Villach und Klagenfurt allein um 566 Personen gehoben, d. h. die Luftfahrenden haben sich theilweise verloren, dagegen weit zahlreicher andere Reisende eingefunden.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 9. Sonnabend, den 30. Juni. 1855.

Die Warnerin.

(Eine Volkssage vom Jahre 1853.)

In seinem Arbeitzimmer, gedankenvoll, allein,
Saß Oe st r e i ch's greiser Feldherr beim trüben Lampenschein,
Im Innersten verwundet ob jener schwarzen That,
Die jüngst des Kaisers Leben so frech gefährdet hat.

Da stand unangemeldet, gehüllt in ernstes Grau,
Vor Oe st r e i ch's ein'gem Retter jetzt plötzlich eine Frau,
Geneigt Gebär erheischend, und sprach zum Schlachtenssohn'
Wie eine liebe Mutter mit sanftem Engelston:

„Wenn sich die Sterne bleichen, dreht auch — gleich Oe st r e i ch's Aar
„Jüngst von entmenschten Händen — Dir ähnliche Gefahr;
„Drei Damen, hochgestellet, die werden sich Dir nah'n,
„Die schlau Dich auserwählet zum schmeichelnden Organ —

„Um an des Thrones Stufen zu künden ihren Schmerz,
„Der ob des Mordversuches durchdrungen jedes Herz —
„Die wird aus ihren Händen auch dargebracht ein Strauß,
„Er drücke Dir symbolisch, was sie erkennt hat, aus.

„Doch wie im duft'gen Grase die giftige Viper tauscht,
„Und für der Kühlung Schatten nur tückischen Untank tauscht,
„So sind mit Todesflamme, von Farbenpracht umhüllt,
„Des Lenzes bunte Kinder verderblich angefüllt."

So lautete die Warnung; — eh' noch ein Dankeswort
Der Staunende gesprochen, war die Erscheinung fort —
Und tiefer sank in Trauer des Herrlichen Gemüth,
Das nur für Recht und Kaiser und Vaterland erglüht. —

Der Gruß der jungen Sonne belebte Stadt und Land,
Und was die Frau gekündet, in Wirklichkeit sich fand:
Das Kommen dreier Damen mit süßer Heuchelei,
Der Blumenstrauß vergiftet, daß er ein Mörder sey. —

„Wo weilet jene Fromme, daß ich mit reicher That
„Ihr lohne" — sann der Feldherr — „die mich gerettet hat?"
Kaum war der Wunsch erwachet, der Wunsch so wahr und rein,
Trat schon mit leichten Schritten auch die Erfüllte ein.

„Nicht lohn' komm' ich zu ernten für das, was Lieb' gebeut,
„Was Jedem, der es übet, selbst reichlich Rosen streut,
„Nur Eines gib als Merkmal, daß Du hast Den erkannt,
„Der Dir in diesen Wirren den Retter hat gesandt.

„Das schönste Ehrendenkmal der frommen Kaiserin,
„Das goldne Kreuzeszeichen für größten Kampfesmüh'n,
„Das Du mit Recht errungen in Schlacht und Todesnacht,
„Sey nun als willig Opfer der Warnerin gebracht."

So sprach die Frau mit Liebe zum biedern Heldengreis,
Der anfangs zwar befangen ob diesem seltnen Preis —
Dem eine höh're Stimme, Gewährung doch gebot,
Es galt ja sich're Rettung von meuchlerischem Tod. —

Und nie empfundnes Staunen ergriff ihn erst mit Macht,
Als er im Gottes-Tempel den schuld'gen Dank gebracht,
Und sah, wie am Altare im wunderreichen Bild
Maria mit dem Kinde sein Ehrendenkmal hielt.

Da schimmerte so rührend des Helden Kindesdank
In einer Thränenperle, die auf den Altar sank,
Und Ahnungen, demüthig durch seine Seele zieh'n:
„Die jungfräuliche Mutter war deine Warnerin!"

Geschrieben im April 1853.

Der Pasterzengletscher.

(Beschluß.)

Das in der Sommerwärme durch Abschmelzen des Gletschereises entstehende Wasser fließt in zahllosen kleinen Bächlein an der Oberfläche des Gletschers fort, stürzt meist in die vielen Spalten und Klüfte, wird theilweise einige Zeit von der Eismasse schwammartig festgehalten und sammelt sich endlich am Boden des Gletschers, um an denselben fortfließend am untern Ende meistens unter schönen Gletscherthoren hervorzutreten. Wo der Gletscher mit seinem Sand und Schutt dünn bedeckt ist, erfolgt das Abschmelzen rascher, indem jedes Sandkorn an der Sonne sich stärker erwärmt und dadurch die umgebenden Eistheile schmilzt; umgekehrt schützen große Blöcke die darunter liegenden Theile und kommen nicht festen, während die Umgebung abschmilzt, auf einem darüber vorragenden Eisstumpfe zu liegen und bilden die sogenannten Gletschertische. Das Abschmelzen geschieht im größten Maße natürlich im Sommer bei Tage und hellem Sonnenschein, aber noch tief in die Nacht und in den Herbst hinein hört man das Rauschen der Gewässer in seinem Innern, indem die aufgefogene Wassermasse erst allmählig abtropft und abfließt.

Die Menge des aus der Pasterze abfließenden Wassers wurde im August 1848 bestimmt, sie betrug

am linken Arme des Gletschers	per Minute	6583 Cub.F.*)
„ rechten „ „ „ „ „	„	3668 „
		10251 „
davon ab die Menge des Pfandelbaches . .		1899 „
so beträgt der Abfluß des Gletschers allein .		8352 „

Während in unseren Zeiten die Gletscher im Allgemeinen einen fast constanten Stand behalten oder sich auf Oscillationen beschränken, welche im Vergleich ihrer Ausdehnung fast verschwindend klein sind, haben wir viele Beweise, daß sie in früheren Zeiten weit über ihre jetzigen Gränzen ausgedehnt gewesen sind. Sie haben selbst überall ihre Anwesenheit in leicht leserlichen Schriftzügen aufgezeichnet; da sie nämlich immer auf ihrem langsamen Laufe Geschiebe, Sand und Schutt mit sich führen und mit so furchtbarer Gewalt

*) 1 ½ Cubik-Fuß ist ungefähr 1 Eimer.

Digitized by Google

durch das Gewicht der nachrückenden Eismassen nachgeschoben werden: so entstehen dort, wo sie an Felswänden sich weiter schieben, durch die starke Reibung der Geschiebe tiefe Furchen in denselben, die für immer es verrathen, daß der Gletscher, wenn er auch wieder weit zurückgewichen, früher einmal, und wie weit er vorgedrungen war. Solche Gletscherschliffe findet man aber oft sehr weit von dem jetzigen Stande derselben, eben so Schuttmassen und Felsblöcke, die sich deutlich als liegen gebliebene Endmoränen und Moränenblöcke erkennen lassen. So z. B. im Aar- und Rhonethal, am Jura finden sich zahlreiche solche erratische Blöcke, welche aus dem Innern der Alpen, 8 bis 10 Meilen weit transportirt worden sind. Ja man will auch das Vorhandensein solcher Blöcke in der norddeutschen Ebene dadurch erklären, daß sie durch die einst so weit ausgedehnten skandinavischen Gletscher dahin gebracht worden seyen, wie noch heut zu Tage von den Gletschern Spitzbergens und Islands große Blöcke auf Eisschollen fortgetragen werden; wir wollen in diese sogenannte Eiszeit nicht zu weit uns verlieren, aber gewiß ist, daß Gletscher einmal sich sehr weit ausgedehnt haben; wir müssen jedenfalls annehmen, daß sie einmal durch eigenthümliche klimatische Zustände begünstiget eigentliche Gletscherüberschwemmungen verursacht haben, welche jedenfalls sehr weite Länderstrecken in sich begriffen haben.

Während aber einerseits die Gletscher mit ihrem kalten erdötenden Eise sich langsamen aber sichern Schrittes herabbegeben in die Thäler, hier mitten unter Blumen und Früchten sich festsetzen, ja wie wir eben gesehen, in Vorzeiten in Uebergletscherungen große Länderstrecken mit ihrem weißen Leichentuche bedeckt haben: strebt anderseits das Leben hinauf in ihr Reich vorzudringen und mitten im Gletschereise seine Vorposten aufzustellen.

Es war bisher allgemein und durch die Naturforschung bestätiget worden, daß in den obern Eisregionen der Alpen wie im Eise der Polarländer alles organische Leben seine entschiedenen Gränzen habe. Humboldt's überall wachsames Auge hat im aequatorialen Amerika zuerst den Conder über dem Chimborazzo in 21800 P. Fuß Höhe meßbar schweben gesehen und dort in 17000 Fuß Höhe also 4000 Fuß über dem Glockner noch Schmetterlinge beobachtet. „Diese Thiere jedoch" sagt Humboldt in seiner poesievollen Sprachweise: „verirren sich dahin, wohin unruhige Forschgier des Menschen sorgsame Schritte leitet."

Wo der Mensch nicht mehr der rauhen Natur widersteht, vermögen noch gewisse Nadelhölzer üppig und ausschließlich zu gedeihen, die in der Tiefe verkümmern; wo kein Nadelholz mehr vorkommt, entfaltet noch das Rhododendron (Alpenrosen) seine schöne üppige Blüthe, an einzelnen Felsen mitten im Gletscher der Alpen, wie an den Gestaden der Polarmeere finden sich noch kümmerliche Exemplare von wenigen Phanerogamen. Im Eise selbst findet sich Leben und Vegetation. Die rothen Streifen, die man häufig im Frühjahr im Alpenschnee findet, den Geländen mitunter ein liebliches Ansehen geben und unter den Fußtritten blutroth werden, rühren von zahllosen Individuen einer pilzartigen Pflanze und Infusorien her, die im Schnee ihr ephemeres Daseyn entwickeln*). Aufmerksame Gletscherwanderer beobachten leicht am Gletschereise kleine hüpfende Thierchen, Gletscherflöhe genannt, die in dieser kalten Welt den Schauplatz ihres beweglichen Lebens aufgeschlagen. —

Durch die Herren Schlagintweit sind endlich auf den höchsten Gipfeln der Alpen sorgsam alle Spuren des vegetativen und animalen Lebens gesammelt, von Ehrenberg in Berlin untersucht und bestimmt worden. Dieser durch seine Untersuchungen in der Infusoriemwelt berühmt gewordene Gelehrte hat die von jenen in den Hochalpen gesammelten flechtenartigen Ueberzüge der aus dem Schnee hervorragenden Felsentheile einer eigenthümlichen Behandlung und Analyse unterzogen, und darin nicht nur eigenthümliche Pflanzen sondern auch mikroskopische Thierchen entdeckt; viele davon, ungeachtet der langen Zeit, die seit ihrer Einsammlung verflossen, nicht nur ihrer Gattung nach zu bestimmen vermocht, sondern auch wieder zum Leben gebracht; es sind durchweg Infusorien, wie sie sich nirgend sonst und nur an den unwirthbaren Gestaden der Polarmeere wieder finden.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, dem Leser eine Beschreibung der Thierchen zu liefern, oder ihm von den Analysen und der Bestimmungsweise derselben kunde zu geben, wir führen nur noch an, daß in den Felsenüberzügen am Gipfel des Großglockners sich 10, von den Todtenlöschern 20, von der Adlersruhe 8, vom Gipfel der Rachern 7 verschiedene Formen entwickeln und bestimmen ließen.

Wir haben unsere Leser schon allzulange auf unserm Gletscher festgehalten, wir müssen Abschied von ihm nehmen. Wenn wir ihn beim ersten Anblick für einen riesigen Wassersturz gehalten, der plötzlich durch einen Zauberbann in ewigen Frost erstarrt, so haben wir gesehen, daß dieß zur Hälfte so auch ist, er ist ein herabstürzender Eisstrom, der aber niemals Wasser war, sondern erst durch die Zaubermacht der Sonne in solches zerfließt; es ist dort wohl die Region ewigen aber nicht leblosen Eises, denn auch der Gletscher wie die inselartig aus demselben hervorragenden Felsen sind der Wohnplatz zahlreicher seltsamer Thierchen; es ist eine Zauberwelt der Gletscher, aber er ist nur ein kleines Prachtgemach im Zauberpallaste der Natur, der uns auf kurze Zeit zur Wohnung angewiesen wurde, der, je mehr wir ihn durchforschen, desto größer und wunderbarer erscheint, und überall die unendliche Größe seines unsichtbaren Herrn bewundern und anbeten heißt.

Handbuch

der Geschichte des Herzogthums Kärnten, in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern.

Von Heinrich Hermann.

(Beschluß.)

Als eines wirksamsten Mittels der Gegenreformation wird hier der Einführung der Jesuiten gedacht, welche 1598 den ersten festen Sitz in Kärnten in der Besitzung des eingezogenen St. Georgs-Ritterordens in Millstadt erhielten, und denen dann später 1604 in Klagenfurt die den Protestanten abgenommene Dreifaltigkeitskirche (die jetzige Domkirche), und das anstoßende neue Spital (die heutige Kaserne) eingeräumt wurde.

Die Beschreibung ihrer Einrichtungen und Missionen, der durch sie veranlaßten schöneren Ausstattung des Gottesdienstes, der Bruderschaften, Wallfahrten ꝛc. ꝛc. bildet den Schluß des Kapitels. — Die äußern Zustände der Kirche werden ebenfalls ausführlich erzählt. Wir ersehen den allmählichen Verfall der großen Mehrzahl der Klöster, wodurch ihre nachherige Aufhebung geboten war. — Doch der großartigste Akt des geistlichen Drama's im abgewichenen Jahrhundert war die Aufhebung der Jesuiten. Hermann widmet ihrem

*) Agassiz will im rothen Schnee 3 Pflanzen und 4 Infusorien, Ehrenberg aber 5 von diesen, von jenen aber 2 gefunden haben.

Digitized by Google

Wirken eine längere Beschreibung und entwickelt die Ursachen ihrer Auflösung.

Wir ersahren die Namen der in Kärnten bei der. Auflösung noch anwesenden 28 Mitglieder. Der berühmteste darunter ist der als Priester, Mensch und Gelehrter gleich ausgezeichnete Wulfen; für seine nähere Charakterisirung glauben wir dem Verfasser ganz besonders unsern Dank aussprechen zu sollen. —

Die nächste Abtheilung gibt uns ein wahres Bild der Schulen in jener Periode, und es werden die Gelehrten und Schriftsteller gewürdigt.

Die Hochschulen zu Wien, Prag, Wittenberg, Tübingen, und ihr Einfluß werden skizzirt, dann die heimischen Schulen vor, dann während der Reformation, und endlich nach der Gegenformation, wo sie größten Theils von den Jesuiten versehen worden waren, besprochen. Von den hier angeführten Gelehrten heben wir Theophrastus Paracelsus, Hieronymus Balbus, Agricola, dann den protestantischen Historiografen Megiser, und die Jesuiten Hansiz, Storchenau und Wulfen hervor.

Die Gründung der kärntnerischen Ackerbau-Gesellschaft, der ältesten der Monarchie, welche mit allerhöchster Resolution vom 13. November 1764 erfolgte, und ihre erfolgreichen Anhänge werden hier berichtet, so wie des Entstehens der Normalschule in Klagenfurt erwähnt wird.

Die Quellen zur Bearbeitung der Geschichte Kärntens in dieser Periode, welche hier angegeben werden, können wir, da wir ihrer größtentheils schon gedachten, hier füglich übergehen.

Die heimische Kunstgeschichte der besprochenen Zeiten, zu welcher der Verfasser nun übergeht, ist ziemlich arm. Man kann sich kaum erklären, daß wir von den Coryphäen der Malerkunst, welche im 16. und 17. Jahrhunderte ihren Zenith erreicht hatte, namentlich aus dem benachbarten Italien so wenig besitzen, und dieses Wenige kam meist erst in neuester Zeit herein. Hermann führt als schon damals Kärnten angehörig nur den Flügelaltar von Scherreé zu Obervellach, und eine heilige Familie in der Kapelle am Petersberg bei Friesach, letztere wahrscheinlich von Dürer herrührend an. Besser war die Bildhauerkunst vertreten, worunter vor allen die Monumente des Villacher-Dom's genannt zu werden verdienen. Von heimischen Malern nimmt den ersten Rang Fromiller ein; außer ihm werden Zoller, Gabriel, Linder, v. Pichler erwähnt. — Die Bauten jener Zeiten, deren Styl wesentlich vom mittelalterlichen abweicht und zum römischen und italienischen übergeht, werden hier ebenfalls besprochen. Die Schilderung des Zustandes der Musik und der am nächsten bedachten dramatischen Kunst beschließen das Kapitel.

Im nächsten Abschnitte malt der Verfasser mit frischen Farben ein lebhaftes Bild der Sitten jener Zeiten, und zeigt, wie durch den gesteigerten Verkehr, häufigen Besuch und gänzliche Niederlassung in den Städten, während die Burgen verödeten, eine veränderte Strömung der geistigen und sittlichen Elemente eintrat, das Individuelle immer mehr und mehr unterging und sich eine Gemeinsamkeit der Anschauungen und Sitten und ein öffentliches Leben, mit all seine gebieterischen Schranken bildete. Er zeichnet den Einfluß der Reformation auf die Sitten, beschreibt die Volkssitten in der Reformationszeit, die Kleidertrachten, Hof- und Volksfeste, Begrabnißgängen und Spiele. Wie wahr ist seine Klage, daß in späteren Zeiten aller frische Lebensmuth gesunken, die Volksfeste ihre originelle Färbung verloren und wenig wahre Freude mehr gewähren! Im letzten Kapitel detaillirt der Verfasser die Zustände der Industrie, des Handels und der Verkehrsmittel. Wir notiren hier als besonders denkwürdig: Die Beschreibung der Gold- und Silberbauten in Kärnten, deren späteres Auflassen, wie Hermann beweist, nicht durch Auswanderung der Protestanten, sondern durch Aufhören der Ergiebigkeit bedingt war, ferner die Schilderung des Hüttenberger Knappenaufstandes (1759); endlich die Geschichte der Loibler-Straße, deren eigentlicher Gründer der Burggraf Augustin von Paradeiser war. —

Wir schließen unsere Besprechung des lehrreichen und anziehenden Werkes, indem wir es jedem Freunde des Vaterlandes und der Geschichte zum aufmerksamen Studium auf's Wärmste anempfehlen.

Miscellen.

(Der Nationalbaum der Deutschen.) Der in Süddeutschland als historischer und antiquarischer Forscher der literarischen Welt wohlbekannte Archivrath Bader in Karlsruhe hat in einem seiner neuesten Werke: „Das badische Land und Volk", bei Erwähnung des uralten, jetzt noch am Bodensee blühenden, adeligen Schwabengeschlechtes „von Bodmann", welches 3 grüne Lindenblätter im Schilde führt, die Ansicht aufgestellt und begründet, daß nicht die Eiche, die bei uns so viel besungene, sondern die Linde der National- und Lieblingsbaum unserer Altvordern war. — „Die Eiche wurde mehr von den Kelten und nordischen Völkern verehrt und ihre Bezeichnung als deutscher Baum par excellence kam erst durch die Bardenlieder von Denis und Klopstock auf; unsere Vorältern pflanzten aber die Linde überall: vor ihren Höfen, Dörfern und Städten, auf ihren Burg-, Markt- und Begräbnißplätzen, bei ihren Kirchen und Kapellen, auf ihren Gemarkungsscheiden und anderen Stellen, welche sie dem Gedächtnisse der Nachkommenschaft einprägen wollten. Unter dem breiten, schattigen, heilsam duftenden Laubdache der Linde umwelten sich die Kinder, führte der Jüngling das Mädchen zum Reigen, spielte der fahrende Sänger seine Weisen, erlabte sich der Hausvater im Kreise der Seinen, pflog der Hofmeier, der Dorfschulzheiß, der Gau- oder Landgraf seines Gerichts."— „Unter der Linde" heißt es überall in den alten Urkunden, Chroniken, Gedichten und Sagen! „Unter einer Linde übtete Siegfried, der Nibelungen Held, den Drachen (daher vielleicht der Name: Lindwurm); ein Lindenblatt verursachte auf seinem Rücken die verwundbare Stelle, als er sich im Blute des erlegten Thieres wälzte, und unter einer Linde, aus der kühlen Quelle trinkend, wurde er von Hagen ermordet." — „Unter einer Linde verschlang der Lindwurm des syrischen Rachael den Lombardenkönig Otnit, und unter einer Linde raubte der Zwerg Laurin die schöne Schwester Dietlieb's von Steiermark." — „So erhielt die Stadt Lindau ihren Namen und ihr Wappenbild von den Linden, welche man in uralter Zeit, da noch ein bloßes Frauenkloster auf der Insel bestand, den Nonnen und Pilgern zur Lust um das Kloster gepflanzt, daher dasselbe auch nur „zu unseren Lieben Frauen unter den Linden" genannt worden. — So besetzten die Ulmer, als König Konrad der III. nach Besiegung der welfischen Macht die zerstörte Stadt wiederherstellen ließ, ihren Friedhof bei Allerheiligen zur Erinnerung mit Linden, von welchen noch 1538 einige stunden. — Den breiten und schattigen, süßen und kühlen Lindenbaum, das breite und vollgrüne Lindenblatt, rühmten die größten unserer alten Dichter, wie Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg; und die Minnesänger,

Digitized by Google

in deren Liedern der Eiche oder des Eichenlaubs mit seinem Wort gedacht ist, reden von der Linde und ihrem Laube unzählig emal. Das Lindenblatt wurde wegen seiner Herzform und seiner innigen Grüne zum symbolischen Bilde; es ging, als solches, auf Wappen, Gemälde und Spielkarten, wie auch als vorherrschende Verzierung auf Kleidungen, Waffen, Denkmäler und Geräthschaften über. Es bezeichnete den freien Stand des Grundbesitzers mit Ackerbau und Viehzucht; die Eichel dagegen bezeichnete den Stand der grundbesitzlosen Knechte." — So Bader und die Allg. Zg. Nro. 73, d. J. —

Wenn man aber in Betrachtung zieht, daß es in unserem Kärnten eben so Freiherren von Aichelburg als Herren von Aichelberg, von Aichenegg, und von Lind, wie anderwärts Herren von Lindenau gibt; daß die Eichel, eben so gut als das Lindenblatt, als symbolisches Bild benützt wurde und auf Wappen, Gemälde und Spielkarten überging, auch als Verzierung auf Kleidungen, Waffen, Denkmälern und Geräthschaften; daß das von unserem trefflichen, leider schon heimgegangenen slovenischen Ethnographen, Sprachforscher und Dichter, Urban Jarnigg, in der Carinthia (Jahrgang 1813, Nro. 2 und 3) so interessant geschilderte Kufenstechen der windischen Gailthaler stets unter einer Linde stattfindet, welcher Baum in jenem Thale vorzüglich in der Beziehung zu diesem Volksfeste ganz besonders in Ehren gehalten wird, so daß man ihn fast für den Nationalbaum des dortigen, noch immer selbstständiges Leben und Sitte bewahrenden Slavenstammes halten könnte; daß diese Gailthaler in ihrer Sprache noch ein ganz eigenthümliches, sehr originelles und charakteristisches, sehr altes Lied an ihre hochverehrte Linde besitzen und noch immer singen; daß dieser Baum dort häufiger angetroffen wird als die Eiche, zumal in den Dörfern und Weilern, oder zunächst um dieselben; so kann und darf man füglich noch immer die kräftige und erhabene Eiche als den Nationalbaum der Deutschen betrachten, der nicht erst durch Klopstocks und Sined's (Denis) Lieder dazu gemacht wurde, sondern schon längst dafür galt, indem er bekanntlich schon in der Urzeit der Germanen, wo ihre Druiden in Eichenhainen den Götterdienst vollzogen, als heiliger Baum angesehen wurde, so wie die, gewissermassen sanftere und weichere, lieblich duftende Linde als gemeinsamer Lieblingsbaum beider Völker die vollste Geltung ansprucht. — Jene Schilderung des festlichen Kufenstechens unter der geliebten Linde hat auch der wackere Blumenbach aus der Carinthia wörtlich in sein anzusprechendes „Neuestes Gemälde der österreichischen Monarchie." (II. Theil, zweite Ausgabe, Wien 1837, Seite 44 bis 48) aufgenommen, und Referent hat sich die schöne Linde auf der großen Wiese im Dorfe Tratten, nahe bei St. Stephan im Gailthale, wo jenes Kufenstechen ganz vorzüglich beliebt ist und ausgezeichnet gefeiert wird, auf seiner Ferienreise durch Oberkärnten im Herbste des Jahres 1845 mit vielem und aufmerksamem Wohlgefallen betrachtet, eben weil er sie als den gemeinsamen Lieblingsbaum beider Stämme der lieben Heimath- und Landesgenossen anschaute. (K.)

(Maria-Werd). So schreibt ganz richtig Wagner in seinem Album für Kärnten (Seite 82). Denn schon in der ältesten Urkunde dieser fast tausendjährigen Kirche und Ortschaft, vom Bischofe Arnold von Freysing am 23. September 883 ausgestellt, kommt diese buchstäblich gleiche Benennung vor; und in der nächstfolgenden vom Jahre 885, womit Georg der Finkensteiner diese Ortschaft und Kirche dem Bischofe Waldo, seinem Nachfolger übergibt, mit Vorbehalt des Rechtes, einst mit seiner Gattin Tunga dort, wo die Körper der heil. Märtyrer Primus und Felicianus ruhen, in heiliger Erde sich die Grabstätte zu wählen, findet sich die Bezeichnung: „in Weride", während die Schenkungsurkunde Kaiser Arnulfs an denselben Bischof Waldo, am 21. Juli 891, wieder den gleichen Namen Maria-Werd gebraucht. Folgerichtig trägt auch der nahe schöne See den Namen Werder-See, und die Ortschaft mit der Kirche könnte auch füglich nach dem Beispiele ähnlich gelegener Orte, die Benennung Mariawerder tragen. Der Ausdruck: Wörth, gleichbedeutend mit Werder, wird aber nur in wenigen Gegenden, so auch in der unsrigen gebraucht, während der letztere der allgemeinere und sprachreinere ist. — Man vergleiche auch Adelung's kleines Wörterbuch (Seite 478), und jenes von Heinsius (IV. 2. Seite 1599). (K.)

(Ernennungen.) Im Laufe dieses Jahres wurden zu ordentlichen Mitgliedern des Gelehrten-Ausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg folgende Oesterreicher gewählt: Freiherr v. Ankershofen in Klagenfurt, Kustos F. v. Bartsch und Professor R. v. Eitelberger in Wien, Franz Palacky in Prag, und L. v. Szalay in Pesth.

(Welt-Kunstausstellung in Paris 1855.) Des Wieners, Alois Miesbach, Terra-cotten nehmen im Haupteabäude der elysäischen Felder einen sehr bevorzugten Platz ein. Er hat die gesammte Stufenleiter seiner Fabrikation in der gediegensten Auswahl nach Paris gesandt, welche dem Beschauer einen genauen Einblick in den jetzigen Stand ihrer mannigfaltigen Leistungen gewähren, und unter denen sogleich unsers Gasser's verdienstvolle Arbeiten hervorleuchten. Eine Portraitbüste des Herrn Professor Rahl, von Gasser mit der sprechensten Aehnlichkeit ausgestattet, die schon im vorigen Jahre zu München allgemeine Anerkennung fand, wird auch in Paris gebührend gewürdigt. Unter den monumentalen Figuren desselben Bildhauers haben insbesonders die „Wachsamkeit" und „Wahrheit" angesprochen, aber auch die übrigen, den „Handel" und die „Industrie" symbolisirend, dann die schöngedachten „Hermen" im Katalege ganz unrichtig „Karyatiden" genannt, sind von tadelloser Reinheit der Arbeit, und so vollendet weiß gebrannt, daß diese Paste, besonders in kleiner Distanz, fast an Marmor erinnert. — In einer spätern Nummer der „Presse" heißt es: Die Statuen Gasser's, die Wachsamkeit und Wahrheit, und die vier Hermen sind in Paris bereits verkauft.

(Neue Art unterseeischer Telegraphen.) Italienischen Blättern zu Folge hat der durch die Erfindung des elektrischen Webestuhls ꝛc. bekannte Cavaliere Bonelli eine neue Art unterseeischer Telegraphen erfunden, deren Herstellung um ⅓ des Preises der jetzt üblichen billiger erzielt werden kann, und zu seiner Ausführung weit weniger Zeit bedarf; binnen drei Monaten soll mittelst dieser Methode das Mittel- und schwarze Meer nach allen Richtungen hin von einem unterseeischen Telegraphennetz durchzogen werden können. Das Projekt soll bereits englischen und französischen Fachmännern vorgelegt, und von ihnen sehr günstig beurtheilt worden sein.

(Regulirung des Draufluges für Dampfschiffe.) Die Landesbaudirektion für Kärnten erhielt in Folge h. Handelsministerial-Erlasses die Weisung, die technischen Projekte für die Bausführungen zu verfassen, welche erforderlich sind, den Draufluß in der Strecke von Villach bis Marburg für Dampfschiffe fahrbar zu machen.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 10. Sonnabend, den 7. Juli. 1855.

Nachrichten aus Central-Afrika.

Da wir von unserem Landsmanne Bartlmä Mosgan bereits das zweite Jahr keine briefischen Mittheilungen erhielten, und sich anhaltend das Gerücht verbreitete, er sey nicht mehr unter den Lebenden, muß es um so mehr interessiren, von seinem Seyn und Walten so wie überhaupt über den Zustand unserer eigentlich vaterländischen Mission, wir meinen unser deutsch-slavisches Oesterreich — Nachrichten zu erhalten, als wir in den in unserem Ursulinen-Convent zu Klagenfurt nun einheimisch gewordenen Neger-Mädchen die lebendigen Zeugen der Thätigkeit jener apostolischen Sendlinge besitzen.

Wir haben Mosgan in Gondokoro am weißen Nil in der Landschaft der Bari, in Gesellschaft der Missionäre Donjak und Trabant verlassen, als sie unter des apostolischen Provikars, des gefeierten Dr. Knoblecher, Leitung an die Errichtung eines bleibenden Sitzes Hand anlegten. Knoblecher verließ sie, um in Alexandrien die aus Europa neu ankommende Colonie, den Nachschub für das Missionshaus zu Chartum, zu empfangen. Moga der Bari-Neger begleitete ihn dahin, dessen anziehende Individualität wir aus einer Schilderung im Blatte Nro. 86 der Carinthia vom Jahre 1854 kennen lernten. In der Zwischenzeit vom Spätjahre 1853 an verfoegten obige drei den Posten Gondokoro; jedoch starb Donjak bereits Anfangs des Jahres 1854 an einer Halsentzündung, während Mosgan in Gesellschaft des immer kränklichen Trabant den begonnenen Bau des Missionshauses aus Ziegeln nach Möglichkeit vollendete. Sobald dieß geschehen, nahmen sie zwölf Knaben in das Haus, um sie durch Unterricht auf den Empfang der heil. Taufe vorzubereiten. In jenem hatten die Knaben im Verlaufe von ein Paar Monaten Fortschritte gemacht; aber der Mangel an zureichender Sprachkenntniß und die zwischeneintretende Kränklichkeit der Missionäre hatte die Anleitung zu zweckmäßiger Beschäftigung der Knaben gehindert, deßwegen setzt den Einen dann den Andern das Heimweh beßel. Die Bitte, die Seinigen besuchen zu dürfen, wurde keinem abgeschlagen, jedoch die Bedingung der Rückkehr bis zu einer festgesetzten Frist daran geknüpft. Zur Zeit der Ernte beurlaubten sich fast die Meisten, aber ehne nachher sich wieder einzufinden. Das brachte die Schule zur Auflösung. Zu dem Unterrichte waren auch Erwachsene zugelassen werden. Die einen hörten aufmerksam zu, andere lächelten über die mangelhafte Redeweise des Vortragenden. Das entmuthigte; der unruhige National-Charakter des Stammes schüchterte ein; die Luft in dem sonst hochgelegenen Gondokoro drückte auf Geist und Körper, so daß der Unterricht eingestellt wurde. Doch zweifelte Mosgan nicht, daß bei der Möglichkeit, denselben weiter fortsetzen zu können, das Wort Gottes in manchem Herzen dieses Volkes einen fruchtbaren Boden würde gefunden haben. Dieses und die fortwährende Kränklichkeit Trabants, welcher sich vom Herrn apostolischen Provikar seine Rückkehr nach Chartum erbeten hatte, machen uns die nachherige Abreise beider von Gondokoro noch vor der Ankunft desselben erklärlich.

Es war den 16. Februar 1854, an dem sich Provicar Knoblecher in Gesellschaft des Priesters Kohl und des früheren Reisegefährten Moga, nachdem er zu Chartum alles geordnet, auf dem weißen Flusse einschiffte und auf der „Stella Matutina" Gondokoro zusteuerte. Unterwegs begegnete ihnen ein Theil der Elfenbein-Expedition: europäische Kunstleute, die nun, nachdem der Handel mit Elfenbein auch den Nichtürken freigegeben worden war, sich damit und mit was Schlechterem noch, dem Handel mit Negerkindern besaßten, weniger im Interesse der Civilisation, als des schmutzigen Eigennutzes willen. Diese Leute beklagten sich bitter über das feindselige Benehmen der Bari-Neger, aber wie es sich zeigte, aus ihrer Schuld. Werden diesem empörenden, gegen die in Europa laut ausgesprochenen und sonst von den Engländern so streng gehandhabten Grundsätze streitenden Treiben keine Schranken gesetzt," schreibt Knoblecher: „so sieht man bald das ganze Geschwader den weißen Strom hinauffahren und Hunderte, welche die europäische Civilisation bisher in die Sclaverei abgeführt hat, werden bald zu Tausenden werden.

Bereits am 4. März erhielt Knoblecher durch einen Schiffsherrn Nachricht von dem schmerzlichen Hinscheiden des Missionärs Donjak, und eine Strecke darauf stromaufwärts kam ihm ein Fahrzeug unter englischer Flagge zu Gesicht, welches am Land anlegte, worauf einige seiner Matrosen der „Stella Matutina" entgegen liefen mit der Anzeige, sie hätten zwei Priester am Bord, welche auf jene zu gelangen wünschten. Es waren Trabant und Mosgan, welche die Lustveränderung räthlich gefunden hatten. Trabant begab sich nach Chartum, und Mosgan suchte nach, bei den Kyk-Negern eine neue Station gründen zu dürfen, wozu ihm die Einwilligung mit Freuden ertheilt wurde. So segelten diese beiden ehemaligen Lavanter-Diözesanen weiter; aber dem guten Trabant war es nicht gegönnt, Chartum zu erreichen; er starb, nachdem er sich von seinem Gefährten getrennt, am 15. März am Orte Suunt, unter dem 12. Breitegrade, wo er begleitet von einem Türken und einem italienischen Renegaten sandte, an einem Mitzfieber, in Folge des Aequatorial-Fiebers, und wurde zwischen zwei Bäumen bestattet. Ein am Ufer errichteter Denkstein bezeichnet seine Ruhestätte.

So ist denn Mosgan, nachdem alle seine früheren Missionsgefährten heimgegangen sind in das Land der Vergeltung, mit Knoblecher der Einzige aus der früheren Periode noch am Leben. Die Kyks, bei denen er sich nun befindet, bewohnen die Ufer des weißen Flusses ungefähr auf dem halben Wege zwischen Gondokoro und Chartum. Er

Digitized by Google

wählte zu seinem Aufenthalte den Ort Angweyn, und auf einem freien Platze bauten ihm die Schiffsleute, mit Hilfe der Eingebornen, eine Hütte, auf welche er das Zeichen der Erlösung pflanzte und hienach die Station „zum hl. Kreuze" nannte. Am fünften Tage seines nachmaligen Herabfahrens von Gondokoro (den 20. Juni 1854) legte der Herr Provicar an besagtem Fischerdorfe an. „Allein das tiefgelegene Land," schreibt er: „mit seinen Gefien, Sümpfen und Morästen macht mich um die künftige Existenz des Missionärs besorgt. Sein Haus steht nur vier Schritte von dem vollen Strome entfernt, und hinter demselben liegt ein Teich, aus welchem zur Nachtzeit die Gelsen in Unzahl über die Bewohner der Gegend herfahren." Wir erinnern uns bei dieser Schilderung auf die Hansteens seiner Reise in Sibirien, wo er auf dem Jenisei am nämlichen Uebel zu leiden hatte, und sich nur zur Noth durch Haarsiebe, die künstlich verbunden und am Haupte befestigt wurden, wenigstens an diesem Körpertheile vor dem so äußerst lästigen Besuche erwehren konnte. So sind Süd und Nord in manchem Stücke gleich! In Betracht dieser bedenklichen Beschaffenheit des Landes lud Knoblecher unsern Mosgan ein, ihn nach Chartum zu begleiten. Allein dieser war entschlossen, den sonst freundlichen Leuten dieser Gegend seine apostolische Thätigkeit zu widmen, daß er den Vorschlag nicht annehmen wollte. Als Knoblecher am 1. Juli 1854 wieder zu Chartum anlangte, überschickte er durch die auf dem Bahar el Abiad (weißen Nil) abgegangenen Kauffahrer einige Provisionen an unsern in seiner hochbeschwerlichen Mission unter den Kyk-Negern weilenden Landsmann. Ehe wir diesem in weitester Ferne unsere Grüße und Wünsche zusenden, kehren wir auf seinen früheren Aufenthaltsort Gondokoro zurück, und vernehmen, was sich an demselben, seit dem er ihn verlassen, zugetragen.

Als die „Stella Matutina" am 3. April 1854 sich dem Ufer von Gondokoro näherte, und man Mega in seinem rothen von Alexandria mitgebrachten Paradekleide erblickte, da rief Alles: „Mega, Mega! Unser Vater (Knoblecher) kommt! Unser Vater liebt uns!" Die Rauflente, denen die Missionäre ein Dorn sind, hatten nämlich verbreitet, bald er wäre gestorben, bald er komme nicht mehr. Wie staunten jetzt die Bari, als Mega ihr Landsmann von allen den schönen seltsamen Sachen, die er gesehen, erzählte, wie, daß sie wieder des ersehnten Glückes theilhaftig seyn sollten, ihren Vater zu besitzen. Garten und Gebäude waren übrigens in gutem Zustande, nur einiger Reperatur bedürftig. Die Bäume, welche Mosgan mit großer Sorgfalt aus Chartum mitgebracht und im Garten des Missionshauses zu Gondokoro gepflanzt hatte, zeigten üppigen Wachsthum und beschatteten bereits den untern Raum.

Die Anwesenheit von nicht weniger als dreißig Handelsschiffen, wovon noch drei des sardinischen Consuls zu Chartum, Namens Baudey, bei Gondokoro vor Anker lagen, führte eine Catastrophe herbei, welche selbst das Leben der Missionäre auf das Spiel setzte. Von einem derselben waren am 5. April Abends mehrere Schüsse gegen die ahnungslos am Ufer stehenden Schiffsleute der Mission und Bari-Neger gefallen, wovon zwei Negerknaben niedergestreckt wurden, deren einer sogleich todt blieb, der andere in seinem Blute jammerte. Die Drohung Baudey's: „er wolle den Bari-Negern noch eine tüchtige Lektion geben", war in Erfüllung gegangen, aber sie sollte zuletzt sein schuldbeladenes Haupt treffen. Furchtbar war die Aufregung der Schwarzen. Alles, was Waffen tragen konnte, eilte mit Spießen und Pfeilen zum Kampfe. Baudey mit seinem Begleiter, einem jungen Türken, eilte mit Doppelgewehren denselben entgegen; doch sie erlagen der Mehrzahl. Die Bari stürzten sich nun in den Strom, erreichten das Schiff und metzelten die sämmtliche Mannschaft nieder, bis auf einen, der sich im Schilfe verbarg und in der Nacht zu Knoblecher entkam. Der Kampf erstreckte sich nun auf die beiden anderen vorausgesegelten Schiffe, und bald war das Missionshaus von verwundeten Negern voll, welche Knoblecher und Kohl mit Verbänden, in verdünnte Arnica-Tinktur getaucht, verbanden und mit den Spänen der verwendeten Cigarrenkästchen die Beinbrüche belegten. Knoblecher's Kluger und beredter Zuspruche gelang es endlich, zwischen den Kämpfenden Waffenruhe und so die Abfahrt der Schiffe zu ermitteln. Nebst Baudey und dem Türken kostete der Kampf noch 15 Mann das Leben. Indessen wie die Vorsehung aus dem Uebel Gutes zu schaffen nicht unterläßt, war eben dieser Spitaldienst der Missionäre und ihrer Leute, wobei sich besonders die Negerknaben auszeichneten, Veranlassung, die Leute auch geistig zu heilen, sie zum Vertrauen auf den alleinigen Gott zu erheben, ihre und die Herzen ihrer Angehörigen zu gewinnen.

Die Schilderung, wie dieses geschah, wie Knoblecher eine zahlreiche Deputation der Bari-Neger empfing, wie sich die Jugend aufs Neue und zahlreicher als je um ihn und seine Gefährten versammelte, und sich zur Christianisirung der Bari die schönsten Aussichten öffneten, findet sich im eben erschienenen 4. Jahresberichte des „Marien-Vereines." Wir glauben nur noch beisetzen zu sollen, daß Knoblecher sich Ende Mai 1854 den Strom hinauf noch mehr gegen den Aequator begab, wo ihn schon bekannte Neger freudig empfingen. Am 1. Juni fuhr derselbe mit einem Boote durch eine Stromschnelle zur Insel Lumutui (die Glocke), um den Gipfel der dort emporragenden hohen Felsenmasse zu ersteigen. Wie staunte er, dort angelangt, über die sich seinem Auge entfaltende üppige Vegetation, welche die Insel und hügelichte Umgegend bedeckte. Von den weitesten sichtbaren Punkten in der Richtung des Aequators war der in Südsüdwest gelegene Gipfel des Berges Rego, dessen Fuß der Nil bespülen soll; doch einen noch südlicher gelegenen Bergkamm wußten die, Knoblecher begleitenden, Eingebornen nicht zu nennen, ebenso wenig den weitern Lauf und Ursprung des Stromes, der sohin seit Strabo und Ptolomäus in dieser Hinsicht noch immer geheimniß- und räthselhaft geblieben ist, anzugehen.

Bei seiner Rückkunft fand der apostolische Provicar auch den Missionär Kohl, welcher sich die Liebe der Eingebornen im hohen Grade erworben und den gedeihlichsten Einfluß auf Erwachsene und Kinder genommen hatte, erkrankt. Bereits am 12. Juni hatte er seine fromme Seele dem Schöpfer zurückgegeben; seine sterbliche Hülle fand neben der Doujafs ihre Ruhestätte. Nun war Knoblecher wieder allein, und es schien ihm das Nöthigste vor seiner Rückreise nach Chartum wenigstens einige Grundsteine zum Gedeihen der künftigen christlichen Gemeinde zu legen. Der Neger Kanyi, den Knoblecher von der furchtbaren Wunde, welche er durch einen Keulenschlag am Haupte erhalten, heilte, war der Erstling der Colonie; denn seine Lage gab Gelegenheit zum Unterrichte und sein heißes Verlangen verschaffte ihm die hl. Taufe mit dem Namen des Apostelfürsten. Mehrere Kinder und der alte Lutwery, der seinen Grund zum Missionshause abgetreten und fortwährend dem Unterrichte fleißig beigewohnt hatte, erhielten nun auch das Wasser der hl. Taufe. Am 15. Juni, nachdem die Obhut des Hauses dem alten Oberdiener desselben vertrauet worden war, nahm Knoblecher unter den rührendsten Abschieds-Bezeigungen der Bari's mit der „Stella Matutina" seinen Lauf gegen Chartum, von

Digitized by Google

wo er sich in Begleitung der Missionäre Ueberbacher und und Daninger am 14. Februar wieder nach Gondokoro einschiffte, und unterwegs unsern Landsmann Mosgan zu Angweyn besuchte. Die neuesten Nachrichten von dort versichern, wenn auch nur kurz gefaßt, Mosgan's Wohlbefinden, und das Gedeihen seiner apostolischen Arbeit, indem seine ihm ganz ergebenen Kyks sich rund um seine Hütte anbauten. Hat frühere Verstimmung oder sonst eine Ursache ihn abgehalten, uns wie vorhin unmittelbare Kunde von seinem Leben und Wirken zu geben, so hoffen wir, wenn er, sey es auch so viele hundert Stunden von uns, dieses Blattes, welches den Weg zu ihm finden dürfte, ansichtig wird, daß mit der gleichen Sonne, welche ihn dort, wie vor einem Lustrum im Kärntnerlande in seiner Jugend, bescheint, auch die Erinnerung der Heimath wieder erwachen wird. Wir kennen ihn als den Mann der That, den Knoblecher seinen muthigsten Mitstreiter nannte, und noch steht er lebhaft vor uns, wie er die Beschreibung der Schiffahrt des Kärntners Mortsch, der den Tod in Assuan auf gleicher Fahrt ereilte, mit lächelnder Miene zurückstellte, andeutend, daß es für den entschlossenen Willen keine Furcht, kein Schrecken gebe.

Hamlet in Holeschau.

(Humoreske von P. A. Bukil.)

Am 20. Oktober 1845 kam ich zu Holeschau, einem freundlichen Städtchen in der gesegneten mährischen Hanna an.

Ich war kaum auf meinem Zimmer, als plötzlich ein Mensch in sommerlicher Kleidung, an welcher ich, wie am Mantel des cynischen Antisthenes, einige Alterosschwächen bemerkte, geschmeidig und gefällig wie ein modus optativus zu mir eintrat, und mich zu seiner Benefizvorstellung einlud; zugleich überreichte er mir einen geschriebenen Theaterzettel, darauf stand „Hamlet" mit dem Beisatze „eine schreckliche Mordgeschichte." — Der Arme trug einen traurigen Namen, denn er hieß Eduard Kummer. Er sagte mir, er könne Shakspeare nicht ohne Thränen lesen, weil dieser so viel, und er bis jetzt so wenig für die Unsterblichkeit seines Nauens gethan. — Also war für ihn Shakspeare das, was die Trophäe des Miltiades für Themistokles.

Ich versprach ihm, der Einladung zu folgen, und erschien zur bestimmten Stunde im Theater, das im Gasthause, ärmlich wie ein Thespis-Karren, aufgerichtet war.

Das Orchester bildete der Schulmeister und sein Gehilfe (Violine und Flöte); denn bei der kargen Einnahme konnte man an ein stärker besetztes Orchester nicht füglich denken. Wirklich war der Besuch des Hauses so schwach, daß man das anwesende Publikum sehr passend mit der Anrede des italienischen Predigers an seine höchst sparsam vorhandenen Zuhörer: „pochissimi Signori!" begrüßen konnte.

Endlich hörte man einen leisen Glockenschall, und der Vorhang wurde aufgerollt. Was ich nun gesehen, will ich getreu berichten.

Der Geist des ermordeten Königs erschien nicht aus dem Pfuhl der Hölle, sondern aus einer Branntweinschenke, denn er war zum corona obrius, wo er, wie man später erfuhr, (denn die Schauspieler können, wie Hamlet sagt, nichts geheim halten) bis zu seinem Wiederkommen in nächster Nacht 30 kr. für genossenen Branntwein schuldig blieb. — Der Geist eines Königs von Dänemark, und 30 kr. schuldig!! — Pfui! —

Sein Costume war in der That komisch. Er erschien in ein weißes Leintuch gehüllt, an dem sich einige schwarze Flecken befanden — wahrscheinlich, um dadurch symbolisch anzudeuten, daß er noch nicht für alle Sünden abgebüßt habe. Zum größten Glücke für die Zuschauer hat er seine Rolle meisterlich — abgekürzt. Wahrlich ich konnte bei seinem letzten Auftritte mit vollem Rechte wie Hamlet selbst sagen: „ich werde nimmer seines Gleichen sehen!"

Hamlet war kein tragischer Held, sondern vielmehr der „Ritter von der traurigen Gestalt." Für ihn gab es kein gefesseltes Sylbenmaß; — er zerriß es, wie Simson die Bastseile der Delila, wie Zwirnfäden. Bei der Stelle „was für ein Esel bin ich" substituirte er ein viel stärkeres „Vieh, und brüllte „was für ein Ochs bin ich!" Das humane Publicum widersprach nicht, und blieb mäuschenstille. Wie passend hätte er die Worte, die er zu den Schauspielern spricht, auf sich selbst anwenden können: „O es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehen, die so stolzirten und blöckten, daß ich glaubte, irgend ein Haudlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht gerathen."

Ophelia war der Liebe dieses Hamlets würdig, und zeigte gegen alles Anstimmen des Dichters schon im ersten Akte deutliche Spuren der Verrücktheit. Uebrigens war nichts groß an ihr, als Fuß und Mund.

Selbst der König war miserabel. — All' das Furchtbare, was in seiner Lasterseele vorging, oder vorgehen sollte, ließ so wenig Spuren auf seinem Gesichte, als der Blitz am Himmel.—

Am andern Tage hatte das Theater keinen Kummer, und auch Herr Kummer keinen mehr. Noch in derselben Nacht nach der verunglückten Aufführung des Trauerspiels erschien ihm der Geist seines Vaters und rieth ihm, Schulden halber, zur Flucht; — der willige Sohn folgte. Kurz vor seiner Entweichung soll er folgenden Monolog gesprochen haben:

> Warum soll ich mich meiner Schulden schämen?
> Bergt nicht das Meer sein Wasser von den Flüssen?
> Und borgt der Mond sein Licht nicht von der Sonne?—
> Zahlt er es jemals auch zurück? — O nein!
> Und wenn der Strom von den beschein nen Bächen
> Zuviel des Wassers borgt, — was thut er dann?
> Er ersetzt aus. — Nun denn, das thu' auch ich. —

Miscellen.

(Einige Aussprüche Liebig's.) Wenn solche Männer wie Liebig, dieser große Meister in der Chemie, der in seinen scharfen, tief eingreifenden Ansichten, in fortschreitender Entwicklung und Begründung derselben, selbst allen organischen Verhältnissen und Vorgängen, vielleicht in allzu großer Ausdehnung, rein chemische Grundlagen und Kräfte unterzustellen bemüht ist, Aussprüche thun wie die folgenden, welche er in seinem Vortrage am 3. März d. J. Abends einem gemischten größeren Publikum in München mitgetheilt hat, so sind diese jedenfalls wohl zu beachten. Er wiederholte die, schon in seinen „Chemischen Briefen" gemachte Erklärung: im Menschen sey noch etwas anderes vorhanden, als verdichtete Luft, und der Geist sey mit seinem Denken und seiner Freiheit nicht unter die Naturgesetze und deren Nothwendigkeit gestellt, wenn er sich auch bei der Ausübung seiner Entschlüsse an das Material der Außenwelt und dessen Bestimmtheit halten müsse, die leeren Behauptungen der Halbwisserei strenge zurückweisend, die das Denken zu einem Phosphorescircn des Gehirns, und die Thaten der Menschen zu einem Resultat des Stoffwechsels herabsetzen möchte. — Von sehr nahe liegender praktischer Bedeutung war seine Hinweisung auf die Giftigkeit einiger Gasarten, wie der des Schwefelwasserstoffes, der das Blut zersetzt, und namentlich durch die Zer-

Digitized by Google

störung der Eisenverbindung in den Blutkörperchen dieselben untauglich für ihre Rolle im Athmungsprocesse macht, und des Schwefelwasserstoffammoniums, das aus der Fäulniß von thierischen Körpern entsteht, sehr flüchtig ist, und sehr rasch sich verbreitet. — Beide Gasarten, wie sie aus den Senkgruben und Kloaken sich entwickeln, müssen für die Quelle vieler Krankheiten gelten, und indem ihre kleinen Wirkungen sich fortwährend summiren, untergraben sie die Lebensfähigkeit des Organismus. — Dem ersteren durch schwefelige Säure oder Salpetersäuere, dem andern durch Eisenvitriol entgegen zu wirken, erscheint als eine dringende Aufgabe der Gesundheitspflege. — Bei Erwähnung der schwefeligen Säure erörterte Liebig deren Vermögen, die Gährung oder Fäulniß organischer Substanzen zu hemmen, indem sie in kleinster Menge mit denselben eine Verbindung eingeht, ohne deren andere Eigenschaften zu zerstören, und namentlich auch ein viel vollständigeres Trocknen möglich macht. — So hält sich z. B. der Hopfen, gewöhnlich getrocknet, nicht über zwei Jahre, und schon der ein Jahr alte ist weit weniger preiswerth, als der frische. Bei der Verschiedenheit der Hopfenernten differirt aber sein Preis oft um das Vierfache in verschiedenen Jahren. Das Mittel, ihn ohne den geringsten Nachtheil beim Trocknen völlig vom Wasser zu befreien, ihn unverändert aufzubewahren, und dadurch die Wohlfeilheit und den Ueberfluß des einen Jahres der Theuerung und dem Mangel des folgenden zur Ausgleichung zu biethen, ist die schwefelige Säure. — Der Wein würde ebenfalls bei der Umfüllung in ein anderes Faß durch Sauerstoffaufnahme gar bald zu Essig werden, wenn in dem Faße nicht vorher durch Verbrennen von Schwefel schwefelige Säure erzeugt worden wäre; in einem Glase Wein genießen wir mehr derselben als in vielen Krügen Bier, was einen thatsächlichen Beweis liefert, daß sie, zweckmäßig angewendet, weder die Gesundheit noch den Geschmack beeinträchtigt. — (Allg. Ztg.) —

(Das Klima von Nizza.) Dieses Klima ist so mild, und seine Gartenflora so reich, daß ein einziger der dortigen großen Parfümerie-Fabrikanten im heurigen Frühjahre über 120 Centner Veilchen und beinahe eben so viel Rosen- und Orangenblüthen verarbeitet hat. Einem einzigen Gärtner wurden gegen 3000 Franken für gelieferte doppelte Veilchen bezahlt. (Allg. Ztg.)

(Die Elementarschulen in England.) Nirgends sind diese Schulen so vernachlässigt und werden die untern Volksklassen in solcher Unwissenheit auferzogen als in England. Nicht allein können die Wenigsten lesen, schreiben und rechnen, sondern Tausende und abermals Tausende sind gänzlich unbekannt mit allen moralischen Begriffen von Tugend und Laster, und kennen weder den Namen von Gott, von Christus, noch — was die Engländer am wenigsten verzeihen können — von der Königinn Viktoria? Sir J. Pakington hat dieses öffentlich im Parlamente ausgesprochen (23. März 1855) und mit der größten Naivität sein Erstaunen darüber zu erkennen gegeben, und zugeben müssen, daß daran einzig und allein die Hunderte von religiösen Sekten Schuld sind, jede mit einer besondern Benennung und einem besondern Katechismus, die sich gegenseitig mit dem Religionsunterricht den Schulunterricht streitig machen. — Zahlen sprechen am deutlichsten. — So belief sich die Bevölkerung von England im Jahre 1851 auf ungefähr 18 Millionen Seelen. Die Anzahl der Kinder im Alter von 3 zu 15 Jahren betrug ungefähr 5 Millionen, von denen bloß 2 Millionen die Schule besuchten. — In vielen Familien der weniger bemittelten anständigen Bürgerklasse werden zwar die Kinder nicht in die Schule geschickt, weil diese zu kostspielig ist, sie erhalten jedoch gegenseitigen Unterricht zu Hause nach der Lancaster'schen Methode. Die Eltern unterrichten nämlich ihre ältesten Kinder selbst, und diese dann wieder die jüngern. — In England und Wales zählt man 44,900 Schulen, von denen ungefähr 30,000 Privatschulen sind. Die übrigen, Kirch-, Pfarr- oder Nationalschulen sind weit entfernt, eine feste, von der Regierung oder der Municipalverwaltung gesicherte Existenz zu haben. Die Hälfte derselben hat als Schulraum irgend einen Winkel im Pfarrhaus, und der Unterricht wird in der Küche oder im Stalle gehalten. — Um sich einen Begriff von den Privat-Elementarschulen zu machen, genügt es zu wissen, daß von den 13,879 Lehrern oder Lehrerinnen, welche dieselben im Jahre 1851 hielten, 708 sich genöthigt sahen, ihren Namen mit einem Kreuze zu unterzeichnen, und so deutlich zu erkennen gaben, daß sie nicht schreiben konnten. Ist es nach allen dem zu verwundern, daß unter den vor Kurzem in Suffolk angeworbenen Milizen kaum ein Drittheil im Stande war ihren Namen zu schreiben, und daß im Hospital von Scutari immer Einer genöthigt ist, für vier andere die gefühlvollen Briefe zu schreiben, die man in England so sehr bewundert. — Aber es findet ein enger Zusammenhang zwischen Unwissenheit und Verbrechen Statt, und die Ziffern, welche Pakington in dieser Hinsicht anführt, beweisen es nur allzusehr. Diese Unwissenheit beschränkt sich nicht allein auf religiöse und moralische Wahrheiten, auf eine Unkenntniß im Lesen und Schreiben; denn in Einem Jahre, in einem einzigen Gefängniße, 1300 Personen, die auch nicht die geringste Kenntniß von den Monaten im Jahre hatten, und denen so zu sagen alle Zeiteintheilung fremd war. (Allg. Ztg.)

(Ungeheuere Branntweinsteuer in England.) In der Sitzung der ersten preußischen Kammer zu Berlin am 26. April d. J. wurde bei der Verhandlung über eine projektirte neue Art der Besteuerung des Branntweins, welche bekanntlich für die dortige Finanzverwaltung eine Lebensfrage ist, wie der Finanzminister erklärte, von diesem vergleichweise angeführt, daß es in ganz England nur neun Branntweinbrennereien gebe, deren jede eine Durchschnittssteuer von jährlich 2 ½ Millionen Thaler zahle, also im Ganzen eine Jahressumme von nahezu 34 Millionen Silbergulden!

(Eine Audienz bei dem Könige der Sandwichs-Inseln in Australien.) Diese Audienz fand Statt am 27. Oktober 1854 zu Honolulu, der Hauptstadt von Oahu, einer der 14 Sandwichsinseln, bei dem Könige derselben, Kamehameha III., im Thronsaale seines Palastes, und galt dem Empfange des Offizierskorps vom nordamerikanischen Geschwader, welches eben von seiner wichtigen und gelungenen Sendung nach Japan, zum Zwecke eines anzuknüpfenden freien Handelsverkehrs zwischen diesem Reiche und dem Sternenbanner, auf der Heimfahrt begriffen war und zu Honolulu im sichern Hafen lag. — Am Eingange des hölzernen Palastes war das erste Regiment der k. Garde (8 Mann und 2 Offiziere), und weiter nach dem Hause zu das zweite, 30 bis 35 Mann mit 4 Offizieren starke, rothuniformirte Regiment unter einem Flaggenstock aufgestellt. Unter der Veranda heulte ein Musikkorps „Hail Columbia" auf wahrhaft schaudervolle Weise, und der Gouverneur von Honolulu nebst den Ministern, gefolgt von einigen Stabsoffizieren, empfing die Gäste, und geleitete sie in eine Art von Wartzimmer, das mit verschiedenen Portraits decorirt war, darunter Kamehameha I., seligen Andenkens, mit dem nationalen Federmantel und der tatowirten Brust. Merkwürdigerweise befanden sich darunter auch die Portraits des jetzt regierenden und des verstorbenen Königs von Preußen, so wie des Fürsten Blücher. Wie und unter welcher Firma namentlich der alte Marschall Vorwärts dorthin gelangt ist, mag Gott wissen. — Nach kurzer Zeit ward angekündigt, daß der König bereit sey die Gäste zu empfangen, und alle verfügten sich nach dem Thronsaal, einem Gemache von etwa 40 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, welches, so wie das ganze Gebäude, recht anständig mit europäischen Möbeln versehen und ausgeschmückt war. In der Mitte der längern Seite befand sich der Thron, ein ziemlich einfacher, aus dunklem Holze geschnitzter Sessel, mit einer Krone über der Lehne, die mit jenem berühmten Königsmantel Kamehameha's I. bedeckt war. Dieser Mantel ist eine kostbare Reliquie, und unstreitig einer der prachtvollsten Königsmäntel des ganzen Erdenrunds; die kleinen Federchen vom schönsten Goldgelb, aus denen er zusammengesetzt ist, kommen von einem Vogel, der nur 2 solche Federchen unter den Flügeln hat, und äußerst schwer zu fangen ist. — Der König ist mittlerer Größe, gleich allen Kanakas, ein Volkstamm australischer Abkunft, von guter Gestalt und nicht unangenehmen Gesichtszügen, denen jedoch Ausdruck mangelt; ebenso hat sein Auge jenes gedankenlose Schwimmen, wie man es so häufig bei alten Trinkern findet. — Der Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten, Herr Gregg, stellte zuerst die Capitäne der verschiedenen Schiffe vor, deren jeder dann wieder seine Offiziere vorstellte. Unter den übrigen Gästen befand sich auch der Lieutenant-Gouverneur von Californien. — Dem Thron gegenüber hieng ein lebengroßes Portrait, ganze Figur, Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen, und daneben die Portraits König Kamehameha's II. und seiner Gemahlin, beide in London gemalt, wo das königliche Paar während eines Besuchs starb. Der König ist in einem grünen Rock, nach ungarischer Weise mit Schnüren besetzt, abgebildet, die Königin in eleganter europäischer Damenkleidung. Sie hat bereits etwas von jener Corpulenz erlangt, welche unter diesen Himmelsstrichen allen Frauen in den Dreißigen eigen ist. — Nach geschehener Präsentation ward jeder Gast ersucht, seinen Namen in ein dazu bestimmtes Buch einzutragen, und nach einiger Zeit nahmen alle Abschied, wozu die Musik den „Yankee doodle" hervorgrunzte, und zuletzt noch „God save the king" darauf pfropfte, welches hier zur Nationalhymne adoptirt worden ist. — Am Tage vor der Abfahrt des nordamerikanischen Geschwaders erwartete man noch den Besuch des Königs am Bord der Dampffregatte Missisippi; allein derselbe hat, gleich so vielen seiner Unterthanen, eine ganz außerordentliche Vorliebe für Spirituosa, betrinkt sich nicht selten, hatte auch dießmal sich wiederum zu betrinken geruht, und ließ sich entschuldigen. — So schildert Wilhelm Heine, der Naturforscher und Ingenieur des oben genannten Geschwaders, diese Audienz in seinen eben so interessanten als amüsanten „Wanderskizzen auf einer Fahrt von Neu-York nach Japan" (XXXV.), in der Allg. Ztg., Beil. zu Nro. 78, vom 19. März d. J. —

(Fresken-Ablösung.) In Lucca hat Herr Enrico Rudolfi, wie italienische Blätter melden, in Folge vieljähriger Studien eine neue Methode ausfindig gemacht, um Fresken von den Wänden abzulösen und unversehrt auf Leinwand oder Bretter übertragen zu können.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 11. Sonnabend, den 14. Juli. 1855.

Kirche und Haus am Dobratsch.

Wir haben unter obiger Aufschrift, wie sich vielleicht einige unserer freundlichen Leser noch erinnern, vor einiger Zeit*) in diesem Blatte berichtet, daß die Wallfahrtskirche „zum heiligen Stein" auf der Villacher-Alpe, das höchst gelegene Gotteshaus Deutschlands, allmählig so baufällig und schadhaft geworden war, daß in der That in Kürze dessen Einsturz zu befürchten stand; wir sprachen die Hoffnung, ja die Aufforderung dazu aus, daß Kärnten, zumal die um jene Alpe gelegenen Gemeinden, vor allen das industriebelebte Bleiberg alle Mühe anwenden möge, Kirche und Haus am Dobratsch vor dem gänzlichen Verfalle zu bewahren; der gläubige Sinn unserer Vorfahren hatte die Erstere erbaut und bis in unsere Zeit erhalten; Tausenden von Alpenbesteigern hatte das Letztere gegen die Unbilden des rauhen Wetters wenigstens dürftigen Schutz gewährt, es wäre schmählich gewesen, wenn wir in unserer Zeit Beide hätten zu Grunde gehen lassen.

Indessen die Wiederherstellung eines so lange vernachlässigten, fast verfallenen Gebäudes auf einer im wahren Wortsinne schwindelerregenden Alpenspitze war, das konnte man sich nicht vorbehelfen, nicht nur nicht ohne bedeutende Kosten zu bewerkstelligen, sondern überhaupt mit vielen Schwierigkeiten verbunden; alle Baumaterialien, jedes Stämmchen Holz, die Lebensmittel der beim Bau Beschäftigten mußten sehr weit, den 4 bis 5 Stunden langen sehr steilen Weg hinaufgeschleppt werden; dort waren die Arbeiter den in dieser Höhe oft plötzlich hereinbrechenden rauhen Stürmen ausgesetzt, und fanden kaum nur ein schützendes Obdach — das mochte wohl den eifrigsten Willen zurückhalten vom raschen Beginnen.

Herrn Romuald Holenia, Gewerk und Bürgermeister in Bleiberg, gebührt das Verdienst, nicht nur den ersten Anstoß zum Unternehmen gegeben, sondern dasselbe auch mit Ausdauer und schönstem Erfolge durchgeführt zu haben. Ihm verdanken wir es zunächst, wenn an einem der erhabensten Alpengipfel, von dem das Auge in prachtvoller Fernsicht hinausschauen kann über die freundlichen Thäler und großartigen Gebirge unserer schönen Heimath, das alte Gotteshaus nicht in Trümmer verfallen ist, sondern neu hergestellt und würdig ausgeschmückt hinabschaut von seinem erhabenen Standpunkte in die Thäler, wenn der gläubige Wallfahrer, der Freund großartiger Rundschau, oder der Naturforscher himanklimmend zur steilen Höhe dort ein gastliches Obdach findet.

Es bedurfte übrigens in der That nur des von ihm ausgegangenen Anstoßes, um die Unternehmung in's Werk zu setzen. Die umliegenden Gemeinden zeigten bald einen eigentlichen Wetteifer, den schönen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Die Gemeinde Bleiberg, vor allen aber die dortigen Gewerkschaften steuerten ansehnliche Geldbeträge bei, eben so die Stadt Villach, auch Klagenfurt, dessen Bewohner keinem heimischen Unternehmen fremd bleiben, lieferten ein ziemliches Stümmchen; andere Gemeinden, wie z. B. Heiligengeist, St. Martin lieferten Holz, Kalk und allerlei Arbeiten mit allem Eifer und Unverdrossenheit; es bildeten sich von manchen Ortschaften Prozessionen, in denen jeder Einzelne einen Balken, ein Brett oder sonstiges Baustück den steilen beschwerlichen Weg hinaufschleppte.

Schon im Sommer 1852 wurden die nothwendigsten Reparaturen an der Kirche und einige auch am Hause vorgenommen; die ganze nördliche Wand der Kirche wurde neu ausgeschiefert, und theilweise fast neu aufgeführt, die Bedachung derselben ganz neu hergestellt, das Haus neu gedeckt. Im Sommer 1853 wurden die begonnenen Arbeiten vollendet, die Kirche übertüncht, der Chor neu gemacht, das Haus mit Fenstern und Thüren versehen, der Boden gelegt, Tische und Bänke beigeschafft, Oefen gesetzt, unter dem Dache ein neues Gemach von Holz hergestellt 2c. 2c.

In der Kirche waren die Altäre ganz zu Grunde gegangen, es mußten neue beigeschafft werden. Der geschickte Lehrer von Bleiberg, Johann Masser, verfertigte den Winter über in seinen Mußestunden mit Beihilfe des pensionirten k. k. Bergamtskontrollors, Herrn J. Edelmann, den Haupt- und die beiden Seitenaltäre, und zwar Masser allein sämmtliche Schnitz- und Bildnerarbeiten nur mit Hilfe seines Federmessers mit anerkennenswerthem Fleiße und Geschicklichkeit. Die angefertigten Altäre wurden zerlegt, die größeren Stücke auf vier Wägen, die von zehn starken Männern gehalten wurden, mußten mit Ochsen auf weiten Umwegen auf die Alpe gebracht werden, die kleineren Stücke aber trugen dreißig Menschen singend und frohlockend den kürzesten Weg hinan.

Nachdem Alles glücklich hinaufgebracht, zusammengefügt, die Kirche verputzt und sonst im Nothwendigsten hergestellt war, konnte nun zur Einweihung der neuen Altäre und der neu hergestellten Kirche geschritten werden. Diese Einweihung und der erste Gottesdienst in dem vom Verfall geretteten Gotteshause wurde am 17. Juli 1853 mit Ermächtigung des Hochw. fürstbischöflichen Consistoriums von dem Herrn Ortspfarrer zu Bleiberg, Joseph Hafner, vorgenommen. Es bildete dieser Gottesdienst eine so schöne für den Theilnehmenden wahrhaft erhebende, auf solcher Alpenhöhe immerhin seltene Feier, daß wir uns erlauben zu dürfen glauben, wenn auch verspätet, eine uns von betreuendster Hand mitgetheilte Skizze derselben in diesem Heimathblatte in der folgenden Nummer mitzutheilen.

*) Sieh' Carinthia, Jahrg. 1852, Nro. 69.

Digitized by Google

Zweiter Bericht aus Central-Afrika.

Eben hatten wir den früheren, aus dem neuesten Hefte des Marien-Vereines und sonstigen uns zugekommenen Quellen geschöpften Bericht der Presse übergeben, als der so lang ersehnte Brief unseres Landsmannes Mosgan vom 4. April 1855, gegeben an der Missionsstation hl. Kreuz, wie es scheint noch manchen Hemmnissen am 1. d. eintraf.

Wir übergehen das bereits Erzählte über Mosgan's und Trabant's Aufenthalt zu Gondokoro, wenn der Bericht gleich manche Versionen enthält, und beginnen unsere Erzählung von dem Augenblicke, wo Mosgan sich von seinem, bald darauf in die Ewigkeit heimgegangenen Gefährten, wie auch vom Provicar Knoblecher trennte. Mosgan hatte sich zwar zu Letzterem erklärt, noch ein Jahr unter den Bari's dienen zu wollen, weil Missionär Kohl bloß der deutschen Sprache mächtig war; doch es wurde ihm der Aufenthalt unter dem gemüthlichern Stamme der Kyks herzlich gerne gegönnt, um keinen Theil des anbaufähigen Bodens für christliche Kultur brach liegen zu lassen. Mosgan entschloß sich sonach ganz allein zu bleiben, da die häufigen Todfälle die Zahl der Missionäre so sehr gelichtet hatten. Mosgan kann, indem er dieses anführt, nicht unberührt lassen, daß besonders Nichtachtung des Klima's und abweichende europäische Lebensweise an letzterm traurigen Ergebnisse am meisten schuld seyen. Er sagt: „Man muß sich von erfahrnen Leuten unterrichten lassen, wie man sich gegen gewöhnliche Krankheiten: Entzündung, Dysenterie, Sonnenstich, Fieber u. s. f. bewahren kann, und sich in der Krankheit zu benehmen habe. Daß bei Entzündung in diesen Gegenden die Allopathie der Homöopathie vorgezogen werden muß, ist offenbar, und derjenige, der von ersterer nichts wissen will, ist an seinem Tode selbst Ursache."

„Ich habe nun ein volles Jahr unter den Kyks verlebt, wo ich mich eines großen Zutrauens und einer, man möchte sagen, väterlichen Liebe von Seite der Eingebornen erfreute. Diese Leute sind arm, denn ihre vorzüglichste Nahrung ist Milch, die aber nicht hinreicht, da die Bevölkerung sehr dicht ist, während die Kühe, welche aller menschlichen Fütterung entbehren, das Gras suchen müssen, was aber in der regnerischen Jahreszeit durch die Qual, welche Mücken und Gelsen in den mit Morästen und Teichen durchzogenen Boden in der Nachtzeit verursachen, und durch Fliegenschwärme am Tage sehr verbittert wird. Erstere halten sich in dem, zu einer Höhe von zwei Mannslängen anwachsenden Schilfe auf. Die Neger suchen sich vor ihnen durch ihre geschlossenen kegelförmigen Hütten und durch Rauch zu schützen; auch für das Vieh wird zu diesem Zwecke an dessen Lagerstätten getrockneter Mist angezündet, was aber in den Regentagen hinwegfällt."

„Nebst der Milch nähren sich die Kyks in trockner Jahreszeit von Fischen, wovon die Teiche wimmeln. Ein langes Spitzeisen, oder eine Art Harpune, welches sie an einem langen Schilfrohre oder Stabe befestigen, und womit sie in das trübe Wasser stechen, ist ihr gewöhnlicher Apparat. In der Regenzeit, wo sich die Eingebornen vom Nil entfernen und ihre stehenden Wohnungen in höhern Bodenschichten beziehen, wird von den Weibern etwas Getreide gebaut, welches jedoch nur für zwei, drei Monate ausreicht und wo man vor dem Abzug in die Niederungen nur das Saatgetreide für den April und Mai zurücklägt. Anfangs der Regenzeit nähret man sich von Wurzeln und Kräutern, später von Baumfrüchten, die sehr schön und schmackhaft sind. Dieses ist die Lebensweise der Hirten; die Fischer aber, welche ihre bleibenden Wohnungen auf den erhabneren Stellen des Nil-Ufers aufschlagen, leben einzig von dem, was man im Wasser findet, als: von Fischen, Crocodillen, Nilpferden und Lothosblumen, hier Gor, von den Arabern aber sotob genannt. Diese Blume, die schon im grauesten Alterthume in den Mythen der Egyptier ihre Rolle spielt, ähnelt sehr den in unsern Teichen wachsenden weißen Blüthen der sogenannten Seemuffen. Zwischen den großen tellerförmigen Blättern wachsen in der kelchförmigen Samen-Hülle kleine mehnähnliche Kernchen, die gereinigt, getrocknet, in hölzernen Mörsern zerstoffen, einen wohlschmeckenden Brei geben, so wie auch die knollige Wurzel den Erdäpfeln am Geschmacke ähnlich ist."

„Unter diesen Leuten habe ich ein Jahr verlebt, doch will ich mir in Hinkunft einen bessern Platz jedoch auch in der Nähe des Flusses aussuchen. Die Sprache dieses Stammes ist, wie bei benachbarten Stämmen, die denselben Dialekt (dinka) haben, sehr unartikulirt, und die Erlernung derselben für den Fremden viel schwerer, als bei den Bari's, Cir und Medaris ꝛc., besonders aus der Ursache, weil diese Neger die Vorderzähne der untern Kinnlade sich abbrechen, wornach nur ein weicher, unangenehm klingender Ton zu unseren Ohren gelangt. Um diese Leute zur Annahme des hl. Evangeliums zu bewegen, wird nichts als die Kenntniß der Sprache erfordert. Sie scheinen eine viel erhabnere Idee, als die Bari, von Gott zu haben; denn ich hatte sie auf folgende Weise schwören gehört. Eine Lanze oder einen eisernen Ring an der Hand lenkend, sagen sie: „Gott im Himmel tödte mich, wenn sich Dieses oder Jenes nicht so verhält." Auch heißt es, daß ihre Regenmacher den Regen von Gott erflehen. Sie haben Begriffe von Wesen, die stets bei und um Gott sind, und sich eines besonderen Umganges mit ihm erfreuen; eine Art davon, sagen sie, sind die Menschen von weißer Farbe, Acob genannt. Begriffe, die auf uralte Traditionen deuten."

„Ich hatte dieses Jahr nur fünf Individuen getauft; doch wenn mir der Herr das Leben erhält, hoffe ich das künftige Jahr eine größere Zahl aufführen zu können. Indessen so sehr ich mich des Vertrauens der Eingebornen rühmen kann, haben auch mir die Seelvänge der Kaufleute von Chartum, welche unter dem Vorwande, Elephantenzähne zu kaufen, das ganze Jahr sich auch hier herumtreiben, um Sclaven einzuhandeln, wobei es Raub, Mißhandlung selbst Mord absetzt, viele Bitterkeiten bereitet, und ich muß mein ganzes Ansehen gegen sie einsetzen. So geriethen die Leute des Kopten, Ibrahim Hernine, aus Chartum bei einer derlei Gelegenheit mit meinen Leuten in Streit, wobei es Wunden absetzte, und der Häuptling letzterer, von zwei Flintenkugeln durchbohrt in der Nähe meiner Wohnung, bei aller meiner Hilfe nach fünf Stunden starb. Daß ich es endlich dahin brachte, daß die Mörder ergriffen wurden, und für die Hinterlassenen eine Entschädigung ausgewirkt wurde, hatte mich zwar vom Verdachte, auf der Seite jener zu stehen, erledigt; allein ich kann mich nicht mehr frei im Lande bewegen, und muß auf Kosten der Mission mehrere Diener halten, obwohl ich durch einen Bericht an das k. k. Consulat zu Chartum erwirkt zu haben glaube, daß jenen Sclavenhändlern für eine Zeit Schranken gesetzt werden. Der Handel, welcher mit Sclaven am Markte in Chartum selbst, gleich als wären es Hunde getrieben wird, und der schändliche Mißbrauch, den man von diesen armen Menschen macht, fördert leider solche Unternehmungen. Die Diener des Kopten Sunde, dann des Sardiniers Jakob Rollet und des Franzosen F. Lafarque halten sich jeder ein größeres Negermädchen als Concubine, ein kleineres zur Bedienung derselben und einen Knaben zur eigenen; man kann sich denken, wie so die Demoralisation

Digitized by Google

um sich greift. In Chartum geht zwar dieses öffentlich nicht an, aber beim Herumziehen und unter dem Vorwande eines Geschenkes wandern solche Leute wie Waare von einer Hand in die andere. So hat es sich sogar ereignet, daß ein Diener jenes Rollet sich erfrechte, in meiner Abwesenheit ein früher von ihm der Mission überlassenes Mädchen zu rauben und in eine Entfernung von sechs Stunden zu schleppen. Schade, daß der kräftige Consul Reiz nicht mehr am Leben ist."

„Gegenwärtig mit dem Baue der Wohnung für die Regenzeit beschäftigt, bin ich gesonnen, nach deren Vollendung eine Reise in das Innere, zu den Stämmen: Advot, Nyerven, Arol-Jur ꝛc. zu unternehmen, über deren Erfolg, will's Gott, ich nächstens berichte." —

Wir schließen damit die schlichte aber wahrheitsgetreue Schilderung Mosgan's rücksichtlich eines uns fast noch ganz unbekannten Negerstammes, der, wie bemerkt, in psychologischer Hinsicht so Vieles vor andern voraus hat, welche uns sonach diese Einblicke in den Kulturzustand und die frühere Entwicklung desselben machen läßt, und können somit es desto leichter übersehen, wenn sich Mosgan in naturhistorischer Hinsicht kürzer faßt und als der Mann, wie wir ihn kennen, von seinem eigenen Seyn und Leben, als einzig sich einem höheren Berufe hingebend, so viel als gar nichts sagt.

Das Blumenmädchen von Gastein.

Du lächelst, Freund! daß ich die Alte dort,
Die rings den Badegästen Blumen beut,
Im Winter schon — noch Lenzes-Blüthen freut,
Das Blumenmädchen von Gastein genannt?
Es ist kein leichter Scherz in diesem Wort,
Es liegt — auch Zweifler haben es erkannt —
Ein ernster, treff- und feuteuseller Sinn
In diesem heitern Gleichnisse verborgen.

Jahrhunderte entseh'n im Strom der Zeit —
Und wie die Sage spricht, wie selbst es seh'n
Gewaltiges allüberall schon untergeh'n, —
Wie auf dem wandelbaren Erdenrund'
So Vieles sich hat sonderbar erneu'n!
Bis zu des Augenblickes flücht'ger Stund' — —
Doch steht noch, wie vor mehr als tausend Jahr
Entströmt die Wunderquelle, reich und klar.

An Alter reich! — Wer nennt uns jenen Tag,
Als sie so lebenswarm, geheimnißvoll
Zuerst der kalten Felsenbrust entquoll,
Des Ebenstags gelt'ndes Licht gegrüßt,
Im Arm' der Alpenfluren schauelnd lag,
Und deren duft'gen Blumenflor geküßt? —
An Alter eine silberweiße Frau,
Und jung doch wie des jüngsten Morgens Thau!

Des Lebens schönste Blume spriest auf ihr!
Vermißest Du dieß schwer entbehrte Glück,
Vertraue ihr, sie bringt es Dir zurück;
Des Körpers Wunde heilt, es weicht der Schmerz,
Gesundheit lächelt neugeboren Dir,
Und neue Lebenskraft erfüllt Dein Herz.
So soll die Deutung der Benennung seyn,
Dort jenes Blumenmädchen von Gastein!

Geschrieben in der Schweizerhütte bei Gastein, im August 1859.

Mittheilungen

des historischen Vereines für Kärnten über demselben im ersten Halbjahre 1855 gütig zugewendete Geschenke.

Münzen und Medaillen.

Vom Herrn Bernhard Roßbacher, Handelsmanne zu Klagenfurt: 1 silb. Solidus; 1 Aquilejer-Silber-Pfennig; 1 Silber- und 2 Kupfer-Münzen aus neuerer Zeit.

Vom Herrn Fuchs, bürgl. Chocolade-Fabrikanten zu Klagenfurt: 1 antike Bronce-Münze (Nero.)

Vom Herrn Alois Raab, fürstlich v. Liechtenstein'schem Rathe und Güter-Administrator: 1 kupfer. Raitpfennig der kärntn. Landschaft 1550. (Gefunden bei Truttendorf.)

Vom Herrn Josef Czermak: 1 antike Silbermünze (Trajan).

Vom Herrn Franz Leffler: 1 große Medaille aus Zinn mit dem Bilde des heil. Georg. (Aus dem 18. Jahrhunderte.)

Vom Herrn Anton Klein, bürgl. Uhrmacher zu Klagenfurt: 1 antike Kupfermünze (Nero); 1 Kupfermünze aus neuerer Zeit.

Vom Herrn Jakob Kucher, Pfarrer zu Ottmanach: 1 antike Bronce-Münze (Domitian); auf dem Helenenberge gefunden.

Vom Herrn Bartlmä Sandtner zu Pulst: 1 Silber- und 2 Kupfermünzen aus neuerer Zeit.

Vom Herrn S. M. Mayer, Prediger zu Klagenfurt: 2 Denkmünzen auf die Ermordung der Reichstags-Deputirten v. Auerswald und Fürst Lichnowsky. (Neusilber.)

Vom Herrn Dasch, ständ. Banamts-Beamten: 2 ungar. Kupfermünzen von 1848 und 1849.

Vom Herrn Franz Wohlgemuth, Realitäten-Besitzer zu Wolfsberg: 1 italienische Silber- und 4 Kupfermünzen vom Jahre 1848; 3 Papiergeldstücke zu 5, 3 und 1 Lire.

Vom Herrn Valentin Kuster, Pfarrer zu St. Michael bei Bleiburg: 2 antike am Fuße der Petze aufgefundene Bronce-Münzen (Faustina sen. und Commodus).

Von einem Ungenannten: 1 silb. Schweizer Frankenstück, und 1 kupf. schweizerisches Centim-Stück.

Anticaglien.

Von Frau Therese Türk, Besitzerin des Gutes Töltschach: Ein auf dem Zollfelde gefundenes, aus gebranntem Ziegelthone verfertigtes römisches Gewicht.

Waffen und Rüstzeug.

Vom Herrn Wilhelm Rezehak, k. k. Ober-Feldkriegs-Commissär zu Innsbruck: Ein vollständiges Panzerhemd sammt Drahthaube; aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Aeltere und neuere Kunstwerke; ethnographische Gegenstände.

Von Fräulein Anna Dorizio: a. Ein kleines sehr schön aus Holz geschnitztes Kruzifix mit den Figuren der Mutter Gottes und des hl. Johannes. — b. zwei von der Geschenkgeberin selbst verfertigte Oelgemälde (Blumenstücke).

Vom hochw. Herrn Dechante zu Maria Saal, Joseph Winkler, erhielt der Verein ein mittelalterliches Thürschloß von herrlicher Arbeit und vorzüglichster Schönheit, welches gegenwärtig eine der ersten Zierden des Vereins-Museums bildet.

Digitized by Google

Vom Herrn Andreas Berger, Bildhauer zu Klagenfurt: das von ihm verfertigte Modell einer Mutter-Gottes-Statue.

Vom Herrn Ludwig Walther, Bade-Inhaber zu Villach: Eine unfern des warmen Bades bei Villach im Lehmgrunde ausgegrabene sehr alte Hantfessel sammt Kette.

Vom Herrn Ferdinand Bigetter, zu Klagenfurt: a. Ein altes thönernes Trinkgeschirr; b. einen auf Seidenzeug gedruckten französischen Theaterzettel vom Jahre 1797.

Vom Herrn Franz Maier, bürgl. Seifensiedermeister zu Klagenfurt: Ein kleines Basrelief aus Kupfer (Jagdstück) von vorzüglicher Schönheit.

Vom Herrn Joseph Strasser, bürgl. Schmiedmeister zu Klagenfurt: Ein Paar Steigeisen; angeblich dem Hauptmanne Henfel gehörig gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Baudenkmale in Kärnten.) Die Wienerzeitung vom 5. d. M. bringt einen Auszug aus dem Protokolle der von der Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale am 3. Ap. l. J. gehaltenen Sitzung, worin es unter Anderm heißt: „Der Conservator in Kärnten, Freiherr von Anton Rosthorn, legt das ihm zugemittelte Ansuchen der Bau-, Feuerlösch- und Stadtverschönerungs-Commission in Klagenfurt, die Abreißung des östlichen Landhausthores betreffend, mit dem Bemerken vor, daß nach seinem Erachten dagegen kein Anstand obwalten dürfte, da das Thor, wovon die Zeichnung vorgelegt wird, weder einen artistischen noch historischen Werth besitzt. Die Centralkommission trat dieser Ansicht bei, und ermächtigte den Herrn Conservator, in diesem Sinne die an ihn gestellte Anfrage zu erledigen." — Ferner heißt es: „Der Herr Correspondent, Dechant B. Levitschnigg, machte die Mittheilung, daß unter den Gotteshäusern älterer Zeit in seinem Bezirke die Marktpfarrkirche in Hermagor die erste Stelle einnimmt; sie stammt aus den Jahren 1480 — 1490.

(Wolfgang Amadeus Mozart.) Das 6. Heft der „Erinnerungen" bringt folgende Kunde: „Im nächsten Jahre ist es gerade ein Säkulum, daß dieser große Tonmeister in Salzburg (1756) das Licht der Welt erblickte. Um die kunstbegeisterte Feier der Geburt des größten deutschen Genius auf dem musikalischen Gebiete würdig zu begehen, hat das Wiener Mozart-Comité beschlossen, im September 1856 ein großes Musikfest in Salzburg zu veranstalten, und ist bereits mit den Einleitungen dazu beschäftigt. Das Fest verspricht eben so großartig zu werden, wie die Mozart-Monument-Enthüllungs-Feier im Jahre 1842. Festconcerte von dem Mozart-Requiem und Missa solemnis im Dome, zwei große Concerte in der Aula, Gesangsproductionen im Freien u. a. m. werden wahrscheinlich das Programm bilden. Wie beim Mozartfeste im Jahre 1842 wird wieder Franz Lachner die musikalische Leitung übernehmen und mit der Münchner Hofkapelle den Kern des Musikkörpers bilden. Die namhaftesten Künstlercelebritäten werden eingeladen werden, die Feier verherrlichen zu helfen. Auch will man eine Mozart-Medaille für das Fest prägen lassen, und der Kunstverein in Wien wird als Prämienblatt für das Jahr 1856 ein auf die Säkularfeier Bezug nehmendes Blatt herausgeben, dessen Conception, wie es heißt, Professor Moritz von Schwind in München übernommen wird.

(Generals-Jubiläum.) Im laufenden Jahre 1855 feiert Feldmarschall Radetzky sein sechzigjähriges Jubiläum als General. Kurz vor dem Ausbruche des Krieges von 1805 ward er, der Oberst und Commandeur des Kürassier Regimentes Herzog Albert Nro. 3 war, zum Generalmajor befördert.

(Einige Charakterzüge des Astronomen Gauß.) Gauß war anerkannt der größte Mathematiker in Europa, als welchen ihn schon in seinen Jugendjahren der, seitdem lange verstorbene, große französische Astronom und Mathematiker La Place bezeichnet hatte. Sein Weltruhm wurde sehr frühzeitig begründet; denn als er, 78 Jahre alt, als Professor der Mathematik und Direktor der Sternwarte in Göttingen, wozu er schon in seinem 30. Lebensjahre ernannt worden war, am 23. Februar d. J. an einer Herzerweiterung im Wollbette seiner geistigen Bernsöhen starb, war er seit lange allen großen Akademien der Welt adjungirt, gehörte schon über 50 Jahre zu den auswärtigen Mitgliedern der königl. Gesellschaft d. W. in London, und über ein Menschenalter zu der Akademie d. W. in Paris, als Einer der acht Associes Etrangers, welches als die größte Auszeichnung in der literarischen Welt betrachtet wird, die er in der jüngsten Zeit mit dem großen Alexander v. Humboldt theilte. Von den vielen, zum Theil hohen Ordensdecorationen, die ihm, ungesucht, von 7 Staaten verliehen wurden, trug er selten, und nur bei Gelegenheit der Anwesenheit des Königs oder der Minister, das einzige Commandeurkreuz der ersten Classe des Guelphenordens. — Noch in den letzten Monaten seines Lebens geneigt, ein Promemoria über einige von seinem vertrauten Collegen, Prof. Rudolf Wagner, an ihn gerichteten Fragen über die Anwendbarkeit der Mathematik auf psychologische Probleme zu entwerfen, vermochte er selbst das versuchte Diktiren seiner Ansichten nicht mehr, setzte aber doch die Hauptpunkte derselben auseinander. Mit allen darüber bisher gemachten Versuchen war er sehr unzufrieden, und sprach es oft aus: „Die psychischen Erscheinungen haben sicher eine mathematische Grundlage, aber die Einsicht in dieselbe hat nur Gott. — Gauß war ein entschiedener Deist; der große Atheismus, der sich jetzt so breit macht, und der damit häufig verknüpfte politische Radicalismus waren ihm äußerst verhaßt. Ueber das Christenthum sprach er mit jener Achtung und Verehrung, welche auch andern großen Männern seines Faches eigenthümlich war, wie er denn auch die Würde hervorhob, mit der sich Newton darüber auszusprechen hatte. — Er liebte es, gerade in der letzten Zeit seiner Krankheit, sich über Tod und Unsterblichkeit zu unterhalten, und erwog die Möglichkeit und Form der Fortdauer der menschlichen Seele von dem Standpunkte seiner exacten Wissenschaft aus. — Merkwürdig war es immer, daß dieser große Mathematiker und maßhaltige Mann unter allen deutschen Schriftstellern den formlosesten, Jean Paul, besonders liebte. Eine Anzahl Handbillete J. P. Richters hatte er lange im Hause, und mit großer Rührung gedachte er in seinen letzten Gesprächen mit Prof. Wagner gerade der sentimentalen Darstellungen Jean Paul's von der Unsterblichkeit. — (Allg. Ztg. Beil. zu Nro. 66, vom 7. März d. J.) —

(Der Telegraph im Jahre 1810.) In einer Zeitung desselben Jahres — berichtet das „Wiener Conversationsblatt" — sind die Arbeiten der Münchner Akademie enthalten, und da heißt es: „Interessant ist die Beschreibung eines elektrischen Telegraphen, den Sömmering erfunden hat. Die Aufgabe ist keine geringere, als eine Nachricht mit noch größerer Schnelligkeit, als sie der Schall hat, unter der Erde, über Berge und Flüsse so viele Meilen fortzupflanzen, als die Verrichtungen angetzt werden. Es geschieht dieß vermittelst so vieler kupferner Leitungsdrähte, als Buchstaben und einfache Zahlen sind. Sie werden übersponnen, zu einer Schnur verbunden und überfirnißt, um unter der Erde jeder fremden Einwirkung zu widerstehen. Die Enden geben an den beiden Orten der Correspondenz in zwei gläsernen Wasserbehältern in goldene Spitzen aus, von denen jede die Bedeutung eines Buchstabens oder Zahlzeichens enthält. Bringt man nun eine dieser Spitzen in den Kreis einer elektrischen Säule, so zeigt sich augenblicklich an ihr im Wasserbehälter Gasentwicklung durch aufsteigende Bläschen; die Affektion pflanzt sich augenblicklich durch den ganzen Draht fort, und erscheint an der anderen Spitze im zweiten Correspondenzorte auf gleiche Weise durch aufsteigende Bläschen, so daß der Beobachter daselbst die Ordnung, in welcher die Stäbchen afficirt werden, bemerken, und dadurch die Buchstaben, welche sie bezeichnen, zusammen reihen kann. Zur Bequemlichkeit kann der Apparat so angelegt werden, daß die Spitzen der Drähte von Tasten mittelst einer Tastatur angeschlagen werden." — Man sieht wie unbedeutlich diese Vorrichtung, aber wie nahe daran doch der Erfinder war, die Sache zur praktischen Ausführung zu bringen. Der Berichterstatter schließt: „Sehr überraschend und ergötzlich bleibt immer die Möglichkeit, seine Gedanken mit Ueberspringung von Zeit und Raum einem Entfernten durch viele Meilen in demselben Augenblicke mitzutheilen, wo sie und aufsteigen, eben so als wenn er gegenwärtig wäre.

(Baierns Bierverbrauch.) Das Königreich Baiern zählt in seinen acht Kreisen 5084 Bierbrauereien neben 5107 Branntweinbrennereien. Die Ausgabe der Biertrinker Baierns für ihr Nationalgetränk beträgt für 7,750,000 Eimer jährlich mindestens 46½ Millionen Gulden — was auf den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 10 fl. 12 kr. beträgt, als noch um das sechsfache der Kopfbeiträge zu sämmtlichen direkten Steuern Baierns. Die fünf größten Münchner Bierbrauereien verarbeiten jährlich gegen 43,800 baierische Scheffel Malz und zahlen 51,075 fl. Steuern für ihre Fabrikation.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 12. Sonnabend, den 21. Juli. 1855.

Einweihung der Kirche am Dobratsch.

Ach wie Kindern ist uns Armen
Auch der Berg ein Schemel nur,
Um sie leichter zu umarmen
Unsrer Mutter, die Natur.

Das Wetter schien der seit längerer Zeit vorbereiteten Feier der Einweihung der neu hergestellten Alpenkirche durchaus nicht günstig werden zu wollen, es hatte den Tag vorher geregnet, und noch hingen schwere Wolkenmassen an den Gebirgen. Die Villacher-Alpe zumal hatte eine Nebelkappe tief herabhängen, und schien von den ihr zugedachten Festlichkeiten nichts wissen zu wollen; indessen die alpenlustigen Führer wollten bereits den wetterklärenden Tauernwind verspüren, das Barometer erhob sich wirklich, und so traten wir denn frohen Muthes unsere Wanderung an. Mit Scherzen und Lachen stieg unsere ziemlich große Gesellschaft den schlängelnden Waldweg hinan, voraus die Führer, stark beladen; viele Wanderer kommen bereits weit über uns im Gerölle des Alpenweges und wiesen uns als wandelnde Punkte Richtung und Länge desselben. Eine herrliche Quelle bot uns in der drückenden Schwüle des Nachmittags willkommene Erquickung für den weitern ermüdenden Weg auf losem scharfkantigen Kalkgerölle. Nirgend hin eine Aussicht, schroffe Kalkwände, nur unten das freundliche Bleiberg, gegenüber der kahle Erzberg, der noch immer nicht besiegt seyn und uns Aussicht gönnen wollte auf die Gletscher-bedeckten Höhen der Tauern, nichts zu hören als schwache Laute vom Thale herauf und das Anschlagen unserer eisenbeschlagenen Alpenstöcke auf den Kalksteinen, aber vorwärts muthig den beladenen Führern nach! „Hier ist der halbe Weg, 3446 Schritte," sagt der eine: „der verstorbene Führer Schnattel hat die Schritte oft gezählt."

Der Erzberg ist besiegt, dort der Eisenhut und andere Steirer-Alpen, und der schneebedeckte Ankogl und bald darauf auch im Drau-Thale eine freundlich von der Sonne beleuchtete Kirche. Lustig weiter, ein frischer West „sticht an", die Wolken eilen flüchtig über die Alpe nach Süden, es wird schön Wetter; Musikklänge tönen vom Thale herauf, — die Bleiberger traten ihre Alpenfahrt an — wir passiren die „rothe Wand", mächtiger steigen die Tauern über den Erzberg herauf, zahllose Bergspitzen in Nord und Nordost werden sichtbar — fröhliches Jauchzen tönt von oben und unten — wir verdoppeln unsere Schritte — wir stehen an der Alpe! Niederes Krummholz kriecht unter unsern eilenden Schritten weg — fremde Blümchen grüßen freundlich auf aus der grünenden Decke der Gesteine — noch ein Paar Schritte, und die schroffen Giganten der kalkgebauten Caravanken-Kette schauen ernst und feierlich herüber auf uns; dort unten die Ebene mit den freundlichen See'n; wohin die Augen wenden in dieser Zauberwelt? Oben das neugebaute Alpenhaus, vor dem schon zahlreiche Gruppen von Kirchfahrern versammelt sind, und auf der höchsten Spitze die Kirche, von der das Glöckchen seinen feierlichen Gruß entgegenschallt.

Wir schritten durch die Gruppen der Alpenfahrer mit unsern Führern dem Alpenhause zu, und nahmen von der neugebauten Mansarde desselben Besitz, wo die Führer etwas Imbiß zu rechte brachten, der von uns nach der dreistündigen Wanderung nicht verschmäht wurde. Doch eilten wir, bald die höchste Spitze zu erklimmen. Das war nun gar zu prächtig hier, und das unbeschreibliche Bild des heutigen Abends hat sich mit feurigen Farben unverlöschlich eingeprägt in unsere Erinnerung, und wird erhebend hinüberleuchten in die trüben Jahre des uns vielleicht beschiedenen Greisenalters. Die Sonne war im Untergehen, gerade neben dem Großglockner, dessen erhabene Spitze rein und klar in das geldene Abendlicht ragte, sank ihr Feuerball, während hellglänzende Wolkenreste eilig vor dem stürmenden Nord nach Süden flüchteten, lichte Nebelstreifen aber zwischen dunklen Bergreihen in die Thäler sich lagerten, und an dem reisgen Abendlichte sich vollsaugen schienen, das in verschwenderischer Fülle über die ruhende Gotteswelt ausgegossen war; weiße Gletscherfelder glänzten darüber her, und unten aus dem Thale leuchtete das Abendlicht hundertmal wieder auf aus den zahllosen Windungen der Gail, und schien das feierliche Abendläuten herauf zu tragen von den vielen und vielen Kirchlein, traulich schmiegten sich diese mit ihren Dörfern an die schroffen Bergriesen, die ihre Leiber in magisches Abendroth hüllten, während um ihre Häupter noch goldene Wolkenträume zogen.

Lange schwelgten wir so in dem erhabensten Genuße, den uns unsere schöne Alpenwelt zu bieten vermag; dunkler wurde es in den Thälern, heftiger und kälter zog der Wind von den noch hell aufglänzenden Tauern herüber, — da blitzt es unten am Alpenhause auf, ein schwacher Böllerknall folgt, und langes majestätisches Rollen wie ferner Donner antwortet von den Gebirgen herüber — es ertönen harmonische Klänge eines Fest-Marsches und der Zug setzt sich in Bewegung, um die Mutter-Gottes-Statue feierlich in das neu geschmückte Gotteshaus zu tragen. Voraus die Kirchenfahne und die treffliche Bleiberger-Musik, dann acht weißgekleidete Mädchen mit dem Heiligenbilde — sämmtliche Anwesende folgten betend und singend im langen Zuge, mit dem auch wir zur Kirche gingen.

Hier spendeten uns von den durch sinnige Frauen überreich geschmückten Altären und Wänden die Blumen willig ihren Opferduft, lustig flackerten die zahlreich angezündeten Kerzen, feierlich ertönte der einfache Choral der Wallfahrer in der geräumigen Kirchenhalle, und durch die Seelen der Anwesenden zitterte tief und mächtig der erhebendste Gottesglaube — draußen aber sang der Sturm den ewigen Hymnus der Allmacht Gottes über die Alpenspitzen hin.

Digitized by Google

Als wir die Kirche verließen, in welcher lange, lange noch stille Beter auf den Knieen lagen, da stand der Vollmond hoch am dunkeln Himmel, und aus der Erdennacht unten glitzerte sein Himmelslicht von den vielen See'n herauf — drüben aber gegen den Glockner hin umsäumte noch immer ein mattes Rosaband das fast meergrün verdämmernde Abendlicht; von dem Alpenhause schollen uns verworrene Stimmen entgegen; man debattirte über das Unterkommen in der stürmischen Nacht. Es mochten über 200 Personen hier oben seyn, viel zu viel für das gleichwohl drei große Gemächer bietende Haus. Es gab ein buntes lebendiges Durcheinander hier; im Vorhause prasselte harziges Krummholz auf dem Herde, daneben brodelte schon die Suppe im geräumigen Topfe, und schmorte das Heidenmehl in der Pfanne; drinnen aber drängte man sich um die improvisirte Schenke, da gab es wohl lustige Zecher und muntere Sänger, aber kein Zank oder Unsitte war zu bemerken; was hier auf Boden, Bänken und Tischen nicht Platz fand, das suchte wohl in der Kirche ein Ruheplätzchen oder lagerte draußen in der Sturmnacht; das fahle Mondlicht und die aufflackernden Feuer beleuchteten manch hübsche Gruppe; es wäre eine lohnende Aufgabe, vermöchten wir es sie zu lösen, getreu zu schildern mit seinem Humor und seiner Erhabenheit — dieses seltsame Alpenbivouak.

In der Dachkammer des Hauses, eigentlich die bell' etage desselben für die „Herrenleute", da war es durch die Fürsorge unserer Bleiberger-Freunde recht behaglich, der Ofen spendete angenehme Wärme, auf dem Tische dampfte kräftige Fleischbrühe, auch feuriger Wein fehlte nicht, um dem Bürgermeister von Bleiberg, dem eifrigen Förderer des Neubaues, dankbares Lebehoch zu bringen; nur der Rauch der Küche wollte nicht hinaus in die stürmische Nacht, sondern drang als ungebetener Gast in unser sonst ganz wohnliches Schlafgemach. Aber an Schlaf war ja obnehin nicht zu denken; in den Mantel gewickelt und in eine Ecke hingekauert gaben wir uns behaglicher, hintrümmernder Ruhe hin, in welcher Traum und Wirklichkeit sich in seltsamen Arabesken verschlangen; heulende Windstöße schlugen noch immer an das Fenster, durch welches der Mond seine milden Strahlen in das Zimmer warf; verworrenes Lachen und Sprechen summte von unten durch die Bodendielen, und draußen in der Küche sang einer der Führer ein frommes Lied, das jedes seiner zahllosen Strophen mit dem Refraine schloß: „Aber Eines nur ist Gott allein im Himmel und auf Erden!"

Dennoch, wir hatten geschlafen; eingelullt durch die einförmige Weise des erwähnten Liedes brachte mich der Traum auf seinem dunklen Fittich zurück in das Vaterhaus, in den Kreis meiner Geschwister, wir sangen eben wieder die einfachen Weisen, die uns die Mutter gelehrt — als der Führer heraufpolterte und den nahenden Tag verkündete. Wirklich dämmerte es schon stark zum Fenster herein — wir rüttelten die steifen Glieder und stiegen wieder die kurze steile Höhe hinan zur Spitze. —

Herrlich stammt in Osten das Morgenroth des werdenden Tages, die Erde schaut freudig mit ihrem See'n zur neuen Strahlenpracht auf; nach Westen hin flieht die Nacht mit dem blaßgewordenen Monde, aber hoch über dem Dunkel der Erdenthäler und ihrem trüben Gewölke ragen wieder die krystallglänzenden Häupter der Alpen, und schauen ernst und feierlich der kommenden Glorie entgegen; — majestätische Ruhe lagert weithin über der Erdenwelt! — Jetzt, jetzt seht hin — dem Glockner dort sendet die wiederkommende Sonne ihren ersten Strahlengruß, und haucht über seine Schneegefilde die lieblichste Rosenglut, — jetzt der Benediger und dann der Ankogl, und alle die tausend Spitzen flammen auf wie Riesenkerzen in dem wundervollen Dome Gottes zur festlichen Morgenhora, in welcher Millionen schlagender Herzen ihm ihr urewiges Loblied singen. — Wir Beglückten aber, wir stehen im innersten Heiligthume des Domes, so nahe der ewigen Herrlichkeit Gottes, als wir Staubgeborne ihm zu nahen vermögen, — die Schauer der Unendlichkeit umgeben uns, und berührt nicht mehr die Menschenwelt da unten in der Tiefe — — da zieht von ferner, ferner Kirche unten im Thale der schwache Klang der Frühglocke an unser Ohr — — — der Blick wird trübe — „die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Jetzt war es auch unsere liebe Heimath-Erde da unten, die wir mit unserm faß geblendeten Auge zu mustern begannen. Indem die Sonne höher stieg, suchte sie nacheinander die dunkeln Thäler wieder auf, wischte die Nebelstreifen weg aus ihren lieblichen Waldes- und Wiesengründen, und begrüßte mit ihren Strahlen nacheinander die zahllosen Kirchen unten, daß sie weiß aufleuchteten und mit hellem Glockenklang entgegen grüßten; feierlich erscholl von Dorf zu Dorf das fröhliche Aveläuten des Thales, und auch das Glöcklein der wiedererstandenen Alpenkirche mischt seinen hellen Klang dazu, zum erstenmale wieder in dieser feierlichen Morgenstunde!

Wir schauen lange hinaus in das wundervolle Alpenpanorama, das um unsere lieblichen Heimaththäler so schön und erhaben aufgebaut ist, wir suchen sie nacheinander auf die bekannten Schlösser und Dörfer und Städte, die unten so zahlreich im goldenen Sonnenlichte da liegen mitten in grünenden Wiesen und Feldern, umschlungen vom blauen Gewässer der Flüsse und See'n; wir verfolgen die malerischen Linien der Bergreihen und suchen die versteckten Thäler und Schluchten, und immer wieder fesselt magisch das Auge die hohen Alpenfürsten, die aus fernem Lande zu uns herübergrüßen, zumal die phantastischen zackigen Gipfel der endlosen Alpenreihen, die dorthin gegen Südwest sich weit, weithin hintereinander aufthürmen und im fernen Himmelsblau verlieren. — Die Freunde ordnen sie nach Zügen und Gruppen, und nennen abentheuerliche Namen, mir aber genügt es, das Auge zu weiden an der erhabenen Pracht, die uns umgibt, und alle Worte und Namen und alle Sprache der Menschen nicht zu nennen vermag.

Inzwischen war es lebendig geworden auf der Alpe, die Gruppen der Schläfer erhoben sich und bestiegen die Höhen, um gleich uns Rundschau zu halten, oder folgten dem Aveglockenrufe zur Kirche; und aber rief unser Reisebeseelt zum Alpenhaus und zum — duftenden Kaffeh —

„Die Erde hat uns wieder!"

Es wäre nun wieder ein ganz lockendes Objekt für Pinsel und Feder, das köstliche Durcheinander zu malen, das mit etwas übernächtigem Anstrich in der Hütte herrschte: dampfendes Frühstück neben dem Abbub von gestern, auf dem Kopfkissen von gestern ein Prachttuch zur Festtoilette von heute, hier ein Gähnen von gestern, dort ein Lachen oder die heute, hier ein Gähnen von gestern, dort ein Lachen oder die Feiertagsmiene von heute, draußen aber das Jauchzen zur Begrüßung neu heraufsteigender Wallfahrer und die einfallende fröhliche Morgenvevaille der frühstückbefriedigten Musiker; anziehende, immer neu sich bildende Gruppen von Wallfahrern; dort stützt ein alter Mann, dessen Silberhaar im Winde flattert, Hand und Kinn auf den knorrigen Alpenstock und schaut zufrieden auf die neue Kirche — daneben ein wunderliebliches Gailthaler-Mädchen hinüber auf den Kreis schmucker Bauernbursche — ist es nur die Alpenlust, die ihre Wangen so dunkel färbt wie die Alpenrosen, die einer von ihnen ihr in einem herrlichen Strauß darreicht? —

An der Kirche war es am schönsten und anziehendsten zu übersehen das von dem großartigen Alpenpanorama einge-

Digitized by Google

faßte lebensvolle Kirchtagbild; von allen Seiten kommen neue Ankömmlinge heran und bildeten neue Gruppen, in denen die buntfärbige Gailthaler-Tracht sehr malerisch sich auszahm. —

Die Sonne stand schon hoch, als endlich die Glocke das erste Zeichen zum Gottesdienste gab; in dem Augenblicke wurden wieder Pöller gelöst und von allen Bergreihen kam es wieder mit stärkern und schwächern Donnerrollen, und ganz dort weit vom fernsten Tirol antwortete noch das Echo zur Festfreude des heutigen Tages.

Die meisten der nun Angekommenen eilten sogleich in die Kirche, denn ist diese auch ganz ansehnlich, so sah man doch läugst, daß sie die Menge der Anwesenden nicht würde fassen können, deren Zahl sich wohl an 2000 mag belaufen haben; sie füllte sich auch zum Erdrücken voll, als wieder Glockenruf und Pöllerknall den baldigen Beginn der kirchlichen Feier verkündeten; bei weitem der größere Theil der Andächtigen aber bedeckte den Platz vor der Kirche.

Die Weihe der neugebauten Altäre war vorüber, eine solenne Messe hatte begonnen, die Bleiberger-Chorsänger und die dortige Musikgesellschaft begleiteten sie mit erhebenden Klängen, und der helle Glockenschall verkündigte die Hauptmomente den Draußenstehenden, die betend auf die Kniee sanken, während der Alpenwind den Pöllerknall zu fernen Bergen trug, und sein wunderbares Echo mit den aus der Kirche rauschenden Klängen der heiligen Gesänge mischte.

Ergreifend war es, als nach der Predigt des Pfarrers die Menge, seiner erhebenden Rede voll, gerührten Gemüthes und thränenden Auges die Kirche verließ; auf scharfen Felsenkamme bewegte sich die Menge der Wallfahrer in bunten Bildern, sie sahen hinab zu dem tief unten im Sonnenstrahle glänzenden lieben Heimaththale, und wieder zu den fernen, fernen unbekannten, im lichten Himmelsblau verschwimmenden Gebirgen wie zur unbekannten ewigen Heimath auf!

Noch einmal erscholl festliche Musik und der Glocke feierlicher Klang, noch einmal weckten die Pöller das donnernde Echo der Berge, und noch einmal kniete die Menge im Gebete um das Gotteshaus!

Die vielen Burgen und Schlösser, die Zeugen ruhmvoller Vergangenheit, die Träger des Namens ruhmgekrönter Geschlechter ließen ihre Nachtemmen in Trümmer und Schutt verfallen; die höchste Kirche Deutschlands aber auf der schwindelnden Alpenzinne, die einst der fromme Gottesglaube dort entstehen ließ, hat dieser Glaube vom Verfalle gerettet; neuerstanden versammelte sie heute eine gläubig-betende Gemeinde auf ihrer stolzen Höhe zum erhebenden, seltsam feierlichen Alpenkirchweihfeste.

Der Schleierfall.

So oft sich keine Wunder schaun
Natur — im herrlichen Gistein!
Der Gletscher wilder Wassersturz,
Das himmelstürmende Gestein,
Ergreift den Wand'rer hoher Staunen,
Andetend hebt der nasse Blick
Nach oben sich — und wiederkehret
Er auf der Allmacht Werk zurück.

Des Menschen wandelnde Geschicke
Sie gleichen diesem Silberkranz,
Vor Allem doch dem Lauf der Wasser
Und ihrem mächt'gen Wogentanz;

Bald glänzen sie im Silberschimmer
Ein reiner spiegelglatter Schild,
Bald malen sie im jähen Absturz
Des wilden Kampfes schaurig Bild.

Vereint das Rasche mit dem Sanften —
Der Jugend Drängen ohne Zahl —
Den Uebergang zur Ruh des Alters
Versinnlichen der Schleierfall.
Da flattert, feingewebt und silbern,
Von senkrecht aufgethürmter Wand
Das Wasser aus des Bechkars Seern
Herab, ein breites Florgewand.

Wenn in die wechselreichen Falten
Des Schleiers erst die Sonne blickt,
Des Tchärfers heißer Feuerodhem
Das Auge himmelwärts entzückt —
Da schwimmet mächtig, sanft verschwimmend
Der Erde kahle Wirklichkeit —
Da bildet sich in fernen Räumen
Das hehre Reich der Ewigkeit.

Ohn' Rauschen löst es sich am Rande
Dann auf in weißen Wasserschaum,
Wie oft des Lebens rührte Tage
In einen zarten Liebestraum.
Drum weiß ich immer lang und gerne
Bei diesem freundlichen Gebild,
Das mich verjöhnt mit Kampf und Mühen,
Mit stiller Seelenruh erfüllt.

Correspondenz.

Heiligenblut, 16. Juli. Gestern Nachmittag fand hier ein Naturschauspiel Statt, von welchem sich nur Jene einen Begriff machen können, die Heiligenblut besucht, und so glücklich waren, den Himmel rein, und somit auch den Großglockner frei von Wolken zu treffen. Es war 2½ Uhr, als sich am südlichen Himmel ein Hochgewitter zu zeigen begann, das seinen Zug thalaufwärts nehmend, um 3 Uhr Heiligenblut erreichte. Hier blieb die vordere Wolkenschichte stehen, während die nachrückenden Wolken sich thürmten, der Glockner schien ihnen Halt geboten zu haben. Und nun gab es ein herrliches entzückendes Schauspiel! Die schwarze concentrirte Wolkenmasse wie festgebannt, der Glockner mit seinem schneebedeckten Greisenhaupte erglänzend im Sonnenschein, ringsum frei von Wolken im Blau des Himmels — aber nicht zehn Minuten und ein Windstoß von Südwest brachte die scheinbar todte Masse in Bewegung, der Donner rollte, intensive Blitze zuckten gegen S. W., der Himmel öffnete seine Schleußen, der Glockner war verschwunden, das Thal in tiefes Dunkel gehüllt. — Sehr zu bedauern ist es, daß eben keine Fremden hier waren, sie hätten gewiß eine recht angenehme Erinnerung von Heiligenblut in ihre Heimath mitgenommen, indem sie eine Naturscene erlebt hätten, wie sie ihnen nicht leicht ein anderer Ort hätte bieten können.

Der Besuch von Fremden ist heuer im Vergleich zum vorigen Jahre sehr zurückgeblieben (man zählt bis heute kaum zwanzig), die Ursache dürfte wohl in der unbeständigen Witterung zu suchen seyn, die von Alpenpartheien abschreckt. Ein sonderbar geartetes Jahr ist das heurige! An dem einen Tage eine fürchterliche Hitze, an dem andern eine solche Kälte, daß man Winterkleider anlegen möchte; so zeigte das Thermometer am 10. d. M. um 2 Uhr Nachmittags + 23° R. im Schatten bei heftigem Südwestwinde, und am 11. + 7° R. Den Saaten scheint jedoch

Digitized by Google

dieses seltsam wechselnde Wetter bis jetzt nicht eben übel anzuschlagen, den Roggen ausgenommen, der stark abgewintert, steht das übrige Getreide ziemlich gut, besonders verspricht die Gerste eine reichliche Ernte. Die Getreidepreise sind hier enorm hoch — man muß ein Protektionskind seyn, daß man einen Vierling Weizen aus Gefälligkeit, wie sich unsere Bauern auszudrücken belieben, um 13 fl. 20 kr. C. M. zu kaufen bekommt. — Viehzucht ist die einzige Erwerbsquelle des hiesigen Bauers, Getreide ist ihm eigentlich gar nicht feil; wer solches haben will, der muß schweigend bezahlen, was begehrt wird, worans man schließen mag, wie wohl sich bei gegenwärtig hohem Viehpreis der Bauer befinde, und wie derjenige, der abhängig von dem producirenden Bauer in dessen Forderungen eingehen muß.

Miscellen.

(Belohnung). Bei dem am 13. Juli d. J. an der Universität in Gratz abgehaltenen öffentlichen Tentamen über Moral-Philosophie erhielt Herr Joseph Lehmasser aus St. Andrea in Kärnten die gestiftete Prämie, bestehend in einer großen silbernen Medaille mit Kette.

(Handel und Industrie.) Im Junibest der „Erinnerungen" lesen wir hierüber Folgendes: Der gesammte Auslandscommerz der Welt, d. h. die ungeheure Masse von verführten und ausgetauschten Waaren von einem Ende der Erde zum andern beläuft sich ungefähr auf einen Werth von 30 Milliarden oder 30,000 Mill. Franken, welche sehr große Ziffer der Gesammtsumme des unerlaubten Schleichhandels, wenn solcher ermittelt wäre, noch bedeutend vergrößern würde. Diese Generalsumme des menschlichen Geschäftsbetriebes vertheilt sich in runden Zahlen folgendermaßen: Mit allen Ländern England 8000 Mill. Fr. (mit Frankreich allein 741 Mill. Fr.), Frankreich und Besitzungen 3500 Mill. Fr., die hauseatischen Häfen 1800 Mill. Fr., Zollverein 1500 Mill. Fr. (mit Frankreich allein 144 Mill.) Holland 1262 Mill. Fr., Belgien 1194 Mill. Fr. (mit Frankreich allein 423 Mill.), Oesterreich 800 Mill. Fr., Rußland 794 Mill. (mit Frankreich allein 118 Mill.), Schweden, Norwegen und Dänemark 217 Mill., Schweiz 600 Mill. (mit Frankreich allein 318 Mill.), Sardinische Staaten 299 Mill. (mit Frankreich allein 214 Mill.), Italienische Staaten 350 Mill. (mit Frankreich allein 112 Mill.), Spanien und Portugal 400 Mill. (mit Frankreich allein 157 Mill.), Türkei, Egypten, Griechenland und Inseln 512 Mill. (mit Frankreich allein 112), Bereit. Staaten 2300 Mill. (mit Frankreich allein 570 Mill.), Brasilien 360 Mill. (mit Frankreich allein 75), Chili 140 Mill., Argentinische Republik 100 Mill. (mit Frankreich allein 38), die Antillen (außer den französischen) 315 Mill. (mit Frankreich allein 62), Englisch-Indien 500 Mill., Java und Tependenzien 300 Mill., China, Philippinen, Australien 1000 Mill. Fr. (mit Frankreich allein 10 Mill.). — Diese Ländersummtheit gibt freilich nur 26 Milliarden, indeß sind die secundären Staaten Südamerika's, das Cap, die afrikanischen Küsten, der Handelsbetrieb in den ungemessenen Strecken Inner-Asiens, Persien, Arabien, Tartarei, Tibet, Siam, Cochinchina u. s. w. und der ungeheure Gewerbsbetrieb der oceanischen Fischerei unerwähnt gelassen. Bringt man dies mit in Anschlag, so erhellt, daß die Schätzung des internationalen Weltbetriebes auf 30 Milliarden als Minimum zu betrachten ist. Frankreich ist hierzu ungefähr ½ angetetzt, England zu mehr als ⅓, und mit Hinzurechnung auf den Handelsverkehr mit Frankreich klassificiren sich die Staaten, wie folgt: England, Verein. Staaten, Belgien, Schweiz (wormter sich der größte Theil der Handelsverkehrsamkeit Frankreichs zu Lande mit Oesterreich gruppirt), Spanien, Zollverein, Levante, Rußland, die italienische Halbinsel, Brasilien ꝛc. — Englands Löwenstärke ist der Handel; ungefähr 4 Milliarden Franken lassen sich für seine fabricirten, importirten und verkauften Artikel ansetzen. Frankreich folgt mit 1 Milliarde 750 Millionen Franken für Artikel, fast alle ausgeführt. Außer England und Frankreich müssen als große Fabrikationsländer genannt werden: die Berein. Staaten, darnach der Zollverein, hierauf Belgien und die Schweiz, zwei kleine Staaten, deren verhältnißmäßig schwache Bevölkerung sich groß erweist im industriellen Genie; nun kommt Oesterreich, und noch Rußland, merkwürdiger zwar durch seine Anstrengungen als durch seine Erfolge. Von den auf der Londoner Ausstellung zuerkannten 3062 Metaillen erbeuten die genannten acht Länder 2756 oder ⁹⁰⁰/₁₀₀, ließen alle nur 337 den anderen Nationen zukommen. Bei letzterer sind Industrie und Handelsbetrieb dampfschaffs auf die Erzeugnisse des Landes und der Farmen gerichtet. Hier sind das Manufaktur- und Fabrikswesen, die Anwendung von Maschinen und die Verkehrs- und Beförderungsmittel noch in der Kindheit, oder auch manche lokale Ausnahmen zu verschlichtigen. — Der Krystallpalast zu London hatte von seinen 19,000 Ausstellern einen Gesammtwerth von circa 45 Mill. Fr. erhalten (den kostbaren Diamant Koh-i-nor nicht gerechnet), wovon die acht oben genannten Länder allein 42. Mill. lieferten. Der Pariser Ausstellungspallast wird, wenn auch weniger gedäumig, unzweifelhaft nur einen noch verhältnißmäßigen Werth in sich aufnehmen. Uebrigens gibt es wenige Länder, wo die Werke der ausländischen Industrie mehr ignorirt werden, als in Frankreich. Während Frankreichs Auslandscommerz 1853 zu 3½ Milliarden hinaufging, so zählte sein Verbrauch von fabricirten fremden Produkten nur 63 Mill. Fr. Es gehen allerdings in Frankreich für 389 Mill. Fr. fabricirter Artikel ein, allein von dieser Waare gehen 326 Mill. wieder zurück, wie sie gekommen sind, nämlich auf dem Transitwege. Dies darf keinen überraschen, da die französischen Zollsätze den größten Theil der fremden Fabrikate wieder zurücktreiben, nämlich Leinen- und Baumwollenstoffe, ohne andere wichtige Artikel zu erwähnen. Ueberdies liefern Frankreich von diesen 63 Mill. drei Länder allein 49 Mill., nämlich Belgien 22, England 14 und die Schweiz 13; ganz Deutschland bringt nur für 3 Mill. Fr. die heurige Pariser Industrie-Ausstellung wird auf den Handel und die Industrie gewiß dächt günstig einwirken.

(Schlechtes Muthe.) Die „Presse" meldet aus Wien: „Der österreichische Kunstverein hat das mit so außerordentlichem und allgemeinem Beifalle aufgenommene große Oelgemälde von Hypolite Bellange in Paris „Angriff des fünften französischen Cuirassier-Regimentes auf die große Redoute in der Schlacht an der Moskowa am 7. Sept. 1812", welches in den Monaten Februar und März dieses Jahres zu dem Preise von 8000 Franes ausgestellt war, für seine Verlosung im Oktober 1855 angekauft. Es hat bisher, seit Bestehen der Kunstvereine, noch kein Einziger derselben eine dergleichen künstlerische wie pecuniäre werthvolle Erwerbung für seine Interessenten gemacht.

(Schillers Todestag.) Am 9. Mai waren es fünfzig Jahre, daß Friedrich von Schiller starb. Am Abend vorher verlangte der Dichter, man solle den Vorhang öffnen, er wolle noch einmal die Sonne sehen. Mit heiterem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Er sprach viel, meist Stellen aus seinem unvollendeten Drama „Demetrius" und die letzten Worte, die er geschrieben, sind jene, welche Marfa im „Demetrius" an ihren Sohn richtet:

> Ich habe nichts als mein Gebet und Dich';
> Beklagets sein' ich's zu den Himmel Dich!
> Wie eine Heerschau'r sein' ich Dich entgegen.

Einigemale rief er Gott an, ihn vor einem langsamen Sterben zu bewahren; der Ewige erhörte seine Bitte. Am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein; ein Glas Champagner, das ihm der Arzt verordnet hatte, war sein letzter Trank. Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein. Eben als er seiner Frau, die weinend an seinem Lehnstuhl kniete, die Hand reichte, sank es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, dann sein Haupt zurück und himmlische Ruhe verklärte sein Antlitz; es war, als ob er einen schönen Traum träume. Bei der Sektion ergab sich, daß der linke Lungenflügel gänzlich zerstört war. In Weimar war die Trauer allgemein; am Abende des Todestages versteten sich die Schauspieler zu spielen und das Theater blieb geschlossen. Die Todesbotschaft verbreitete sich über ganz Deutschland und erregte überall den größten Schmerz; die Zeitungen sprachen von dem Tode des Dichters wie von einem Nationalunglück — denn der Lieblingsdichter der deutschen Nation war gestorben! Das leidenschaftlichste Interesse für Schiller war so stille, so einfach und ohne alles Gepränge, wie wohl selten Jemand begraben wird. Einige seiner Verehrer und Freunde wollten sich die Ehre und Pflicht nicht nehmen lassen, die sterbliche Hülle des ewiggefeierten Dichters dem Schooß der Mutter Erde zu übergeben. Um die Mitternachtsstunde ging der kleine Zug langsam durch die ganze Stadt nach dem Jakobskirchhofe. Es war eine wundervolle Nacht; Alles schlief; nur ein Ton der Klage, kein Stimme der Trauer, nur die Nachtigallen sangen liefergreifende Elegien, und der Wind, der am Dachwerk der Kirche rauschte, war das einzige Schauerliche, was bei dem Eingange zu den Todten aus der Ferne sich hören ließ. Der Mond war eben hinter ein dunkles Gewölk getreten, als der Sarg seinwärts in einem kleinen überhauen Gewölbe eingesenkt wurde. — Schiller hatte seiner Frau vier Kinder hinterlassen, zwei Söhne von etwa neun und zehn Jahren, und zwei Töchter, die eine von drei Jahren, die andere von neun Monaten. — — Schiller ist der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, in ihm liebt die deutsche Nation die eigene Liebenswürdigkeit, in ihm findet sie ihr Eigenstes und Bestes verherrlicht. (Erinnerungen.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 13. Sonnabend, den 28. Juli. 1855.

Reifnitz am Werder-See.

Zwischen dem Werder- und Keutschacher-See liegt das kleine Thal von Reifnitz, in der Richtung von Norden nach Süden. Es verdankt sein Entstehen einer Natur-Revolution, indem eine in grauer Vorzeit im heutigen Keutschacher-Thale aufgestaute Wassermasse in das Becken des Werder-See's sich ergoß, wie es das heutige Aussehen des Reifnitzer-Thales unzweifelhaft darthut.

Von einem Vorsprunge jenes niederen Bergrückens, welcher das Thal gegen Westen begränzt, schaut das Margarethen-Kirchlein lieblich zwischen Buchen und Fichten aus den Ruinen einer ehemaligen Ritterburg in das Thal hernieder. Dieses Kirchlein mag wahrscheinlich die frühere Schloßkapelle gewesen seyn, welche der fromme Sinn der späteren Besitzer wieder aufbaute und im guten Zustande erhielt, während die Burg selbst schon lang in Trümmern lag.

Diese Kapelle liegt im Umfange der ehemaligen Burgmauern und zeigt in seiner Bauart den Styl des XV. Jahrhunderts.

Am inneren gothischen Gewölbe der Kirche, und zwar an der Stelle, wo die Rippen der Bögen zusammenlaufen, befindet sich ein steinernes Wappen-Schild, eine „Rübe" darstellend, eingemauert, welches Wappen das in Kärntens Geschichte bekannte Rittergeschlecht der Keutschacher führte.

An der Fortsetzung desselben Bergrückens befinden sich noch an einigen Punkten im Walde die Ruinen von Wartthürmen und mittelalterlichen Befestigungen, welche offenbar zum besseren Schutze der Burg Reifnitz gedient haben mochten.

Eine kleine Strecke von der Burgruine steht westlich ein großer Bauernhof von alter Bauart, wahrscheinlich die alte zur Veste Reifnitz gehörige Schloßmeierei, wie auch dem Hausnamen Duornig (Hofer, Meierhofer, vom slavischen Worte: Duor, der Hof), welchen diese Realität führt, geschlossen werden kann.

Auf der Stirfeite dieses Bauernhofes befindet sich ober dem Eingangsthore folgende alte Inschrift, welche mit der Orthographie des Schreibers hier mitgetheilt wird:

„Allda hat Baltein Schiech und Veronika ain geborne „Wendlerin sein eheliche Hausfraw vber 48 Jar lang „gehaust. Als Ihm aber im Martio des 87 Jars Ihre „wohnungen, Weillen die von Holzwerch gewest im Grundt „abprunnen, ist dieses Gepew durch Iren Sun Marxen „Schiech E. E. L. in Khärnthen Panzallmaistern zu Klagen„furt Rat und Hilff wieder von Newen aufferpant worden. „Der Allmächtige Gott welle allen frumen Christen, fo „hierinnen wohnen werden alle glückliche wolfahrt genedig „verleyhen."

„Geschehen im gedachten 1587 Jar."

Ober dieser Inschrift befindet sich ein adeliches Wappen.

Von diesem Meierhofe ging ein unterirdischer Gang bis in die Burg Reifnitz, von welchem Gange sich noch Spuren vorfinden. —

Wer waren nun die Besitzer dieses Schlosses, wer die Gebieter dieses Thales in der Vorzeit?

Wir wollen versuchen, die spärlichen Nachrichten, welche die Geschichte über diese Besitzer verzeichnet hat, hier mitzutheilen.

Als im 9. Jahrhunderte nach Chr. Geb. die Mark Karantanien dem benachbarten Reiche Baiern zugetheilt wurde, und die Güter der slavischen Landesherzoge an den deutschen König übergingen, wurden viele derselben durch die Freigebigkeit dieser Landesherren verschiedenen Dynasten aus deutschem Stamme als Benefizium verliehen*).

Ein solches Fideikommiß war auch der Hof Reifnitz (Curtis Ribnitza) am Werder-See, welcher Ortsname offenbar slavisch ist, und zu deutsch Fischdorf bedeutet.

Als erster Besitzer dieses Hofes ist uns geschichtlich Graf Berathold oder Berthold II., Sohn des bairischen Pfalzgrafen Arnulf, aus dem mit den Karolingern verwandten Geschlechte der Schiren oder Scheiern bekannt, welchem das jetzige erlauchte bairische Königshaus der Wittelsbacher entstammt.

Dieser Graf Berthold hatte in der denkwürdigen Schlacht der Deutschen gegen die Ungarn am Lechfelde bei Augsburg, im Jahre 955 nach Chr. G., den ungarischen Heerführer vom Anzuge des deutschen Königs Otto I. mit dem Reichsheere in Kenntniß gesetzt, um denselben vor einem Ueberfalle zu warnen. Dieß hatte zur Folge, daß Otto I. den Grafen Berthold nach Schwaben auf die scheierische Reisensburg an der Donau, unterhalb Günzburg verwies, auch viele Stammgüter des Hauses Scheiern einzog und den königlichen Kammergütern einverleibte. In der Folge verzieh ihm K. Otto, verlieh ihm wieder die Würde eines Gaugrafen, und beschenkte ihn mit Gütern; unter denen sich auch der Hof zu Reifnitz in Kärnten am Werder-See befand**).

Diesen Hof besaß Berthold II. mit seiner Gemahlin Kunigunt, worauf derselbe auf seinen Sohn Askuin übergieng.

Reifnitz gehörte damals zu dem in Osten sich über das heutige Klagenfurt ausdehnenden Comitat des Gewaltboten (Pfalzgrafen) Hartwig und befand sich in der Dekanie (Bezirk) des Grafen Berthold. Askuin, der sich gegen den Kaiser Otto II. aufgelehnt hatte, ward wegen Hochverrathes abgeurtheilt und als Rebell des Gutes Reifnitz für verlustig erklärt. Seine Mutter Kunigund blieb zwar

*) Gottlieb Freiherr von Ankershofen: Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, II. Band. 3. Heft. Seite 415. u. f.

**) Reliquie Geschichte des Durchlauchtigsten Hauses Scheiern-Wittelsbach, vom Doct. Johann Ferd. Huschberg. München, 1834; Seite 188 bis 181.

Digitized by Google

im lebenslänglichen Besitze dieses Gutes, welches sie schon früher ihrem Sohne übergeben hatte; Kaiser Otto II. hatte jedoch entschieden, daß dieses Besitzthum nach ihrem Tode dem Hochstifte Brixen zufallen soll. Bischof Albuin von Brixen und Säben, ein treuer Anhänger des Kaisers, hatte nämlich denselben gebeten, den Hof Reifnitz, welcher durch richterlichen Spruch dem ungetreuen Grafen Askuin entzogen worden, seinem Stifte zu verleihen.

Ueber das fernere Schicksal Askuins ist uns nichts bekannt, als daß er, nach seinem Hochverrathe, durch das Gesetz nicht bloß aller Besitzungen, sondern auch des Lebens verlustig erklärt wurde. —

Wir entnehmen diese Vorgänge dem Diplome des Kaisers Otto II. vom 8. Februar 978*), dessen wesentlichen Inhalt wir aus dem lateinischen Originale ins Deutsche übersetzt hier anführen.

„Im Namen der heiligen ungetheilten Dreieinigkeit. „Otto aus Gottes Gnaden Kaiser u. s. w. — Der ehr„würdige Mann Albuin, Bischof der heiligen Kirche Säben „und Brixen ist vor unserer durchlauchtigsten Hoheit mit der „Bitte erschienen, wir möchten der Kirche des seligen Mär„tyrers Ingenuin, welche diesem ehrwürdigen Manne als „Vorsteher anvertraut ist, den Hof, welcher Reifnitz genannt „wird (Curtem qui dicitur, Ribniza), welcher in der Pro„vinz Carentana (Kärnten) gelegen ist, und nach dem Aus„spruche der Gesetze und der Richter dem treulosen Askuin „entzogen worden ist, aus kaiserlicher und königlicher Gewalt „ewig zu benützen übergeben."

„Diesen in der Provinz Carentana unter der Botmäßigkeit des Gewaltboten (Vualtpotonis) Hartwig, in dem „Bezirke Perchtolds gelegenen Hof Reifnitz hatte einst der „Vater des genannten treulosen Askuin zur Zeit seines Lebens „innegehabt, und noch besitzt ihn dessen Mutter Chunigund „mit Namen, unter der Bedingung, daß er nach ihrem Tode „auf ihren, uns untreuen Sohn vermöge früher erfolgten „Vertrages erblich gelangen sollte."

„Nun aber wurde dieser nach Vorschrift der Gesetze „als des Hochverrathes wider die kaiserliche Majestät schuldig „erklärt, durch des ganzen Volkes Aussprüch unwiderruflich „verdammt, und des Lebens so wie aller Besitzungen gesetz„mäßig beraubt."

„Wir haben demnach zum Heile unserer Seele der „heiligen brixnerischen Kirche, welche zur Ehre des seligen „Märtyrers Ingenuin erbaut ist, dieses Landgut nach dem „Tode der genannten Chunigund in die Hände des erwähn„ten Bischofes Albuin zu Erwägung seiner immerwährenden „treuen Ergebenheit, und in die Hände seiner Nachfolger „auf ewig übergeben, u. s. w."

„Gegeben am 8. Tage des Februar im Jahre der „Menschwerdung des Herrn 978 ... im Felde vor Passau." —

Wie lange das Hochstift Brixen im Besitze des Hofes zu Reifnitz geblieben, können wir zwar urkundlich nicht nachweisen, da auch in Reich's Annalen von Säben über dieses Besitzthum keine weitere Erwähnung geschieht; jedenfalls ist jedoch anzunehmen, daß es durch einige Jahrhunderte bei dem Hochstifte geblieben sey, weil wie Sinnacher in seinen Beiträgen zur Geschichte der bischöflichen Kirche von Säben bemerkt**), diese Kirche noch im 13. und 14. Jahrhunderte aus Kärnten bedeutende Einkünfte bezogen hat. Da nun das Hochstift in Kärnten außer Reifnitz blos noch den Hof Villach (Curtom Fillac in regione Carintana) besaß, welchen Kaiser Otto II. mit Diplom vom 15. Oct. 979 der Brixner-Kirche auf seine Lebenszeit schenkte, dieser Hof Villach aber nach K. Otto's Ableben (unter Kaiser Heinrich, Anfangs des XI. Jahrhunderts) an das Hochstift Bamberg überging; so konnten die Einkünfte, welche Brixen noch in den genannten Jahrhunderten bezog, wohl nur von der Besitzung in Reifnitz gekommen seyn.

In dieser Zeit wird Reifnitz öfters erwähnt. So schenkten Albert, der Sohn des Bertholt Grafen von Bogen, und seine Mutter Luicardis im Jahre 1171 der Marienkirche und dem Kloster Viktring eine Hube an der Lancquart (Glaufurt, früher Laugwart) sammt Zugehör, mit der Bedingung, daß das Kloster Niemanden, welchem dort der Durchzug zugestanden, diesen verschließen dürfe, und insbesondere, daß allen Hörigen und sonstigen Leuten des Grafen der freie Weg in den Wald des Grafen bei Reifnitz zustehen solle, um ihren Holzbedarf zu holen*).

In mehreren andern Urkunden aus dem XII. und XIII. Jahrhunderte kommen Zeugen aus Reifnitz vor.

Herzog Rudolf zu Oesterreich, Steier, Kärnten und Krain ꝛc. verlieh durch Urkunde ddo. Wien am Montag vor Frohnleichnam 1364 der Agnes, Tochter des Hans Brabant, die 5 Pfund Pfennige Geld zu Reifnitz, die Leben waren**).

In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts erscheint das ganze Besitzthum Reifnitz als ein landesfürstliches Eigen; denn der deutsche Kaiser Maximilian I. verkaufte den Brüdern Sigmund und Wolfgang von Keutschach das Amt und Gericht ꝛc. zu Reifnitz um 2600 fl. Rheinisch auf einen ewigen Wiederverkauf. Auf Ersuchen des Kaisers bezahlten diese zwei Brüder über obige 2600 fl. „für des Hauses Oestreich Nothdurft und Geschäften" noch weitere 1400 fl. Das Datum des Kaufabschlusses ist nicht bekannt***).

Karl, Erzherzog von Steier und Kärnten, belehnte den Ritter Leonhard von Keutschach und Alle „seines Namens und Stammes" laut Lehenbrief ddo. Klagenfurt den 13. März 1575 mit dem Amte und Gerichte Reifnitz sammt Zubehör, und bezog sich darin auf obigen Kaufvertrag****).

Nun blieb Reifnitz im Besitze der Familie von Keutschach bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts. — Die Ritter von Keutschach hatten auch die Margarethen-Kirche, die sich in den Burgreunen von Reifnitz befindet, erbaut.

In einer Handschrift, welche sich im fürstlich Rosenberg'schen Archive befindet, kömmt die Bemerkung vor, daß die Herrschaft Keutschach, von der auch das Amt und Gericht Reifnitz einen Bestandtheil bildete, ehemals den Reichsrittern von Keutschach gehörig, von einer Abtheilungs-Commission der löbl. Landschaft in Kärnten Schuldenhalber zerstückt und vertheilt worden, und sodin durch Kauf an die damals gräfliche Familie Rosenberg übergegangen sey.

Es fand also eine kridamäßige Vertheilung dieser Güter der Familie von Keutschach statt, welche nach damaliger Gewohnheit auf die kürzeste Art und Weise durch eine landständische Commission vorgenommen wurde.

Andrä von Ehrnau, Herr auf Moosburg und Glanegg, verkaufte laut Urkunde ddo. Klagenfurt den

*) Rosch. Annal. Sabion. Sect. X. Cod. diplom. Nro. 3. pag. 632.

**) Franz Anton Sinnacher: Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen. II. Band, 1. Heft, Seite 2b.

*) Urkunden-Regesten zur Geschichte Kärntens von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen Nro. 442.

**) Das Original auf Pergament befindet sich im fürstlich Rosenberg'schen Hausarchive.

***) Copialbuch der Lehenbriefe über Kärnt. Lehen, im Archive der k. k. Finanzprokuratur hier.

****) Eben da.

Digitized by Google

15. Juni 1658 das Amt Reifnitz sammt Zugehör, nebst dem Roggenberge, an den Burggrafen Johann Andrä Grafen von Rosenberg um eine in der Urkunde nicht benannte Summe Geldes.

Ebenso verkaufte Rosina Elisabeth von Ramschißlin, eine geborne von Keutschach, Witwe, mit Urkunde ddo. Klagenfurt den 22. März 1659 das Landgericht Keutschach und Reifnitz mit Zugehör an denselben Burggrafen.

Wahrscheinlich hatten diese zwei Verkäufer die erwähnten Besitzungen als Gläubiger bei obiger Betheilung erhalten.

Seit jener Zeit befindet sich Keutschach sammt der Burgruine Reifnitz im Besitze der früher gräflichen, nun fürstlichen Familie Rosenberg, und bildet einen Bestandtheil des Real-Fideikommisses derselben in Kärnten.

Literatur.

Volkmar. Ein Roman in Bildern. Leipzig, Verlag von Eduard Heinrich Mayer. 1854.

Es war von jeher ein Grundsatz dieses Blattes, nicht nur dasjenige anzuzeigen und zu besprechen, was von geborenen Kärntnern herrührt, sondern auch von jenen, die mehrere Jahre in unserer Mitte weilten, und sich dadurch eine Art Heimathrecht erwarben. Demzufolge machen wir die Freunde der schönen Literatur auf obigen Roman aufmerksam, der zwar den Namen seines Verfassers nicht an der Stirne trägt, uns aber bekannt ist, da derselbe noch vor wenigen Jahren in unserer Stadt lebte, und sich eine allgemeine Hochachtung erwarb. Nun zur Besprechung desselben. Der ganze Roman ist ein lieblicher Kranz lyrischer Gedichte, in welchem Hauptmomente aus dem Leben eines jungen Malers und Kriegers in schöner Sprache und schwungbaften Bildern gegeben werden.

Wir finden Volkmar zuerst im Elternhause und das Erwachen seiner ersten Liebe im folgendem schönen „Der erste Stern" überschriebenem Gedichte:

„Ueberm' Ihr Vertrieb'nen aus dem Paradiese,
Als auf euch niederstarrt die erste Nacht,
Wir war's euch da, als auf der nächt'gen Himmelswiese
Hell, wunderreich der erste Stern erwacht?
Die erste Nacht! — die erste Todesahnung,
Das erste Bahnrecht hat zur Erde hält.
Der erste Stern, die erste Hoffnungsmahnung,
Der erste Gruß aus einer schönern Welt.
Hast Thekla du zum Himmel aufgeblicket,
Wenn er da glühet, flimmert ohne Ruh'
Der schönste Stern ist es, der und zuerst entzücket
Sieh' meinem Leben dieser Stern bist Du!"

Wir lernen ferners Volkmar's Jugendgespielen kennen, mit deren Entschicksalen wir im Verfolge bekannt werden; sie heißen Demeter, Fedrik, Henry und Günther, wovon Letzterer auf das Leben Volkmar's einen entscheidenen Einfluß hat. — Volkmar verläßt die Heimath und wir sehen ihn nach einiger Zeit im Kampfe mit den Beduinen in Algerien, wo er seinen Freund Fedrik verliert, und auf seinem Grabe trauert. Das verleidet ihm das Kriegerhandwerk; er will nun blos der Kunst leben und wir finden ihn als Maler in Venedig —

„Hier in der Stadt des ringumronnen Feenraums,
Wo Riesenbauten auf der Wellen Hauter thronen,
Wo zu San Marks sich in einer Spanne Raum's
Niemehrgesammte Schätze drängen aller Zonen."

Die romantischen Schicksale seines Künstlerlebens werden uns in mehreren gelungenen Dichtungen erzählt. — Vom Mißgeschick verfolgt, verläßt er diese Wunderstadt und sucht das Glück in Amerika's Gefilden; dort trifft er seinen Jugendgespielen Demeter, ein Opfer seines erhabenen Berufes sterbend als Missionär. — Nun ist seine Wanderlust erloschen, es zieht ihn nach der Heimath zurück. —

Für den Leser wollen wir zum deutlicheren Verständniß hier einige Bemerkungen hinzufügen.

Mit wenigen aber kräftigen Strichen die Schicksale seines Helden zu zeichnen, hat dem Dichter von einigen Seiten den Vorwurf der Undeutlichkeit zugezogen, was er selbst mag gefühlt haben, da er im Schlußgedichte sagt:

— Beendend
Leser, gütiger Beschauer, selbst hinzu,
Voll milden Geists mein Werk ergänzend und vollendend.

Durch das „Selbst-sprechend-Auftreten" seines Helden hat sich der Autor auch der Möglichkeit begeben, die Schicksale von dessen Jugendfreunden auszumalen, da selbe nur in den entscheidenden Momenten erscheinen und dann plötzlich wieder verschwinden müssen, um dem Interesse für Volkmar keinen Eintrag zu thun. Und doch schlingt sich auch um sie der goldene Faden, der die abgerissenen Bilder verbindet von der Widmung an „Robisen und Schlemihl" bis zu dem Schlußgedicht: „Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe" (Carl Gutzkow „zur Philosophie der Geschichte") — eine in unserer so materiellen Zeit nicht genug zu beherzigende Wahrheit.

Volkmar's Jugendfreunde, im redlichen und ernsten Streben, in Erfüllung der Pflichten ihres Berufes, der sich selbst gestellten Aufgabe, erringen im Leben wie im Sterben das hienieden deutbare Maß des Glückes, indessen Volkmar durch die weite Welt es in den verschiedenartigsten Lebensverhältnissen und Genüssen

— zum Wünschen und Genießen
Nach allen Winden öffnet sich sein Pfad —

vergebens sucht. Zu dem vorletzten Gedicht „Nach zwanzig Jahren" könnte nachfolgende Stelle aus Lessings „Nathan" als Motto passen: „Gott lohnet Gutes, hier gethan, auch hier noch!"

Auf den Gräbern seiner Eltern, Thekla's und Günther's dringen sich Volkmar jene Betrachtungen auf, die uns auch über des Dichters ziemlich verhüllte Intenzionen Aufklärung geben.

„O eitler Wahn! im tubelosen Leben
Zu haschen nach dem Glück im glückerauben Leben,
Du stehst — wenn längst entflohn die goldne Frist,
Wie reich du warst, da du es nicht mehr bist.

Der Eltern, Thekla's — Günther's — Gräber eingegittert,
Vereint im Tod! — Mein Leben ward zerspittert!
Rupfes zerflittert zwischen Drang und Leid.
Der Todten Ruh' erregt meinen Neid!

Da steh' ich auf den theuren Gräbern sinnend,
Der wilden Jahre denkend, die im Sturm verrinnend
Mir nichts gelassen, als die bitterstisse Lust
Der meerestiefen Sehnsucht in der Brust.

Und die Erfahrung, so enttäuschend sie gewesen,
Sie konnte nimmer mir das Räthsel lösen,
Das, rastlos jagend durch die weite Welt,
Mein innerst Sehn selbstquälend sich gestellt.

Was hilft es Glück? nicht was wir also nennen
Kennt' ich im Herzensgrunde dafür erkennen.
Wie Lust und Thun hat sich des Herrn Barmherzigkeit
Unsichtbar durch die Schöpfung ausgestreut.

Digitized by Google

Glück ist — Genuß mit Maß, rechtzeitiges Versagen,
Glück ist — zum fremden Bau den eignen Stein zu tragen,
Glück ist ein zart Genießen, frei und rein,
Glück ist gebunden doch sein Knecht zu sein.

Glück ist ein starkes Wollen, rasches Wagen,
Gewandt Harren bald, bald raschest Geistesfliegen,
Glück ist ein Rennen, der an's Ziel uns trägt,
Wenn meisternd unsre Hand die Zügel regt!

Glück ist, des Augenblicks tiefinnerste Bedeutung
Erkennen, fesseln, unterwerfen unserer Leitung!
In Liebe, Schmerz, Gewalt, dem Glimt des Herrn
Vertrauen, von dem Staub sich heben kühn zum Stern!

Ja! Glück! du lebst uns im zerstreuten Guten,
In süßen Augenblicken, die vorüberhallen,
Im Großen, was wir ach zu oft verkannt,
Im Schönen, dem wir blind vorbeigerannt.

Ja, Glück! du bist uns nah; wenn wir es nur verstünden
Mit weiser Mäßigung dich an uns zu binden;
Doch weit hinaus aus dem gebahnten Gleis
Zieht uns der Sehnsucht mächtiges Geheiß.

Und doch wie beutungsvoll ist dieses Streben, Drängen,
Das Einheit sucht in den zerstreuten Klängen,
Unwandelbares in der wandelbaren Zeit,
's ist unser Freibrief vor Unsterblichkeit!

Da — anerwartgetrend rühren sich die Glocken
Vom Thal und Höh' im heiligen Frohlocken,
Von Weihlaut bebt die Luft die Gräberreih'n entlang,
Im rosgen Abendschein ringt Friede — Duft — Gesang:"

Hier nun „schöner, lieblicher als er sie einst gesehn"
sieht er „Sie, die Einzige" auf dem Grab der Eltern stehn.

„Die langen Jahre werden wir zu Lügen
Vor diesen jugendlichen frischgeliebten Zügen —
Vor dieser Gegenwart verstoßen Zeit und Schmerz!
Der Tod ist tot und „Thekla" jauchzt mein Herz!"

Die Erscheinung aber ist Günther's und Thekla's Tochter, die in der Verehrung und Dankbarkeit für Volkmar erzogen —

„Denn nicht verbergen blieb, was an für sie gethan,"

ihm über deren Grab die Hand

„Zu innigwarmem Gruß im Heimathland"

reicht; und der Dichter läßt ahnen, daß dem müden aber in den schönsten Mannesjahren stehenden Wanderer hier das schönste und höchste Glück einer stillen Häuslichkeit und nützlichen Wirkens im Vaterlande blühen werde. — Guido ist, mit wahrem Eingehen in des Autors Absicht, als Vision von Einigen aufgefaßt worden, und das ist er auch. — Der gute Geist — das gute Gewissen, das mahnend — belehrend — rettend — beglückend den Menschen unsichtbar umschwebt.

Das Schlußgedicht bezieht sich nicht auf Volkmar, wie aus der Stelle:

„im Lebensmorgenroth
Ward ihm das schönste Loos — ein schöner Tod:

ersichtlich, da „Volkmars Morgenroth" schon lange vorüber, wenn wir ihn auf den Gräbern seiner Lieben finden. — Auch Wolfgang Menzel, der in seinem Literaturblatt (Jg. 1854, Nro. 94) Volkmar's auf die ehrenste Weise erwähnt, hat sich in dieser Annahme geirrt. — Doch dürfte dieses, einer theuren Erinnerung gewihte Gedicht überhaupt nur den nähern Freunden des Verfassers verständlich seyn. — Allein bei allen gütigen Lesern erfleht es

— „des Herzens Dichtersegen —
Einen heiligen Gedanken
Für ein verlassnes, fernes Grab!"

— r —

Miscellen.

(Concertbericht.) Eine liebliche Tochter Albions, die wahrhaft klassisch gebildete ausgezeichnete Pianistin Miß Arabella Goddard, gab auf ihrer Rückreise aus Italien mit den Violinvirtuosen Herrn Ludwig Straus aus Pesth am 23. Juli im Braun'schen Saale ein Concert, welches trotz des in's Freie lockenden Abends und trotz der Konkurrenz der Raudmann'schen Kunstreiterei überfüllt war, und nach dem Gehalte der vorgeführten Compositionen einem wunderbaren Meerfräulein glich; denn die erste Hälfte war klassisch, die zweite kleinere sehr modern. Nun, jede Extreme hat ihre Berechtigung, mindestens eine ephemere, und darum gönnt man gern oder ungern kleinen Geistern wie Thalberg-Berlot, welche in der Fantasie über Meyerbeer's Hugenotten durch beide Concertanten, Kullak, der in seinem netten ernsten die perlen durch die liebliche Miß, endlich Ehrs, der in seinem geschmackvollen Romantique durch den sehr gewandten Herrn Straus treffliche Darstellung gewannen, ein Plätzchen neben den unsterblichen Kunstheroen, die in Fräulein Goddard eine tiefstersassende und vollendet darstellende liebevolle Verehrerin besthen. Des Concertes erste schönere Hälfte begann mit den wundervollschönen Variationen in F aus Beethovens A-dur-Sonate, op. 47, den beiden Concertanten, namentlich am Piano meisterhaft, und mit dem reinausgeführten Violinparte im schönsten Zusammenklange vorgetragen; hierauf riß Fräulein Goddard alle Hörer zu enthusiastischer Bewunderung hin durch den unübertrefflich schönen, eben so reinen, zarten und kräftigen, wie tiefgedachten und dem Geiste der Kompositionen gemäßen Vortrag von Händel's klassischen Variationen und Mendelsohn's Presto; sie verdient noch besonders Dank, auch bei uns den in fast jedem Hause Englands geliebten Kompositionen des großen deutschen Händel Bahn zu brechen. Mindestens nach dem stürmischen, die Wiederholung der Production veranlassenden Applause aber war des Concertes Glanzpunkt eine sogenannte Meditation von Sebastian Bach, nämlich das von Miß Goddard vorgetragene Präludium zur ersten Fuge in Bach's wohltemperirtem Clavier mit den von Gounod eben nicht im Geiste Bach's, doch mit Effekt hinzu gedichteten Violin- und Cello-Melodien, sehr schön ausgeführt vom Herrn Straus und einem in die Heimath rückgekehrten ausgezeichneten Muster und speziel Cellisten, während heimische Sänger durch den radelleben Vortrag von Schubert's lieblichen „Morgenständchen" so wie mit einem „Serenade-Quartette" zur Mannigfaltigkeit der Produktionen freundlich beitrugen. (T.)

(Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.) Morgen, am 29. d. findet die Eröffnung der zweiten diesjährigen Gemälde-Ausstellung im großen ständischen Wappensaale statt. Mit Uebergehung können wir heute allen Kunstfreunden bestens empfehlen. Sie enthält drei und sechzig Gemälde von bewährten, uns großentheils bekannten inund ausländischen Künstlern, darunter sich neun und zwanzig befinden, die vom österreichischen Kunstvereine gewählt und für die Verlosung im heurigen Vereinsjahre angekauft wurden, folglich für ihren Kunstwerth uns Bürge sind.

(Neues künstliches Material zur Erbauung von Mauern.) Dinglers polytechnisches Journal berichtet hierüber Folgendes: Seit einiger Zeit bedient man sich in der Grafschaft Essex des folgenden Materials zur Ausführung von Gartenmauern. Dasselbe besteht aus Kies, etwas Sand, gehacktem Stroh und einer Quantität Kalk, welche hinreichend ist, um die Substanzen mit einander zu verbinden. Man bringt dieses Material in eichene Formen aus 7 Centimenter starken Boden, die fest mit einander verbolzt sind, damit sie einem starken Druck Widerstand leisten können. Diese Formen werden am Boden etwas enger gebalten wie am obern Theil, damit sie leichter auszuleeren sind. Die kleinen Massen, die man darin erzeugt, sind 37—45 Centimenter lang, 25 breit und eben so stark. Mit ihren Rändern wird die Form auf einen Wertisch fest angeschraubt. Ist sie auf ein Drittel angefüllt, so stampft man das Material fest ein mit einem Schlägel, dann macht man auf der abgestampften glatten Oberfläche Einschnitte und Vertiefungen, damit sich die folgende Schichte fest damit verbinde; über diese zweite Schichte gießt man einen sehr flüssigen Mörtel und macht an der Oberfläche desselben ebenfalls Einschnitte, was aber an der Oberfläche der letzten Schichte nicht geschieht. Man schlägt die Kosten der mit diesem Material ausgeführten Gebäude um ein Drittel geringer an als Ziegelmauern. Zwei Männer können in einem Tage 80—250 solcher Steine herstellen.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 14. Sonnabend, den 4. August. 1855.

Im Stellwagen.

Es war im Jahre 185* Ein Uhr Nachmittag, als drei absolvirte Gymnasiasten beim Gasthaus „zum Hirschen“ in Klagenfurt mit sichtbarer Ungeduld dem Flottmachen des Stellwagens entgegenharrten. Herumstehende Kollegen, die sonderbar wehmüthigen Blicke, die einer davon in die alten lieben Gassen hinein warf, deutete auf einen Abschied für immer von der freundlichen, gemüthlichen Stadt. Zwei der abreisenden Studenten waren Kärntner, frische frohe Jünglinge, die den werthen Schulkollegen hinausbegleiten wollten in die stillen Thäler von Tirol; denn dort war dieser Eine zu Hause, der die wehmüthigen traurigen Blicke zurück warf in die Gassen der Musenstadt. Die Kollegen standen um den bepackten Wagen, man sprach über Briefwechsel, über das Leben in den Ferien, über den Aufenthalt in der künftigen Universitätsstadt, über unverbrüchliche Freundschaft und Liebe, über treues Ausharren bei einander in Freud und Leid, über die vergangenen frohen Tage, über Alles was in der Abschiedsstunde dem scheidenden Freunde lieb und werth seyn könnte. Einsteigen hieß es; lebe wohl Bruder! Gott befohlen Kamerad! Wir sehen uns wieder, behüt' Dich Gott! grüß mir die lieben Tiroler, Adie, lebts wohl alle, alle — so gings hin und wieder und die drei Studenten stiegen ein, der Kutscher schwang sich hinauf, die Pferde zogen an und hinaus gings zur Villacher-Vorstadt. Manchmal noch grüßte man vom Wagen hinaus und von außen hinein, und scheu wollte man sichs recht bequem machen, als an einem Vorstadthause Halt gemacht wurde. Aus dem Nachruf: „Leben Sie wohl, Herr Doktor!“ wußten die drei gleich, mit wem sie's zu thun haben würden. Es war dieß Einer jener lieben jungen Männer, die den halb lachenden, halb bittern Humor mit der köstlichen Würze der Erfahrung noch mit hinüberretten vom Universitätsleben in die schwüle Luft des wirklichen Lebens; sein heiterer, einnehmender Blick, die gefällige, zutrauliche Ansprache hatte ihm schnell die Herzen der drei Studenten gewonnen. Uebrigens ging es im Innern des Wagens ziemlich still her; der Eine, der in Tirol zu Hause war, sah gar so wehmüthig zurück und hin und her, und die Kärntner-Kollegen wollten ihn nicht stören, er hatte ja so viel Liebes und Frohes erlebt in der Hauptstadt ihres schönen Vaterlandes, und der junge Doktor mochte sich auch denken, daß man Jemanden, der von etwas Lieben und Theuren Abschied nimmt, in der letzten Betrachtung nicht irre machen soll. Was drückte denn diesem schlanken, blonden, blauäugigen Tiroler-Studiosen so schwer das Herz, daß er sich draußen bei der ersten Lend-Brücke eine Thräne aus dem Auge wischen mußte? Ach, er barg es selbst so tief in der Seele, und es wäre gewiß bis heute ein Geheimniß geblieben, wenn nicht zufällig der junge Doktor die Arie des Liedes: „Liebchen Adieu“ — über den Wagenschlag hinaus gepfiffen hätte. Und so fuhr man zur Allee hinaus; immer schneller liefen die Pappelbäume zurück zur Stadt und immer tiefer sank der Stadtpfarrthurm in die Häusergruppen zurück. — Doch: „Halt!“ rief eine zarte Mädchenstimme, und: „Halt,“ schmetterte man in etwas tieferem Tone. Es waren zwei weitere Passagiere: Eine ziemlich in den Fünfzigern hineingerathene, sehr wohlbeleibte Landeeldame, ein noch beleibteres Möpschen in ihren Armen, und eines jener lieben siebzehnjährigen Kinder mit den runden Grübchen in den Wangen, die man Nichten nennt, und deren liebenswürdigste Sorte in Kärnten zu finden ist.

Die unvermeidlichen Reiseschachteln wurden am gehörigen Orte angebracht, die weitläufige Dame und Mops stiegen ein, das siebzehnjährige Kind mit den Grübchen in den Wangen schwang sich zum Kutscher ins Kabriolet zum doppelten Verdruß der drei Studiosen und des jungen Doktors. Man machte zwar anfangs zum bösen Spiel eine böse Miene, allein die mißliche Lage konnte man sich, wie der junge Doktor richtig bemerkte, einzig und allein nur durch das Abbrennen einer Zigarre erleichtern. Der blauäugige Student, der in Tirol zu Hause war, begann mit dem Experimente; schöne, blaue, sanftgeringelte, weiche Wölkchen schwebten zum Wagenfenster hinaus. Die dicke Dame vermerkte zwar in stillem Unmuthe die überaus große Anzahl natürlicher Falten mit einem vollständigen System künstlicher, allein der junge Doktor juris meinte in lateinischer Sprache, das wäre noch keine Protestation in aller Form Rechtens. Man rauchte denn auch trotz der natürlichen und künstlichen Falten der umfangreichen Dame weiter. Jedoch das Möpschen, „Achilles“ mit Namen, wahrscheinlich des Tabaksgeruches, wenn auch in Form eines Kabanawölkchens, ungewohnt, fing an jene Töne von sich zu geben, die vorzüglich bei Mopsen nichts anderes bedeuten als Unzufriedenheit über Unbehaglichkeit. Was nun die dicke Dame selbst ertragen hätte, das konnte sie unmöglich übers Möpschen ergehen lassen. „Mein Herr!“ — wandte sie sich mit mehr als männlicher Energie zum jungen Doktor — „mein Herr! mich geniert ihr Rauchen.“ Der junge Doktor, der wahrscheinlich diese Protestation in aller Form Rechtens fand, warf die Zigarre auf die Straße. Die drei Studiosen befolgten das nämliche Manöver mit Zuhilfnahme lateinischer Randglosen. Ihre Blicke, die sie auf den jungen Doktor warfen, waren siehende Seufzer. Der junge Doktor hieß die Unglücklichen gutes Muthes seyn und lehnte sich gemächlich in die Ecke mit dem Ernste tiefergreifender Pläne. Inzwischen hatten sich schwarze Wolken aufgethürmt, Windstöße wirbelten Staub auf, laut rauschten die Blätter, die Tinten der grünen Hügel wurden immer dunkler, und die Wellen des Werdersee's immer schwellender, und immer schneller folgten sich die Windstöße, dichten Staub durch die offenen Fenster wirbelnd; die Lage der Reisenden wurde von Sekunde zu Sekunde ungemächlicher. Der junge Doktor nahm seinen Shawl aus der Reisetasche, schlang ihn bis auf die äußersten Enden um den Hals, schloß den Reck knapp bis an die

Digitized by Google

Zähne, seufzte, wischte sich den Schweiß von der Stirne, und schien in ein weiteres Stadium einer Stellwagenseekrankheit zu sinken. Die Lauterealdame beobachtete anfangs mit Erstaunen und allmählig mit Schrecken die außerordentlichen Anstrengungen des jungen Doktors, der nun mit Mühe eine totale Ueblichkeit aufzuhalten schien. Und immer tiefer und tiefer sank der junge Doktor in die Ecke zurück, immer häufiger wischte er den Schweiß von der Stirne und die Sache nahm eine so drohende Stellung, daß endlich der blonde Studio, der in Tirol zu Hause war, mit der theilnahmvollsten Miene, die ihm zu Gebote stand, den Reisepatienten nicht sowohl um die Ursache als um den wöglichen Verlauf seines Zustandes fragte. Mit schwacher Stimme versicherte der junge Doktor, der Balkan seines überfüllten Magens wäre einem Ausbruche sehr nahe. Diese Versicherung schien auf die dicke Dame einen eigenthümlichen Eindruck zu machen. Denn plötzlich verspürte sie Anwandlung und der schwarze Mops, mit Namen „Achilles" ließ wieder seine knurrende Unzufriedenheit hören. Der schlanke Student, der in Tirol zu Hause war, auch nach diesen beiden Richtungen seine Theilnahme verbreitend, gab der dicken Dame den unbefangenen Rath, sich ins Kabriolet zu verfügen. Der Vorschlag wurde acceptirt; man telegrafirte zum Kutscher hinaus, es wird eingehalten, und die Ueberstellung findet Statt: Die dicke Dame mit dem feisten Mops hinaus, und die Nichte mit den runden Grübchen in den Wagen herein, mit großer Affamation in Empfang genommen von den drei Studiosen und rem bereits vollkommen kurirten jungen Doktor, der seinerseits das gelungene Manöver seinen Begleitern auseinandersetzte. Hiebei andauerndes Gelächter im Innern des Stellwagens mit Einschluß der Nichte mit den runden Grübchen in den Wangen. Nun ziehen die drei Studio und der junge Doktor ihre Zigarren los, stellen die gebührende Anfrage um Erlaubniß an Klärchen (so hieß beiläufig die Nichte mit den runden Grübchen in den Wangen), die hinwiederum hoch und theuer versicherte, es gebe keinen famosern Anblick für sie, als ein junger Herr mit einer glimmenden Zigarre, was als ein großer Fortschritt in den Ansichten der schönen Welt bewundert wurde. Und so gings an ein Qualmen, Lachen und Scherzen und vorzüglich schien Klärchen im Strome der Galanterie unterzugehen. Doch wie es stets mit den irrischen Dingen zu geschehen pflegt: Die Zigarren und die Galantrie verrauchten, ernstere Gespräche kamen in den Gang; der blauäugige Student, der in Tirol zu Hause war, wurde wieder traurig, und Julius und Gustav immer stiller, und auch Klärchen hatte schon lange zu kichern aufgehört. Zum Glück kam Velden in Sicht, die Karavanserei der Stellwagenreisenden zwischen Klagenfurt und Villach, und der Gedanke an eine erfrischende Jause brachte wieder einige Bewegung in das Innere des Wagens. Aber auch die Jause in Velden geht vorüber, man setzt sich wieder zurecht und fort rollts wieder gegen Villach.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstgemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Die am letzten Sonntage, den 29. Juli in unserm großen Landhaussaale eröffnete Gemälde-Ausstellung des österreichischen Kunstvereines wird die Kunstfreunde, wie die Kunstkenner befriedigen; — sie führt uns einen mannigfaltigen Kranz schöner Kunstblüthen und Früchte vor das Auge, und verdient ungleich mehr Lob als Tadel. Jedes Genre, besonders das der Landschaft ist verdienstlich vertreten.

„Nicht zu viel Lob!" rief mir ein Freund vor seiner Abreise in's Bad beim Abschiede zu — doch würde er gewiß diese Warnung nicht ausgesprochen haben, hätte er mit Muße diese Ausstellung gesehen. Ist gleich nicht Alles meisterhaft und ein vollendetes Kunstwerk, so findet man doch nichts Schülerhaftes, und auch die minderansprechenden Gemälde haben manches Schöne, wenigstens in der Auffassung oder Technik, aufzuweisen. — Doch wozu diese Einleitung? Tot capita, tot sensus! gilt auch hier. Die ausgesprochene Meinung ist die eines Einzelnen, und ferne sey es, selbe für die einzig wahre und begründete zu halten. Nun wollen wir in Kürze die sieben Wände betrachten, die mit so schönen Blüthen geziert sind.

Schon auf der ersten Wand sehen wir die Landschaft über die andern Genres hervorragen. Zwei „Winterlandschaften", die eine von Josef Brunner in Wien, die andere von Marcowiselle Boß in Amsterdam, haben gelungene Einzelnheiten. Erstere zeigt einen Sonnenuntergang, der in der Natur zwar wahr ist, aber hier nicht den besten Eindruck macht; — verdienstlicher ist die zweite Landschaft, — besonders thut die Klarheit und Ruhe in derselben dem Auge wohl. — Ein kräftiges Colorit zeigt die „Landschaft mit Ernteseld" von dem Brüssler O. de Fally, so wie des Wieners Carlo Brioschi (Sohn) „Parthie aus Nago in Südtirol" durch eine richtige Perspektive, — Heinrich Otto's aus Wien „Eichenwald in Ungarn" durch eine festgehaltene Stimmung, fleißige und verständige Ausführung, — des Franzosen K. Girardet „der Morgen" durch die unläugbar richtig bezeichnete Tageszeit und Ausführung hervorleuchten. — Alles dieß vereint finden wir in dem „Brunnen bei Albano", hinter dem sich eine sehr schöne von Winde bewegte Baumgruppe erhebt, von Jan Novopacty in Wien. Dieses Bild trägt den Typus der besten Maler einer früheren Zeitperiode an sich, ohne den Vorwurf der Nachahmung zu verdienen. Colorit und Zeichnung, so wie sittliche Wärme sind seine besondern Vorzüge. — Brioschi (Sohn) hat sich auch als Architekturmaler gezeigt und uns den „Dom von Spalatro" gebracht. Er ist getreu aufgefaßt und mit guter Technik ausgeführt, doch scheint es, als habe Brioschi es vorzüglich nur auf den Totaleindruck abgesehen, was ihm auch nicht mißglückt ist. — Ueber J. B. Reiters aus Wien „Studienkopf" und „Moderne Bachantin" enthält sich Schreiber dieses — jedes Urtheils. Bevor wir diese Wand verlassen, besehen wir noch das auf einer Staffelei aufgestellte Bild, bezeichnet: „Das Ernteseld" von Moriz Clima in Wien, das gewiß eine nähere Betrachtung verdient, doch in einer gewissen Entfernung besehen werden muß. Clima hat in die monatliche Kunstausstellung des österreichischen Kunstvereines in Wien, irren wir uns nicht, im März, zwei Bilder geliefert: „Vor und nach der Schlacht." Sein Streben ging dahin, nicht bloß wohlgetroffene Portraite von Gegenden zu geben, sondern der höheren Aufgabe der Kunst zu entsprechen. Das Bild „vor der Schlacht" wurde vom österr. Kunstvereine angekauft und trägt hier die Benennung „Das Ernteseld." Wir sehen eine fruchtbare Ebene, üppige Kornfelder wogen dieselbe entlang, die weite Ferne begränzen blaue Berge. Der Einförmigkeit, die weite Flächen mit sich bringen, ist durch eine schöne Baumgruppe, Schnitter, Schnitterinen und Wanderer gesteuert, und so erregt das ganze Bild nach längerer Beschauung ein befriedigendes Wohlthun, das sich immer steigert. Die paste Behandlung ist durch den Gegenstand bedingt, und wenn auch noch Manches zu wünschen übrig wäre, so zeigt es doch von einem fruchtbaren Streben nach immer höherer Kunststufe — leider hat der frühe Tod demselben eine unüberwindliche Schranke gestellt

Digitized by Google

— dieser 24jährige Kunstjünger starb vor 14 Tagen, am 20. Juli in Wien, am Typhus.

Auf der zweiten Wand erblicken wir, sowohl was den Gegenstand als auch die Behandlung und Wirkung betrifft, ganz verschiedene Gemälde. „Eine Parthie am Gardasee bei Ausbruch eines Gewitters“ von Heilmayer in München, ist ein düsteres Bild und dem Beschauer wird durch die Wahrheit des dargestellten Momentes bang und unheimlich. — Ludwig Halauska's aus Wien „Grünsee auf dem Schafberge“ ist groß gedacht — fleißig behandelt — aber kann bei manchem Gelungenen doch nicht erwärmen. Von L. de Martelaar in Gent sehen wir hier, und auf der sechsten Wand ein Gemälde, die beide große Schönheiten haben, und dem mit der Kunst vertrauten Meister beurkunden. Hier ist eine „Landschaft mit Eichen“ — das andere aber ist bezeichnet: „Wald mit grasenden Kühen.“ Nro. 55 Ersteres ist besonders in den Baumgruppen vortrefflich. — Die „belländische Landschaft“ von J. F. van Dewenter in Haag hat alle Vorzüge der dortigen Schule; Nettigkeit, klares Verständniß ohne allen Prunk sind in ihm vereinigt. — „Gabe im Sabinergebirge“ von Josef Selleny in Wien wird verschiedene Urtheile veranlassen. Rücken wir das Bildchen nahe zum Auge, so sehen wir nichts anders, als dick und bunt aufgetragene Farben, roh übertünchte Häuser, die in eine halbdunkle Gasse auslaufen, ein kleines Stückchen Himmel mit Wolken — und tritt man zurück, welche ungeheure Wahrheit finden wir in der ganzen Darstellung, sammt der sonderbaren Staffage. Man begreift es kaum, wie der Künstler auf diesem Wege eine solche frappante Wirkung hervorbringen konnte, und doch hat er ein Gemälde geliefert, das von jedem Kenner bewundert wird. — In Louis Gurlitt's in Wien: „Aus dem Albanergebirge bei Velletri“ stellt sich ein durch Totaleindruck so wie im Detail vorzügliches Gemälde dar. Der warme Lüften, die Pracht des Colorits sind diesem Künstler eigen. Wie herrlich ist die Pinien- und Cypressengruppe links im Vordergrunde, mit welcher Meisterschaft ist die Ferne behandelt, mittelst der einfachsten Farbentöne hat er diese hervorgezaubert; in welchen schönen Linien ist das Ganze aufgefaßt und welch' ein leichter nur dem Süden eigenthümlicher Dunst ruht auf der ganzen Landschaft. — Außer dem lieblichen „Studienkopf“ von Katharina Lehmann in Wien befindet sich noch auf dieser Wand: „Frohnleichnamsfest zu Aigen im Salzburgischen“ von August Fischbach. Es ist gut gedacht, hat ein schönes erhebendes Motiv, einzelne recht hübsche Figuren, macht im Ganzen eine freundliche Wirkung, aber den Figuren fehlt es hie und da an bestimmten Schatten.

An der dritten Wand sehen wir die sich dem Idealen zuwendende „Abendlandschaft“ von Conrad Grefe in Wien; „Waldesstille“ von Rudolf Swoboda ebenfalls aus Wien, ist das beste Bild, welches wir von diesem Kunstjünger bisher kennen; ferners Johann Fischbach's aus Salzburg: „Jägers Ruheplätzchen“, welches, poetisch gedacht und gut ausgeführt, manchen Freund Diannens an Aehnliches in seinem Leben erinnern wird. — Auf der Mitte der Wand fällt Ludwig Gillarduzzi's aus Wien, „die heilige Familie, umgeben von den Erzengeln Michael, Gabriel und Rafael“ auf. Es ist ein gutes Zeichen unserer jüngsten Tage, daß sich begabte Kunstjünger wieder den religiösen Historienbildern widmen. Niemand wird es verkennen, wie vieles erfordert wird, um in diesen Fache die Stufe erklimmen zu können, auf der wir die alten deutschen und italienischen Kunstheroen bewundern. Ohne von diesem religiösen Gefühl, kindlich reinem Glauben durchdrungen zu seyn, wird es der größten Kunstfertigkeit nicht gelingen, hierin Vorzügliches zu leisten. Man kann in diesem Gemälde das redliche Streben nach diesem Ziele nicht verkennen, nur möge der Kunstjünger in demselben nicht ermüden. — M. Rauhl's Meisterschaft in der Darstellung des dem Menschen treuesten Thieres ist anerkannt. Seine Bilder gewinnen immer mehr an Werth, seit der Künstler todt ist. Gegenwärtiges Bild: „Hunde“ hat er bereits sieben Jahre vor seinem am 1. Nov. 1854 erfolgten Tode gemalt und es ist gewiß Eines seiner gelungensten. Welche Wahrheit liegt in diesen drei Thieren, wie bestimmt ist ihr Charakter ausgeprägt!“ — Ferdinand Waldmüller's aus Wien „Ausnahme eines Lehrlings ist uns schon vom vorigen Jahre aber in einem größeren Maßstabe bekannt und auch besprochen worden. — Nun sehen wir ein Bild von dem braven Niederländer P. L. Kluyver aus Amersdorf: „Canallandschaft mit Mühle, das in hohem Grade ausgezeichnet ist. Wie richtig und bestimmt ist hier die Tageszeit durch die angebrachten Lichtpunkte bezeichnet; es liegt ein eigener Reiz in diesem Bilde, das auch mit vollendeter Technik ausgeführt ist — und hier auch schnell einen Käufer fand. — Nun kommen wir zu einem Gemälde, das in mehrfacher Hinsicht die vollste Aufmerksamkeit verdient und auch schon den allgemeinsten Beifall erhielt. Es ist eine „Parthie aus dem Salzburgischen“ von Louis Vöscher in Wien. Durch mehrere Jahre bekamen wir stets ein Werk dieses jungen Künstlers zu sehen, der auch schon eine Ferienzeit in Kärnten zubrachte, und freuten uns seines sichtbaren Fortschrittes; nie aber war derselbe auffallender als in dem heurigen Bilde. Eine großartige Gebirgslandschaft zeigt sich dem Beschauer, in der mit Verweidung aller grellen Farben eine Harmonie herrscht, die man selten in einem Gemälde findet; sie zeigt uns eine Vertrautheit mit der Technik, eine Verständniß bei Anwendung der dem Künstler zu Gebote stehenden Mittel, daß man ihm ein äußerst günstiges Horoskop für die Zukunft auf diesem Felde stellen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Notiz

zu dem Gemälde Nro. 65 in der zu Klagenfurt am 29. Juli 1855 eröffneten zweiten Gemälde-Ausstellung des österreichischen Kunstvereines.

Im Jahre 1524 kam Thomas Münzer der bekannte Chorführer der Wiedertäufer, nachdem er aus Altstedt in Thüringen wegen Aufruhres zum Umsturze des Adels, und zur Einführung völliger politischer und Gütergleichheit entfernt wurde, auch nach dem Schwarzwalde und trug durch seine Lehre von der angeblichen evangelischen Freiheit wohl das meiste dazu bei, daß der Bauernkrieg im Schwarzwalde eine ebenso weite als verheerende Ausdehnung gewann.

Der Aufruhr begann zur Zeit der Sommer-Sonnenwende unter der Bauerschaft von Stühlingen, Bonndorf, Ewadingen, Bethmaringen. Zweihundert Bauern sollen sich verbunden und ein Fähnlein gemacht haben weiß, roth und schwarz. Um Bartholmä zogen sie zur Kirchweihe nach Waldshut, hielten dort Rath und machten eine evangelische Bruderschaft. Wer in solche treten wollte, mußte wochentlich einen Batzen geben. Mit dem Gelde schrieben sie in alle Landtheile, daß sie ihren Herren nicht mehr gehorsam seyn wollten, keine Herren haben als den Kaiser, diesem wollten sie aber seinen Tribut geben, wenn er ihnen nicht einreden würde. Sie wollten alle Schlösser und Klöster, und was den Namen Geistlich hatte, zerstören. a)

a) Waren Iren 1800, machten ein Fendlein, weyse roth und schwarz, zogen uff Bartholomeus gen Waldshuet uff Kilchweyhe, hatten Rathe

Digitized by Google

Den Stüllingern schlossen sich die Hauensteiner an, streiften im Spätherbste bis zum Kloster St. Trudpert, kehrten aus Furcht vor den aus Freiburg erwarteten österreichischen Soldaten wieder zurück und besetzten Waldshut, um selbes, wie sie sagten, gegen einen Einbruch der Schweizer zu schützen.

Da sich bei den Aufständern mit Raublust auch wilder religiöser Fanatismus paarte und ihren Drohungen, alles Geistliche, das ist Kirchliche, zu verwüsten, ihre Thaten entsprachen, so beschloss das Stift St. Blasien, seine kostbaren Kirchengeräthe über Waldshut und den Rhein nach der Schweiz, wo St. Blasien die Propstei Klingnau besaß, zu retten. Allein die Bewohner von Waldshut, welchen entweder die Absicht der St. Blasier verrathen wurde, oder welche überhaupt jeden Verkehr mit der benachbarten Schweiz sorgsam überwachten, hielten den Transport an, und plünderten das Fuhrwerk. a)

Die Aufständer zogen sofort nach der Abtei St. Blasien, verwüsteten und zerrissen dort, was ihnen in die Hand kam, raubten die Kirchengefäße und frevelten an dem Geheiligten, indem sie aus einem geraubten Ciborium die heiligen Hostien auf dem Boden umherstreuten. Erfolglos waren die Zuzüge des badischen Stadtheis Frey, anderer Herren und der Leute von Klingnau, welche der Abtei zu Hilfe eilten. Den Hauensteinern schlossen sich die von Blumegg, von Gutenburg und

machten ein evangelische Bruderschaft, welcher darin wolt sein, der solt all wochen 1 Bazen geben, mit dem Geld schriben sie in alle land, das sy ihren herren nit mer gehorsam sein wolten, khain Herren haben, dann den Kayser, im sein tribut geben, solt er ihnen nicht tuegen. Sie wolten alle schlösser und clöster, und was dem Namen hat geistlich zerstören. (Die Chronik von Villingen in Gerbert's Historia sylvae nigrae II. p. 317. r. 6.)

a) Waldshutani planstrum omnium sacris cimeliis in tuta Helvetiae loca evehendum direpuerant. (Hist. nigrae sylvae II. p. 318.)

Buttenthal an und auch die Bauerschaft in der Landgrafschaft Stühlingen erhob sich. Der Bischof von Constanz, die Städte Ueberlingen, Villingen, Seckingen, Rheinfelden und Laufenburg suchten die Aufständer mit dem Grafen von Lüpfen, dem Landgrafen von Fürstenberg und der Abtei St. Blasien zu vergleichen und österreichische Soldaten kamen aus Freiburg, Waldkirch und Triberg. Die am hl. Dreikönigtage des Jahres 1525 zu Cell am Bodensee gehaltene Zusammenkunft hatte keinen Erfolg. Aber auch von Innsbruck sendete Erzherzog Ferdinand österreichische Soldaten, welchen es endlich gelang, die von Cleggau und Alpigau zu bezwingen. In Waldshut wurden die Rädelsführer ergriffen und büßten ihr Verbrechen mit dem Tode durch das Henkerschwert. — Herr Koller hat die Plünderungsscene zu Waldshut wenigstens in so weit mit historischer Treue dargestellt, als auf seinem Bilde in dem geraubten Gute nur kirchliche Gefäße und Geräthschaften zu erkennen sind. Wenn es aber in dem Gemälde-Verzeichnisse zu Nro. 65 heißt: „die Bewohner von „Waldshut widersetzten sich der beabsichtigten Ausfuhr der „Schätze der Abtei St. Blasien, welche von dem Kloster-„Vogte nach der Schweiz gebracht werden sollten" — so ist zu wenig und zu viel gesagt; denn der Vorfall in Waldshut war keine bloße Widersetzlichkeit, sondern eine Plünderung, die Ausfuhr wurde in keiner andern Absicht versucht, als um die bestbaren Kirchen-Gefäße und Geräthschaften der St. Blasier Abteikirche vor den eben so räuberischen als kirchenstürmenden Bauern zu retten, und die geraubten Gegenstände waren nicht der Schatz der Abtei von St. Blasien, sondern bestbare Kirchengefäße und Gegenstände des katholischen Gottesdienstes, wenn auch die frommen Benediktiner von St. Blasien in diesen Gegenständen den vorzüglichsten Schatz ihrer Abtei ersehen haben mochten.

Fr. v. Ankershofen.

Miscellen.

(Sterbfall.) Die neue Salzburger Zeitung vom Ende Juni meldet den Tod des thätigen Naturforschers P. Johann Gries, Stiftskapitularen zu St. Peter. Er wollte eben daran gehen, das Urkundenbuch des Stiftes St. Peter, und eine Geschichte des Landes Salzburg für die Jubiläsfeiern zu vollenden, als ihn der Tod aus dem Kreise seiner Wirksamkeit abrief.

(Petrus Lubecius). Doktor Otto Beneke erzählt in seinen „Hamburgischen Geschichten und Sagen" von diesem berühmten Hamburger Gelehrten folgende ergötzliche Historie. Derselbe widmete seine „Originas Hamburgenses" dem ehrbaren Rathe der Stadt und wollte das Prachtexemplar eben hintragen, als seine Frau aus Aengier dahinter kam. „Dieweil sie nun vernemmen, daß darin Geschichten beschrieben stehen, denket das thörichte Weib, ihr Herr hätte seine leidige Ehestandsgeschichte heimlich in lateinischer Sprache, so ihr unverständlich, zu Papier gebracht und drucken lassen, und wolle sie damit bei dem Rathe verklenen und verklagen. Resolvirt sich also schnell, und da Professorenfrauen gemeiniglich Schreibens nicht unkundig, so schreibt sie vorn aufs große Titelblatt ganz breit und patzig die Worte hin: „van all de Historien, de min Mann in düssem Boeke geschreven hätt, darvan ist kein Tüdelswoort wahr." Und als Herr Petrus fertig war, und das Buch zum Rathe trug und es mit wohlgesetzter Rede überreichte, merkte er nichts von der Pinselei, die darinnen stand, und ein ehrbarer Rath, da er sie entdeckte, entsetzte sich sehr und hats ihm im Vertrauen lund gethan. Und darob hat sich der gute Herr schier krank gegrämt und ist in schwere Gemüthsanfechtung gefallen, so daß es die Königin Christina von Schweden, die dazumal hier wohnte, erbarmt hat. Sie konnte Herrn Lubeciums wohl, denn sie war eine gelehrte Dame, und bedienete sich oft seiner Unterweisung. Und sie rieth ihm, er möchte nur ein Weniges auf Resten geben, um sich zu zerstreuen und von der großen Alteration zu erholen. Und dieß Wort fiel wie ein zündender Funke in des armen Mannes Seele, und er dachte: Ueber in Wien katholisch als in Hamburg des Teufels werden." Er ging nach Wien, wo er katholisch und kaiserlicher Bibliothekar geworden ist.

(Gegenwärtiger Stand der österreichischen Journalistik.) Es erscheinen im Jahre 1855 in Oesterreich 266 Zeitschriften, worunter 83 cautionspflichtige, die Mehrzahl in den Provinzen; namentlich 67 italienische Journale, 35 in slavischen Idiomen, 14 magyarische Blätter, 150 in deutscher Sprache. (Allg. Ztg.)

(Der neue Hafen von Holyhea an Irlands Küste.) Der nördliche oder der große Wasserbrecher, d. i. der Seedamm dieses Hafens, ist schon jetzt 5000 Fuß lang in die tiefe, stürmische und starkströmige irische See hinausgebaut, und soll sich noch 2000 Fuß weiter in nordöstlicher Richtung erstrecken. Es arbeiten 1200 Mann, 8 Locomotive, 4 feststehende Dampfmaschinen (stationary engines), mehr als 60 Treidbrahne (einige derselben mit Dampfkraft) und 40 Pferde daran. Manchmal werden in den Steinbrüchen hart daran über 5 bis 6 Tonnen (100 bis 120 Zentner) Pulver zugleich zum Sprengen angezündet, und 40,000 bis 50,000 Tonnen (800,000 bis 1,000,000 Zentner) Stein in einer einzigen Explosion gewonnen. Der Seedamm erhält tagtäglich durchschnittlich 4500 bis 5000 Tonnen, eder jährlich über 1,000,000 Tonnen (20,000,000 Zentner) Stein. In weniger als 5 Jahren sind ungefähr 5,000,000 Tonnen oder 100 Millionen Zentner Stein mitten in die See hinausgeräumt und ein Wogenbrecher (breakwater) geschaffen worden, der schon jetzt eine englische Meile lang ist. Der Hafen, wenn er fertig ist, steht als das erstaunlichste Werk unserer Zeiten in der Geschichte der menschlichen Kunst und Erfindung dieser Gattung ohne Beispiel da. (Allg. Ztg.

(Fleischverbrauch.) Dieser berechnet sich im Durchschnitte der letzteren Jahre für jeden Kopf der Bevölkerung jährlich:

in Breslau	auf	85	Pfund.
„ Paris	„	86	„
„ Köln	„	88	„
„ Stettin	„	89	„
„ Magdeburg	„	90	„
„ Berlin	„	106	„
„ London	„	107	„
„ Wien	„	162	„

(Tschudi.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 15. Sonnabend, den 11. August. 1855.

Im Stellwagen.

(Fortsetzung.)

Die drei Studio und der junge Doktor hatten ein Paar geleerte Flaschen zurückgelassen, Klärchen mit der Tante, unserer dicken Dame, und dette Mops im Kabriolet ihre Anzahl Kaffeeportionen genommen, gleiche Fürsorge hatte der Kutscher für sich und seine Pferde getroffen; lauter Umstände, welche gegründete Hoffnung auf ein lebhaftes Weiterkommen in jeder Beziehung geben mußten. — Inwendig entspann sich schnell eine allseitige Conversation. Man handelte alles ab, was jungen Leuten nur immer von Interesse seyn konnte, bis man endlich auf dem Punkte der Jugendfreundschaft ankam.

„Was gibt es Schöneres", nahm Gustav das Wort, „als seinen lieben Schulkollegen mit hinauszunehmen in das Universitätsleben. Das ist so Ein Herz, Ein Gedanke, Ein Wunsch. Man theilt Leid und Freud miteinander, und die Treue wächst und die Liebe, und in alten Tagen hat man einen bewährten Bruder, einen theuren Freund des Hauses."

„Bruder Du hast mir aus der Seele gesprochen," setzte Julius fort.

„Und somit wollen wir Freunde bleiben, treu und wahr," ergänzte der schlanke Studiosus, der in Tirol zu Hause war: „treu und wahr, bis ins tiefe Leben hinein; nicht so Julius und Gustav?" Und alle drei gaben sich die Hände zum schönsten Bund der Welt, deß war Klärchen Zeuge und der junge Doktor, dem beim Anblicke dieses Treugelöbnisses tiefe, tiefe Trauer wie eine schwarze Wolke über die Stirne ging. Der blonde Studio, der in Tirol zu Hause war, mochte das bemerkt haben, und stellte deßwegen die Frage an ihn, ob er nie Jugendfreundschaft geschlossen, und ob er Einer von Denjenigen sey, die da glauben, daß bei solchen Sachen Verrath in der Regel und Treue in der Ausnahme wäre? worauf der junge Doktor sich dahin aussprach, daß ihm Beispiele von Jugendfreundschaft nicht unbekannt seyen, und daß am Ende mehr Lamento über Verrath, als Rühmens über Treue herauskäme, und daß er gesonnen sey, zu Nutz und Frommen seiner werthen Reisekollegen aus diesem Fache eine Geschichte zu erzählen, für deren Wahrheit er ebenso bürge, als für die Existenz des Großglockners. Das nahm man mit höchlichem Wohlgefallen auf und er begann seine Geschichte:

Es mögen nun eben zwölf Jahre vorbei seyn, als ein angehender Jurist an einem schönen Oktober-Nachmittag die Vorstädte von Wien durchstrich, langsamen Schrittes, mit Bedacht in der Miene hie und da an einer Straßenecke innehielt, um die kleinen viereckigen Zettelchen zu studiren, die für obdachlose junge Herren und Frauenzimmer von gleicher Sorte zur gefälligen Rücksichtsnahme an die Mauer geheftet waren. Mit diesem langsamen Wandern und noch langsamern Lesen der allerdings nichts weniger als kalligraphischen Inschriften verging natürlich eine Stunde nach der andern. Die Sonne war schon untergegangen, und unser Jurist noch immer ohne Quartier. Doch war er schon weit hinaus gekommen, hatte manches Studentenstübchen in Augenschein genommen, so manchen lockenden Antrag zurückgewiesen, war so manches Stockwerk hinaufgeklettert bis zum Dachboden, und wieder herunter. Umsonst. Unser Jurist war ein ruhiger, gesetzter junger Mann, dem man es ansah, daß er für seine andere Gesellschaft passe, als für die der Kollegienhefte und der Bücher, und deßhalb nur Ruhe und wieder Ruhe brauchen könne.

Schon wollte er ermüdet und mißvergnügt seine Schritte wieder gegen das Innere der Stadt richten, als er an der Thüre eines einzelnen Hauses einen Zettel ersah, und, von dem Inhalte desselben angezogen, wirklich eintrat. Eine Treppe von mehreren Stufen führte ihn hinauf zu einem verschlossenen Hausflurgitter, an dem der Glockenzug befestigt war. Unser Jurist zog an, und nicht lange währte es und es erschien eine ältliche gutgekleidete Frau, mit einem Ausdrucke von Güte und Mütterlichkeit in ihrem Antlitze, daß unser Freund Jurist augenblicklich bei sich den Entschluß faßte, hier und nirgends anderswo seine bleibende Stätte aufzuschlagen. Und mochte es auch seyn, daß deß guten Mannes Haltung und Physiognomie, die allerdings den klaren Stempel vollständiger Solidität trug, der Frau zusagte, man war bald Handel eins, und noch diesen Abend sollte der neue Quartierherr seinen Einzug halten. Bis aber die Effekten von der „Wieden" hereingeschafft und Alles in Ordnung war, verging noch viel Zeit, und die Zimmerwirthe der Quartierfrau meldete eben die zehnte Stunde, als unser Jurist das Licht auslöschte und sich im weichen, reinen, wohligen Bette auf die rechte Seite legte, um, ermüdet, wie er war, bald in einen tiefen Schlaf zu sinken, aus dem er erst emportauchte, als schon der lichte, helle Tag an seinem Fenster hing. Er war kein Langschläfer, und hatte die Dislozirung seiner Habe beinahe schon vollendet, als die Frau eintrat, und jenes Formular, daß den polizeilichen Anforderungen Genüge leisten sollte, dem neuen Gaste zur Ausfüllung unterbreitete. Unser Jurist setzte gewissenhaft den nöthigen Inhalt in die bezeichneten Rubriken, und übergab das Blatt den Händen der dicht an seinem Sessel stehenden Frau. Sie las: „Franz — D.., 23 Jahre alt, Jurist, aus G* in Kärnten gebürtig;" und wer malt ihr frendiges Erstaunen über das „aus Kärnten gebürtig?"

„Ein Kärnter sind Sie," rief die Gute, die Hand des Studenten erfassend, — „Ein Kärntner? Lieber Gott, wie wohl wird mir das thun, einen Landsmann unter meinem Dache zu wissen! Ein lieber Kärntner! Lottchen! Lottchen! komm doch herüber deinen Landsmann zu begrüßen!"

Lottchen erschien mit der Schüchternheit eines sechzehnjährigen Engels. Nichts ist mannigfaltiger als die Mädchenschönheit; aber die Schönheit der Unschuld, die auf dem

Digitized by Google

klassen zarten Antlitz Lottchens und in ihrem stillen Auge ruhte, ist am Ende doch immer was seltsames. Der in dieser Hinsicht bis dato immer sehr kalte Kärntner fühlte sich unwillkührlich überrascht. Es gab übrigens eine schöne Scene, so eine Scene, wenn sich Landsleute in weiter Ferne treffen.

Die Frau war eine geborne „Wienerin," hatte nach ihrer Herzenswahl einen Kärntner-Beamten geheirathet, und in sehr glücklicher Ehe gelebt, bis ihr Gatte gestorben, und sie es vorzog, mit ihrem damals siebenjährigen Töchterchen nach Wien sich zurückzuziehen, wo sie bis jetzt ihrem Range angemessen lebte. Die Frau sprach jederzeit mit einem gewissen Enthusiasmus von Kärnten; dieses schöne, gemüthliche Alpenland war ja die Wiege ihres Lebensglückes, dort lagen ihre schönen Tage, dort war ihr Gatte begraben, ihr einziges Kind, unser Lottchen, geboren, dort schien ihre zweite Heimath zu liegen. Und was Wunder, wenn das Gefühl der Mutter in's Herz der Tochter überging, die doch auch die Tage des Kinderlebens in diesem lieben Ländchen zugebracht. Das Ende aller Gespräche war Kärnten, beim Grabe des geliebten Gatten und Vaters, und diese Frau war eine brave Gattin und Lottchen ein gutes, frommes Kind. Deßhalb kam es ganz natürlich, daß Franz bald als Kind des Hauses betrachtet und behandelt wurde.

Das Universitätsleben hat eigentlich gegen außen einen kleinen Wirkungskreis; Landpartheien, Nachtschwärmen, abendliche Spaziergänge „am Graben," Kaffehausbivouacks et cetera sind lauter Indulgenzen, die man sich zwar leicht ertheilt, die aber nichts weniger als in's Universitätsleben hineingehören. Franz war wenigstens dieser Meinung, und machte einen genauen Unterschied zwischen einer Stundenlangen und einer tagelangen Recreation. Er gehörte unter jene wenig zahlreiche Klasse kräftiger Talente, denen die Wissenschaft Genüge leistet, und die das, was außerhalb liegt, als etwas sehr Geringfügiges ansehen. Man sah ihm den brauchbaren Menschen deutlich an.

Ueberhaupt tritt auf der Universität der Umriß des künftigen Charakters immer klarer und schärfer hervor. Die Decke der samosen Burschlosität, die auf der Studentenschaft der Universität liegt, ist für den Tieferblickenden ungemein durchsichtig. Glaube man ja nicht an die Studentengemüthlichkeit, an die Studentengroßmuth, an die Studentenbravour, kurz an das Romantische, was in einer fantastischen Tradition liegen mag; es ist sehr wenig Wahrheit dabei. Der Jurist, der Mediziner, der Philosoph, alle leben nach den nämlichen Gesetzen des Zeitgeistes und des Egoismus, nach welchen die übrige Welt lebt. Man studirt sein Fach, und damit ist selten Poesie verbunden. Wie überall, so ist auch an der Universität die materielle Lage die große Bildnerin des Menschen für die Zukunft, und interessant ist es jedenfalls, einige Erscheinungen in der Nähe zu sehen, die an den Universitätsstudenten zu Tage treten.

Da gibt es Söhne vornehmer, reicher Familien, sie haben Zutritt zu feinern Zirkeln, leben auf einem noblen Fuße, betrachten das Kollegium als Nebensache, schmachten viel, bramarbasiren viel, erzählen von interessanten Liebschaften, die gewöhnlich auf eine gemeine Schürze hinauslaufen, führen eine seide Brieftasche, und werfen bedeutungen mitleidige Blicke auf den Kollegen mit nicht modernen Rock. Sie haben das Privilegium, Dummköpfe zu bleiben, denn sie leben von Renten ihrer Eltern.

Eine andere Klasse ist die der Beamtensöhne. Sie haben ein sicheres, wenn auch manchmal knappes Auskommen, tragen sich solid, halten sehr zierliche Kollegienhefte, spielen ungemein gern Billard, rauchen am Beginne des Monats Zigarren, am Ende desselben Knaster, sind ordentliche Kollegienbesucher, ihr Gespräch dreht sich ausschließlich nur um die Bureauhierarchie; auch verschieben sie gern die Prüfungen. Sonst bekümmern sie sich um nichts. Eine weitere Klasse bilden die Söhne reicher Gutsbesitzer aus den Provinzen. Diese sind die Stammgäste der Kaffehhäuser, fehlen auf keinem Balle, halten eine zahlreiche Freundschaft im weiteren Sinne, sind für jede Lage mit Witz versehen, sind die Madators im Kollegium, besitzen Manches von schöner Hand, leben jeden Monat nach einer andern Richtung, haben meistentheils ein glückliches Talent, aspiriren stets auf das Doktorat, helfen hie und da einem armen Teufel von Kollegen aus der Noth, sind meistens brave Kollegiumbesucher, bleiben aber am Ende leichtfertige Bursche, vor denen sich jedes schöne Kind wohl in Acht zu nehmen hat; denn sie zählen zu den routinirtesten Verführern. Uebrigens halten sie sich sehr oft in den Ferien ein Reitpferd.

In eine andere Klasse gehören die sogenannten großen Geister; das größte Kontingent dazu stellt die philosophische Fakultät. Hier herrscht jener wissenschaftliche Hochmuth, dessen Eigenschaft es ist, alles mit literarischer Sauce zu bekleksen, jede Conversation an sich zu reißen, oder, wenn es nicht gelingt, mit schweigender Verachtung um sich zu werfen. Individuen dieses Schlages sind die geborenen Belästiger der Professoren; sie geben meistentheils mit großen Reformationsplänen in der Wissenschaft schwanger, man sieht's ihnen an der Miene ab. Auch sind es oft Poeten, und manches Journal weiß't die schweißtriefenden Produkte ihres Originalitätsfiebers. Nicht selten geriren sie sich als Humoristen oder Satyriker; dann drücken sie das eine Auge zu, und mit dem andern zwinkern sie gewichtig, was so viel heißen soll, als: Hm, Hm! — Sie lieben in der Regel unglücklich, haben sehr zarte Nerven; eine etwas braune Kellnerin oder Stubenmädchen kann ihre Ruhe rauben. In der Geschichte ist Rottek, in der Philosophie Feuerbach, in der Religion Strauß oder was Aergeres ihr Patron. Uebrigens ist ihr Herz trocken, wie eine somseitige Kalkfeselwand. Es sind ganz ungeniehbare Kerle und entwickeln sich als Professoren zu grämlichen Pedanten.

Nicht zu verwechseln aber mit diesen ist eine weitere Klasse, die sich ebenfalls mehr aus der philosophischen Fakultät rekrutirt. Sie besteht aus den Talenten, die aus sich selbst herausgewachsen, mit den herrlichsten Anlagen für alles Schöne, Erhabene und Positive sowohl in der Religion, als auch in den übrigen Kreisen der Wissenschaft versehen sind. Sie sind Jedermanns Freund und die Freude ihrer Kollegen. Niemand lebt sorgloser und unregelmäßiger wie sie. Sie wirthschaften fürchterlich mit ihren Finanzen. Gerathen sie in die Klemme, was ihnen unter allen Erdenkindern am öftesten passirt, so eröffnen sie Anlehen ohne Rücksicht der Personen und der Verhältnisse. Ihre Gläubiger sind oft so zahlreich wie der Sand am Meere. Sie vertrauen aber hartnäckig auf bessere Zeiten. Dann aber, wenn die in dieser Beziehung mit höchst konsequenter Teufelsmäßigkeit vorgehende Welt zu dringend wird, so werfen sie schnell jede Hoffnung über Bord, und enden entweder im Selbstmord, oder werden in eine Berufsbahn gedrängt, in der sie für die menschliche Gesellschaft ebenfalls als todt betrachtet werden können. Um solche Käuze ist es jammerschade. Und so gäbe es noch viele Klassen. Es genügt jedoch zu bemerken, daß Franz keiner dieser Klassen angehörte. Er kam nach Wien, wie man sagt, seine Studien zu machen, die er auch von Tag zu Tag mehr liebte, so wie sein schmuckes Zimmerchen weit draußen in der Vorstadt, und die freundliche herzensgute Quartiersfrau, und — davon später.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Kunstgemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

(Beschluß.)

Wenden wir uns nun zur vierten Wand; hier fesselt zuerst unser Auge Friedrich Sturm's in Wien „Zigeuner, vom Markte heimkehrend." Sturm bemühte sich in diesem Gemälde ein treues Bild dieses wenig bekannten Nomaden-Volkes zu entwerfen, und bewies auch durch den Grad des Gelingens ein bedeutendes Auffassungstalent. Die Gruppe auf der linken Seite ist eine vortreffliche Episode. Das Bild erregt unser Interesse, doch gewahren wir den Mangel einer geistigen Wirkung, deren kein Genrebild entbehren soll. — Georg Decker's „männlicher Studienkopf" behauptet seinen Werth durch den geistigen Charakter, der in selbem deutlich ausgeprägt ist. — Josef Höger's in Wien „Köhlerhütte im Gebirge" ist ein einfaches hübsches Bild unmittelbarer Naturanschauung entflossen, obgleich etwas trüb und fast zu schwarz zeigt sich doch eine gewisse Innigkeit der Auffassung. — Josef Holzer's in Wien „Parthie am Zellersee in Pinzgau" hat manches Ansprechende, doch erreicht Holzer nicht den Vorzug, den er in seinen Baumpartheien besonders Eichenwäldern sich errungen hat. — E. Köster's in Amsterdam „Stille See" zeigt uns, daß eine Meisterhand auch aus einem einfachen, anscheinbaren Gegenstande ein anziehendes Bild schaffen kann. — „Der kleine Beilchenhändler" von Henriette Pacher-Kärgling in Wien ist ein gefälliges Bildchen, und der schelmische aber doch gutmüthige Blick des Knaben wird ihm gewiß Freunde erwerben. — „Hunde" von F. Lachenwitz in Düsseldorf. Ein beachtenswerthes Gemälde, das mit dem ähnlichen Rauftl in die Schranken tritt. Wenn ersterer gleich nicht so glücklich ist, in der poetischen Auffassung den Letzteren zu erreichen, so übertrifft er ihn durch die Natürlichkeit und Behandlung alles Stofflichen. — „Parthie aus der Normandie" von Charles Hoguet in Paris. Bei diesem Gemälde geht es uns beim ersten Anblicke und in der Nähe wie bei Nro. 19. Die gelbgrüne Farbe, die sich unregelmäßig durchkreuzenden Linien, eine gewisse Nachlässigkeit in der Behandlung aller Dinge scheinen nicht empfehlend zu seyn; aber nach einem bestimmten Zurücktreten und längerem Beschauen begreifen wir den wunderbaren Eindruck nicht, den das Bild doch hervorbringt, den man früher gar nicht ahnt. Es ist ein Kunstwerk, das ein großes Talent ausspricht.

Wie man zur fünften Wand kommt, so muß das im herrlichsten Lichteffekte prangende Gemälde: „Die Kaiserin Maria Theresia am Grabe ihres Gemahls Franz I." von Theobald von Oer in Dresden unser Auge schnell auf sich ziehen und selbes lange gefesselt halten. Man sieht die Kaiserin in Wittwentrauer auf einem Betschemel in Betrachtung der menschlichen Vergänglichkeit knieen. Die edlen Züge tragen ganz das treue Gepräge dieser großen Regentin des Kaiserreiches. Würdig des Gegenstandes leuchtet überall Fleiß, und die gewandteste Technik hervor, die der Künstler darauf verwendete, und die ihm besonders in den durch die Lampe des P. Kapuziners hervorgebrachten Reflexen am Kleide und dem Bronce-Sarge meisterhaft gelungen ist. — „Das St. Johannesfest in Dalekarlien" von B. Nordenberg in Düsseldorf ist ein sehr lebendig componirtes Pasterale aus dem Leben in Schweden. Wem wird dieses gemüthliche sich der Freude überlassende Völklein nicht heiter stimmen? Vollendet ist die technische Ausführung, der eine gewandte treffliche Zeichnung zu Grunde liegt. Je länger man dieß Bild betrachtet, desto mehr Schönheiten entdeckt man sowohl in den verschiedenen klar ausgeprägten Charakteren, wie in den reichen Gruppen — dieß ist ein Bild, zu dem man immer wieder gerne zurückkehrt. — Ein heiteres sehr erquickliches Genrebild ist Hanns Rhomberg's in München „Bauer in der Schusterwerkstätte." Es zeigt eine kritische Beurtheilung über die Reformfähigkeit eines alten Kinderschuhes mit lebendiger Conception. Sowohl der kritisirende Bauer, als das in banglicher Erwartung harrende Töchterchen, und nicht minder der auf einen beifälligen Ausspruch begierige Schuster sind originelle Lebensbilder; und da Ton und Ausführung mit dieser trefflichen Charakteristik im Einklange stehen, so macht das Ganze eine sehr ruhige und heitere Wirkung. — „Canallandschaft im Sturm" und „Landschaft mit Erntefeld", beide von P. L. Kluyver in Ammersfort, haben jene Vorzüge, die wir schon bei dem Bilde Nro. 25 von demselben Künstler andeuteten, in gleichem Grade. — So schön und technisch vollendet die „Täuische Fischerfamilie" von Schleißner in Kopenhagen ist, so ziehen wir doch derselben das von diesem Maler im Jahre 1853 hier ausgestellte Bild: „Die Verläumdung" vor. — Noch stehen wir auf dieser Wand von Anton Schiffer in Wien „Parthie auf dem Wege nach St. Wolfgang" und „Melonen und Früchte" von Henriette Pacher-Kärgling in Wien, die auch gewiß ihre Verehrer finden werden.

Die übrigen einundzwanzig Gemälde sind auf die zwei letzten Wände vertheilt. Von Landschaften sehen wir: „Waldweg" von Ludwig Halauska; „Das Thal Clisura in Serbien" von Josef Hoffmann; „Holländischer Strand" von J. B. C. Plittner, „Winterlandschaft, Parthie aus dem Odenwalde" von Remi van Haanen, alle vier in Wien domizilirend; das erstere Bildchen ist recht lieblich anzusehen; ernster und bedeutender ist das zweite; das dritte verräth fleißiges Studium der Maximen sowohl in der Natur, als auch der besten holländischen Meister. Das letzte endlich ist ein prachtvolles Bild, das sich durch große Wahrheit und naturfrische lebendige Behandlung auszeichnet, besonders wenn uns die schwierige Zeichnung der Bäume mit allen ihren perspektivischen Verkürzungen und Windungen so trefflich vor's Auge geführt wird. — Zu diesem Genre kann man auch die „Schlosruine Hafel-Klübbach" von Gottfried Seelos in Wien rechnen. Dieß Bild macht einen lebendigen frischen Eindruck; das Mauerwerk der Ruine verwäscht gleichsam mit dem Felsblock auf dem sie steht, und trennt sich doch wieder kunstgerecht davon ab. — An Thierstücken finden wir zwei: „Kuh, Schafe und Lämmer" von F. Voltz in München, und „Vieh auf der Weide" von L. Robbe in Brüssel. Das erstere ist vortrefflich gemalt und künstlich gruppirt, das andere ist ein im breiten pastosen Vortrag und mit großem Verständniß der Thiere gemaltes, gutes Bild. — Josef Lauer in Wien malte „Wilde Rosen," die ihrer Treue und Zartheit wegen vorzüglich genannt werden können. — Das eigentliche Genrefach ist mehrfach vertreten, zuerst durch den fleißig und mit höchster Verständlichkeit gemalten „Jäger" der eine geschossene Wildente rupft, von Mazuret in Amsterdam; ferners durch das „Bauernmädchen in Südtirol" von Hanns Bruner in Botzen. Dieses schöne, pikant belauchte Mädchen, das verschämt-neugierig in's Heilbunkel tritt, ist ein Moment aus einer interessanten Gebirgsnovelle. Ein im vorigen Jahre durch das Loos nach Klagenfurt gelangtes Bild zeigt uns eine der letzten Arbeiten des entschlafenen Malers Rauftl in einer gemüthlichen Scene. „Ermahnungen der Großmutter." — Adolf Schreien's in Wien „Wallachische Poststation" ist eine eigenthümliche Erscheinung. Die Scene ist mit einer seltenen Naivität und feiner Empfindung für den Totaleindruck aufgefaßt und anspruchslos wiedergegeben und verräth ein sehr beachtens-

Digitized by Google

werthes Talent. — Wir kommen nun zu den Studienköpfen und Portraiten, von denen uns hier vier vorgeführt werden. Sunko's in Klagenfurt „Männliches Portrait zeichnet sich durch die frappante Aehnlichkeit aus und ist mit breitem Pinsel gemalt. — „Der weibliche Studienkopf" von J. M. Aigner in Wien stellt ein Mädchen vor, das nicht schön ist, dessen Züge aber das Gepräge der Anmuth, einer tiefen Empfindung, sinnigen Beschaulichkeit und wohlmüthigen Heiterkeit trägt. — Friedrich Schilcher in Wien zeigt uns in seinem „Studienkopf" einen sehr gut charakterisirten „Romanen," frisch, lebendig und mit starker, breiter Pinselführung gemalt. Er ist eine vorzügliche Leistung. — Wir kommen nun zu Carl Rahl's „weiblichen Studienkopf." Es ist eine der interessantesten Studien in diesem Fache, und beurkundet einen hohen Ernst und ein tiefes Studium mit seinem Sinne für das Schöne. Es ist eine der geistvollsten und vorzüglichsten Werke dieses Künstlers; ein eigenthümlicher Reiz liegt in den Augen, deren Glanz unübertrefflich schön ist. Das Colorit ist klar und so durchsichtig, als ob das Blut durchschimmerte. — Friedrich Friedländer in Wien hat uns nebst seiner guten und interessanten Skizze „Expressungen in einem Kloster" noch mit einer sehr gelungenen Scene aus dem Künstlerleben des 15. Jahrhunderts erfreut: „Der Hirtenknabe Andreas Mantegna wird zu Jakob Sarcione gebracht." Aus dem Kopfe des Knaben und seiner ganzen Stellung spricht eine fromme Innigkeit des Glaubens und eine Tiefe des Seelenlebens, die ihn später zum großen Meister bildete. Sqarcione betrachtet ihn mit prüfenden Blicken, die eine Theilnahme ahnen lassen, was er in des Knaben Zukunft erwartet. Schön ist auch der Kopf des Mönches. — An dieses gelungene Bild reiht sich an: „Rudolf II. und Tycho de Brahe", von Eduard Ender in Wien. Man muß gestehen, daß Ender unter die Wenigen zu zählen ist, welche für das historische Genrefach Beruf, Geschmack und die nöthige Verbildung haben. In den in Rete stehenden Bilde ist Kaiser Rudolf II. — der hohe Gönner der Kunst- und Wissenschaft — im Observatorium des Astronomen Tycho Brache. Es ist eine Situation, die keine dramatische Lebendigkeit bedingt. Es ist Ruhe und Klarheit über die Gruppe gelagert. Der Kaiser hat sich eben von der Staffelei gewendet und lauscht Tycho Brache's Worten, die dieser durch Hindeutung auf den Himmelsglobus und Quartanten nachdrücklicher zu machen weiß. Ein junger Mönch liest in einem großen Buche, Famuli bilden die Staffage. Ender's Hauptverdienst liegt in dem guten Geschmacke des Arrangement und der glänzenden Technik, die der eleganten Sphäre angehört. Die Wirkung dieses Bildes ist großartig aber nicht ergreifend. — Wir schließen endlich mit einem Bilde, das schwerlich einen Widersacher haben dürfte. „Die Bewohner von Walchhut widersetzen sich der beabsichtigten Aufsuhr der Schätze der Abtei St. Blasien, welche von dem Klostervogte nach der Schweiz gebracht werden sollten," von Wilhelm Koller aus Wien in Düsseldorf — es ist eine Scene aus dem Bauernkriege anno 1524. Dieses schön komponirte und mit lebendiger kräftiger Färbung gemalte Werk ist ein lautes Zeugniß von dem großen Fortschritte dieses jungen talentvollen Wienerkünstlers. Ein klares Verständniß der sich gemachten Aufgabe leuchtet überall heraus. Die Gruppe ist von ausnehmender Lebendigkeit. Auch ist es ein Vorzug des Bildes, daß sowohl die Mittelgruppe als die Gestalten im Halbdunkel mit außerordentlicher Kraft und Tüchtigkeit ausgeführt sind.

Daß der österreichische Kunstverein dieses werthvolle Gemälde angekauft hat, danken ihm alle Vereinsmitglieder, besonders wird dieß jener Glücklichen freudig thun, dem die Glücksgöttin held ist.

Miscellen.

(**Concertbericht.**) Das Künstlerpaar Miß A. Goddard und Herr L. Strauß gab im Mravschen Saale auf allgemeinen Wunsch noch ein zweites, ebenfalls reich besuchtes Concert glänzenden Erfolges und ähnlicher klassisch-moderner Stoffstadt wie im ersten Concerte, wornach Herr Strauß seine Kunstreise fortsetzte, Fräulein Goddard aber in einer auf den dringenden Wunsch der stets dagewesenden Zahl der Verehrer ihrer Virtuosität privatim veranstalteten, im kleinen Landhaussaale unter gefälliger Mitwirkung heimischer Kunstfreunde stattgehabten Produktion Gelegenheit hatte, ihre echtklassische Kunstbildung und Kunstrichtung, ihr in allen Nüancen vom zartesten Hauche bis zum kräftigsten Ausdrucke tadelloses Spiel voll Anmuth, Reinheit und tiefen Verständnisses zu entfalten und die schönsten Erinnerungen an ihre beide Kunsterscheinung rückzulassen.

(**Die neue Riesenuhr des Parlamentshauses in London.**) Auf dem Hauptthurme des Parlamentsbaues in London wird die, jetzt von dem Uhrmacher Dent vollendete Riesenuhr, die größte in der Welt, aufgerichtet. Die Zifferblätter derselben haben 22 Fuß im Durchmesser. Der Minutenzeiger macht alle halbe Minuten 7 Zoll. Die Uhr geht 8½ Tag, schlägt aber nur 7½ Tag, um durch ihr Schweigen anzuzeigen, daß sie aufgezogen werden muß. Zum Aufziehen braucht man mehr als zwei Stunden. Das Pendel ist 15 Fuß lang. Die Stunden-Glocke ist 3 Fuß hoch und hat 9 Fuß im Durchmesser; der Hammer ist 4 Centner schwer, die große Glocke hingegen wiegt nahe zu 300 Centner. Es wird die Uhr auf zwei vom Grunde des Thurmes aufgemauerten, 11 Fuß dicken Stützen ruhen.

(**Die deutschen Wirthshäuser vor 300 Jahren.**) Erasmus von Rotterdam beschreibt die deutschen Wirthshäuser um die Mitte des 16. Jahrhunderts in folgender Weise: Wenn man vor einem Gasthause lange gerufen hat, so schiebt sich endlich aus dem Fensterchen der warmen Stube ein Kopf, der wie die Schildkröte aus dem Schilde hervorguckt. Diesen muß man fragen, ob Quartier zu haben sey; wenn er nicht schüttelt, so weiß man, daß Platz vorhanden ist. Hat man selbst sein Pferd in den Stall gebracht, so wandert man wie man sieht und geht, mit Mantelsack, Stiefeln und Koth in die einzige Stube, welche für Alle zum Gebrauche dient. Hier zieht man die Stiefel aus, wechselt die Wäsche und trocknet die nassen Kleider. Das Waschwasser, welches man bereit findet, ist meistens so schmutzig, daß man wieder anderes braucht, um das erstere abzuspülen. Wer sich über Etwas beschwert, muß sogleich hören: „Wem's nicht gefällt, der suche sich eine andere Herberge." Das Essen wird nicht eher zubereitet, als bis man seine Gäste mehr erwartet, damit Alle auf einmal bedient werden. Es kommen oft 80—90 Fußgänger, Reiter, Kaufleute, Fuhrleute, Weiber und Kinder, Gesunde und Kranke zusammen. Ist es dann recht spät, so kommt ein alter Kahlkopf vom Hauskuecht mit grauem Bart und grimmiger Miene zum Vorschein. Stumm überblickt er die Gäste mit den Augen. Wenn die Tischdiener, die weder holländische noch schleswig'sche sind, gedeckt worden, setzt sich Alles, Herr und Knecht meist einen Glaskrug; auch Brod, worauf man sich die Zeit vertreibt, bis der Brei gekocht ist. Der Schmaus wechselt mit Stücken Fleisch und Brei. Wenn der Wein die Köpfe erhitzt hat geht ein Teufelstärm los. Nun kommen oft Schattenarten oder Hausnarrte; denn es ist unglaublich, was die Deutschen für einen derrlichen Spaß aus diesen erbärmlichen Reelen machen. Diese treiben einen Singsang, janchzen, springen, poltern, daß die Stube einfallen möchte, und man muß sich an Gutem und Bösen bis in die tiefe Nacht aushalten. Sobald der Käse abgetragen ist, kommt der Graubart mit einer Schiefertafel, worauf mit Kreide etliche Kreise und Halbkreise gezogen sind. Diese legt er auf den Tisch und setzt wie ein Charon dabei. Jeder, der sich auf diese Malerei versteht, legt nach der Reihe seine Zeche darauf; er zählt das Geld und wenn nichts fehlt, nickt er sachte mit dem Kopfe. Endlich zeigt man Jedem sein Nestchen zum Schlafensgehen, wo außer dem kahlen Lager gar kein Anderes zur Bequemlichkeit zu finden ist. —

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts nahmen die Gasthöfe bereits einen höhern Aufschwung. Damals begann man, wilde Thiere und andere Schaustücke umherzuführen; Gaukler, Seiltänzer und Kunstreiter zogen von Stadt zu Stadt und sogenannte englische Komödianten führten ihre Stücke auf. —

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 16. Sonnabend, den 18. August. 1855.

Ad XV. ante Calendas Septembris.

(18. August.)

LVstra LVstraVeras qVInqVe:
bIs qVInqVe aLIa LVstrares,
AVstrIaDVM Caesar!

A. U . . . r.

Im Stellwagen.

(Beschluß.)

Für jeden Andern wäre die Tagesordnung, die sich Franz gesetzt hatte, eine unerträgliche gewesen. Er wanderte um 7 Uhr Früh in die Stadt, hörte die vierstündigen Kollegien, nahm sich beim Nachhausegehen in einem bestimmten Kaffeh eine Auffrischung und hielt Schlag Ein Uhr in seiner Vorstadt Mittagstafel, saß hinwiederum ein Stündchen bei einem „kleinen Schwarzen" und rauchte seine Zigarre dazu. Die übrige Zeit des Tages bis in den tiefen Abend hinein war dem Studium gewidmet; dann war nicht weit von seinem Logis ein guter Trunk frischen Lagerbier's zu haben. Am Ende aber war im einsamen Häuschen eine gemüthliche Gesellschaft beisammen, die da bestand aus der Quartierfrau, ihrem Lottchen, und Franz. Das war eigentlich für alle Drei die heiterste Stunde. Die gute Frau hatte über ihr liebes Kärnten so viel zu fragen, und noch mehr Lottchen, und Franz kannte nichts Angenehmeres, als alle diese fragen zu beantworten. Auch sang man, Lottchen setzte sich an's Klavier, worin sie sehr viel Fleiß, noch mehr aber Talent beurkundete, oder man las, oder spielte. Sonntags und überhaupt an kollegienfreien Tagen war man sich dann ganz gegeben. Und so ging es Ein Jahr, zwei Jahre fort, bis dann die Ferien kamen, und Franz immer für zwei Monate Abschied nahm. Mit der dritten Abreise in die Ferien wurde es aber schon sehr still im einsamen Hause. Lottchen sang nie mehr am Abend, auch Mama war ganz einsilbig.

Die zwei Monate verstrichen und Franz war wieder da, und wie herzlich war dießmal das Willkommen, das ihn empfing. Mama athmete wieder frei auf, sie hatte sich so gewöhnt an Franz, er war ihr sehr werth geworden der gerade, strengsittliche, durch und durch ehrenhafte junge Kärntner. Und Lottchen hatte ihn dießmal erst recht hart erwartet; sie hatte so viel auf dem Herzen. Und nun war er wieder da, und studirte wieder in seinem Zimmer, und ging wieder in die Stadt hinein, und kam wieder heraus, und ging wieder mit ihnen in die Messe, und plauderte wieder mit ihnen am Abend, und spielte wieder und sang wieder mit Lottchen, und half ihr wieder bei den Blumen und schnitt ihr wieder die Federn, und das alles viel, viel herzlicher als früher und sinniger. Und Lottchen war interessen aufgeblüht von der Knospe zur Blume, ein Bild der Unschuld, umflossen vom Glanze der Liebe — ja, sprechen wir es aus, der Liebe zu Franz. Sie liebten sich, vielleicht ohne daß es ihnen ganz klar war, ohne daß sie es sich gestanden. Es war nicht jene verstohlene, heimliche, erklünstelte, ich möchte sagen, tückische Liebe, die sich im Händedrücken offenbart, nicht jene Liebe, deren Flamme genährt wird von der Begierde und der Eifersucht, nicht jene Liebe, die mit Schwüren besiegelt werden muß, oder des Zankens bedarf, um wieder frisch und genießbar zu werden; nicht jene Liebe, die melancholisch macht, das Herz zusammenschnürt, den Sinn verwirrt und das Leben verbittert: es war eigentlich eine ununterbrochene, ungetrübte Freude zu einander, voll Harmonie, wie wenn zwei klare Bergquellen zusammen fließen zu Einer Welle, einen und denselben Himmel wiederspiegelnd. Es war die Liebe zwischen Franz und Lottchen fleckenlos und rein, so lauter, wie sie der Tag geboren. Sogar das sonst so trauliche „Du" konnten sie vermissen.

Wenn man von der Zukunft sprach, von den Aussichten, denen Franz nach Vollendung seiner Studien entgegen sah, so ward Lottchen in Alles das als Franzens Gattin mitbegriffen: ebenso behandelte Lottchen Franzens Angelegenheiten mit einer Unbefangenheit als die übrigen, als ließe sich ein anderer Ausgang in der Sache gar nicht denken. Und wie gerne ließ sich Lottchens Mutter die Bilder ihrer letzten Lebenstage von Franz vormalen: wie sie Alle hinziehen in das fremdliche Kärntnerland, sich in einem seiner stillen Thäler niederlassen werden; wie ihr Wunsch, an der Seite ihres geliebten Gatten im Grabe zu ruhen, erfüllt werden könne, wie sie aber in der reinen, gesunden Bergluft Kärntens lange, lange noch inmitten des Glückes ihrer Kinder Segen spenden walten müsse.

Auch das in unserer schönen, deutschen Sprache so vielsagende „Du" sollte noch dazu kommen. Sie tranken Brüderschaft, freilich nur aus Kaffehgläsern und — küßten sich. Man mußte recht herzlich lachen über diese Kindereien. Jedoch war es der erste Kuß. Man hat sich, seit die Poesie besteht, schon viel herum gerungen mit der Definition des Kusses. Vergebens. Man konnte den Vorgang nicht beobachten wie einen chemischen Prozeß. Der Eindruck konzentrirt sich zu einem einzigen Moment und senkt sich mit übernatürlicher Schnelligkeit in's Herz, wohin kein Menschenauge dringen kann. — Lottchen wurde ernst, sehr ernst, und

Digitized by Google

auch Franz zog sich bald in sein Zimmer zurück, setzte sich auf das Sopha und nahm ein Heft zur Hand. Allein es ging nicht. Sein Gedanke war bei Lottchen, und heute zum erstenmale mußte er sich gestehen, aufrichtig und ehrlich, daß er ohne Sie mit dem Leben wenig anzufangen wüßte. Auch Lottchen schlief sehr lange nicht ein. Es schien, als wäre mit dem ersten Kusse Beider Liebe verdoppelt worden. Wie oft hatte Lottchen, wenn Mama zur kranken Tante nach Hernals gefahren, mit ihrem Strickzeug an Franzens Seite gesessen am Sopha, wenn er schrieb oder las; da glichen sie aber noch großen Kindern, die aneinander Freude haben, allein als überflüssig betrachteten, es gegenseitig merken zu lassen. Und nun, wenn Lottchen lange dagesessen hatte, legte sie oft ihre Hand auf Franzens Schulter, oder lehnte ihr Köpfchen daran. Und Franz legte dann das Heft oder die Feder weg, und nahm Lottchen in seine Arme, und hielt sie fest umschlungen lange, lange, und sie schauten einander in die Augen recht tief hinein, und ihre Lippen nahten sich zum Kusse voll unbeschreiblicher Wonne. Und dabei tauschten sie kein Sterbenswörtchen aus. Wozu auch? Manchmal mußte sich Franz die Frage stellen, wie er denn ein so unnennbares Glück von Gott verdient, während Lottchen es für ganz natürlich hielt, daß sie einander lieben müssen. Auch konnte sie Franzens Befürchtung, als könnte es Menschen und Geschicke geben, die ein solches Glück im Stande wären zu vernichten, nie begreifen. Und doch sollte sie so was begreifen lernen.

Franz hatte nur noch einige Wochen auf der Universität zuzubringen, nach deren Ablauf es beschlossen war, Wien auf ein halbes Jahr zu verlassen, um sich auszuruhen drinnen in Kärnten, wo ihn eine liebevolle Mutter mit Sehnsucht erwartete. Franz war das einzige Kind einer sehr achtbaren und wohlhabenden Familie; sein Vater starb früh, und die Mutter hatte seitdem mit Umsicht und Geschicklichkeit die Wirthschaft fortgeführt, und alle Liebe, deren eine Mutter fähig, auf das einzige Kind, ihr Ebenbild, auf Franz ausgegossen. Franz hatte ihr sein Herz eröffnet, und ihr alle Pläne mitgetheilt für das ganze Leben, als dessen Mitbesitzerin Lottchen hervorstrahlte, hatte sie um ihre Beistimmung ersucht, und nicht nur dieselbe erhalten, sondern noch den vollen Segen dazu.

Franz gedachte zu doktoriren, Lottchen zu heirathen, und das ganze kleine Häuschen weit draußen in der Vorstadt in einem gewissen Sinne hinein nach Kärnten zu versetzen; allerdings ein Plan, vier edle liebenswürdige Menschen glücklich zu machen.

Gegen Ende Juni erhielt Franz ein Schreiben aus Steiermark, des Inhaltes: „Lieber Bruder! Am 4. Juli „werde ich die Freude haben, Dich in Wien zu umarmen. „Um unsere Zusammenkunft so sicher als möglich zu machen, „erwarte ich Dich gegen 7 Uhr Abends am Universitätsthor. „Dein Freund und Bruder Rudolf P—." Es war Franzens Freund, sein erster und letzter, den er liebte mit aller Kraft seines warmen Herzens, den er Lottchen so oft mit den beredtesten Farben geschildert als den ehrenhaftesten, gebildetsten, liebenswürdigsten jungen Mann, als den Freund seines Herzens und seiner Achtung. Die acht Jahre des Studentenlebens, die sie als Kollegen in Klagenfurt zugebracht, hatten ihre Freundschaft gepflanzt, großgezogen, und in späterer Zeit ein nunmehrochener Briefwechsel, so wie ein zwei- oder dreiwöchentlicher Ferien-Aufenthalt Rudolfs in Franzens Hause sie stark gemacht. — Lottchen und Mama theilten die Freude mit Franz über die bevorstehende Ankunft seines Freundes; sie hielten ja alles das der Liebe werth, was Franz liebte. Der bestimmte Tag erschien, es wurde Abend, Franz rauchte am Universitätsthore seine Zigarre, ein Fiaker nahte, und beide Freunde lagen sich in den Armen. Rudolf war im vollen Sinne des Wortes ein schöner junger Mann; seine über die Mittelgröße gehende Statur war vom tadellosesten Ebenmasse eingerahmt, der blasse Teint des Antlitzes erhielt eine noch viel größere Zartheit durch den Schatten dunkelbrauner, sanftgekrauster Locken, ein köstlicher Schnurbart, nicht über die Mundwinkel reichend, drückte den Stempel männlicher Entschlossenheit in die Physiognomie, und die großen, blauen, wenn auch schwach umflorten Augen blickten selbstbewußt und frei hinaus in die Welt. Da er seine beiden Eltern schon in frühester Jugend verloren hatte, und ihm die Liebe seines haaretzolzen Onkels in seiner Sache Schranken setzte, genoß er als Erbe eines sehr großen Vermögens alles ungestört, was ihm seine Verhältnisse bieten konnten. Mit einem aufgeweckten, klaren, vielseitig gebildeten Geiste verband er Gefühl für Freundschaft, Schönes und Edles; jedoch ging dieses Gefühl nur bis zur Gränze, die ihm seine zügellose Neigung zum schönen Geschlechte bezeichnete. Um in diesem Sinne Befriedigung zu erreichen, gab es keine Schranke, die er nicht rücksichtslos übersprungen, oder beharrlich umgangen hätte. Jene Periode, in der das Mädchen von der Knospe zur entzückenden Blüthe sich entfaltet, wählte Rudolf sich zur Sphäre der Verführung, und suchte seine Opfer, wie er überhaupt in Allem einen gewissen Adel des Handelns beurkundete, ausschließlich nur in jener Klasse, in der die körperliche Bildung Hand in Hand zu gehen pflegt mit der geistigen. Dem schönen vierundzwanzigjährigen Manne schlug nie ein Versuch fehl; daher seine gränzenlose Verachtung des schönen Geschlechtes.

Diesen seinen Freund stellte Tags darauf Franz seinem Lottchen und ihrer Mutter vor. Auf Lottchen machte Rudolf einen tiefen aber noch unbestimmten Eindruck, und was Rudolf betrifft, so war der Augenblick, in dem er Lottchen sah, und der Augenblick, in dem er den unabänderlichen Entschluß faßte, sie zu verführen, Ein und derselbe. Von dieser Stunde an war Rudolf täglich auf einige Zeit im kleinen Hause zu finden draußen in der Vorstadt; er wurde ein wesentlicher Zuwachs zum kleinen Kreise. Lottchen konnte sogar unmuthig werden, wenn Rudolf längere Zeit ausblieb.

Ende Juli reiste Franz nach Kärnten und Rudolf bezog sein Zimmer. Der Briefwechsel des Hauses wurde dem zurückgebliebenen Freunde übertragen und soviel als möglich beschränkt; denn Franz und Lottchen hatten in dieser Hinsicht gesunde Ansichten; sie waren zu sehr überzeugt von der gegenseitigen Liebe, und ihre Pläne für die Zukunft waren schon in das Detail bestimmt, daß man sich wenig Neues zu sagen haben konnte. Franzens Abschied von Lottchen war innig und heiter; sie sahen ja nur einer glücklichen Zukunft entgegen, und die entstandene Lücke im kleinen Hause konnte ja Rudolf ausfüllen.

Nach Franzens Abreise schritt Rudolf zur Ausführung seines Planes. Er hatte Zeit genug, das Terrain zu sondiren, und dabei gefunden, daß ihm die äußerst gutmüthige, leicht zu leitende Mama in ihrer Arglosigkeit keine Hinderniße in den Weg legen werde, daß er aber mit Lottchen in einer ganz eigenen Weise vorzugehen habe. Rudolf war aber ein Verführer, dem mit dem Wachsen der Leidenschaft auch die Willenskraft wuchs. Den frühern Opfern ward er erst Geliebter, was ihm stets gelang, und dann konnte er seiner Sache gewiß sein. Bei Lottchen war es ihm klar, daß sie an Franz mit einer Liebe hange, deren Lösung er schlechthin für eine Unmöglichkeit hielt; jedoch bei seiner gründlichen Kenntniß dieser Art weiblicher Naturen hatte er auch bald Lottchens vermuthbarste Seite erkannt

Digitized by Google

— die Seite der Sinnlichkeit. Er hatte die leidenschaftliche Heftigkeit bemerkt, mit der Lottchen ihren Franz küßte, oder umarmte, oder sich an ihn schmiegte, ihm war nicht entgangen, wie in solchen Momenten Lottchens Augen in einem sonderbaren Feuer flammten, und eine tiefe Röthe stets ihre blassen Wangen färbte.

Und dann kaltkalte Rudolf beiläufig so: Diese Art Unschuld ist eine dünne Decke, unter welcher die Macht der Begierde ungekannt, daher aussichtslos fortwirkt. Ich lasse die Unschuld an ihrem Platze und schüre das Feuer unter der Hölle, bis die Zeit des Aufflammens naht — und sie wird nahen. — Rudolf kaltkalte richtig. Seiner Voraussetzung gemäß handelnd machte er Fortschritte, über die er selbst erstannte. — Es war ein schöner November-Abend, und die Mama wieder in Hernals bei der kranken Tante. Lottchen saß, wie so oft bei ihrem Franz, nun bei Rudolf auf dem Sopha. Ach! ihr Engel war daheim in Kärnten, und der Teufel ihr so nahe. —

Als Mama nach Hause kam, war Lottchen schon ein gefallener Engel. Ich glaube, wenn die Hölle in einer Secunde um tausend Menschenmörder reicher wird, sie jubelt nicht so, wie in dem Moment, in dem sie dem Himmel eine Mädchen-Unschuld abgelauert.

Lottchen ging heute ohne ihr gewöhnliches Gebet zur Mutter Gottes zu Bette und schlief traumlos bis am Morgen. Sie erwachte und ihr erster Blick fällt auf das gute, milde Antlitz der schlafenden Mutter, das arme Lottchen schreckte zusammen, wie vor einem Gespenste, und dann trat die schwarze, häßliche Sünde vor das Auge ihrer Seele; es war ihr, als wäre ihr das ganze Herz herausgerissen, und an dessen Stelle nichts anderes mehr als undurchdringliche Finsterniß. Kalter Schweiß stand auf ihrer Stirne, sie fing an zu zittern und sank mit einem gellen Schrei in ihr Bette zurück. Wir gehen vorüber an diesem traurigen Bilde. Rudolf reiste noch diesen Morgen sehr dringender Angelegenheiten wegen, wie er sagte, in seine Heimath, und Franz erhielt ein Schreiben von Wien, worin ihm Lottchens gefährliche Krankheit gemeldet wurde mit der Bitte, so schnell als möglich an ihren Krankenbette zu erscheinen. Franz reist Tag und Nacht, Kummer und Liebe führen ihn nach Wien. Mama geleitet ihn weinend an das Bette ihrer Tochter und seiner Geliebten. Ueber die Schlummernde gebeugt drückte er einen sanften Kuß auf die geschlossenen Lippen. Lottchen erwachte und in die bleichen Wangen ergoß sich ein Strom tiefgerötheten Blutes augenblicklich verdrängt von einer erschreckenden Blässe. Beide sahen sich lange in die Augen, Lottchen, um sich am liebenden Mitgefühl zu laben, das in Franzens Auge glänzte; Franz um den Schimmer der Unschuld zu finden, der ihm sonst Lottchens Auge zum sonnenhellen Himmel verklärte. Mama entfernte sich; sie waren allein.

„Franz!“ begann Lottchen und zog ihre Hand aus der Franzens: „ich will Dir etwas erzählen, höre mich an. Du hast mich so oft Deinen lieben Engel genannt; und so lange Du an meiner Seite bliebst, war ich auch ein unschuldiges Kind. Du ließest mir aber den Versuchen der Hölle zurück. Er hat mir die Unschuld geraubt, und jetzt bin ich nur noch eine häßliche Kröte. Du kannst mich nicht mehr und ich darf Dich nicht mehr lieben. Hast Du gehört, Franz!“—

Franz war eine starke Alpennatur, allein wie schwach lag er einige Wochen nach seiner Rückkehr von Wien auf dem Sopha im Zimmer seiner Mutter; und als er schon lange gesund war, kam es ihm oft, als wollte sein langsam zugeheiltes Herz auf einmal wieder aufspringen.

* * *

„Dieß meine Herren! ist der wahre Verlauf einer Jugend-Freundschaft.“ Mit diesem Schlusse lehnte sich der junge Doktor in die Wagenecke und drückte seine Reisemütze tief über die Augen hinab. Die drei Studio sprachen fürchterliche Sentenzen aus über den schönen Freund aus Steiermark, ihrem Unmuthe und dem Strome der Entrüstung freien Lauf gewährend. Uebrigens hatten sie durchaus nicht bemerkt, wie aufgeregt der junge Doktor gegen das Ende der Erzählung wurde; nur Klärchen, die mit großer Theilnahme der Entwicklung gefolgt, erfah die halb zurückgedrängte Thräne des Erzählers. Sie erfand auch eine Deutung dazu. —

Und so kam man wohlbehalten in Villach an; die drei Studio nahmen Abschied und machten sich für den Rest des Tages auf gegen Paternion, der junge Doktor, Klärchen, und der dicke Mops mit der Tante blieben im Gasthause. —

Später war der junge Doktor wieder einmal im Stellwagen nach Villach zu sehen und diesmal im Kabriolet und seine Frau an der Seite, ein niedliches Weibchen mit Grübchen in den Wangen. Es war Klärchen.

Heimathliche Notizen.

I.

Erinnerungen aus dem verflossenen Jahrhunderte Kärntens.

1739 im März starb zu Völkermarkt Katharina Freiin von Kemetter, geborne Marchesin von Gregori. Merkwürdig ist es, daß dieses altkärntnerische Adelsgeschlecht der Kemetter von Tribein, welches um Völkermarkt und bei Teinach begütert war, und welches man bereits ausgestorben wähnte, in neuester Zeit sowohl zu Buchenstein an Kärntens Gränze als in dem in dessen Mitte neu aus seinen Ruinen hergestellten Seldenheim festhaft in zwei Linien oder Zweigen wieder aufsteht.

1757 den 21. Dezember starb in seinem 27. Lebensjahre an Blattern Johann Friedrich Freiherr von Kronegg, Sohn des Generals des fränkischen Kreises Freiherrn von Kronegg, ein berühmter Dichter und Schriftsteller, wie ihn ein gleichzeitiges literarisches Blatt jener an poetischen Notabilitäten so reichen Zeit nennt, abstammend von den Anfangs des siebzehnten Jahrhundertes ob des Protestantismus aus Kärnten ausgewanderten freiherrlichen, dann gräflichen Hause der in demselben bereits ausgestorbenen Kronegge.

Den 2. November 1767 wurde Johann Max von Hallegg, k. k. Landrath in Kärnten, mit seinen ehelichen Nachkommen in den Freiherrnstand erhoben. Ein Sohn desselben focht im spanischen Kriege gegen Napoleon als Oberst der königlich bourbonischen Truppen, eine Tochter von ihm war kärntnerische Stiftsdame; ein Enkel findet sich noch in den Reihen der k. k. Armee. Dieses uralte kärntn. Adelsgeschlecht an dem gleichnahmigen noch jetzt in seinen mittelalterlichen Eigenthümlichkeiten erhaltenen Schlosse bei Klagenfurt machte sich besonders bei Erhebung dieses Ortes zur Stadt unter Herzog Bernhard von Spanheim-Kärnten verdienstlich, indem es den Aufbau eines Theils der dortigen Stadtmauern und des Thores gegen St. Veit übernahm, und von da an noch lange nachher ein Haus unfern der St. Egiden-Stadtpfarrkirche besaß.

Digitized by Google

1767 den 21. November heftiges Erdbeben in Kärnten, welches, wie überhaupt Deutschland im Laufe dieses Jahres vielfach durch diese gewaltsame Erscheinung beunruhigt worden war, das bischöfliche Residenzschloß Straßburg dergestalt erschütterte, daß es sehr baufällig wurde und dadurch vorzüglich Veranlassung gab, daß Fürstbischof Auersberg den Entschluß faßte und ausführte, sich zu Zwischenwässern ein bequemeres, sichereres Residenzschloß aufzubauen, wozu der berühmte Architekt Hagenauer den Plan lieferte, so wie er den Bau dieses Sommerschlosses, dem wir nur das gleichzeitig durch den berühmten Staatsmann Franz Grafen dann Fürsten von Rosenberg erbaute zu Rosegg an die Seite setzen können, in einer Art leitete und ausführte, daß Solidität, die dem Auge so wohlthätige Abrundung der Ecken in Gesimsen, Fenstern und Thüren, wie nicht minder eine wahrhaft fürstliche Elegany im gleichen Grade erreicht wurde. Der Umstand, daß diese herrliche Villa, um dem Zusammenfluße der Gurk und Metnitz Behufs der Wasserleitungen, so wie der Landstraße nahe zu seyn, in der Sohle des Thales aufgeführt werden mußte, und daher von den umgebenden Erhöhungen fast verdeckt wurde, nöthigte, den Bau möglichst in die Höhe zu treiben und das Schloß oben der Aussicht wegen mit einem Belvedere zu versehen. Diese mehr thurmförmige Gestalt veranlaßte den vorbereisenden Kaiser Josef II. zu dem scherzhaften aber treffenden Gleichnisse, es sehe sehr einem Kanarien-Vogelhause ähnlich.

Den 27. Mai 1768 starb in seinem 58. Lebensjahre und im 16. seiner Regierung der souveräne Fürst und Propst von Berchtesgaden Michael Balthasar gebornen Graf von Christalnigg, geboren den 10. September 1716. Im Jahre 1748 zum Fürst-Coadjutor erwählt, trat er am 4. Juli 1752 seine Regierung an und den 14. März 1766 die Reichslehen. Sein Geschlecht, der Oberstehermark entstammend, hat sich um Kärnten durch die Errichtung der Gewerkschaften zu Lappel, Eberstein, und neuestens durch Gründung jener zu St. Johann am Brückl, so wie früher schon durch Theilnahme an der Union zu Hüttenberg sehr verdient gemacht.

1768 im Juni wurde der bisherige niederösterreichische Regierungs-Kanzler, Thomas Ignaz Freiherr von Pöck, an der Stelle des verstorbenen Baron von Buol, Vice-Statthalter in Niederösterreich. An dessen Stelle kam Hofrath von Berdacher als Kanzler. Berdacher war ein geborner Rosegger und studirte bei mitunter sehr drückenden Verhältnissen. Jenes, was man in der Welt Zufall nennt, führte ihm die Gunst eines Hauses zu, welches mächtig in die damaligen Ereignisse des Staates eingriff. Dieser Sonnenblick zog sein vorzügliches Talent an das Tageslicht, und bald galt er als einer der vorzüglichsten Arbeiter bei dem Präsidium der innern Angelegenheiten. Er starb, reich an Jahren und Verdiensten, so viel wir wissen, kinderlos, und lange wußte man sich von den Schätzen in Gold zu erzählen, die aus seinem Verlasse den bäurischen Verwandten zu Rosegg zuflossen.

Miscellen.

(Historische Notiz zur gegenwärtigen Gemälde-Ausstellung.) In der gegenwärtigen Kunstausstellung sprach das in der That schöne Bild des heimischen Künstlers Friedrich Friedländer No. 59 allgemein an. Der Catalog gibt die kurze Erklärung: „Der Hirtenknabe Andreas Mantegna wird zu Isola Saquaciene gebracht. Aus dem Künstlerleben des 15. Jahrhunderts." Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, nähere Daten über Mantegna, den wir hier als schönen Schäferknaben sehen, zu erfahren, welche aus dem Züricher allgemeinen Künstlerlexikon vom Jahre 1768 entnommen sind. Andreas Mantegna, Maler von Mantua, oder wie Ridolfi meinet, von Padua, wurde im Jahre 1451 geboren. Er lernte bei Squarcione, welchem seine Fertigkeit und sein guter Geschmack so wohl gefiel, daß er ihn an Sohnesstatt annahm und zu seinem Erben erklärte. In seinem 17. Jahre wurde ihm schon die Versertigung eines Altarblattes und anderer Gemälde für die Kirche St. Sofia in Padua aufgetragen. Johann Bellini bewunderte seine Geschicklichkeit und gab ihm seine Tochter zum Weibe. Er brachte es in seiner Kunst so weit, daß er, der in seiner Jugend ein armer Schäfer war, nachher durch den Markgrafen von Mantua in den Ritterstand erhoben wurde. Papst Innocenz VIII. berief ihn nach Rom, wo er eine lange Mauer im Belvedere mit Fresken schmückte; da aber die Bezahlung ausblieb, formte er an's Ende das Bild der Dankbarkeit. Als es der Papst sah, befahl er ihm, das Bild der Geduld daneben zu setzen. Er malte auch für andere Fürsten und Herren. Einige seiner Gemälde gab er selbst in Kupfer gestochen heraus, und wird den Einigen als Erfinder dieser Kunst angegeben; auch über Baukunst schrieb er ein Buch. Er starb zu Padua 1517 und wurde in der Kirche des heil. Andreas begraben, wo sein Grabmal mit einem metallenen Porträt geziert ist.

Wir sehen, daß Friedländer sein Bild getreu der Geschichte entnommen; nur die sehr geistreich aufgefaßte Figur des Dominikaners scheint eine, jedoch sehr passende, Zugabe.

(Eisenindustrie in Preußen.) Das rühmlichst bekannte Puddel- und Walzwerk der Herren Jacobi, Haniel und Huyssen bei Oberhausen, besitzt großartige Leistungen auch auf der Pariser-Ausstellung durch eine 2700 Pfund schwere Blechtafel von immensen Dimensionen würdig repräsentirt werden, bat von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewonnen, und eben jetzt (Juli 1855) trifft man auf's neue Anstalten, dasselbe durch dreißig Puddelöfen nebst zugehörigen Schweißöfen zu erweitern. Eine solche eminente Vergrößerung würde jedoch unmäßig werden, wenn nicht die damit in directer Verbindung stehende Hochofen-Anlage die kräftigste Unterstützung für den ausgedehnten Betrieb durch Produkten der erforderlichen Eisenmassen darzubieten vermöchte; schon jetzt liefern zwei, im vorigen Monat im Betrieb gesetzte Hochöfen täglich 40,000 Pfund Roheisen, zwei andere noch im Bau begriffene werden noch diesen Herbst angeblasen, und von diesen vier eisenspeienden Kolossen ist alsdann ein tägliches Ausbringen von 160,000 Pfund zu erwarten. Zur Darstellung einer solchen Quantität Eisen sind täglich 6000 Centner Kohlen erforderlich, welche einstweilen von den bei Essen gelegenen Zechen bezogen, jedoch später von der in unmittelbarer Nähe angelegten Zeche „Oberhausen" geliefert werden. (Allg. Ztg.)

(Der heil. Christoph.) Der Sage nach hat einst ein Bischof von Antiochien einem Manne von außerordentlicher Größe und Stärke, späterhin der heilige Christophorus (Christusträger) genannt, als Buße für begangene Frevlthate die Strafe auferlegt: Pilger durch eine brückenlosen Fluß auf seinen Schultern zu tragen. Auch Christus der Herr sey ihm in der Gestalt eines Knaben erschienen und von ihm auf diese Weise übersetzt worden. Sichergestellt erscheint es nun häufig an Kirchen und Häusern in kolossaler Größe abgebildet, so auch in der durch Jean Paul bekannten Universitätsstadt Flachsenfingen, und hier zwar mit der komischen Unterschrift:

„Hoe non est mirum,
Quia in eras magnum virum." (B.)

(Die Menschenfresser in der Südsee.) Die dem Archipel der Papuus Angehörigen unter den Bewohnern der Südsee-Inseln geben noch jetzt nackt oder höchstens in Thierfelle gekleidet, nähren sich von Fischen oder Beutelthieren und verzehren alles roh; sie rupfen einem Vogel kaum die Federn aus, bevor sie ihn verzehren. Mehrere essen sogar das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, ja sie erschlagen Menschen blos, um sie aufessen zu können. Noch im Jahre 1845 brachten die Bewohner der Salamonsinseln den Missionären ein Kind zum Verkaufe und empfahlen ihren Antheil durch die Versicherung, daß es gut zu essen sey. Der König Nicaik der Fortunainsel soll nicht weniger als 1000 Menschen aufgezehrt haben. —

Berichtigung: In der Carinthia No. 15, Seite 59, Spalte 1, Zeile 35 von unten soll es heißen: „daß mit dem ähnlichen Stifte Raufl's in die Schranken tritt." — Spalte 2 auf derselben Seite, Zeile 20 von oben aber: „von J B C. Pittner — und Winterlandschaft, Parthie aus" u. l. w. — Ferners Zeile 32: „Beifiges Studium der Maginen sowohl in der Natur" — und endlich Zeile 8 von unten „Anteil Schreter's in Wien" u. s. f.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 17. Sonnabend, den 25. August. 1855.

Kärnten und die Eisenbahn.

Bernhard Cotta, einer der ersten deutschen Geologen, der eben seine Forschungen über die Bodengestaltung Deutschlands in seinem Werke „Deutschlands Boden" niedergelegt hat, und damit beschäftiget ist, seine Studien auch über Oesterreich auszudehnen, sagt in einem vor Kurzem in der Allg. Zeitg. veröffentlichten Aufsatze über die österreichischen Eisenbahnen Folgendes:

„Betrachte man irgend eine Eisenbahnkarte des mittlern Europa's, und es wird gewiß auffallen, daß die alte westöstliche Wasserstraße der Donau diermal quer durchschnitten ist von jenen schwarzen Linien, durch welche man die Eisenbahnen darzustellen pflegt. Sie kreuzen den Fluß bei Ulm, bei Donauwörth, bei Linz und bei Wien. Bezeichnend sucht man aber nach einer Hauptlängenbahn parallel dem Flusse; nur erst der kleine Theil einer solchen ist ausgeführt, zwischen Wien und Pesth und Szegedin, und ein noch kleinerer zwischen Ulm und München. Unter einander verbunden sind jene vier Fäden, die man gewiß noch kein Netz nennen kann, nur theilweise und nur auf großen Umwegen. So lange es noch vorkommt, daß man aus Bequemlichkeitsrücksichten von München nach Wien über Dresden reist, so lange kann von einem Eisenbahnnetz in diesem Theile von Deutschland natürlich nicht die Rede seyn."

„Ist die Ursache hievon vielleicht in dem schiffbaren Strome zu suchen, indem er jede Hauptbahn in seiner Richtung überflüssig macht? Selbst wenn die Schiffbarkeit der Donau zu Thal und zu Berg vollkommener wäre als sie ist, selbst wenn sie zu keiner Jahreszeit unterbrochen würde, so könnte sie doch einen solchen Ersatz nicht bieten. Wir sehen es am Rhein, an der Elbe und an allen sehr belebten Flüssen; je mehr der Verkehr auf ihnen zunimmt, um so mehr wird ein noch schnellerer Landverkehr neben ihnen zum dringenden Bedürfniß. Beide stören sich nicht, sondern steigern sich gegenseitig, indem sie sich in die ungleichartigen Verkehrsbedürfnisse theilen."

„Wenn also die Donau an sich keinen Ersatz für eine Eisenbahn bieten kann, so müssen wir weiter fragen: ist vielleicht das Verkehrsstreben in dieser Richtung überhaupt nicht so stark, um neben billiger auch schnelle Verbindung nöthig zu machen? Wir müssen wohl zugeben, daß dieses Bedürfniß nicht so früh und nicht so stark erwacht ist als am Rhein oder an der Elbe, daß es lange gleichsam geschlummert hat. Die Umstände sind wesentlich andere geworden nach 1849. Die schlummernden Elemente sind erwacht, und werden wachsen in dem Grade als man sie pflegt!"

Nachdem hierauf der Verfasser die Bedeutung einer ununterbrochenen Eisenbahnverbindung durch das ganze Donauthal bis zum schwarzen Meere hervorgehoben und gezeigt, wie die große Zukunft, „die Poesie" des Unternehmens im Osten liegt, fährt er fort:

„Ein Staat wie Oesterreich hat bei seinen Verkehrsbahnen neben den mercantilen Interessen auch die strategischen im Auge. Beide werden in der Regel in gleicher Richtung liegen; so scheint es wenigstens im vorliegenden Fall zu seyn. Beide machen nicht bloß eine einfache Längenbahn, sondern eine mehrfache Theilung derselben wünschenswerth. Im obern Donaulauf z. B. eine Eisenbahnverbindung von Wien über Linz und München mit Ulm, und eine zweite über Linz, Regensburg und Nürnberg mit Mainz. Diese Wege scheinen mir noch wichtiger als der von Pilsen nach Nürnberg."

Eine zweite Theilung der Längen ist von der Natur angedeutet durch das Drauthal, sie ist geeignet eine directe Verbindung zwischen Ungarn und Italien herzustellen. In dem Eisenbahnnetz der Zukunft, welches die kaiserl. österreichische Regierung mit großer Umsicht als anzustrebendes Ziel aufgestellt, und der Privatunternehmung in gewissen Grade freigegeben hat, ist diese Theilung berücksichtigt, das Drauthal aber nur bis etwas über Klagenfurt herauf verfolgt, um dann über Udine an Treviso anzuknüpfen. Wir kommt es nun aber vor als wenn die Fortführung der Draubahn von Klagenfurt über Lienz, Brixen nach Botzen (Mailand) nicht nur leichter ausführbar, sondern auch äußerdem zweckmäßiger wäre, da sie die österreichische Alpenkette fast in ihrer ganzen Länge aufschließen würde. Der einzige Paß von Innichen, welcher durch eine solche Bahn zu übersteigen wäre, ist weder hoch noch schwierig, er wird durch die Quellenverbindung zweier tiefen Längenthäler gebildet. Die Alpen hat man eigentlich gar nicht zu übersteigen, man bleibt stets in Thälern von geringem Ansteigen, die hier (im Pustherthal) auf eine so merkwürdige Weise mit einander verbunden sind, daß man aus der großen östlichen Gabeltheilung der Alpenkette auf deren Südabhaug gelangt ohne einen wirklichen Bergrücken zu überschreiten."

Indem wir diesen Ausspruch einer anerkannten wissenschaftlichen Autorität unsern Lesern mittheilen, glauben wir keineswegs ihnen damit etwas Neues gesagt zu haben. Wir wissen es längst, daß der tiefste Punkt der Wasserscheide zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere in Kärnten liegt und daß eine Eisenbahn vom Donaustrande zu diesem Meere naturgemäß durch Kärnten laufen müßte. Die Leser werden vielmehr fragen, wie steht es mit dieser Eisenbahn?... Nun wir wollen uns den Stand der Angelegenheit klar zu machen suchen und wenn er auch Anfangs traurig genug erscheint, so wird der Leser doch eben in dem oben angeführten einigen Trost zu finden im Stande seyn.

Die Staatsverwaltung hat bekanntlich die meisten Staatsbahnen an eine Gesellschaft überlassen mit der Verbindlichkeit für diese, sie weiter zu bauen; sie wird auch den noch

Digitized by Google

übrigen Theil derselben in gleicher Weise veräußern, sie will selbst keine Eisenbahnen weder bauen noch betreiben, sondern alles der Privatthätigkeit überlassen. Es ist also nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß unsere Eisenbahn von Staatsmitteln gebaut werde, auch diese muß der Privatspeculation überlassen werden. Ist nun dazu irgend Hoffnung? —

Für eine Nord-Südbahn durch Kärnten ist allerdings alle Hoffnung verschwunden; es läßt die bereits fertige durch Steiermark und für eine zweite werden längs der Esch schon die Schienen gelegt; eine dritte, wenn sie auch an sich vielleicht die naturgemäßeste wäre, würde sich wenigstens in den nächsten Jahrzehenten nicht rentiren. Allein schon der Gang der gewaltigen Ereignisse unserer Zeit stößt uns gleichsam mit der Nase auf die Bedeutung Oesterreichs für den Osten; vielleicht werden seine West-Ostbahnen gar bald viel bedeutender als seine Nordsüdbahnen seyn; von diesen seinen Ostbahnen aber ist nur die Hauptbahn zum kleinen Theile fertig, für die zweite aber — zeigt der erste Fachmann die naturgemäßeste Tracee durch Kärnten!

Die Privatspeculation wird diesen Weg ganz sicher finden, wenn sie nur überhaupt einmal dazu angeregt würde. Wie aber wäre das zu ermöglichen?

Die Privatspeculation will Gewinn, und zwar wenn er unsicher, sehr großen, begnügt sich aber auch mit einem kleineren aber sichern. Sehr verlockenden großen Gewinn können wir jetzt freilich kaum in Aussicht stellen, wenn er sich gleichwohl sehr bald einstellen wird, aber ein mäßiger dürfte im Vorhinein mit Sicherheit zu berechnen sein. Unsere Leser würden aber einer solchen ziffermäßigen Berechnung sicherlich nicht gerne folgen, noch unlieber sie prüfen, und sie daher auch gar zu leicht ungläubig bei Seite liegen lassen wollen. — So machen es auch die kleinen Kapitalisten alle, auf die es bei Aktienunternehmungen der Art zuletzt weit mehr als auf die allerdings zuerst vortretenden großen ankommt. Weit sicherer als mit den solidesten und gründlichsten Berechnungen lockt man aber die kleinen und die großen mit einem Zauberwort: „Zinsengarantie!“ Sollte diese möglich seyn?

Es wurden hunderte von Meilen Staatsbahnen gebaut aus Staatsmitteln, zu denen Kärnten gleich den übrigen Provinzen beigetragen hat. Diese Staatsbahnen haben Kärnten indirecte noch sehr wenig genützt, directe, wie wir es in allen Gliedern fühlen, sehr geschadet. Wäre es nicht billig, wenn die Staatsgenossen, denen wir mit unserem Gelde die Bahnen banen halfen, die allfälligen, aber im hohen Grade unwahrscheinlichen Ausfälle der unsrigen tragen helfen? Mit andern Worten: Können wir nicht mit Billigkeit und Recht vom Staate, da er uns nicht mehr, wie früher andern Provinzen, Staatsbahnen zu bauen in der Lage ist, Zinsengarantie für unsere auf Privatmittel angewiesene Bahn erbitten? Ist die Gewährung dieser Bitte nicht im hohen Grade wahrscheinlich?

Und wenn der Staat in Anbetracht seiner gegenwärtigen Lage diese Zinsengarantie auf 3% beschränken wollte, könnte nicht Kärnten, bei den immensen Vortheilen, die dem Lande eine Eisenbahn bringen würde, die weitern 2% garantiren um die üblichen 5% zu ergänzen?

Wir glauben diese Fragen um so unbedenklicher mit Ja beantworten zu dürfen, als es doch nie zum Auszahlen kommen wird. Wo hat denn eine Eisenbahn oder Dampfschifffahrt nicht ihre 5% getragen? wo hat denn eine Auszahlung solcher garantirter Zinsen stattgefunden? Es dürfte dieß am wenigsten bei einer Bahn durch Kärnten zu besorgen seyn, deren naturgemäße Bedeutung für Oesterreich in strategischer und merkantiler Beziehung in die Augen springend ist.

Wie viel beträge aber diese Zinsengarantie jährlich? Zur Beantwortung dieser, so wie vieler anderer noch vorangehender Fragen muß eine Tracirung der Bahn, d. i. eine vollkommen genaue technische Aufnahme mit allen Plänen und Kostenüberschlägen von Ingenieurs vorgenommen werden, aus welchen dann auch die Bankosten erschlich sind. Eine solche kostspielige Tracirung muß also allen übrigen vorausgehen; diese kann nur das Land, in dessen Interesse die Bahn liegt, vornehmen lassen. Wie wir wissen hat sich der Landtagsausschuß und die Handelskammer dieser Sache angenommen; wir dürften in Bälde Mittheilungen über den Stand der Angelegenheit zu gewärtigen haben. Ohne denselben vorgreifen zu wollen, versuchten wir doch auch in unserem Blatte darauf hinzudeuten, um das Interesse an derselben wach zu halten, das vielfach schon einer bezweiflichen Entmuthigung zu weichen schien.

Bericht über die neuesten Ausgrabungen im Zollfelde.

Zwischen Klagenfurt und St. Veit liegen bekanntlich nächst der Poststrasse im sogenannten Zollfelde die Ruinen der alten römischen Stadt Virunum unter Waldboden, Wiesgrund und Ackerland begraben.

Auf diesem historisch merkwürdigen Boden wurden schon öfter und zwar auf verschiedenen Punkten Ausgrabungen jedoch ohne bestimmten Plan und ohne wissenschaftliche Richtung unternommen.

Wie neuerliche Funde dargethan haben, ist jedoch ein Theil dieser Ruinen seit Menschengedenken vom Durchwühlen verschont geblieben; es war also von neuerlichen Nachsuchungen immerhin einiger Erfolg zu erwarten.

Es sind nun im Laufe dieses Frühjahres einige Freunde vaterländischer Geschichte zusammengetreten, um noch in diesem Jahre Ausgrabungen auf diesem klassischen Boden vornehmen zu lassen.

Die Kosten dieses Unternehmens sollten durch freiwillige Beiträge im Wege der Subscription gedeckt werden.

Man beabsichtigte, die aufgefundenen Gegenstände und Gebäude von Belang abzeichnen zu lassen, die Antikalien und Zeichnungen im Lokale des kärntnerischen Geschichtvereines zur allgemeinen Einsicht zu hinterlegen, und eine Beschreibung der Funde und gemachten Beobachtungen im Wochenblatte Carinthia zu veröffentlichen.

Die Beiträge in Folge der eingeleiteten Subscription haben es möglich gemacht, daß die Ausgrabungen bereits in der Mitte August anfangen konnten, welche nun ohne Unterbrechung fortdauern.

Man begann damit an jener Stelle nächst dem Fahrwege nach Töltschach und Meiselberg, wo schon vor einigen Jahren Bruchstücke von interessanten Wandmalereien zu Tage gefördert wurden.

Dieser Platz berechtigte um so mehr zur Hoffnung, hier auf ein interessantes Gebäude zu stoßen, als die äußere Formation der bedeutend hohen und langen Schutthügel und der zwischen denselben befindlichen Mulde auf das Dasein eines großen öffentlichen Bauwerkes schließen ließ.

Zuerst wurde die äußerste gegen den Töltschacher Fahrweg gelehrte Mauer verfolgt, und hier fand man wieder viele Bruchstücke von Wandmalereien und einige Mosaikreste, dann zwei Stücke von einer Säule. Diese Mauer, an deren Fuß ihrer ganzen Länge nach immer wieder dieselben Malereien getroffen werden, mißt schon jetzt, wo sie noch nicht vollständig abgedeckt ist, über 18

Digitized by Google

Klafter in der Länge, und ist an einer Stelle von einer Strebemauer gestützt. Beim Nachgraben hiengen noch Bruchstücke von Wandmalereien an ihrer äußeren, gegen die Straße gekehrten Seite.

Dieser Umstand berechtigt mit Hinblick auf die gefundenen Säulentrümmer und Mosaikstücke zur Vermuthung, daß längs der Außenseite dieser Mauer eine Säulenreihe hinlief, welche etwas von der Mauer entfernt gestanden sein mochte, und daß der Fußboden von der Mauer bis zu den Säulen mit Mosaik verziert gewesen.

Von dieser Mauer sind nun in der Richtung gegen Osten, nämlich gegen die erwähnte Mulde durch den Schutt vorläufig drei schmale Gänge ausgegraben worden, um die Richtung der im Innern des Gebäudes allenfalls angebrachten Mauern zu erforschen und über den Bau der inneren Räume überhaupt eine allgemeine Uebersicht zu gewinnen. Bei dieser Arbeit wurde ein großer behauener Stein mit Karnieß-Verzierungen, welcher am oberen Theile des Gebäudes angebracht gewesen sein mußte, dann ein Block geschliffenen Marmors und ein Lauderstück mit kleinen Löchern, wie für antike Thürangeln, so wie Mauern, die gegen Norden und Osten liefen, gefunden.

Heute ist es noch nicht möglich, die Bestimmung dieses Gebäudes auch nur mit einiger Verläßlichkeit angeben zu können.

Geschrieben am 23. August 1855 Morgens.

(Fortsetzung folgt.)

Heimathliche Notizen.

II.

Die hervorragendsten Familien Kärntens, nicht adelicher Abkunft, im vergangenen Jahrhunderte.

Da Reichthum die Mittel zum Wohlthun, zur Förderung gemeinnütziger Anstalten, zur Unterstützung von Kunst und Wissenschaft bietet, so ist es nicht ohne Interesse, die Tradition aus dem verflossenen Jahrhunderte über jene Geschlechter zu bewahren, die nicht sowohl durch angeerbten Wohlstand, durch Majorate und Staatsdienste, als durch eigene Bewerbsamkeit, Industrie und Oekonomie zu einem Grade des Reichthumes gelangt sind, wie wir ihn jetzt selten finden, wenn gleich damals derselbe nummerisch nicht die Höhe der Gegenwart erreichte, wo jedoch Zahlen und Wirklichkeit so schwankend sind.

Eine dieser Familien war jene der Fresacher. Sie hatte sich großen Grund- und Häuserbesitz, ungemeine Geldmittel und sonstiges Habe erworben. Der letzte Stammhalter dieses Hauses, der gerade vor einem Jahrhunderte starb, hinterließ jeder seiner Töchter, wovon uns erinnerlich eine mit dem Herrn von Aiusd, die zweite mit dem von Dreer, und die dritte mit dem von Glaunach verehlicht war, ein Landgut — Pichlern, Ehrenhausen, und Emmersdorf — ein Haus in der Stadt, 100,000 Gulden bar und einen solchen Schatz von Edelsteinen, Geschmeide und Habschaften, daß z. B. alle Geschirre bis auf die Bratspieße herab von Silber waren.

Nicht minder reich war die Gewerken-Familie der Steinkelner, dann von Kellerstein, deren ursprünglicher Sitz am Schlosse Taggenbrunn war. Die letzte Erbtochter des Hauses vermählte sich mit dem Hüttenberger Gewerken Gassaristen nachhin Herrn von Pfeilheim, welcher das Vermögen beider Familien vereinigte. Lange wurde es noch erzählt, wie nach des letzten Kellerstein's Absterben der von ihm seinem Bruder, dem Jesuiten, vertraute Schatz verwahrt in einer eisernen Truhe von vielen Männern mühsam aus dem Collegium in die Wohnung der Erbin übertragen wurde. Pfeilheim als Millionär war der erste, eigentlich einzige, Wechsler im Heimathlande. Pfeilheim erbaute das schöne nun freiherrlich von Dickmann'sche Haus am neuen Platze, wie er früher auch das nachhin Schluga'sche, gegenwärtig der Gasthof zum „Kaiser von Oesterreich," am Heuplatze besaß und dort das Denkmal des hl. Florian errichtete. Das Schloß und die Herrschaft Silberegg und die Gewerkschaften zu Heft und Hüttenberg, das nun Doktor Edelmann'sche Gartenhaus in der St. Veiter Vorstadt, und eine Menge anderer Beiwerke und Maierschaften bildeten das liegende Gut der Familie. Während sein Bruder Heinrich Gassariste bei dem Hüttenberger Knappenaufstande eine Hauptrolle spielte, indem er mit unläuglichem Muthe und beinahe herkulischer Kraft der wüthenden Rotte das Eindringen in das berggerichtliche Schloß Süßenstein, wie ein Horatius Cocles allein den Eingang vertheidigend, verwehrte, sank das verbrüderte Geschlecht der Pfeilheimer durch die unglückliche Behandlungsweise der Mutter, welche ihre Kinder täglich mit Medikamenten eigentlich vollpfropfte, bald zu physischer Schwäche, und durch die Unbilden der Zeit, welche den Erstgebornen zum Verkaufe seiner Besitzungen vermochten, auch finanziell zur Tiefe herab.

Der Platz, welchen die Pfeilheime bereits vor Ausgang des abgewichenen Jahrhundertes aufgaben, wurde von den nachhinnigen Freiherren von Keller auf eine würdige Weise behauptet. Die Keller sind ebenfalls eine jener Gewerken-Familien, welche die Eisenwurze bei Hüttenberg mit eben so vielem Geschick als Glück bearbeiteten. So wie der Preßner- und Plakowitzer-Hof das Andenken der dort seßhaften, dann nach Klagenfurt und St. Veit übersiedelten noch fortlebenden Rauscher bewahrt, wohnten die Keller am Groß-Kollerhof, der bereits schon vor längerer Zeit in die Hände der Familie von Milleši überging. Mathias von Koller nachhin Freiherr war es, welcher den Plan, Kärnten's gewerkliche Erzeugnisse selbst im fernen Auslande bekannt zu machen, mit aller Thätigkeit aufnahm und durchführte. Der Mann seiner Wahl war Thaddäus Reyer, der Stifter und Chef des in der Gegenwart so sehr empor gekommenen, in Wien, Wiener-Neustadt, Triest etablirten und in den größten Handelsplätzen der Welt assoziirten Hauses Reyer. Reyer durchreiste die größten Handelsplätze des Continents, er besuhr den Ocean, besuchte Englant, Nordamerika, die Antillen und Mexike, und brachte nach dreijähriger Fahrt eine Menge Erfahrungen, angeknüpfte Handels-Verbindungen und Adressen in sein Vaterland zurück. Das Aufblühen Triest's gab den Produkten und Fabrikaten Kärntens den erwünschten Abfluß und das Wappen der Koller sollte ihr Verdienst um dieses alles fortan in seinen Sinnbildern bewahren. Die Koller waren eigentlich in St. Veit seßhaft, besaßen da vier Häuser, den zunächst gelegenen Kollerhof, die Bleiweis- und Salmiterfabrik, die Schlösser Maierhofen, Stadlhof u. a. m. Merkwürdig ist es, daß sowohl die Fresacher als Kellersteine in dem damals von den Aretichen und Reichen so sehr gepflegten Orden der Jesuiten Mitglieder ihrer Familien zählten, und wenn wir von dem bereits oben erwähnten Jesuiten Kellerstein ein Mehreres zu sagen nicht im Stande sind, darf es nicht unerwähnt bleiben, daß der Jesuit Fresacher im Jahre 1735 k. k. Legationsprediger in Petersburg, Historiker und Schriftsteller im Predigtfache war. So wie die Pfeilheime

Digitized by Google

Künstler und Studirende reichlich unterstützten und an Arme spendeten, gründete Math. Freiherr von Koller eine bedeutende Studentenstiftung. Das zu erwähnen, was die nunmehr unserm Jahrhunderte angehörigen Milleſi und Reyer für diese Fächer, besonders für die leidende Menschheit, gethan und thun, liegt außer dem Bereiche dieser Aufgabe, liefert aber mit allem Obigen den thatsächlichen Beweis, daß der Eingangs aufgestellte Satz wegen des Werthes des Reichthums sich im guten Sinne auch im Vaterlande bewahrheitet hat.

III.

Der Propſt und das Kapitel von Gurk im Jahre 1747.

(Aus dem vom Stiftsarchivare Gottlieb Grafen von Platz im Jahre 1747 vollendeten Archivs-Repertorium.)

Maria Josef von Rechpach, Abbas Lateranensis, Archidiaconus natus und Propſt.

Philipp Ignaz Freiherr von Sigerstorf, Dechant und Pfarrer in Gurk.

Josef Johann Graf von Sauer, Stiftssenior.

Josef Ludwig Freiherr von Eſchey, Bibliothekar und Pfarrprovisor in Gurk.

Josef Hyazint Freiherr von Rechpach, Kanzleiassistent.

Karl Johann Graf von Welz, Provisor der Pfarre Zweinitz.

Gottlieb Josef Graf von Platz, Archivar, Kapitels-Sekretär und Pfarr-Provisor in Gurk.

Johann Nepomuk Freiherr Haller von Hallerstein, Küchenmeister und Hausinspektor.

Anton Graf von Galler, Kastner und Infirmarius.

Ignaz Graf von Galler, Kapitel- und Hauspräfect.

Wolfgang Ignatz Bizthum von Perlsreith, Kellermeister und Musik-Direktor.

Franz von Rainwald, Custos und Pfarr-Provisor in Gurk.

Anton Mathäus Graf von Schernberg, Domicellar.

Miscellen.

(Dokt. Hanslik in Leipzig.) Der Allg. Ztg. wird aus Leipzig geschrieben: „Das treffliche Buch des Dkts. Hanslik in Wien hat, wie der Engländer sagt, seinen rum gemacht. So klein das Büchlein ist, so hat es doch die Aufmerksamkeit aller Fachleute und darüber hinaus auf sich gezogen. (s. B. Prof. Herm. Lotze in den Göttinger Anzeigen.) Neulich hörten wir das Werk sogar selbst an hoher akademischer Stätte über das musikalische Glaubenbekenntniß der Gegenwart als Waffe eitlen, was im Munde eines unserer ersten Philosophen gewiß eine Auszeichnung ist. Ja freue mich hinzufügen zu können, daß wir bald wieder einen von dem verdienstvollen Verfasser, der neulich hier anwesend war, zu Ohren bekommen werden, da die zahlreich ihm gewordenen Aufmunterungen Veranlassung geben mit einer Fortsetzung des Werkes hervorzutreten.“ Das hier erwähnte Buch Hanslik's „Vom Musikalisch-Schönen“ wurde auch hier mit vielem Interesse gelesen und theilweise sogar vom Verfasser auch hier geschrieben; ein Kapitel desselben, das von dem Verhältniß der Musik zur Natur handelt, bildete den Gegenstand eines von Dkt. Hanslik im naturhist. Museum gehaltenen sehr geistreichen Vortrags.

(Dkt. Carl Spindler.) Der vielbekannte Romanschriftsteller ist am 12. Juli im Bade Fredersbach, wo er Heilung von einem Brustleiden suchte, gestorben. Er war im Jahre 1796 in Breslau, wo sein Vater Cantor war, geboren.

(Achenbach's Landschaft „Ein Wasserfall in Norwegen“) hat in der vor Kurzem geschlossenen diesjährigen zweiten Gemälde-Ausstellung des österr. Kunstvereines in Klagenfurt vor Allem die Augen der Künstler wie der Laien auf sich gezogen. Der zwischen moosbedeckten Felsen und gefallenen Bäumen schäumende Wildbach, der dunkle Wald im Mittel- und die düstern nebelumflorten Berge im Hintergrunde sind hier mit vollendeter Technik zu einem Bilde vereinigt, durch welches der Beschauer fast wie durch Zaubermacht mitten in die grossartige düstere Natur des fernen Nordens sich versetzt fühlt, und unwiderstehlich gefesselt weilt.

Wir sind unserem verehrten Landsmanne, Herrn Hans Gasser, zu wärmstem Dank verpflichtet, daß er uns durch die gütige Einsendung dieses herrlichen Gemäldes einen so schönen, gewiß in Jedermann's Erinnerung bleibenden Genuß gewährte.

(Ursprung und Stammsitz der Simandibrüderschaft.) Krems ist ein nettes Städtchen mit etwa 4500 Einwohnern, 10 Meilen oberhalb Wien, am linken Ufer der Donau gelegen. Schon im Jahre 995 findet man diesen Ort als Stadt erwähnt. Von einer dort gestandenen festen Burg führte ein ritterliches Geschlecht den Namen, und es erschrint urkundlich im Jahre 1188 ein Otto von Ehremisse. — Als sich die übermächtigen Kureviniger gegen ihren Landesherrn, den Letzten der Babenberger, Herzog Friedrich den Streitbaren empörten, belagerte, erstürmte und zerstörte Heinrich von Kuenring, des wilden Hadamar jüngerer Bruder, diese Stadt. Damals hatte sie eine eigene Münzstätte, welche erst Herzog Leopold der Glorreiche im Anfange des 13. Jahrhunderts nach Wien übertrug, und sie erhob sich bald wieder zum vorigen Wohlstande, da Herzog Friedrich den Trotz der kühnen Vasallen bald gründlich brach, den wilden Hadamar persönlich gefangen nahm, und die beiden Brüder nöthigte, den verursachten Schaden zu ersetzen. — Herzog Friedrich's Schwester, die verstoßene Gemahlin des stolzen Böhmenkönigs Ottokar, lebte nach dessen und ihres Bruders Tode in ihrem Wittwensitze zu Krems, wo man noch das Haus in der Burggasse zeigt, wo sie am 29. Okt. 1267 starb. — Als aber im 14. Jahrhunderte die Judenverfolgungen in Deutschland begannen, blieb auch Krems und das ihm am Strome gegenüberliegende Stein von dieser fanatischen Raserei nicht frei. Die armen Juden wurden unter dem Vorwande, als hätten sie die Bauern vergiftet, grausam hingemordet, und viele israelitische Familien steckten ihre Häuser selbst in Brand und gingen so zu Grunde, um noch ärgern Martern zu entgehen, die ihrer von Seite der gegen sie wüthenden Christen harrten. Nicht früher endete diese Raserei, als bis endlich Herzog Albrecht den Schenk von Meißau in diese Gegend sandte, um die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen, und zum ewigen Gedächtniß der begangenen Gräuel wurde eine Steinschrift in der Vorhalle des vortigen Rathhauses eingefügt, welche dieselben der Nachwelt verkündet. — Als der König von Böhmen, Georg Podiebrad, im Jahre 1458 in Oesterreich einfiel, belagerte er auch Krems, welches aber tapferm Widerstand leistete, und erst auf Kaiser Friedrich's Gebeiß ihm freiwillig seine Thore öffnete, um ihn und seinen königlichen Sohn Bitterin zu bewirthen. — Als Friedrich durch die siegreich vordringenden Heere des Königs von Ungarn, Mathias Corvinus, von Wien vertrieben war, hielt Krems fest und treu an seinen Sohn; fruchtlos wurde es belagert, trotzte jeder Gewalt und verschmähte jeden Antrag zur Uebergabe. — Auch als Corvinus im Jahre 1484 Wien wie Krems zum zweiten Male belagerte, leistete es wieder tapfern Widerstand, sendete sogar das Hilfsmannschaft und Lebensmittel in bewaffneten Schiffen nach der belagerten Hauptstadt, welche durch alle Stromwachen und Strombatterien durchbrachen und glücklich ankamen. Erst längere Zeit nach dem Falle Wien's, als alle Subsistenzmittel erschöpft waren, ergab es sich im Jahre 1486 den Ungarn. — Ein merkwürdiges Jahr in der Geschichte von Krems ist jenes von 1619. Die empörten Böhmen fielen in Oesterreich ein, und eine ihrer Schaaren unter dem Oberſten Carpigan näherte sich Krems; da zogen die wehrhaften Bürger dem Feinde entgegen, wurden aber von der Stadt abgeschnitten, welche nun verloren schien. Heldenmüthig ergriffen jetzt die verlassenen Weiber die Waffen, und vertheidigten die Stadt so standhaft und tapfer gegen die Böhmen, daß Oberſt Carpigan wieder abziehen mußte. Die Männer kehrten nun heim, und mußten natürlich mancherlei Spöttereien von ihren Amazonen erdulden. — Von daher mag sich wahrscheinlich der Ursprung jenes alten Volksverses von der Simandelbrüderschaft herleiten, als einer Gesellschaft von Männern, deren Frauen die Herrschaft führen, und welche in Krems ihren Hauptsitz haben soll. — Er kommt eben recht, wie das Mandel von Krems, mag ebenfalls daraus sich beziehen, und bekanntlich kommt auch der Gegend von Krems auch der beste Senf. **(K.)**

(Magnetische Ortsbestimmungen in Kärnten.) Dkt. Karl Kreil, Direktor der k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, bereist gegenwärtig die meteorologischen Stationen der Monarchie und war vergangene Woche in Kärnten. In Klagenfurt wiederholte er die schon 1847 vorgenommene Bestimmung der Elemente des Erdmagnetismus im Bar. Herbert'schen Garten.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 18. Sonnabend, den 1. September. 1855.

Der Mond und der Aberglaube.

(Aus den naturwissenschaftlichen Vorträgen des Museums.*)

Wir hören sehr häufig die Zeit, in der wir leben, die Zeit des nüchternen Verstandes schelten, und sehen in das poesievolle Phantasieleben des Mittelalters wie zum schönen Morgenroth des schwülen Tages zurück, in welchem wir in fieberischer Hast dem Erwerbe leben. Der Gang der Entwicklung der Wissenschaft scheint uns hierin Recht geben zu wollen. Damals, im Mittelalter, blühte vorzüglich die Kunst, heut zu Tage dagegen die Wissenschaft; damals wurde jene mit dem Ernst und der sittlichen Strenge der Wissenschaft betrieben; heute hat diese sich, (wir dürfen uns nur an Humboldt's Kosmos erinnern) zu wahrhaft poetischer Schönheit erhoben. Jetzt klagt man über nüchterne Flachheit des Künstlerlebens, damals war die Wissenschaft wieder fast nur phantastisches Träumen. Die Astronomie, die heut zu Tage Welten auf dem Papiere berechnet, welche noch kein Menschenauge gesehen, verlor sich damals in astrologische Träumereien, die aus dem regelvollen Laufe der Gestirne die Geschicke der Menschen errathen wollten; die Chemie, die heut zu Tage unser ganzes Leben umzuflattet hat, mühte sich damals in alchimistischen Phantasieen ab, Gold zu machen, den Stein der Weisen zu bereiten, die Elixier des Lebens zu brauen u. s. f.

Die ganze Naturbetrachtung des Mittelalters war auf merkwürdige Weise mit phantastischem Spuck erfüllt. Gnomen und Kobolde bewachten die Erzlager, welche man mit der Wünschelruthe zu finden vermeinte, der böse Blick beherte Vieh und Menschen mit Krankheiten und Siechthum, gegen welches nur kabalistische Sprüche und Tränke halfen. Hexen scheben Wolken und verursachten verheerenden Hagelschlag, und wurden dafür in allen Formen Rechtens nach Gesetz und Richterspruch verbrannt; überall und überall in der Natur sah man Zauber und Wunder, und heut zu Tage — hat die Wissenschaft in dem wundervollen Wirken des Wasserdampfes einen gigantischen Zauberer wirklich erstehen lassen, sie wirkt im Telegraphendrahte wirklich Wunder — aber wir sehen keinen Zauber, wir wundern uns nicht mehr.

Aber so wie im Mittelalter erleuchtete Geister, ihrer Zeit vorauseilend, all den kabalistischen, astrologischen und alchimistischen Unsinn als solchen erkannt hatten, so gibt es heut zu Tage gar Viele noch, die zurückgebliebten hinter der fortleitenden Zeit klaren Denkens und noch befangen sind in den Träumereien von damals; ehe wir uns versehen, treiben die Kobolde von damals mit uns Aufgeklärten wieder ihr abentheuerliches Spiel. Wir verbrennen zwar keine Hexen mehr, wir fragen nicht mehr die Sterne um unser Lebensloos, aber gelegenheitlich halten wir doch wieder wenigstens das Vieh für behext, glauben an Fiebersprüche und Rheumatismusketten, oder tanzen ganz lustig um den tanzenden Tisch und lauschen dem orakelnden Klopfen des darin gebannten Dämons. An einen Zauberer aber glauben die Meisten noch, der übt noch fast unbestritten sein aus den Zeiten der Astrologie herstammendes Recht, dieser Zauberer ist — der Mond.

Nicht bloß Verliebten ist er ein treuer Freund, der um die Treue der Geliebten weiß und gar herrlich sich auf sicheres Bestellen heimlicher Seufzer versteht; auch Jäger, Ammen, Bauern, Quacksalber, wir alle fast sehen uns noch fleißig um nach diesem veränderlichen und gleichwohl so mächtigen Patron. Wir wissen es ja alle: Hühneraugen und Nägel dürfen nur bei ab-, Haare nur bei zunehmendem Monde beschnitten werden. Kropfpulver und Purganzen müssen, wenn sie wirken sollen, nach dem Vollmonde eingenommen, Kraut und Sallat, wenn er schmackhaft werden soll, aber dürfen ja nur bei wachsendem Monde gesäet werden. Holz bei abnehmendem gefällt verdirbt ganz unzweifelhaft; Aderlassen in dieser Mondeszeit aber bringt nicht minder zweifelloses Siechthum. Vor allem aber versteht sich unser Zauberer, trotz einem, auf das Wettermachen; bei zunehmendem Mond, da nimmt die Kälte zu, bei abnehmendem beginnt Schnee- und Regenfall, beim Wechseln aber, wenn das Viertel eingeht, da ändert sich das Wetter u. s. w.

Wir wollen nun einmal aufberchen, was zu diesem sehr stark nach Astrologie riechenden Mondesspuck die Wissenschaft sagt, ob der Mond dazu nach den bisher über ihn gemachten Entdeckungen berechtigt ist, und was dann von all den angeführten und geglaubten Thatsachen die Erfahrung bestätigt, wenn wir sie ernsthaft und vernünftig darum fragen.

Der Mond ist, wie es wohl unsern Lesern ohnehin nicht unbekannt ist, eine Kugel, die, an sich dunkel, von der Sonne wie unsere Erde beleuchtet wird, und sich in einem Monat, einmal um diese und mit ihr um die Sonne bewegt, dabei der Erde immer dieselbe Seite zukehrt, sich also auch allmonatlich einmahl um seine eigene Axe dreht; daß dadurch der Mond, wie unsere Erde, Tag und Nacht erhält, die zusammen aber einen Monat dauern; daß dadurch die von der Sonne beleuchtete Mondeshälfte uns theilweise ganz oder gar nicht sichtbar wird, alse die Mondesviertel entstehn, wird bei Nachdenken von selbst klar, wissen übrigens unsere Leser ohnehin. Weniger dürfte es ihnen bekannt sein, daß seine

*) Am naturhistorischen Landesmuseum von Kärnten werden, wie bekannt, den Winter hindurch wochentlich einmal Abends Vorträge über Gegenstände aus allen Zweigen der Naturwissenschaft gehalten, welche den Zweck haben, im Allgemeinen den Sinn für Naturwissenschaft anzuregen, und die Freunde dieser mit den Resultaten der neuesten Forschungen bekannt zu machen. Diese nun schon durch eine Reihe von Jahren fortgesetzten Vorträge haben auch im vergangenen Winter vielfaches Interesse gefunden, was die stets steigende Zahl der Zuhörer bewies; wir glauben unsern Lesern eine willkommene Gabe zu bieten, indem wir durch die Güte mehrerer vortragender Herren in die Lage versetzt sind, Auszüge aus ihren Vorträgen in unserm Blatte mittheilen zu können.

Digitized by Google

Oberfläche ganz ohne Wasser, ohne bedeutende Atmosphäre, aber mit großen meist ringförmigen vulkanischen Gebirgen bedeckt ist, welche oft die enorme Höhe von 26000 Fuß erreichen.

Zur Zeit des ersten und letzten Viertels ist, wie wir wissen, die uns zugekehrte Hälfte des Mondes theils von der Sonne beleuchtet, theils dunkel, wir sehen die Linie auf demselben, wo Licht und Schatten sich theilen, jene Punkte also, wo auf dem Monde die Sonne auf- oder untergeht. Wie bei uns bei Sonnen-Auf- und Untergang die Spitzen der Berge zuerst das Sonnenlicht erhalten und verlieren und beleuchtet über die noch dunkeln Thäler sichtbar sind, so sieht man auch mit nur einigermassen guten Fernröhren von der beleuchteten Mondfläche lichte Punkte und Linien in die dunkeln hineinragen; es sind die beleuchteten Bergspitzen, man kann ihre Entfernung und Höhe messen. Während aber auf der Erde die Thäler unter den beleuchteten Bergspitzen nicht vollkommen dunkel sind, sondern von den darüber befindlichen noch beleuchteten Luftschichten reflectirtes Licht erhalten, dort also Morgen- oder Abenddämmerung herrscht, bemerken wir davon auf dem Monde nichts, die Bergspitzen ragen scharf wie Lichtpunkte hinein in das Dunkel der Nacht; wir schließen daraus, daß dort also keine oder eine so dünne unbedeutende Luft ist, daß sie kaum noch Licht reflektirt. Da wir nun außerdem keine Spur von Meeren, Seeen, Flüssen auf unserem freundlichen Begleiter und großen Zauberer bemerken, so hält man ihn häufig auch für eine, weil luft- und wasserlose, auch leblose, ausgestorbene Welt; gewiß aber müssen die Mondwesen, wenn es deren gibt, ganz anderer Art sein als die Geschöpfe unserer lieben schönen Erdenwelt.

Der Mond ist ferner viel kleiner als die Erde, man könnte aus dieser über 80 solcher kleiner Monde machen; er ist 52,000 Meilen von uns entfernt, der Schnellzug unserer Eisenbahn, der in ungefähr 60 Tagen um die ganze Erde liefe, würde doch fast zwei Jahre brauchen, um zum Monde zu gelangen.

Da wir ferner wissen, daß das, was wir Schwere nennen, die Anziehung grosser Körpermassen auf kleine ist, ein Stein also schwer ist und zur Erde fällt, weil diese ihn anzieht, daß die Größe dieser Anziehung von der Größe des anziehenden Körpers und seiner Entfernung abhängt, so müssen wir auch zum Vorhinein denken, daß auf dem viel kleinern Monde die Körper viel leichter sind, als auf der Erde, ein Stein von 100 Pf. hier wiegt am Monde nur 17 Pf.; er fällt hier in der Secunde 31 Fuß, am Monde nur 2 Fuß u. s. f.

Wir kennen alle den Einfluß seines freundlichen Lichtes, aber wir überschätzen es meistens sehr; es beträgt nur den 200,000. Theil des Sonnenlichtes und erst 16 Monde am Himmel würden so viel Licht geben, als eine Wachskerze auf dem Tische, auf dem sie steht; daher sieht man ihn am Tage nur wie ein kleines weißes Wölkchen am Himmel, das man unter den übrigen viel helleren Wolken suchen muß.

Es ist endlich erst Melloni in neuester Zeit durch die sinnreichsten und sorgfältigsten Apparate möglich geworden auch die Wärme des Mondlichtes darzuthun; sie ist aber ganz unendlich klein, und lange allen Beobachtungen gänzlich entgangen.

Welches sind denn also die Einflüße des Mondes auf die Erde, wozu wir ihn nach diesen hier allgemein angedeuteten Resultaten wissenschaftlicher Forschung berechtigt halten können?

Es wird den Lesern ohnehin klar sein, daß von einem Einflüße der Wärme der Mondstrahlen nicht die Rede sein kann, sie ist ja erst durch die sorgfältigsten Apparate bemerkbar geworden. Dagegen bringt die Schwere, oder besser gesagt, die Anziehung des Mondes auf die flüßigen Theile der Erde im Bereine mit der Sonne in dem Wasser- und Luft-Meere derselben die Erscheinung hervor, die man Ebbe und Fluth nennt. Da nämlich alle Massen einander anziehen, so werden auch die Theile der Erde (wie von dieser selbst) von der Masse der Sonne wie von der des Mondes, nach Größe und Entfernung derselben angezogen; nur die flüßigen vermögen dieser Anziehung zu folgen; es bildet sich dadurch im Wasser- und Luft-Meere gerade unter dem Monde eine Art Erhöhung, eine Welle, welche bei der Axendrehung der Erde gleichsam mit dem Monde um dieselbe geht. An jedem Orte des Meeres also steigt das Wasser mit dem Höhersteigen des Mondes, erreicht bei seiner Culmination den höchsten Stand: die Fluth, und fällt bei seinem Untergange zu dem seines Aufganges: Ebbe. Zur Zeit des Voll- und Neumondes, wo die Anziehung der Sonne und des Mondes zusammenhelfen, ist die Fluth am stärksten, am schwächsten in den Vierteln, wo sie einander stören.

Nun da haben wir ja die mächtigen Einflüße des Mondes! Ganz sicher, diese ja, diese hat die Wissenschaft nicht geläugnet, ja vielmehr bewiesen und berechnet; aber was weiter? Es ist die einfache Massenanziehung, die Schwere! Nun aber war man noch nirgend einen direkten Zusammenhang der Schwere mit den übrigen hier thätigen Kräften, besonders der Lebenskraft, darzuthun im Stande, so viel man sich damit auch abgemüht hat. Freilich nicht bei uns, wo wir die großartige Erscheinung des fluthenden Meeres nicht kennen, wohl aber an allen Küsten desselben sind allerlei Sagen und Meinungen im Gange. So sollen die meisten Menschen zur Zeit der Ebbe sterben, bei Fluth geboren werden, dort erkranken, hier genesen, dort die Krankheiten sich verschlimmern, hier abnehmen, ja man fabelte von Fluth und Ebbe des Geblütes, des Denkens und Fühlens sogar. Wir sagen, man fabelte, weil von allen dem bei genauer Forschung nichts sich bestätiget hat. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris sandte eigens zu dem Zwecke Aerzte nach Brest und Havre, ließ hierüber durch Jahre genaueste Verzeichnisse in den Hospitälern dieser Städte machen, und berechnete daraus die Verhältnißzahlen: es ergab sich, daß von 100 Personen 50 im Vollmonde oder zur Fluthzeit geboren werden und sterben, die andern 50 bei Neuschein und Ebbe; eben so wenig ließ sich in Bezug der Krankheitenwicklung ein Zusammenhang mit dem Monde darthun, womit sich vorzüglich Bahu in Berlin so wie Rohault in Paris über seinen Einfluß auf den Blutumlauf beschäftigten.

Was nun die Fluth des Denkens und Fühlens betrifft, so wollen, wir nicht läugnen, daß die Gefühle (die Gedanken kaum) allerdings in Vollmondnächten besonders stark fluthen und wohl die meisten Sonette gewisser Art in solchen geboren werden, jedoch nur in hellen, klaren, — in trüben, kalten, stürmenden nicht. Anders also als die Fluth des Meeres, welche unabhängig von Jahreszeit und Wetter regelmäßig an den Mondlauf sich bindet, sind die träumerischen Gefühle und Fantasieen, die uns in heitern besonders in sommerlichen Vollmondnächten so gerne beschleichen, wohl nur Wirkung seines selbst so traumhaft sich auf die Erde legenden Lichtes, das wie das Sonnenlicht zwar über die weiten Flächen sich ergießt, aber keinen Punkt auch nur so stark wie ein Kerzenlicht erhellt, und daher mit seinem trügerischen, magischen Halbdunkel eben so täuscht, als ansleuchtet, mehr errathen, als sehen läßt, und so ungemein geeignet ist, die Phantasie zu Träumen anzuregen, die Bonnet selbst träumerisch-schön den Mondschein des Gehirns nennt. Die Leser denken hier

Digitized by Google

wohl unwillkührlich an die Mondsüchtigen, Schlafwandler, die der Vollmond aus dem Schlafgemache lockt, und anscheinend so sicher über gefährliche Bahnen führt. Nun das thut wieder nur sein Dämmerlicht, das, unvermögend, den Schlafenden ganz zu wecken, doch gerade ausreicht, jenen Zustand des Halbschlafes hervorzubringen, auf den wir nicht weiter einzugehen brauchen. Denn auch die Mondsüchtigen bleiben ruhig im Bette, wenn dichte Wolken oder feste Fensterläden das Licht des Mondes von ihnen abhalten, folgen aber oft willig dem fahlen, gedämpften Lichte einer Lampe, die zu dem Zwecke geeignet auf sie wirkt. —

Gerade durch den Umstand, daß wir in trüben Nächten ganz auf den Mond vergessen, wenn er auch am Himmel steht, läßt sich mancher Glaube erklären, den man in Beziehung seiner Wirkung hegt. Strahlt sein mildes Licht hell und klar auf uns herab, nun da ist eben schönes Wetter, es weht meist kalter trockener erfrischender Nordwind; dieſem ist die Wirkung zuzuschreiben, die der Mond hervorgebracht haben soll. Diesem mag die Verschlimmerung mancher Krankheiten, die energischere Wirkung mancher Arznei, das Gedeihen oder Verderben von Sämereien ꝛc. zuzuschreiben sein. Wenn unser Bauer behauptet, helles Mondenlicht schade der Blüthe unſers Heidekorns, so spricht er eben ganz im astrologischen Sinne, dem Gestirne allein die Wirkung zuschreibend, welche doch nur, wie wir jetzt wissen, durch die bei hellem Wetter so sehr eintretende Wärmestrahlung hervorgebracht ist.

Vielleicht aber ist es gerade der Mond, der das schöne Wetter macht, also doch mittelbar alle diese Wirkungen herbringt? Das ist freilich der allerverbreitetste Aberglaube über den Mond, aber doch nichts als ein Aberglaube. Gar viele, ja fast die meisten Meteorologen haben einen Zusammenhang von Mond und Wetter zu finden sich bemüht, aber nicht gefunden. Wir selbst haben die Mühe nicht gescheut und die kärntnerischen Witterungsjournale von 10 Jahren durchmustert, aber keine der so gelüngigen Wetterregeln bestätigt gefunden, es hat keine derselben auch nur die Wahrscheinlichkeit, viel weniger die Gewißheit für sich. Wie sollte das auch sein? Hätte der Mond solchen Einfluß auf die Strömungen unſeres Luftmeeres, wie käme es denn, daß dieſer nur in unſerer Zone bemerkt wird, in der heißen Zone aber, wo bekanntlich immer dasſelbe Wetter herrscht, gänzlich verschwindet? die kurze Regenzeit aber, die es unterbricht, erst recht sich um den Mond gar nicht bekümmert? wie käme es denn, daß auch bei uns, da doch die Gläubigsten dem Mondenlaufe höchstens eine Wahrscheinlichkeit des Witterungsganges ablauſchen zu können glauben, der Mond dieſen Einfluß nicht immer äußern kann? Es geht da wieder so, man verwechselt eben Urſache und Wirkung; weil in Folge des schönen Wetters der Mond scheint, glaubt man der Mond hat es gethan und vergißt die vielen andern Fälle, wo er zwar auch am Himmel war, aber eben des schlechten Wetters wegen nicht beachtet wurde.

Da, wie eben bemerkt, die bisherigen Forschungen über das Weſen des Mondes durchaus keine derlei Einflüße auf die Erde anzunehmen berechtigen, so konnte nur die Erfahrung solche uns lehren; dieſe muß befragt, aber recht befragt und ihre Antworten recht verstanden werden, es muß durch eine längere Jahreihe der Mondenlauf mit dem Witterungsgange genau verglichen, die Zahl der Fälle, wo eine bestimmte Regel eingetroffen, genau mit der verglichen werden, wo sie täuschte; das hat man eben, das haben auch wir gethan und gefunden, daß alle dieſe Mondregeln eben so oft täuschen als eintreffen.

Der große Hauſe aber hat zu solchem mühevollen Verfahren lange nicht die Geduld, und läßt sich von einem Falle, wo zufällig eine solche Regel gegen alle Erwartung eingetroffen, dergestalt imponiren, daß er nicht nur alle übrigen Fälle vergißt, sondern auch noch die langwierige wissenschaftliche Forschung zu verlachen geneigt ist, die freilich nicht mit so unfehlbaren einfachen Regeln aufzuwarten im Stande ist. Es geht den Leuten gerade wie mit den Ahnungen und Träumen. Hat Jemandem eine Zahl getränmt, die dann zufällig im Lotto herausgekommen, so läßt er nicht selten eher große Summen, als seinen Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Träume fahren, und überſteht es ganz, daß noch Niemand auf dieſe Art im Lottoſpiele reich geworden, Niemand auch nur das kleinſte Ereigniß mit Sicherheit ahnend vorhergesagt.

Eine patriotische Feier.

Ferlach am 19. August 1855. Fröhlich und in Feſtkleidern eilte heute am frühen Morgen Jung und Alt durch die reinlichen Gassen; zahlreiche Böllerſchüße und Musik verkündeten die hohe Bedeutung des Tages, nämlich das Geburtsfest Allerhöchſt Sr. k. k. Apoſt. Majeſtät, welches heute von den Bewohnern der Ortschaft, an die ſich eine große Menge der Umgebung angeſchloßen hatte, in herzerhebender Weise begangen wurde.

Um 9 Uhr Vormittag, nachdem ſich alle Corporationen um das zur Erinnerung der glücklichen Lebensrettung Sr. k. k. apoſt. Majeſtät errichtete, und heute mit den österr. und Landesfarben geſchmückte Monument verſammelt hatten, wurde der Feſtzug nach der eine Viertelſtunde von der Ortschaft entfernten St. Joſefs-Kapelle durch eine Abtheilung der Schützencompagnie eröffnet. Dieſer folgten an 60 weißgekleidete Mädchen, Kerzen und Blumen tragend, die Schuljugend, die Jmmungsvorſtehung mit der Meiſterſchaft, die Herren Beamten des k. k. Bezirks- und Steueramtes, die Herren Offiziere des k. k. Feuerzgewehr-Fabriks-Detachements zu Görtſchach, die k. k. Gendarmerie, die Gemeinde-Vorſtehung, das Straſſenperſonale der Leobſtraße, und das freiherrlich von Silbernagl'ſche Werksperſonale; den Schluß bildete die zweite Abtheilung der erwähnten Kompagnie. Böllerſalven begrüßten nun den Feſtzug als er ſich dem Beſtimmungsorte näherte, und es war herzergreifend die aus allen Theilen des Bezirkes herbeigeſtrömte Menge zu ſchauen, welche die am Saume des Waldes unter hohen Linden bekanntlich ſchön gelegene Kapelle und den zunächſt derſelben im Freien aufgeſtellten Altar andächtig umringte.

Nun wurden die in dieſer Zeit üblichen Jnitien feierlich geleſen, denen der Feſtzug folgte. Von den hiezu beſtimmt geweſenen Punkten zur Kapelle zurückgekehrt begaben ſich die Corporationen in das vor dem Altare aus grünen Reiſern erbaute, mit den öſterreichiſchen Landesfarben geſchmückte offene Zelt, während die weißgekleideten Mädchen mit der Schuljugend einen Halbkreis um dasſelbe bildeten, und die Mannſchaft des k. k. Feuergewehr-Fabriks-Detachements zum Spaliere antrat, worauf ein levitirtes Hochamt mit Te Deum abgehalten wurde, deſſen Hauptheile durch Gewehrſalven des Schützenkorps bezeichnet und von Böllerſchüßen erwidert wurden.

Nach beendetem Hochamte wurde vor dem an der Evangeliumſeite des Altars aufgeſtellten Bildniſſe Sr. k. k. apoſt. Majeſtät, welches mit Eichengewinden und mit Schleifen in den öſterr., bairiſchen und Landesfarben, die von weißgekleideten Mädchen getragen wurden, paſſend dekorirt war, mit Enthuſiasmus die Volkshymne geſungen; zwiſchen jeder Strophe aber ertönten die Jntraden der Muſik, Böller- und Gewehrſalven, ſo wie der Jubel der begeiſterten Menge, die dann unter klingendem Spiele wieder in die Ortſchaften zurückkehrte.

Digitized by Google

Der Mittag versammelte die gedachten Corporationen zu einem Festessen, bei welcher Gelegenheit der geachtete Herr Bezirks-Vorsteher einen sinnreichen Toast auf das Wohl unsers erhabenen ritterlichen Kaisers und das durchlauchtigste Kaiserhaus ausbrachte, dem ein zweiter von Seite des für die Angelegenheiten der Innung eifrig besorgten Innungskommissärs folgte, welcher im Namen der Meisterschaft den heissesten Dank für die Allerhöchste väterliche Huld und Fürsorge in rührender Weise aussprach, während zahlreiche Pöllerschüsse weit hin die Weihe des Augenblickes verkündeten; mit einem herzlichen „Hoch dem allverehrten hohen Landeschef!“ erhob sich die Gesellschaft, die sich am Abende wieder einfand, wo ein heiterer Tanz eine Nachfeier bildete, an der eine ungewöhnliche Menge von Tanzlustigen bis am frühen Morgen Theil nahm, und mit dem innigsten Wunsche schied, daß dieser Tag der Freude mit seiner hohen Bedeutung noch recht oft wiederkehren möge.

Miscelle.

(Ein Besuch der Akademie in München im März 1855.) Die Stadt des Königs Ludwig, welchen Namen sie wohl mit dem vollsten Rechte führt, hatte, seit ich sie kenne, und das sind wohl zwanzig Jahre, immer unendlich viel Sympatisches für mich. Der Genuß der reichen Kunstschätze, der ächt-deutsche Sinn, der dem unsern so sehr verwandte Volkskarakter machten meinen Aufenthalt dort stets zum angenehmsten, wenn auch das Interesse durch keine belebenden Reizmittel, wie im vorigen Jahre durch die Industrie-Ausstellung und ihre Zuhaten, noch erhöht wurde. Diesmal war ich freudiger Zeuge der Rückkehr des Gründers des neuen Münchens, und sah mit Befriedigung, mit welchem Enthusiasmus die Stadt es anerkennt, was sie dem hochsinnigen Fürsten zu danken hat, der so Großartiges, so wahrhaft Schönes geschaffen, aber zugleich mit so weiser Gebarung der Mittel, daß man meinen sollte, all das Herrliche hätte nichts gekostet. — Doch ich komme zu dem versprochenen Bericht über den Besuch der Akademie.

Mein verehrter Freund, der würdige Professor des Historienmalens, Schlotthauer, war mein freundlicher Führer durch die Vorhallen und Hallen des Kunsttempels. Es sei mir hier vergönnt, einige Worte über ihn selbst zu sagen. Schlotthauer hat seine hohe Befähigung zum selbstständigen Schaffen hinreichend bethätiget; als Beweis dieser führe ich nur seine Fresken in der Glyptothek und seinen herrlichen Christus an. Seit geraumer Zeit aber vom Lehramte zu sehr in Anspruch genommen, wurde es ihm unmöglich die Muße zu finden, selbst etwas auszuführen. Ich nun auch sein gegenwärtiges Wirken, die Heranbildung junger Talente, ein eben so verdienstvolles, welches ihm Mitund Nachwelt danken, ist er gleich ihrem durch seine Ruhe, Geduld und sein tiefes Verständniß ganz vorzüglich berufen, so kann ich doch nicht umhin zu bedauern und gerüg das ganze kunstsinnige Publikum mit mir, daß er nicht den Lehrer und den schaffenden Künstler vereinen kann, und daß wir um seine Schöpfungen durch vereklirt werden.

Wir betraten zuerst die Malerschule, wo ich manche bedeutende historische Bilder sah, namentlich religiöse. Als vorzüglich führe ich hier einen Cyrenger Michael an, welcher nach einem lebenden Modelle gemalt wurde; eine kleine bereits fertige Madonna, endlich jenen Moment aus der Gefangenschaft Josephs, wo Kaiser Ferdinand II. den Betrug seines Kanzlers und die drabsichtige Bezahlung entdeckt. Letztern Gegenstand haben wir auch, mir scheint im vorigen Jahre, in der Ausstellung in Klagenfurt; die Ausführung jenes Schülers schien mir jedoch, obschon das Gemälde noch unvollendet, die bei weitem gelungenere. — Wir sahen hierauf unsere Wanderung zu den Ateliers der Professoren fort und begannen dieselben mit einigen gemüthlichen Wiener Schwind. Dieser ist gegenwärtig mit seinen Arbeiten für die Wartburg beschäftiget, die er im Winter entwirft, und im Sommer an Ort und Stelle al Fresco ausführt. Hier sah ich die Zeichnungen für die Fresken, welche das Leben der hl. Elisabeth darstellen, die in einem Cerridor ausgeführt werden. Vorzüglich schön darunter ist folgende: Die Heilige begegnet mit einem Korbe voll Lebensmittel für die Nothleidenden dem von der Jagd heimkehrenden Gemal. Dieser fragt sie unwirsch, was sie im Korbe verbergt, worauf sie antwortet, es seien Rosen. Er öffnet ungläubig den Korb, da geschieht das Wunder, daß sich die Lebensmittel in Rosen verwandeln; so wird auch die Nothdürftige der Heiligen zur Wohrheit. — Liebenswürdig ist der religiöse Kindvaseinus, mit welchem Schwind sich die artistische Verherrlichung des Lebens der Heiligen auf dem Schauplatze ihres Wirkens zur Aufgabe gemacht mitten im protestantischen Lande, auf der Burg, die auch durch Luther berühmt geworden. Nicht wenig mag zu diesem schönen Eifer beigragen, daß es zu die Heilige ist, die unserer Kaiserin den Namen gegeben. — Außerdem bewunderte ich den Entwurf des Sängerkrieges, welcher auf einer Wand desselben Saales der Wartburg ausgeführt werden soll, in welchem der Sängerkrieg Statt fand. Es würde zu weit führen, das großartige Gemälde, zu analysiren, daher nur so viel, daß sowohl Gruppen als Einzelnfiguren voll Kühnheit, Leben und Schönheit sind. Wir verließen den wackern Schwind, der sowohl als Künstler, wie als Mensch mein hohes Interesse erregt hatte, und besuchten Professor Schraudolf. Hier war der Entwurf eines großen Gemäldes, für das in der Maxenstraße zu erbauende Absenäum bestimmt, die Geburt Christi vorstellend, zu sehen. Es wird eine herrliche Zierde dieses Gebäudes seyn. Ferner betrachtete ich mit großer Befriedigung die wundervoll in Farben ausgeführten kleinen Skizzen der von Schraudolf im Dome zu Speyer in Auftrag des Königs Ludwig gemalten Fresken, die wohl sehr zum Besuche dieses in neuester Zeit restaurirten Bauwerkes einladen. Diese kleinen Gemälde waren ein herrlicher Schmuck einer Haustapete. Wir besichtigten unsere Lebensreisen beim Direktor Kaulbach. Kaulbach hat zu große Epoche in der neuen Kunstgeschichte gemacht, daß der Besuch seines Ateliers so wie die geistreiche Persönlichkeit des seingebildeten Nordeuschen nicht vom höchsten Interesse für jeden Kunstfreund sein sollte. Ich sah bei ihm ein höchst genialen Porträt, und den Entwurf seines zunächst für das neue Museum in Berlin zu vollendenden Bildes: die Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer. Kaulbach hat es unternommen, daselbst die Weltgeschichte in sechs Bildern symbolisch darzustellen, wovon jedes 20 Fuß hoch und 24 Fuß breit. Der Berliner Correspondent der Gutzlow'schen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ äußert sich in der Beschreibung des neuen Museum's darüber wie folgt: „Sobald Sie die Treppe zur rechten Hand emporgestiegen, rufen Sie: „Ach! denn es zeigt sich ihren Blicken etwas, das Sie memenlan verschlingt. Sie stehen vor der Weltgeschichte in sechs Aufzügen von Kaulbach; sein Wunder wenn Ihnen der Athem vergeht, denn „Sie stehen nicht nur den geschichtlichen Inhalt vor 1850 Jahren, sondern vor 3800 Jahren in sechs Bildern drei sind echt fertig überschauen und verstehen.“

„Ich rühme mich guter gesunder Organe, aber so ohne Weiteres ist die Verdauung denn doch nicht bewerkstelliget, und soll ich Ihnen rathen und haben Sie Zeit, so theilen Sie den Genuß in drei verschiedene Mahlzeiten; nehmen Sie jedesmal nur ein Bild, aber gründlich. Die Intention des Künstlers ist also, wie ich Ihnen gesagt, allegorische Erzählung der Welt- und der Menschengeschichte in sechs Bildern zu geben.“

Die bereits Fertigen sind: der Fall Babel's (als Prämium des österreichischen Kunstvereines bekannt), die Blüthe Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems. Ueber dieses spricht sich der besagte Berliner-Correspondent folgender Massen aus: „Ein Witz voll hinreissendschöner Gestalten und Gruppen — aber so vieler, daß man „sie erst ordnen muß.“

Ueber die Skizzirt der Kaulbach'schen Bilder, namentlich einiger Gruppen, hat wohl noch Niemand abgesprochen. Ernst Förster sagt über sein Jerusalem (die Zerstörung durch die Römer): „Kann „denn jemand vorüber gehen, ohne den Genius dieses seltenen Menschen zu bewundern? Und an diesem Bilde hat Kaulbach malen gelernt! Und nun mache ihm einer von dem Bilde den Vorwurf, daß es es nicht klare, ebenlos, daß er nicht sehen male, oder belange sich, daß er ihm auch noch Gedanken gebe zu der Anschauung noch „der Bedeutung des auch ohne alle Bedeutung Schönen zu fragen! ꝛc.“

Der Vorwurf, der ihnen aber, und wohl nicht mit Unrecht, gemacht wird, und der sich in den angeführten Citaten auch nicht zu unterdrücken zwischen den Zeilen lesen läßt, ist die oft zu sehr Unverhältnißlich gesteigerte Verwerverheit, welche nur zu häufig das Herausfinden der einzelnen Schönheiten unendlich erschwert. Dieß gilt vorzüglich von seinen Fresken auf der Außenseite der neuen Pinakothek, die ohne Commentar, und zwar ohne ziemlich umständlichen, kaum auszufassen sind. Die Eroberung von Jerusalem dürfte dieser Vorwurf kaum mehr treffen. Dieß Gemälde ist viel einfacher und verständlicher und wird daher mit den übrigen 5 Aufzügen des großen symbolischen Geschichte-Drama's wohl der größte Schatz des neuen Museum's seyn. Der Raum dieser Blätter würde noch weniger die detaillirte Beschreibung desselben gestatten, als jenes Schwind's; nach dem Citat des Berliner Correspondenten und der bekannten Abrissen dem Falle Babel's und der Zerstörung Jerusalem's kann man sich die Idee bilden, was es werden solle. — Ich verließ mit höchster Befriedigung die Kaulbach'sche Ateliers, in der so wahrhaft Gediegenes geleistet wird und auch der künftigen Kunstwelt so viel erwarten läßt.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 19. Sonnabend, den 8. September. 1855.

I.

Bruchstücke zu einer Chronik der Klagenfurter Schießstätte.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

Großes Freyschiessen zu Klagenfurth 1559.*)

In Pfingstfeyertagen war die Zeit erwölt,
Das große Freyschiessen angestöllt.
Dazu gab allhier die Gemaine Stadt
Zwey und fünfzig Gulden zum Berath.
Man schuß ganz woll auf aller Böst
Der Schützen fein ain und sechzig gewöst.
Ein Tischler von Schwaz wohl besunen,
Hat die zwey und fünfzig Gulden gewunnen,
In diesem Schießen 15 Tag und nacht
Mit grossem Regenwetter zugebracht.

Großes Freyschiessen zu Klagenfurth 1571.

Ain herrliches Freyschiessen zu Clagenfurth
Am siebenden Mai gehalten wurd.
Ein Hundert Taller war das Böst
Ein Scherer von St. Pölten dabei gewöst.
Der schuß ganz unverdrossen,
Die hundert Thaler heraus geschossen.
Er trugs davon mit grossen Ehren,
Es war ihm nizer als Tuech scheren.
Ain Nachschiessen folgt daran
Das hielt Herr Landeshauptmann.
Herr Georg Khevenhiller daselbst gewest
Gab einen großen Ochsen schön und fest.
Der Schön-Pichler aus Oesterreich
Der schuß gar gerad und gleich.
In den Zargen ist er allzeit blieben
Hat den Ochsen haim getrieben.

Das große Freischiessen zu Klagenfurth 1608.

Als vor etlich zwanzig Jar.
Zu Grab auch ein Freyschiessen war
Da man in selben war ergötzt
Das Ehrn Kränzlein aufgesetzt **)
Der Stadt Klagenfurt mit guten Rath
Es wurde etwas gehalten spat
Die Stadt damals nicht ausgebauth
Freyschiessen zu halten nicht getrauth.
Nun aber ist es wohl bestöllt
Ein Compagnie sich zusammen gföllt
Und hielten mit einander Rath
Sagten starck von dieser That,
Wie sie es sollten greifen an,
Damit sie möchten mit Ehren bestan.
Ein Supplikation gar eben,
Einer ehrsamen Landschaft übergeben
Khein Müh und Arbeit war Inen leid;
Erlangten fürwahr gnädigen Bescheid.
100 Klagenfurter Dukaten bar
Legt ein Ehrsam Landschaft willig dar,
Sollen auf das Böst verbleiben,
Wie es steht im Ausschreiben.
Die Schießbrief schickt man bald zu Hand
In Fürsten Stödt und andere Land
Auch in das Land von Oesterreich,
In die Grafschaft Tirol desgleich.
Da ich den Schießbrief verlaß,
Darin fand ich geschrieben das;
Mit kurzen Worten vnd schönen Sitten,
Thuet man die Herrn bitten,
Daß keiner wollt ausbleiben
Sich richten nach dem Ausschreiben.
Dieser Stadt zu großen Ehren,
Es ziehen Herrne Schützen und Herren,
Aus Ober und Unterstewermarkt,
Reich vnd arm, schwach und starkh.
Aus andern fremden Landen gar eben
Sich gar freundlich anher begeben.
Am ersten September man ließ anschlagen
Die Herrn- vnd Schützen- anzeigen und sagen
Daß sie in einer Summen
Vor das Rathhaus sollen zusammen kummen
Nach Ordnung auf die Schießstatt gehen
Drey und drei bei einander stehen
Zween Pritschenmeister vnd den Lehn *)
Gingen alda vorn an
Alsdann drey Zieler mit drey Scheiben
24 Knaben wollten mit ausbleiben
2 rungen Fähnlein roth und weiß,
Landschaftfarb mit allen Fleiß.
Gelb und schwarz die andern führen,
Die Farb thät gemeiner Stadt gebühren.
Statthlither trugen die Lad gar schön
Landschaft und Stadt-Wappen daran.
Alsdan folgt nach diesem Zug,
Schützenschreiber Johann Pfleig
Drey Trummel und drey Pfeifer darneben
Mit lauten Schall sich erheben
Schützenmeister sämmten nicht lang
Vorher thetens einher gang

*) Aus des Paul Kerpig handschriftlicher Reimchronik.

**) Die Ueberreichung des Ehrenkranzes von einer Schützengesellschaft an eine auswärtige Stadt galt als Einladung zur Besitzgebung.

*) Pritschenmeister. Lustmacher der Schützengesellschaft in Harlequinskleidung, welche mit treffenden Versen und Reimen unterhielten, und jene Schützen, welche sich gegen die Schützenregeln vergingen, pritschten, d. i. mit der Pritsche, einem aus mehreren Holzblättern bestehenden, Geräusch machenden Instrumente rückwärts schlugen. Bei der Oper „der Freischütz" pflegt er vorzukommen.

Digitized by Google

Hernach die Schützen 3 und drey
Und drei Spielleut waren auch dabey.
Fähndrich wollt sich nicht saumb'
Er hieß Wolff Richtenbaumb.
Wohl geschwungen feinen Fahn
Der Landschaft und Stadtfarb daran,
Die Zahl noch weiters thut meren
Folgen wider Schützen und Herrn;
Nach Ordnung wie es sich gebührt
Man hat sie auf die Schießstadt geführt
Sein Empfangen in der Summ
Durch einen Oratorem Anth. praetorium.
Als dieses vorüber gewesen, ●
Den Schützenbrief hat man verlesen
Herrn und Schützen sich zusammen gesellt
Haben Siebner und Neuner*) erwöhlt.
Ein neues Gebäu man aufgerichtet hat
Darinnen solltens halten Rath.
Darob saßen viel Herrn und Frauen
Die dem löblichen Ritterspiel zuschauen
Pritschen-Meister auch mit Lust,
Angehenkt an ihrer Brust
Silbernes Schilt, ist übergult
Hat einer nur ein wenig verschuldt
Denselben gepeitscht und dazu glacht
Anders man es keinem gemacht.

— — — — — — —

Den 13. September die Ganzen**) gestochen
Zumb Beschluß mit Frenden gesprochen. —
Ich verkündige neue Mär.
Es hat der Erd gestrenge Herr
Christoff von Metnitz unverdrossen
Ins schwarze zum Nagel geschossen.
Ain Lautmann und Beysitzer des Rath
Ein alt adelich Geschlecht ohne Spott.
Hat die 100 Dukaten gewunnen
Thue ihms von Herzen vergunnen.
Dazu auch den besten Fahn
Der Landschaft Wappen daran
Das Lob hat er bey den alten Schützen
Das Mal hat er klint sein Gschoß nitzen.
Die Landschaft hierin viel spendirt
Die Schützen gar wohl hat man traktirt.
Den 14. September zu dieser Zeit,
Beim Bürgermeister Caspar Veith
Mit Wein und guten Speisen
All Ehr und Freid zu beweisen
Sie waren eines guten Muets
Wie man im Bschluß beim Schüssen thuet

— — — — — — —

Der Wind hat viel Schützen betrogen
Ihnen die Kugel auf die Seiten gezogen.
Vier und zwanzig Schuß hat es gelten
Hat oft manicher so gern gefolten
Der dieselben nit alle getroffen
Ist mir ein Schuß auf die Seiten gelosen.

*) So viel als Schützen-Gemmisäre.
**) Die keine Festschüsse gemacht, durften stechen, das ist um das Best in die Wette schießen.

Klagenfurter Zeitung vom 25. September 1786.

Ihro K. K. H. die Durchl. Fr. Erzherzogin Maria Anna geruhten der hiesigen Schützengesellschaft ein Freischüssen allergnädigst auszusetzen: Das erste Best bestand in einer großen silbernen Tazze, einer großen Kaffeh- sammt Milchkanne von Silber, das zweite in 6 silbernen Messern, Gabeln und Löffel, auf dem Schleck war das Best zwei fein ausgearbeitete silberne Leichter. Den 17. Mittags wurden die Beste unter Begleitung der türkischen Musik durch die Stadt in das Schützhaus getragen, wo sodann des Schüssen seinen Anfang nahm, zu dem sich über 160 Schützen von allen benachbarten Ländern einfanden; täglich ward Nachmittag mit türkischer und der löbl. alwinzischen Regimentsmusik abgewechselt, wobei sich auch J. K. Hoh. die Durchl. Frau Erzherzogin einzufinden geruhten. Den 20. Abends ward das Schüssen geendet, bei Abnehmen der Scheibe wurden zwei eigens aufgeführte Kanonen gelöset. Das Hauptbest erhielt Hr. Leopold Praschkewitz, Provisor der Pfarre Flattach. Das zweite Hr. Scherian, Handelsmann zu Völkermarkt. Das Schleckbest aber der Hr. Kaplan zu Maria Gail.

Hr. Scherian als zweiter Bestzieher drückte seine Freude über seinen Gewinn in folgenden Versen aus:

O welch ein Glück! da ich 6 Paar der Silberstücke
Den Messern, Gabeln und von Löseln nun erblicke
Im schönsten Futeral! dieses alles ist nun mein,
Und wird so lang ich leb, mein größtes Kleinod seyn.
Sie kommen von der Frau, der besten unserer Fluren;
Sind Zeugen ihrer Huld und ihrer Gnaden Spuren.
Ja von dem Achzehnten, bis zu dem Zwanzigsten
Dies Monats komm ich mich als besten Schützen sehen.
Bald hätt mein schnelles Bley den ersten Preis errungen,
Doch ein gefalkter Arm hat mir ihn abgedrungen.

Beiträge zur heimathlichen Sitten-Geschichte.*)

Wie Khevenhiller in seiner Selbstbiographie zum Jahre 1614 erzählt, begegnete es ihm während seines Aufenthaltes zu Salzburg, daß, als er am 9. October von dort abreisen wollte, seine Begleiter, die Herren von Fraunberg, Hanns von Ranzau, Karl und Hannibal von Khünburg so stark tranken, daß er, um sie nicht zurück zu lassen, erst den folgenden Tag seine Reise fortsetzen konnte. Mit dieser Trinkwuth standen Duelle, Todtschläge in nächster Verbindung. Khevitz in seiner Klagenfurter Chronik erzählt uns zwei solche daselbst ergebene Fälle, wo nämlich im Jahre 1603 Otto von Liechtenstein einen Fuhrmann und zwei Jahre später Daniel von Deutenhofen den Bürgersohn Perner auf einem Hochzeitstanze erdolchte. Wenn solche Gewohnheiten unter den Gebildeteren eingerissen hatten, kann man es denken, daß auch der gemeine Mann, wo es seine Mittel erlaubten, nicht zurückblieb. Indessen die Noth des dreißigjährigen Krieges schuf ganz neue Uebel, erzeugte eine Verwilderung, welche alle Bande löste, indem Hunger, furchtbare Geltnoth, eine Unzahl abgedankter dienstunfähiger Soldaten, Vagabunden und Bettler Raub, Mord, Diebstahl, alle Gattungen Betrug und Falschmünzerei verbreiteten. In dieser schrecklichen, vielfach auch herrenlosen Zeit, da die bewaffnete Macht auswärts beschäftigt war, artete der Volksglaube in jenen Aberglauben aus, der in der Noth allenthalben Hilfe sucht, nicht blos im Gebethe, welches gedultige vertrauungsvolle Hingebung lehrt, sondern durch Zauberkünste, ja selbst durch den Beistand des Satans. Zigeuner und Kriegsleute verbreiteten das Nach-

*) Aus dem 2ten Hefte des II. Bandes des Handbuches der Geschichte des Herzogthumes Kärnten von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit; von Heinrich Hermann, — mit Genehmigung des Herrn Verfassers mitgetheilt.

Digitized by Google

sehen und Deuten aus den Händen und Karten, alle Gattungen Teufelsbannerei und Schatzgräberei. Wallenstein berieth mit seinem Seni die Gestirne, und der gemeine Mann lernte aus seinen Kalendern den Sinn der 12 Thierzeichen, die noch zur Schande unseres Jahrhunderts in den Kalendern figurieren, die bösen und guten Tage, sah sich dem Einflusse der Gestirne, der Magie, allen den Künsten der alten Weiber, Abdecker, Scharfrichter und wie diese unheimlichen oder nur als solche geglaubten Wesen alle hießen, bloßgestellt; daher jene furchtbare Hexenjagd noch mit Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts, die so viele unter das Schwert und auf den Scheiterhaufen, brachte. War doch Herzog Johann Friedrich von Weimar, Gustav Adolfs Glaubensgenosse, ein allgemein berufener Verbündeter des Satans und starb nach schauderhaften Thaten durch unbekannte Hand verwundet in seinem Kerker; glaubte nicht auch Pappenheim, daß ein Hauptmann der aufständischen Bauern in Oberösterreich die Kunst inne hatte, selbst Stückkugeln schadlos von seiner Brust abprallen zu machen; war nicht der Glaube, sich gegen Schuß und Stich festmachen zu können, in den beiderseitigen Heeren des dreißigjährigen Krieges verbreitet!

Bei der dort herrschenden grausenhaften Noth, wo die Knappen von Hüttenberg bis gegen Klagenfurt raubend und bei Widerstand mordend streiften und die Klagenfurter Bürger die nachbarlichen Bauernwohnungen plünderten, um den rasenden Hunger zu stillen; wo nicht nur am Rheine, am Main und am Nekar, sondern selbst nach Sagen in unsern Gegenden Menschenfleisch in abgelegenen Wirthshäusern, während dort öffentlich, hier im Geheimen und in allerlei Gestalten aufgetischt wurde, wie konnte wohl das Gefühl der Menschlichkeit, der Nächstenliebe und des Rechtsinns erstarken? Die Bevölkerung artete zum großen Theile in eine Meute von Missethätern aus und die Monumente davon, redender als alle Blätter der Geschichte, sind die vielen Hochgerichte, wenn auch dermalen vielfach in fast kaum mehr kenntlichen Ruinen. Der westphälische Friede gab dem zerfleischten Deutschland zwar seine Einheit nimmer, aber er steuerte doch der gänzlichen Verödung des Landes, der äußersten Entartung der Sitten. Bei diesem Elende boten noch die mehreren Städte und Märkte, Edelsitze, Klöster und geistliche Residenzen Asyle für die Armuth; des Glaubens mächtiges Wort stärkte noch die Bessern des Volkes, und in den Heilmitteln der Religion fand der sonst Hilf- und Rathlose die Hoffnung einer bessern Zukunft. Wir finden die Beweise davon in den nicht so seltenen Stiftungen für Arme und Spitäler auch jener Zeit. — —

Wenn die Kleidertracht dem Charakter des Volkes den lebendigen Ausdruck gibt, den Wohlstand, die Bildung, so wie anderer Seits die moralische Schwäche und den Mangel an nationaler Selbstständigkeit zur Schau trägt, dürfen wir nicht ermangeln, auch diesen Faktor in der Sitten- und Kulturgeschichte unserer Heimath während der Reformationsperiode von 1518 — 1648 zu würdigen. Nach dem alten Sprichwort: „An des Königs Beispiel hält sich die Welt," war es natürlich, daß mit dem Herüberkommen der spanischen Prinzen des habsburgischen Hauses, mit Karl V. und Ferdinand I., in der Hofhaltung, in Gebräuchen und Sitten, folglich auch in der Kleidung eine neue Aera anfing. Unter Kaiser Maximilian hatte neben dem Deutschen auch das Niederländisch-Burgundische seinen Platz behauptet, als mit seinen Enkeln das Spanische mit voller Berechtigung eintrat. Wie in Kärnten die reichen Spanier Salamanka sich festsaßt machten und an Ferdinand I. Hof sich die spanische Grandezza niederließ, verschwand die frühere süddeutsche schwäbisch-schweizerische Tracht: die weiten Pluderhosen, der schwäbische spitze Hut, die weiten Wämser. Die spanischen engen Beinkleider, die Mantillas und fest anschließenden Unterwämser traten an die Stelle jener; die nur hie und da als Zierde angewendeten und der Bequemlichkeit zusagenden Schlitze an den Gliederbiegungen dienten sowohl dieser als der Zierde; spanische Casquette und Barette, kleine derlei Hüte mit einigem Federschmuck nahm man zu Kopfbedeckungen, so wie goldene Ketten und Sporen die hohe Geburt des Mannes und Medaillen sein Verdienst ankündeten. Die Frauen trugen mit diesem Geschmacke übereinstimmend ingleichen enge Kleider mit weiten Ueberwürfen und Mantillen, spanische Hauben, und waren ausgestattet mit goldenen Gehängen und Ketten. Brüstlerspitzen wurden von beiden Geschlechtern zu Halskrägen verwendet und überaus zierliche und übereinander geschlungene Halskrausen gehörten zu dem Putze jener Zeit; dafür waren die alt-deutschen Schleier verschwunden. Die Vollbärte der Männer verschwanden und machten den spanischen Schnurr- und Knebelbärten Platz. Diese Trachten und Moden verbreiteten sich immer mehr auch unter dem Bürgerstande, und Erzherzog Karl sah sich in der Lage, in seiner Polizei-Ordnung vom Jahre 1578 eine eigene Kleiderordnung aufzustellen, welche sich vom gemeinen Bauernmann bis auf den Grafenstand erstreckte und nicht sowohl die Art der Kleider und ihren Zuschnitt regelte, als die anzuwendenden Stoffe und die Verzierung mit Silber, Gold und Perlen beschränkte. In der Periode des dreißigjährigen Krieges machte sich, wie mit dem Siege, so auch in der Tracht das Schwedische, wenn auch vorübergehend, geltend. Leberne Goller mit geschoppten leinenen Aermeln, einfache breit abfallende Halskrägen, hohe gelblederne Reitstiefeln, weite auf einer Seite etwas aufgeschlagene Schwedenhüte, mit und ohne wallenden Sträußen und Federn, verdrängten nach und nach die spanische Tracht. Die Haare wurden herabwallend getragen und auch die Stirne theilweise bedeckt, manches Mal ganz zurückgestrichen. Dieses galt auch beim weiblichen Geschlechte, welches die hoch an der Brust abgeheilte spanische Kleidung in eine mehr lange Taille veränderte und den Kopf frei und auf obige Art frisirt trug. Bei Hof blieb zwar spanische Etiquette; aber im Allgemeinen vertauschte man die kurzen spanischen mit langen Mänteln und die militärischen ledernen Goller verwandelten sich in tüchene Röcke. So charakterisirte sich die deutsche Nachahmungssucht in diesem Aneignen fremder Tracht und damit auch die traurige Neigung der Deutschen, mit Hintansetzung des Nationalen sich, so wie fremder Herrschaft, Gesetzen und Anschauungen, auch fremden Moden unterzuordnen. Der ganz gemeine Mann war indessen bei seiner volksthümlichen Tracht geblieben, eben so bei seinen Ansichten, Sitten und seiner alten Lebensweise, und somit lag hier der Kern des Volkes.

Es wäre zu weitläufig, die Hoffeste dieser Periode in der Ausdehnung auf derlei Ergebnisse der regierenden Familien zu beschreiben, wir können uns nur auf die in Innerösterreich von 1563 bis 1638 residirende Linie des Hauses Habsburg und auf jene Feste beschränken, an denen Kärntens Edle theilnahmen. Sie geben uns ein lebendiges Bild der Hoffitten, des Geschmacks und der Vergnügungsarten, und sohin einen Maßstab der ästhetischen Bildung jener Zeit: ihre Gabe, Wissenschaft und Kunst zum Ausdruck einer erhöhten Lust anzuwenden. Eine solche Gelegenheit war insonderheit die Vermälung Erzherzogs Karl II. mit der Prinzessin Maria von Baiern. Sie wurde in Wien den 26. August 1571 gefeiert. Der Glanzpunkt des Festes war der am Platze der gegenwärtigen Leopoldstadt vorgerichtete Hain mit einem Berge im Hintergrunde, inner welchem in Gegenwart aller der erle-

Digitized by Google

senen Zuschauer eine grosartige Allegorie dargestellt wurde, wobei ein grosser Theil der Götterwelt und die verschiedenen Länder und Flüsse darstellende allegorische Figuren auftraten. Nachdem selbst König Artus mit seiner Tafelrunde erschienen war und das Ganze sinnreich zu Ehren des Brautpaares geendet hatte, wurde das Ringelrennen abgehalten. Zwei Tage darauf folgte das eben so glänzende Pferde-, und dann am 6. das Fusturnier. Bei der Ankunft des hohen Ehepaares zu Gratz wiederholten sich die Festlichkeiten, doch nichts fiel so sehr auf, als das von den kärntnerischen Ständen veranstaltete und durch Italiener ausgeführte Lustfeuerwerk, wo Leute, Waffen, Schiffe und Wasser in Feuer erglänzten. Sowohl bei dieser Gelegenheit als bei sonstigen Hoffesten, welche der Erzherzoge Vorliebe für Musik zu erhöhen wusste, waren nebst solch' allegorischen Aufzügen, Turnieren und Feuerwerken, im Innern der Burg Tänze aufgeführt, theils wie sie uns Khevenhiller in seiner Selbstbiographie schildert, mit Masken, wo Erelmaken, worunter er selbst war, Windlichter vortrugen, theils waren es italienische Tänze, wie der Mascare, Matozino u. a. m. Es war damals noch alles im italienischen Zuschnitte: Musik, Malerei, Spiele und Tänze, Feuerwerke und Maskeraden, nur italienische Exercitien, Musik und Tanzmeister, durchaus noch keine Franzosen. Eine Hauptunterhaltung des Hofes wie des Adels, der obige Festlichkeiten bei gegebener Gelegenheit, besonders bei Vermählungen, wo jeder Landstand seine Mitstände lud und aus dem Gremium ein Mitglied mit einem Ehrengeschenke der Landschaft abgefendet zu werden pflegte, im Kleinen nachahmte, war die Jagd. Erzherzog Karl wie sein Sohn Ferdinand waren leidenschaftliche Jagdfreunde. Briefe der Erzherzoge Max, Karl und Ferdinand, welche wir im Archive zu Osterwitz aus dem Nachlasse des Obristhofmeisters Grafen Georg von Khevenhiller einzusehen in der Lage waren, enthalten grösstentheils Mittheilungen über Jagdergebnisse, untermischt mit Klagen über das in der Familie einheimische Gichtübel, dem man dadurch am ehesten zu steuern hoffte.

Der Adel, noch mehr die erzherzoglichen Forstbeamten, übertrieben, gegen des Erzherzogs Befehl, die Fürsorge für das edle Waidwerk und die Strenge gegen Wilddiebstahl und die oft so nothwendige Abwehre ob des Wildschadens. Die Landleute wurden zu lästigen Jagdfrohnden gezwungen. Das machte böses Blut, und die Fürsten thaten alles, um hier der Willkühr und Ueberspannung Einhalt zu thun. Oft begab es sich, daß die Erzherzoge selbst in ungekannter Waidmannstracht von der Vollführung ihrer Befehle Kenntniß nahmen, die Klagen des Landmannes anhörten und strenge Strafen gegen die Uebertreter verfügten. Ein steirischer Edler erschien einst vor dem Erzherzoge in hirschledernen Hosen, ganz gegen die Hoftitte; er entschuldigte sich damit, sie seien sein kostbarstes Kleidungsstück, denn sie hätten ihm 100 Ducaten gekostet; er meinte die wegen ordnungswidriger Erlegung ihm aufgelegte Geldstrafe. In späterer Zeit verbot der Erzherzog die Erlegung des Wildes, besonders in der Gegend seines Jagdschlosses Dobel, und es wurde eine gedruckte Verordnung dießfalls vertheilt. Ein lustiger Rittersmann, der die Bauern ganz verblüfft das Mandat, welches einer aus ihnen in einer Schenke verlas, mustern sah, erklärte ihnen die vor der Unterschrift stehenden Buchstaben L. S. mit dem, der Erzherzog meine es nicht so, sondern trage dadurch verblümt dem Landeshauptmanne auf: „Laß Schießen!“ Die Bauern schossen, wurden eingesperrt, und entschuldigten sich mit jener Auslegung des freilich unbefugten Rechtsanwaltes.

Miscellen.

(Todtenfeier.) Dem Andenken **Jakob Ritters v. Stück**, des allverehrten, bei uns beinnhe gewordenen, als Richter und als Mensch gleich ausgezeichneten, 1854 hier verstorbenen Landesgerichts-Präsidenten, weihten die hiesigen, zu so frommen Zwecke in gleicher Liebe vereinten Kunstfreunde die schönste Leistung ihrer Musikkunst durch die seit vielleicht 20 Jahren hier nicht gehörte Darstellung von Mozart's unsterblichen Requiem. Die Räume des akustisch günstigen Domes füllten sich am letzten August beim Todtenamte, welches die früher unter Leitung des Dahingeschiedenen gestandene hiesige Jagdgesellschaft veranlasste, mit Andächtigen aller Stände, an deren Spitze corporativ die Landesregierung und unser Gerichtshof. Jedes Gemüth, in den tiefsten Falten durch die Zaubermacht klassischer Musik erbebend, wendete sich mit frommen Gedanken an den Verewigten und an den allerschönsten Geber alles Edlen und Schönen in erhabener Feier.

Nach diesem Gesagten ist es kein gewagter Sprung, auch die Kunstproduktion als solche zu besprechen; denn deutsche Kunst ist heilig und ewig, und in der Weit der Töne offenbart sich am meisten, tiefsten, ahnungsvollst die Unendlichkeit und Grösse Gottes, so weit das Menschengemüth es erfassen mag und namentlich Mozart's Requiem erhebt, erschüttert das Herz vor jedem andern Requiem; — ist es doch der Schwanengesang des ersten Meisters, dessen Hand im Todeskampfe erstarrte, ehe sie denselben niedergeschrieben. Wohl ist der romantische Schimmer der über dem Geheimnisse der Entstehung dieses Requiems waltete, vor den Enthüllungen der Biographen zum Theil geschwunden; wohl ist's bekannt, wer der Besteller des Requiems und dadurch der Retter aus bitterer Noth des deutschen Tondichters gewesen; doch immer bleibt es romantisch, erschütternd, daß der nervös aufgeregte, schwerkranke Mozart im geheimnissvollen schwarzgekleideten, das Werk stets betreibenden Kammerdiener ein unheimliches Wesen, der Bestellung wie Mahnung an den eigenen Tod, Bestellung eigenen Todesliedes betrachtet habe — und um so theurer wird jedem deutschen Gemüthe dieser Schwanengesang, obzwar viele Lücken erst durch Mozart's Schüler Süssmayer und nicht immer ganz im Geiste des Meisters ausgefüllt worden mussten.

Die Aufführung ließ wenig zu wünschen übrig; sie war um so überraschender, da wir keine sesshaftere Kirchenmusik besitzen und diese hier nur improvisirt war; darum waren ein Paar Achillesfersen der Instrumentalisten namentlich erklärlich, übrigens nur dem Kenner des Requiems bemerkbar; einige Solostellen trugen etwas theatralische Färbung, das Ganze aber war zufriedenstellend, für unsere Verhältnisse überraschend, einzelne Nummern wurden tadellos durchgeführt, und darum gebührt sich zu den frommen Gefühlen der Hörer auch das ihres Dankes an alle Mitwirkenden, an den für Vereduug unserer Musikzustände so consequent als erfolgreich thätigen Herrn Caspar Harm, welcher das Studium und die Produktion des Requiems mit klarem Geiste und feinstem Schönheitsgefühle leitete.

(Industrielle Verwerthung des Holzes.) Nicht unbedeutende Massen von Holz werden schon im Gebirge des Böhmerwaldes durch verschiedene Industriezweige aufgearbeitet, vor allem zu Zündhölzchen und Resonanzholz. Die Zündholz-Fabriken von Fürth in Goldenkron bei Krumau und in Schüttenhofen verarbeiten jährlich viele 100 Klafter Holz. Anderdem werden an vielen Punkten Zündholzstäbe geschnitten oder eigentlich gehobelt, die dann nach Wien gehen, um durch die Kunst des Herrn Pollak salonfähig zu werden. Zu Zündhölzchen müssen die schönsten Scheiter mit geradlinigter Holzfaser ausgesucht werden. Rechnet man, daß ein Stück 30pölligen Holzes 72,000 Hölzchen gibt, eine Klafter Holz mit 75 Cubikfuß aber 200 Scheiter hat, so liefert eine Klafter Holz 14,400,000 Hölzchen, die als Zündhölzchen 1152 fl. C. M. kosten, wenn ein Kasten Zündhölzchen mit 50 Schachteln, zu je 50 Stück, 12 Kreuzer kostet. Die Klafter ausgesuchten Zündhölzchenholzes oder kostet 11 fl. C. M. Dauch würde die grösste Böhmerwaldtanne mit 30 Klaftern, angenommen, daß alles zu Zündhölzchen verarbeitet werden könnte, 432 Millionen Zündhölzchen geben, und ihre Holzmasse hätten dieser Form einen Werth von 34,560 fl. C. M. — (Hochstetter.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 20. Sonnabend, den 15. September. 1855.

Leb' wohl du meine Jugend!*)

(Von Carl v. Heltei.)

Es brausen wilde Stürme, die Sterne sind verhüllt,
Es zucken rothe Blitze und dumpfer Donner brüllt; —
Der Elemente Aufruhr kommt nicht dem Aufruhr gleich,
Der wüthend sich erheben im tiefverdorbnen Reich.

O bange Nacht des Schauders! Der Herrscher ist erkannt,
Der Völker will regieren, der Thron erbebt und wankt;
Auch in den fürsten Seelen gewinnt der Zweifel Raum,
Und wenn man wagen wollte, zu hoffen, wagt man kaum.

Sie rennen durcheinander wie Thoren, Jung und Alt;
Wer ist nun Herr und Meister? wer leitet die Gewalt?
Wer trägt die goldne Krone auf dem gewichten Haupt?
Wer schwingt das heil'ge Scepter, deren's der Frevel raubt?

Und jede Stunde bringet und jede Stunde drängt;
Je tiefer Welk' an Welke herab vom Himmel hängt,
Je kaltender im Donner das Wetter lebt und kracht,
Um beste hoffnungsloser verstummt sich die Nacht.

Der Vater und die Mutter berufen ihren Sohn:
„Du, für den Thron geboren, bestieg' ihn heut' den Thron!
„Wir seh'n in Dir o Jüngling das letzte Heil und Glück,
„Ergreife Du das Scepter, wir treten gern zurück."

O Eltern, liebe Eltern, sagt an, was ferret ihr?
Schaut uns euch, wie es tobet! Begehret ihr von mir
Ich soll das Scepter führen im Kampf' gen Wuth und Spott?
Ich, meine theuren Eltern? „Für Vaterland und Gott"

„Ergreif es! Keine Rettung wie nur durch Dich allein,
„Wer brav als Sohn gewesen, wird brav als Kaiser sein.
„Wir Eltern wissen beide, was edles Wollen kann
„In Deiner kräft'gen Seele. Sei Kaiser, werde Mann!"

„Der Aufruhr ist im Wachsen, ihn hemmt kein mildes Wort,
„Er reißt in seinen Wogen auch mach'ge Leute fort;
„Er saugt mit trunkner Lockung auch manches treue Herz
„Und zerrt es zum Verrathe banghaschwindelnd niederwärts."

„Die Welt ist aus den Fugen, der Abgrund gähnet tief;
„Versuch ihn aufzufüllen! Du, den Geburt berief.
„Das Vaterland zu retten, bleibt jedes Opfer klein;
„Wir bringen Dich zum Opfer, das größte mag es seyn."

„Und geh'n wir unter rennend vereint o Sohn, mit Dir!
„Wir leben ja zusammen, zusammen sterben wir.
„Die Eltern mit den Söhnen, wie alle Hand in Hand!
„Wir leben oder sterben doch nur für's Vaterland."

Für's Vaterland zu sterben, für meinen Ihnen Thron,
Wär' mir die höchste Ehre, wär mir der schönste Lohn.
Wähnt nie, ich könne fürchten den Tod? ihn fürcht ich nicht!
Ich fürchte nur zu tragen solch ungeheure Pflicht.

Ich bin so jung, ihr Eltern, die Jugend ist so hold,
Mein Haar mit Rosen schmücken hab' lächelnd ich gewollt;
Den Lenz wollt' ich genießen, die süße Blüthenzeit,
Der Frühling weht so duftig, die Ferne ist so weit,

Ich meinte luftumwunden durch Auen jung und grün? —
Soll's gelten, will ich kämpfen, ein Ritter frei und kühn,
Will fahren als ein Ritter und als ein Fürst mein Schwert,
Dem Vaterland zu dienen, und meiner Ahnen werth.

Dazu fühl' ich die Neigung, ja die Begeisterung;
Für Land und Thron zu sterben war nie ein Fürst zu jung.
Doch Thron und Land beherrschen? — Ihr Eltern, welchen Wust
Von Gram und heißen Sorgen wälzt ihr auf meine Brust?

Besorch hab' ich Gebrechen als frommer Sohn gelernt,
Um seines Haares Breite mich je davon entfernt.
Ich will auch drauf gehorchen, gern, willig, unverzagt,
Will einer Kaiser werden. Es sei wie ihr gesagt.

Die Eltern seh'n zum Segen empor, so treu gesinnt
Für ihren jungen Kaiser, für das geliebte Kind;
Sie geh'n, dem ew'gen Himmel Dank und Gebet zu weih'n,
Sie geh'n, ihn still umarmend; der Jüngling bleibt allein.

Und wirft sich auf sein Lager. Vielleicht zum letztenmahl
Darf ich den Schlummer suchen nach eigner freier Wahl,
Noch trag' ich nicht die Bürde der höchsten Herrschermacht,
Heut' noch gib sanfte Träume, trotz böser Stürme — Nacht!

Heut' laß mich noch genießen die kummerlose Ruh'
Der unbelesten Jugend! Drück mir die Augen zu
Du Schlaf, den Kinder schlafen, die vor der Mutter Brust,
Erwachen tatelich heiter zu immer neuer Lust.

Da stellt mir leichten Schwingen ein Engel schön und rein
Sich an des Schläfers Lager nun singt ihn lieblich ein
Und führt ihm bunte Bilder in süchtigen Träumen vor,
Und lispelt zarte Lieder dem Träumenden in's Ohr.

Von goldgezierten Sälen, von weicher Pracht und Glanz,
Von ungeahnten Festen, von Menschenspiel und Tanz,
Von Allem, was die Fülle des Reichthums nur beschert,
Wonach in jüngern Jahren des Menschen Sinn begehrt.

Der Jüngling spricht: ich kenne die Lieder, die du singst.
Die Blumenketten kenn' ich, worein du Viele schlingst;
Auch ich hab' oft geahnet den Klang der Meloren;
Sie könnte mir gefallen? — doch damit ist's vorbei.

Nun gilt es andere Siele, nun gilt es Gut und Blut,
Nun gilt es Wunden schlagen, sie heilen wieder gut!
Nun gilt es Herrscher werden und bleiben! — Fahre hin
Mit deinen Freuden, Jugend, hinweg ich Kaiser bin.

Mag in der niedern Hütte, bekacht von Schilf und Stroh,
Der Aermste sorglos scherzen mit seiner Jugend froh,
Mag er an ihrer Seite beglückt durch Maigel geh'n, —
Er hat für sich zu denken, — ich muß für Ann're seh'n.

Ich bin zum Mann geworden, zum reifen, kurz Ein Wort;
Auf meinem Haupte laßet die Krone fest und fort.
Mein Wort hab' ich gegeben, ein Kaiserwort wiegt schwer;
Leb' wohl du meine Jugend, wir seh'n uns nimmermehr.

Für dich darf ich nicht leben, ich leb' nicht mehr für mich,
Für Millionen leb' ich, die trennen mich und dich;
Zwar nennen sie mich herrscher, — die Menschen wissen nicht,
Um was sie uns beneiden? — O schwere Herrscherpflicht!

*) Geschrieben im August 1852.

Digitized by Google

Empörung wert' ich dämpfen, teß bürget mir mein Heer,
Unwürge zu besiegen, wird einiger Kraft nicht schwer.
Wie ich ein Thron gefallen, wenn der, so ihn besaß,
Nicht seines guten Rechtes wie seiner Pflicht vergaß.

Empörung wert' ich dämpfen, doch was ich dann erreicht?
Dann erst beginnt mein Wirken, bei Gott es ich nicht leicht:
Mein Werk hab' ich gegeben, ein Kaiserwort wiegt schwer,
Leb' wohl, zu meine Jugend, wir sehn uns nimmermehr!

Der Engel senkt die Schwingen, sein mädchenhaft Gesicht
Gewinnt ein männlich' Ansehn und Minnen von Gewicht,
In seinen Augen lampfen sie feuergr Stolz wie Schmerz,
Er beugt weinend nieder das Haupt aufs Jünglings-Herz

So heiget Du mich scheiden, Du Lehner junger Held?
Willst ohne mich durchwandeln die Pfade Deiner Welt?
Willst, ohne Pflicht gehorsam und Demuth Wort gerern
Die Jugend nicht genießen? Und fühlst keine Reu'?

Du hast mich seregatenet, – noch nicht auf immerar
Was ich Dir war verfüre, wie Zukunft macht es wahr.
Ich folge Deinen Schritten durch weiter Länder Kreis,
Ich rück auf Deinen Tritten viel Blätter Dir zum Preis.

Ich flechte Dir mit Ruhmen den grünen Kranz daraus,
Ich schwöre um die Jahre des großen Staates-Baus,
Und während Du gewaltig, ein Mann, der Männer sticht,
Bleibt Jugend Dir erhalten, Dir treu, und älterst nicht.

Es wird die Stunde schlagen, da Du mit hellem Blick
Des Bau's Vollendung schauest dann darfst danken dem Geschick.
Dann kehrt auch heim meine Jugend und umlaubt
Mit jenem grünen Kranz die Kron' auf Deinem Haupt.

Beiträge zur heimathlichen Sitten-Geschichte.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Die Krone der bürgerlichen Unterhaltungen, denn an den anderen beschriebenen, außer dem Tanze bei Hochzeiten von feines Gleichen, durfte der Bürger damals nicht Antheil nehmen, war und blieb durch das sechzehnte und theilweise das siebzehnte Jahrhundert das Scheibenschießen mit Stacheln oder Armbrust, in der Folge jedoch durchaus mit gezogenen Gewehren und dem deutschen oder Radschlosse. Die Klagenfurter Chronik des Paul Kezig widmet der Beschreibung der Freischießen die längsten Kapitel. Sie dauerten oft acht Tage, die Einladungen der Besitzer der Stände oder der betreffenden Stadtgemeinde ergingen in alle benachbarten Länder und die Beste betrugen oft hundert Dukaten oder Thaler. Musik, Fahnen, festlich gekleidete Knaben, Trommler und Pfeifer, hanswurstmäßig gekleidete Zieler wurden in Bewegung gesetzt, und im feierlichen Zuge, die Schützen hinter jenen zu drei oder auch paarweise, wurde vom Stadthause auf die Schießstätte gezogen, die Ober- und Unterschützenmeister gewählt, Anreden zur Bewillkommnung fremder Schützen gehalten, ein Pritschmeister zu Erhaltung der Ordnung aufgestellt, welcher die Schützen bei Zank oder Uebertreitung der Schützenregeln mit der Pritsche, d. i. einem aus mehreren feinen Bretichen bestehenden klappenden Instrumente unschwerlich mahnte, und das Schießen unter mannigfaltiger Abwechslung der meistens bemahlten Scheiben, Gejauchze der Zieler, Krachen der Böller, Klängen der Musik fortgesetzt, bis das Loos der Gewinnenden, wo oft auf einer Stechscheibe gerittert werden mußte, wenn unentschiedene Besitzschüsse fielen, entschieden war. Das Fest wurde dann mit einem üblichen Rückzuge, wobei Danke und Lobehochs ausgebracht und die Besteger gehörig beehrt wurden, mit einer Schützentafel, einem Aufzuge von Jungfrauen oder singenden Knaben, oft auch noch mit einem Balle beschlossen, wenn nicht ein Nachschießen und dann ein Valeto das Fest noch verlängerte, wie es im Jahre 1608 der Fall war.

Die Volksfeste am Lande hatten und behielten die religiöse Färbung. Die Reformation unterbrach größtentheils diese heitere Volksstimmung, wenn auch gerade nicht eine puritanische Strenge und gänzliche Unterdrückung jeder Aber des Frohsinns eintrat, doch mit absichtlichem Entgegentreten früherer aus dem Glauben, der Romantik, den religiösen Ueberlieferungen geborgten Gewohnheiten und Aufzüge. So verboten die evangelischen Ortsherren zu Klagenfurt selbst den Gebrauch von Lichtern bei Leichen, alle die Ausgänge zu Kirchenfesten, inshilirten Bittgänge und Prozessionen. Wenn gleich in ihrem stänrischen Convicte aus den Musikproduktionen und etatischen heimischen Darstellungen auf den Brettern ein Anflug von Heiterkeit herausschaute, so war das Nationale, Religiöse durchaus nicht vertreten. Mit dem Wiederaufleben des Katholicismus erglänzten nicht nur wieder die Maibäume, brannten die Johannisfeuer, entzündeten sich die Holzstöße in der Osternacht mit allen dem mächtigen Wiederhall des nahe und ferne donnernden Geschützes, die Frohnleichnahmsprozessionen mit allem ihren Gefolge; die Vorbereitungen der Geburt und des Leidens Jesu webten ihre bald erhebenden und tröstenden, bald ergreifenden Bilder und Töne in das sonst fort- und teufele Volksleben. Die Theater der Jesuiten frischten die Erinnerungen an die heimischen Sagen und Ueberlieferungen wieder auf, und wo die Jugend sich freute, da konnte auch das Herz der Alten nicht theilnahmlos bleiben.

Dampfbootfahrten am Werdersee.

Wollen Sie mit uns einen Waragang um den Werder-See machen? — Vom gestrigen Regen stehen gebliebene Sumpflachen hatte ich diesmal statt der Holzverbaue von letzthin glücklich passirt und war noch vor 6 Uhr am Landplatze, wo bereits Freund F. mit seiner liebenswürdigen Gemahlin und deren Bruder meiner harrten. Der Himmel war von treibenden Nebelmassen verhüllt, das Wasser des Kanales trüb und grau, neue zischende Nebelgestalten sandte der im Kessel gebannte Dämon in die feuchte Luft und wieder begann das Schiffchen seinen ruhigen Gang. Nicht sonntäglich Lustfahrende waren mit uns in der Vordercajüte sondern wirklich Reisende: ein Paar Herren vom ölkcamten Typus, die alsogleich mit modernster Ungezogenheit rücksichtslos zu rauchen begannen, eine Art Wirthschafterin mit einem kleinen Mädchen, ein ziemlich bejahrter Herr mit seiner Tochter — meinem anziehenden Gegenüber! anziehender noch als mein jüngst so treulos entflohenes Aeuseli. Nicht minutere schwarze Aeuglein, aus denen in Lust und Schmerz aufflackertes Jugendfeuer seine zündenden Funken sendet, sondern mild und friedlich schaut uns heute aus blauen Augen eine schöne Seele an und grüßt mit dem sanften Strahle eines stillen Friedens, der dort vielleicht nach schmerzvollen Stürmen sein dauerndes Reich gegründet und auch die Jugend trotz stehender Zahre an seinen Thron gebunden hat; wie schnell hat sie die liebe Kleine in den magischen Kreis ihres stillen Friedens gezogen, wie anmuthig tändelt sie mit dem fremden Kinde, wie bald hat sie auch die verwandte Seele unserer Freundin F. gefunden, wie schnell verstehen sich halb gesprochene Gedanken, angedeutete Gefühle, wie anmuthig und anziehend spielt bald um uns eine so heitere, gemüthberegende phantasie- und

Digitized by Google

gedankenvolle Conversation, so reizend und anmuthig — wie unsere Seefahrt. Wellenlos breitet sich vor uns die spiegelglatte Fläche des See's, auf welchem die zerfließenden Nebel ihre wechselnden Schatten ziehen; dort auf dem Berge leuchtet ein weißes Kirchlein auf im Sonnenstrahle, wie bei uns ein treffender Gedanke, und wie hier ein halbes Wort nur ahnen läßt die stille Herzenswelt, breitet dort am Ufer der dichte Wald nur unwillig und langsam sein anziehendes Dunkel aus; der See aber nahmt alles in seinen klaren Spiegel ein und zeigt es uns nun vergeistigt wieder, hinter uns aber jagt er erzürnt über den störenden Ruderschlag, einen Sprühregen glitzernder Wasserfunken in die Luft und wirft im tollen Wellentanze die schönen Bilder zu häßlichen Grimassen durcheinander. — Doch schon öffnet uns der See, wohl allzuschnell heute für die herrliche Fahrt, die trauliche Bucht von Hakendorf (ich mag nun einmal den muthwillig hergezogenen Wendennamen nicht leiden), und ebnet gutmüthig den aufgeregten Wellenschlag, der fremdlich an das Ufer plätschert, während vor demselben stattliche Bäume mit herabhängenden Zweigen in das schwankende Wellengrün niederschauen und zwischen den Blättern die Sonne ihre Lichtfunken auf das Wiesengrün wirft, wo sie in Thautropfen gefangen mit ihren Farbenstrahlen funkelnd wieder zur Sonne streben.

Wir landen hier; einen Blick noch auf den heilen ruhigen See, in das klare friedliche Angenblau und wir steigen dann hinauf über thauiges Wiesengrün zum Bauernhaus, das hier als Gasthof dient. Hier erwartet uns freilich noch kein Kellner im Frack mit der Serviette am Arme, die Bäuerin muß erst gesucht werden um den Kaffeh zu kochen, kein Pavillon*), keine belle vue ist hier noch gegen Thau und Sonne erbaut, aber das ist eben alles so reizend, so recht ursprünglich, länklich; wir sind nicht von der Stadt hinausgelahren auf das Land, das für die Städter hergerichtet wird, sondern sind wirklich auf dem Lande in Gottes freier Natur. Trefflich hat uns der Kaffeh behagt, wir treten unsern Waldweg an.

Das ist nun wieder echter, wahrer Wald, nicht solcher, den man zum Nutzen und Frommen der Städter stehen gelassen zwischen Gärten und Bauten, sondern der große freie Wald mit großen stattlichen Tannen und Buchen, in deren Zweigen noch ein lustig Sängervolk sein jubelndes Morgenlied singt oder der Sturm noch seinen seelenerquickenden Hymnus anstimmen kann. Bärtiges Moos hängt von den Aesten behahrter Stämme, auf denen noch hie und da ein munteres Eichhörnchen seine lustigen Sprünge thut. Hier führt der Weg am bemoosten Fels vorüber, da an ein wogendes Kornfeld, jetzt einem Zaune entlang, an dessen Ende eine Scheuer und das Bauernhaus steht, dann wieder kräftiger Föhrenwald, dann Wiesengrün und Ackerland, wahre Hinterwäldler mitten im Hochwald, und mitten von diesem wieder ein reizender Ausblick auf den See und das jenseitige Ufer land und das romantische Maria Werd, dann gleich wieder ein Vorsprung und das reizende Reisnitzthal mit der Kapelle und der Ruine am Berge liegt vor uns. — Ein schattiges Erlengebüsch führt und einem Bächlein entlang in das Thal, in welchem die ärmlichen Bauernhäuser unter üppigen Obstwald sich verbergen und weder die ungereglten Sumpfwiesen allzuhaftige Kultur verrathen, noch qualmender Rauch aus himmelhohen Essen der dortigen Bleifabrik den Eindruck primitiver Zustände stört.

Ungemein reizend liegt hier das St. Anna-Kirchlein auf grünendem Wiesenhang umschattet von stattlichen Lärchen und schaut hinaus über die blauende Fläche des See's bis zu den Thürmen von Klagenfurt, das hier an seinem Seegestade angesiedelt scheint. Dunkler Buchenwald lockt nun in seinen kühlenden Schatten und läßt nur wie neckend durch sein hellgrünes Blätterdach die Sonnenlichter zittern und das klare Himmelsblau schauen, das aber doch ihm zum Trotze wieder zwischen den herrlichen Stämmen von unten her ansleuchtet und dem See, über dessen reizend ruhige Flächen es weit und klar ausgegossen ruht. Da glitzert es aber lustig zwischen den windbewegten Blättern wie glänzender Mückentanz, wir eilen vorwärts den magischen Elfentanz zu schauen, und da liegt wieder der obere See in dunkelblauer Klarheit, vor uns ein einsam stehendes Bauerngehöf, und unten die altergeschwärzte, poetisch-schöne Kirche Maria Werd mit ihren spitzen Thurme, von welchem eben die seherlichen Klänge der Glocke die Bewohner des umliegenden Weilers zur Messe rufen. — Maria Werd ist, wenn auch nicht der schönste, sicher der romantischeste Platz am See; an der Kirchhofmauer standen wir lange und sahen über die ruhende Wasserfläche hinaus. Wie leichte Ahnungen von Sturm und Wetter zitterten lichte Wellenstreifen über dieselbe hin verschwanden aber schnell wieder in der friedlichen Stille des schönen Sommermorgens; nur derthin bleibt beharrlich ein glänzender Streifen, wir beten unsern Pfiff hervor und gewahren den Dampfer, der eben von Pörtschach herüber fährt. Wir wollen doch die neue Menschenfracht hier im Vorüberfahren besehen, die er schnaubend herüber trägt, und hinunter gehen zum Landungsplatze, an den Gasthof „zum Tiroler"! Hier liegen die primitiven Zustände mit den ersten Vorposten moderner Kultur schon im Streite, dort unter dem Gebüsche ein Einsiedler im härnen Gewande mit struppigem Bart, hier am Hause der Tiroler mit spitzem Hute, beide nämlich von Holz, daneben der Landungssteg mit aufgehißter weißrother Flagge und dort über einer Lagune von Jauche auf Pfählen ruhend der Pavillon, in welchem die borstigen Schinkentierchen ihre Erziehung erhalten; der Imbiß, den einer der Frühzecher dort am Teller hat beweist aber, daß diese Erziehung nicht immer gelingt und der Pavillion sich also etwas gar zu anmaßend weithin sichtbar am Seegestade breit macht. Putze und säubere Dich ein wenig, mein lieber Tirolerwirth, bevor Du die Dampfbootpilger an Deine Thüre lockst, sonst laß sie lieber weiter ziehen, bevor das liebliche Inselbild beim nahenden Ruderschlage in schmutzige Atome zerstiebt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir bemerken, daß diese Briefe schon im vergangenem Jahre geschrieben sind; heuer würde der Briefsteller bereits einen Pavillon finden, der recht ursprünglich, ganz nach dem Muster einer primitiven „Hubnerstelze" gebaut ist.

Literarische und geschichtliche Notizen.

I.

Die zweite Abhandlung der Beiträge der historischen Gesellschaft zu Basel, verfaßt von Professor Fr. Fischer, gibt eine sehr gute Charakteristik des berühmten Theophrastus Paracelsus, der auch in Basel einige Zeit (von 1527 — 1535) gelebt hat, jedoch in Kärnten erzogen und unterrichtet, dahin nach vielen und weiten Reisen als Faggerscher Chemiker im Jahre 1537 zurückkehrte und endlich, wenn auch noch in den besten Jahren, 1541 zu Salzburg verstarb. Wir nennen ihn daher den Unsern, und verweisen, was sein Leben und Wirken betrifft, auf dessen Biographie in Nro. 29. der Corinthia vom Jahre 1827, und Seite 292 — 293 des neuesten Handbuches der Geschichte Kärntens. Im Folgenden wird und der sonderbare Mann in obiger Abhandlung näher gerückt:

„Meist hat er sich in Noth und Elend herumgetrieben und sein ärmlicher Aufzug war bereits hinreichende Veran-

Digitized by Google

lassung, ihm Berachtung zuzuziehen, die er bitter empfindet, wenn er ausruft: „Hab keine Acht meines Elendes, Du Leser, laß mich mein Uebel selber tragen.“ Allein verdienter Berachtung hat ihn wegen seines Lebenswandels getroffen, der unsauber und schmutzig war, wie die Gesellschaft, in der er sich gefiel. „Hättest Du in gefehen,“ schreibt Dtkr. Heinrich Bullinger an Thom. Erastus, „so hättest Du ihn nicht für einen Arzt, sondern für einen Fuhrmann gehalten.“ Auch fand er an der Gesellschaft von Fuhrleuten absonderliches Vergnügen. Daher paßte er, während er hier im „Storchen“ logirte, auf die ankommenden Fuhrleute, und mit diesen fraß und soff der schmutzige Mann, so daß er manchmal, vom Weine betäubt, sich in den nächsten Nachen legte und seinen garstigen Rausch ausschlief. Das war freilich erst ums Jahr 1525, nachdem er von Basel aus sieben Jahre lang im Elsaß, Schwaben und der Schweiz herumgeirrt war. Mit alle dem war er ein geistreicher Mensch, voll reformatorischer Ideen, die freilich zum Theil bloß durch den Geist des Widerspruchs gegen das Hergebrachte, und die Sucht, Aufsehen zu erregen, Neues und Absonderliches vorzubringen, ihm eingegeben waren. Inwiefern kann man von Jedem, der mit der Entwicklungsgeschichte der neueren Medizin vertraut ist, sei er nun Bewunderer oder Verächter des Mannes, hören: daß fast bei jedem Fortschritt, den die Medizin im 16. u. 17. Jahrhunderte gemacht hat, eben immer Paracelsus Einem wieder entgegen kommt als unmittelbarer oder mittelbarer Urheber der Reform oder wenigstens als Vorgänger, der die Idee dazu concipirt und ausgesprochen hatte. Selbst die neuesten Fortschritte oder Verirrungen der Medizin, wie z. B. die Homöopathie von Hahnemann, die Krankheitsindividuen von Schönlein, finden ihre Vorbilder in Paracelsus. Dieser Gaben, wie seines reformatorischen Berufs, war er sich nun auch im vollen Maße bewußt und hielt in dem Bekenntniß seines Werthes nicht zurück, und sprach es mit maßlosem Selbstlobe aus: „Mir nach,“ ruft er in der Vorrede zum Paragramm aus, „mir nach Aricenna Golenus ꝛc. Mir nach und nit ich euch nach, ihr von Paris, Montpelier, von Schwaben, Du Italien, Du Athenis! Mein ist die Monarchei! Euer wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde u. s. f. Dabei war er wie man sieht, ebenso maßlos in der Grobheit. „Von der Natur“ sagt er selbst: „bin ich nicht subtil gesponnen, auch ist nicht meines Landes Art, daß man etwas mit Seidespinnen erlangte.“ Aus den gegebenen Andeutungen begreift sich, wie seine Persönlichkeit eben so viel Edel und Widerwillen von der einen, als Glauben und Bewunderung von der andern Seite erregen mußte. Es gibt daher nicht leicht eine wissenschaftliche Erscheinung, welche so widersprechend ist aufgefaßt und beurheilt worden. — Paracelsus hat gewirkt, und zwar sehr einflußreich. Daß Jakob Böhme seine naturphilosophischen Ideen und Flosseln „den Sallliter der Natur“, die Signaturen, wodurch er den Dingen in das Herz sieht u. d. gl. bei Paracelsus aufgelesen und dieser dadurch ein Vorläufer des deutschen Pantheismus geworden ist; daß die Rosenkreuzer seine Werke vorzüglich ihren alchemischen Studien zu Grunde gelegt und daß seine dynamische Naturansicht: „es ist nichts corporalisch, es lebete denn und hätte einen Spiritus in ihm“ auf Leibniz, der im Jahre 1666 von einer alchemischen Gesellschaft in Nürnberg besoldet war, transspirirt haben konnte: das alles will ich nur als Nebenwirkung berühren. Seine Hauptwirkung war die Stiftung der chemischen oder wie sie sich mit einem Paracelsischen Worte nannte, der spagirischen Schule, welche darauf ausging, an die Stelle der langen zusammengesetzten Recepte einfache Mittel oder „Specifica“ zu setzen, die unkräftigen und edelhaften Decocte, Infusionen und Sirupe der Galenisch-Arabischen Schule durch kräftigere Pflanzenextrakte, Essenzen und Tinkturen zu verdrängen, mit besonderer Vorliebe aber und nicht immer mit der gehörigen Vorsicht die ungleich kräftigeren Mineralmittel anwendete. Spagirisch nannte sich die Schule nach dem griechischen span und agoireiu; denn Ausziehen, Sammeln und Verdichten sollten die chemischen Mittel zur Gewinnung des wirksamen Prinzips der Arzneistoffe sein. Der ausgezeichnetste Kopf dieser Schule war der Däne Peter Severin, um den allein der Kanzler Bako den Paracelsus beneidete.

Die Verfolgungen, welche dieser Mann zu erdulden hatte, rührten meistens vom Brodneide her. Seine Grobheit und Unverträglichkeit scheint nur die Folge des Unrechtes gewesen zu sein, das so oft an ihm begangen wurde und das ihn empörte. — So Menzel, und wir zollen ihm Beifall, so wie wir jenen Extrakt Bullingers, welcher die Räusche und den Chyniömus unseres Landsmannes mit so grellen Farben schildert, mitunter auf solche Rechnung schreiben. Hat doch Unglück und Kränkung so manche edlere Natur dem Bachus in die Arme geworfen!

Miscelle.

(Musikfest in München.) Bei dem großen Musikfeste, das in München am 5. und 6. Oktober abgehalten wird, werden zwei Concerte gegeben. Das erste wird, mit einer noch nie so stark dagewesenen kolossalen Besetzung, die Schöpfung von Haydn bringen. Das zweite soll nach bisheriigem Plane folgende Piecen enthalten: die C-moll Symphonie von Beethoven, den großartigen 23sten Psalm von Mendelssohn („Ein, Ein, lama sabbathani“) und den zweiten Act der Oper „Orpheus“ von Gluck, eines der glänzendsten Zeugnisse des Geistes dieses musikalischen Heros. Hierauf die Introduction zu Spohrs „Jessonda“, die Suite von Bach für Saiteninstrumente, die Ouverture zu der erst jetzt recht anerkannten „Euryanthe“ unseres C. M. v. Weber, der mächtige Priesterchor aus der „Zauberflöte“: „O Isis und Osiris!“ Zum Schlusse noch das zweite Finale aus „Fidelio“ und das Händel'sche „Halleluja“ mit seinen im höchsten Kirchenstil gehaltenen erschütternden Zwischensätzen. Nach dieser classischen Auswahl mögen Sie den musikalischen Hochgenuß bemessen, welchen wir haben werden, da zu unserm Orchester — vielleicht das ausgezeichnetste in Deutschland — die ausgezeichnetsten und tüchtigsten Kräfte der Hofkapelle und Musikvereine der ersten deutschen Städte kommen sollen. Wie schon erwähnt, befindet sich Generalmusikdirektor Lachner auf einer Reise nach Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Frankfurt, Leipzig, Dresden, um die dortigen musikalischen Notabilitäten und Kräfte einzuladen. Das Orchester wird so die Quintessenz der meisten Capellen Deutschlands enthalten, und die Streichinstrumentalmusik aus 32 Primviolinen, 32 Secundviolinen, 20 Violen, 20 Violoncellen und 18 Contrebässen bestehen. Unter letztern haben die beiden berühmtesten Contrabassisten Deutschlands, Zacher aus Frankfurt und Lemermeister Müller aus Darmstadt, zugesagt. Ferner rechnet man mindestens auf 1000 Sänger; außer den auswärtigen sind bereits alle Liedertafeln Baierns geladen, und unter andern der hiesige Oratorienverein, bei welchem viele Damen aus den besten Familien wirken, bereits gewonnen. Was den Preis der Sitze betrifft, ist derselbe folgendermaßen bestellt: Galerie nebst zu beiden Seiten der Königsloge 2 fl., nummerirter Sitz 1 fl. 30 kr., ein Stehplatz 1 fl. die zweite Gallerie 36 kr. Der Kostenbetrag beläuft sich über 6000 fl. die Stadt hat für die innere Ausstattung des Glaspallastes 4000 fl. vorgeschlossen, welche nicht wieder rückerstattet werden dürfen, womit sich der Magistrat den Dank aller Kunstfreunde erworben hat. Die auswärtigen Mitwirkenden müssen schon zu den am 2. und 3. Oktober abzuhaltenden Hauptproben hier zu sein sich verpflichten, und es werden ihnen die Kosten der Hin- und Herreise und die Auslagen in München vergütet, sowie das Comité für eine bürgerliche Anzahl von Zimmern im Preise von 36 bis 48 Kreuzern pr. Tag Sorge tragen wird.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 21. Sonnabend, den 22. September. 1855.

Gedichte von Julius von der Traun.

1.

Heimkehr.

O nimm sie hin die Leier, die ich schlage
Mit unbeflecktem Herzen, reiner Hand,
Aus deren Saiten sich durch meine Tage
Zu Dir der Ariadnefaden wand!
O nimm sie hin die sanften Huldigungen,
Die mir gezollt manch' liebliches Gemüth,
Nimm hin mein Leben von Erinnerungen
So wie ein Quell im Walde überblüht!

Nimm hin die Zukunft, die vielleicht erkoren
Dem Sänger, der um reine Kränze ringt,
Der in der Zeit der Kämpfe ward geboren
Und mit bewährter Hand die Liebe singt.
Nimm Alles hin! Ich will zu Füssen legen
Dir Schwert und Leier, meine Schätze ganz;
Gieb mir dafür nur deiner Nähe Segen
Und laß mich ruh'n in deines Friedens Glanz.

2.

Landregen.

Wie herrlich, wenn an heitern Tagen
Die Wolken sich am Himmel jagen,
Das blaue Luftmeer ohne Gränzen
Mit leichtem Flug' und hellem Glänzen
In kindisch froher Hast durchmessen
Und aller Ruhe leicht vergessen!
Heut' aber hängen sie an Ketten
Gefangen über Dörfern und Städten,
Sie rücken zusammen in stummer Trauer,
Ihr goldnes Haar wird grauer und grauer,
Sie mögen nicht glänzen, mögen nicht scheinen,
Lassen die Flügel hängen und weinen.

Dampfbootfahrten am Werdersee.

(Beschluß.)

Bei zunehmender Sommerschwüle wanderten wir von Maria Werd weiter wieder durch Wald und Feld über Berg und Thal gegen Dellach hin; wohl bot uns der See seine wechselvollen Bilder, ließ uns bald seine von dunkeln Föhrenwald bedeckten Ufer und das dunkle Himmelsblau in ruhiger Wellenkläre schauen, bald wieder das helle Sonnenlicht auf tausend und tausend tanzenden Wellen in blitzende Funken zerstieben — aber er that es vergebens, wir hatten uns mit Freund F. auf die fernen pontischen Gestade verirrt, wo eben zahlreiche Kriegsheere sich sammelten um die gräßliche Kriegsfurie loszulassen, wir waren lange im heftigen Dispute, als endlich Frau F. mit der Frage zur Ruhe verwies: wie wir im Angesichte des stillen See's, auf dem der herrlichste Sommertag ruhte, auf Krieg und Schlachten denken können? Wir waren auch bald in Oberdellach angekommen und lagerten uns beim Bauer Senitschnigg, wo wir nach dem fast dreistündigen Marsche Mittagruhe halten wollten.

Lassen Sie mich über dieses idyllische Symposion schnell hinweggehen, die kärntnerischen Frauen verstehen es, wenn alle unserer liebenswürdigen Frau F. gleichen, nicht nur Rosen ins Leben zu flechten, sondern auch den irdischen Menschen mit leiblicher Speise zu erquicken. Ohne Umstände, ohne Reden und Aufsehen hatte sie in unglaublich kurzer Zeit aus dem mitgebrachten kleinen Korbe mit Hilfe der Bäuerin in der raucherfüllten Küche ein einfaches aber ganz schmackhaftes Mittagsessen bereitet und mit thränenvollen Augen (vom Rauche) unter einem stattlichen Nußbaume servirt, sie verstand es aber eben so gut, dasselbe mit heiterem, anziehenden Gespräch anmuthig zu würzen.

Hier möchte ich mir ein Tusculum bauen, denn das Plätzchen hier ist wundervoll schön und einer der schönsten Punkte am See.

Wie herrlich breitet sich der See aus unten am grünenden Wiesenhang bis hin, wo die Häuser von Velden und die schön gebauten Anhöhen mit der freundlichen Kirche sich in seiner ruhigen Fläche spiegeln, drüber hin aber steigen in mehrfache Reihen gegliedert die dunkelbewaldeten Berghöhen an und über alle schauen die Alpen her, vor allen der stattliche, wie Wache haltende Dobratsch und dort im hintersten Winkel glaube ich sogar ein beeistes Haupt der Möllthaler Alpen zu schauen. Herrlich muß es hier seyn, wenn die Sonne sinkt und das aufflammende Abendroth des Himmels wieder sanft und ruhig auf die weite Fläche des ruhigen Gewässers sich niederlegt und das Abendläuten herüber tönt vom Kirchlein am Sternberg, das keck und lustig hineinragt in den klaren Abendhimmel. — Doch das Leben ist eine Pilgerfahrt, es ist nichts mit Tusculum und Abendrothschwärmereien, wir müssen wieder hinaus in den sommerschwülen Tag, schon hat die nie rastende Frau F. deren Leben „ein ewiges Kommen und Gehen" ihren Korb wieder gepackt und ihr Bruder diesen in den Kahn gebracht, in welchem der Fährmann bereits unser harrt.

Es war nicht der reizendste Theil unseres Waldganges diese Fahrt quer über den See im schwankenden, leicht gezimmerten Kahn in der Mittagshitze eines heitern Julitages, auch lag in der Bemerkung unseres Geologen F., daß wir hier über die tiefste Stelle des See's führen, eben nichts tröstliches; aber klang es nicht wie eine kaum glaublich märchenhafte Sage, als unser weißhaariger Fährmann uns bedeutete, daß ganz nahe der Wellenlinie, die sein Ruder in die Wasserfläche zeichnete, die Gränzlinie des Cäsarenreiches gewe-

Digitized by Google

sen, das der große Corse bis hieher an die Ufer des stillen See's vorgeschoben? Klang es nicht wie Märchen, was er uns alles von einem noch lebenden Seeanwohner (fast glaubte ich, er war es selbst) erzählte, wie dieser die Scharfsichtigkeit der französischen Douanier getäuscht, heute, einen solchen spazierenfahrend, eine reiche Ladung verpönten Kaffeh's im Doppelboden des Schiffchens nach Belten in Frankreich! eingeschmuggelt, morgen aber von andern dasselbe haarscharf durchsucht, der Boden aufgerissen, der Kaffeh aber wieder im wohlverwahrten Fäßchen unter dem Kahne im Wasser hängend sicher ins Ausland gebracht wurde. — Geld wurde heidenmäßig viel verdient, aber wie gewonnen so zerronnen! So erzählte er uns fort und fort in seiner halbwendischen Sprachweise, als wir längst in Saag gelandet waren und von ihm geführt, die Anhöhe zur Josefs-Kapelle hinanstiegen. Diese nur noch von Holz erbaut, mit den allerwunderlichsten Votivbildern geschmückt, liegt mitten im Walde und böte, wäre dieser ein wenig gelichtet, eine herrliche Fernsicht. Wir aber stiegen eine kleine Anhöhe waldeinwärts hinab und standen bald höchst überrascht am Ufer eines stillen abgelegenen See's von so eigenthümlich ernster Scenerie, wie ich sie kaum irgendwo gesehen. Ringsum tritt dunkler Tannenwald hart an seine wenig ausgebuchteten Ufer, nirgend läßt dieser ihn durch eine Lichtung in sein Dunkel schauen, nirgend wagt sich ein felsvorsprung an die dunkeln Gewässer, nur einzelne Tannen breiten ihre Aeste darüber aus oder schauen gesenkten Hauptes nieder zu ihrer geheimnißvollen Tiefe. Wie man so aus dem dunklen Waldesschatten plötzlich an seinen lichten Wasserspiegel tritt, so ist's zuerst als wenn er uns mit seinem hellen Blicke verrathen wollte, was die Natur in ihrer Waldeseinsamkeit träumt, aber da blickt wie eine ernste Mahnung ein hoher dunkelbewaldeter Berg zu ihm nieder, nimmt uns von seinem Spiegel das reine Himmelsblau und die ziehenden Wolken und so schaut uns auch aus seinem Wasserauge wieder nur das geheimnißvolle Dunkel des Waldes an.

Wir wandelten schweigend an seinem lautlosen Gestade; es war uns, als sinne hier die Natur über einen ernsten Gedanken und wolle in ihrem Sinnen nicht gestört seyn; aber da lugen doch neugierig die Karawanken über eine Niederung herein und hier lagerten wir uns an dem Ufer des Forstsee's. — Können wir uns nicht recht gut denken, wir bivouakirten jetzt irgendwo in den Wäldern Amerikas? fragte Frau F. und immer sorgsam und immer sorgend in echter Frauenweise hatte sie schon wieder den Korb enthüllt, hieß uns Feuer anfachen, und hatte uns in unserer hinterwäldlerischen Abgeschiedenheit bald köstlichen Mokka gebraut und uns so erklärt, warum und dieser bei Semitschiigg verweigert worden war. Aber in sinniger Weise wußte sie unsere Gedanken bei dem See fest zu halten. Erinnert der See wohl an Stifters Hochwaldsee? fragte sie. Ich konnte die Aehnlichkeit kaum zugeben, weder wenn ich Hochstätters wissenschaftliche nach Stifters poetische Schilderung des See's im Böhmerwald damit vergleiche. „Dir entstand in mir der Gedanke" sagt Stifter von diesem „wenn ich an seinen Gestaden saß, als sen es ein unheimlich Naturange das mich hier ansähe, tief schwarz, überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen, drin das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Thräne."

Ich kann im Forstsee, so seltsam und fremdartig er mich ansah, doch nichts unheimliches finden, aber ein tiefer, tiefer Ernst liegt auf seiner dunklen Wasserfläche, die wohl gar schwermüthig stimmen mag, wenn nicht wie heute das reine Himmelsblau und die vom Abendsonnengold übergossenen wohlbekannten Alpen über ihm herüberglänzen. Eines nur wundert mich, daß hier noch kein fischender Engländer seinen fishing shop gebaut hat, denn so stelle ich mir die einsamen See'n Hochschottlands vor.

Es wurde nun des Waldes und Waldganges fast zu viel als uns Freund F., des Weges etwas unkundig wieder über Berg und Thal nach Techelsberg führte, doch war der Weg von da bei sinkender Sonne, die immer längern Schatten zeichnete und Feld und Wiesen in saftigere Farben kleidete, recht angenehm. Die Ruine von Pörtschach bot zuletzt mit dem tiefblauen See ein recht schönes Landschaftsbild. Eben so herrlich ist es am Landungsplatze in Pörtschach von dem aus man das ganze obere Seebecken mit den Gebirgen übersieht; aber außer ein paar Bänken unter Zwetschkenbäumen, die alle Aussicht nehmen, fehlt hier aller Comfort; die Reisenden harren geduldig, stehend oder an die Barriere des Landungssteges gelehnt, des kommenden Schiffes. Hier wäre ein schirmendes Obdach schon für übles Wetter dringendes Bedürfniß! Man sieht es eben wohl, wir kommen von einem einsamen Waldgang, wir sind weit ab noch vom Touristenstriche, wir sind so unter uns, wie zu Hause!

Unter das Brausen des kommenden Schiffes mischten sich fröhliche Gesänge, das ganze zweite Schiff (hier Schleppschiff genannt) war mit heimkehrenden Urlaubern gefüllt, die ihre Heimath mit jubelnden Gesängen begrüßten. Auf der Fahrt von Pörtschach quer über den See nach Maria Werd war die Aussicht vom Schiff gegen den Abendhimmel, der sich mit seiner ganzen sommerlichen Gluth im Wasser spiegelte, während die Gebirge in rosigen Duft gehüllt demselben eine herrliche Färbung gaben, ungemein reizend. Bei Maria Werd aber verstecke ein Vorgebirg das verglimmende Bild, im untern Becken aber, während die Sonne sank, nimmt das Schiff alle Aussicht; der Mangel eines Verdecks mit freier Rundumsicht ist an solchen Abenden sehr fühlbar, um so mehr heute, wo man auch den kleinen Platz vor der Cajüte mit Beurlaubten theilweise besetzt hatte, ob im Einklange mit dem Tarif kann ich nicht sagen, sicher aber nicht zur Annehmlichkeit der Vorderdeckreisenden. Wie gesagt, wenn wir so unter uns, zu Hause im eigenen Lande sind, müssen wir und auch der Fremde sich schon etwas gefallen lassen.

Literarische und geschichtliche Notizen.

II.

In Nro. 47 des Literaturblattes von Dkt. Wolfgang Menzel unterm 13. Juni 1855 lesen wir in der Anzeige der Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel, V. Band 1854, die tragische Prozeßgeschichte des Erzbischofes Andreas von Krain. „Im Jahre 1482 erschien nämlich zu Basel ein merkwürdiger Fremder, der Slavonier Andreas, Erzbischof von Krain (Laibach), vorhin Gesandter Kaiser Friedrich's III. bei Papst Sixtus IV., schrieb ein neues Concil nach Basel aus und hielt donnernde Reden. — Indessen er hatte keine Legitimation zur Berufung des Concils. Wie feurig immer seine Beredsamkeit war und welche Bewunderung er erregte, sobald ihn der Kaiser desavouirte und der Papst die Stadt Basel mit dem Interdikt belegte, und anderseits das Gerücht ging, er sey nur gegen den Papst so erbittert, weil dieser ihm den Cardinalshut verweigert hatte, erkalteten die für ihn und die Sache glühenden Herzen und am Ende kam der arme Erzbischof in das Gefängniß. — Im Jahre 1484 starb Sixtus IV. und sein Nachfolger Innozenz VIII. schien, da bei ihm der

Digitized by Google

persönliche Haß wegfiel, gnädiger gegen den Gefangenen seyn zu wollen; allein eines Morgens fand man ihn im Kerker erhenkt. Die sehr unvollständigen und dunkeln Acten lassen es ungewiß, ob man ihn umgebracht hat, um damit die Prennulgation einer schon bereit gehaltenen Absolutionsbulle zu erkaufen, ob man diesen fürzeren Weg der lebendigen Auslieferung vorgezogen, oder ob man dem Papste die Verlegenheit habe ersparen wollen, dem alten Mann noch irgendwie zu mafregeln. Diese Abhandlung ist aus der Feder des Professors Burckhardt, der sich durch die Anhellung (?) des merkwürdigen Borfalls ein Verdienst erworben hat."

Da die damals vom Kaiser Friedrich III. neu geschaffene Laibacher Diözese sich auch über Kärnten erstreckte, indem der Distrikt von St. Niklas in Villach von der Drau bis Velden dem Laibacher Domkapitel und sohin dem dortigen Bisthume einverleibt worden war, ist die vorliegende Angabe unserer vaterländischen Geschichte angehörig. Was jedoch die ächtern Criterien der Wahrhaftigkeit jener Anführung betrifft, müssen wir gänzlich in Abrede stellen, daß es damals einen Bischof von Laibach, Namens Andreas gegeben hat, noch stand ihm ganz Krain unter, noch weniger war er Erzbischof. Krein oder Kreina heißt bekanntlich auch ein an Bosnien gelegener, unter den Türken stehender Landstrich, der jedoch damals schon muhamedisirt war, und ad partes infidelium gehörte. Von diesem mag der vorgebliche Erzbischof den Titel geführt haben.

Was die innere Glaubwürdigkeit betrifft, so muß es im hohen Grade auffallen, wie derselbe ohne alle Legitimation, ohne Vollmachten sich beigeben lassen konnte, ein allgemeines Concilium zu berufen; und sey es, daß seine Reden in Basel Beifall fanden, war Basel doch nur eine Stadt mindern Ranges, geschweige die christliche Welt. Es wollte dieses gerade so viel seyn, als wenn Freiherr von Hallberg, der sich nennende Eremit von Gunting, welcher bekanntlich allen Engländern und Franzosen den Zutritt in diesem seinen Landsitze wegen übler Behandlung der Griechen untersagte, einen europäischen Congreß berufen wollte. Ueberdieß gab es damals- weder Zeitungen noch Telegraphen um die Kirchenfürsten von so einer Berufung zu verständigen. Wir glauben uns daher nicht zu irren, wenn wir diesen seyn sollenden Reformator in die Klasse der Verrückten oder Betrüger versetzen, wornach die ganze Geschichte in sich zusammenfällt. Uebrigens überlassen wir die Untersuchung, ob K. Friedrich III., wir Oesterreicher nennen ihn den IV., einen Abgesandten dieses Namens in Rom und ob die ganze Thatsache je stattgehabt hat, der Untersuchung jener, welchen über die damalige Zeitgeschichte umfangsreichere Quellen zu Gebote stehen. Wenn was daran war, dürfte Thuel, der die Geschichte Friedrichs eigens bearbeitete, Aufschluß geben.

Tells Apfelschuß und des karantanischen Herzogs Inguo Gastmahl.

Ich hatte kaum diese Ueberschrift niedergeschrieben, als ein Freund in mein Zimmer trat und, sie bemerkend, verwundert ausrief: „Was haben Dinge mit einander gemein, die an sich so verschieden und der Zeit nach von einander so entfernt sind?" „In einer Rücksicht," erwiederte ich „gleichen sie sich wie von Ovid's Metamorphosen Eine der Andern." „Und diese wäre?" fragte er im barschen Tone, der mich fast einschüchterte, denn mein Freund war in der Geschichte ungleich besser bewandert als ich. Dennoch wagte ich die Antwort: „Darin, daß ich weder eine noch die andere Erzählung für Geschichte halte, sondern beide zumal in die Reihe unbeglaubiger und unglaubwürdiger Volkssagen setze, deren Zahl Legion ist; ganz unmaßgeblich," fügte ich, in seinem Blicke einen Verweis lesend, mit einer Verbeugung hinzu, was seinen Mißmuth in so weit herabstimmte, daß er sich bereit erklärte, mich anhören zu wollen.

„Sie werden zugeben, mein Freund," hub ich an, „daß man bei der Wahl eines Landes-Chefs mit einiger Umsicht zu Werke geht und dazu nicht einen Mann auswählt, dem es nicht nur an aller Mäßigung, sondern auch am gewöhnlichen Grad von Menschenkenntniß und Klugheit gänzlich gebricht, besonders zu einer Zeit der Aufregung und wo es gilt Widerspänstigkeit niederzuhalten und solche Zwecke zu erreichen, wie sie von einigen Schriftstellern dem Kaiser Albrecht zugeschrieben werden. Wie benahm sich nun ein gewisser Gesler, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts Landvogt zu Uri und Schwiz gewesen seyn soll? Er ließ zu Altorf einen Hut auf eine Stange stecken und befahl, ihm Reverenz zu erweisen, d. i. gleichsam als sinnbildlichem Repräsentanten des Landesfürsten zu huldigen, bei Vermeidung einer Leibesstrafe und der Vermögensconfiskation."

„Wär' der Gedanke nicht verdammt gescheidt,

„Man wär' versucht ihn herzlich dumm zu nennen;"

denn eine so vernunftwidrige, empörende Demüthigung konnte nur das Gegentheil von dem hervorbringen, was man damit erzielen wollte. Was soll weiter geschehen seyn? Obwohl es bekannt ist, bitte ich doch, mein Freund, mich geduldig anzuhören. Tell geht den Hut vorüber, ohne sein Haupt zu entblößen, ohne sich vor ihm zu verbeugen. Er wird vom Landvogt zur Verantwortung gezogen. Er bittet um Verzeihung. Es sey nicht absichtlich und aus Verachtung geschehen, es soll nicht wieder geschehen. Wäre er witzig, d. h. hätte er Verstand, hieße er nicht, fügte er hinzu, der Tell, was gleichbedeutend mit Tölpel*). Man sollte meinen, für die Unachtsamkeit eines solchen Menschen hätten Verweis und Verwarnung genügt, die, wenn man schon übermäßig streng seyn wollte, durch Einsperrung auf kurze Zeit eindringlicher gemacht werden können. Welche Strafe wurde nun dem Tölpel Tell auferlegt? Nicht die angedrohte, obwohl schon diese mehr als drakonisch war. Er galt allgemein für einen guten Armbrustschützen und hatte hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Der Landvogt ließ sie kommen. Er fragte Tell, welches ihm das liebste sey, und auf seine Antwort, daß er alle gleich liebe, gebot er ihm, Einem einen Apfel vom Haupte zu schießen. „Er solle sich wohl in Acht nehmen, daß er den Apfel mit dem ersten Schusse treffe, sonst feste es ihm das Leben." Tell wollte lieber sterben. „Du mußt es thun, oder du und dein Kind sterben," entgegnete der Landvogt. Mit der Erzählung dessen, was weiter geschah, will ich Sie verschonen, mein Freund, und nur bitten, Sie darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß sich eine gleiche Begebenheit, so originell sie ist, schon drei Jahrhunderte früher im hohen Norden zugetragen hat. Hier heißt Tells Doppelgänger Palnatoks oder Toko, er hatte also ebenfalls einen Tölpel bedeutenden Namen, und wie dieser Name stimmen auch die übrigen Umstände überein, nur daß die Veranlassung, daß der König Harald seinen Toko gefangen setzen ließ, eine andere war. Wolfgang Menzel erwähnt dieser nordischen Sage aus Saxo Gramatikus mit folgenden Worten: „Harald habe den Toko als berühmten Schützen gezwungen vom Kopfe des eigenen Sohnes einen Apfel zu schießen. Warum steckst du noch einen Pfeil zu dir? fragte der König. Um dich zu tödten, wenn ich

*) Im Norrischen heißt nach Wolfgang Menzel ein Einfältiger Toko, verwandt mit unserem Tocken.

Digitized by Google

mein Kind getroffen hätte, antwortete Tell. Da nahm ihn der König gefesselt mit sich auf ein Schiff, ließ ihn aber während eines Seesturms los, um durch ihn, als einen erfahrnen Schiffer gerettet zu werden; Tell aber steuerte gegen eine Klippe, sprang ans Ufer und stieß das Schiff in die Wellen zurück. Dann lauerte er dem König auf und erschoß ihn." Ist es glaublich, daß sich eine so eigenthümliche und seltsame Geschichte bis auf solche Einzelnheiten wiederholt haben soll?"

„Wenn Tells Apfelschuß an sich schon ein auffallendes Ereigniß ist, das ungemeines Aufsehen erregen und dessen Kunde sich mit Blitzesschnelle bis in die zu oberst gelegenen Alpenhütten verbreiten mußte, wenn er zugleich historisch merkwürdig ist, weil er das in den 4 Waldstädten unter der Asche glimmende Feuer zum Ausbruche brachte, wie soll es zu erklären seyn, daß gleichzeitige Chronikschreiber davon mit keiner Sylbe erwähnen? Blieb ihnen allein dasselbe unbekannt? oder wenn sie davon Kenntniß hatten, hielten sie es für zu unwichtig um es aufzuzeichnen? Es fällt die Wahl schwer, welche dieser beiden Voraussetzungen ungeeignetter wäre. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, also 150 Jahre später, taucht etwas davon auf, und so wie die Sage Schiller zu einem Trauerspiele bearbeitete, das selbstverständlich an seinem Werthe nicht das mindeste verliert, wenn diese Sage auch historisch unbegründet ist, flattete und schmückte sie erst Tschudi im 16. Jahrhunderte aus. Soll etwas, was an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet, wie in mehr als einer Beziehung dieser Apfelschuß, Glauben verdienen, so müssen darüber probhältige Beweise vorliegen, diese aber mangeln ganz und gar, und es ist nicht einmal die Existenz des Landvogtes Geßler, der sich doch durch seine Handlungsweise, wenn gleich nicht im guten Sinne des Wortes, berühmt gemacht hätte, urkundlich nachweisbar. „Aber die 114 Landleute aus der Gemeinde Uri, die 1388 bezeugten, den Tell im Leben gekannt zu haben, und daß er 1354 zu Bürglen bei einer Ueberschwemmung, als er andere retten wollte, ertrunken sey," wendete mein Freund ein. „Ich will keinen streng juridischen Beweis, daß es der nämliche Tell sey," entgegnete ich, „verlangen, ich lasse es ohne weiters gelten, daß ein Tell zur Zeit des schweizerischen Freiheitskampfes gelebt und daran Theil genommen habe, aber das ist, entschuldigen Sie mich, mein Freund, hier nicht die Frage." *)

*) Schon der treffliche Heinrich Zschokke äußerte sich vor 21 Jahren in seiner klassischen Schilderung seines Vaterlandes, der Schweiz,

Da mein Freund schon nach seinem Hute gegriffen hatte, beeilte ich mich zu Ingno's Tafelrunde überzugehen und zu Ende zu kommen. Die Hoffnung, meinen Freund von einer vorgefaßten, lange gehegten und liebgewordenen Meinung abzubringen, hatte ich bereits aufgegeben. Es gelingt dieß überhaupt äußerst selten. „Unser Ingno," sagte ich, „wäre in so fern ein Gegenstädler des altbritischen Königs Artur gewesen, als dieser die Ritter und Edlen an seinen Tisch zog, jener die dagegen die Gemeinen, während er die Notabeln und Vorgesetzen Hunden gleich vor die Thüre verwies. Ersterer, die sich schon zum Christenthume bekannten, bewirthete er auf goldenem Geschirr, Letzteren, die noch Heiden waren, ließ er Brod und Fleisch und Wein in irdenen Gefäßen vorsetzen. Dadurch solle er ihre Bekehrung bewirkt haben. Weit entfernt bestreiten zu wollen, daß Ingno bei den Karantanern sehr beliebt war und sich ihr Vertrauen erworben hatte, und daß seine Bemühungen die höheren Stände, die noch dem Heidenthume anhingen, zum Christenthume zu bekehren von einem glücklichen Erfolge gekrönt waren, erkläre ich nur das angewandte Mittel für eine Erfindung, weil es ein zur Erreichung des Zweckes ungeeignetes ja ungeschichtes Mittel gewesen wäre; denn zur Ueberzeugung konnte es nichts beitragen, und die menschliche Natur ist so beschaffen, daß eine Herabsetzung, zumal eine öffentliche eclatante und eines Vorgesetzen vor seinen Untergebenen, nicht nur nicht versöhnt, sondern Abneigung erzeugt und das Widerstreben steigert. Was die historische Begründung betrifft, so vermag ich diese Erzählung nicht höher zu stellen, als jene von Tell's Apfelschuß, wenn sie, so viel mir bekannt, durch nichts anderes als die Aufschreibung eines anonymen Chronisten verbürgt ist. Ich wollte noch Einiges über die Neigung der Menschen, Wunderbares oder was an Wunderbares gränzt, zu glauben, die um so größer ist, je unwissender das Zeitalter, beifügen, als mein Freund bereits die Thüre geöffnet hatte und sich, keineswegs wie die slovenischen Supane durch Ingno's Gastmahl, durch meine Bemerkungen bekehrt empfahl.

in dieser Beziehung, Seite 135, wie folgt: „Die Burg den Küßnacht war, vor und nach Kaiser Rudolphs von Habsburg Zeiten, Gut und Eigen der Edlen von Kußnacht gewesen, wie man uns ihn mit Brief und Siegel beweist. Es thut einem gläubigen Gemüthe in der That leid, die alten, schönen Chroniken, selbst den treuherzigen Tschudi und den ihm nachersählenden Johannes Müller sogar, nach so langer Zeit endlich des Irrthums geziehen zu sehen. Wer weiß nun, was an all den lieblichen Erzählungen ist, — Zum Glück bleibt doch wenigstens Schillers Wilhelm Tell wahr; denn das Gute und Schöne bleibt ewig wahr. A. d. Red.

Miscellen.

(**Dampfbootverkehr am Werder-See.**) Es wird unsern Lesern sicher nicht ohne Interesse seyn, von Zeit zu Zeit die Bewegung der wechselnden Bevölkerung unseres Dampfbootes zu beobachten, das bereits mit anerkennungswerther Regelmäßigkeit und Ausdauer den Dienst auf dem See besorgt.

Im vergangenen Jahre war (theilweise durch den Transport der Beurlaubten) der August der stärkste Monat, wir stellen den Verkehr desselben Monats dieses Jahres ihm gegenüber:

	August 1855	Mehr als 1854.	Weniger als 1854.
Von Velden nach Klagenfurt nach Pörtschach ꝛc. . .	804	—	117
„ „ „ Velden . . .	629	22	—
„ „ „ Villach . . .	1024	17	—
„ „ „ M. Loretto . .	224	122	—
„ Pörtschach ꝛc. nach Velden . .	116	75	—
„ „ „ Klagenfurt . .	544	—	276
„ Velden nach Klagenfurt . . .	418	—	196
Von Velden nach Pörtschach ꝛc. . . .	77	10	—
„ Villach „ Klagenfurt . . .	787	102	—
Summen .	4623	348	589

Der Verkehr war also heuer um 224 Personen geringer, es ist wieder in die Augen springend, daß die kurzen Routen, also Lustfahrende abnehmmen, dagegen wieder die langen, von eigentlichen Reisenden belebten, zugenommen haben.

(**Spielwaaren.**) Ein einziger der Fabrikanten für Bleisoldaten in Nürnberg kopft ganze Armeen derselben aus der Fußform, und verbraucht jährlich 160 Centner Rohstoff. Auch Kriegsflotten sind dort billig zu haben; eine Werftstätte für magnetische Blechspielwaaren (die bekannten Schiffchen, Fische, Schwäne, u. d. gl., welche auf Wasser schwimmend dem Zuge eines vorgehalten Magnetstabs folgen) beschäftigt 20 Personen. (Allg. Ztg.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 22. Sonnabend, den 29. September. 1855.

Das Proletariat und die Arbeit.

Das Proletariat, die Menschenklasse ohne Besitz und ohne Recht auf gewissen Betrieb, ist heutzutage zu desto größerem Ruf und Bedeutung gekommen, je mehr, neben Zunahme der Bevölkerung und des Maschinenwesens, die Anhäufung des Eigenthumes auf einzelne Familien und Köpfe, so wie entgegen die maßlose Zertheilung desselben die Armuth förderten. Derzeitig haben die jüngsten Revolutionen, die allgemein üble Finanzlage, der drohende Weltkrieg, diese Menschenklasse auf eine bedrohliche Weise vermehrt. Wenn man Woche für Woche im Samstagblatte der Klagenfurter Zeitung die Zahl der Passanten durch die Hauptstadt unseres Landes aufsucht, wird man ihre wöchentliche Zahl selten unter 300, zuweilen über 500 manchesmal selbst über 1000 finden, und kann somit füglich die jährliche Summe derselben auf ungefähr 25,000 veranschlagen.*) Ein großer Theil davon sind arbeitslose oder arbeitscheue Handwerksburschen, und sonst Mannspersonen jeder Sorte, welche, abgesehen davon, daß sie den Behörden eine nie unterbrochene Ueberwachung auflasten, die Provinz fortwährend brandschatzen. — Und nun erst das einheimische Proletariat, das herumziehende eigentliche Bettelvolk, mit und ohne Familie, am flachen Lande, die Unzahl von Hausarmen in den Städten, besonders in der Hauptstadt, welche immer mehr der Bewohner mit bestimmten Einnahmsquellen verlustig, den brodlosen Theil derselben immer mehr anwachsen sehen muß, während die kleinen Landstädte durch den Bezug der meisten Bedürfnisse aus der Metropole, und selbst aus der fernen Residenz, ohnehin viel an ihren Gewerben eingebüßt haben. Wahrlich es ist kaum eine Provinz des weiten Oesterreich, wo die Gutmüthigkeit der Bewohner auf so vielfältige Art die Probe bestehen muß; daß sie dieselbe aber besteht, ist ein Hauptgrund, warum das Proletariat so massenhaft hieher strömt. — Arbeit war daher schon lange die Hauptfrage des Tages, der Ruf an der Seine**) wie an der Donau, in den Tagen, wo man das Proletariat in seine Schranken zurückweisen mußte. Doch diese Frage, so einfach sie in ihrer Beantwortung scheint, und so sehr man sich bemüht, alle Zudringlichen auf eine selbsteigene Lösung hinzuweisen, erleidet darin bei den Eingangs geschilderten Nöthen der Zeit eine gesteigerte Schwierigkeit. Gleich den alten Staaten Griechenlands, gleich dem weltbeherrschenden Rom, haben sich England, Frankreich und Holland eines Theils ihrer Proletariats in ihren Colonien entledigt, nicht ohne in den eigenen kolossalen Hauptstädten sich ein neues zu schaffen. Deutschland, sonderheitlich Oesterreich, konnte sich dieses Hilfsmittels nicht bedienen, und wenn ersteres ein bedeutendes Kapital von Geld- und Arbeitskräften jährlich über das atlantische Meer sendet, ohne dabei vom Pauperismus geheilt zu werden, der vielmehr in einzelnen Gegenden, wie im Hessischen und Thüringen, auf eine schaudererregende Weise überhand nimmt, hat Oesterreich in neuester Zeit hiezu nur einen sehr geringen Beitrag geliefert. Schon Maria Theresia und Joseph II. suchten das in Folge der Türkenkriege an seinen südlichen Gränzen sehr entvölkerte Ungarn mit einwandernden Serben, Walachen, Clementinern und mit den fleißigen Schwaben zu bevölkern, die noch jetzt den Stamm der Bevölkerung in der Woiwodina bilden; aber dabei war ihr Augenmerk vorzüglich auch auf die Verminderung des Proletariats in den deutschen Erbländern gerichtet. Maria Theresia legte die Colonie am Neusätzer-Felde, das sogenannte Theresienfeld an; die Bettelei in Wien wurde einer strengen Revision unterzogen: die Presshaften, welche nicht nach Wien gehörten, wurden nach ihrem Geburtsorte zurückgeschickt, die übrigen, fremden sowohl als einheimischen Proletarier, wenn dienstfähig, wurden unter das Militär gesteckt, die andern anwendbaren in Spinnhäuser nach Ungarn geschickt, oder im Banate beim Feldbaue untergebracht. Die diesfällige Verordnung wurde am 28. Juni 1768 unter Trompetenschall öffentlich verlautbart. Um den Soldaten außer der Exercierzeit nicht dem Müssiggange preiszugeben, demselben im Falle seines Austrittes, wenn er sonst kein Gewerbe betreiben konnte, ein Brod zu schaffen, führte der Mitregent Joseph II. bereits im Jahre 1766 in den Kasernen das Wollenspinnen ein, welches von nun an die Hauptbeschäftigung der Invaliden und der Soldatenweiber blieb, wovon uns die Erinnerungen noch lebhaft vorschweben. Das Produkt wurde theilweise an die heimischen Fabriken, z. B. an die zu Linz abgeliefert.

Da der siebenjährige, so wie die früheren, Erbfolge- und Preußenkriege, den Provinzen tiefe Wunden geschlagen hatten, und die Kaiserin ihren Ländern von nun an den theuren Frieden, welcher allein dieselben sowohl an Menschen als Geld wieder heilen konnte, um jeden Preis wahren wollte, was sie auch bei dem im Jahre 1778 ausgebrochenen bairischen Erbfolgekriege selbst ohne Borwissen Josephs vollführte, war es ihre Hauptsorge, der Bevölkerung Arbeit und Verdienst zu verschaffen und die heimische Industrie zu heben.

*) Nach verläßlicher Berechnung sind in Klagenfurt vom 1. Jänner bis letzten August dieses Jahres angekommen und abgereist 15,774 Passanten. Darunter befanden sich:

Handwerksgesellen, Taglöhner und Dienstboten . .	11,174
Italienische Arbeiter	2,000
Schmiterinen	500
Fremde, besserer Gattgerie	2,100
Summe .	15,774
Hiezu kommen noch Hausirer	2,249
Zusammen .	18,023

*) In Frankreich schreitet der Pauperismus gewaltig vorwärts. Nach dem kürzlich erschienenen „Rapport sur la situation du Pauperisme en France, par le Baron de Watteville“ betragen die unterstützten Bettelhaften Frankreichs 9 Percent der Bevölkerung. Dies ist ein Verhältniß der Armen zur Bevölkerung wie 1 zu 12; während dasselbe Verhältniß im Jahre 1819 nur 6, im Jahre 1829 nur 5 Percent gewesen sein soll. — Es gibt aber, nach dem genannten Berichte, auch einige wohlthätige Departements, in denen der fünfte bis neunte Einwohner ein Almosenempfänger, und der 22. bis 25. Einwohner ein Bettler ist.

Digitized by Google

Die erste Aeußerung dieses landesmütterlichen Wunsches war die Errichtung einer Feintuchfabrik zu Klagenfurt. Die Kaiserin ließ im Jahre 1759 den Niederländer Johann von Thys nach Klagenfurt berufen, welchem sie den halben Antheil sowohl der Errichtungs- als Einrichtungskosten aus dem a. h. Kammerbeutel garantirte, und auch die Berrechnung des Antheiles am Erträgnisse vertraute. Der Unternehmer verschrieb im Jahre 1763 die nöthigsten männlichen und weiblichen Arbeiter aus Belgien, denen es oblag, Kärntner und Kärntnerinen in Behandlung, Verspinnung und Webung der Schafwolle abzurichten. Fast gleichzeitig mit dem Emporkommen dieser Fabrik wurde, und zwar mit a. h. Hofresolution (auf Vorschlag des k. k. Commerzienrathes von Fremont) vom 13. November 1764, die k. k. Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste in Kärnten errichtet, die erste in der Monarchie. Thys, welcher in den erbländischen Ritterstand erhoben, und im Jahre 1765 unter die kärntnerischen Landstände immatrikulirt wurde, war auch eines der wenigen aber desto thätigeren Mitglieder der Gesellschaft. Die Einführung des Kartoffelbaues, die Anpflanzung von Maulbeerbäumen, und die damit verbundene Seidengewinnung, waren vorzüglich sein Werk. Früher noch als die Thysische Feintuchfabrik war die Freiherrlich Michael von Herbert'sche Bleiweißfabrik in Klagenfurt entstanden, und beide Etablissements waren nach der Willensmeinung der unsterblichen Kaiserin das Mittel, eine Zahl besitzloser Arbeiter zu beschäftigen.*) Um jedoch dem schwächeren Geschlechte und der jüngeren Generation eine angemessene, auf die Produktion des Landes selbst basirte Beschäftigung zu geben, wurde die sogenannte Sedlmayersche Flachsspinnerei, wornach mit zwei Spulen auf einem Rade gesponnen werden konnte, eingeführt, und durch eine eigene Spinnmeisterin, Theresia Posautzin, welche die Gesellschaft von Graz verschrieben und die Erfordernisse zu bestreiten übernommen hatte, der Unterricht darin für Mädchen ertheilt. Arme erhielten Spinnräder unentgeldlich, und Reichere gingen hin, um ein gutes Beispiel zu geben. Indessen war es eben die Thysische Tuchfabrik und diese Bearbeitung des heimischen Flachses, was die Kaiserin vorzüglich veranlaßte, in Klagenfurt ein Waisenhaus zu errichten und mit beiden in Verbindung zu bringen. Es wurde bereits Anfangs der sechziger Jahre an die Erbauung dieses Waisenhauses, welches mit Recht den Namen des Theresianischen erhielt, Hand angelegt. Es ist die später sogenannte Waisenhauskaserne, die blos den Namen und Bestimmung veränderte, aber in ihrem Grundrisse schon damals begonnen wurde, so daß die Unterbringung von nicht weniger als 1500 Waisenkindern ermöglicht werden wollte, obwohl die wirkliche Zahl nie über 500 stieg.

Das Waisenhaus wurde von 1764 an der Oberleitung des Herrn von Thys übergeben und blieb es durch 10 Jahre. Der Hauptzugegenstand der Beschäftigung war das Wollenspinnen. Im Jahre 1774, also nach Verlauf dieser präliminirten Direktionszeit, entschloß sich die Kaiserin, die Anstalt ganz militärischer Aufsicht zu vertrauen. Es wurde daher der Hauptmann des k. k. von Buttlerschen Regimentes, Karl von Ferrari, als Direktor bestimmt und mit Hofdekret vom 19. August 1775 sowohl die geschehene Uebergabe als der Plan der Anstalt genehmigt. Zum täglichen Unterhalt wurden für jedes Kind 3 kr. aus dem Militär-Aerar und eben so viel aus dem Camerale bewilligt, und zur Deckung der übrigen Bedürfnisse der tägliche Verdienst eines Kindes mit 4 kr. präliminirt. Zur Fortführung des Gebäudes bestimmten Ihre Majestät unterm 10. November 1775 die dem a. h. Aerar zugefallene General de Rosinische Erbschaft von 20,000 fl., und zum leichteren Unterhalte auf 30 Jahre den Genuß des Erfzeitungs Zigaun, gegen einen jährlichen Pacht von 514 fl., welche Realität später (im Jahre 1777) in vollkommenes Zubehör der Anstalt überging. Den 6. Juli 1776 wurde die Vereinigung des Civil- mit dem Militär-Waisenhause dergestalt resolvirt, daß 100 Kinder des ersteren mit ihrem Fond in das Militär-Waisenhaus eintraten, die Besetzung der für ersteres leeren Stellen dem jeweiligen Landeshauptmanne eingeräumt, und die Zahl sämmtlicher Waisen auf 400 festgesetzet wurde. Für die Kinder wurden eigene Lehrer aufgestellt, worunter die nachhin zum Normalschule übergetretenen Lehrer Leeb und Hesse. Die übrige Beschäftigung bestand in Flachs- und Baumwollenspinnen, woraus man Leinwand, Tisch- und Bettzeug, Molton u. d. gl. verfertigte, und im Musikunterrichte.

Die neue Organisirung des Waisenhauses wurde im Jahre 1779 auf a. h. Befehl vom k. k. Hofrathe von Posl ausgeführt, und dasselbe für ähnliche Anstalten als Muster empfohlen. Die stattgefundene Untersuchung des Institutes jedoch stellte solche Gebrechen heraus, daß der bisherige Dirigent von Ferrari entlassen und seine Stelle durch den Oberlieutenant Andree von Baaden-Durlach, mit Hauptmannsrang, ersetzt wurde. Indessen der Krebsschaden der Anstalt, die fast allgemeine Erkrankung der Waisenkinder, wovon bereits im Jahre 1776 nicht weniger als 188 cachectisch befunden wurden, führte im Jahre 1784 die Auflösung der Anstalt herbei. Die weitere Verwendung des Waisen-Fondes haben wir an betreffender Stelle, in der Schilderung von „Klagenfurt, wie es war und ist," nachgewiesen. Das Gesagte mag genügen, darzuthun, wie viel unter Maria Theresia's Regierung zur Hindanhaltung des Proletariates (im üblen Sinne) gethan wurde.

Die Seidenkultur, welche in ihrer Behandlung so wenig physische Kräfte erfordert, und daher für schwächere Personen, Weiber und Kinder, eine willkommene Beschäftigung bot, war es vorzüglich, welche die Monarchin gefördert wissen wollte, und zwar rein aus diesem Grunde. War gleich das Venetianische damals noch nicht österreichisch, war es doch mit Mailand der Fall, und seine Produktion an Seide überdort weit den Bedarf der übrigen Länder der Monarchie. In Klagenfurt selbst fand die am Orte erzeugte Seide ihren Absatz in der Moro'schen Seidenzeug- und Hußlischen Bortenfabrik. —

Adolf Friedrich König von Schweden sorgte sehr für Fabriken und Handel. Von ersterm legte er mehrere Eisenmanufakturen, Schleif- und Polierwerke, Büchsenschmieden, eine Seiden-Strumpf- und Bandfabrik, auch eine Klöppelschule und Spitzenfabrik, und für beide eine weitläufige Maulbeer-Plantage an. Wenn dieses in dem bekanntlich doch so kalten Schweden geschah, könnte es um so füglicher in Kärnten geschehen. Einen Beweis, daß man sich daselbst zu Zeiten der Kaiserin Maria Theresia nicht blos um die Seidenkultur, sondern auch um Verarbeitung des Produktes bekümmerte und opferwillig verwendete, liefert uns die Thatsache, daß der Fürstbischof von Gurk, Joseph Maria Graf von Thun (von 1741 — 1761) in dem Schlosse Grades eine Tapetenfabrik

*) Späterdin betrieben die Söhne des Freiherrn Michael von Herbert das von ihm begonnene Bleiweißgeschäft in größerem Maßstabe, dehnten es auch auf die Erzeugung von Bleiglätte aus Mennig aus; der ältere Sohn Paul verpachtete sein hiesiges Etablissement auch nach Wolfsberg; der Enkel Albin und dessen Sohn Paul führten es fort in ununterbrochener Aufnahme und Vervollkommnung. — Neben der Feintuchfabrik des Herrn von Thys begründeten die Gebrüder, am Ritter von Moro eine gleiche, aufgearbeitete und beständig fortschreitende in Viktring; in späterer Zeit vereinigten sie damit auch noch die Tuchfabrik eines Herrn Rauscher zu Klagenfurt, welcher das größere Etablissement des Herrn von Thys fortzusetzen versuche hatte, nachdem dieser es aufgegeben hatte, und mit seiner Familie nach Wien gezogen war. —

Digitized by Google

für Halbseide anlegte, wovon am Orte selbst, so wie in den andern bisthümlichen Besitzungen vom Berichterstatter noch vor 30 Jahren Stücke und Einrichtungsüberzüge gesehen wurden.

Die Fütterung der Seidenwürmer zu ermöglichen, wurden von den Landständen sowohl die Stadtwälle, als das Glacis vor den Stadtgräben mit Maulbeerbäumen bepflanzt. An der Zigguln, an den Fabriken und in den Gärten des Baron von Herbert und von Thys, in dem neu angelegten Hofgarten der Erzherzogin Maria Anna, nicht minder in den Schloßgärten von Welzenegg, Loretto, Kraslowitz, Ehrenthal u. s. f. breiterte man sich diesem Beispiele nachzufolgen. Vor einem halben Jahrhunderte waren noch die meisten dieser Pflanzungen vorhanden, wozu von Seite der k. k. Ackerbaugesellschaft die Setzlinge um einen geringen Preis geliefert wurden, und selbst ein Filatorium errichtet worden war. Nun erübrigen von ersterem nur noch sparsame Reste.

Umfassender als dieser Industriezweig war damals die Erzeugung der Leinwand, des Tisch- und Bettzeuges, und des Lodens. Sowohl zu Gutenstein, als auch im ganzen, besonders im obern Rosenthale bei Finkenstein, so wie in der sogenannten Gegend wurde in den langen Winternächten fleißig gesponnen, außerdem gewebt und gebleicht, und die Ausfuhr an Leinenstoffen, besonders nach Triest, auf nicht weniger als 362,900 Ellen berechnet. Noch Anfangs dieses Jahrhundertes gestaltete sich diese Produktion vortheilhaft; gegenwärtig ist sie tief gesunken, und bei der heimischen Industrie-Ausstellung im Jahre 1838 machte sich nur noch der Producent Glasser von Federlach mit seiner diesfälligen Auslage bemerklich.

Zu noch größerer Unbedeutenheit sank die Spitzenfabrikation um Ferlach und die der schwarzgefärbten Strohhüte in der Gegend von Kentschach herab. Die Verfertigung von Holzwaaren in der Gegend von Weidisch und St. Margarethen zählt nur insoferne etwas, als dadurch der Klagenfurter-Markt versehen wird, und einiges davon die Drau abwärts in die holzarmen Ebenen von Kroatien und Slavonien verführt wird.

Wir erlauben uns diese Ausschreitungen und Rückblicke nur, um darzuthun, was in unserm Vaterlande geleistet wurde, geleistet werden könnte, um hienach den gegenwärtigen Standpunkt der Frage: was ließe sich zur Beschäftigung des so sehr überhandnehmenden Proletariates thun? näher zu bestimmen und darauf zu antworten; denn ein bloßes Arbeitshaus, ein mit großen Kosten herzustellendes Gebäude, um daselbst arbeitslose oder arbeitsscheue Leute unterzubringen und zu beschäftigen, kann erst dann in Betracht kommen, wenn es erwiesen ist, daß man eine angemessene und remunerende Arbeit für solche habe. — Gehen wir die einzelnen der behandelten Industriezweige durch, so ergibt sich, daß besonders die Seidenkultur für eine nicht in ein gewisses Handwerk eingelernte, und körperlich herabgekommene Menschenklasse eine angemessene Beschäftigung wäre; allein außerdem, daß gegenwärtig der Fond dazu, d. i. die Maulbeerbäume, fast gänzlich mangeln und selbst deren Wiederanpflanzung nach neuesten Erfahrungen klimatische Hindernisse findet, ist zu dem Betrieb dieses Zweiges ein weitläufigeres Gebäude nothwendig, wozu freilich manch' verödetes Schloß Rann geben würde, wenn nicht Entlegenheit der Pflanzungen und mangelnde Aufsicht zu große Schwierigkeiten machten.

Die Handspinnerei des Flachses und die weitere Verarbeitung des Erzeugnisses hätte Vieles für sich; allein eben die Konkurrenz mit den Maschinen hat diese heimische Produktion, trotz der Ueberzeugung, daß die sogenannte Hausleinwand gegen die fabrikmäßig, selten ohne Beimischung von Baumwolle erzeugte, und chemisch gebleichte, weit im Vortheil stehe, so weit herabgebracht, daß nur die Aussicht auf eine den Produktionskosten sich annähernde Verwerthung der Waare die Etablirung einer solchen Spinnanstalt für das Proletariat motiviren könnte. Indessen, was bereits vor einem Jahrhunderte zur Hebung der Spinnerei geschah, bleibt für uns ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Das Spitzenklöppeln ist, nach den traurigen Ergebnissen in den böhmischen Gebirgen, wo dieses eine Hauptbeschäftigung der armen Bewohner ausmacht, und wo in den letzten Hungerjahren die Regierung sich genöthiget sah, diese Waare selbst auf Subskription in Ausbot zu nehmen, als hoffnungslos zu betrachten; denn außer dem kleinen Bedarf der Kirchen ist diese Sorte Waare ganz außer Gebrauch. Mehr ließe sich von der Strohflechterei erwarten, wenn auch nicht in dem Maßstabe Toskana's, doch für eigenen Verbrauch an leichten Männerhüten, besonders an schwarzgefärbter Sorte, da sowohl im nachbarlichen Krain, vorzüglich aber im angränzenden Salzburg, diese Tracht, und zwar speziell bei dem Weibsvolke, allgemein ist, auch die Fabrikation keine so großen Räumlichkeiten und Vorbereitungen erfordert.

(Der Beschluß folgt.)

Verzeichniß

der dem historischen Vereine für Kärnten im Jahre 1855 gütig gewidmeten Geschenke. *)

(Fortsetzung.)

Der historische Verein, welchem erfreulicher Weise fortwährend Geschenke jeder Gattung von verehrten gütigen Gönnern und Vaterlandsfreunden zufließen, hat in neuer Zeit einige vorzüglich werthvolle Beiträge erhalten:

St. Durchlaucht Herr Friedrich Fürst von und zu Liechtenstein beschenkten denselben mit einer höchst werthvollen, von dem hohen Herrn Geschenkgeber Selbst zusammengestellten Authographen-Sammlung.

Von Herrn Joseph Reiner, Gewerksdirektor zu St. Veit und Vereins-Gau-Correspondenten, erhielt der Verein 18 Stück sehr schöne Zinn-Abdrücke von Münzen bairischer Churfürsten in vollständiger Serie.

Herr Ferdinand Graf Egger schenkte über an Ihn gestellte Bitte dem Vereine mit gütigster Freigebigkeit einen Altarflügel aus der aufgelassenen Kapelle des alten Schlosses Haimburg mit 4 altdeutschen Gemälden: Mariä-Verkündigung, und die Geburt Christi (mit reicher Vergoldung, leider beide Gemälde sehr beschädigt); dann St. Agnes, von Engeln umgeben, und St. Georg mit dem Drachen (beide gut erhalten.) —

Herr Octav Edler v. Best, k. k. Gubernialrath in Triest, sandte dem Vereine eine für diesen ganz neue und besonders willkommene werthvolle Sammlung griechischer Alterthümer (5 Stück Broncen, 12 Bruchstücke von Marmor-Figuren und Basreliefs, 43 Stück Thon-Geschirre und 3 Glasfläschchen) aus Aegina, Athen, Corinth und Milo; dann eine Sammlung egyptischer Alterthümer in 49 Stücken.

Ferner empfing der Verein als Geschenke:

a. Münzen und Medaillen.

Vom Herrn Johann Schnerich, k. k. Bezirks-Vorsteher zu Tarvis; 5 Kupfermünzen aus neuerer Zeit.

*) Die Mittheilung über Geschenke an Büchern und Urkunden wird mit dem Jahresschluße geschehen.

Digitized by Google

Vom Herrn Pschor zu Klagenfurt: ein sild. Solidus, welcher auf der Plöcken-Alpe mit mehreren andern gefunden worden ist.

Vom Herrn Kroschl zu Klagenfurt: 1 französische Bronce-Münze vom Jahre 1791.

Vom Herrn Achcin, k. k. Polizeidirektor zu Klagenfurt: 1 sehr schöne antike Silbermünze des Aedilis currulis Cestianus aus der Familie Cestia. (Sehr selten.)

Vom Herrn Franz Umfahrer zu Klagenfurt: 2 neuere Kupfermünzen, 1 Münzschein der Commune Benedig vom Jahre 1848.

Vom Herrn Hengthaler zu Klagenfurt: 1 antike Bronce-Münze (Marc. Aur. Verus.)

Vom Herrn Ritter v. Milleſi zu Klagenfurt: 8 Kupfermünzen aus neuerer Zeit, darunter 2 Stück von Napoleon III. Kaiser der Franzosen dem Vereine neu.

Vom Herrn Tomantschger, Pfarrer zu Tultschnigg: 1 Mansfeld'schen Thaler.

Vom Herrn Wilhelm Lichtenegger, Stiftspfarrer zu St. Paul: 1 grossus Bohemiae in Silber.

Vom Herrn Andreas Lexer, akad. Maler zu Klagenfurt: 5 antike und 1 Kupfermünze aus neuerer Zeit.

Vom Herrn Franz Mayer, Seifensiedermeister zu Klagenfurt: eine Denkmünze (Blei) auf die Klagenfurter Burgfriedsbereitung von 1761.

Von Ungenannten: a. 1 Silber- und 1 Kupfermünze aus neuerer Zeit.

b. 4 Silber- und 3 Kupfer-Pfennige aus neuerer Zeit.

c. 1 Silberstück (24 Mariengroschen); Braunschweig.

d. 1 böhm. Silbergroschen.

b. Anticaglien.

Vom Herrn Franz Mayerhofer, Schlossermeister zu Klagenfurt: eine sehr wohlerhaltene antike Fibula mit schöner Patina.

Vom Herrn Gustav Hof, Techniker: Mosaik-Bruchstücke aus dem Zollfelde.

Vom Herrn Hengthaler: 1 antike Fibula.

c. Mittelalterliche und neuere Kunstwerke; ethnographische Gegenstände.

Vom Herrn Karl Radler, Glasermeister zu Klagenfurt: ein Mosaikbild aus Bruchstücken sehr schöner alter Glasmalereien.

Von Frau Gräfin von Coudenhove: 3 Kupferstiche von R. Strange in London (in Goldrahmen.)

a. Belisar, nach Salvator Rosa; b. Karl I. von England; nach Van Dyck; — c. Abraham und Hagar; nach Quercino.

Vom Herrn And. Haufer, Maler zu Klagenfurt: Erinnerungsblatt an den 18. Februar 1853. Aus der k. k. Hof- und Staats-Druckerei.

Vom Herrn Johann Leon jun.: 6 Gyps-Medaillons.

Vom Herrn Hengthaler: 1 Siegelstöckl.

Vom Herrn Anton Perkofer, Handelsmann zu Klagenfurt: ein altes künstliches Vorlegschloss.

Vom Herrn Franz v. Aichenegg, gräfl. Goes'schen Güter-Inspektor zu Klagenfurt: das Porträt des Abtes von Arnoldstein, Otto von Gröſſing.

Miscelle.

(**Ein Ausflug in's Möllthal.**) „Aus dem Aufmerksamen.“ Nachdem man das Drauthal aufwärts bis zur „Möllbrücke“ gekommen, die eine halbe Stunde von der Mündung in die Drau entfernt ist, und von der aus jeder Möllthalpfleger rechnets auf die freundlichen, offenen Gefilde des „Kurnsestes“ zurückblickt, wäherend sein Ohr das Tosen der unter ihm hinjagenden Fluthen erfüllt, stellt sich ein kreisförmiger Gebirgsfestes, der den 8000 Fuß hohen Salzkofel birgt und die beiden genannten Flußstrecke schließt, gebieterisch in den Weg. Den hier rech gut etablirten Blick rechts hinauf, zu den Quellen der raschen Möll, wählten wir diesmal an einem heiteren Augustmorgen. Das glühende Schneefeld auf den Nachbarn des Mallnitzer-Tauern und das weiße Kirchlein an dem kegelförmigen Danielsberge winkte uns zu seltenen Genüssen: Die Sonne quälte uns durchaus nicht, denn aus den waldigen Abhängen, die das Möllbett links begleiten, wehte uns frische, duftige Kühle an, und schaukelte die Köpfchen der Saaten. Diese standen noch im gelbem Schmucke zwischen grünem Klee. Leichte Wolkenfäden ließen den Himmel noch blauer erscheinen. Ganz vertieft in die Naturschönheiten, langten wir schon nach einer Viertelstunde in Patendorf an, wo wir dem Drange nicht widerstanden, einen Anblick im Freien zu uns zu nehmen. Dabei bemunderten wir wieder die Reinlichkeitsliebe und fluge Benützung auch des letzten Atomes von landwirthschaftlichen Erzeugnissen, die dem Oberkärnner überhaupt eigen ist, und die wohl auch den verhältnißmäßigen Wohlstand des Möllthalers erklärt. Honig zum Butterbrot schien uns ein recht nachahmungswerther Gebrauch. — Die Schritte weiterfortsetzend kamen wir bald nach Mühldorf, und o weh' die Pferde des Thales ist schon ein Bild der Beoberung. Dieses nicht unansehnliche Pfarrdorf, schon öfter, besonders auch 1851 wieder heimgesucht, bietet einen bedauernswerthen Anblick; große Blöcke über das mühsam bebaute und spärlich productirende Kornfeld hingeworfen, mitten zwischen Häusern festgerammt, unwillkommene Nachbarn! — An diesem Morgen freilich blühte beschieden in lieblichen Cascaden zwischen den gemauerten Wänden der Bach hin, zu denen er selbst das Materiale aus den Alpen heruntergeholt, und sein Gefälle benützt weise der Inhaber eines Hammerwerkes, das rechts auf der Anhöhe steht. Mit jedem Schritte verengte sich jetzt das Thal, und die Bezirksstraße lief häufig am Ufer hin. Das Dorf Kolbnitz liegt am Fuße des Danielsberges, bis zu dessen Scheitel etwa eine Stunde zu steigen ist, der wie ein riesiger Wächter den Eingang des Thales wahrt und weit hinab schaut in die gelegneten Fluren an der Drau, und an dessen südlichem, steilen, ja unzugänglichen Abhange durch ein breites, klippebesätztes Becken die Möll ihre grünliche Fluthen rollt. Ein kalter Wind spielte mit den Baumwipfeln und jagte uns von unseren heimernen Sitzen auf. Mit der Aussicht in die Ferne ist es hier zu Ende; vor und hinter sich haben Bergriesen, theils bloß mit Wald, theils, auf der sonnigen Seite, wohl noch mit Getreideäckern bedeckt. Diese Gebirgszüge laufen bekanntlich von Ost nach West und sind die Wasserscheiden zwischen dem Malta-, Möll- und Drautale. Die „abgeschnattelten“ Baldbäume zeugen von der zu ärmlichen Streuernte, und umsäumen zugleich die einzelnen Parzellen; die geräumlichen bötzernen Häuser mit röthlichem Anstrich und Holz- oder Strohdächern liegen oft in bedeutenden Höhen, und auf den hohen Alpenweisen entdeckt man noch Schupfen für das dort gewonnene Heu, das meistentheils erst im Winter mittelst Schlitten heruntergeholt wird. Die Saaten waren auf diesen Stellen völlig grün, und wenn noch Regen und Fröste getommen wären, so wäre es auch um die Ernte geschehen gewesen! — Daß die Cerealien den Hausbedarf decken, davon ist hier keine Rede, dabei muß die Viehzucht den Bewohner dieses armen Gebirgslandes retten; ein trefflicher Viehschag, mit dem er in die Nachbargegenden Handel treibt, und der ihm zugleich wichtige Nahrungsmittel liefert, ist sein Reichthum, sein Stolz. Alles dies erfreut der Reisende auch aus der örtlichen Beschaffenheit und wundert sich dann nicht mehr, wenn der Möllthaler, der um eine Brotkrumme sich abmühen muß, über diese erste Anforderung den geistigen Heißhunger vielleicht etwas vernachlässigt. Doch besitzt er schöne Eigenschaften, ist genügsam, hält an dem Glauben unerschütterlich fest und murrt nicht, wenn er an kalten Wintermorgen fünf Stunden weit über Felsengerölle, Eisschlunchten und Schneefelder zur Kirche herumtreiben muß. (Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 23. Sonnabend, den 6. October. 1855.

Gedichte von Julius von der Traun.

3.

An einen schwebenden Falken.

Falke, hätt' ich deine Flügel
Deinen unbezwungnen Sinn,
Flög' ich über Thal und Hügel
Zu der schönen Dame hin.
Fröhlich würde sie mich tragen
Auf der schwanenweißen Hand,
Und auf ihrem Zelter jagen
Durch das maiengrüne Land.

Neider, die die Luft durchschneiden,
Ueberholte kühn mein Flug,
Und die Beute trug bescheiden
Ich auf ihres Rosses Bug.
Daß ich ihr so ferne weile
Wie ein Falke, flügellahm,
Tief verwundet von dem Pfeile,
Der von ihrem Bogen kam!

Hinter jenem blauen Walde
Geht das frohe Jagen auf,
Sprengt die Dame auf der Halde,
Glänzt der schmucken Ritter Hauf!
O welch' hohe Gunstbezeigung,
Wenn sie dem Gewandten dankt
Und mit ihres Haurers Neigung
Ihre Huld niederschwankt!

Könnt' ich nur von ferne sehen,
Wie sie sich im Sattel wiegt,
Wie die dunklen Locken wehen,
Wie der grüne Schleier fliegt!
Könnt' ich nur ihr munteres Rufen
Hören durch den grünen Hag,
Nur von ihres Rosses Hufen,
Fern verhallens, einen Schlag!

Das Proletariat und die Arbeit.

(Beschluß.)

Die Fabrikation der nun so sehr in Schwung gekommenen Cigarren wäre allerdings geeignet, sowohl bei der Einfachheit der Manipulation, wie bei dem wenigen Kraftaufwand, jede Gattung Erwerbloser zu beschäftigen; allein, abgesehen, daß eine solche Anstalt rein von der Dispositionen des a. h. Aerars abhängt, wäre diese Verwendung wohl ein trefflicher Nothbehelf für den Augenblick, aber weniger ein Mittel, um mit den erhaltenen Fertigkeiten in das sociale Leben eintreten zu können. Es bleibt uns daher nur noch ein Ausweg zur mehreren Beschäftigung und Ernährung des Proletariates übrig, nämlich der natürlichste und dem Ursprunge nach erste: die Bodencultur. Bekanntlich war, wie bereits Eingangs erwähnt, die Colonisirung von jeher das Abhilfsmittel gegen Uebervölkerung und der Antrieb zur Urbarmachung öde liegender Gründe. In neuester Zeit hat man, und zwar im Jahre 1818 in den Niederlanden, die großartige Armeecolonie Frederiksvoord angelegt, und ihr den Ackerbau, die Spinnerei und Weberei, das Ziegelstreichen u. d. gl. zur Aufgabe gemacht. Eine Armeecolonie gleich großer Dimension legte man in Baiern am Donaumoos an; doch so etwas würde sich für die großen Ebenen Ungarns, aber weniger für unsere Alpenthäler eignen. Indessen, welche unbare Strecken sind nicht da noch, als jeweilige Hut- und Gemeindeweiden, besserer Verwendung entzogen, und im Gegentheile die Veranlassung zu jener Versplitterung des Holzes auf Zäune, welche ein fressender Schaden unserer Waldcultur ist, indem man nicht bloß Aeste und sogenannte Schwartlinge, sondern vielfach junge Nadelholzstämme zur Einzäumung verwendet. Bei der Josephinischen Steuerregulirung berechnete man noch ganze 364,512 Jeche oder 36 Quadratmeilen an Hutweiden und Gestrüppe für Kärnten. Diese Area (wie man denn bei jener Steuerregulirung den Flächeninhalt Kärntens auf 209, mithin um 30 Quadratmeilen, zum empfindlichen Nachtheile der sonach überbürdeten Provinz, zu groß annahm) hat sich in der Wirklichkeit weit unter die Halbscheide reducirt; die größten Strecken, besonders am Kraxfelde und in der Umgebung von Klagenfurt, sind auf Veranlassung der Cultur der Kartoffeln, des Mais und der Futterkräuter, fruchtbringend gemacht und viele große Gemeinweiden, wie in den siebziger Jahren die ausgedehnte Fläche zwischen der Ebenthaler-Allee und der Schmelzhütte nächst Klagenfurt, zertheilet worden; allein noch liegt vieles Terrain ganz brach. — Der große Anstand bei der, den Gemeinden frei gelassenen Durchführung der Zertheilung von Gemeindeweiden war immer der: Soll dieselbe nach den Haus-Nummern der Berechtigten, ohne Rücksicht des Besitzes, zu gleichen Theilen, oder aber rein nur im geraden Verhältnisse desselben vor sich gehen? Diese wesentliche Differenz machte viele Anträge scheitern, und so blieb es an vielen Orten beim leidigen Alten. Nun, nachdem selbst eines der größten Hindernisse, das Unterthans- vorzüglich das Zehentwesen, gefallen ist, sollte doch einmal mit den verderblichen und die Bodencultur so beengenden Gemeindeweiden ein Ende gemacht werden! Wenn wir diesen Gegenstand besonders in den Bereich unseres gegenwärtigen Aufsatzes ziehen, so geschieht es aus dem Gesichtspunkte, weil wir in der nun gemachten Erfahrung einen Mittelweg zur Ausgleichung jener so weit auseinander gehenden Differenz, und

Digitized by Google

zugleich ein Mittel, nicht sowohl gegen als für das Proletariat gefunden zu haben glauben. Mehrere Landstädte Kärntens, wir nennen Wolfsberg und St. Andrä, auch Völkermarkt, zerstückelten Gemeindeweiden, und es wurden die Gemeindegründe nach Verhältniß der Bevölkerung und der Beschaffenheit des Bodens in kleine Parzellen getheilt, und auf 5 bis 10 Jahre an einzelne Partheien zur Cultur verpachtet. Der jährliche Pachtschilling fällt der Gemeindekasse zu, welche die Steuern davon bestreitet. In Wolfsberg machte man Theile zu 100 Quadratklafter, und je nachdem die Partheien zugleich Handwerker und Hausbesitzer waren, erhielten sie einen, zwei, oder drei Antheile. In St. Andrä wurde der Grundterrain in zwei Gattungen, nach Lage und Beschaffenheit, geschieden, und die einzelnen Parzellen verloost, so daß jede Parthei deren zwei, die Gewerbe-Inhabenden drei erhielten. Nun, nach zwei Jahren, sieht man an der bedeutenden Fläche neben der Lavant die emsigst kultivirten Gärten, Felder, Wiesen, theilweise mit Anpflanzungen von Obstbäumen, wo sonst auf dürrer Steppe Kühe und Schweine sich die Langweile vertrieben, und den Dünger verzettelten. Einen ebenso lebhaften, ja noch reizenderen Anblick gewähren die Gemeindegründe bei Wolfsberg, welche fast sämmtlich mit Stangen zum Fisolenaufwuchs umpflanzt und geschieden sind. So wie sie im Frühjahre das Bild wetteifernder Thätigkeit darboten, gaben sie im Herbste das der gedeihlichsten Fruchtfülle. Selbst die Hochgerichtsweide bei Wolfsberg wurde voriges Jahr urbar gemacht, und während hier ein fleißiger Handwerker das neuerworbene Grundstück mit dem Spaten bearbeitete, sah Berichterstatter dessen beide Knaben sich an ein Wägelchen spannen, um den sorgsam aufgesammelten Dünger auf das Feld zu führen. Banet ja nicht bloß der Chinese, welcher alle Abfälle auf das sorgfältigste sich verschafft, das ihm an den belebten Flüssen karg zugewiesene, oft sogar auf geflochtenen, über denselben schwimmenden Flössen aufgeschüttete Erdreich rein mit der Hand; sondern es thut solches nicht minder der verständige Landmann in Flandern, welcher seine wenigen Joch Grund mit Zann und Spaten gartenähnlich cultivirt, und dabei reichlichen Gewinn, besonders durch Produktion des edelsten Flachses erzielt. —

Und nun, was soll das Resultat dieser Abschweifungen, wie es scheint, auf ein dem eigentlichen Gegenstande fremdes Feld sein? Wir führen den Beweis vom Größern zum Kleinern, und glauben, wenn man an den benannten Orten, sey es auch nur für drei Behausse oder Anässige, durch solche Grundbenützung Mittel zu ihrer Nebenbeschäftigung und leichtern Ernährung findet, warum sollte nicht für arme Familien, welche doch immerhin die Gemeinezuständigkeit haben, besonders auch in der Hauptstadt auf dreierlei Art gesorgt werden? Leider hat in Klagenfurt nur die Schneiderinnung aus dem mittelalterlichen Zunftwesen eine solche Betheilung mit Grundstücken behalten, und bei der erwähnten großen Gemeinteweiden-Zerstückelung ging der arme Theil leer aus, weil es sich nicht um Verbesstandung, sondern um Eigenthumserwerbung der Gründe handelte. Für dieses ist allerdings das Proletariat nicht geeignet; allein die Bedingnisse, wie ihm solche Parzellen zur Cultur und Nutznießung zu überlassen wären, dürften sich nach Obigem leicht finden. Sollte das für Errichtung eines Arbeitshauses, eigentlich einer Arbeitsanstalt (denn was würde ein leeres Haus ohne sonstigen Mitteln helfen!) der Gemeinde von dem seligen Herrn Ferdinand Kaufmann legirte, innerhin bedeutende Vermächtniß zu beiden Zwecken, das ist: Haus und Arbeit, nicht auslangen, so wäre es zu einer Bodenbetheilung doch zulänglich. Wir ersuchen nur das Gesagte und Vorgewiesene an Ort und Stelle zu prüfen, und es dürfte unschwer seyn, das bereits Gegebene anderswohin zu übertragen. Abgesehen von allem andern, läge schon darin der Hauptgewinn, einen Theil der besitzlosen Bevölkerung für die vorzüglichste Aufgabe der Arbeit, die des Grund und Bodens, gewonnen und so schon der Zugend den Antrieb für diese Verwendung gegeben zu haben, während man sonst das Proletariat in langen Zügen durch Wald und Flur sich zerstreuen sieht, um mühsam um einige Kreuzer Klaubholz, Erd- oder Schwarzbeeren, Schwämme u. d. gl. aufzusammeln, und hungernd nach Hause zu kehren. Wo man sonst in der Umgebung der Hauptstadt besonders gewisser Gattungen Früchte nicht sicher ist, und die schönsten Saaten den Wegen des Lasters anheimfallen, dürfte das zu einem, wenn auch nur vorübergehenden Eigenthume gelangte Proletariat selbst zum Theile jene Flurwächter ersetzen, die man leider bei uns nicht kennt. —

Vaterländische Reminiscenzen.

1.

Unter die Familien, welche bei Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in Kärnten einen vorzüglichen Platz behaupteten, und derenAndenken sich noch eine geraume Zeit erhalten dürfte, gehörte auch die der Oberst einer. Ihr Sitz war auf dem Hinter-Wirthshause an der Strasse von Zwischenwässern nach Friesach, welche besonders in den neunziger Jahren, wo dieselbe die Armee in Italien mit Wien verband, sehr belebt war und die Gelegenheit zu größern Unternehmungen bot. Der Hinterwirth ging damals von Munde zu Munde, nicht weniger als nachhin der Sandwirth der Tiroler. Doch nicht an die Spitze der Bewaffneten stellte man ihn wie diesen, sondern an die der verschiedenartigen Geschäfte. Ehrlich, gemüthlich, ein Mann von Treue und Glauben, dabei erfahren in allen Erwerbszächern, war er der Mittelpunkt, nach Orakel der Händler, der Fuhrleute und Industrianten. Große Waarenlager waren in Hirt bei Oberfeiner aufgespeichert und der damals so regsame Weinaustrieb nach Italien hatte hier seinen Stappelplatz. So gelang es ihm, seine zahlreichen Söhne an die verschiedenen Etablissements unterzubringen, die er sich durch Glück und Geschick erwarb. Als solche nennen wir außer dem mit weitläufiger Meierei dotirten und in mächtigen Gebäuden sich von Ferne heranstellenden Hirterhofe, die Hämmer am Deabzuge und Gurk im Gurkthale, den Kölmhof zu St. Veit, das Alaun- und Steinkohlenbergwerk zu Sonnberg, den Bleibergbau in Windischkleiberg, das Eisenschmelz- und Hammerwerk bei Saldenhofen, das Silberbergwerk zu Meiselding und eine Zahl anderer kleinerer Realitäten, Alpen und Grundbesitze. Oberst einer war ein kleiner Dietrich, der, wie wir wissen, als Großfuhrmann in Oesterreich begann, wegen seiner Dienste, welche er der k. k. Armee leistete, zum Baron erhoben wurde, dessen 18 Millionen betragendes Vermögen neuestens ohne seinen Namen an einen Schwiegerssohn vererbte. Seine Söhne theilten sich in seine Habe und nun nach drei Generationen ist dasselbe uns selbst der Name schon selten geworden. Eine Linie des Hauses war zu St. Margarethen in der Reichenau festsaßt, welcher der in Wien und Kärnten bekannte Doktor Oberst einer entstammte.

Digitized by Google

Miscellen.

(**Literatur.**) Die beiden eben erschienenen Lieferungen des Werkes: „Oesterreich. Ein geographischer Versuch, von Ludwig R. v. Häufler; Wien, bei Leopold Grund" — enthalten die Schilderung der Alpenländer Oesterreichs. Eine detaillirte Analise dieser Geographie würde wohl den Raum dieser Blätter überschreiten; wir wollen uns daher begnügen, einige Vorzüge derselben hervorzuheben und über die Monographie Kärntens einige Bemerkungen zu machen. Eine Eigenschaft, durch welche sich das Werk besonders auszeichnet, ist sein eigenthümlicher Styl, den man füglich als Lapidarstyl bezeichnen kann. Dadurch eignet es sich aber ganz vorzüglich zum Schulbuche, indem sich diese kurzen Sätze, die so wichtige Daten enthalten, spielend dem Gedächtniße einprägen lassen. — Ein anderes, gewiß eben so großes Verdienst des Verfassers ist, daß er so genau die Gebirgsformation der verschiedenen Kronländer beschreibt, und die geologische Bedeutung hervorhebt, was in den früheren Schulbüchern gänzlich übersehen war. Die Schilderung Kärntens wird in wenigen Geographien so richtig seyn, wir haben nur weniges zu berichtigen: Bei der Höhenangabe des Großglockners scheinen dem Verfasser die neuesten Messungen, namentlich jene der Brüder Schlagintweit nicht zu Gebote gestanden seyn, die denselben bedeutend höher angeben. Eine nicht unbedeutende Lücke ist ferner, daß des Lavantthales fast gar nicht erwähnt wird, dessen Bedeutung in industrieller, landwirthschaftlicher und pitoresker Beziehung wir hier wohl nicht zu berühren brauchen; Wolfsberg als dritte Stadt Kärntens hätte wohl auch einen Platz verdient. Unter den interessanten Burgruinen, die der Verfasser am Schluße angibt, vermissen wir Landskron, Griffen, Taggenbrunn ꝛc.

(**Ein Ausflug in's Möllthal.**) (Fortsetzung.) Wir richteten unsere Blicke wieder vorwärts, einige Kohlenmeiler schmückten das ländliche Bild, und bei Penk kamen uns sogar wieder Obstbäume (Pflaumen, Winterbirnen) zu Gesichte, und während der Unterkärntner oft seine schönsten Stämme von Moos und anderen Kryptogamen ruhig aufzehren sieht und das herunter fallende Obst der Fäulniß oder den Schweinen überläßt, wird vom „ökonomischen" Oberkärntner Alles sorgfältig aufgelesen, um es zum Branntweinbrennen zu benützen. So erzielt er durch fleißiges Reinigen der Bäumchen noch so manchen Scheffel Obst. — Hier mündet auch eine Schlucht, die Teichel, in welcher der Gießbach zugleich als Strasse dient; fahren kann man zu der Curatie hinauf nicht, und der Leser stellt sich den Wohnsitz des Seelsorgers erst richtig vor, wenn er bedenkt, daß die Wintermonate hindurch kein Sonnenstrahl die zerstreuten, ärmlichen Hütten trifft, und daß die wenigen Hafer- oder Gerstenhalme nur zu häufig aus dem Schnee herausgezogen werden. — Wir passirten noch eine bedeutende „Gieß" und sahen nun den Thalraum wieder auf eine Viertelmeile sich erweitern; der Weg führte an der Kirche Stallhofen vorüber endlich in den bedeutenden Marktflecken Obervellach, aus dem uns die Klänge der Aveglocke die eilfte Stunde und den Dienstleuten am Felde das Mittagsmahl ankündigte. Vor dem Markte stehen einzelne Ruinen von Thürmen; rechts hinauf führt der Saumweg nach Mallnitz und links an der Möll läuft die Bezirksstrasse fort. Südlich erhebt sich der Salzkofel, dessen Spitze zwar von der Ebene aus nicht sichtbar ist, aber desto herrlicher von der Höhe. Der Calvarienberg und das alte Schloß Groppenstein nordwestlich. Im Orte wurden wir mit jener Treuherzigkeit aufgenommen, welche dem Möllthaler ein so schöner Schmuck ist. Der Wirth rühmte uns besonders einen Schöpsenbraten und Tirolerwein, vielleicht auch, weil der Tiroler dort sehr beliebt ist, und erzählte uns viel von seinen Lieferungen für das „Bad", worunter, wie wir bald entdeckten, immer Gastein gemeint war. Der Verkehr ist wirklich nicht unbedeutend; Fetterzeugnisse, Wein, Bier, besonders Branntwein, Schlachtvieh gehen in Masse diesen Weg, und Reisende aller Nationen besehen sich die herrliche Tauernpartbie. — In Obervellach werden jährlich besuchte Bestschießen gehalten; die Kirche ist hübsch und enthält einige sehr werthvolle Bilder; für die ausgedehnte Seelsorge besteht eine Decanalpfarre mit 2 Kaplänen. — Meine Begleiter waren nicht recht gesonnen, zu Fuße den Weg fortzusetzen, und so ließen wir uns denn auf ein Steiererwägelchen laden. Wir wendeten uns wieder dem Fluße zu, welcher auf beiden Seiten mit Bächen gespeist wird, deren Lauf jäh abwärts man von den höchsten Berggipfeln an verfolgen kann. Der Himmel hatte sich etwas umzogen, doch empfanden wir die Sonnenstrahlen im Gesichte gar wohl. Streckenweise ist die Thalbreite nur das Möllbett, und an einen geregelten Lauf ist gar nicht zu denken: einige Jahre lang hält sich das Wasser an dem rechten Ufer, da tritt vielleicht eine Ueberfüllung ein, und jetzt fließt es wieder einige Monate links. Obwohl es mehrere Tage vorher trocken gewesen, so schien uns, wahrscheinlich von Schneezuflüssen, der Wasserstand doch groß, und selbst die Bezirksstrasse führte uns stellenweise durch Möllarme, die wir zu Fuße nicht gerne durchwatet hätten. Allmälig erhob sich wieder ein ziemlich heftiger Wind, der die Wolkenschaaren nach dem Süden trieb, und so der Sonne Bahn machte. Von Feldern ist da keine Spur; hie und da Wiesen mit zartem Grün, neben den schwarzen Waldabhängen, an deren oberen Rändern Hochweiden mit eingestreuten Heuschupfen oder weißen beweglichen Punkten, welche wir durchs Fernrohr als Hornvieh erkannten; manchmal wohl auch ein Haus aus Balken, das Bretterdach mit Steinen beschwert, vor dem ein Paar Kinder, die einzigen Wächter! im Hemd herumlaufen. Wo nichts ist, kann ja nicht leicht etwas gestohlen werden. Der Vater oder die Mutter ist vielleicht auf die Alpe gegangen, oder arbeitet im naheliegenden Hochofen oder schlägt im Walde Holz. Und trotz der Armuth waltet ein unbeschreiblicher Friede in der Landschaft, die lautlos im verklärenden Lichte prangt; von fernher sind die dumpfen Schläge eines Hammerwerkes vernehmbar. Das Pfarrdorf Flattach und benachbarte Schmelzwerk Fragant in einer Thalvertiefung unter der Straße sind von der rechts hervorstürzenden „Gieß" schon sehr mitgenommen worden, mehrmals begegnet man den Grundmauern weggerissener Wohngebäude. Des Abends war der Vater mit den Seinen zur Ruhe gegangen, und des Morgens weckten den — Bettler rauhe Stöße der rings tobenden Fluth. — Und doch liebt der stets Bedrohte seine wilde Heimath; die feierliche Stille, die Unkenntniß der luxuriösen Welt, die stete Gefahr selbst fesselt ihn, wenig Wünsche füllen sein Herz, und das allein hindert ihn, auszuwandern. Dennoch findet man nirgends weniger Bettler, das träge Herumschlendern findet kein Mittleid. Was ihm die Natur nicht gibt, das nimmt er ihr. — Rechts in die „innere Fragant" führt ein steiniger Weg, der sich dann in den entgegenfließenden Alpenbach verliert, zu den niedrigsten Sennhütten. Diesen Weg treibt der hier wohnende Alpenweidenbesitzer sein Vieh, sobald der Schnee von den Grasplätzen geflohen. Wir beschlossen diese Richtung über die Berge von Döllach aus auf der Rückreise einzuschlagen, da meine botanisirenden Freunde ihre Büchsen zu bereichern hofften, und hielten uns immer am Ufer der Möll, welche von hier aufwärts auffallend schmäler ist, bei Stall um eine Ecke biegt, und sich dann nordwärts wendet. Hier verengt sich das Thal zu einer Pforte, die „Klause" genannt; eine gefährliche „Gieß" mahnt den Pilger wieder an schreckliche Augenblicke, wo der abstürzende Berg dem Flusse den Durchgang wehrt, bis dieser zum gewaltigen See angeschwellt, den lästigen Damm übersteigt und Verderben bringende, zürnende Wellenberge abwärts über die Wiesen wälzt, welche mit Sand überdeckt auch noch, und zwar für viele Jahre, wenn nicht für immer, verloren sind. — Die Felsen der beiden Bergrücken erglühten im Abendgolde, da wir aber ein gutes Nachtlager in der Pfarre Stall zu finden hofften, so schritten wir getrost die Terrasse hinan, dem besten Wirthshause zu. Dort fanden wir herrliche Gesellschaft. Der leutselige Pfarrer und einige Freunde, die wir bald als Professoren erkannten, und die uns schon von den Herrlichkeiten der Pasterze erzählten, unterhielten uns mit interessanten Mittheilungen. Uebrigens klagten sie uns auch, daß es nur an wenigen Tagen gegönnt sey, den Glockner zu schauen, und daß sie z. B. vierzehn Tage auf diese Gunst mit peinlicher Ungeduld gewartet hätten. — Der rothe Tirolerwein besitzt hier schon ein Monopol. Des gemeinen Mannes edleres Getränk ist der „Schnaps". — Bei Mehl- und Fettkost und bei so anstrengender Arbeit bedarf er desselben vielleicht wirklich, wenn auch nicht so reichlich. — Die Bewohner dieser Gegend beziehen das Meiste, was sie an städtischen Artikeln brauchen, gewöhnlich über den Iselsberg aus Tirol, weil die Communication mit demselben schon leichter stattfindet, als mit dem unteren Möllthale. — Wir nahmen erst spät in der Nacht von unserer Gesellschaft Abschied und ruhten prächtig von den Strapazen aus. Die Hähne weckten uns noch vor Tagesanbruch und rasch eilte Jeder an's Fenster, um den prächtig glühenden Wolkenhimmel anzustaunen, von dessen Feuerscheine die Berge herum mit demselben Tone übergossen waren. Wir dachten an schleunige Abreise, um vor dem Ausbruch des Wetters noch Döllach zu erreichen. Die äußerst einfach, aber reinlich gekleideten Bauern begegneten uns auf dem Wege zum Gottesdienste. Es lag wieder ein eigener Reiz in der Landschaft, der von der Sonntagsfeier herzurühren schien; der Weg führte durch erlenbewachsene Auen und das Thal nahm einen lieblicheren, sanfteren Charakter an. Grillen zirpten und die Lerche wirbelte ihr heiteres Lied über den Saatfeldern. Aus dem benachbarten St. Peter trug uns eine schmeichelnde Luft den feierlichen Klang zum Gottesdienste rufender Glocken entgegen. So schwieg auch der Hammer in dem links auf sanfter Anhöhe liegenden Leinach und die Werksleute begegneten uns mit sonntäglichen Gesichtern. — Die Sonne strahlte wieder sehr warm in's Thal, welches hier fast kesselartig von steilen Bergabhängen begrenzt ist; nur links, d. h. am rechten Möllufer, erhebt sich der Iselsberg mit seinem felderreichen Plateau, und bildet die Passage von Kärnten nach Lienz in Tirol. Weiße Kirchlein schimmerten herab von der Höhe über dem Marktflecken Winklern, dessen gothischer einfacher Thurm aus dem Dunkel des „Thalwinkels" hervortritt. Wir bogen von unserer Straße ab, um der Messe in Winklern beizuwohnen, und kosteteten dort auch noch

Digitized by Google

das letzte gute Bier auf unserer Wanderung an der Quelle, da das von hier aufwärts verführte eine bedeutende chemische Veränderung während des Fahrens zu erleiden scheint, auch rother und Brannt-Wein allenthalben vorgezogen wird. — Eine Viertelstunde davon gelangten wir wieder auf den Hauptweg, der jetzt treuer Begleiter der Möll bleibt; diese letztere fließt jetzt sittsam im schmalen Bette, obwohl wir Spuren von Zerstörungen wahrnahmen. Der Wald, in dessen schattiges Dach wir eintraten, erstreckte sich bis zur Hochweide hinauf, wo man gefälltes Holz bemerkte, und nun! zeigten sich dem überraschten Auge auch gegen Norden die Kanten des Heiligenblutertauern, hehr und strahlend im weißen Glanze. Die Schneefelder, acht- bis neuntausend Fuß überm Meer trennte noch mehr vom Hintergrunde das aschgraue Gewölke, welches, mit auffallend-glänzendem Saume von dem Gebirgsstocke sich herunterwälzend, uns ein bedeutendes Gewitter ankündigte. So lange wir übrigens die Frische des Waldes und die unmittelbar über dem Flusse schwebende Luftschichte genossen, blieben wir entzückt im Anblicke der gäh abstürzenden Wasserfälle stehen. Es schien, als ob diese sorglos das hochliegende Plateau durchschlendernd unvermuthet am Rande des Abgrundes angekommen, sich verwirrt in Staub auflösten, um die Beute eines größeren Gewässers zu werden. Selbst die kahlen Höhen des über dem Pfarrdorfe Sagritz sich thürmenden Mohar vermochten nur, uns dies Bild malerischer zu machen. Die Thalsohle ist auch hier nur einige hundert Klafter breit. Die Richtung des Flusses schließt mit der von Stall abwärts fast einen rechten Winkel ein. Der Wanderer staunt über die hohe Lage mancher Felder und Wohngebäude und ahnt gar nicht, was die bei Mörtschach mündende Schlucht, das viel durchwühlte Bett eines mächtigen Gießbaches, birgt: Aecker und Häuser! (Fortsetzung folgt.)

(Mächtigkeit der Eisengruben in Kärnten und Steiermark.) Die vom „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung“ bei Prandl und Meyer in Wien herausgegebenen „Abendstunden“ enthalten in ihrem 4. Hefte (1855) hierüber Folgendes: „Die reichste Lagerstätte von Eisen auf dem Continente findet sich in den Alpen, wo zwei große Züge von Spatheisenstein eine Erzmasse enthalten, deren Reichthum nicht einmal überall zur Benützung gekommen ist. Der nördliche dieser Züge enthält unter andern den berühmten Erzberg bei Eisenerz in Steiermark, der südliche die nicht minder reichen Eisengruben von Hüttenberg in Kärnten, wo sich gleichfalls ein Erzberg befindet. — Der Eisenerzer Erzberg besteht durchaus aus bauwürdigem Gestein, und man hat berechnet, daß derselbe über 900 Million Centner Eisenstein enthalte, so zwar, daß bei der bisherigen Produktion noch für ein Jahrtausend der Bergsegen nachhalten wird. Zwischen 5 — 6000 Arbeiter finden durch diesen Erzberg ihren Unterhalt, theils in der Grube, theils bei der Hütte und im Walde, und das jährliche Quantum von 300,000 Centnern Erz ist so bedeutend, daß man auf die existirenden großartigen Werke daraus schließen kann. — Noch reicher aber scheint fast der südliche kärntnerische Spatheisenzug zu seyn, dessen Lager bis 100 Klafter mächtig sind, und überdieß sind die reichsten Erzlager auch die mächtigsten. Die Gegend von Hüttenberg in Kärnten wird wegen dieses Metallreichthums die „Haupteisenwurzel“ genannt, und in Lölling werden jährlich an 600,000 Centner Erz gewonnen, ein Quantum, das aber nach Maßgabe des Brennstoffes noch gesteigert werden kann. Der Hüttenberger „Erzberg“ wurde auf 1000 Jahre in gleicher Ergiebigkeit berechnet, und dann erst würden die nicht minder ergiebigen umliegenden Berge angebrochen werden.“

(Anleitung zur Abklatschung von Inschriften ꝛc.) Diese ertheilte nach der „Wienerzeitung“ der Herr Regierungsrath Arneth der Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in folgender Weise: „Man nehme nicht zu starkes weißes gewöhnliches ungeleimtes Druckpapier. Dieses wird mittelst eines in Wasser getauchten Schwammes benetzt, bis es ganz weich ist, dann auf die Inschrift gelegt und mit einer nicht zu harten Kleiderbürste so lange geschlagen, bis das Papier bis in die feinsten Vertiefungen eingedrungen ist. Sollte das Papier hie und da reißen, so wird ein anderes kleines Stückchen darauf gelegt und nochmals geschlagen. Hierauf nimmt man einen zweiten Bogen desselben Papiers, der trocken seyn muß und mit gewöhnlichem Buchbinderkleister oder leichtgekochter Stärke mittelst einer weichen Bürste oder eines Pinsels überstrichen wird. Mit demselben bedeckt man den ersten Bogen, der sich auf der Inschrift befindet. Er wird ebenfalls so lange mit der Bürste geschlagen, bis er sich überall mit dem ersten Bogen verbunden hat. Sobald das Ganze vollkommen getrocknet ist, wird es sich leicht ablösen lassen und kann abgenommen werden. Diese Abdrücke sind so gut wie Gypsabgüsse, lassen sich pressen, rollen u. s. w., ohne daß ein Buchstabe undeutlich würde. Bei großen Inschriften bedeckt man das Ganze zuerst mit feuchtem Papiere, wobei die Bogen an ihren Gränzen übereinander hinwegreichen müssen, dann erst kommt die zweite Lage darauf. So sind Abdrücke von 400 Quadratfuß gemacht worden.“

(Wirkungen des Blitzes.) Nach amtlichen Ausweisen wurden allein in Frankreich in dem Zeitraume von 18 Jahren (1835 bis 1852) mehr als 1300 Personen die plötzlichen Opfer des Blitzstrahls, so wie binnen einem einzigen Jahre mehr als 100 Feuersbrünste in Folge von Blitz verzeichnet erscheinen. — Die unmittelbaren Einwirkungen des Blitzes auf den menschlichen Körper sind höchst verschieden. Wenn der Mensch durch ihn plötzlich getödtet wird, findet man ihn bald sitzend, bald stehend oder liegend an derselben Stelle, wo er getroffen wurde, bald wieder, oft auf viele Klafer weit hinweggeschleudert; bald werden seine Kleider verbrannt und der Leib bleibt dabei unberührt, bald geschieht das Gegentheil. Bei der anatomischen Untersuchung findet man bald Zerreissung des Herzens und Zerschmetterung der Knochen bald gar keine bedeutende Struktur-Veränderung. In einigen Fällen findet man Schlaffheit der Glieder und aufgelöstes Blut, in anderen wieder große Starrheit derselben und ganz geronnenes Blut; zuweilen trotzt eine solche Leiche ungemein lange der Fäulniß, und in anderen Fällen geht sie äußerst rasch in dieselbe über. In fast 1000 Fällen, wo die Leichen genau untersucht wurden, fand man nur 6 eigentlich verstümmelte, und unter diesen 4 mit theilweisem oder gänzlichen Verlust der Zunge. (Boudin.)

(Zündhölzchen und Zigarrenkistchen.) Des Zündwaaren-Geschäft von Pollack in Wien beschäftigt gegen 2800 Menschen; Preschel, in Wien und Füsich in Niederösterreich haben jeder 1000 Arbeiter, und letzterer verarbeitet für Zündrequisiten jährlich 3000 Klafter Holz. — Die von einer dieser großen Fabriken in einem Jahre gefertigten Zündhölzchen würden aneinandergereiht, die Erdkugel viermal umschlingen. — Deiz und Comp. zu Andreasberg in Hanover producirt in 3 Fabriken täglich 7 bis 8 Millionen Zündhölzchen, 1 bis 1½ Millionen Zündkerzen, dazu 15 bis 20,000 Stück gedrehte Holzbüchsen (auf 200 Drehbänken) und 60 bis 70,000 Spanschachteln. — Die Feurnirschneidanstalt von Deines in Hanau liefert wöchentlich 20,000 Zigarrenkistchen neben 3000 Quadratfuß Schreinerfournieren und 8000 Quadratfuß Holzborden. (Allg. Ztg.)

(Ziegel und Steinkohlen.) Alois Miesbach producirt auf seinen 7 Ziegelöfen in der Umgegend von Wien und im näheren Ungarn jährlich 91 Millionen Stück Ziegel mit 5000 Arbeitern, einer jährlichen Verkehrssumme von 1,800,000 und einem Betriebskapitale von 600,000 Gulden, und nur nebenher gebrannte Geschirre für 120,000 Gulden. — Ueberdieß hat er in verschiedenen österreichischen Kronländern 24 Bergwerke im Gange, aus welchen gegenwärtig jährlich gegen 5 Millionen Zentner Steinkohlen zu Tage gefördert werden. (Allg. Ztg.)

(Ausgrabungen.) In Palestrina nächst Rom wurden in den ersten Tagen des Septembers einige Ausgrabungen auf Befehl Sr. Em. des Fürsten Barbarini unternommen. Man fand einige steinerne Wölbungen ohne Ornamente und darin einige Gebeine, dann etwas tiefer viele broncene und goldene Geschirre, die für den Archäologen sehr interessant sind. Zwei goldene Armbänder aus mehreren Schlangen und kleinen Enten zusammengestellt, ein silberner Teller im egyptischen Style, worauf längs der Säume Soldaten zwischen Löwen und im Centrum Jagdpartieen eingeschnitten sind, ziehen besonders die Aufmerksamkeit des Künstlers auf sich. Die Abbildungen der Figuren sind den indischen, jene der Reptilien den babilonischen ähnlich. Außerdem ziehen eine silberne Schüssel mit Basreliefen, Thiere, gute und böse Genien, Blumen u. s. w. vorstellend, dann eine broncene Vase und andere Geschirre von einer ausgezeichneten Arbeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

(Auch ein Opfer des Hexenglaubens.) Zu Holeschau lebte als Pfarrer Johann Sarkanda, der im Jahre 1630 als Zauberer und Hexenmeister lebendig verbrannt wurde. — Seine letzten Worte waren: „per procellas ad portum“, (durch die Stürme in den Hafen.) Furchtbar waren die Qualen, die er vorher erdulden mußte. Vier Nächte nacheinander wurde er mit brennenden Kerzen, Fackeln und flammendem Peche gebrannt. (B.)

(Schicksale der Iliade.) Bekannt ist das Erlebniß eines deutschen Gelehrten, der einen Buchbinder beschäftigt fand, das letzte Blatt einer uralten Pergament-Handschrift zu einem Einbanddeckel zu verwenden — und was enthielt dieses Blatt? — ein Bruchstück der Ilias in griechischer Sprache! — Ein gleich trauriges Schicksal erfuhr, nach Peter Baylſs Zeugniß, dieses unsterbliche Gedicht Homer's schon im 16. Jahrhunderte: es wurde nämlich ein kostbarer Pergament-Codex desselben von einem hungrigen Esel rein aufgefressen. — Dieser Umstand veranlaßte folgendes witzige Epigramm:

> Carminis Iliaci libros consumpsit asellus,
> Hoc fatum Trojae est: aut equus aut asinus.

(Ein Esel fraß das Gedicht: die Ilias. — Das ist dein Schicksal, O Troja, daß dich entweder ein Pferd oder ein Esel verdirbt.) (B.)

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 24. Sonnabend, den 13. October. 1855.

Den Manen

des am 8. Oktober 1855 verstorbenen P. T. Herrn

Andreas Ritter von Moro,

Ritter des k. k. Franz Joseph-Ordens, Landstand von Kärnten, Gesellschafter der Feintuchfabrik der Herren Gebrüder Moro, ꝛc. ꝛc.

Nicht betraur' ich Dich, daß Du geschieden
Von des Lebens mühevoller Bahn,
Du bestandst den letzten Kampf hienieden,
Und des Himmels Palme weht Dich an.
Bieder, fest und wahr in Wort und Sitte
Fandst Du Stärkung in Dir selbst und Ruh',
Nur ein Bett in einer Friedenshütte
Ist das Grab dem, der gelebt wie Du.

Manche Thräne stillten Deine Thaten,
Jedem Leiden liehst Du Dein Gehör,
Ach! sie reiften all' die schönen Saaten,
Doch Du, edler Pflanzer, bist nicht mehr!
Dich für all' des Lebens Müh'n zu krönen,
Nahm aus diesem Sorgenkampf Dich Gott.
Darum soll die Klage leiser tönen,
Denn nur Schlummer ist des Edlen Tod.

Schierst Du schwer auch von den lieben Deinen,
Denn das Leben blühte Dir so schön,
Wird der Glaube Dich mit ihnen einen,
Er verbürget uns ein Wiedersehn,
Und wer immer — selbst nach spätern Tagen
Sich wird Deinem heil'gen Hügel nah'n,
Wird gerührt zu seinem Enkel sagen:
„Blicke her, hier ruht ein edler Mann."

Budik.

Astrologie und Astronomie.

(Aus den naturwissenschaftlichen Vorträgen des Museums.)

Wir schmeicheln uns keineswegs, daß wir gar zu viele unserer Leser, wenn sie allenfalls noch an gewisse Einflüsse des Mondes auf die Erde glauben, durch unsern dagegen ankämpfenden Aufsatz in Nro. 18 dieses Blattes vollkommen von diesem Glauben bekehrt haben; wir müssen uns darüber, selbst wenn wir nicht hoffen dürfen ihn doch ein kleinwenig erschüttert zu haben, mit der historischen Thatsache trösten, daß dieser Mondaberglaube ein Ueberbleibsel desselben Irrthums ist, durch welchen die Astrologen Jahrhunderte hindurch die mächtigsten Reiche zu beherrschen vermochten, und daß es wieder eines Jahrhunderte dauernden Kampfes bedurfte, bis es der allmählig erkämpfenden Wissenschaft gelang, die Astrologen zu vertreiben, ihr Reich zu stürzen und sich aus dem durch Alterthum fast heilig gewordenen Banne scholastisch-metaphysischer Träumerei loszuringen, der ihr so lange jede gesunde Entwicklung gehemmt hatte.

Wohl mögen aber die Leser diesen unsern Trost über die allfällige Wirkungslosigkeit unserer Philippica gegen den Mondaberglauben noch ungläubiger belächeln als diese selbst; sicherlich wissen sie recht gut, daß Astrologie im Allgemeinen die Kunst hieß, aus den Sternen die Zukunft vorherzusagen, aber eben so gewiß denken sie sich bei dem Worte Astrolog einen runzeligen Greis mit Habichtsnase und langem Bart, angethan mit dunklem Kaftan und phantastischen Attributen eines Zauberers; und unsere Leserinnen gar, wie werden die erzürnt seyn, daß wir sie dieser langweiligen Zunft unterthan erklärt haben, wenn sie vielleicht bei Anwendung gewisser jedhältiger Schönheitsmittel auf die Mondesphase sorglich bedacht gewesen. Aber wie sehr irren meine Schönen! die Astrologen waren so wenig die unsaubern Patrone, die sie sich vorstellen, als der Mond mit ihren kranken Halsdrüsen zu thun hat; wie sehr würden sie erstaunen, wenn wir sie durch irgend ein nekromantisches Zauberspiel die Astrologen, wie sie waren und lebten, schauen lassen könnten!

Bald würden sie den strahlenden Luxus orientalischer Höfe, bald die mit Anmuth gepaarte Würde der Gelehrten des Mittelalters, hier die steife Grandezza spanischer Könige, dort den Ernst und die Majestät deutscher Kaiser erblicken, hier würden wir sie in Gesellschaft junger reicher Cavaliere sehen, wohlerfahren in galanten Abenteuern, dort umgeben von hochberühmten Gelehrten, hier gesucht von Kardinälen und Prälaten, dort gehätschelt von Fürsten, Staatsmännern — ja von schönen Damen sogar. — Nun in so schöner, anziehender Gesellschaft dürfen wir unsere lesenden Damen fragen, ob wir ihnen, so viel es uns dieß kleine Blatt gestattet, etwas erzählen dürfen von Astrologie, was sie war, wie sie kam und wie sie ging.

Die Leser wissen, daß das ganze Himmelsgewölbe mit seinen funkelnden Lichtern in 24 Stunden sich einmal um die Erde dreht, jeden Augenblick steigen am östlichen Himmel Sterne auf, um nach kürzern oder längern Bogenlauf am westlichen wieder zu versinken. Sie wissen es auch, wie es schon kurze Beobachtung lehrt, daß, während die meisten der Himmelslichter ihre Stellung gegen einander beibehalten, sieben von ihnen diese beständig ändern. Diese, unter welchen Sonne und Mond am auffallendsten, der Abendstern den Leserinnen wohlbekannt, der hellste, Jupiter eben jetzt am Abendhimmel ist, wandern in sehr verwickelten Pfaden am Himmel herum, entfernen sich jedoch nie aus einem breiten

Digitized by Google

Streifen, der Thierkreis genannt, der um den ganzen Himmel von Ost nach West gezogen ist. Dieser Thierkreis, der die Pfade aller Wandelsterne in sich schließt, wird in 12 Theile, die himmlischen Zeichen eingetheilt, die von benachbarten Sternbildern ihre Namen haben. Die Wandelsterne, deren es zwar viele, mit freien Auge aber, also den ältesten Astrologen sichtbare außer den eben erwähnten 4 (Sonne, Mond, Venus, Jupiter) noch 3 gibt: Merkur, Mars, Saturn, befinden sich also immer, jeder in einem der 12 himmlischen Zeichen, und so sehr verschlingen sich die Pfade der Gestirne, daß, wie ihre Constellation in einem bestimmten Momente war, diese ganz so niemals wiederkehrt, so wenig, wie der Augenblick im Menschenleben, der unter diesem Horoskope verfliegt. Die Stellung der Wandelsterne unter einander und zu den himmlischen Zeichen war es nun, welche den Grundsätzen der Astrologie zufolge von großem Einfluß auf die Erdendinge war und in ihren voraus berechenbaren zukünftigen Constellationen auch eine Deutung der Zukunft erlaubte.

Zu diesem Zwecke theilten sie den Himmel in zwölf Theile, die sogenannten himmlischen Häuser. Denken wir uns nämlich einen größten Kreis um den Himmel senkrecht über unserm Scheitel und die beiden Pole gehend (Mittagskreis, Meridian); so theilt er den Thierkreis in zwei Theile, worven wir, wenn wir uns gegen Süden kehren, einen rechts, den andern links von uns haben, jeden dieser Hälften theilen wir dann in Gedanken weiter in 6 Theile von denen wir an jeder Seite 3 über, 3 unter dem Horizonte haben. Diese zwölf Theile nennt der Astrolog die himmlischen Häuser und zählt sie mit dem links an der Ostseite unter dem Horizonte liegenden beginnend, so daß die im ersten Hause befindlichen Sterne zunächst aufgehen werden, er nennt dieß Haus daher auch das „aufsteigende" Haus, so wie das eben untergehende das „fallende" Haus heißt. In jedem bestimmten Momente befindet sich also in jedem Hause ein bestimmtes Sternbild, so wie sich die Planeten jeder in einem derselben verfinden. Dieß alles ward, nun nach einem bestimmten Schema verzeichnet und gab das Horoskop dieser Stunde, und es ist begreiflich, daß kein Horoskop einer Stunde dem einer andern gleichen konnte, daß, um das einer bestimmten schon seit Jahren verflossenen oder erst kommenden Stunde zu verzeichnen, richtige astronomische Kenntniße und Geschicklichkeit erforderlich waren, daß also Astrologen vom Hause aus gute Astronomen seyn mußten.

Für die Astrologen hatten nun nicht nur die Häuser sondern auch die Thierzeichen, endlich die Planeten selbst bestimmte Bedeutung; da war ein Haus der Geburt, ein anderes der Freundschaft, der Liebe, des Ruhmes u. s. f.; selbst die Wandelsterne waren von tiefer Bedeutung an sich; die Sonne, die Mutter des Lebens war besonders günstig, meist feindlich der trügerische kalte Mond, bedeutungsvoll der helle klare Jupiter im steigenden Hause des Ruhmes, feindlich der röthliche Mars im fallenden des Friedens und der Freundschaft, Mercur brachte reiche Schätze im Hause des Glückes, nun und was Venus im siegreich aufgehenden Hause der Liebe, trotz des im culminirenden des Lebens drohenden Saturn zu bedeuten hatte, werden unsere Leserinnen wohl errathen. Es würde uns ohnehin zu weit führen, die sinnreichen Combinationen alle anzudeuten, die der menschliche Geist in dieser Richtung ersann; es mag das Gesagte genügen, um erkennen zu lassen, daß die Astrologie, abgesehen von den astronomischen Kenntnissen, die sie voraussetzte, mannigfache Begabung und vielseitiges Geschick erforderte, wie denn sehr bezeichnend die höchst naive Aeußerung ist, die wir bei den Astrologen antreffen, daß eine Divination desto besser gelinge, je genauer man von den Verhältnissen, Character, Verbindungen der Personen, kurz von allen dem unterrichtet sey, was noch heut zu Tage einigermassen in Stand setzt, den Lauf der Ereignisse zu beurtheilen.

Daß nun diese phantastisch-mystische Geistesrichtung, die der Astrologie zu Grunde lag, gepflegt von einem so geistvollen Volke, wie die Araber, einem so phantasiereichen, wie die Spanier und endlich von dem tiefsinnigen Deutschen zu großer Bedeutung gelangen, alle Fugen und Fasern des Lebens durchdringen konnte, weit mehr noch als heut zu Tage die Wissenschaft mit ihrer praktischen Aufdringlichkeit, ist daraus auch nicht minder erklärlich, als daß zuletzt selbst die Geschichte der Staaten und Völker mitunter von der Deutung bestimmt wurden, die ein Astrologe dem Horoskope einer entscheidenden Stunde gab. Wenn sich hiebei unsere Leser Wallensteins und seines Seni (Battista Zeno) erinnern, oder Kaisers Rudolf II. gedenken, so mögen sie glauben, daß diese nicht die einzigen sternbedeutenden Regenten waren, sondern daß an den Höfen der Chalifen und maurischen Fürsten, so gut wie im Rathe der Könige von Castilien und Frankreich, der italienischen Herzoge, wie der deutschen Kaiser, sehr häufig nicht die Minister und Feldherrn, sondern der Astrolog den Ausschlag gab. Da die größten Geister der Zeit waren diesem Wahne unterthan, wissen wir doch, daß selbst Keppler dem 26jährigen Wallenstein das Horoskop gestellt; freilich ist es zum größten Theile nicht eingetroffen (es kündete ihm den Tod im 70. Jahre am Fieber), aber die von ihm entdeckten Gesetze der Planetenbewegung künden trotzdem im ewigen Laufe der Gestirne den Ruhm seines Namens!

Von allem diesem astrologischen Weltreiche ist jetzt kaum eine Spur übergeblieben und unsere Leser auch weigern sich für Epigonen seiner Unterthanen zu gelten, wenn sie allenfalls den Mond um das Wetter des morgigen Tages fragen. Wie kam das so, daß die Gestirne ihren Einfluß verloren, daß vor allen nur der Mond und der nur über Wetter und Mixturen befragt wird, wie kam es, daß es heut zu Tage wohl Kartenschlägerinnen aber keine Astrologen mehr gibt? wer hat dieses merkwürdige, in der Menschengeschichte so einflußreiche und bedeutungsvolle Reich gegründet, wer hat es vernichtet? Das wollen wir dem Leser in Kürze anzudeuten versuchen.

Seit etwa 150 Jahren wächst der gebildete Mensch in einer Weltanschauung auf, die ihm durch Gewöhnung von Jugend auf, durch Einfachheit und Erhabenheit, durch Allgemeinheit endlich so geläufig wird, daß wir uns in eine abweichende Vorstellungsweise gar nicht hineinzudenken vermögen. Die Erde ist uns von Jugend auf eine kleine bewohnte Kugel, die mit den übrigen Planeten, Monden und Kometen um die Sonne sich bewegt, welche, selbst nur ein kleiner Stern, unter dem zahllosen Heere der übrigen Sonnen ihre noch unerforschte Bahn geht; die Sterne sind uns ferne, ferne Welten, die zu uns herunterleuchten, wie sollen ferne Welten, ferne Sonnen mit uns armen kleinen Menschlein zu thun haben? Aber so dachte man nicht immer!

Verfolgen wir die Spuren, welche der Mensch auf seiner vieltausendjährigen Wanderung über das Erdenrund zurückgelassen, so weit sie nicht der Strom der Zeit verwischt hat, so führen sie alle zurück auf die Hochebenen Mittelasiens. Hier erwachte der Mensch zum Bewußtseyn. Hier in den herrlichsten Gefilden, wo die Tage in wolkenloser Klarheit verfließen und allnächtlich die funkelnden Sterne mit wundervoller Helligkeit heraufziehen am Himmel, hier fühlte er zuerst die ihn umgebende herrliche, ja weil von ihm noch nicht entweihte, paradiesische Welt. Bald mußte sich ihm die Bemerkung aufdringen, daß, so wie Licht und Wärme von der Sonne ausging, fast alle seine physische Existenz berüh-

Digitized by Google

renden Erscheinungen begleitet waren von Veränderungen am Sternenhimmel; hell aufsteigende Sterne kündeten ihm die nahe Dürre des Sommers, andere Himmelsbilder weissagten ihm den auf's Neue befruchtenden Regen und weil dieß mit wundervoller Regelmäßigkeit alljährlich eintraf, hielt er dieß für Wirkung jener Sterne, und bald verehrte er wie die Sonne, so auch die Sterne als seine Götter, die ihm, wie jene Licht, Regen und Fruchtbarkeit brachten; trafen dann endlich Mißgeschick und Unglück mit andern z. B. planetarischen Erscheinungen zusammen, so waren ihm auch feindliche Sterne am Himmel erschienen. Alles bezog er auf sich und seine kleine Welt! Dieß war seine erste kindliche Natur-Anschauung!

Und als den Menschen ihre Kinderstube zu klein geworden war und sie hinauszogen in ferne Länder, da blieben ihnen ja ihre freundlichen Sterne; sie leuchteten ihnen überall auf ihren Pfaden und waren ihre Wegweiser; wohin der Mensch kam, überall sah er sie heraufkommen am nächtlichen Himmel, überall brachten sie ähnliche Erscheinungen mit sich; sie blieben seine Gottheiten und übten überall auf sein Wohl und Weh den entscheidendsten Einfluß. Bei den Babyloniern und Persern, Griechen und Römern, Arabern und Spaniern, Italienern und Deutschen, überall, wo der Menschengeist zu regerem Leben heranreifte, begegnen wir derselben Naturerscheinung, Naturphilosophie oder Naturwissenschaft, oder wie wir sie nennen wollen, die nach dem, der sie zuerst in systematische Form gebracht hat, die *Aristotelische Weltansicht* heißt.

Nach dieser Ansicht ist die Erde der Mittelpunkt der Welt, die Erde selbst, von den Geschöpfen bewohnt, ruht schwimmend auf dem Wasser, diese umschließt dann zunächst der Luftkreis und diesen der Feuerkreis, in welchem die feurigen Meteore wohnen. Um die Erde und den 4 Elementen bewegten sich 8 krystallene Hohlkugeln, an deren je einer der Planeten in folgender Ordnung: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn und an deren letzter die Fixsterne befestiget waren, im raschen Umschwung in 24 Stunden um ihre Axe, aber außerdem noch so, daß ihre Bahnen am Himmel erklärt werden konnten. Außen aber über all dem Sphärentanze war Gott, die ewige Vernunft, selbst unbeweglich aber alles bewegend. Alles was unter dem Monde, der Welt des Veränderlichen entsteht, wird aus den 4 Elementen unter dem Einfluß der Sphären gemischt, die Bewegung der Sphären in der Welt des Unveränderlichen sind es, welche jene Mischung bewirken, erhalten und wieder auflösen, je nachdem die eine oder die andere, die wärmende der Sonne, die erkältende, tödtende des Saturn, die feuchte des Mondes ꝛc. vorwiegend war. Wenn man nun weiter folgerte, daß, so wie die Gestirne, und ihre Sphären Wärme und Feuchtigkeit, Kälte und Trockenheit, also das Wachsthum des Lebenden bedingten, auch alles Menschliche, das Schicksal alles Lebenden bedingt und bestimmt werde durch die Sterne und ihre Bewegung, so war es durchaus folgerichtig und berechtigt. Es blieb auch diese Aristotelische Weltanschauung, freilich wesentlich modificirt theils schon durch die Griechen selbst (Ptolomäus), dann durch den Fatalismus des Korans und das dem Menschengeiste seine Freiheit vindicirende Christenthum, dennoch die herrschende Naturanschauung, und mit ihr war auch die Astrologie vollberechtigt und gleichsam ein Theil der damals geltenden Naturwissenschaft!

Nach fast anderthalbtausendjähriger Herrschaft dieser Naturansicht erhob sich der Kampf gegen sie im Anfange des 16. Jahrhunderts, die Astronomie, bisher die Dienerin der Astrologie stürzte sie vom Throne und ward selbst Königin der Wissenschaften!

Im Jahre 1543 erschien zu Nürnberg ein dem Papst Paul III. zugeeignetes Traktätlein „de orbium coelestium revolutionibus" von einem unbekannten deutschen Gelehrten Kopernikus; es wurde kaum beachtet, dennoch ist es unsterblich. Hundert Jahre später focht Galiläi, ein italienischer Gelehrter, einen erbitterten Kampf für die Kopernikanische Weltanschauung und unterlag*), aber zu Ende seines Jahrhunderts war sie dennoch entschieden, jetzt wird sie von den Mächen in jeglichem Pensionate gelernt!

Wir brauchen sie nicht zu erörtern, sie ist Aller Gemeingut. Nicht mehr die Erde und der Mensch ist nach ihr Mittelpunkt der Welt, nicht feinetwegen kreisen um jene die hellleuchtenden Sterne, nicht mehr, um aus den Elementen die Erdengeschöpfe zu mischen, schwingen sich die Gestirne im Sphärentanze, die Erde selbst ist nur ein Atom im weltenerfüllten Raume; sie ist einer der kleinern der Planeten, die um ihre Herrscherin die Sonne und mit dieser die ewige Bahn um weitere Sonnen wandeln. Das zahllose Heer von Fixsternen aber, die nebelhaften Streifen und Wölkchen am Himmel, alles sind Sonnen und wieder Sonnen, wie unsere Sonne und um jede bewegen sich kleine Erdenwelten, wie unsere Erde mit uns kleinen, kleinen Menschenkindern! Nein jetzt können wir nicht mehr die fernen Sonnen mit ihren Welten um das kleine Lebensloß schwacher Erdengeschöpfe fragen. Die Astrologen und ihr 1000jähriges Reich hat der Weltweise aus Thorn für immer gestürzt!

Freilich am sternenfunkelnden Riesendome, wo früher die freundlichen Gestirne im ewigen Sphärentanze die Geschicke der Menschen bestimmten, da herrscht jetzt ein starrer Mechanismus „und es blinken die Sterne gleichgiltig und kalt" sagt unser Dichter; es ist immer hart, wenn uns der unerbittliche Gedanke eine schöne Täuschung zerstört, aber bald erhebt sich der Menschengeist auf den Schwingen des neuen Gedankens zu neuen Ideen; so ist uns auch das milde Licht der Planeten ein Strahl aus schöneren Welten geworden, die uns deßhalb so tröstend anblicken, weil dort schon unsere vorausgegangenen Lieben weilen und auch wir einmal eine höhere Stufe der Vollkommenheit oder unsere ewige Heimath finden werden.

Die Astrologie, die einst so übermächtige Herrscherin hat abgelebt, ihre edlere, schönere Tochter, die Astronomie hat ihren Thron bestiegen, die mystische Schaar der Sterndeuter, die in mitternächtiger Stunde nach den sternbesäten Himmel spähten und im regelvollen Laufe der Gestirne die verworrenen Pfade des Menschenlebens enträthseln zu können glaubten, haben den Astronomen Platz gemacht, deren forschende Späherblicke die einst so eng gezogenen Gränzen der Welt ins Unendliche hinausrücken, Welten fanden, von denen kaum ein Lichtstrahl zu unserm Auge dringt und uns so recht eigentlich in die Ewigkeit schauen lehrten. Wohl ist unsere Erde und der Mensch klein, ach sehr klein, die Welt aber ist und ihr ewiger Schöpfer unendlich geworden!

Ob nun die Leser noch den Mond um das Wetter fragen? Wer weis? Auch das Gefühl hat sein eigensinniges „e pure si muove"! Aber ob sie dabei an die Aristotelischen Hohlkugeln oder überhaupt klar denken, wollen wir nicht erörtern. Aber sind sie denn nicht ein bischen neugierig geworden, sich das Horoskop stellen zu lassen? Wir zweifeln nicht daran, aber — wer thut das noch? die Astronomen, die es allein noch könnten, wollen es nicht thun, und die es wollten, können es nicht. Es gibt keine Astrologen mehr, weil man zu viel lernen muß, um ein solcher zu werden, und wer es lernt, mag keiner mehr seyn, hat Höheres zu thun; von der Astrologie ist nur das noch im Volke, wozu man nichts zu wissen braucht, ja nichts wissen darf!

*) Galiläi mußte öffentlich schwören, daß die Erde still stehe, rief aber gleich nach dem Schwure: e puro si muove (und doch bewegt sie sich).

Digitized by Google

Bericht

über die neuesten Ausgrabungen am Zollfelde.

(Fortsetzung.)

Nachdem die im ersten Berichte*) besprochene lange westliche Mauer größtentheils abgedeckt war, stieß man an deren südlichen Ende auf eine kleine Eingangsthüre, welche in einen Raum führte, der beinahe einem Keller glich, dessen oberes Gewölbe aber schon eingestürzt war. In diesem mit Erde und Mörtelschutt angefüllten Raume wurden mehrere Bruchstücke von einem Mosaikboden mit bunten Steinchen gefunden, welche in den verschiedensten Richtungen durcheinander gewerfen im Schutte lagen.

Hierauf wurde mit der Abräumung des langen, von Süden nach Norden sich hinziehenden, mit einigen Buchen bewachsenen Schutthügels oberhalb der langen Mauer begonnen, wo man auf 7 kleine Kabinette oder Gemächer stieß, wovon dermal schon 5 vom Schutte gereinigt sind.

Diese Gemächer waren allem Anscheine nach schon ursprünglich blos mit weißem Mörtel überzogen, der noch jetzt hie und da sichtbar ist, jedoch immer mehr abfällt, seitdem er zu Tage liegt. Der Fußboden trägt stellenweis noch die Spuren eines ehemaligen Estrichbodens (Terrazzo).

Jedes der bereits ausgegrabenen Kabinette mißt fünf Schritte in der Breite und eben so viel in der Tiefe, und wird nur durch eine dünne Zwischenwand von dem anstoßenden getrennt. Alle sieben, ziemlich breiten Ausgangsthüren gehen gegen Westen. Vor den Thüren ist längs diesen Zimmern wieder ein breiter noch ziemlich gut erhaltener, an die lange Mauer reichender Estrichboden.

Im dritten Gemache wurde das Piedestal einer kleineren Säule, im fünften wieder ein Quaderstück mit einem Karnieße und vor den Thüren Mosaik in kleineren Stücken ausgegraben.

Die Ausräumung dieser Gemächer, worin sich eine große Masse Schutt und in diesem eine Menge von Menschen- und Thierknochen befand, erforderte eine geraume Zeit; der erstere mußte aus Mangel eines geeigneten Platzes einstweilen auf die Terasse, welche sich vor der langen Mauer befindet und ebenfalls künstlich aufgeworfen ist, gebracht werden, wo er jetzt zwar diese Mauer größtentheils verdeckt, aber mit der Zeit weggeschafft werden wird.

Da der Boden am nördlichen Ende der langen Mauer an der Außenseite bis gegen den Schluß des verflossenen Monates September d. J. noch nicht untersucht war, und zu vermuthen stand, daß hier im Grunde noch Bruchstücke von Wandgemälden liegen dürften, weil selbe auch an allen übrigen Stellen längs dieser Mauer gefunden wurden, so wurde hier nachgegraben und man förderte daselbst die größten bisher gefundenen Malereien mit Abbildungen von menschlichen Figuren, Thieren, Arabesken u. d. gl. dann Bruchstücke von Glas, Lampen, einige römische Kupfermünzen, zwei stark oxidirte eiserne Griffel, einen eisernen Schlüssel, eiserne große Nägel und Gebeine zu Tage.

Es blieb lange zweifelhaft, zu welchem Zwecke dieses ausgedehnte Gebäude gedient haben mochte, da sich jedoch östlich von den sieben Gemächern ein halbmondförmiger Wiesenrain in Form eines Amphitheaters ausbreitete, und dieser der Vermuthung Raum gab, daß hier der Schauplatz eines Theaters gewesen seyn dürfte; so wurde vom Fuße dieses Raines angefangen ein Graben ausgeworfen, um die vermutheten Sitzreihen der Zuschauer zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Carinthia vom 25. August h. J. Nro. 17.

Miscellen.

(Theater in Klagenfurt.) „Ein Wiener Freiwilliger." Wenn wir erst bei Vorführung einer Posse über unser Theater zu sprechen kommen, so kömmt dieß daher, weil wir immer gerne ein bischen leben; bisher aber haben wir hinwenig, was wir mit gutem Gewissen hätten leben können. Der Leser möge aber im obigen Umstande nichts Beziehendes für uns erblicken, wir sind sehr schlechte Possenfreunde, und nicht blos, weil diese meistens herzlich schlecht sind. Der „Wiener Freiwillige" ist so ziemlich Mittelzahl neuer Zeit, an dem just nicht viel zu loben, aber doch auch nichts zu tadeln ist. Dem „edlen Volk" wird etwas über die Gebühr gebuldiget, der „Wiener" aber ist ohne Schminke gezeichnet; neben der leidigen Sali hat die welsche Kitta und die steife Lili im Herzen Tischler Franzle Platz, aber dabei liebt er sein Oesterreich und seinen Kaiser treu und und warm und lehrt die Piemontesen deutsche Hiebe kennen. Sali weiß dann auch, daß Wiener-Jugend nicht Tugend hat, und das gute Herz ersetzt zuletzt die guten Principien, und macht beide gut und glücklich. Das macht dann auch die Zuseher zufrieden, denen wenigstens keine weinerliche Rührung aufgedrungen wird. Manches ist recht komisch, wenig aber witzig, aber wenigstens fehlen Zoten und Wortwitze, wie sie in Nestroischen Possen wuchern, und die bodenlose Gesinnungslosigkeit dieser. — Herr Blasel gab den Franzl ganz vortrefflich, ungezwungen komisch, mit Wahrheit und ohne Uebertreibung, mit Gefühl ohne Weinerlichkeit; Couplets singt er trefflich, Anderes aber hörten wir schon besser singen. Frl. Keller als Sali gab die Wienerin mit vieler Wahrheit und Humor, aber auch mit anerkennungswerther Zartheit. Gesang war auch ihre schwächste Seite, dagegen genügten heute Chöre und Orchester; das Zillagethierspiele wurde mit Sicherheit und Leichtigkeit vorgetragen. Wir möchten die H. H. Tremba I. und II., die sich heute so wacker hielten, gebeten haben, ihrem bei den sonstigen Entreacts gar zu unbarmherzigen Eifer etwas zu mäßigen. Die Comparserie und Ausstattung genügten, Sonderliches war nichts zu bemerken; was der erste Akt eigentlich vorstellen sollte, war aus diesen abgekrauchten Versetzstücken an sich nicht zu entnehmen; daß die Gewehre auf unserer Bühne nicht losgehen, ist eine alte Untugend von ihnen, zum Glück war es in Somma campagna anders. Am Schauplatz war es finster wie gewöhnlich, die Lampen verbreiteten wieder statt Helligkeit unangenehme Odeurs. — Vom Schauspiel später, wenn die versprochenen Besserungen eingetroffen seyn werden. — r —

(Faust-Kalender.) Wir machen unsere Leser auf einen neuen Kalender aufmerksam, welcher so eben zum ersten Male die Presse verlassen hat, und bei außerordentlich reichhaltigem Inhalte nur Einen Gulden Conv. Münze kostet. Es ist dieß der Faust-Kalender für das Jahr 1856, ein Jahrbuch zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände, (Wien, M. Auer's Verlag, Stadt, Kürntnerstraße Nro. 1053). Dieser Kalender im Formate des Leipziger illustrirten Kalenders, zumalt 240 engedruckte Seiten, und ist geziert mit einem prachtvollen Titelbilde, bei 50 in Stahl gestochenen Evangelien und vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Wir finden in demselben außer dem Kalendarium für fünf verschiedene Religionen und allen jenen verschiedenen Nachweisungen, welche man im Kalender zu suchen gewohnt ist, einen Kirchenkalender, einen vollständigen Hof- und Staatskalender, einen Militärkalender, einen Reisekalender, einen Kunstkalender und einen Belehrungs- und Unterhaltungskalender. Jede dieser Abtheilungen ist auf das allerreichhaltigste und vollständigste ausgestattet und die Letztere liefert eine große Auswahl von Erzählungen, Gedichten, Humoresken und Abbildungen. Der Druck auf schönem weißen Papier mit ganz neuen, scharfen Lettern ist wahrhaft ausgezeichnet. Kein Käufer wird diesen Kalender unbefriedigt aus der Hand legen. In Klagenfurt ist derselbe zu haben in Johann Leon's Buchhandlung.

Berichtigung. In der Carinthia Nr. 23. d. J. Seite 92, rechtsseitige Spalte, Zeile 9 von unten ist zu lesen: Peter Bayle's, statt Bayßs.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 25. Sonnabend, den 20. October. 1855.

Gedichte von Julius von der Traun.

4.

Ritterlied.

Das alte Schloß, das schöne Schloß
Kommt nicht aus meinem Sinn;
Die grauen Thürme, stolz und groß —
Die Wellen drüber hin.

Der grüne Hain, der frische Hain
Umfängt es — ach, so schön;
Er schallt von Vogelmelodei'n,
Von Jägerhorngetön. —

Der schnelle Fluß, der klare Fluß
Das Mauerwerk bespült;
Er bringt und fördert manchen Gruß
Und seine Welle kühlt.

So herrlich ist es aufgebaut
Das Schloß am Waldesrand,
Und drinnen wohnt die schönste Braut,
Die schönste Braut im Land.

Sie hebt das schöne Haupt und spricht:
„Wie gut bin ich bewahrt!
„An meinen Thürmen sich zerbricht
„Das Schwert mein Widerpart.

„Es locken in den lauten Wald
„Ihn süße Melodei'n,
„Dort schläfern seine Kräfte bald
„Die grünen Seen ein.

„Und seine Brücke trägt der Fluß
„Und seinen Kahn die Flut,
„Und wer durch kalte Wellen muß
„Verliert zuletzt die Glut."

O prahle nicht, die Mauer bricht,
Mir kommt die See nicht bei,
Und alle Wasser löschen nicht
Der liebe Mund und Treu'!

Vaterländische Reminiscenzen.

2.

Was am Meisten auffällt, wenn wir die Handelsbillance Kärntens, seine Ein- und Ausfuhr im abgewichenen Jahrhunderte mit der der Gegenwart vergleichen, ist das Verhältniß an Colonial-, oder wie man sie vorhin nannte, Spezereiwaaren. Trotz dem, daß sich Triest unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia sehr gehoben hatte, und damit der Handel und der Wohlstand Innerösterreichs, gibt uns ein auf Veranlassung der kärntnerischen Landstände verfaßter statistischer Ausweis vom Jahre 1780 nicht mehr als 1,012 Zentner Zucker und 324 Zentner Kaffeh als die Summe an jährlicher Einfuhr an diesen Artikeln nach Kärnten, wovon ersterer der Zentner auf 40 fl. in Silber und der andere auf den gleichen Betrag bezeichnet war, während dermalen auch bei ungünstiger Valuta der Zucker im Detailhandel gleich steht und der Kaffeh wenigstens um die Hälfte höher kommt: ein Beweis, wie sehr die Einführung heimischer Zuckerraffinerien den Preis ermäßiget hat. Im Verhältnisse mit diesem geringen Consumo standen die Spezerei-Handlungen der Hauptstadt wie der Landstädte. Vor einem Jahrhunderte wurde eine derlei Handlungs-Gerechtsame, wir reden aus Tradition, noch um 50 fl. verwerthet, da jährlich nur 2—3 Zentner Kaffeh verkauft werden konnten, und die „Gothscheer", so nannte man damals im Allgemeinen die, Südfrüchte in stehenden Handlungen Feilbietenden, ausser mit den lit. C. Waaren, mit den gesuchten Artikeln: Oel, Essig, den ermeldeten Südfrüchten und den damals so beliebten Gewürzen, ausser jener Sorte, verkehrten. Die sechs Spezerei-Handlungen in Klagenfurt in den neunziger Jahren waren: die der von Vitali, deren Chef, der bekannte Bürgermeister Vitali, die Vertheilung des Klagenfurter-Mooses veranlaßte und leitete, und sonst als Bürgermeister bei seinen Mitbürgern in großer Achtung stand. Das Lokale davon befand sich bekanntlich am „Obstplatze" und behauptet seinen alten guten Klang. Eine andere Spezerei-Handlung war die des May dann Eder, nachhin Pergkofer in der „Krammergasse"; die dritte war die Freschersche dann Riedlische, Bergaminische nachhin Guggitzische und jetzt Spießische gegenüber dem Rathhause am Eingange der „Bienergasse". In der „Burggasse" am Ecke gegen die „Jesuiten-" jetzt „Hofkirchgasse" war die Handlung Bergamin senior etablirt, wo sie, wenn auch nicht dem Namen nach, noch besteht, und rückwärts im nämlichen Viertele gegenüber dem „Viktringerhause" befand sich die Handlung Scheriau. Die sechste der damals bestandenen Spezerei-Handlungen war die des Plattenfeld am „alten Platze" in dem Lokale der im Jahre 1777 abgebrannten „Hauptmauth", welche dann am „Villacher Platzl" neu erbaut, und das alte Gebäude an den Advokaten Doktor Schlieber, dann von diesem an Plattenfeld verkauft wurde.

Wenn in damaliger Zeit bei dem doch, wie angeführt, so geringen Kaffeh-Consumo dessen ungeachtet, wie wir bereits vor Kurzem in einem heimischen Blatte geleseu, sechs Kaffehhäuser zu Klagenfurt bestanden, namentlich Eingangs dieses Jahrhunderts das Concina'sche im nun „Scheriau'schen Hause" und das Saurersche an der Schattseite am „neuen Platze", dann das Redlsche in der „Kasergasse", das Weinländerische am damaligen „Viehplatze" und noch

Digitized by Google

zwei, in der „Getreidegasse“ und in der „Völkermarkter Vorstadt“, so lag die Ursache darin, daß der Gemeine und Landmann sich noch das edle Getränk nicht selbst zu bereiten wußte, Redl und Sauser wohlbestellte Conditorein betrieben, und in den neunziger Jahren, wo das Armeedepot der italienischen Armee sich in Klagenfurt befand, zahlreiche Empfoies und Chargen derselben sich in denselben einfanden. Wir reden als Augenzeuge.

Bericht

über die neuesten Ausgrabungen am Zollfelde *).

(Beschluß.)

Nachdem man über zwei Schuh tief durch Dammerde gegraben hatte, gelangte man endlich zur gesuchten Mauer; sie beginnt am Boden der Mulde und steigt in einer Neigung von etwa 40 Graden gegen den obern Rand dieses halbkreisförmigen Raines hinauf. Man fand zwar auf dieser Mauer noch keine Sitze, wie sie in den römischen Theatern für die Zuschauer bestanden; allein einerseits war der hier ausgeworfene Graben sehr schmal und es können diese Sitze oder wenigstens Bruchstücke davon dessenungeachtet bei den weiteren Nachgrabungen noch vorkommen, anderseits mögen die Quaderstücke, womit die Sitzreihen bedeckt waren, im Laufe der vielen Jahrhunderte, seitdem Virunum im Schutte liegt, wohl schon weggeführt und theilweise zu Bauten verwendet worden seyn, wie es bei dem an der Außenseite wohlerhaltenen römischen Theater in Pola der Fall ist.

Noch heute sieht man im nahen Schloße Töltschach derlei Quaderstücke so wie antike Säulentrümmer, wovon mehrere in neuerer Zeit vom verstorbenen Besitzer dieses Gutes gerade an dem Orte, wo jetzt die Ausgrabungen stattfinden, im nördlichen Theile der Mulde ausgegraben und weggeführt wurden.

Es ist zermal zwar allerdings nur erst ein kleiner Theil der Schutthügel dieses Platzes, welche auf ein größeres Gebäude mit Grund schließen lassen, abgedeckt, und es lassen sich daher gegenwärtig mit Verläßlichkeit noch keine Schlüße über die Bestimmung dieses Gebäudes ziehen; allein wenn man in Erwägung zieht, daß die ganze Configuration des Terrains auf ein Theater hindeutet, daß die Mauer als Basis für die Sitzreihen der Zuschauer zum Theil schon gefunden worden, daß zwischen den 7 ausgegrabenen Kammern und dem Boden der Mulde noch immerhin ein hinlänglich großer bisher noch nicht erforschter Raum besteht, wo die Schaubühne angebracht gewesen seyn konnte, und endlich, daß die 7 Gemächer wenigstens auf einigen Punkten durch Thüren oder Gänge mit diesen für die Schauspieler bestimmten Platze in Verbindung standen, und die erwähnten Gemächer als Garderoben und Aufenthaltsorte für die eben nicht in Activität befindlichen Schauspieler bestimmt gewesen seyn mochten: so erlaubt sich der Berichterstatter schon jetzt die Vermuthung auszusprechen, daß auf dieser Stelle ein römisches Theater von kleinerem Umfange gestanden seyn dürfte.

Obwohl in früheren Zeiten überall in den Ruinen des Zollfeldes daher auch, an diesem Orte bereits nachgegraben worden ist, so fehlen uns leider alle verläßlichen Mittheilungen über die Resultate dieser Nachforschungen **) um einige sichere Anhaltspunkte über die einstige Bestimmung des eben jetzt in der Ausgrabung befindlichen Gebäudes zu gewinnen; bloß in dem kleinen Werkchen des Johann Dom. Prunner, der an diesem Platze den „Mithras“- oder „Sonnen-Tempel“ vermuthete, kömmt folgende Stelle vor *):

„Den Tempel Solis concerninend, habe ich soviel „recognosceret und wahrgenommen, daß selber gleich under „deß Wolgebornen Herrn Herrn Johann Andree Frey- und „Edlen Herrn v. Himmelberg possedirenden Guett Töltschach, „an den Weeg, wo man zu den Schmieden in Solfeld gehet, „recht und linker Hands gestanden, maßen dann deßen statt„liches Gebäu ein sehr großes Spatium in sich erhalten, „weilen rechter Hands neben den Weeg gegen Töltschach „annoch Rudera und vielfaltige Higl zu finden, alwo ich „selbst under einen Linden-Baum (so undergraben gewest) „ein Pflaster von Mosaischer Arbeit (Mosaik) mit underschied„lichen kleinen Steinen versetzet gefunden habe u. s. w.“

Die Ausgrabungen werden nun wegen der heranrückenden schlechten Jahreszeit und den kurzen Tagen ausgesetzt und im kommenden Frühjahre wieder fortgesetzt werden. Indessen werden die gefundenen Wandmalereien copirt, über die von den Römern bei diesen Wandgemälden verwendeten Farben und ihre Composition Untersuchungen angestellt und die Resultate seiner Zeit bekannt gemacht werden.

*) Man sehe Carinthia vom 25. August Nr. 17. und vom 13. Oktober 1855 Nr. 24.

**) Ueber die im verigen Jahrhunderte durch die Erzherzogin Marianna im Zollfelde veranlaßten Ausgrabungen wurde zwar ein Tagebuch geführt, welches jedoch verloren ging.

Wandernde Insekten und Krankheiten.

Ein universell gebildeter, die weiten Reiche der Natur umfassender Geist, Professor Dottor Schleiden in Jena, wohl der gelehrteste und gründlichste unter den Gegnern des berühmten Liebig, hat kürzlich unter dem Titel: Studien (Leipzig bei Engelmann, 1855) ein höchst interessantes Buch herausgegeben, welches in sieben Vorlesungen sehr mannigfaltige Gegenstände ebenso umfassend als gründlich bespricht. Die erste derselben, unter der Ueberschrift: „Ueber die Fremdenpolizei der Natur“ behandelt hier zuerst die unorganischen, dann die organischen Wesen, welche im Gebiete der Natur sich haben das Gesetz ewiger Wanderschaft müssen auferlegen lassen. Unter diesen Pilgern finden sich auch einige Insekten, welche öfters gleichzeitig mit Krankheiten auftreten, diese zu begleiten scheinen, und deßhalb eine Rolle spielen in der Geschichte der Epidemieen wie des Aberglaubens. Wir wollen sie hier etwas näher betrachten. —

So zum Beispiele wurde an den meisten Orten, wo die Cholera einzog, die plötzliche Erscheinung einer großen Anzahl kleiner Fliegen als Vorläufer dieser Krankheit betrachtet. Die merkwürdige, blutrothe Monas prodigiosa (die vorbedeutende Monade), welches kleine Geschöpf man zu den Infusionsthierchen rechnet, zog sich im Jahre 1847 von Hamburg durch das nordwestliche Deutschland bis an den Rhein, und überzog überall, wo es hinkam und in der feuchten Luft der Keller einen begünstigenden Aufenthaltsort fand, die Speisevorräthe, wie gekochte Kartoffeln, Bohnen, Kalbfleisch u. s. w. mit einer bicklichen, prachtvoll scharlachrothen Flüssigkeit. Damals hielt man es für einen Vorboten der Cholera. — Im Jahre 332 vor Christus aber erschien diese vorbedeutende Monade gleichzeitig mit der Pest in Rom, und kostete 170 armen Matronen das Leben, welche man als Zauberinnen hinrichtete. — Im Jahre 1510 erschien sie in Berlin, besonders häufig auf den Oblaten in den feuchten Gewölben der Sakristeien. Siebenzig unglückliche Juden erlitten dafür den Feuertod, weil man sie beschuldigte, die Hostien

*) Splendor auriparae Urbis Salae, Klagenfurt bei Matth. Kleinmayr Landschaftlichen Buchdrucker, von Dominik. Prunner, 1690 pag. 13.

Digitized by Google

mit Christenblut vergiftet zu haben! — In neuerer Zeit hat man auch wohl von unsichtbaren Cholerathierchen (Ehrenbergs Lustinfusorien, Hahnemanns Choleraiden) gesprochen, welche diese Krankheit in großen Wolken von Ort zu Ort fortragen, und dort Krankheitsherde bilden sollten, wo sie sich einnisten. Aber ein grundgelehrter Professor in München hat mit der größten Anstrengung und mit den stärksten Vergrößerungsgläsern diese unsichtbaren (eingebildeten) Thierchen in der Luft nicht zu entdecken vermocht. — Eben so hat sich die angebliche Entdeckung der Doktoren Brittan und Swayne, als ob zur Zeit einer Choleraseuche sowohl in der Luft und im Trinkwasser, als auch im Darmkanal und in andern Organen der Cholerakranken große Mengen von sehr feinen Keimkörnchen, sogenannten Schimmelsporen sich vorfänden, dahin aufgeklärt, daß solche Keimkörnchen in der Luft und im Wasser durchaus nicht aufzufinden, und daß die dafür gehaltenen kleinen Körperchen im Darmkanale nur Zersetzungsprodukte sind, welche, unter dem Mikroskope betrachtet, aus den feinen Zellen der innern Darmschleimhaut bestehen, die sich bei den stürmischen Ausleerungen des Darmkanals reichlich abgeschilfert haben, etwa wie die Oberzellen der äußern Haut bei der Abschilferung im Scharlach oder im Rothlauf. Diese feinen Zellen der Darmschleimhaut sind also von den obgenannten Aerzten nur irrthümlich für die Ursache der Krankheit gehalten worden. — Constant eigenthümlich ist der Cholera, dieser, dem angestrengtesten Scharfsinn wie dem schärfsten Witze noch immer räthselhaft trotzenden Weltseuche bloß das, daß sie sich die Verkehrsstraßen, insbesondere die schiffbaren Flüsse entlang verbreitet, jedoch meistens in der Richtung von Ost nach West. (Ob sie auch überall dem magnetischen Meridiane folgt, wie Doktor Zschokke, ein Sohn des berühmten Novellisten, bei ihrem neuesten Zuge von Mailand in die Schweiz bemerkt hat, muß erst durch weitere Beobachtungen ermittelt und nachgewiesen werden.) Kein Klima und keine Witterung hält sie ab. Sie herrschte in den heißesten Erdstrichen, zwischen den Wendekreisen, bei 28 Grad mittlerer Wärme ebensowohl, wie in Sibiriens Eisländern bei 28 Grad mittlerer Kälte, im Winter wie im Sommer; sie scheint aber nicht höher als etwa 7000 Fuß über die Meeresfläche hinaufzusteigen. Eine eigentliche Ansteckung, d. h. Uebertragung der Krankheit von Mann zu Mann, ist noch nicht bis zur wissenschaftlichen Gewißheit nachgewiesen, trotz vieler Impfversuche und angeblicher Fälle. Eine Verschleppung aber scheint allerdings stattzufinden, indem sehr oft nach Ankunft eines bestimmten Schiffes oder Caravanenzuges, oder nach Ankunft von Truppen u. s. w. die Seuche an dem Ankunftsorte ausbrach. Oft erkrankten aber auch Personen, welche aus einer befallenen Gegend kamen, an einem andern Orte, ohne daß die Krankheit weiter griff. Sehr oft wurden Personen, welche sich aus einer gesunden Gegend in eine andere begaben, wo die Seuche eben herrschte, daselbst oder bald nachher krank. Sperrmaßregeln, Contumazen, und ähnliche vermeinte Schutzmittel haben sich aber überall völlig unwirksam gezeigt.

K.

Miscellen.

(Ein Ausflug in's Möllthal.) (Fortsetzung von Nro. 23.) Nur zu bald verließen wir die gastfreundlichen Bäume und der Mittag hatte uns in seiner Gewalt. Heiß drückte die Luft die Ermattenden, die weißen Punkte an den Höhen zitterten, kein Lüftchen wagte sich zu regen, um die allgemeine Spannung zu lösen, und träge wollten die lüftern Klänge der Sagritzglocken in unser Ohr; ängstliches Schweigen herrschte, die Thierwelt schien ausgestorben und nur zuweilen flatterte ein weißer Schmetterling zu einer matt hängenden Blume, um dem Beobachter zu zeigen, daß sie noch lebe. Ein Schleier deckte wieder den Himmel und verdichtete sich gegen Norden zu einer undurchsichtigen Masse. Wir erwarteten mit Sehnsucht den höherbeherrschenden Blitz mit seinem prachtvollen Begleiter und wir hätten uns selbst aus dem unwillkommenen Treiben eines Gewitters, dem Regen, nichts gemacht, nur der Kühlung wegen. Schon sahen wir am Fuße einer fast senkrechten Bergwand die größtentheils steinernen Gebäude von Döllach vor uns sich ausbreiten, und schritten, so gut es ging, muthig durch die Kornfelder, welche hier von einer glücklicheren Erfindung des Landmannes sprechen, während ziemlich tief unter dem Wege die grauen Wellen sorgsittten und eine ungewöhnliche Trübung durch Schlamm verriethen; schon hörten wir das dumpfe Murren des Donners; vor uns, dem Laufe des Flusses folgend, hüllte sich die ganze Gegend in einen undurchsichtigen grauen Schleier vom fallenden Regen; der kalte Wind wuhs schnell zum Sturme an und ehrfurchtsvoll beugten sich vor seiner Größe die Bäume. Einzelne Tropfen fingen auf seinen Fittigen mit derüber. Wir athmeten auf und verdoppelten unsern Schritt, um noch ein gastlich Dach zu erreichen, von wo aus wir unbehelligt dem grosartig sich anmeldenden Schauspiele zusehen mochten. Da zuckte ein weißer Strahl gegen die dichtbewachsene Höhe, und den schönsten Sohn des Waldes erkor er sich zum Opfer; Ein Schlag, nur Einer bestätigte das Dasein seines Herrn und während mitten im schwarzen Dickicht die rothe Flamme emporloderte, lief die Kunde an der Berge Rändern hin, und sie antworteten mit langschallendem Echo. Noch einige Schritte, und wir standen in dem Vorhause meines Gastfreundes, dessen Heimath Döllach war. Dieser Schlag war aber auch das Signal für sämmtliche Lustsegelerinnen und sie leerten plötzlich ihren Wassergehalt auf die emporstrebenden Köpfchen der Aehren. Wir waren überglücklich, so im vollen Genusse der Naturschönheit gebieben zu sein; denn die Größe der Natur äußert sich dem Menschen häufig etwas derb. Wenig Blitze folgten ihrem Vorgänger und bald hatte sich das Gewölke thalabwärts entfernt; dicht hinter der Wolkenmasse bahnte sich aber auch schon der freundliche Sonnenstrahl seinen Weg und eilte durch seine milden Segnungen gut zu machen, was der Sturm verletzt, und die vielen Thränen zu trocknen, welche an Blatt und Blume hingen, — wie der holde Friede die Wunden nach dem Kriege heilt. Es war nicht mehr so früh und die Siegerin empfahl sich, indem sie die Gipfel der Berge noch mit glühenden Küssen bedeckte, hinter die hohen Gebirge gegenüber von Döllach hinabsinkend. Mittlerweile hatten wir uns den einst blühenden Ort besehen. Die Kirknitz stürmt rechts aus einer Grotte und bringt die grünlichen Wellen herab von den hochgezackten Kirknitz-Seen und wohl auch Forellen; eine kleinerne Wehr hält den übermüthigen Bach in Gehorsam und führt ihn dem in der Schauerstelle des Thales hinrauschenden Flusse zu. Im Orte selbst befindet sich ein Convent von „Regelschwestern"; die Schule ist sehr besucht und die Kinder haben mitunter sehr weit dahin. In den Häusern sah ich altes Täfelwerk die Wände schmücken, zwischen denen die reichen Herrn der im Gebirge befindlichen „Goldgrube" in Zeiten gewohnt, wo Goldbau auch auf arme Gänge sich noch lohnte. Jetzt, schon seit lange, betreibt jeder Döllacher Viehzucht und Feldbau. Auch Obst trafen wir und die, Mitte August eben reifen, Kirschen hatten an uns treue Kunden. Viele Fremde berühren auf ihrem Wege zum oder vom Glockner diesen Ort; das ist's aber auch, was die Bewohner dieser Gegend noch in Verbindung mit der Welt erhält. Sonst herrscht noch Einfachheit, aber auch Herzlichkeit, die unsern schlichten Gebirgsmann den abgeschliffenen Schweizern jedenfalls voranstellt. Das „Du" erstreckt sich noch auf Alle, nur der Höhergestellte wird mit „Ihr" oder „Sie" ausgezeichnet; Gastfreundschaft selbst beim Unbemittelten darf ihm nachgelagt werden. Besonders geachtet ist der Student, denn er wird ja — anders kann es nach seiner Anschauung nicht kommen — ein Geistlicher; wilkommen ist er auch dem dortigen Seelsorger, denn er legt ausführlichen Bericht ab über die Zustände in der Stadt. Der Kirchenbesuch ist gut. Der Leichenzug hält bei allen gewohnten Stellen an, wo gebetet und gebetet wird, bis in den Friedhof. Der Leichenbitter tadet Jeden, der den Zug begleitet, zu einem darauffolgenden Besheid-Essen und es wird als Beleidigung angerechnet, davon auszubleiben. Wir wurden dieser Ehre auch theilhaftig und man trakirte uns wegen dürftiger Vermögensumstände mit Delikatzen, Brot und — Branbwein! Letzterer ist unentbehrliches Bedürfniß des Bauers; ein halbes Seitel Morgens und eine gleiche Ration Abends ist noch nicht die größte Ausmaß; obwohl nicht Regel. — Die meisten Speisen werden aus Roggenmehl

Digitized by Google

und nur ausnahmsweise aus Weizenmehl bereitet; mit dem Getreide steht es um Döllach nicht einmal so schlecht; größerer Schutz gegen Winde und angeschwemmtes Land bieten dem fleißigen Ackersmanne die Hand. Aber er geht auch wohl mit dem Heu, welches ihm die herrlichen Alpenwiesen liefern, wie mit Goldkörnern um; sein Auge erspäht schnell jeden bewachsenen Flecken, und kann er nicht mähen, so läßt er ihn durch Ziegen abweiden. Da es Sonntag war, so bekamen wir auch die dortige Bevölkerung im Feststaate zu Gesichte. So viel hatten wir auf unserer Reise bemerkt, daß mit dem Abnehmen der westlichen Länge von Ferro, die Länge des Rockes im Möllthale zunimmt. Hier reicht er bis an die Knöchel, von denen abwärts ein niederer Schuh, selten Stiefel, den Fuß des Alten umgibt; der Rock aus grauem Loden; die Schöße reichen bis an das Schulterblatt, wo ein genähtes Dreieck von grünem Faden zierlich schließt, die Knöpfe sind durch große Hafteln ersetzt. Lederne Beinkleider mit grünen Trägern, und wollene Strümpfe, bei der Jugend blau, sonst grau, welche am Knie sichtbar gebunden sind; ein grobes Hemd, beim Reichen mit seidenem Halstuche, woran Ringe angebracht sind, und ein schwarz gefärbter Strohhut, welcher die Möll hinab allmälig in Filz übergeht, machen den Anzug, ein Haselstab die Zierde aus. Die Bäuerin hüllt sich in hochgehüfteten Zwilchkittel mit solchem Spenzer, eine blaue Schürze und schönrothes Halstuch, Bundschuhe, und gleicher Strohhut bilden ihren übrigen Schmuck. Eine wichtige Rolle spielt der Tabak im Möllthale. Er wird aus einer sehr kleinen Pfeife mit kurzem Rohre genossen, welches man, um näher dem Dufte zu seyn, quer in den Mund steckt, und bei der Arbeit nicht wohl vermißt. Am nächsten Morgen beglückte unser Ohr heimische Kirchenmusik, welche in Liedern besteht, sämmtlich von Männern vorgetragen; der Vorsänger singt mit unglaublichem Schmelz Sopran und ist vielleicht vierzig Jahre alt, eine Begleitung in strenger Quint oder Terz fehlt nicht, den Baß stellt wahrscheinlich die Octave des Sopran's vor! Doch in Sagritz's geräumiger Kirche steht eine recht große Orgel mit vortrefflichem Pedal, von dem übrigens nur des Küsters tüchtiger Sohn Gebrauch machte. Der Pfarrer und die beiden Kapläne nahmen uns recht freundlich auf und wiesen uns durch das rebenumrankte Fenster die gegenüberliegenden hohen Alpenspitzen, die nur von den kühnsten Gemsenjägern erklettert werden; die Südwestseite jedoch ist minder steil. Da der Himmel wolkenlos geworden war, so setzten wir auf den nächsten Tag die Glocknerschau fest. Der Morgen graute und noch sahen wir den Morgenstern flimmern, als wir schon am Fenster nach den Wolken schauten. Ein lichter Nebel zog langsam von der Gegend des Glockners herunter, bedeutende Kühle hauchte uns an, und leichtgekleidet zogen wir aus dem Orte. Eine Stunde geht der Weg durch Felder und an der zum Bache verkleinerten Möll hin; die Juden-Palve, welche man passirt, ist schon seit lange eingestürzt und die Bruchstücke des Felsens sperren dem hastigen Flusse das Bett; dann gürten Erlenauen die Ufer und das Dorf Putschthal mit seiner Filialkirche tritt dem Auge entgegen. Jetzt sahen wir die Gipfel der hohen Berge sich vergolden und entzückt weilte unser Blick auf der schönen Landschaft, als noch der herrliche Wasserfall „Jungfernsprung“, dessen schneeweißer zitternder Schleier am Boden wie ein Zaubergebilde zerstäubt, zwischen den Bäumen erblinkte. Die Sage ist dieselbe, wie sie sonst an diesen Namen geknüpft ist. Der Bach durchströmt, wie wir später von der Alpe aus bemerkten, ein bei 300° hohes Plateau zur Linken und stürzt ohne Absätze aus dieser Höhe herunter. Sein Kommen und Verschwinden ist dem Auge verhüllt, denn nur in kleinen Rinnen sammelt sich der Regenstaub und bereichert die Gebieterin des Thales.— Rechts hinauf gewahrt man die „Zirknitzertauern“, denen der 10,000 Fuß messende „hohe Narr“ angehört und den „Heiligenblutertauern“, Uebergangspunkt von „Heiligenblut“ nach Gastein. Jene ergreifende Stille, wie sie in Alpenländern allein herrscht, erhöht durch das frische Morgenlicht, lag auf diesem prächtigen Bilde. Die Sonne selbst kommt gleichwohl erst spät den Bergesrand herauf. Wir nahten nun dem Kirchlein „Beckbern“, welches durch seine dunkle Außenseite an die Zeiten der Heidenbekehrung mahnt, aus der es stammen soll, und während meine Begleiter vorauseilten, blickte ich zufällig durch einen Sattel am Möllfalle und — da stand der weltberühmte Riese. Ein Eiskoloß mit schwarzen Felsen, strahlend im Sonnenglanze hinter den grünbewaldeten „Leiterköpfen“; scharf ragte die Spitze in den wolkenlosen Azur hinauf und ich vergaß anfänglich, den Freunden ein Halt zuzurufen. Diesen günstigen Punkt übersehen die Meisten, denn einige Schritte vorwärts — und der majestätische Glockner birgt sich hinter einem Bergrücken. Wir beneideten die dortigen Anwohner; aber es wird ihnen das Glück, die unverschleierte Spitze zu erblicken, nicht so häufig als man meint. Links biegt ein von dem edlen Beförderer der Naturgenüsse, Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Johann angelegter Steig zum „Möllfalle“ ein, der meine Erwartungen übrigens weit zurückließ, indem der reißende Bach nur durch ein selbstgebohrtes Felsenthor braust und wenig in die Tiefe abfällt. Nachdem man noch etwas aufwärts gestiegen, erhebt sich auf freier Terrasse besonnt, die gothische Kirche von Heiligenblut, der zweithöchsten Pfarre in der Monarchie, etwas über 4000 Fuß über'm Meer. Von Feldern umgürtet bildet sie den Schlußpunkt Kärntens gegen Nordwesten und erfreut sich des ewig-schönen Glockners. Im Gasthause findet der Reisende ein Fremdenbuch und Fernrohr, und wir schauten uns natürlich nicht satt an dem herrlichen Gipfel; — jeden Augenblick konnte er uns ja durch eine Wolke auf Tage entzogen werden. Mein Gastfreund versicherte, daß er den Weg auf die Pasterze hinlänglich kenne, und ihm vertrauend nahmen wir keinen Führer, sondern eilten voll Hoffnung, schöner Witterung und mit einem tüchtigen Vorrath von Lebensmitteln den leicht gangbaren Weg fort und blieben bald für immer auf dem linken Möllufer. Anfangs stiegen wir recht bequem hinan, denn hier fährt ja auch der Bauer mit dem heubeladenen Schlitten im Winter herab, und noch ging's durch Wald; doch bald hörten wir nur noch aus der Tiefe das Rauschen des imposanten „Gößnitz-“ und „Leiterfalles“, gegenüber der Kapelle des heil. Briccius, dem die Volkssage als dem ersten Lehrer des Christenthumes in diesem Thale Wunderkräfte zuschreibt, und in der Heiligenblutkirche in einem unterirdischen Gewölbe verewigen Bilder und Altar seinen Namen. Ausgezeichnetes Wasser spendet das Bricciusbrünnlein. Als wir wieder die Höhe hinanstiegen, betraten wir den Bereich der Alpenpflanzen; meine Freunde fanden reiche Ausbeute, und ich begnügte mich mit einigen Exemplaren des so beliebten Gnaphalium leontopodion, das dem Laien wegen seines wolligen Anfühlens das Interessanteste ist. Die Wiesen wurden soeben gemäht, und der aromatische Duft des Alpenheues erquickte uns ungemein; fröhlich folgten wir dem kaum noch bemerkbaren Pfade durch querfließende Bäche und der schon fühlbare Eiswind kühlte uns die Stirne. (Der Beschluß folgt.)

(Spinnengewebe.) Reaumur hat dieselben genau beobachtet und berechnet, daß ein einziger Spinnen-Faden aus 60,000 andern Fäden bestehe, daß erst 4000 Fäden einer jungen Spinne, die eben anfängt Fäden zu ziehen, so dick seyen, als drei einzelne Fäden einer großen ausgewachsenen Spinne und daß endlich 4,000,000 Fäden junger Spinnen zusammen noch nicht die Dicke eines Barthaares erreichen. (Faust.)

(Freiherr von Hammer-Purgstall.) Diesem gefeierten Orientalisten, der trotz seiner 80 Jahre rüstig eine Reise nach Paris angetreten hat, um die dortige kaiserliche Bibliothek zu besuchen und sich mit dem berühmten Julius Mohl über orientalische Werke zu besprechen, wurde in Salzburg die Ehre zu Theil, von Ihrer Majestät der Kaiserin Carolina Augusta zur Tafel gezogen zu werden. In Berchtesgaden geschah ihm von Seite Sr. Majestät des Königs Ludwig von Baiern dieselbe Auszeichnung, die sich dann in Nürnberg wiederholte, indem Se. Majestät der regierende König Maximilian den gefeierten Gelehrten nicht nur zur Tafel einladen ließ, sondern auch die Widmung des herrlichen orientalischen Buches: „Wassaf,“ eines der größten Meisterwerke morgenländischer Dicht- und Redekunst, welches Hammer-Purgstall übersetzte, huldvoll anzunehmen geruhte. In Kürze wird dieses prächtige Werk in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei die Presse verlassen. (Faust.)

(Alte Fresko-Gemälde.) In Augsburg hat man an der Façade des städtischen Museums Freskogemälde entdeckt, die jetzt durch sorgfältige Ablösung mehrfacher Uebertünchung freigelegt werden. Sie rühren von dem bekannten Zeitgenossen A. Dürer's, Hanns Burkmayer her.

(Ausgrabung bei Salona in Dalmatien.) Hierüber meldet ein Reisender aus Spalato, in der Wiener-Zeitung, Folgendes: Die Ausgrabung des Aquäduktes bei Salona geht regelmäßig von Statten. In wenigen Jahren dürfte diese Wasserleitung, die Jahrhunderte hindurch unter Schutt begraben war, ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben werden, und wieder frisches Gebirgswasser nach Spalato führen, das sich gegenwärtig, wie fast alle Städte Dalmatien's, mit schlechtem Cisternenwasser begnügen mußte. Man bekommt allen Respekt vor römischer Architektur, wenn man denkt, daß dieses Monument in nicht geringen Theilen so gebaut ist, daß es gegenwärtig noch den Bedürfnissen des Lebens angepaßt werden kann. — Alle diese Unternehmungen werden von den politischen Behörden in jeder Weise gefördert, und es dürfte die Zeit nicht ferne seyn, wo auch an die Restauration des Dom's und der Meerseite des Diocletianischen Pallastes, seiner porta aurea u. s. f. Hand angelegt wird. Diese Monumente sind einzig in ihrer Art, sie sind ein Kleinod, das den Spalatinern zur Bewahrung übergeben wurde, auf deren Erhaltung sie nicht stolz und achtsam genug seyn können.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 26. Sonnabend, den 27. October. 1855.

Isabella Gräfin Goëß,

k. k. Sternkreuz Ordens- und Palast-Dame und Ehren-Dame des h. Malteser-Ordens.

Einer glücklichen Ehe des Grafen Joseph Thürheim mit Aloisia Gräfin Berg und Treps entsprossen, ward Isabella am 11. Juli 1784 in den österreichischen Niederlanden geboren, und erfuhr schon in dem zartesten Kindesalter bei Gelegenheit der zur Selbsterhaltung der Ihrigen dringend gebotenen flüchtigen Auswanderung viel von den Verwüstungen und Schrecknissen der Revolution, von denen sie selbst in späteren Jahren nicht ohne Grauen zu sprechen vermochte.

Eine sorgfältige Erziehung im Vereine der trefflichsten Anlagen bot die Grundlage zu der musterhaften Ausbildung und den feinsten, wie wohl ungesuchten Manieren, mit welchen sie als Gattin des um Monarchen und Staat, um Kirche und Vaterland so hochverdienten, so wie wegen seiner seltenen Herzensgüte so Vielen unvergeßlichen Grafen Peter Goëß zu glänzen berufen war.

Triest, Lemberg, Venedig, Klagenfurt und Wien werden wohl noch manchen Verehrer dieses edlen, hochgestellten Paares besitzen, und ihm die lebhafte Erinnerung sichern, wie dasselbe ein glänzenden Salon, so wie im einfachen Umgange jedermann durch gewählte Conversation vielfach anzuregen, durch Herzlichkeit fest zu halten bemüht war.

Unter den Wissenschaften, welche Gräfin Goëß mit anhaltendem Fleiße und bis in ihr letztes Lebensjahr mit gleichem Eifer pflegte, nahmen Geschichte und Alterthumskunde den ersten Platz ein, in welchem Gebiete sie die ausgebreitetsten Kenntnisse besaß, wie es ihre mit Geist und Scharfsinn abgefaßten Reisetagebücher beweisen, — während unter den Ländern, welchen sie durch die amtliche Stellung ihres Gatten angehörte, von ihr Kärnten in die erste Reihe gestellt wurde, dem sie vor allen die öftesten und herzlichsten Erinnerungen zuwendete, dem sie fortwährend mit besonderer Vorliebe zugethan war, dem sie aber auch viele der fröhlichsten Stunden zu danken oft versicherte; leider sollte es ihr jedoch nach dem Tode ihres mit inniger Zärtlichkeit an ihr hängenden Gemahls nur kurze Zeit mehr gegönnt seyn, die stärkende Luft dieses schönen Gebirgslandes, ihrer zweiten Heimath, zu athmen, in welchem sie sich so manches Andenken begründete. So wurde Kärntens uralter „Herzogstuhl" am Zollfelde einzig allein auf ihre nachdrückliche und unablässige Anregung mit dem schützenden Eisengitter versehen, und so den Unbilden und dem Verfalle entrissen, der Kirche von Ossiach das in geschichtlicher Beziehung nicht unwichtige aber bis zur Unkenntbarkeit schadhaft gewordene Gemälde „aus dem Leben des Königs Boleslaus von Polen" durch ihre Unterstützung renovirt und erhalten, während die Kirchen von Ebenthal, Treffen, St. Veit von ihren unermüdlichen, kunstgeübten Händen treffliche kostspielige Stickerei-Geschenke aufzuweisen so glücklich sind.

Echte Frömmigkeit, seltene, nur mit jener ihres Gatten zu vergleichende Herzensgüte, bei bebarrlicher Selbstaufopferung, mit der herzgewinnendsten Ansprache machte sie Allen, die sie kannten, theuer und unvergeßlich. Ihre erste Sorge blieb es stets und überall, mit allen Kräften unverschuldeter Armuth zu steuern, herben Schmerz zu lindern, fremde Thränen zu trocknen, was ihr auch bei der leichten Erschöpfung eigener Mittel den Muth gab, sich Unterstützungsquellen in den höchsten Kreisen zu öffnen, und so floß manche bedeutende Gabe aus den Kassen der überaus wohlthätigen Kaiserinnen Caroline und Marianne in den Säckel der Armuth, und so fanden unzählige kleinere und größere Spenden ihre Begründung in einer warmen Empfehlung der Gräfin, denn sie schien sich als Hauptaufgabe ihres Lebens nur gestellt zu haben, das Glück ihrer Mitmenschen zu gründen, das Unglück zu mildern!

In stiller Zurückgezogenheit lebte sie seit dem Tode ihres Gatten, dem sie die liebevollste, aufopferndste Pflege während seiner Krankheit widmete, nur den Ihrigen; doch eben diese rastlose Pflege mit dem ganzen Aufgebote ihrer bereits geschwächten Kräfte bildete den Keim zu ihrer nachherigen, vieljährigen Krankheit. Gepflegt mit schonender Sorgfalt von ihrem einzigen Sohne und ihrer liebevollen Schwiegertochter schien sie in ihren letzten Lebenstagen, in welchen dieß theure Leben oftmals zu erlöschen drohte, nur im Anblicke ihrer kleinen Enkelin, einer aufflackernden Flamme gleich, neues Leben zu schöpfen.

Gewohnt den Kummer Anderer zu lindern, war sie auch am Sterbebette bemüht, die von den Aerzten über zunehmende Lebensgefahr geäußerten Besorgnisse liebevoll für ihre Umgebung zu bekämpfen, zu schwächen, und blickte, ruhig im Innern, ohne Klagelaut ihrem nahen Ende entgegen.

Ein Muster christlicher Frömmigkeit und vollkommener Ergebung erwartete sie in erbauender Demuth und Fassung Erlösung von ihrem durch große Athem-Beschwerden gesteigerten Leiden, die ihr auch am 6. October zu Rodaun bei Wien zu Theil ward, indem sie in früher Morgenstunde ohne Todeskampf sanft und für immer entschlafen war.

Diese erhabene Menschenfreundin und unermüdliche Beschützerin der Armen ruht nun im „Schmelzer-Friedhofe" bei Wien in der Familiengruft an der Seite ihres ihr um neun Jahre vorausgegangenen Gatten, umgeben von drei ihr im zarten Alter vorangeeilten Enkeln, wo gewiß noch viele heiße Thränen für zahlreiche Wohlthaten in späten Jahren den Grabstein befeuchten, und innige Verehrung die Schuldenlast Jener abzutragen bemüht seyn wird, welche diese mit seltener Seelenstärke und echtem Herzens-Adel begabte Dame so oft und in so feingefühlter Weise zum wärmsten Danke verpflichtete. Ruhe ihrer Asche!

Digitized by Google

Maria Werd.

Am südlichen Ufer des Werder-See's liegt auf einer Halbinsel das altersgraue Gotteshaus Maria Werd nebst einer kleinen Kirche.

Die jetzige Pfarrkirche zeigt die Bauart von zwei verschiedenen Zeitaltern; der östliche gothische Theil dürfte im XVI. Jahrhunderte erbaut worden seyn, was auch durch den Umstand bestätigt wird, daß vor dem Haupteingangsthore, welches gegen Süden angebracht ist, an der rechten Seite in einer Nische der Kirchenwand das Bild des Baumeisters mit dem Maurerzeichen und der Jahreszahl 1540 aus Sandstein gehauen angebracht ist.

In der Mitte dieses Theiles der Kirche ist der Eingang in die Krypta, welche von sechs kleinen viereckigen Säulen getragen wird.

Der westliche Theil der Kirche zeigt den romanischen Baustyl.

Oestlich von der Kirche steht am Friedhofe ein alter Rundbau, in dessen oberem Theile eine Kapelle, im unteren das Beinhaus sich befindet. Dieser Bau trägt die Spuren eines hohen Alters an sich.

Die kleine westlich gelegene Kirche scheint ebenfalls schon sehr alt zu seyn; ihr Bau ist einfach romanisch; sie trägt ein Thürmchen aus neuerer Zeit; auch diese umgibt ein kleiner Friedhof.

Auf dem Hauptaltare der jetzigen Pfarrkirche wird die Gottesmutter verehrt. In dieser Kirche ruhten einst die Gebeine der Märtyrer Primus und Felician, welche aber nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Schönleben*) in der Folge nach Stein in Krain in die dortige Franziskanerkirche gebracht wurden, wo sie sich noch derzeit unter dem Hochaltare befinden.

Noch heutigen Tages wird das Andenken an diese unter die Zahl der Heiligen aufgenommenen Brüder durch ein jährliches Hochamt, welches am 9. Juni abgehalten wird, in der Kirche zu Maria Werd gefeiert; auch meldet eine Inschrift unter dem Hochaltare der Kirche, daß dieser zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit, der hl. Jungfrau Maria und der heiligen Primus und Felician im Jahre 1658 aufgerichtet worden seyn. Weiters kommen die Namen dieser beiden Heiligen auf der großen im Jahre 1640 gegossenen Kirchenglocke, auf der sie auch im Königs- oder Herzogs-Ornate abgebildet sind, und dann auf einigen Kirchenfahnen vor.

Die Volkssage bezeichnet diese zwei Märtyrer als französische Prinzen, allein von einer hohen Abstammung derselben kommt nirgend etwas vor. Nach dem historisch-diplomatischen Jahreszeitbuche des Johann Heinrich Waser, Zürch 1779, erlitten diese zwei Brüder bereits unter den römischen Kaisern Diocletian und Maximinian in Rom im Jahre 286 oder 287 nach Christi Geburt den Märtyrertod.

Im Innern der Pfarrkirche befinden sich an der südlichen Wand zwei Wappen auf einem runden hölzernen Schilde aus dem XVI. Jahrhunderte. Die Umschrift, deren Ueberreste noch sichtlich, ist bereits unleserlich geworden.

Die Zeit über die Gründung dieses Gotteshauses ist unbekannt, sie muß aber jedenfalls schon sehr früh erfolgt seyn, weil nach den uns bekannten geschichtlichen Urkunden selbes bereits im IX. Jahrhunderte zur Kirche nach Freising gehörte.

Die erste Meldung des Ortes Werd**) enthält eine Tausch-Urkunde des Bischofes Arnold von Freising mit einem edlen Manne, Namens Gotescalc vom Jahre 883, worin diesem eine Hube zu Werd (in loco, qui dicitur ad Weride) überlassen, dagegen aber von Gotescalc dem genannten Bischofe eine Hube im Orte Rasa (dem heutigen Rosek) eingeräumt wird*).

Im Jahre 891 wird die Kirche zu Werd bereits in einem kaiserlichen Diplome beschenkt.

Kaiser Arnulf schenkte nämlich der Kirche zu Freising und den Märtyrern Primus und Felician, deren Kirche — wie es in der Schenkungs-Urkunde heißt — im Orte genannt Wert sich befindet, auf Dajwichschenkunft des Bischofs Waldo, dem Nachfolger Arnolds eine in Sclavinien bei dem kaiserlichen Hofe Liburna gelegene Kapelle, (capellam in Sclavinia partibus ad curtem nostram, quae Liburna**) vocatur) welche sein Kapellan Waniogus als Benefizium besaß, mit allen dazu gehörigen Höfen, Gebäuden, Familien, Knechten, Fischereien u. s. w. als Eigenthum. Die Urkunde ist ausgestellt am königl. Hofe zu Mattahove (Mattighofen) DCCCXCI. II. Calend. Aug. etc.***).

Unter demselben Freisinger Bischofe Waldo wurde im Jahre 906 folgende Uebergabs-Urkunde in Betreff des Ortes Werd errichtet.

„Kund sey hiemit allen in den Gegenden Carantaniens befindlichen Partheien, wie ein gewisser edler Mann Georg zu dem ehrwürdigen Waldo, Bischof zu Freising gekommen, und den sogenannten Ort Werite, (Werd) wo die Körper der hl. Märtyrer Primus und Felician ruhen, dergestalt demselben übergeben und der ehrwürdige Bischof ihn also übernommen habe, daß ihm Alles, was auf den Höhen des genannten Ortes ein gewisser Heime, der Sohn des Witigow, seiner Schwester Tunza, der rechtmäßigen Gattin Georgs überlassen hatte, zufalle, und er sogleich in das volle Eigenthum dieser Gegenstände eintrete. Dagegen behalte sich Georg mit seiner Gattin Tunza das Recht vor, dort in heiliger Erde sich die Grabstätte zu wählen, damit beider Andenken durch die dem Herrn dienenden Priester auf ewige Zeiten aufrecht erhalten werde****)."

Im Jahre 974 stiftete Bischof Abraham von Freising eine Kollegiatkirche zu Werd, welche aus einem Dechante und 5 Kanonikern bestand. Dieser Bischof, welcher, wie man vermuthet, einem adelichen begüterten Geschlechte Carantaniens entstammte, hatte sich in die Verschwörung Heinrichs von Baiern wider Kaiser Otto II. eingelassen, welche jedoch bald vereitelt ward; Bischof Abraham flüchtete sich nun nach Kärnten, wo er die Kollegiatkirche am Werd-See stiftete*****).

(Fortsetzung folgt.)

*) Schönleben, Carn. antiq. P. III. p. 547.

**) In dem Buche, betitelt: „Marianischer Gnadenthron des Erherzogthums Kärnten, Klagenfurt 1761", kömmt zwar vor, daß im Jahre 865 nach Christi Geburt der Erzbischof Adelwein (Albuin von Salzburg die neuerbauten Kirchen zu Maesbourg und Werd geweiht habe; allein diese Angabe entbehrt alles geschichtlichen Grundes.

*) Rosch, Annal. Sabion. Recleus Tom III. p. 227, und Meichelbek, hist. Frising. I. P. II pag. 396 Nro. 875.

**) Nun St. Peter im Holz bei Spittal in Oberkärnten.

***) Rosch, Annal. Sabion T. III. p. 252, Meichelbek hist. Frising. T. I. p. II. p. 403.

****) Rosch, Annal. Sabion. T. II. p. 250, Meichelbek, hist. Frising. T. I. P. II. p. 426.

*****) Meichelbek, Hist. Frising. T. I. p. I. p. 183. Schönleben C. a. P. 3. Tom. I. ad annal. 974.

Oedipus. Trauerspiel von Beaufort.

Wie viel Schönes deckt unverdiente Vergessenheit! — Dieses Schicksal hat auch Beaufort's Trauerspiel: Oedipus. A Tragedy in blane verses. (So nannte man damals die fünffüßigen Jamben, deren man sich im Trauerspiele bediente.) London 1698. Octav.

Digitized by Google

Die Anlage des Stückes ist einfach. Die Pest wüthet in Theben. Das Orakel wird befragt, wie man diese wüthende Seuche bekämpfen könnte? es antwortet: — „wenn derjenige, der den Fluch über das Land brachte, entfernt ist.“ Das Volk wendet sich an den König Oedipus, und dieser ohne es zu ahnen, daß er selbst der mit dem Fluche Belastete ist, gibt sich alle Mühe, den Verbrecher zu entdecken. Er selbst entpreßt dem Seher Tiresias das unglückliche Geheimniß, daß er der Mörder seines Vaters und der Gemahl seiner Mutter ist. Fluchend dem Bette, in welchem der Gatte den Gatten, und der Sohn den Sohn zeugte, erhing Jocaste sich, Oedipus aber stach sich beide Augen aus, um den begangenen Frevel nicht länger zu schauen. Er selbst bringt darauf, daß Theben ihn zur Sühnung seiner Schuld aus dem Lande verbanne. Es geschieht. Noch einmal wendet er sich scheidend gegen die Stadt zurück, all das Unglück im Geiste voraussehend, das ihr durch den Zwist seiner beiden herrschsüchtigen Söhne Eteokles und Polynices bereitet werden sollte.

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, daß der Dichter seinen Stoff mit historischer Treue behandelte. Der Uebergang von dem Augenblicke, wo wir den König mit dem ganzen Stolz und Glanz der Herrscherwürde umkleidet sehen, zu jenem seiner trostlosen Todesweihe, ist in der Schicksalsfabel dieses Mannes unstreitig der ergreifendste Moment, und wurde auch von dem Dichter mit entschiedenem Glücke durchgeführt.

Mit wahrem Vergnügen übersetzte ich die Erzählung dieser furchtbaren Katastrophe.

Als es der einst so mächt'ge Fürst vernahm,
Daß nur auf ihm der Fluch der Götter lastet,
Stürzt' er wie rasend durch die Zimmer hin.
Weit aus den Angeln riß er alle Thüren,
So stark war der Verzweiflung Kraft! — und ach!
In dem Gemach, wo er die Braut empfing,
Fand er der Gattin Leiche — nicht der Gattin,
Der Mutter, der der Sohn den Sohn gezeugt.
Die unglücksel'gste der Frauen hatte
Sich selbst den Todesgöttern überliefert.

Stumm war sein Schmerz, nur seine Blicke sprachen,
Das Auge, rollend bald, bald furchtbar starr
Auf den entseelten Leichnam hingerichtet,
Sprach er mit sich, — zwar unverständlich war's,
Doch drückten seine Stellung und Geberden
Den Kampf klar aus der sturmbewegten Seele.
Mit einer Hand die Augen sich verbüllend,
Streckt' er die andere aus, als wollte er
Von sich die wilden Furien verjagen,
Die rächend jedem seiner Schritte folgten.

So stand er eine Weile da; — doch bald
Reißt er vom Kleide der Unglücklichen
Der geld'nen Spangen Schmuck, und gräbt sie tief
Mit Wuthgeschrei sich in der Augen Höhlen.
Wir wollten's wehren, — doch schon war's geschch'n,
Herausgerissen war der Stern der Augen,
Und tiefe Nacht umfing den Schmerzgebeugten.

Budik.

Nachruf an Anton Syhn

bei dessen Leichenzuge am 25. Oktober 1855.

Du alten Menschheitsstamm', dem ewigjungen,
Entfallen wie dem lenzesgrünen Baume,
Wenn er erwacht aus langem Winterträumme,
Wohl Blüthen, eh' zur Frucht sie durchgedrungen.

Fällt eine solche duft'ge Blüthe nieder,
Gleicht sie wohl einer heil'gen Engelsthräne,
Geweint um Erdenkindlings Zauberschöne,
Als ob sie ewig nimmer kehrte wieder.

Solch' Blume warst auch Du, zu früh Verklärter,
So rein und zart wie eine Lenzesblüthe,
Ob zwar Dein Herz und Geist schon tief erglühte,
Für's Edle einst zu seyn ein treuer Wärter.

Solch' Blume warst Du, sagt zu schön für's Leben,
Für's rauhe, das Dich streng' geprüft in Leiden,
Dir zugetheilt nur edle Geistesfreuden
Als Lohn für's männlich-ernste, schöne Streben.

Und so als schöne, reine Frühlingsblüthe
Lebst fort Du in manch' innigtreuem Herzen;
Du bist entrückt den irdischtrüben Schmerzen,
Doch nicht entrückt aus treuer Freunde Mitte.

A. T.

Miscellen.

(**Ein Ausflug in's Möllthal.**) (Beschluß.) Drei Stunden von „Heiligenblut“ beginnt nun der Charakter der Gletscherwelt, man sieht gegen Westen den „Kees“ im bläulichen und rosafarbigen Glanze flimmern, ein Thal von einer Stunde Breite ist mit klafterhohem Eise überdeckt, aus dessen Rande links der „Großglockner“, rechts der „Johannisberg“ sich hebt. Schneeberge werden weit hinten sichtbar, und ein Blick die Möll abwärts, entdeckt Bergreihen hinter Bergreihen. All' dieß machte auf mich einen unaussprechlichen Eindruck, über die Größe vermag ich die Sprache. Man ist so überrascht, daß man kaum genießt, bis man einigermaßen das Auge an die colossalen Verhältnisse gewöhnt hat. Ich wünschte diese Fernsicht zu fixiren, aber eine eigene Scheu hielt mich ab, die Großartigkeit der Natur schien mir geschmälert, wenn ich versuchen wollte, sie auf eines Blattes engem Raum zu fixiren, und doch hat ja die einfachste Skizze wieder für den Zeichner so viel Werth! Wir verließen endlich die Alpenwiesen, und durch einen tobenden Bach auf dem Saxburgischen, sodann eine sehr glatte und steile Wiese hinan, führte uns der Pasterzenkundige Freund an günstigen Punkte auf die, wie es scheint, im Sturme gefrorene Fläche des Gletschermeeres mit ihren tausend lang getrockten Klüften. Hier hieß es, den kühnen Springer machen, um über klafterbreite Spalten zu setzen, an deren Grunde schmelzendes Eis kleine Bächlein bildete, die sich am Fuße des „Glockners“ zur „Möll“ vereinigen, und an deren anderem Rande ein glatter Boden dem Hinüberspringenden einige Vorsicht empfahl. Wir suchten dieselbe zu umgehen, aber dieß kostete uns Viertelstunden. Die Sonne blinkte uns vom Himmelszelte und aus dem Eise entgegen, zugleich vernahmen wir schnell-folgenden Lawinendonner und schauten hinauf zu den beiden Gipfeln des „Glockners“. Nach einem zweistündigem Herumlesen auf dem Rücken der gefrornen Wellen betraten wir die von St. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Johann zu menschenfreundlich erbaute „Johannesshütte“, ein kleineres Häuschen mit einem Herde und hölzernem Geschirr beschenkt; dicht am ewigen Eise auf einem sonnigen Rasenplätzchen, gegen besonders Stürme durch seine Unansehnlichkeit und günstigere Lage geschützt. Der „Johannisquell“ mit eisigem und sehr schmackhaftem Wasser kam uns wie ein Göttergeschenk aus dem Felsendoden; wir fanden sogar gespaltenes Holz in der Hütte, und bald loderte, fern von Menschenwohnungen, in der großen Alpennatur das gastliche Feuer durch die wenig berufte Esse. — Wir hatten uns vorgenommen, die Nacht dort zuzubringen und der im Westen aufsteigende Mond versprach uns viele neue Reize. Meine Freunde waren den Berg hinangestiegen, um den für Botaniker so wertvollen Schutt, die zarte Draja alpina,

Digitized by Google

welche nur hier zu finden, in recht vielen Exemplaren zu erbeuten; ich war bemüht, etwas Heu von der Wiese zu gewinnen, um wenigstens ein Kissen für uns zu bilden, da wir in Ermanglung eines Besseren auf dem dort befindlichen Schlafgestelle Platz nehmen mußten. — Der Abend war bald da, und wir wurden nun Zeugen des schönsten Naturschauspieles: ein heftig werdender lauer Wind jagte aus den Schneefeldern des Westens weiße Nebel auf, die in die Höhe steigend, von den Strahlen des scheidenden Tagesgestirnes beleuchtet, einen Reichthum an Farben entwickelten, den nur das eisbedeckte Haupt des „Großglockners" wetteifernd darbot; bald aber krönten sie die Stirne des Herrschers in ihren gold'nen leichtgewebten Kleidern und von da an erblickten wir seinen stolzen Scheitel nimmer. Das Getöse der Lawinen, ähnlich dem ferner Schüsse, nahm über Nacht zu und der Wind pfiff durch unser schlechtverschließbares Gemach, obwohl wir die Spalten an Thüre und Fenster möglichst verstopften. Wir schliefen nicht, theils wegen Kälte, theils wegen Aufregung. Wir waren gewärtig, nächsten Tages von einer Regenfluth begrüßt zu werden, und staunten, als wir bei Tagesanbruch Alles von einem undurchdringlichen Nebel eingehüllt sahen. — Die Gefahren einer Gletscherpartie, wenn man nicht zwei Schritte vor sich sieht, traten mir lebhaft vor die Augen und nahmen mir sehr den Muth, den Weg nach Hause einzuschlagen. Zum Glück erhob sich auch jetzt wieder von Zeit zu Zeit ein Luftstrom und riß für Augenblicke den unliebsamen Verhang auseinander, und wir entschlossen uns zu dem einzig Uebrigen, da wir keinen Bissen mehr bei uns hatten. Es ging langsam und wir mußten uns durch stetes Rufen zusammenhalten, langten glücklich an dem Ausgangspunkte an, den uns ein günstiger Windstoß enthüllte, und eilten der Alpenwiese zu; der Nebel hob sich nochmals und schaute als Regenwolke verächtlich auf uns Pilger hernieder. So erreichten wir Heiligenblut und Döllach, wo man unsertwegen einigermassen in Besorgniß war, ohne sonstigen Unfall, aber mit wohlgetränkten Kleidern. Bei „Beckhorn" richteten wir einen sehnsuchtsvollen Blick nach den „Leiterbergen", aber dießmal schien es gar keinen Glockner zu geben. —a—

(**Rache eines Engländers.**) Dieser galt, wie uns die „Erinnerungen" erzählen, für einen großen Kunst- und besonders Gemäldekenner. Zu diesem Rufe kam er besonders durch die Art, wie er sich an einem Künstler rächte. Er war einer von jenen beduinenartigen Engländern, die in allen ersten Hotels Europas zu finden sind, wenn sie der Abwechslung halber nicht einmal in Egypten, Indien, China oder am Cap der guten Hoffnung reisen. Er reiste stets, und zwar immer mit seiner jungen, schönen Frau, die um so reizender und liebenswürdiger erschien, da sie ihre jugendliche Heiterkeit, Schönheit und Lebenslust neben ihrem glatten, steifen, kaltblütigen, trockenen, gemessenen, vornehmen Gatten entwickelte. In Rom wurde das englische Paar mit einem deutschen Maler bekannt, der als praktischer Künstler und Kunstkenner berühmt war. Er erbot sich, dem Paar als Cicerone durch die reichen Kunstschätze zu dienen. So verbrachten sie manche Stunden, Tage und Wochen zusammen im Museum des Capitols, im Vatican, im St. Peters-Dom und in den Umgebungen Roms, wobei sich die persönliche und geistige Ueberlegenheit des Künstlers über den in Vornehmheit und Etikette eingesteiften Engländer so sehr herausstellte, daß die Frau desselben unwiderstehlich zu ihm hingezogen ward, zumal da er selbst zu ziehen verstanden haben mag. Erst nach manchen Monaten überzeugte sich der Engländer von der Untreue seiner Frau, nahm von dem Maler mit den Worten à revoir! (auf Wiedersehen) Abschied, kehrte nach England zurück und lieferte seine Frau höflich und galant in dem Hause ihrer Eltern ab, nachdem er ihr höflich und galant seine in Rom gemachte Entdeckung mitgetheilt hatte. Sofort verreiste er wieder nach Deutschland, Rußland, Italien &c., ohne jemals etwas Anderes zu besehen als Gemälde, ohne etwas Anderes zu thun, als Gemälde zu kaufen. Nachdem er dieses Geschäft zwei Jahre lang getrieben, begab er sich wieder mit einem ziemlichen Fuder von Gemälden nach Rom, suchte den Maler auf und verlangte Genugthuung von ihm. Der Engländer hatte, als der beleidigte Theil, die Wahl der Waffen und forderte ihn auf Pistolen. Die Herausforderung ward angenommen und Tag und Ort des Duells festgesetzt. Mit dem ersten Schusse zerschmetterte der Engländer seinem Gegner das Handgelenk der rechten Hand dermaßen, daß sie ihm amputirt werden mußte. Nach dieser Operation erschien der Engländer wieder, ohne sich abweisen zu lassen, und sprach: „Sie denken vielleicht, daß damit meine Rache befriedigt sey. Aber dann unterschätzen Sie die entsetzlichen Qualen, die Sie mir bereitet, sehr. Mein zerstörtes Herzensglück verlangt mehr. Ich habe Sie zu einem Leben ewiger, vergeblicher Reue verdammt, zu einem lebendigen Tode als Künstler, zur ewigen Qual über Ihren ausgelöschten Ruhm." „O, nein!" antwortete der Künstler, „den Ruhm meiner Madonna in Petersburg, meines Luther in Berlin, meiner Flucht nach Egypten in Paris, meiner" — „Genug," unterbrach ihn der Engländer, ich habe hier eine Liste aller Ihrer Gemälde. Ist sie vollständig?" „Ja," sagte der Maler nach Ueberblickung der Liste, „selbst bis zu dem letzten Gemälde, das ich kurz vor dem Duell vollendete." „So dachte ich selbst. Ich war sehr gewissenhaft," antwortete der Engländer. „Ihre Gemälde sind alle mein. Ich habe sie sämmtlich gekauft, um über Ihren Ruhm als über mein rechtmäßiges Eigenthum nach Belieben zu verfügen. Es bleibt mir nun, alle ihre Gemälde sofort zu verbrennen, damit keine Spur von ihrer Wirksamkeit als Künstler übrig bleibe, damit sie auf ewig aus der Reihe der berühmten Namen gestrichen bleiben. Von ihrer Künstlerhand soll ebenso wenig übrig bleiben als von der fleischigen Hand, die ich Ihnen zerschmetterte, so daß sie amputirt werden mußte." Der Künstler bat vergebens um Gnade. Der vor Jahren beleidigte Gatte war so unversöhnlich, als hätte er die Entdeckung von dem Liebesverhältnisse eben jetzt erst gemacht. Nach zwei Stunden brachte der Diener eine große Urne voll Asche mit einem kurzen Briefe, welcher meldete, daß die Urne Alles enthalte, was von seinen Gemälden übrig sey.

(**Einst und jetzt.**) Empedokles, der Agrigentische Weltweise soll gesagt haben, daß die Agrigentiner wohllebten, als wenn sie an jedem folgenden Tag sterben müßten, und hingegen Gebäude aufführten, als wenn sie nie zu leben aufhören würden. Wie weit konsequenter benehmen sich so Manche heutigen Tages, vorzüglich in den großen Hauptstädten; sie leben so darauf, wie es die Agrigentiner thaten, bauen aber auch ihre Häuser so, daß diese mit den Erbauern ihr Ende erreichen. (Rg.)

(**Neue Tischuhren.**) Wahrhaftig reizend sind in der Pariser-Industrie-Ausstellung — sagt ein Bericht — die Standuhren mit Gehwerk in Form eines Rosenstockes, dessen Zifferblatt eine vollerblühte Rose bildet, auf welcher ein Schmetterling mit prachtvoll entfalteten Flügeln sitzt, der sich wie lebendig langsam dreht und dessen Fühlrüssel den Zeiger abgibt. Rund um ihn herum auf den Blumenblättern sind die Stunden in römischen Zahlen angebracht, während täuschend ähnliche Thautropfen die halben Stunden andeuten. Das Uhrwerk befindet sich in der Blume selbst, man sieht von ihm gar nichts, so vortrefflich ist die Arbeit, und Jedermann, der eine dieser wunderbaren, blühenden Pflanzenuhren zu Gesichte bekommen könnte, würde sagen müssen, daß man nichts Anmuthigeres und Duftigeres sehen kann, als diese lieblichen Kunsterzeugnisse.

(**Einfach und bieder war der Geist des Ritterthums.**) „Fromm, weis' und mild gehört in des Adels Schild" schrieb der Chronist Hedius, und so schrieb auch ein Ritter in der Schweiz an Kaiser Friedrich III. „dem frommen und ehrbaren König Friedrich". — Man stellte ihm vor, daß die Aufschrift an den Kaiser nicht dem hohen Ansehen desselben angemessen sey; er aber erwiederte: „ehrbar und fromm muß durch die Wolke dringen, alles andere weit zurück bleiben." Wie überschätzten sich die Ritter der späteren Zeit! — Wie suchten sie sich in ihrem höheren Range von der Klasse der Bürger zu isoliren! was den geistreichen Taubmann zu dem Ausrufe bewog: „es war sehr gut, daß Christus gesprochen, er sey ein Weinstock und „ein Sämann, hätte er gesagt, ich bin ein Edelmann, dann wehe „uns Bürgern und Professoren in Wittenberg". (B.)

(**Nachträgliche Künstler-Nekrologe.**) 1. Im Dezember 1853 starb zu Düsseldorf unvermuthet in der Blüthe seiner Jahre der Genremaler J. P. Hasenclever. Wer kennt nicht die durch Grabstichel wie Steindruck so oft vervielfältigten Werke dieses Meisters: des „Hieronymus Jobs" — der „Weinprobe" — des „Lesekabinets" und der „Raucher"? — 2. Aus Salzburg wird gemeldet: Der kleine Kreis hiesiger Künstler hat einen seiner tüchtigsten Jünger, den Landschaftmaler Friedrich von Mertens im Anfange des Jahres 1854 verloren. Mertens begnügte sich nicht mit bloßem copiren der Natur, sondern er wußte die vorhandenen Motive zu einer idealen Composition zusammen zu fassen. Diese höhere Tendenz verfolgte der junge Künstler mit edler Begeisterung, obwohl er erst wenige Jahre sich der Kunst gewidmet hatte. Er war zugleich ein tiefgebildeter liebenswürdiger und höchst bescheidener Mann. — 3. Am 24. Februar 1854 starb in Wien der ausgezeichnete Theatermaler Hermann Neefe, Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste im 63. Jahre. Er war geboren am 3. September 1790 zu Bonn, wo sein Vater Kapellmeister war. — 4. Am 16. März 1854 starb in Wien der dortige Historienmaler Johann Ender, weiland Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste, und k. k. akademischer Rath in seinem 61. Lebensjahre. Seine letzte größere Arbeit ist das Freskogemälde in der Liechtensteinischen Kapelle im Stephansdom. Johann Ender gehörte wie sein Zwillingsbruder der Landschafter und Professor Thomas Ender zu den fruchtbarsten und fleißigsten Künstlern Wiens, und zu den wenigen, denen es glückte in Wohlhabenheit die letzten Tage ihres Lebens zuzubringen. Unter seinen Söhnen hat Einer ebenfalls die Künstlerlaufbahn betreten, und auf dem Gebiete der Portrait- und Historien-Malerei bereits Achtenswerthes geleistet.

Herausgeber und Redakteur. C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 27. Sonnabend, den 3. November. 1855.

Uebersicht

der gegenwärtigen Jahresproduction der kärntnerischen Industrie.

(Auszug aus den statistischen Zusammenstellungen der Handels- und Gewerbe-Kammer für die allgemeine Pariser-Ausstellung.)

I. Eisenproduction.

a. Roheisen. 14 Radwerke mit 17 Hochöfen (2 von kurzer Betriebszeit) erzeugen 780,000 Zentner Roheisen . . . . . 2,860,000 fl.

b. Eisenverfeinerung. 55 Hammerwerke mit 120 Weichzerrenfeuer (davon 32 meist außer Betrieb); 53 Hartzerrenfeuer (davon zuweilen 25 — 36 außer Betrieb); 6 Puddlingswerke mit 22 Puddlings- u. 21 Schweißöfen; 1 Rails- und Achsenfabrik; 4 Blechwerke; 7 Stabeisen-Walzwerke; 12 Drahtfabriken mit 2 Drahtwalzwerken; 6 Nägelfabriken, 7 Pfannenhammerwerke, 7 Sensenfabriken, 1 Gußstahlfabrik, 5 Eisengußwerke (3 davon mit Hochofenbetrieb verbunden), zusammen in 84 Etablissements unter 52 Besitzern erzeugen 583,000 Zentner Waare . . . . . 6,073,000 „

II. Bleiproduction.

a. Rohbleierzeugung 73,000 Zentner 1,174,000 „

b. Bleiverarbeitung.

1 Bleirohrenfabrik, 2 Bleiplatten-, 2 Schrott-, 5 Glätte- und Minium-, 5 Bleiweißfabriken . . . . . 1,260,000 „

III. Braunkohlenproduktion 1,460,000 Zt. 194,000 „

IV. Glas- und Spiegelfabrikation.*)

3 Glasfabriken und 1 Spiegelfabrik . . . . . 146,000 „

V. Papier- & Pappendeckel Fabrikation.*)

4 Papierfabriken . . . . . 124,000 „

VI. Tuch- und Wollstoff-Fabrikation und türkisch Roth-Färberei.

4 Tuchfabriken, 1 türkisch Roth-Färberei . . . . . 660,000 „

VII. Gewehr- u. Eisengeschmeidewaaren-Fabrikation . . . . . 80,000 „

*) Die Productionen gegenwärtig geringer als in früheren Jahren.

VIII. Leder- u. Riemerwaaren, Kerzen- und Seifen-Fabrikation.

Von 16 größeren Gärbereien, 1 Riemerei mit Fabriksbetrieb, 5 gewerbsmäßige Kerzen- und Seifenfabriken . . . . . 842,000 fl.

IX. Erzeugung der großen Getreidemühlen, darunter 3 Kunst- und Mercantilmühlen . . . . . 645,000 „

X. Biererzeugung der größeren Bräuereien 520,000 „

XI. Branntwein-, Spiritus- und Preßhefe-Fabrikation von 49 Branntweinfabriken **) . . . . . 532,000 „

Zusammen 15,110,000 „

**) Die Spirituserzeugung betrug der Eintritt der Kartoffelfäule das Doppelte der gegenwärtigen Erzeugung.

Maria Werd.

(Fortsetzung.)

Die Bischöfe von Freising übten im XI. Jahrhunderte in mehreren Gegenden Kärntens das Recht des Zehentbezuges aus, welches aber auch dem Erzbisthum Salzburg zustand. Wegen Ausübung dieses Rechtes kam das Hochstift Freising mit den Erzbischöfen von Salzburg in Conflicte. In einem Vertrage, worüber eine Urkunde jedoch ohne Datum zu Stande kam, welche jedenfalls erst nach dem Jahre 1062 ausgefertigt worden seyn konnte, verglichen sich endlich der Erzbischof Gebhard von Salzburg und der Bischof Ellenhard von Freising über diese Zehentrechte.

Nach diesem Uebereinkommen sollte Bischof Ellenhard von 3 beliebigen Höfen (curtiseris) in Wertsee den ganzen Zehent beziehen, von dem übrigen dortigen Zehent aber Erzbischof Gebhard zwei Theile, Ellenhard aber den dritten Theil erhalten*).

Nach diesem Vorgange wird der Kirche in Werd wieder eine geraume Zeit nicht erwähnt, nur kommt um das Jahr 1143 zur Zeit der Stiftung des Cisterzienser-Klosters Viktring bei den Vergabungen an dieses Stift urkundlich vor, daß ein gewisser Rudbert von Raz (Ras, Rosegg) nach Viktring drei Huben sammt Gerechtigkeiten im Weiler Dulach am Ende des Werdsee, und Berthold von Raz bei dem Begräbnisse seines Sohnes Reinnard der hl. Maria zu Viktring zwei Huben und eben so viele Weinberge am Werdsee geschenkt habe**).

Aus dieser Urkunde entnehmen wir auch die interessante, bisher wenig bekannte Notiz, daß im XII. Jahrhunderte an den Ufern des Werd-See's, höchst wahrscheinlich an den

*) Meichelbeck. Hist. Frising. Tom. I. P. I. pag. 373.

**) Codex tradit. monast. Victor. l. c. Fol. XIII. — XVI.

Digitized by Google

sonnigen Geländen des nördlichen Ufers zwischen Pörtschach und Sraſach und dann ober Krumpendorf Wein gebaut wurde.

In der Urkunde vom 15. September 1152, wo der Erzbischof Eberhard von Salzburg den Wald bei Seliessen (nächst St. Johann am Brückl), welchen der Sponheimer Heinrich Herzog von Kärnten und seine Vorfahrer von dem Erzbischofe und seinen Vorgängern verliehen besaß, dem Chorfrauenstifte St. Georgen am Längsee übergab, kömmt unter den weltlichen Zeugen ein Gottfried von Werde vor*), so wie in einer Urkunde vom Jahre 1154 das Stift Viktring dem Ritter Meinhard Schabab zwei Mansen in Goriz am See des hl. Primus und Felician (Werdsee) übergab**).

Wie schon früher bemerkt worden, hat Bischof Abraham von Freising in Werd ein Kollegiatkapitel mit einem Dechante und 5 Kanonikern gestiftet. Diese Dekane wurden in der Folge zu Pröbsten erhoben, denn wir finden in den 3 Urkunden, welche der Bischof Roman von Gurk über die Belehnung des Herzogs Heinrich von Kärnten mit dem Schlosse Grafenstein vom 20. Juni 1158, dann der Erzbischof Eberhard von Salzburg über die Verleihung der Pfarre Blacz an den Bischof von Gurk vom 18. September 1158 und über die Verleihung eines Benefiziums an einen gewissen Erpzem am 28. Dezember 1161 ausstellen ließen, unter den Zeugen einen Gotbert Probsten von Werde oder Wertsee***), dessen Vater Adalbert Richter in Friesach war, dort und am Zossen Güter und bei Osterwitz Weinberge besaß****).

Zu Anfang des Jahres 1168 befand sich der landvertriebene Erzbischof Konrad II. von Salzburg in Admont, wo er für das Oberherrnstift Borau, für das Stift St. Lamprecht und Admont Urkunden ausfertigte.

Mit Rath und Zustimmung der Dompröbste Sibote von Salzburg, Heinrich von Berchtesgaden und Wernher von Seckau, dann des Domdechantes Meingett von Salzburg, des Erzdiakons Meister Albert von Friesach, des Rudolf von Toursberg und des Konrad von Rorbach, dann mit der beifälligen Erklärung des Stiftsabtes Luitold von Admont ließ Konrad II. eine Urkunde über folgende Schenkung, dto. Friesach den 3. März 1168 errichten: Er gab dem Hospitale des Stiftes Admont den durch den Tod Meinhards, Probstes zu Altlapelle, und Gottberts Probstes von Wertsee (in der Urkunde irrig Werchsee) ihm ledig gewordenen Zehenthof sammt allen dazu gehörigen Zehenten zu dem Zwecke, daß von dem jährlichen Erträgnisse derselben im Admont'schen Hospitale stets eine solche Anzahl von Armen unterhalten, gepflegt und nach deren Tode stets wieder Andere aufgenommen werden sollten, als von dieser Rente gehörig ernährt werden können.

Der Wortlaut der lateinischen Urkunde in Bezug auf den Zehent in Werd ist: „decimalem curtem juxta lacum „Werchsee cum tota decima, quam ab antecessore nostro „Venerabili Archiepiscopo Eberhardo frater suus Mein„hardus praepositus de veteri capella et Gotpertus, „praepositus de Werchsee legitimo jure beneficiali tenue„runt, quia post mortem eorumdem nos contigebat et nostri „juris erat . . . . *****)"

Mit Bulle dto. Tusculani, 10. Februar 1170 bestätigte Papst Alexander III. alle Besitzungen und Rechte des Stiftes Admont, worunter der durch Geschenk des Erzbischofes Konrad II. von Salzburg übrekommene Zehenthof von Wertsee ausdrücklich aufgezählt wird*).

In Urkunden, welche von den Herzogen von Kärnten und verschiedenen Bischöfen und Aebten in den Jahren 1236, 1252, 1256, 1257, 1260, 1262 und 1277 ausgestellt worden, kommen unter den Zeugen die Pröbste Chuno, Eberhard, Ulrich, Andreas und Heinrich von Werd vor.

Die Kirche und der Clerus zu Werd erlitten durch die Einfälle und sonstigen Beeinträchtigungen des Ritters Otto von Finkenstein und seiner Vorfahren, dann der Ritter von Paradeis und von Trefen großen Schaden an Eigenthum und Rechten, und hatten daher gegründete Ursache zu mancherlei Beschwerden gegen diese Dinasten. Insbesondere war der Magister Heinrich, Probst zu Werd, Hofkapellan des römischen Königs, mit dem Ritter Otto von Finkenstein wegen den Vogteirechten der Kirche zu Werd in Zerwürfnisse gerathen. Probst Heinrich brachte deßhalb beim Kaiser Rudolf von Habsburg seine Beschwerde vor.

Der Kaiser übertrug mit Diplom, ausgestellt in Wien im Jahre 1278 in Vigilia Epiphaniae Domini, 5. Jänner, dem Bischofe Berchtold von Bamberg als einem Manne, der — wie es in der Urkunde heißt — mit den in Kärnten bestehenden Gesetzen und Gewohnheiten vertraut sey, die Beilegung dieser Differenzen, und ersuchte denselben, die streitigen Theile an einem bestimmten Tage und Ort vor sich zu laden und alle Mühe anzuwenden, um die zwischen beiden Partheien obschwebende Streitsache wo möglich im gütlichen Wege beizulegen, oder aber — falls dieß nicht gelingen sollte, durch richterlichen Spruch auszutragen, und desgleichen auch in Betreff der Beschwerde des Magister Heinrich gegen die Ritter Paradeis und Trefen vorzugehen; endlich die Kirche zu Werd und ihre Angehörigen dem Schutze eines Mächtigen aus der Mitte seiner Getreuen anzuvertrauen, welcher sie in ihrem Besitze und ihren Rechten so lange erhalte und vertheidige, bis seiner Zeit das Nöthige angeordnet seyn werde.

Diesem königlichen Befehle in schuldiger Ehrfurcht gehorchend ließ der Bischof die beiden streitenden Theile vor sich laden, untersuchte den Gegenstand ihrer Streitigkeiten und vermochte die Partheien dahin, daß sie ihn als ihrem Obmanne die Entscheidung anheimstellten.

Der Bischof entschied daher nach reiflicher Ueberlegung und Berathung mit weisen Männern, daß Otto von Finkenstein, seine Erben und Leute in Hinkunft weder den Magister Heinrich, Pröbsten zu Werd, und seine Nachfolger, noch die Kleriker und Leute dieser Kirche in irgend einer Beziehung beleidigen oder beschweren, sondern vielmehr gegen verwegene Einfälle nach Kräften schützen und vertheidigen sollen. Sie dürfen ferner zu keiner Zeit vom Probste und seinen Nachfolgern, dann von den Klerikern und Leuten der Kirche zu Werd Steuern oder Giebigkeiten fordern oder erpressen, keine Leute in den Besitzungen dieser Kirche in Herberge aufnehmen, und sich in Zukunft keine Gewalt oder Gerichtsbarkeit bei der Aufnahme oder Entlassung von Kolonen anmaßen, sondern sich mit den Richtern und dem Blutbanne in der ganzen Besitzung dieser Kirche in Kärnten begnügen und zwar dergestalt, daß die Amtleute,

*) Original-Urkunde in der Urkunden-Sammlung des Kärnt. Geschichtvereines und dem Archive von St. Georgen am Längsee.
**) Original-Urkunde des Viktringer-Archives.
***) Das Original im Gurker-Archive rc.
****) Original im Archive des Joanneums in Grätz.
*****) Codex diplom. Admont. ap. Pez. Thes. T. III. P. III. p. 719 Muchar's Geschichte der Steiermark IV. B. p. 460.

*) Cod. dipl. Admont. ap. Pez. Thes. Thes. T. III. P. III. p. 666 — 671 und Muchar's Geschichte der Steiermark.

Digitized by Google

oder der Richter, oder der Machthaber des Finkenstein und seiner Erben keine richterliche Amtshandlung vornehmen und keine Todesstrafe verhängen dürfen, außer mit Rath, Bestimmung und in Anwesenheit der Amtsleute oder Machthaber des genannten Probsten. Otto von Finkenstein, seine Erben und Leute dürfen sich auch kein Recht auf bewegliches Gut anmaßen. Otto von Finkenstein, seine Erben und Leute sollen für das Vogteirecht über die Kirche zu Werd sich jährlich mit 30 Modien harten Kerns, welches insgemein Steuerkorn heißt, begnügen, welches jedes Jahr je nach der Fruchtbarkeit oder Mißernte auf die bebauten Mansen der Canoniker und des Probstes auszuschreiben ist.

Die Entrichtung dieser Getreide-Gaben hat jährlich kurz vor oder nach der „Erscheinung des Herrn" zu geschehen und zwar in der Art, daß, was immer von diesen 30 Modien in Folge des Hagelschlages, Krieges oder auf eine andere Weise in den einzelnen Jahren abgeht, über eidliche Bestätigung und Schätzung durch den Amtmann des Probsten nachgesehen werden muß.

Ebenso müssen sich Otto von Finkenstein, und seine Erben und Leute mit 4 Marken Denare üblichen Geldes dergestalt begnügen, daß jeder Friesacher Denar 12 Berenesser Heller gelten soll, welche jährlich von der ganzen Bestiftung der Kirche zu Werd zur Zeit des Festes des hl. Georg gereicht werden müssen.

Endlich haben sich Otto von Finkenstein, seine Erben und Leute persönlich oder schriftlich an den römischen König Rudolf, an die Fürsten u. s. w. wegen Bestätigung dieses schiedsrichterlichen Ausspruches zu wenden.

Dieser Schiedsspruch wurde ausgefertigt im Jahre 1278 (V. Idus Febr.)

Otto von Finkenstein erklärte in einer am nämlichen Tage und Orte ausgestellten Urkunde obigem Schiedsrichter-Spruche, welchem er seine Zustimmung ertheilte, in allen Punkten genau nachkommen zu wollen.

Der römische König bestätigte sohin diesen Schiedsrichter-Spruch mit Diplom ddo. Viennae in aula nostra Regali 1278 octavo Idus Mai Indictione sexta, Regni nostri V.) mit dem Beisatze, daß wenn Otto von Finkenstein, seine Erben oder Leute diesen Ausspruche zuwider handeln würden, sie des Vogteirechtes über die Kirche zu Werd verlustig und überdieß als Strafe 100 Mark Denare derselben Münze theils in die königl. Kammer, theils zur Kirche in Werd zu zahlen verpflichtet wären*).

Da die Pröbste von Werd häufig von ihrer Pfründe abwesend waren, indem mehrere derselben sich in Freising aufhielten, so stiftete der schon zuvor genannte Magister Heinrich, Probst zu Werd, daselbst die Präbende für einen Dekan mit der Bedingung, daß der jeweilige Dekan stets in Werd wohne, in jeder Woche mindestens 2 — 3 hl. Messen lese, dann während der Abwesenheit des Probstes die Kanoniker in geistlichen Angelegenheiten leite, überwache und Sorge trage, daß die heiligen Aemter und Messen mit den erforderlichen Feierlichkeiten abgehalten, und alle Montage in den Kapellen der hl. Katharina und Barbara dann der hl. Maria Magdalena und Elisabeth, welche der Magister Heinrich neu auferbauen ließ, die gestifteten Messen immerfort gelesen werden. Die Wahl des Dekans soll den Kanonikern von Werd und die Bestätigung der Wahl dem jedesmaligen Probste zustehen.

Zur Dotirung dieser Präbende bestimmte Magister Heinrich aus seinem Vermögen die Rente von 10 Mark Denaren in landesüblicher Münze; nämlich den Zehent zu Tigring und 2 Mansen unter der Kirche zu Werd, weiter 4 Mansen, welche bisher zur Dotirung der Probsten-Pfründe in Werd dienten, wofür aber Magister Heinrich 4 Mansen bei Radentheim substituirte.

Alle diese Verfügungen über die Stiftung einer Dekans-Präbende in Werd und deren Dotirung genehmigte Konrad II. Bischof von Freising mit Urkunde, ddo. Weidhofen, den 1. März 1279*).

Nachdem weiteren Eingriffen der Vögte in Finkenstein in die Rechte der Kirche zu Werd und ihrer Pröbste so wie den früheren gewaltsamen Einfällen in das Gebiet dieser Kirche durch das Compromiß des unsichtigen Bamberger Bischofes Berthold kräftiger Einhalt gethan worden war, schien dieses Gotteshaus und seine Seelenhirten durch lange Zeit Ruhe genossen zu haben, denn durch mehr als ein Jahrhundert sind uns über Werd keine bemerkenswerthen Vorgänge urkundlich bekannt; wenigstens macht der Kapitular C. Meichelbek, welcher mit vielem Fleiße und großer Genauigkeit die Geschichte des Hochstiftes Freising schrieb, von wichtigeren Ereignissen der Kirche zu Werd, welche bis gegen das Ende des XV. Jahrhunderts nach Freising gehörte, keine Meldung.

Wir müssen hier noch einmal auf den Magister Heinrich, Probst zu Werd, den wir aus der obigen Erzählung der Streitigkeiten mit dem Kirchenvogte Otto von Finkenstein kennen lernten, zurückkommen.

Dieser für das Wohl der ihm anvertrauten Kirche so sorgende Mann stellt sich uns als ein thatkräftiger Charakter dar, welcher die Rechte der Kirche, der Probstei und des Kapitels mit schirmender Hand zu schützen wußte, der das Besitzthum der Pfründe durch Güterverkauf aus seinem Vermögen vermehrte und der durch die Stiftung einer Dekans-Präbende in so ferne sehr wohlthätig wirkte, als die Kirche und das Kapitel durch die häufige Abwesenheit der Pröbste nicht weiter gestöret wurden.

Gerade am Schlusse des XIV. Jahrunderts kömmt Werd wieder urkundlich vor. Wilhelm Schielbatz, Domherr zu Freising und Probst zu Werd, verlieh mittels Lehensbriefes, ausgestellt im Jahre 1399 am Mittwoch nach „Simon und Judä", mit Beistimmung der Chorherren zu Werd, dem Hartwich Cherues einen Zehent zu Almannsdorf (Albersdorf, 1 Stunde oberhalb Keutschach gegen Schiefsling) und einen Acker zu Kerschenbach.

Eben so verlieh Ulrich Rieder, Probst zu Werdsee und Domherr zu Freising, mit Lehenbrief vom Jahre 1452, gegeben am St. Johanntäge zu Weihnachten dem Otto Keutschacher, einem der Ahnherren des nachmals in der Geschichte Kärntens berühmt gewordenen Ritter-Geschlechtes der Keutschacher, gleichfalls einen Zehent zu Almannsdorf, so wie noch einige andere Lehensstücke jener Gegend.

Wolfgang Forchtenauer, Probst zu Werd, verlieh mit Urkunde, ausgestellt zu Villach am Samstage vor Invocavit 1486, dem Florian Keutschacher jenes Gut zu Almannsdorf zu Lehen, welches schon in obiger Lehens-Urkunde des Probsten Rieder von Otto Keutschacher, Vater des Florian, erblich erworben worden**).

Dieser Propst ließ in der Pfarrkirche zu Werd das am rechtseitigen Seitenaltar befindliche Marienbild malen, welches dann, wie die am Bilde befindliche lateinische Inschrift meldet, vom Papste Paul II. im Jahre 1469 eingeweiht und gesegnet wurde.

Im Jahre 1500 wurde dem berühmten Matthäus Lang vom Kaiser Max I. die Probstei zu Werd verliehen.

*) Meichelbeck. Hist. Fris. T. II. P. II. p. 98.

*) Meichelbeck. Hist. Frising. T. II. P. II. pag. 100.

**) Obige 3 Lehensbriefe befinden sich im fürstlich Rosenberg'schen Haus- und Familien-Archive hier.

Digitized by Google

Derselbe war aus einem angesehenen aber unbemittelten Patrizier-Geschlechte der freien Reichsstadt Augsburg entsprossen; er lautte nachhin das Schloß sammt der Herrschaft Wellenburg bei Augsburg, und wurde dann von seinem hohen Gönner Kaiser Max I. in den Adelstand mit dem Prädikate: „von Wellenburg" erhoben.

Zur Zeit, als ihm die Propstei zu Werd verliehen worden, war er bereits Domprobst zu Augsburg und Constanz. Im Jahre 1501 vertauschte er, wie wir gleich ausführlicher hören werden, die Probstei-Pfründe zu Werd mit der Abtenwürde des Stiftes Viktring; im Jahre 1503 wurde er Administrator und zwei Jahre darauf Bischof von Gurk, im Jahre 1511 durch Papst Julius II. Cardinaldiakon der römischen Kirche, durch Papst Leo X. Coadjutor des Erzstiftes Salzburg, endlich nach Absterben des Leonhard von Keutschach im Jahre 1519 wirklicher Metropolit daselbst*).

Ueber Begehren des Kaisers Max I. wurde am Samstage vor Katharina im Jahre 1501 durch des Kaisers Räthe: Ulrich von Weispriach, Landeshauptmann in Kärnten, dann Doctor Johann Schaden und Georg Waldenburg, Vicedom von Kärnten, zwischen dem Abte Johann von Viktring und dem Probsten Matthäus Lang zu Werd ein Vertrag folgenden Inhaltes abgeschlossen:

Der Prälat Johann resignirt und verzichtet auf seine Abtenwürde und überläßt selbe dem Probsten Matthäus Lang gegen dem, daß Letzterer ihm dafür die Probstei zu Werdsee mit allen Nutzungen, Renten, Gülten, Rechten und Gerechtigkeiten, wie er sie selbst inne gehabt, übergebe und einantworte, wobei sich der Abt Johann noch Nachstehendes ausbedingte:

1. Hat Matthäus Lang bei dem heiligen Stuhle in Rom die Bewilligung zu erwirken, daß der Abt diese Probstei inne haben dürfe;
2. Sollen dem Abte auch die in Werd befindlichen Baumaterialien überlassen werden;
3. Hat Matthäus Lang dem Abte auf des Letztern Lebenszeit 200 fl. jährlich in zwei Terminen als Pension zu bezahlen;
4. Soll es dem Abte gestattet seyn, einstweilen, bis er seine Wohnung in Werd gebaut hat, was innerhalb zwei Jahren bewerkstelligt seyn werde, auf der Pfarre Eggenburg zu wohnen; zum obigen Bau hat Matth. Lang dem Abte 200 fl. Rheinisch Hilfsgeld zu reichen;
5. Sollen dem Abte aus den Weingärten des Klosters Viktring (welche namentlich bezeichnet werden) jährlich 3 Faß Wein gratis nach Werd gestellt werden;
6. Ferners jährlich 50 Vierling Weizen, 50 Vierling Roggen, 100 Vierling Hafer — Alles Klagenfurter Maß — so wie auch 3 Pferde nach der Wahl des Abten aus der Stallung des Stiftes Viktring verabfolgt werden;
7. Sollen dem Abte ferner 4 Betten mit Zugehör und den Duchenten, 1 Kelch und „ziemlich Silbergeschirr" mit dem Bedinge zu seinem Gebrauche übergeben werden, daß diese Gegenstände nach seinem Ableben dem Stifte Viktring wieder anheimfallen sollen, deßhalb habe der Abt einen Revers auszustellen;
8. Beim Beginn der Wirthschaft des Abten in Werd sind demselben 2 Mastochsen, 3 der besten Mastschweine aus dem Meierhofe des Stiftes Viktring und 2 Zentner Schmalz zu übergeben;
9. Eben so ein Rock mit einem „Fuchswämligen Kragen" unterfüttert und einem Mantel;
10. Soll Matthäus Lang alles Fleißes trachten, daß der Abt seinen goldenen Ring und das Kreuz vom Abte zu heiligen Kreuz zurückerhalte; endlich
11. Soll Matthäus Lang dem Abte jene 100 fl., so er ihm schuldig sey, nachsehen*).

Aus dieser Urkunde ergibt sich, daß der jetzige baufällige Pfarrhof in Maria Werd vom Abte Johann von Viktring als Probst von Werd in den Jahren 1501 und 1502 auferbaut worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

*) Archiv für Geschichte, und Topographie u. s. w. Jahrgang 1814 Nro. 52.

*) Original-Vertrag im Viktringer-Archive.

Poetische Kleinigkeiten.

Trias.

Wie Priam's Burg einst durch ein Pferd zerfiel,
Besang der große Dichter Rom's, Virgil.
Warum will denn anjetzt kein Dichter singen
Von Besten, die durch Esel untergingen? —

Auf einen stolzen Parvenu.

Schmetterling! fliegst du so stolz an dem armen Käfer vorüber? —
Gelt, du schämst dich des Freundes, der dich als Raupe gekannt?

Gläubiger und Schuldner.

Schuldner: Ich kann nicht zahlen, Herr! — o seyd geduldig.
Gläubiger: Ei, diese Korpulenz, —
Schuldner: Die bin ich schuldig.

Budik.

*) Original-Beitrag im Viktringer-Archive.

Miscelle.

(Nachträgliche Künstler-Nekrologe.) 5. Am 1. November 1854 starb in Wien, der aus mehreren seiner Werke uns rühmlich bekannte Maler W. Kanffl. Seine Thierstücke insbesonders Hunde zeigen von einem großen Studium dieser Thiernaturen. — 6. Am 22. Dezember 1854 starb in Triest der berühmte schweizerische Bildhauer Fogelberg. Er lebte lenzt in Rom, und war auf der Rückreise aus seinem Vaterlande, wohin er zur Aufstellung seiner Statue: König Johann XIV. gereist war. — 7. In Wien starb am 21. Jänner 1855 der talentvolle dreißigne junge Maler Emerich Benkert, im 30. Jahre; seine letzte Arbeit waren 14 große lithographirte Ansichten der vorzüglichsten Bauwerke der Semmeringer-Eisenbahn. — 8. Am 20. März 1855 starb zu Wien der Landschaftsmaler Karl Schubert; er war der ältere Bruder des in der Tonwelt unvergeßlichen Liederkomponisten Franz Schubert. — 9. Am 12. Mai 1855 starb in Berlin der Maler Jakob Schlesinger, im Alter von 64 Jahren. Er war Professor und erster Restaurateur am königlichen Museum. — 10. Am 12. Mai 1855 starb in Wien nach einer kurzen Krankheit der ausgezeichnete Bildhauer Franz Hogler im 55. Jahre. Von ihm rühren meisterhafte Büsten fast der meisten österreichischen Feldherren neuester Zeit her, die sich durch eine außerordentliche Aehnlichkeit auszeichnen, der allen die Büste Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph, deren Schönheit und Aehnlichkeit alle Porträite und Büsten, die selber erschienen, übertrifft. Er verschied an einer Lungenlähmung, durch Anstrengung und Verkühlung veranlaßt, tief betrauert von Allen, welche ihn als Ehrenmann und Künstler liebten und ehrten. — 11. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juni 1855 starb in Prag der als Künstler ebenso berühmte, wie als Mensch hochgeschätzte Bildhauer Joseph Max an der Cholera. Morgens arbeitete er noch in seinem Atelier. Er war wie sein Bruder Emanuel ein geborner Bürgsteiner, und Sohn des dortigen Steinmetz. — 12. Der junge Maler Moritz Clima, von dem wir in der letzten Gemälde-Ausstellung ein vom österreichischen Kunstvereine zur Verlosung angekauftes ziemlich großes Gemälde (das Erntefest) sahen, das einen bedeutenden Fortschritt bekundete, ist in Wien am 20. Juli 1855, 24 Jahre alt, am Typhus gestorben. 13. Am 18. Oktober 1855 starb in Laibach der Maler Matthäus Langus, der eben erst in der dortigen Franziskaner-Kirche Fresken vollendet hatte. Von ihm befinden sich in Krain und den benachbarten Kronländern gute Altarblätter. Langus erlernte die allerersten Anfangsgründe im Zeichnen und Oelmalen von dem fürstmeerischständischen Maler, Johann von Schreibern in Klagenfurt.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 28. Sonnabend, den 10. November. 1855.

An die Nacht.

Mögen Tausende dich schelten,
Einen tück'schen Menschenfeind,
Mir warst du seit meiner Jugend
Ein ersehnter, lieber Freund!

Wenn der Blitze grelles Leuchten
Und des Donner's lauter Schlag
Steigerten des Herzens Pochen,
Schwärzten manchen Lebenstag:

Kamst du mit des Friedens Oelzweig
Im Geleite sanfter Ruh,
Drücktest mir mit Mutterliebe
Die verweinten Augen zu.

Gosset Balsam durch der Träume
Rosenbilder gleich dem Thau
In des Herzens blut'ge Kammern,
Auf die welke Blumenau.

Sey gegrüßt, du Liebesbote,
Mit der Flammenblumen Pracht
Auf des Himmels Azurwiese,
Heilige, ersehnte Nacht!

Glänzend spiegelt sich der ew'gen
Vorsicht helles Sternenheer
Auf der eingewiegten Erde,
Bis zur Tages-Wiederkehr —

Daß der Mensch in hehren Träumen
Rücke in des Himmels Näh',
Daß er, was im Reich der Ahnung,
Nun entschleiert walten seh'.

Komm', Ersehnte! komm' und hülle
Mich in sanften Schlummer ein,
Sey es auch der Erde letzter,
Wird er mir willkommen seyn.

Ohne Grauen denk' ich seiner,
Warte seiner ohne Klag',
Folget beiden Zwillingsbrüdern
Immer ja ein junger Tag.

Maria Werd.

(Beschluß.)

P. Nikolaus Coronius, Superior des Stiftes Millstatt, zur Zeit, als dasselbe der Jesuiten-Orden inne hatte, schrieb bekanntlich eine Chronik dieses Stiftes.

In dieser finden wir über die Kirche zu Werd folgende Notizen verzeichnet:

„Zum Jahre 1529. Kaiser Ferdinand nahm dem St. Georgs-Orden zu Millstatt das Fischereirecht im unteren Theile des Millstätter-See's, dann die Pfarren zu Spittal und Molzbichl, und übergab demselben zur Vergültung die Probstei der regulirten Chorherren in Werdsee."

„Zum Jahre 1542. Die Probstei zu Werdsee wurde den Grafen von Ortenburg verpfändet. Diese genossen sie bis zum Jahre 1560. Vom Jahre 1560 scheint sich dieselbe unter der Verwaltung der Anwälte von Millstatt bis zum Jahre 1573 befunden zu haben. Dann gelangte selbe im Jahre 1574 an Georg Khevenhüller; bei diesem und seinen Nachfolgern blieb sie bis zum Jahre 1596, wo sie dann vom Kaiser Ferdinand einem gewissen Harrer als Benefizium auf 15 Jahre überlassen wurde."

„Zum Jahre 1578. In diesem Jahre wurde dem Landeshauptmanne von Kärnten angezeigt, daß das Stift Millstatt mit Inbegriff der Probstei Werdsee, des Dominiums Steuerberg und der zu diesem Stifte gehörigen Pfarreien nicht mehr als 1800 fl. Pfundgeld im Herrnanschlag habe."

„Mit Bezug auf diese Schätzung der Einkünfte des Stiftes muß dasselbe derzeit 9 Militär-Pferde und 4 Wägen für Erfordernisse der Provinz halten; wobei zu bemerken komme, daß das Kloster Millstatt auch Militär-Pferde wegen der Probstei Werdsee und dem Dominium Steuerberg halten muß."

„Am 28. Jänner 1600 wurde das Kloster Millstatt nebst der Probstei Werdsee durch Papst Clemens VIII. dem Jesuiten-Kollegium in Graz einverleibt. Unter den vom Jesuiten-Orden übernommenen Schulden befand sich auch ein Betrag von 1638 fl. 2½ kr. an Rüstgeld für die Probstei, Pfarre und Kirche zu Werdsee. Zu dieser Probstei gehörten damals noch 40 Huben (mansus)."

So weit Coronius.

Im Laufe des XVII. Jahrhunderts wurde die Probstei in M. Werd nach einem mehr als 600jährigem Bestande aufgelöst und deren Güter der früheren Stiftsherrschaft Leonstein zu Pörtschach einverleibt. Die Kirche zu M. Werd blieb sodann unter der Vogtei und dem Patronate dieser früher dem Jesuiten-Orden gehörigen Herrschaft bis zur Aufhebung des Ordens, und kam später unter das Patronat des Stiftes St. Paul im Lavanthale als dermaligen Besitzers des Gutes Pörtschach.

Digitized by Google

Als Pröbste von Maria Werd sind also dermal nur bekannt:

1. Gottbert, 2. Kuno, 3. Eberhard, 4. Andreas, 5. Meister Heinrich, 6. Wilhelm Schielbay, 7. Wolfgang Forchtenauer, 8. Ulrich Rieder, 9. Matthäus Lang, 10. Johann, früher Abt zu Viktring und endlich 11. Harrer.

Das vollständige Verzeichniß dieser Pröbste dürfte sich vielleicht noch im Archive des Hochstiftes Freising befinden.

Am Schlusse dieses Aufsatzes, welchen wir getreu nach den uns zu Gebote gestandenen Urkunden verfaßt, fügen wir noch folgende Notizen als Anhang bei.

Im Dorfe Maria Werd steht man noch einige alte Häuser mit Jahrzahlen aus dem XVI. Jahrhunderte und alten Wandgemälden, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Chorherren gewohnt haben mochten. Vor einiger Zeit wurde im genannten Dorfe ein sauber geschnitzter Stuhl von hartem Holze mit der Jahreszahl 1633 und dem Wappen der gräflichen Familie von Ehrnau in einem Bauernhause aufgefunden, welcher sich jetzt in der Sammlung des „kärntnerischen Geschichtsvereines“ hier befindet; dieser Stuhl hat entweder einem Probste oder Chorherrn zu Werd, aus der Ehrnau'schen Familie stammend, als Einrichtungsstück gedient.

Vor mehreren Jahren wurde in der Pfarrkirche daselbst der Fußboden geöffnet und ein Leichnam gefunden, der bei der Berührung in Staub zerfiel; derselbe war mit der alterthümlichen Kleidung eines Geistlichen angethan.

Schließlich wird hier das Verzeichniß der Seelsorger zu Maria Werd seit dem Jahre 1655 mitgetheilt.

Johannes Unterkirchen .	1655.
Michael Migalautsch . .	1656.
Johannes Valentin Hörner	1667.
Jakob Urbanitig . . .	1671.
Georg Franz Tepau . .	1673.
Georg Briesnig . . .	1682.
Johannes Thaller . . .	1682.
Maximilian Kreiner . .	1682.
Stefan Trufovitsch . . .	1682.
Adam Koch	1699.
Blasius Bolin	1703.

Bis zu diesem Jahre unterschrieben sich die Seelsorger pro tempore vicarii.

Blasius Bolin . . .	1704, Pfarrer.
Philipp Koberer . . .	1730, „
Paul Stoßier . . .	1759, „
Georg Teibl	1779, „
Simon Reßmann . .	1794, Provisor.
Matthäus Hedenig . .	1797, Pfarrer.
Andreas Schluderman .	1824, Provisor.
Primus Tscherne . .	1825, Pfarrer.
Philipp Keintsch . .	1845, Provisor.
Simon Reichman . .	1845, Pfarrer.
Franz Kronig . . .	1849, Provisor.
Johann Schöfman . .	1849, Pfarrer.
Joseph Tauschitz . .	1854, Provisor.
Joseph Safron . . .	1854, Pfarrer.

Vom Jahre 1716 bis zum Jahre 1824 kommen auch mehrere Kapläne vor.

Vaterländische Reminiscenzen.

3.

Im Blatte Nro. 85 vom 24. Oktober 1855 des „Oesterreichischen Zuschauers“ Seite 1353 — 56 finden wir unter der Aufschrift: „Deutsche Familiengeschichten“ als Beleg des von dem Verfasser über die Bedeutsamkeit solcher Familiengeschichten Gesagten, jene der Altgrafen von Salm, und daraus die eines Kriegers: Graf Niklas, des Siegers bei Pavia und Vertheidiger Wiens, und eines Bischofs, des von Gurk, Cardinals Franz Altgraf von Salm, aufgeführt. Es freute uns nach so langer Zeit der Gestalt aus dem Reiche der Geister wieder zu begegnen, die vor noch vier Jahrzehenten lebens- und thatkräftig vor uns vorüber wandelte. Viele Züge aus dem Bilde des Verblichenen, wie wir es seiner Zeit wiederholt in diesem Blatte fanden, sind treu wiedergegeben, aber Einiges ist irrig aufgefaßt. Es heißt, unser Salm wäre Domgraf zu Köln und Straßburg gewesen; wird wohl Domicilar heißen sollen; ferner der zum Bischof von Passau gewählte Bischof von Gurk in Kärnten habe ihn zu seinem Nachfolger ernannt, was hier nie der Fall seyn konnte und auch sonst kaum Rechtens ist, da nur der Kaiser und der Erzbischof von Salzburg die Bischöfe von Gurk abwechselnd ernannten. — Was er für das Berg- und Hüttenwesen, für Schmelz- und Wassergebäude bei den Bäthmannsgewerkschaften that, liegt sicher noch in Berechnung der von ihm aufgewendeten Kosten, der Erfolg war theils durch die Unkenntniß der Bauenden, theils durch die traurigen, jeden Verkehr mit Bergwerksprodukten hemmenden Kriegsereignisse vereitelt. Nur so kann das Geschehene beurtheilt werden. Daß Salm die vertriebene Congregation von St. Blasien in seine Diözese aufgenommen, ist nur theilweise wahr, da das Stift St. Paul, welches sie bewohnten, bekanntlich in jener von Lavant liegt, und der höchstselige Kaiser Franz I. es war, der dieses verfügte, wenn auch Fürstbischof Salm die so verdienten und ehrwürdigen Männer der Congregation hochschätzte. — Von dem eigentlichen Charakter, so wie von seinem, dem oft Verkannten eigentlich die Krone aufsetzenden Lebensende, sagt der Verfasser Einiges doch sehr Weniges. Wenn Salm, dessen Vater Oberhofmeister am Hofe Kaiser Joseph II. war, von ihm zum Fürstbischof von Gurk ernannt, seinem kaiserlichen Herrn volle Dankbarkeit bewahrte, war er doch weit entfernt, den damals angenommenen Grundsätzen eines Febronius zu huldigen, im Gegentheile war er streng kirchlich gesinnt, und als er im Jahre 1812 im Priesterhaus wohnte, und bei den Repetitionen selbst zugegen war, durfte im Kirchenrechte nur in Gemäßheit der kanonischen Vorschriften geprüft werden. Wenn vielfach mit Undank belohnt und durch das Schicksal der Verworfenheit oder Veränderlichkeit so vieler Menschen kundig, die ihm in den Tagen des Glückes gehuldigt, blieb er sich in der Menschenliebe doch gleich; nie sprach er böse von andern, am wenigsten von jenen Leuten, und seine Worte im Leiden waren nur: „Mein Gott, mein Gott!“ So wie er einem seiner Bedienten, welcher in einer schwer zugänglichen Mansarde wohnte, um jede Stunde der Nacht in seiner Krankheit die Medizin reichte, war seine letzte Klage am Todtenbette: „O wie wird es meinen armen Leuten gehen!“ Das schöne Gedicht: „Des Hirten Stimme“, welches Professor Leopold Scheichenberger auf seinen Tod gemacht, und welches damals nicht gedruckt werden wollte, ist uns leider verloren gegangen.

Digitized by Google

Heimathliche Notizen.

3.

Waldstand und Holzbedarf Kärntens.

Nach dem Steuerkataster beträgt die Oberfläche von ganz Kärnten 1,798,560 Joch, welche wie folgt in verschiedenen Kulturen abgegränzt sind:

I. Feldwirthschaft.	Joch	Percent der ganzen Fläche
a. Aecker und Gärten	241,050	14
b. Wiesen . . .	196,410	11
c. Alpen und Weiden	416,760	23
d. Sumpf mit Schilf	1,300	—
	855,520 Joch	48 %
II. Waldböden.		
a. Hochwälder . . .	727,328	
b. Niederwälder . .	914	
c. Brände	1,117	
d. Auen	5,440	
	734,799 „	40 „
III. Untragbarer Boden.		
a. Wohnungen . . .	4,678	
b. Felsen, Wege und Wässer . . .	203,562	
	208,240 „	12 „
	1,798,560 „	100 „

Unter den Wäldern befinden sich:

Reichsforste	108,000 Joch	15 %
Gemeinde- und Stiftwälder	3,000 „	½ „
Privatwälder	624,000 „	85 „

Die dauernde Holzerzeugung Kärntens veranschlagt J. Weßely in seinem vor kurzen vollendeten Werke: „Die österreichischen Alpenländer und ihre Forste" nach Erhebungen des Steuerkatsters, die er wieder nach eigenen spätern Ermittlungen berichtiget hat, auf 741,000 Fichtenklafter, (er versteht darunter 1 Wienerklafter 3 Schuh langen Fichtenholzes alle 108 Cub. Fuß — 72 Cub. Fuß solide Holzmasse) und zwar wie folgt:

I. Aus den Wäldern:	Klft.	in Fichtenscheitholz
21·900 Buchenbochwald 0·75	16,400	
910 „ niederwald 0·80	730	
	17,130	25,700
1·120 Brände . . . 0·5	2,800	3,500
2·020 Auen . . . 1·0		
705·400 Fichtenhochwälder 1·0	706,300	
3.400 Auen u. Weiden 0·8	2,700	
	709,000	709,000
II. Von der Feldwirthschaft.		
3·800 Wiesen u. Weiden 0.4	1,500	
2·700 „ mit Obst 0·2	600	
	2,100	2,800
		741,000

Die in Kärnten verwendeten Holzersatzstoffe betrugen nach dem eben erwähnten Gewährsmann im Jahre 1848: 578,000 Ztn. Braunkohlen, (deren er 1,400 Pf. gleich 1 Klft. Fichtenholz schätzt) in 7 Kohlenbergwerken des Landes erzeugt und 92,000 Ztn. dertl aus Steiermark eingeführt. — Außerdem wurden im selben Jahre 15,500 Ztn. Torf erzeugt und verwendet.

Es beträgt also die gesammte Brennstofferzeugung Kärntens

		Fichten-Klft.
An Holz		741,000
„ Braunkohlen erzeugt:	600,000	
„ „ eingeführt	100,000	
	700,000	50,000
„ Torf erzeugt	20,000	1,000
	Summe .	792,000

Wir wollen nun der erörterten Brennstofferzeugung Kärntens seinen Brennstoffverbrauch gegenübersetzen;

I. Der Holzverbrauch der Stadt Klagenfurt beträgt nach Anschlag des Stadtmagistrates:

	Fichten-Klft.
a. An Brennholz	12,630
b. „ Steinkohlen, Holzkohlen, Torf	1,720
c. „ Werkhölzern	2,250
Summe .	16,600

(also 6 Klft. auf eine Familie, und 1·04 Klft. auf die Person.)

II. Der Holzverbrauch der Industrie Kärntens wurde im Jahre 1848 veranschlagt:

		Fichten-Klft.
a. Eisen-Hochöfen . . .	131,835	
Hammer- u. Walzwerke .	298,360	
Seusen- u. Pfannhämmer	14,202	
Gußstahlwerke	1,693	
Drahtzüge, Gewehrfabriken .	11,290	
		457,380
b. Blei-Flammöfen . . .	11,265	
Bleiweißfabriken . . .	2,290	
Glätte- u. Mennigfabriken .	1,200	
Schrottfabriken	180	
		14,935
Bierbrauereien		12,465
Große Brennereien		17,920
Glas- u. Spiegelfabriken .		1,500
Ziegelbrennereien		12,465
Bergbau auf Grubenholz } Werkhölzer ꝛc. }		71,000
		587,665

III. Die Holzausfuhr läßt sich von allen Consumfactoren am wenigsten sicher bestimmen, sie wird zwischen 10,000 und 60,000 Klft. angegeben, so daß, besonders bei ihrer immerwährenden Zunahme, das Mittel von 35,000 Klft. sicher nicht zu hoch gegriffen ist.

Der Gesammt-Consume ist also:

Stadt Klagenfurt	16,600
Haus- u. Feldwirthschaft des Landes . .	487,700
Bergbau u. Industrie	587,700
Holzausfuhr	35,000
Summa .	1,127,000

Vergleicht man nun diesen dauernden Holzverbrauch von 1,127,000 Fichtenklafter mit der nachhaltigen Holzerzeugung von 792,000, so ergibt sich, daß Kärnten jährlich um 335,000 Klft. mehr verbraucht als es dauernd erzeugen kann.

Digitized by Google

Miscellen.

(**Beispiele von alten Leuten in Kärnten.**) Am 14. März 1802 starb zu St. Gertraud im Lavantthale der Bancal-Holzmeister Sebastian Schlagholz, der im Jahre 1699 geboren, also in drei Jahrhunderten gelebt und ein Alter von 103 Jahren erreicht hatte. In seinem 16. Jahre trat er als Holzknecht in die Dienste des Bisthums Bamberg, dem damals diese Eisenwerke gehörten, diente in dieser Eigenschaft 39 — und dann als wirklicher Holzmeister 36, zusammen 75 Jahre bei einer der beschwerlichsten Arbeiten. Er war nie krank, sah bis zum letzten Augenblicke seines Lebens alle nahen und entfernten Gegenstände gleich gut, und hatte die Freude zwei Ururenkel zu erleben; er pflegte in den letzten Lebensjahren Nachmittags etwas zu schlafen, und während dieses Schlafes verließ auch seine Seele die irdische Hülle. — In demselben Jahre am 4. Juli starb im Dorfe Duel bei Resel Georg Kopeinigg, ehemaliger Besitzer der Mayrhube, und dann Auszügler. Er war im Jahre 1700 am 4. Juli zu St. Ilgen geboren, und vollendete seinen Lebenslauf eben an seinem Geburtstage, da er 102 Jahr vollzählig machte.

(**Neue Dampfmaschine.**) Auf der Oder und dem Damm'schen See bei Stettin hat die Probefahrt eines neuen von Sevell nach dem Princip der rückwirkenden hydraulischen Kraft erbauten Dampfschiffes am 25. Okt. l. J. stattgefunden. Zu derselben waren von Seite der preußischen Handels- und Admiralitätsbehörden eigene Abgeordnete delegirt worden. Auch Herr Jordan aus Teichen war zu dieser Probefahrt nach Stettin gekommen. Das Schiff von etwa 25 Pferdekraft, 90 Fuß lang, 13 Fuß breit und mit einem Tiefgang von 30 Zoll bewährte sich vollkommen und fuhr mit einer Schnelligkeit von 2½ deutscher Meile per Stunde. Das Wasser wird durch das Schiff nur sehr wenig bewegt, so daß dieses besonders zu Fahrten auf Flüssen und Canälen ganz geeignet ist; durch das Fehlen der Radkasten ist es ferner schmal genug, um Brücken und Schleußen passiren zu können. Das Schiff ist bestimmt, oberhalb Stettin auf der Oder regelmäßigen Personen- und Schleppdienst zu versehen.

(**Kunstvereine.**) Deren zählt man gegenwärtig in Deutschland fünfzig. Im Jahre 1854 wurden bei den verschiedenen Vereinsausstellungen angekauft: von Seite der Vereine 833 Gemälde für 90,867 Thaler, von Privaten 546 Gemälde für 44,991 Thaler; rechnet man hiezu, daß auch Berlin im Jahre 1854 eine große akademische Ausstellung hatte, auf der 81 Gemälde für 18,830 Thaler gekauft wurden, ferner daß die allgemeine deutsche Gemäldeausstellung in München 24 Gemälde zum Preise von 7542 Thalern zur Verlosung erwarb: so ergibt das eine Totalsumme von 1549 Gemälden und 195,404 Thalern. Die Kunstausstellungen sind somit jedenfalls — wenigstens vom materiellen Geldpunkte aus betrachtet — von nicht unbedeutendem Vortheil für die Künstler.

(**Die Asteroiden**) scheinen es zu lieben, sich paarweise entdecken zu lassen. Am 5. April 1853 entdeckte Gasparis in Neapel die Themis, und schon Tags darauf Chacornac die Phokäa; am 1. März 1854 Luther die Bellona, und noch denselben Tag Marth die Amphitrite; am 27. Oktober 1854 Goldschmidt die Pomona und zwei Tage darauf Chacornac die Polymnia. So haben wir auch jetzt eine Zwillingsentdeckung im Reiche der Asteroiden zu melden. Vor einigen Tagen brachte man die Nachricht, Luther habe am 5. Oktober einen neuen — den 36. — Asteroiden entdeckt, und am selben Tage hat auch Goldschmidt in Paris, der Entdecker der Lutetia und Pomona, einen neuen Planeten, den 37. Asteroiden, entdeckt. Der von Luther entdeckte stand im Sternbilde der Fische, jener von Goldschmidt im Sternbilde des Wassermanns. Uebrigens wird von sachkundiger Seite zugleich gemeldet, daß die Entdeckung Goldschmidt's in Paris etwas früher geschah, als jene Luther's in Bilk, daher wahrscheinlich der neue Asteroid Goldschmidt's mit der Ziffer 36 und jener Luther's als Nummer 37 bezeichnet werden wird. Bekanntlich haben es die Astronomen schon aufgegeben, für jeden Asteroiden, seit sich selbe als gar so zahlreich erwiesen, ein eigenes Zeichen zu ersinnen; sie werden ganz einfach, in der Reihenfolge wie sie sich zeigen, mit einer Nummer beziffert.

(**Neue Schreibmaschine.**) In Berlin ist gegenwärtig eine Schreibmaschine ausgestellt, welche Polygraph genannt wird und folgende Einrichtung hat: Das Schreibpapier ruht auf einem Glaskasten, von der Breite, daß zwei oder drei Blätter gewöhnlichen Formates, mit angemessenen Zwischenräumen, bequem neben einander liegen können. Ueber die Länge des Kastens läuft ein metallener Stab, an welchem sich drei Stahlfedern so befestiget finden, daß sie mittelst feiner Mechanismen jeder Art der Bewegung fähig sind. Vor allen dreien befindet sich ein Gefäß mit Tinte. Der mittelsten Feder bedient sich der Schreiber. Alle Bewegungen, welche er dieser gibt, machen die beiden andern Federn in der vollendetsten Gleichförmigkeit mit. Sie tauchen in demselben Moment und gleich tief in die Tinte ein; jeder auch der leiseste Zug der Schrift wird durch die Parallelfedern mit ausgeführt. Die Bewegung bei diesem Schreiben ist ein wenig langsamer als beim Schreiben aus freier Hand. Der Theorie der Maschine nach ließe sich dieselbe auch auf eine größere Anzahl schreibender Federn einrichten, doch die praktische Ausübung würde dabei manche Schwierigkeiten herausstellen. (Presse.)

(**Allgemeines Alphabet.**) Der Versuch ein solches aufzustellen ist von dem gelehrten und tüchtigen Professor R. Lepsius, einer wissenschaftlichen Autorität ersten Ranges, in dem so eben erschienenen Werke desselben: „Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Uebertragung fremder Sprachen in europäische Buchstaben", erneuert und dießmal auf echt wissenschaftlicher Grundlage gelöst worden. Die eigentliche Anwendung findet dieses Alphabet für die Umschrift fremder Worte in die uns verständlichen Schriftzeichen und die Fixirung solcher Sprachen, die selbst noch kein Alphabet besitzen. Welche Ausdehnung übrigens die Sprachwissenschaft in unseren Tagen bereits gewonnen hat, zeigt eine dem genannten Werke zum Schluße als Probe der Anwendung beigegebene Zusammenstellung der Alphabete von 26 afrikanischen, 17 asiatischen, 8 amerikanischen und 3 polynesischen Sprachen.

(**Eine neue Art electrischer Telegraphen.**) Der Convicts-Direktor in Mailand, Herr Ghisi Luigi ist der Erfinder davon; der Vortheil dieses Telegraphen besteht darin, daß mittelst dessen jede, wenn auch noch so lange Depesche sogleich gedruckt erscheint. Es gewährt dieser Apparat — nach dem Berichte der Gaz. di Milano — den wichtigen Vortheil, von jeder Depesche sofort eine authentische Copie erhalten zu können.

(**Der große Diamant Sancy.**) Jules Lecomte erzählt in der „Ind. belge" folgende Anecdote, die wir dem „Aufmerksamen" entnehmen: „Der große Diamant Carl des Kühnen „Sancy" kam nach mannichfachen Wechselfällen in den Besitz eines nordischen Fürsten (Demidow), der ihn in eine Broche fassen ließ und seiner damaligen Braut (Prinzessin Mathilde) zum Geschenke machte. Die junge Prinzessin kam nach Paris und wollte natürlich alle Sehenswürdigkeiten besuchen und bewundern. Um die Gebäude, Sammlungen, Museen besser zu würdigen, ließ sie sich von Fachmännern begleiten. So besuchte sie auch das Museum des Louvre in Gesellschaft des bekannten Kritikers Jules Janin. Als sie in dem großen viereckigen Saale waren, sahen sie, wie sich die Menge vor ihnen immer mehr zusammendrängte und sie im Weiterschreiten hemmte. Wohl war die Schönheit der jungen Dame geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; aber dieses Gedränge mußte doch noch einen andern Grund haben. Die Prinzessin, die ihren Diamant leidenschaftlich liebte und fast nie ablegte, hatte ihn auch dießmal an ihrer Brust stecken, und der Glanz des Steines war es, der die Menge so blendete. Da die Prinzessin dieß gewahrte, zog sie schnell die Broche aus ihrem Caschmirshawl und bat Jules Janin, das Kleinod aufzubewahren. Dieser steckte den „Sancy" wirklich in die Westentasche, und setzte mit der Prinzessin den Weg durch das Museum fort. Später trennte man sich, ohne an etwas weiter zu denken; Jeder kehrte nach Hause zurück. Ein Tag, zwei Tage, acht Tage vergehen. Der Fürst ladet den Kritiker zu Tisch. Dieser kommt, als ob nichts wäre, als ob es gar keinen „Sancy" gäbe. Man dinirt; man kommt bis zum Dessert. Zufälligerweise führt das Gespräch auf Diamanten. „Ach richtig", sagt der Fürst, mit beinahe gleichgiltigem Tone, „wie fand man bei Ihnen zu Hause den Diamant meiner Frau?" — „Den Sanci?" riefen alle Gäste. — Jules Janin wurde roth, blaß, grün ... man glaubte, er werde in Ohnmacht sinken. Mit einmal springt er auf, stürzt hinaus in den ersten Wagen, den er trifft, befiehlt im schärfsten Galop zu fahren, und langt zu Hause athemlos an, als ob er selber galopirt wäre. Er springt je vier Stufen die Treppe hinauf, reißt die Thüre seiner Wohnung auf, und kann nichts weiter hervorbringen, als die Worte: „Meine Weste! meine Weste!" — „Welche Weste?" frägt der Bediente erstaunt. — „Die ... welche ich Samstag anhatte ... eine weiße Piquéweste ..." — „Samstags? Die ist bei der Wäscherin." — „Um Gotteswillen, ist das gewiß?" „Nun, ich glaube wohl, indessen man kann ja nachsehen." — Und Jules Janin eilt zu einem kleinen dunklen Cabinet, das an sein Schlafgemach stößt, und worein er die getragene Wäsche zu werfen pflegte. Er reißt krampfhaft die Thüre auf — und siehe da, der erste Gegenstand, den er auf der Erde erblickte, ist der in der Dunkelheit weithin blitzende „Sancy," der aus der Tasche gefallen war, und den nur ein Wunder gerettet hatte. — „O, welche Angst hab' ich ausgestanden!" sagte der Kritiker, als er mit dem Kleinod zum Fürsten zurückkehrte, „aber warum haben Sie den Stein nicht früher zurückverlangt? — „Bah", erwiederte der Fürst, „wir vermutheten eine kleine Vergessenheit, vielleicht auch irgend ein Unglück. Wozu Ihnen Kummer machen? Man wartete auf eine natürliche Gelegenheit, mit Ihnen davon zu sprechen." — Und der „Sancy" war 2 Mill. Francs werth."

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 29. Sonnabend, den 17. November. 1855.

Ferdinand Rampichler.

Ein Beitrag zur kärntnerischen Literaturgeschichte.

Ferdinand Rampichler wurde im Jahre 1668 — dem Geburtsjahre des weltberühmten Hermann Boerhave —*) in einer bürgerlichen Familie zu Klagenfurt geboren, wo er auch die Gymnasial- und philosophischen Studien in der Schule der Jesuiten absolvirte und unter den Jünglingen erscheint, welche das von dem Jesuiten Joseph Perbeg verfaßte dramatische Gedicht: „Pietas laureata" am Schlusse des Schuljahres darstellten. Sein Vater bestimmte ihn zum geistlichen Stande. Willig fügte er sich diesem Wunsche, nach dem Tode des Vaters jedoch folgte er der in ihm vorherrschenden Neigung zur Medicin. Er entschied sich zum Besuche der Universität zu Wien, wo er auch den Doctorrang erhielt, und zur Ausübung der medicinischen Praxis sich nach Innsbruck begab.

Er starb im Jahre 1708 an einer sehr schmerzlichen chronischen Krankheit (tot tantisque doloribus fractus animi corporisque vigor), und genoß als Arzt eines ehrenvollen Rufes. Sein einziges heftigstes Sehnen war, wie er an seinen Freund und Landsmann Ernest Gottfried Widmann schreibt, sein geliebtes Vaterland Kärnten noch einmal zu sehen; — aber anders stand es im Rathe der Vorsehung beschlossen, — sein Wunsch blieb unerfüllt.

Von ihm erschien im Drucke: Medicus officiosa praxi rationali methodica aphoristica eum selectis remediorum formulis instructus. Oeniponti, 1703; 8vo. Er widmete dieses Werk seinem großmüthigen Gönner und Unterstützer, Johann Friedrich Grafen von Rosenberg.

Mit hoher Begeisterung schildert er in seiner im classischen Latein geschriebenen Dedication die glänzenden Kriegsthaten, die dieser berühmte Feldherr (sago togaque celeberrimus) im Kriege gegen die Türken vollbrachte, ferner seine Unterstützung der Nothleidenden (liberalitas in sustentatis tot egenis), und seine glühende Liebe zur Kunst und Wissenschaft.

Boerhave war der Gegenstand seiner Bewunderung und seiner Studien; auch er war, wie er selbst sagt, von dessen Wahlspruch durchdrungen: „simplex sigillum veri."

Budik.

*) Es ist bekannt, daß an ihn ein Brief aus China einging mit der Aufschrift: „An Boerhave in Europa".

Eine Meinung

über die antiken Gebäude-Reste, welche durch die im August und September d. J. stattgehabten Nachgrabungen auf dem Zollfelde nächst Töltschach zu Tage gelegt worden sind.

Die vorliegenden Zeilen haben, wie schon die Aufschrift besagt, keineswegs eine kritische Widerlegung der von dem Berichterstatter über die neuesten Nachgrabungen auf dem Zollfelde in den Nummern der Carinthia 24 und 25 l. J. bezüglich der einstigen Bestimmung des theilweise bloßgelegten Gebäudes ausgesprochenen Vermuthungen in Absicht, sondern einfach die anspruchslose Mittheilung einer subjectiven Meinung, mit welcher ich auch nur deßhalb vor die alterthumsfreundlichen Leser dieses Blattes trete, weil ich der Ansicht bin, daß mehrseitige Besprechungen und Beurtheilungen, selbst wenn sie bloß auf negative Meinung-Aeußerungen sich beschränken, doch einer klaren Anschauung über den Gegenstand der Frage förderlich seyn können.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist also keine andere, als auf die Betenken aufmerksam zu machen, welche bei möglichst sorgfältiger Untersuchung der fraglichen antiken Gebäude-Reste gegen die wiederholt geäußerte Vermuthung des Berichterstatters der Carinthia: daß man hier die Ruderа eines Theaters gefunden habe, sich erheben lassen, so lange man mit den Anhaltspunkten für diese Vermuthung auf den gegenwärtigen Stand der Ausgrabungen, — auf die derzeit vorliegenden Ergebnisse derselben beschränkt ist.

Ich glaube, dieser Aufgabe am besten gerecht zu werden, wenn ich den freundlichen Lesern aus bewährten Quellen die Schilderung eines römischen Theaterbaues in seinen Haupttheilsanstheilen vorlege, und die neuaufgedeckte antike Baute Theil für Theil damit vergleiche.

Ich sage gewiß Vielen nichts Neues, ihn aber zufrieden, wenn hie und da Jemand durch meine Mittheilungen zu einer ähnlichen Untersuchung sich angeregt und die hier niedergelegten Aussünfte hiezu benützbar findet. —

Es kömmt ziemlich häufig vor, daß zur Bezeichnung halbkreisförmiger, nach oben in Keilform sich erweiternder Boden-Vertiefungen der Ausdruck: „amphitheatralisch" gebraucht wird. Auch in der Fortsetzung des Ausgrabung-Berichtes in Nro. 24 der Carinthia geschieht Erwähnung eines „halbmondförmig in Form eines Amphitheaters sich ausbreitenden Wiesenraines."

Ich glaube bemerken zu sollen, daß die Form des Amphitheaters stets eine Ellypse (Oval), nie aber ein Halbkreis war, daß also hier von dem Vorhandensetzn eines Amphitheaters keinesfalls die Rede seyn kann. Die bis in unsere Tage erhalten gebliebenen

Digitized by Google

antiken Amphitheater: das Flavische Amphitheater oder Colosseum in Rom, die Amphitheater zu Pola, zu Verona, zu Nimes u. a., von denen auch gute Abbildungen allerorten verbreitet sind, geben für das Gesagte hinlängliche Belege.

Die Amphitheater waren ausschließlich für die Kampfspiele der Fechter, für die Kämpfe derselben mit wilden Thieren, und für Thierkämpfe (Thiere mit Thieren) bestimmt, während das eigentliche Theater nur der dramatischen Kunst gewidmet blieb.

Zur seltenen Ausnahme hatte man in Amphitheatern Vorrichtungen und Maschinerien, wodurch die Arena (der Kampfplatz) getheilt und so die Hälfte des Amphitheaters in ein dramatisches Theater umstaltet werden konnte.

Ich glaube also auch, daß man ganz irrig daran wäre, wenn man aus den, — wie der Ausgrabung-Bericht meldet, — in bedeutender Menge unter dem Schutte vorgefundenen Resten thierischer Knochen auf das Vorhandensein eines Amphitheaters schließen wollte.

Ich habe diese Knochen nicht gesehen, möchte dieselben aber wohl nur für Rückstände späterer Auffschwemmungen halten, zumal sie, wie man sagt, in und westlich von den 7 Kammern*) gefunden worden sind, man aber nicht annehmen kann, daß die Leichen der getödteten Thiere im Theatergebäude verblieben seyen.

In den griechischen und römischen Classikern findet man häufige Andeutungen über die Construction der Theater; insbesondere gibt Vitruv genaue und ausführliche Auskünfte nicht bloß über die Bestandtheile, Größen-Verhältnisse, und Ausschmückung derselben, sondern selbst über die für Theaterbauten geeignetsten Ortslagen.

Diese Regeln, für die Baute selbst wie für den Standpunkt derselben, wurden, wenn immer thunlich, mit Sorgfalt beachtet und befolgt, so, daß die antiken Theater, abgesehen von den zwischen dem griechischen und dem römischen Theater bestandenen normalen Unterschieden, — zwar an Umfang verschieden, bezüglich der Bestandtheile aber und der für diese vorgezeichneten gegenseitigen Maßverhältnisse einander vollkommen ähnlich, und somit hinlängliche Anhaltspunkte vorhanden sind, um über antike Bauwerke ein diesbezügliches — mindestens negatives — Urtheil mit ziemlicher Sicherheit fällen zu können.

Das antike römische Theater hatte immer die Gestalt eines Halbkreises, an dessen Durchmesser ein längliches Viereck sich anschloß.

Die Theatergebäude der Griechen wurden, wenn möglich, am Abhange eines Hügels angebracht, um die Zuseher-Sitze auf eine bequemere Weise stufenartig über einander anlegen zu können. Auch die Römer pflegten solche Oertlichkeiten zu berücksichtigen. Gewöhnlich aber waren die römischen Theater auf Bögen erbaut, wo immer eine schickliche Lage sich dazu fand, ohne daß man dabei Rücksicht auf bequemere Bauführung genommen hätte. Sie waren in der Regel ohne Bedachung.

Die Vorschriften, welche hinsichtlich der Wahl einer passenden Lage gegeben waren, sind bezeichnend für die Wichtigkeit, die man diesem Gegenstande beilegte.

„Nach Vollendung des Forum" — lautet eine solche Anordnung**) — „muß man eine gesunde Lage aussuchen, wo man das Theater für unterhaltende Schauspiele an den zur Verherrlichung der unsterblichen Götter bestimmten Tagen errichtet. Denn die Zuschauer werden durch die Unterhaltung, welche ihnen die Spiele gewähren, an die Sitze gefesselt, und verharren eine lange Zeit hindurch ruhig, ihre Poren öffnen sich und saugen den Luftstrom ein, welcher, wenn er von sumpfigen oder in anderer Hinsicht schädlichen Orten herkömmt, der Gesundheit nachtheilige Feuchtigkeiten in den Körper einführen muß. Auch darf es nicht nach Süden sehen; denn wenn die Sonnenstrahlen den concaven Raum anfüllen, so erhitzt sich die eingeschlossene Luft, welche nicht entweichen kann, und saugt und vertrocknet die Säfte des Körpers." —

Die Bestandtheile des Theaters waren:

I. Der Platz für die Zuseher, das eigentliche theatrum*), bei den Römern cavea genannt.

Die Cavea bildete einen Halbkreis. In einigen Theatern war die Cavea dadurch vergrößert, daß die Endpunkte derselben in gerade Linien ausliefen, welche senkrecht auf den Durchmesser des Halbkreises aufstießen. Sie enthielt die treppenartig aufsteigenden Sitzstufen (sedilia, gradus), deren Reihen von wirklichen Treppen durchschnitten waren, welche wie Tangenten eines Kreises vom Mittelpunkte nach der Peripherie ausliefen, und auf diese Weise die Sitzreihen in keilförmige Abtheilungen trennten, welche deßhalb cunei hießen. Hienebst waren diese Sitzreihen auch durch Parallel-Halbkreise (praeciniones), deren gewöhnlich zwei angebracht waren, in Absätze getheilt. Die niedrigste Sitzreihe war über die Area der Orchester (von welcher wir gleich unten hören werden) um ein Sechstel des Durchmessers dieser Letzteren erhaben; die Höhe der einzelnen Sitze durfte, der Vorschrift nach, nicht über einen Fuß und vier Zoll, und nicht unter einen Fuß und drei Zoll messen. Die Breite durfte nicht mehr als zwei Fuß und vier Zoll, und nicht weniger als einen Fuß und zehn Zoll betragen.

Die Reihen der Sitze schlossen oben mit einer Gallerie, zu welcher wie zu den Praeciniones von außen Treppen mit Thüren (vomitoria) führten.

II. Die Orchester (Orchestra), der Raum zwischen der untersten Sitzreihe der Cavea und zwischen dem eigentlichen Schauplatze. Sie bildete gleich der Cavea einen Halbkreis, dessen Durchmesser in der Regel den dritten Theil des Durchmessers des ganzen Gebäudes oder auch noch etwas mehr betrug. Bei den Griechen war die Orchestra der Platz, wo im Theater getanzt wurde und der Chor auftrat und agirte; in den römischen Theatern waren hier die Ehrensitze für die Consuln, Senatoren und Vestalinen angebracht, hinter denen erst die Sitzreihen der übrigen Zuschauer sich erhoben.

III. Die Scena, Scene oder Schaubühne. Sie war eine breite ebene Erhöhung (Plattform), gegen die Cavea zu ein wenig geneigt, weßhalb sie bei den Römern Pulpitum hieß, und ruhte auf einer von der Area der Orchestra ungefähr fünf Fuß hoch, — nach dem von Vitruv angegebenen Maße um $^{1}/_{12}$ des Durchmessers der Orchestra, — aufsteigenden Mauer.

Bei den Griechen hieß dieser Theil des Theaters Logeion oder Proscenium.

Das Pulpitum oder Proscenium bildete gleichsam den Durchmesser der Cavea, oder um noch bezeichnender zu reden, ein an den Durchmesser der Cavea geschlossenes längliches Viereck, dessen Tiefe nach der Regel einen Halbmesser der Orchester betrug. Das Pulpitum hatte meistens einen hölzernen Fußboden. Hier bewegten sich die Schauspieler bei den Vorstellungen.

Der Raum unter dem Pulpitum hieß Hyposcenium. Hieher senkte sich der Vorhang; hier waren Versenkungen u. d. gl. angebracht.

*) Ausgrabung-Bericht; Carinthia Nro. 24.
**) Vitruvius, Lib. V. Cap. 3.

*) Von dem griechischen Worte: theaomai, sehen, betrachten.

Digitized by Google

Die Hinterwand des Pulpitum war die eigentliche Scene, und wurde vorzugsweise mit diesem Namen bezeichnet. Sie war beiläufig dasjenige, was in unsern modernen Schauspielhäusern die Hintergardine ist, von welcher sie sich nur darin unterscheidet, daß sie ein fester, mit Säulen, Statuen und Portalen aus Marmor geschmückter Bau war, der den Hintergrund für alle aufzuführenden Stücke abgab.

Man hatte dreierlei verschiedene Scenen: die tragische, die komische, und die satyrische.

Hören wir, wie Vitruv*) die Scene schildert:

„Es gibt drei Gattungen von Scenen, die sich eine jede von der andern deutlich unterscheiden. Die tragische besteht aus Pfeilern, Thorgiebeln, Statuen, und anderen fürstlichen Verzierungen. Die komische hat das Ansehen von Privathäusern mit Fenstern u. s. w. Die satyrische ist mit Bäumen, Höhlen, Bergen und anderen ländlichen Gegenständen verziert, um einer Landschaft zu gleichen."

„Die Scene ist mit drei Thüren oder Eingängen versehen, die mittelste stellt einen Pallast, eine Höhle oder irgend einen andern Eingang vor, der gerade zu dem Charakter des Stückes paßt; die Person, welche die zweite Rolle spielt, tritt durch die Thüre zur Rechten ein, die zur Linken, welche für die untergeordneten Personen bestimmt ist, besteht in einem verfallenen Tempel oder in einem dem Prospekte."

Neben den beiden Seitenthüren der Scena waren Oeffnungen in der Wand angebracht, in welchen prismatische, auf ihren drei Seiten mit verschiedenen Dekorationen bemalte, oben und unten in einem Wirbel sich drehende Maschinen**) standen, durch welche die Veränderung der Ansicht der Scene, oder auch die plötzliche Erscheinung eines Gottes (Deus ex machina) möglich war, indem man durch die Wegnahme einer Wand des Prisma dieses in eine Nische umstaltete. Neben diesen Oeffnungen der Maschinen schlossen sich die Seitenwände der Bühne an. Sie hießen Versurae und hatten Seiten-Eingänge, die gleichfalls auf den Platz der Handlung führten. Hinter diesen Seitenwänden befanden sich noch Räume für verschiedene Zwecke angebracht, welche Cryptae hießen. Die Scene verbarg ein Vorhang, Aulaeum oder Siparium genannt, der bemalt oder gewirkt war und mittelst einer Maschine (Exostra) in eine hiezu angebrachte Vertiefung oder Spalte des Fußbodens niedergelassen wurde, wenn das Schauspiel begann.

In der Mitte der Scena (Hinterwand) befand sich meistens eine Vertiefung (concav oder ein unregelmäßiges Viereck), und in dieser die Hauptthüre.

IV. Hinter der Scena war das Postscenium, ein bedeutend großer abgeschlossener Raum, wo die Schauspieler sich an- und auskleideten, und von wo sie durch die drei Thüren der Scena auf den Schauplatz eintraten. Hier ordneten sich auch die Chöre. Das Postscenium hatte von außen eine oder mehrere Thüren, die für das Theater-Personale bestimmt waren. — Das ganze Theatergebäude war gewöhnlich mit Säulengängen (Porticus) umgeben, welche zu Spaziergängen benützt wurden, oder den Theaterbesuchern Schutz gegen plötzlich eintretendes schlechtes Wetter gewährten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vitruvius, Lib. V. Cap. 8. — **) Vitruvius, Lib. V. Cap. 7.

Antiquarischer Fund.

Im Verlaufe der letztabgewichenen Woche wurden einige von den die Einfriedung des Herzogstuhles auf dem Zollfelde umgebenden Kastanienbäumen, welche abgestorben waren, durch neue ersetzt. Die hiebei beschäftigten Arbeiter stießen bei der Austiefung einer für einen jungen Baum bestimmten Grube, 2 — 3 Klafter von der Reichsstraße entfernt, in einer Tiefe von 3½′ auf zwei große, kreuzweis über einander liegende säulenförmige Steine, welche sofort zu Tage geschafft wurden.

Jeder dieser Steine, welche man als runde Pfeiler bezeichnen könnte, hat eine Höhe von 6′, und 15″ Durchmesser. Beide bestehen aus grobkörnigem weißem Kalksteine. Der eine ist oben flach, und hat von unten Ende aufwärts bis auf beiläufig 2½′ Höhe eine Art Sockel, das ist, er ist an dieser Stelle roh behauen, wie unsere Meilenzeiger zugerichtet werden, um in die Erde gesetzt zu werden. Er trägt keine Spur einer Inschrift.

Der andere ist oben und unten flach, und seiner ganzen Länge nach gleichförmig abgerundet, jedoch mit wenig Sorgfalt bearbeitet. Am oberen Ende sind folgende Buchstaben erkennbar:

T I C L M/
. . C . . . . .

Die vier ersten Buchstaben der oberen Zeile und das C der unteren sind vollkommen leserlich; weniger deutlich, eigentlich nur zu errathen, ist das scheinbar mit dem V verbundene M der ersten Zeile.

Daß diese Steine auf einander gestanden haben sollten, ist nicht wahrscheinlich, da keine Spur von Zapfen oder Klammern an selben sichtbar ist.

Beide Steine haben — der Gestalt nach — augenfällig die größte Aehnlichkeit mit römischen Meilensteinen.

Ob sie jedoch in der That solche seyen, läßt sich bloß aus dieser gegenwärtig nicht mehr mit Sicherheit folgern.

Die Direktion des historischen Vereines hat sich bereitet, wie wir hören mit glücklichem Erfolge, die Erwerbung dieser Steine angelegen lyen lassen.

Klagenfurt, am 10. November 1855.

Genealogische Notiz.

Die in dem historischen Aufsatze über „Maria Werd" in der Carinthia Nro. 28, l. J. vorkommende Erwähnung des alten adeligen Geschlechtes Ernau dürfte in manchem Leser dieses Blattes den Wunsch erregt haben, über diese auch in der Geschichte Kärntens genannte Familie einiges Nähere zu erfahren.

Wir theilen deßhalb nachstehend aus der Encyclopädie von Ersch und Gruber den darauf bezüglichen Artikel von G. F. Schreiner mit, aus welchem wir nur die, nicht hieher gehörigen, statistischen Daten über das Stammhaus der Ernau weglassen.

„Ernau, eigentlich Ehrnau und Ehrenau, eine dem Grafen von Galler gehörige große Werbbezirksherrschaft (1838) im Bruker Kreise der oberen Steiermark, zu der das gleichnamige Schloß gehört, welches am rechten Ufer des in die Mur mündenden Lisingbaches, an der von Bruck und Leoben nach Aussee und Salzburg führenden sogenannten Salz-Straße liegt."

„Nach dieser Herrschaft und dem gleichnamigen Schlosse nannte sich ein edles steiermärkisches Geschlecht. — Andreas von Ehrenau erscheint im Jahre 1380; Achaz von Ehrenau kömmt im Jahre 1428, und Andreas von Ehrenau im Jahre 1460 vor. Jakob findet man im Jahre 1462, welcher durch seine Gattin Margaretha von

Digitized by Google

Mosburg, der Letzten ihres Geschlechtes, die Herrschaft Mosburg in Kärnten erbte. Leonhard von Ehrenau war im Jahre 1524 k. Maximilians Rath (bis 1519) und Landes-Biedrom in Steier gewesen; er war vermählt mit Martha von Eggenberg. Hieronymus von Ehrenau war 1553 Landesverweser in Kärnten, und vom Jahre 1552 — 1557 niederösterreichischer Regierungsrath. Franz Leonhard Freiherr von Ehrenau lebte um das Jahr 1623, und wanderte um des Glaubens willen aus. Seine Tochter Maria Sophia war an Hektor Seyfried Freiherrn von Kornfeil vermählt, und starb als die Letzte ihres Stammes im Jahre 1689.*—

So weit Schreiner. In der landständischen Matrikel des Herzogthumes Kärnten, welche stets in Evidenz gehalten wird, finden wir die Herren von Ernau unter den mit dem Incolate bekleideten Mitgliedern des Ritterstandes. Auch der bis zum Jahre 1848 erschienene Gubernial-Schematismus für Kärnten und Krain weiset die Familie von Ernau unter den dem Ritterstande angehörigen kärntnerischen Landsassen aus.

Das Wappen derer von Ernau ist ein blauer, durch einen horizontalen silbernen Querbalken, in dessen Mitte sich eine goldene Schelle befindet, getheilter Schild mit blau- und silberner Helmdecke.*)

*) Das auf dem, im oben bezeichneten historischen Aufsatze erwähnten, in der Sammlung des historischen Vereines für Kärnten befindlichen Siegel in Schnitzarbeit angebrachte Wappen ist ein sechstheiliger Schild mit einem Herzschilde. Die Theilschilde enthalten (in der oberen Hälfte des Wappens von der Rechten zur Linken, in der unteren Hälfte in umgekehrter Reihenfolge) 1. Eine der heraldischen Lilie ähnliche Figur; — 2. einen aufrecht stehenden Löwen — links gewendet; — 3. einen fischschwänzigen Doppelfisch. Im Mittelschilde ist eine Kugel (ein Ball?) sichtbar. Ueber dem Wappen sind folgende Buchstaben in einer dann förmigen Verzierung eingravirt:

M D G V . . . . . E H A Q,

darunter: * 1 * 6 * 3 3 *

Miscellen.

(Literatur.) Von unserm geschätzten Landsmanne, dem k. k. Sectionschef Carl von Scheuchenstuel ist ein Idioticon der österreichischen Berg- und Hüttensprache bei Braumüller in Wien erschienen. Im Laufe der Zeiten haben sich so manche eigenthümliche technische Ausdrücke im Bergbau gebildet, welche durch den langen Gebrauch das Bürgerrecht erhalten haben, weshalb sie auch das neue Berggesetz in richtiger Erkenntniß ihres Werthes für die Praxis beibehalten hat. Eine Erklärung derselben wird daher selbstverständlich namentlich für nicht Montanisten ein dringendes Bedürfniß, und wenn ein in seinem Fache als so tüchtig bekannter Mann sich dieser Aufgabe unterzieht, so darf man der Lösung derselben gewiß sein. (R.)

(Eine Palmen-Allee in Brasilien.) Die A. Allgemeine Zeitung theilt die „neueste Wanderstrasse auf einer Reise von Neuyork nach Japan" von Wilhelm Heine mit, in der unter andern die Hauptstadt Brasiliens, Rio de Janeiro, geschildert wird. Eine herrliche Lustfahrt von der Hafenstadt ist der botanische Garten in S. Clemente. In derselben befindet sich eine Palmen-Allee, von welcher der Verfasser sagt: „Der erste Anblick, den man beim Eintritte gewinnt, ist ohne Zweifel auch das Beste, was das ganze Etablissement enthält. Es ist dies eine Allee von colossalen Palmen, die sich in gerader Linie durch die ganze Gartenlänge ziehen, nur in der Mitte durch einen zirkelrunden Platz unterbrochen. Die Bäume selbst sind gegen 50 Fuß hoch, und die Stämme neben am unteren Ende wohl drei Fuß und mehr im Durchmesser. Ich hatte Palmenwälder gesehen, noch nie aber eine Palmen-Allee, und diese hier Lüfte wohl nicht ihres Gleichen in der Welt suchen. Der Eindruck war ein mächtiger. Da jeder Baum fast eine der Natur selbst geschöpft ist, der Griechе seine gerade Ueberdachung aus den sonderbaren Formationen seiner Wege, der Italiener seine Rundbogen aus den üppigen Laubgängen seiner Gebüsche, und der Gothe den Spitzbogen seiner Kathedralen aus den erhabenen natürlichen Pfeilern seiner Tannen- und Buchenwälder genommen hat, so ist es nicht schwer herauszufinden, daß der Caprice seine Säulenhallen derartigen Palmenwäldern entlehnt hat. Nirgend habe ich mir eine lebhaftere Versetzung eines jener mächtigen Tempel der Pharaonen machen können, als eben hier. Selbst die Proportionen der egyptischen Säulen sind den Verjüngungen der Palmenstämme nachgebildet, die unten zwar breit beginnen, aber bis zu einem Drittheil ihrer Höhe immer noch breiter anschwellen, dann sich allmälig wieder verjüngen, bis sie oben wie ein Capital von Zweigen und Blättern enden. Die den Fuß umgebenden Netzschlingen mit den Streifen des Mittelstammes stehen hier freilich, allein eine kleine Rasenerhöhung, die den Fuß schützend umgibt, hat hier zufällig eine höchstpassende architektonische Verzierung gefunden. Der schöne Eindruck dieser Allee würde noch erhöht werden, wenn zu beiden Seiten dichtes Gebüsch, ein malerisches Dunkel verbreitete; leider aber ist dieß hier nicht der Fall, wenigstens nicht in der ersten Hälfte der Allee, wo nichts als offenes Feld ist, und links niedriges Gebüsch."

(Straßenmaler.) In einem Berichte über einen Ausflug an die Küsten Dalmatiens und Istriens, besonders der Beschreibung der mittelalterlichen Kunstdenkmäler gewidmet, (mitgetheilt in den, mit der Wienerzeitung bde. 6. Nov. verbundenen „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst") liest man folgende überall zu beherzigende Wahrheit: „Es ist nicht um Zara allein den Beteuerungen zu machen, eine traurige Thatsache, daß den Straßenien so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, und man an manchen Orten, z. B. in Salzburg und auch andern Städten auf eine wahrhaft barbarische Weise damit umgeht. Sind auch diesen für die Kunstgeschichte nicht immer von großer Bedeutung, oder eigentlich nur selten von wirklich kunsthistorischem Werthe, so sind sie für die Landes- und Familiengeschichte um so unschätzbarer. Nicht dieß die Kirchenvorstände, denen die Frömmigkeit früherer Jahrhunderte diese Denksteine übergeben hatte, hätten fregsträflig auf die Erhaltung derselben zu wachen, auch die Gesichtsfreunde eines jeden Ortes sollten selbst sorgen, daß sie erhalten und die Inschriften genau kopirt würden."

(Wanderunde Spinnen, Heuschrecken, Krammetsvögel und Tauben.) 1. Ganz eigenthümlich sind die Luftwanderungen der Spinnen auf den sogenannten Sommerfäden. Die Thierchen entwickeln dabei einen Faden, ohne ihn vorher anzuheften, und lassen ihn in der Luft forttreiben, bis er stark und lang genug ist, um auch sie selbst fortzutragen. Dann verlassen sie das feste Land und laufen an ihrem luftigen Fadenschiff in die Höhe. Merkwürdig ist, daß die Spinne dieses Elektricität als bewegende Kraft zu benützen scheint. Man hat nämlich entdeckt, daß feine Fäden negativ elektrisch sind, und also von der Erde abgestoßen, dagegen aber von den höhern, positiv elektrischen Luftschichten angezogen werden. Wie weit die Spinnen auf solche Weise, bei beginnigender Luftströmung, zu wandern vermögen, zeigt die Beobachtung Darwin's, der, 60 englische Meilen vom Lande entfernt, Tausende von kleinen röthlichen Spinnen, jede auf ihrem Faden, auf seinem Schiffe ankommen sah. — 2. Die alle Vegetation vernichtenden Züge der Heuschrecken sind eine dauernde Plage wahrender Länder, und wir haben auch heuer von ihren Verwüstungen sowohl in Asien, als in der kleinen Walachei durch die Zeitungen Berichte erhalten. Die sogenannte türkische Pest ist seit Jahren in Sibirien sehr oft ausgebrochen und verwüstende Rindviehseuche) nahm früher ihren Zug von West nach Ost, bis Tomsk, und wurde dabei beständig von zahllosen Schaaren einer die Ernten verzehrenden kleinen Heuschreckenart begleitet. Seit 1833 aber haben diese Heuschrecken ihre Richtung geändert, und sie ziehen jetzt von Süden aus längs der Flüsse nach Norden, und ganz deutschen Weg nimmt leider, wie der englische Reisende Cottrell berichtet, die stets mit innen zugleich auftretende Rindviehpest. — 3. Alberthälich ziehen von Norden her große Schaaren von Krammetsvögel über unsere Gegenden fort; aber wie kommt es, daß von diesen Zügen kein einziger im Frühlinge auf der Rückreise begriffen wäre? — Die Nicke rundum die Erde können sie nicht machen. Fliegen sie vereinigt zurück, und dritten dann während des Sommers im Norden jene zahllosen Schaaren aus, welchen wir im Herbst durch Schlingen so fleißig nachstellen? Wo bleiben aber endlich diese so zahlreichen Massen, welche in der Herbst dem Süden erfüllen? — 4. Etwas ähnliches ist es mit den Wandertauben, diesen Räringen des Luftreiches. Viele unserer freundlichen Leser werden schon aus der Naturgeschichte, oder auch wohl aus Cooper's „Ansiedlern" einige Kunde von diesen zahllosen Bewohnern Nordamerika's geschöpft haben. Aber der Naturforscher Wilson beobachtete dort einen Zug derselben, den er eine englische Meile breit und 240 Meilen lang schätzte, und wo der mindestens dritthalbtausend Millionen Individuen enthalten mußte. Diese Menge würde, den Beobachtungen und Berechnungen ihres Mageninhalts zufolge, täglich weit mehr als 16 Millionen Berliner Scheffel Buchenmast für ihre Nahrung brauchen. Und solcher Züge beobachtete Wilson unzählige in den verschiedensten Gegenden von Nordamerika, so daß ihre Menge alle unsere Zahlenbegriffe übersteigt. Aber Niemand weiß, woher sie kommen, nicht wo, nicht weßhalb sie sich gegen die Brütezeit vereinigen, noch wohin sie wandern! — (Schleiden.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 30. Sonnabend, den 24. November. 1855.

Zur Geschichte des Gutes Wasserhofen bei Eberndorf.

Das Stift St. Paul bewahret in seinem Archive einen Foliband handschriftlicher Notizen, welche einem näher nicht bezeichneten Sablatnigg zugeschrieben werden, der im Jahre 1795 in der Nähe von Eberndorf gelebt haben muß und Gelegenheit hatte, das Probstei-Archiv von Eberndorf zu benützen. Neben einer aus Urkunden zusammengestellten Reihenfolge der Ebernderfer-Pröbste enthält die Materialien-Sammlung Sablatniggs Notizen zur Geschichte des Stiftes Eberndorf, dann über einige Pfarren im Jaunthale und auch solche aus der Zeitgeschichte. Dem Gute Wasserhofen ist ein eigenes Blatt gewidmet, aus welchem folgendes mitgetheilt wird:

Das Gut Wasserhofen gehörte bis zum Jahre 1529 zum Eherherren-Stifte Eberndorf. Als in diesem Jahre Eberndorf, andern Stiftern gleich, den vierten Theil seiner Güter zur Türkenbilfe veräußern mußte, veräußerte Probst Johann von Wildenstein*) an die Herren Hanns und Andreas Ungnaden zu Sonneck mehrere Güter um 2000 Pfund Pfennige, das Pfund zu 1 fl. gerechnet, gegen das Recht der Wiedereinlösung. Unter diesen Gütern soll sich auch Wasserhofen befunden haben.

1577 war Besitzer dieses Gutes Leonhard von Keutschach;

1584 aber Johann Freiberger, dessen Ehefrau Juliana von Kulmer war, weßhalb noch jetzt das Kulmerische Wappen im oberen Zimmer zu Wasserhofen zu sehen ist.

1600 ist das Gut Wasserhofen durch Kommissarien sammt Inventar auf 14,614 Gulden 1 Schilling und 3 Pfennige geschätzt worden.

1616 und 1617 war Besitzer dieses Gutes Hanns Kulmer zum Rosenbichl und Hohenstein. Er gab einen Meiergrund zum dortigen Kirchl St. Magdalena, welches im Jahre 1489 durch Sebastian Nascinbene, Suffragan des Patriarchen von Aquileja, Grimani, geweiht worden war. Von diesem Kulmer übernahm dieses Gut das Stift Arnoldstein.

1626 behauptete das Hochstift Bamberg gegen das Stift Arnoldstein eine Schuldforderung und übernahm Wasserhofen um 14,000 fl.

1638 verkaufte Franz Bischof von Bamberg dieses Gut dem Christoph Grafen von Concin.

1640 verkaufte der Graf von Concin Wasserhofen der Frau Susanna Freyin Witwe von Krisein um 7700 fl.

1645 wird von allen Kirchen des Jaunthales wegen des Türkenkrieges das Gold und Silber abgefordert.

1656 ist die Mühle in Wasserhofen abgebrannt. Die Landschaft gab als Brandsteuer 75 fl.

1657 haben die von Freyischen Erben dem Lambrecht Raditschnigg und seiner Ehefrau Rosina gebornen von Frey das Gut Wasserhofen um 8000 fl. und 30 Dukaten Leihkauf verkauft.

1661 verkauften Lambrecht Raditschnigg und seine Ehefrau Rosina geborne von Frey dem Rektor der Jesuiten in Klagenfurt und Besitzer des Gutes Eberndorf das Gut Wasserhofen um 8000 fl. und 30 Dukaten Leihkauf, den Dukaten zu 3 fl. gerechnet.

1664 verehrte Mathias Raditschnigg die Meierschaft zu Wasserhofen um 300 fl. und gab jährlich 300 fl. und 600 Forellen.

1672 gibt Mathias Raditschnigg sein Recht dem Gregor Maniger zu Tampiswald um 300 fl. diente aber um 200 fl.

1672. Dieser verkauft seine Gerechtsame dem Rektor wieder zurück um 300 fl.

1682 ist der Winkel-Teich gemacht worden, hat gekostet 44 fl. nebst Robath.

1682. Kaspar Ambsel, Fleischhauer in Klagenfurt, nimmt die Meierei in Wasserhofen auf 6 Jahre in Bestand, gibt jährlich 200 fl.

1686 hat dieser Ambsel abgedankt. Die Herrschaft verlor bei 161 fl. und Kaspar Sterianz nahm die Meierei gegen jährliche 200 fl. in Bestand.

1723 verehrt Adam Klein die Meierei in Wasserhofen und gibt Anleit 200 fl. und jährlich 200 fl. Sein Bruder war Stadtpfarrer in Klagenfurt, die Söhne waren aber Benediktiner, der eine P. Magnus Klein in Kotwein (Göttweih) in Oesterreich, wo er nachher Prälat geworden*), der andere P. Gregorius Klein, Profeß in St. Paul und Pfarrer zu St. Lorenzen in Untersteier.

Freiherr von Ankershofen.

*) In Folge des im Landtage vom 24. Juni 1529 an die Prälaten durch K. Ferdinand I. gestellten Begehrens.

*) Verfasser des berühmten, leider unvollendet gebliebenen Werkes: Notitia Austriae antiquae et mediae.

Digitized by Google

Eine Meinung

über die antiken Gebäude-Reste, welche durch die im August und September d. J. stattgehabten Nachgrabungen auf dem Zollfelde nächst Tölt[illegible]schach zu Tage gelegt worden sind.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu läugnen, daß die jüngst ausgegrabenen antiken Gebäude-Reste bei Tölt[illegible]schach mit ihren nächsten Umgebungen auf den ersten Ueberblick hin Aehnlichkeit genug mit den Grundlinien des antiken römischen Theaters haben, um auf die Vermuthung zu führen, zu welcher sie den Berichterstatter der Carinthia veranlaßten.

Man kann allerdings ohne große Mühe die einzelnen Theile des Theaters herausfinden, und ich höre im Geiste schon viele unserer Leser bei der Durchsicht der vorstehenden Beschreibung der alten römischen Theater ausrufen: „Ach! das Alles ist ja eben auch da! — Da haben wir ja Theil für Theil genau vor uns! — Wer kann da noch einen vernünftigen Zweifel haben!? — —“ Und dennoch halte ich, — und ich glaube, noch mancher Andere mit mir, — die Sache nach dem, was uns gegenwärtig zu beurtheilen möglich ist, noch immerhin für zweifelhaft.

Wir wissen, daß die Alten ihre Theater in genau bestimmten Verhältnissen, nach Regeln bauten, die sie — wo immer thunlich, — beachteten, und wir kennen diese Verhältnisse und Regeln. Wir haben also Maße an der Hand, nach denen wir unsere Beurtheilung richten können, die es uns ermöglichen, tiefer einzugehen als auf bloße Aehnlichkeiten der Boden-Gestaltung u. dgl., welche im Verlaufe von fast anderthalb Jahrtausenden durch Elemente und Menschenhände wohl schon viele Veränderungen erfahren haben mag.

Wir haben kein Pompeji vor uns, das erweislich seit der Catastrophe, die es begrub, unberührt im Aschengrabe lag. Wir wissen im Gegentheile, daß das Grab Virunum's seit Jahrhunderten vielfältig durchwühlt worden ist, ja, man hat uns erzählt, daß gerade die Stelle der jetzigen Nachgrabungen erst vor einigen Jahrzehenten noch von dem letztverstorbenen Besitzer des Gutes Tölt[illegible]schach, mindestens theilweise, umgegraben wurde.

Es wäre demzufolge möglich, daß gerade durch solche künstliche Veränderungen des Terrains manche Aehnlichkeit erst erzeugt worden ist, welche zu den im Ausgrabung-Berichte ausgesprochenen Vermuthungen führte. —

Lassen Sie uns also zuerst die aufgedeckten Ruinen und ihre nächsten Umgebungen genau betrachten.

Wir stehen auf dem von der Zollfeldwirths-Realität nach Tölt[illegible]schach führenden Fahrwege, den Rücken der einstigen Stadt (Virunum) und der sinkenden Sonne zugewendet, und haben den Schauplatz unserer Forschungen vor uns.

Wir übersiegen eine niedere schmale Terrasse, erklettern das 60 — 66' breite*) Niveau einer zweiten, und stehen an der, durch die an ihrem Fuße schon im Jahre 1845 und seither wiederholt gefundenen schönen Wandmalerei-Bruchstücke**) bereits bekannt gewordenen senkrechten Mauer. Ihre Höhe läßt sich gegenwärtig, da sie jetzt größtentheils wieder verschüttet worden ist, nur annäherungsweise angeben: sie dürfte beiläufig 9 — 12' betragen. Noch weniger lassen sich ihre Endpunkte bestimmen; sie scheinen sich den Ausgangspunkten des Halbkreises anzuschließen, der, wie wir später hören werden, unsere Baute umgibt.

In einem Abstande von 6° von ihrem dermalen sichtbaren nördlichen Ausgangspunkte ist an diese Mauer eine 4° 2' breite, mit ihr jetzt gleiche Höhe haltende Strebemauer angelegt. Ob diese wirklich die Bestimmung eines Strebepfeilers hatte oder vielleicht der Unterbau einer Treppe war, läßt sich nicht mehr bestimmen.

In oben dieser langen Mauer ist, — von ihrem derzeit anzunehmenden südlichen Ende 4° entfernt, — eine Fenster-Oeffnung*) sichtbar, welche zu einem Raume führt, der gegenwärtig mit Erde und Schutt angefüllt ist.

Wir ersteigen diese lange Mauer, treten auf eine, durchschnittlich 17' breite Plattform mit theilweise noch erhaltenem gewöhnlichen Estrichboden, welche gleichfalls nord- und südwärts in den hügeligen Erhebungen, in denen der erwähnte Halbkreis ausläuft, sich verliert.

Längs der Plattform stehen, in der Richtung von Nord nach Süden an einander gereiht, die im Ausgrabung-Berichte**) besprochenen 7 Kammern oder Gemächer, deren 4 vollständig ausgeräumt, 2 theilweise vom Schutte befreit sind, und 1, (die letzte nördlich) wenn auch ganz verschüttet, doch deutlich erkennbar ist. Ob am südlichen Ende der Reihe sich auch noch ein derlei Gemach befunden habe (also ein 8tes) läßt sich aus der gegenwärtigen Sachlage nicht beurtheilen.

Die ausgeräumten Kammern haben je 12' 10" Tiefe und 14' Breite. Eben so breit scheinen auch die beiden halbverschütteten zu seyn. Sie sind ohne Ausnahme durch feste, keine Spur irgend einer Öffnung an sich tragende, je 2' dicke Zwischenwände von einander getrennt.

Quer vor den Durchschnitt jeder Zwischenwand ist eine 7' 6" breite, 3' 3" dicke Mauer (mit den Zwischenwänden gleiche Höhe: 6 — 8', haltend) gelegt, so, daß dadurch jede Kammer gegen Westen (auf die Plattform) eine Ausgangs-Oeffnung von 7' 7" hat. Die Quermauern haben dermalen keine Verbindung mit einander, sind senkrecht abgeschnitten, ohne Spur irgend einer Vorkehrung zum Einfügen einer Thüre***).

Die Gesammtbreite der Kammern-Reihe, vom Beginne der ersten nördlichen Quermauer bis zur letztsichtbaren südlichen Zwischenwand, welcher derzeit keine Quermauer vorliegt, beläuft sich auf 99' 3". — Von ihren gegenwärtig bestimmbaren Endpunkten bis zu den Punkten, wo Mauerspuren und die Gestaltung des Bodens den Anfang des früher erwähnten Halbkreises vermuthen

*) Ich glaube bemerken zu sollen, daß sämmtliche hier angegebene Maße das Resultat einer von fachkundiger Hand vorgenommenen Messung des ganzen Terrains sind.

**) In der Antiken-Sammlung des historischen Vereines aufbewahrt. Der hiesige Maler, Herr Andreas Hauser, hat mehrere dieser Wandgemälde-Bruchstücke mit der größten Genauigkeit (vortrefflich) wortreflich abgebildet. Diese Abbildungen sind von der Direction des hiesigen Vereines dem germanischen Museum in Nürnberg zugesendet worden, welches beantragte, dieselbe an das römisch-germanische Museum in Mainz abtreten zu dürfen.

*) Diese im Ausgrabung-Berichte, — Carinthia Nro. 24, am Anfange — als „eine kleine Thüre“ bezeichnete Oeffnung ist unbezweifelbar keine solche, sondern ein Fenster, und durch die ganze Anlage diese Ansprechtet.

**) Carinthia Nro. 24.

***) Die Thüren der antiken Gebäude, welche nach außen führten, waren meistens Flügelthüren. Sie hingen nicht, wie die Thüren unserer Häuser, in den Angeln, sondern an der beweglichen Thüre selbst befanden sich Angelzapfen, welche in Höhlungen der unteren und oberen Schwelle (limen superum et inferum) eingriffen waren, oder auch in brennernen und eisernen Ringen sich drehten. Dieß war besonders der Fall bei größeren Thüren und Thoren. Aber auch bei den Thüren der inneren Gemächer waren die Zapfen an den Thürflügeln angebracht, und die Höhlungen oder Ringe befanden sich in den Schwellen oder in den seiten Seitenpfeilern. Häufig waren die Thüröffnungen der inneren Gemächer nur durch Verbänge geschlossen, zuweilen war, besonders nach Rußen, wohl auch ein doppelter Verschluß, Thüre und Verhang, vorhanden.

Digitized by Google

lassen, ist beiderseits (nord- und südwärts) noch eine Distanz von 54 — 60'.

Gleich den Zwischenwänden ist auch die die Kammern östlich abschließende Rückwand, deren Dicke wegen des darüber liegenden Schuttes jetzt nicht bestimmbar ist, bei den drei südwärts gelegenen Kammern ohne Spur einer Oeffnung vollkommen geschlossen, bei der vierten (vom Schutte befreiten) vollständig eingestürzt, und bei den zwei letzten nördlich liegenden so unter Schutt und Erde begraben, daß über ihren Zustand derzeit auch nicht einmal ein vermuthendes Urtheil gefällt werden kann.

An die Rückwand der Kammer, schließt sich, mit der jetzigen Höhe derselben gleiches Niveau haltend und sie allenthalben überlagernd, eine plattformartige sehr unebene Erhöhung von durchschnittlich 18 — 20' Breite. Sie fällt (östlich) in einem Abhange, dessen Durchmesser gleichfalls 18 — 20' mißt, 8 — 9' tief ab, und läuft von den beiläufigen Endpunkten der Kammern-Reihe ab in hügelige Aufwürfe aus.

Eine gerade Linie über die Mitte dieser plattformähnlichen Erhöhung gelegt und zu beiden Seiten gleichförmig verlängert, so, daß ihre ganze Länge beiläufig 220' beträgt, gibt den Durchmesser der halbkreisförmigen Vertiefung*), welche in den südwestlichen Abhang des sogenannten Töltschacher-Berges eingeschnitten ist, gegen Westen geöffnet, die obengeschilderten Oertlichkeiten umschließt.

Ihre Ausgangspunkte erscheinen dermalen, beiderseits um ungefähr 30 — 36' über ihren Durchmesser hinaus, bis zur äußern Längen-Durchschnittslinie der zuerst beschriebenen Plattform (vor der Westseite der Kammern) vorgeschoben.

Die äußere Linie dieses Halbkreises liegt nicht überall in gleichem Niveau, sondern neigt sich, der jetzigen Gestaltung des Hügels (in welchen der Halbkreis eingeschnitten ist) folgend, gegen die beiden westlichen Ausgangspunkte zu in dem Maße, daß, während ihr höchster mittlerer Punkt beiläufig 27' über die Bodensohle der Kammern erhoben ist, die Erhebung allmählig bis auf ungefähr 12' über dieses Niveau sich vermindert.

Auch die Neigung der inneren Wände der halbkreisförmigen Vertiefung, deren tiefster Punkt 2 — 3' unter dem Niveau der Kammern liegt, ist sehr verschieden. Sie dürfte an der Ostseite des Halbkreises beiläufig einen Winkel von 40 Graden haben, ist aber an der Nord- und Südseite desselben bedeutend steiler. —

Es bedarf nun nur einiger vergleichender Rückblicke auf die vorne beschriebene Construktion der antiken Theater, um die Bedenken zu finden und zu begründen, deren ich Eingangs dieses Aufsatzes, als des eigentlichen Gegenstandes desselben, erwähnt habe.

Wir wollen zu diesem Zwecke eine Rückwanderung durch unsere Ruinen machen, und da beginnen, wo wir den Herweg beendeten, nämlich bei dem Halbkreise.

Nach dem Muster des antiken Theaters müßte dieser (diesseits seines Durchmessers) die Cavea (den eigentlichen Zuseherplatz) und die Orchestra in sich fassen, so, daß das Proscenium oder Pulpitum (die Schaubühne) und das Postscenium bereits außerhalb der den Durchmesser bezeichnenden Linie zu liegen kämen.

Hier finden wir bei unserer Birunenfer-Baute bereits eine Abweichung, indem der Durchmesser des jetzigen Halbkreises über die Plattform hinter der Rückwand der Kammern (wie früher dargestellt wurde) zu liegen kömmt, mithin der Raum, welchen wir dem Proscenium widmen müßten, zum größten Theile noch auf die Seite der Cavea und Orchestra fällt.

Es scheint dieß zwar von untergeordnetem Belange zu seyn; wir werden aber bald erfahren, wie störend dieser Unterschied wirkt.

Die Orchestra soll nach Vorschrift ein Drittheil vom Durchmesser des ganzen Gebäudes messen. Wir haben diesen mit 220' ermittelt; das Drittheil beträgt also 73'. Die Breite des Prosceniums oder Pulpitum*) soll dem Halbmesser der Orchestra, — also hier 36' 6" gleich seyn. — Auf dem uns vorliegenden Terrain könnten wir uns — allen übrigen Ortsverhältnissen gegenüber — diesen Theil des Theaters nur an die Stelle der (zweitbeschriebenen) plattformartigen Erhöhung hinter der Rückwand der Kammern, zusammt ihrem Abhange, — denken. Die Breite dieses Raumes kömmt auch dem vorangegebenen Maße des Prosceniums ganz nahe.

Wir müssen nun, um die Größe der Cavea (Zuseherplatz) zu ermitteln, von dem Halbmesser des Halbkreises (110') im vorliegenden Falle drei Viertheile der Breite des ganzen Prosceniums mit 27' (runde Zahl) und den Halbmesser der Orchestra mit 36' 6", zusammen also 64' (runde Zahl) in Abschlag bringen, wornach als Breite-Maß der Cavea 46' erübrigen.

Daß hiernach der Raum der Cavea viel zu klein wäre, bedarf kaum einer Erwähnung, besonders, wenn man in Berücksichtigung zieht, daß nach den Anlagen der antiken Theater der Breiten-Durchmesser der Cavea den Radius der Orchestra fast um das Doppelte übersteigt.

Dennoch aber ließe sich gegenwärtig in unserer Birunenfer-Baute keine andere Räumlichkeit für das Proscenium herausfinden, wenn man dasselbe nicht in die Kammern selbst verlegen, oder (gegen alle Regeln und Muster) mindestens um die Hälfte (seiner normalen Breite) verschmälern wollte.

Auch das übrige (dermalige) Aussehen dieses Theiles unserer Römer-Baute ist, wenn man hier die Stelle des Prosceniums annehmen wollte, bedenklich.

Die plattformartige Hälfte desselben hat nach ihrer ganzen Länge gleiche Höhe mit der, gegenwärtig durchschnittlich 6' hohen Rückwand der Kammern, ja sie übersteigt dieses Maß an mehreren Punkten. Es ist nicht denkbar, daß, da die Kammern**) in ihrer ganzen Ausdehnung in Schutt begraben waren, auch die ganze lange Hälfte des Prosceniums (welches zudem ein ganz freier Raum, ohne Zwischenwände, war), mit Schutt ausgefüllt worden seyn könne, zumal hiebei auch noch der eben so breite und lange Abhang dieser plattformartigen Erhöhung zu berücksichtigen kömmt, welcher gleichfalls noch zum Raume des Prosceniums gehört haben müßte.

Endlich ist nicht zu übersehen, daß das Proscenium der alten Theater mindestens 5' über das Niveau der Orchestra erhoben war, welches letztere wir, da der tiefste Punkt des für das Pulpitum oder Proscenium entfallenden Raumes 2' unter dem Niveau der Kammern liegt, also noch um

*) Im Ausgrabung-Berichte, Carinthia Nro. 25, ist diese Vertiefung eine „Mulde" genannt, der mir nicht vollkommen bezeichnend scheint, weil eine Mulde nach der Terminologie der Baukunst ein längliches Viereck ist, dessen schmale Seiten ausgebaucht sind.

*) Vitruv Lib. V. C. VII. zählt das Pulpitum vorzugsweise zu denjenigen Theilen des Theaters, für welche eine Abweichung des vorgeschriebenen Ausmaßes unter keiner Bedingung gestattet ist.

**) Man darf nicht vergessen, daß die antiken Theater in der Regel keine Bedachung, und selbst da, wo eine solche angebracht war, feuerfallt gemauerte Oberdächer über Decken hatten.

Digitized by Google

3′ tiefer als den gegenwärtig tiefsten Punkt des Halbkreises annehmen müssten.

Der untere Raum der halbkreisförmigen Vertiefung (als Cavea und Orchestra angenommen) zeigt vielfache Spuren bedeutender Umgrabungen; namentlich liegen an der nördlichen Wand große hügelförmige Aufwürfe, welche augenfällig nicht Ergebnisse allmähliger Auffchwemmung oder Abrutschung sind.

Hier wurde laut des Ausgrabung-Berichtes*) ein 2′ tiefer Graben in der Richtung von Westen nach Osten gezogen, der zu einer Mauer führte, welche für die wahrscheinliche Unterbaute der Sitzreihen gehalten wird. — Leider wurde dieser Canal, aus nicht angegebenen Gründen, wieder zugeschüttet.

Hier muß, wenn man sich in der Cavea eines Theaters befindet, allerdings allenthalben Mauerwerk unter der aufgelagerten Erde liegen: die Unterbauten der Sitzreihen, Treppen, Präincctionen, dann die Mauer, welche die Orchestra von den Sitzreihen trennte. — Hier grub der verstorbene Besitzer von Töltschach die großen Steinplatten*) aus, und die oben erwähnten hügeligen Aufwürfe sprechen in der That für eine gründliche Durchwühlung.

Liegt nun wirklich all das Mauerwerk hier unten, so ist es auffallend, daß man selbst in einer Tiefe von 2 Fuß (nicht auf dem untersten Boden, sondern an der nordöstlichen Wand der Vertiefung) nur auf reine Dammerde stieß, da man doch glauben sollte, daß in solcher Tiefe die bei derlei Nachgrabungen doch unvermeidliche Vermengung der Erde mit Mörtel, Stein- und Ziegeltrümmern erkennbar seyn müßte, selbst wenn man zugibt, daß seit der letzten Umgrabung eine neue Erdschichte sich aufgelagert habe.

(Der Beschluß folgt.)

*) Carinthia Nro. 24, am Schlusse.

*) Ausgrabung-Bericht; Carinthia Nro. 25.

Künftigen Donnerstag am 29. d. M. beginnen wieder die regelmäßigen Abendversammlungen im naturhistorischen Museum mit Vorträgen über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Am ersten Abend wird ein Vortrag über die eben vollendete Reise Dr. Barth's in das Innere von Afrika gehalten.

Miscellen.

(**Fossile Pflanzenreste.**) In der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse in Wien am 2. November l. J. übergab Professor Unger der kaiserlichen Akademie einige Bemerkungen über fossile Pflanzenreste, welche ihm aus dem Kohlenflötze von Prevali in Kärnten durch Herrn Franz von Rosthorn übersendet wurden. — Zu den bisher bekannten Arten sind nun noch neun andere theils bekannte theils unbekannte Arten hinzugekommen, welche, wenn sie auch kein vollständiges Bild von der Beschaffenheit dieser älteren mittel-tertiären Ablagerung geben, jedoch immerhin im Stande sind ihren Charakter zu bezeichnen.

(**Neues Antlitzisches Element.**) Mit dieser Aufschrift und Chiffer: A. v. St. seien wir im „Kunnerklamen" folgendes Bemerkenswerthe: Zu den gewöhnlichen Elementen des Nationalreichthums, der Masse von Gold und Silber, das bei einem Volke im Umlauf ist, dem Werthe des Bodens und seinem Erträgnisse, der Menge und Reichhaltigkeit der Erzeugnisse des Gewerbsfleißes, den großen Capitalien, die in öffentlichen Gebäuden, Anstaltsgegenständen, Eisenbahnen, Straßen, Handels- und Kriegsschiffen angelegen u. s. w., fügen neuere französische Schriftsteller noch ein Element bei. Aus der geschmackvolleren, mit umfassenderen Bequemlichkeiten ausgestatteten Bewohnung nämlich der einzelnen Menschenklassen, namentlich aus der größeren Zahl und Bedeutung von Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen bei den Einzelnen, an Bibliotheken, Gemäldegallerien, Kupferstichsammlungen, Sammlungen von Mineralien, geschnittenen Steinen, Münzsammlungen, Sammlungen von Antiken, Sammlungen für das Mittelalter, von Elfenbeinsachen, von Emails u. s. w. schließen sie, wie auf den größeren oder geringeren Wohlstand der Bevölkerung, so auf die größere Kraft und Bedeutung des ganzen Staates selbst; weil solche Sammlungen eben so in ihrer Gesammtheit große Gelewerthe vorstellen, als sie von einer sehr hoch anzuschlagenden, inneren, gut geleiteten Regsamkeit und Verwendbarkeit der ganzen Bevölkerung Zeugenschaft ablegen. Die Franzosen selbst erkennen darin London und England überhaupt bis jetzt noch den Vorzug an, woran dann Frankreich und Paris kommt, mit Mühe den Vorrang vor Italien behauptend, an welches letztere sich dann zunächst das westliche Deutschland anschließt. Es ist eine Bemerkung, die sich hier aufdrängt, aber Beachtung verdienen dürfte, wie überall in Italien, wo die gelbröthliche Farbbei unserer Erde tiefere und ausgebreitetere Wurzeln schlägt, diese, das herrliche Land einst so glänzend auszeichnende Eigenschaft sich immer mehr und mehr verliert. Wo hätte man früher in Italien einen noch so kleinen Ort betreten, ohne einen Kunstliebhaber zu finden, im Besitze einiger mehr oder weniger auszeichneten Gemälde, oder einer kleinen Münzsammlung, oder einiger antiken Bronzen oder einiger werthvolleren Marmordenkmäler? — Und in den Städten längs des Rheins, durch das Münsterland in den sächsischen Ländern, dem alten Franken, in Nürnberg: was findet man da noch für sorglam gehütete Schätze an alten Glasmalereien, Glasmalereien, an Münzen des Mittelalters, an Schnitzarbeiten, an altdeutschen Gemälden! Und wie streblam findet man auch zu gleicher Zeit die Bevölkerung, nach allen Seiten hin die gewinnreiche Thätigkeit zu entwickeln! Wird man diese Sammlungslust noch Tändelei, den Besitz solcher Merkwürdigkeiten eitle Verschwendung nennen wollen? Tiefe unausweichliche Nothwendigkeit, seine Aufmerksamkeit einer Menge von Gegenständen zuzuwenden, aller Orten nach Belehrung zu suchen, zu vergleichen, zu urtheilen, immer nach dem Umgang mit Personen von höherer Bildung zu streben, jeden Augenblick der Muße mit einer geistig anregenden, stets den Scharfsinn übenden Thätigkeit auszufüllen? O bethöre dieser Sammlergeist mir überall wieder, wie es wirklich eine Zeit gab, wo Oesterreich darin seinem Lande nachstand! Es ist aber eine Ansicht, die tiefen Sinn birgt, wenn ein geistreicher Franzose bei einem solchen Anlasse die Bemerkung beifügt: „Also der Vermögliche in einem Lande den Gutden frei findet, um dafür Bilder, Bücher, sonstige „alterthümliche Sachen anzulaufen, da findet gewiß auch in der „Tasche des Aermeren sich der Pfennig zum Ankaufe des täglichen „Brodes; wo dagegen dieser Vermögliche schon seine Ausgaben auf „den bloßen Lebensunterhalt beschränkt, da sicher hat bittere Noth „schon längst der jenen Aermeren Platz angriffen." Zum Grunde nur ein verschiedener Ausdruck für die sich immer umfassender bewährende Ansicht, daß die innere Kraft der Staaten nur in dem Verhältnisse der Bildung und Geistesentwicklung der Bevölkerung wächst und gedeiht, worin auch der Schlußsatz seine volle Erläuterung findet: „Comparez l'Europe occidentale à l'Europe orientale, et jugez.

(**Ausgrabungen.**) Bei Nordendorf in Oberbaiern wurden von dem durch frühere Ausgrabungen bekannten Herrn Sedelmaier viele neue Gräber entdeckt, welche neben vielem Interessanten bis jetzt noch nicht vorgekommene Gegenstände enthalten. Unter den gefundenen Skeletten liegt bei einem der Kopf zwischen den Füßen, was zu der Vermuthung führte, als wäre es ein Enthaupteter. Das Zeitalter der germanischen Herrschaft zwischen dem fünften und sechsten Jahrhunderte ist es, dem diese Gräber angehören. (Allg. Ztg.)

(**Ehrendenkmal.**) Wie bekannt, wurde dem in Triest durch Meuchelmord gefallenen berühmten Archäologen Winkelmann auf dem Friedhofe bei St. Just ein Grabdenkmal (vorherrgut von dem Bemeisner Bildhauer Bosisa) der obngefähr 40 Jahren errichtet; nun läßt König Ludwig von Baiern diesem Gelehrten in der Villa Albani in Rom, wo Winkelmann öfters gewohnt hatte, ein Ehrendenkmal setzen.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 31. Sonnabend, den 1. Dezember. 1855.

Das Gerbert-Denkmal in Bonndorf.

Die Karlsruher Zeitung theilt in der dreißigsten Nummer 178 die Nachricht mit, daß die Gemeinden des großherzoglich badischen Amtes Bonndorf dem berühmten Fürstabte von St. Blasien, Martin Gerbert, ein in einer Statue in Lebensgröße bestehendes Denkmal errichten lassen. Dasselbe wird der geniale Bildhauer Reich in Hüfingen verfertigen und das Modell ist bereits ausgefertiget. Da sich die irdischen Ueberreste der Fürsten des österreichisch-habsburgischen Kaiserhauses, welche im Jahre 1770 aus der alten Kathedrale von Basel und aus der verfallenen Klosterkirche von Königsfelden im Aargaue ausgegraben, und in die von dem genannten Abte nach dem Brande vom Jahre 1768 mit einem ungeheuren Aufwande nach dem Muster der Kirche della Maria rotunda in Rom aufgebaute neue, prachtvolle Abteikirche von St. Blasien übertragen wurden, nun in der Abteikirche von St. Paul im Lavantthale befinden, und die durch Abt Martin Gerbert gesammelten werthvollen Manuskripte und die Handschriften einiger seiner wissenschaftlichen Werke, wie auch seine gelehrte Correspondenz in der Bibliothek und in dem Archive von St. Paul aufbewahrt werden, so ist der Abt Martin Gerbert nun auch für Kärnten eine besonders denkwürdige Person, und es dürfte daher angenehm seyn, diesen berühmten Abt und die Gründe kennen zu lernen, welche die Gemeinden des Amtes Bonndorf zur Errichtung des Denkmales bestimmten, welches ihnen nicht minder, als dem hochgeachteten Herrn Abte zur Ehre gereicht.

Abt Martin Gerbert entstammte dem altadelichen Geschlechte der Gerberte, Freiherren von Hornau zu Horb, welches sich bald nach der Reformation von Basel in Horb und später in der unteren Grafschaft Hohenberg niedergelassen hatte. Er wurde am 13. August 1720 zu Horb am Neckar im Schwarzwalde geboren, erhielt den ersten Unterricht in den Schulen von Ehingen in Schwaben, zu Freiburg im Breisgaue und zu Klingnau in der Schweiz. Philosophie und Theologie studirte er im Stifte St. Blasien, wo er in den Benediktinerorden aufgenommen wurde, am 28. Okt. 1737 die Ordensgelübde ablegte, und im Jahre 1744 zum Priester geweiht wurde. Seinen gründlichen Kenntnissen verdankte er bald eine Professur der Philosophie und bald nachher der Theologie im Stifte St. Blasien. Wahrheit und Gründlichkeit harmonirten bei ihm mit seinem Geschmacke. Scholastische Subtilitäten lagen außer dem Bereiche seiner Forschungen. Einen neuen Antrieb zu gelehrten Forschungen erhielt er, als ihm die Aufsicht über die Stiftsbibliothek anvertraut wurde. Er erfreute sich der Unterstützung seines Abtes, und durch diese ward es ihm möglich, zur höhern Ausbildung und Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß mehrere gelehrte Reisen durch Frankreich, Italien und den größten Theil Deutschlands zu machen. Das Merkwürdigste, was er auf seinen Reisen erlebt, theilte er später in mehreren seiner Schriften mit.

Seiner Gelehrsamkeit, seinem unbescholtenen Wandel und seinen vielen löblichen Eigenschaften, die seinen Charakter als Mensch zierten, hatte es Gerbert zu danken, daß ihn nach dem Tode des Fürstabtes Meinrad Troger im Jahre 1764 die Congregation seines Stiftes zum Fürstabte wählte*). Als solcher führte er den Namen Martin II. Allgemein rühmte man ihn nach, daß diese Standeserhöhung in seinem Benehmen nichts geändert habe, und seine fortgesetzte literarische Thätigkeit bewies, daß sein Fleiß als Gelehrter durch die vielfachen Geschäfte, die sein Amt von ihm forderte, und durch den Glanz seiner Würde nicht unterbrochen ward.

Im Jahre 1768 wurde das Kloster sammt der Kirche, dem Bücherſaale und den dazugehörigen Nebengebäuden ein Raub der Flammen. Der Brand soll durch einen Blitz entstanden seyn, welcher acht Wochen früher das Kloster getroffen. Das Feuer war gegen Mittag ausgebrochen und Alles unter den Zimmern des Abtes stand bereits in Flammen, als man ihn, der in seine Studien vertieft nichts von dem Brande merkte, abholte und mit Mühe rettete. Nach drei Jahren war der Wiederaufbau des Klosters fast der Vollendung genaht, und im Jahre 1771 konnte er den bis dahin zerstreut untergebrachten Mönchen wieder bewohnbare Zellen einräumen. Mit fürstlicher Freigebigkeit ließ Gerbert die Kirche und die übrigen Klostergebäude aufführen und verschaffte dadurch den Handwerksleuten der Umgegend Nahrung und Unterhalt. Die neue, prachtvolle, nach dem Muster der Rotunde in Rom aufgebaute Kirche hatte durch den häufig angebrachten Alabaster, der in den benachbarten Bergen des Klosters gebrochen wurde, ein glänzendes und imposantes Ansehen. Der Bau war im Jahre 1781 vollendet; die feierliche Einweihung fand jedoch erst im Jahre 1783 statt, weil die älteste Königsurkunde, die das Kloster als Abtei aufweisen konnte, von dem K. Otto II. im Jahre 983 gegeben wurde**).

Die Vollendung dieses Baues machte ihm auch die Erfüllung eines Lieblingswunsches möglich, nämlich den, die Leichen der Fürsten aus dem österreichischen Hause, die außer Deutschland, namentlich in der Schweiz, zu Basel und Königsfelden aufbewahrt worden waren, in seine Stiftskirche zu versetzen. Die Kaiserin Maria Theresia hatte diesen

*) St. Blasien zählte bequemal neben Martin Gerbert auch den berühmten Gelehrten P. Marquard Herrgott, unter seine Kapitularen. Als die K. Maria Theresia die Wahl des Fürstabtes Martin Gerbert vernahm, soll sie bemerkt haben: St. Blasien müsse wohl ausgezeichnete Männer haben, weil darunter einer gewesen sey, welcher zur Wahl als Fürstabt noch würdiger befunden wurde, als der P. Marquard

**) Als Wiederersbauer des Klosters wurde Abt Martin II. von seinem Stifte durch eine Medaille gefeiert, die man ihm zu Ehren prägte. Exemplare derselben befinden sich in der Münzen- und Medaillen-Sammlung des kärntnerischen Geschichtvereines.

Digitized by Google

Plan gebilligt und, durch ihren Residenten in der Schweiz, die Einwilligung der Stände von Basel und Bern erwirkt. Die Uebergabe hatte schon im Jahre 1770 stattgefunden; allein erst nach dem vollendeten Baue der neuen Stiftskirche konnte die feierliche Beisetzung in die für diese fürstlichen Leichen neu erbaute Gruft erfolgen. Als das Stift St. Blasien im Jahre 1807 aufgehoben wurde, und die Ausgewanderten im Jahre 1809 das neue Stift St. Paul im Lavantthale bezogen, wurden auch die hochgeschätzten irrischen Ueberreste der in St. Blasien beigesetzt gewesenen österreichisch-habsburgischen Fürsten nach St. Paul übertragen, und in ein von dem letzten Fürstabte von St. Blasien und ersten Abte von Neu-St. Paul, Berthelt Rottler, in dem südlichen Kreuzarme des Querschiffes der St. Pauler-Abteikirche errichtetes Cenotaph beigesetzt*).

Gemeinsam mit dem gelehrten Wormser Weihbischofe Stephan Alexander Würdtwein unternahm Abt Martin Gerbert die Herausgabe der von Kapitularen seines Stiftes**) bearbeiteten und mit Recht berühmten Germania Sacra. Die Krönung Joseph II. zum römischen König feierte er durch die Fasti Rudolphini, die Geschichte des erlauchten Aehnern des habsburgischen Hauses und des Erzhauses Oesterreich. Auch erschienen von ihm die geschätzten Werke: Historia nigrae silvae, de Rudolpho Suevico, Codex epistolaris Rudolphi I., Iter alemannicum, gallicum, italicum, Votus liturgia alemannica, Monumenta veteris liturgiae alemannicae, de cantu et musica sacra, de translatis Habsburgicorum Principum cadaveribus ad conditorium St. Blasii, Taphographia Austriaca. Außerdem lieferte Abt Martin Gerbert auch noch eine bedeutende Anzahl von Werken aus beinahe allen theologischen Wissenschaften***). Unter diesen fand eine besondere Beachtung seine: Ecclesia militans regnum Christi in terris in suis fatis repraesentata (Die streitende Kirche als das Reich Christi auf Erden, in ihren Schicksalen dargestellt) S. Blasii, 1789. II. Tom., worin er aus der Geschichte die traurigen Folgen nachwies, welche die Einmischungen weltlicher Fürsten und Herren in die kirchlichen Angelegenheiten gehabt haben.

Durch seine Reisen, wie durch seine Schriften erwarb sich Gerbert einen so bedeutenden Ruf, daß er von den literarischen Gesellschaften in London, Berlin, Mannheim, München und Roveredo zum Mitgliede ernannt wurde. Unter seiner Aufsicht blühten die Wissenschaften in seinem Stifte und man nannte ihn den Wiederherstelter der wahren Gelehrsamkeit in den deutschen Klöstern.

Aber nicht bloß durch seinen Sinn für Wissenschaft und Kunst, auch durch seinen Charakter als Mensch zeigte sich Gerbert von einer sehr beachtenswerthen Seite. Seine Wohlthätigkeit gegen Arme bewog ihn namentlich im Jahre 1789 für die damals blasianischen Aemter Bonndorf, Blumegg, Gutenburg und Bettmaringen, welche nun in dem großherzoglichen Bezirksamte Bonndorf vereiniget sind, ein Spital zu stiften, welches noch jetzt in Bonndorf besteht. Ebenso errichtete er daselbst eine Spar- und Waisenkasse, welche den Gemeinden des Amtes Bonndorf stets zum Nutzen und Frommen gereicht. Aus Erkenntlichkeit hiefür widmen nun die dankbaren Gemeinden ein Denkmal dem Abte Martin Gerbert, der sich durch seine Thaten und Schriften selbst ein Denkmal gesetzt hatte, dauernder als das Erz. Er starb am 13. Mai 1793*).

G. Freiherr von Aufenshofen.

*) Siehe kärntnerische Zeitschrift 1. Bändchen, S. 17. u. f. f.

**) Hieronter P. Trudpert Neugart und Ambros Eichhorn. Unter den wegen der Aufhebung des Stiftes unvollendet gebliebenen Arbeiten befand sich auch die des P. Ignaz Rapp.

***) Ein Verzeichniß derselben im 4. Bande der Meiger-Weiler'schen Kirchenlexikons S. 429 und ein vollständiges Verzeichniß von Gerberts sämmtlichen Schriften in Meusels Lexikon der vom Jahre 1750 — 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, 4. Band S. 105.

Eine Meinung

über die antiken Gebäude-Reste, welche durch die im August und September d. J. stattgehabten Nachgrabungen auf dem Zollfelde nächst Töltschach zu Tage gelegt worden sind.

(Beschluß.)

Wir betreten noch einmal die „sieben Kammern". Nach den früher aufgestellten Maßen und Berechnungen müßte hier das Postscenium des Theaters zu suchen seyn. Wollten wir dasselbe noch mehr vorwärts gegen Osten, — etwa an die Stelle der plattformartigen Erhöhung verlegen, so müßten wir den Raum des Prosceniums, oder, wenn wir hier nichts schmälern wollten, die Räume der Orchestra und Cavea auf ein ganz unstatthaftes Maß verkleinern. Gerächten wir dagegen, das Postscenium weiter gegen Westen, auf die große Plattform über der langen Mauer, zu stellen, so fielen die Kammern zwischen das Proscenium und das Postscenium und blieben ein doppeltes Räthsel.

Die Lage wäre also allerdings die nach den bestehenden Verhältnißen geeignetste; desto weniger aber scheinen die Gemächer selbst der Anlage des Postsceniums zu entsprechen.

Die Postscenien der alten Theater finden wir meistens im Innern ganz frei und offen (ohne Abtheilungen oder Zwischenwände); wenn sie aber in kleinere Lokalien untergetheilt sind, so sehen wir diese immer durch Thüröffnungen im Innern mit einander verbunden.

Wenn man die Bestimmung dieses Raumes in Erwägung zieht, so erscheint in der That die Unterbeilung desselben ohne Verbindung im Innern als eine ganz unzweckmäßige, bei dem seinen richtigen Takte der Alten für Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit wie für Schönheit der Formen sehr unwahrscheinliche Verkehrung; auch scheinen die Ausgangsthüren, wenn man sie wirklich als Thüren und nicht vielleicht als einstige offene Bögen gelten lassen möchte, mit den einzelnen Gemächern selbst in keinem richtigen Verhältnisse zu stehen. Ob aber offene Bögen nach Außen für diesen Theil eines Theaters zweckentsprechend gewesen seyn könnten, möchte wohl eine weitere Frage seyn.

Aber, auch abgesehen von diesen, mit Rücksichtnahme auf die vermuthete Bestimmung dieser Räume als Unzweckmäßigkeiten sich darstellenden Verhältnißen, finde ich an den „sieben Kammern" einen Mangel, der mir ihre Widmung als Postscenium eines Theaters im hohen Grade bezweifelbar erscheinen läßt.

Wenn hier das Postscenium des Theaters war, so mußten aus diesem Raume mindesten drei Thüren durch die Rückwand (die Scena des Theaters) auf das Proscenium führen.

Der früher von mir genau geschilderte Zustand der in Rede stehenden Gemächer läßt gegenwärtig eine thürähnliche Oeffnung in der Rückwand weder erkennen noch selbst vermuthen.

*) Hirthabt Martin hat mehrere Biographen gefunden. Die neueste von Heinrich Döring bearbeitete Biographie im 60. Bande der 1. Sektion der Erich- und Gruberschen Encyclopädie, S. 348 — 352 wurde von mir vorzüglich benützt.

Digitized by Google

Bis jetzt sind sieben solche Kammern entdeckt worden. Die mittelste dieser sieben hält zwar dermalen nicht die Mitte des Halbkreis-Durchmessers, sondern fällt (wenn wir uns der Cavea zuwenden) nördlich zunächst dem Mittelpunkte desselben.

Wir wollen über diesen Umstand hinausgehen, und versuchen, wirklich die Mitte des Postsceniums hieher zu setzen.

Die Wand dieser (mittelsten) Kammer ist eingestürzt; — eine Thüröffnung in selber ist gegenwärtig nicht mehr erkennbar. Wir wollen aber annehmen: es sey hier eine solche gewesen. Wir haben dann zu unserer Rechten die drei vollständig ausgeräumten, also einer genauen Untersuchung und Beurtheilung zugänglichen Kammern, deren südlichste zudem durch das Absteyn der Quermauer an der (jetzigen) letzten Seiten- (oder Zwischen-) Wand vielleicht wirklich als die zu äußerst gelegene bezeichnet ist.

In diesen drei Kammern müßten wir noch wenigstens zwei Thüren, — eine auf das Proscenium führende in der Rückwand (die linke Seitenthüre der Scena), und eine in der südlichen Seitenwand, — finden.

Wollten wir (um den Mangel der Seitenthüre allenfalls zu rechtfertigen) am südlichen Ende der Reihe noch eine Kammer annehmen, so hätten wir deren acht. Dann aber fiele der Mittelpunkt der Reihe gerade zwischen zwei Kammern, und an die Stelle der unabweislichen Hauptthüre käme eine Zwischenwand zu stehen.

Dieß sind Verhältnisse, die mir zu gewichtig und zu klar vor Augen liegend scheinen, als daß man, wenn man in diese Räume das Postscenium eines Theaters verlegen wollte, davon absehen könnte. —

Einen Zweifel möchte ich noch berühren, welcher gegen die Vermuthung: es habe längs der großen Mauer (unter der westlichen Plattform) ein Porticus sich befunden, zu dessen Ausschmückung die mehr erwähnten Wandgemälde gedient haben könnten, — sich mir aufdrängt.

Mir scheinen diese Fresken viel zu zart, in zu kleinen Details gehalten, namentlich die letzterhand aufgefundenen in die Fresko-Bilder eingesetzten Basrelief-Figürchen viel zu subtil für eine offenstehende breite, in großen Verhältnissen angelegte Wand, wie ich mir einen die äußere Architektur eines Theaters bildenden Säulengang vorstellen zu müssen glaube. — Auch würde die Fronte dieses Säulenganges in nicht ganz zweckmäßiger Weise durch die früher beschriebene Strebemauer unterbrochen gewesen seyn, welche, selbst als Treppe gedacht, hier nicht zur Zierde gestanden haben möchte, wenn nicht wenigstens eine zweite, korrespondirende, an der südlichen Hälfte der Mauer angebracht gewesen seyn sollte, worvon aber gegenwärtig keine Spur bemerkbar ist.

Erwähnenswerth finde ich endlich noch, daß nach den — wie bemerkt von einem Fachmanne vorgenommenen — Messungen der Durchmesser des hier vermutheten Birunenser Theaters jenen des großen Theaters von Pompeji noch um einige Fuß an Länge übertreffen würde, da ersterer beiläufig 220 Wiener-Fuß, letzterer 216 rheinländische Fuß beträgt, und, wie bekannt, 1 Wiener-Fuß = 11‴ 10½‴‴ rheinländischen Maßes ist.

Um der Cavea des genannten pompejanischen Theaters eine größere Ausdehnung zu geben, hatte man, ungeachtet ohnehin regelrecht das ganze Pulpitum außerhalb des Halbkreis-Durchmessers liegt, dasselbe durch Verlängerung der Endpunkte des Halbkreises noch weiter zurückgeschoben und dadurch der Cavea fast die Form eines Hufeisens gegeben. Sie enthält neunundzwanzig durch zwei Präcinctionen in drei Etagen oder Ränge geschiedene Sitzreihen, ist durch sechs Treppen in fünf größere und zwei kleinere Cunei getheilt, und konnte ungefähr 5000 Zuseher fassen*).

Die Cavea unseres Theaters müßte, wie früher dargethan worden, nicht nur keine außergewöhnliche Vergrößerung gehabt haben, sondern durch die Anlage des Prosceniums innerhalb des Halbkreises noch gegen das gewöhnliche Ausmaß bedeutend verkleinert gewesen seyn.

Es sey mir schließlich noch erlaubt, Einiges in Erwähnung zu bringen, was mir vom praktischen Standpunkte und vielleicht auch nach den theoretischen Grundsätzen einer wissenschaftlichen systema'schen derlei Nachgrabung bezüglich der Ausführung derselben wünschenswerth geschienen hätte.

Wäre es nicht vielleicht zweckdienlicher, früher zum Ziele führend gewesen, statt der mühsamen Ausräumung von drei Kammern sich vorläufig mit der Reinigung einer einzigen zu begnügen, dafür aber vor Allem die lange Mauer bis an ihre wirklichen beiderseitigen Endpunkte zu verfolgen, und dann über die Mitte des ganzen Terrains von Westen nach Osten einen Durchschnitt auszuheben, der in solcher Weise über die Hauptheile des vermutheten Theaters zu liegen kommen mußte, und höchst wahrscheinlich schon über Manches Aufschluß gegeben hätte, worüber wir derzeit nur Vermuthungen und Bedenken aufzustellen vermögen? — Ein zweiter und dritter Durchschnitt rechts und links parallel mit dem Hauptdurchschnitte in einem Abstande von 1 — 2 Klaftern von diesem gezogen, hätte wahrscheinlich hinzugereicht, Ersteres oder Letztere vollends zu bestätigen oder umzustossen.

Ich glaube, daß die Kosten dieser Arbeiten die bisher aufgewendete Summe nicht überschritten hätten, daß aber, wenn die Aufdeckung des ganzen gegenwärtig für ein Theater gehaltenen Terrains beabsichtet seyn sollte, dieß vielleicht mehr als das Dreifache des letzterhand angestrengten Betrages fordern dürfte, besonders, da man in die Nothwendigkeit versetzt worden zu seyn scheint, nicht unbedeutende bereits bloßgelegt gewesene Strecken wieder zu verschütten.

Als sehr wünschenswürdig stellt sich ferner dar, daß Bruchstücke von architektonischen Ornamenten: Säulenstümmer, Gesimse u. dgl. bei der Aufgrabung von den Stellen nicht entfernt werden, wo man sie gefunden hat, da sie dort begreiflicher Weise zu Fingerzeigen und Anhaltspunkten für Erörterungen und Beurtheilungen dienen können, wenn man anders noch Grund hat, anzunehmen, daß sie nicht schon bei früheren Nachgrabungen aus der unmittelbaren Nähe ihrer einstigen wirklichen Standpunkte weggekommen seyn möchten.

Folg erecht dürfte diesem Wunsche der weitere zur Seite gestellt werden, daß den Ausgrabung-Arbeiten, wo möglich, die in jeder Rücksicht zweckförderliche ununterbrochene Beaufsichtigung und Leitung von Seite Sachkundiger gewidmet werden könne.

Das nächste Frühjahr, für welches die Fortsetzung der Ausgrabung-Arbeiten in Aussicht gestellt ist, wird mit dieser hoffentlich auch die Entscheidung über meine in diesen Zeilen ausgesprochenen Bedenken und Zweifel bringen.

Ich lege auf meine Meinung durchaus kein Gewicht, und würde mich also nur aufrichtig freuen, dieselbe durch die Ergebnisse der weiteren Nachgrabungen widerlegt zu sehen.

Gallenstein.

*) Gailhabaud's Denkmäler der Baukunst.

Berichtigungen. In der ersten Abtheilung dieses Aufsatzes, Corinthia Nro. 29, Seite 111, 2 Spalte, 14. Zeile von oben, soll es statt „Tangenten eines Kreises" — heißen: „Radien eines Kreises". — Weiter soll es in der Corinthia Nro. 30, Seite 119, in der Anmerkung zur ersten Spalte, statt: „der mir nicht vollkommen bezeichnend schein t" — heißen: was mir nicht vollkommen bezeichnend scheint."

Digitized by Google

Miscellen.

(**Grabdenkmal.**) In Friedrich Faber's „Conversations-Lexikon für bildende Kunst" Band 5., Seite 403 findet sich Folgendes: „1505. Denkstein mit der Umschrift: „Laxler (Ladislaus) Prager, Erdmarschalch in Kernden, und Anton Furin von Kurberg, seine Hausfrau," in der Schlofskapelle in Freistadt. Inmitten Kniest, umrankt von traubentragenden Weinreben, ein langewandetes schlankes Weib mit fliegendem Haar. Links das Furische, rechts das Prager'sche Wappen."

(**Nachkommen berühmter Geister aus der Glanzperiode Weimar's, die noch daselbst leben oder Eigenthum besitzen.**) Die Allg. Zeitung bringt hierüber folgende Kunde: „Goethes Namen führen gegenwärtig bekanntlich noch die Wittwe seines Sohnes und zwei Enkel, sie leben gerösshnlich nicht in Weimar, sind aber noch im Besitze des Hauses und der übrigen Nachlassenschaft des Dichters. — Von Wieland lebt daselbst noch ein Sohn, der unlängst Rechnungsrath geworden. — Von Herder ist eine Tochter am Leben, die Wittwe des Kammerpräsidenten Stichling, der gegenwärtige Staatsrath Stichling ist ein Enkel Herders. Außerdem hat ein Sohn Herders, der als Arzt in Weimar gestorben, drei Töchter hinterlassen, eine derselben gibt eine Zeit lang bereits verheirathet Vorlesungen heraus. — Den Namen des Märchendichters Musäus führt gegenwärtig nur noch die Wittwe seines Sohnes fort, der als Collegienrath in Weimar gestorben ist. — An den Namen der Frau von Stein erinnert nur noch eine Enkelin ihres Bruders, die gegenwärtige Gräfin von Hentzel.

(**Die Fremdenpolizei und ein Sclaventransport in der Thierwelt.**) Es sind, aus dem ersteren Gesichtspunkte betrachtet, die ehemals zahlreichen Bären und Wölfe Deutschlands noch Ausgewiesene; im Samlande des nördlichen Preußen unter den alten Eichen der Schlucht von Warnikken wandert derzeit das hier interirte Elenthier; die Bisonwisent-Heide in Posen ist der Verbannungsort des Auerochsen; den norwegischen Lemming aber zwingt, ganz wie den armen Irländer, Nahrungsgeschäft und Uebervölkerung zur massenhaften Auswanderung. — Einen vollständigen Sclaventransport hat man in den Wäldern Brasiliens entdeckt, und die Forschungen von Audubon haben darauf aufmerksam gemacht. — Die Sclaven sind muskelkräftige Negerweiber; paarweise ziehen sie dahin, in strenger Zucht und Ordnung gehalten von ihren Herren, den zur Seite streifenden grossen Ameisen. Ein erlesener Baum ist erreicht: rasch fallen die Blätter, deren Stiele von den Ameisen abgebissen werden, und jede Wanze wird mit einem Blatte belohnt. Wieder ordnen sich der Zug zur Rückkehr; ein kräftiger Biss bringt die ausweichenden Sclaven in die Reihe zurück, die Zögernden zu schnellerer Bewegung. Am Ameisenbau angekommen, werden die von ihrer Last befreiten Sclaven eingekerkert und mit kärglicher Nahrung versehen, bis sich von neuem ihre Dienste nöthig machen. (Schieber.)

(**Anekdote von Beethoven.**) Im Abendblatte der Wienerzeitung vom 22. November 1. J. wird eine Anekdote von Beethoven mitgetheilt (ob wahr? lassen wir dahingestellt seyn), welche eine Dame in einer englischen Zeitung veröffentlicht, mit der Bemerkung, daß sie sie von einem alten Geiger in Bonn erfahren haben will, der Beethoven noch gekannt haben soll, als er arm und unbekannt in seiner Vaterstadt lebte. Der Sinn ist kurz Folgender: Beethoven saß eines Abends in Bonn in seiner dürftigen und unerleuchteten Stube und überließ sich melancholischen Träumereien. Der Freund, jener erwähnte Geiger, verdrete sich zu einem Gang durch die Stadt. Auf einer Brücke blieb Beethoven stehen, sprach von seiner Armuth, von Verkennung, von dem Dunkel seines Namens und dem seiner Zukunft, und wie er der Versuchung kaum widerstehen könne, mit einem Sprung in die Tiefe des Flusses überirdische Harmonien anzuschwören. Der Freund nahm ihn sanft am Arme und führte ihn weiter. Es war Mondschein; sie gelangten in die ärmlichste Straße einer entlegenen Vorstadt. Da drangen die Töne eines verstimmten Claviers zu ihnen, welche den Meister wunderbar zu ergreifen schienen. Es waren nur wenige, immer von neuem wiederholte Takte, aber aus seiner Symphonie in F und mit unendlicher Empfindung vorgetragen. Die Töne drangen aus dem Erdgeschoße eines armseligen Häuschens und verstummten plötzlich, wie gewaltsam abgerissen. Die Freunde näherten sich und vernahmen eine männliche Stimme. Ein Bruder tröstete seine Schwester, daß sie einer öffentlichen Aufführung jener Symphonie nicht beiwohnen konnte, da die Mittel kaum zum nöthigsten Lebensunterhalt hinreichen wollten. Beethoven trat rasch entschlossen in die Stube. Der Mann, der gesprochen hatte, verrieth sich durch seine Arbeit bei einem herabgebrannten Licht als ein Schuster. Das Mädchen saß am Clavier, bald verrieth sich, daß sie blind, daß sie nie eine Lektionen Musikunterricht genossen, und jene Takte aus der Symphonie nur nach dem Gehöre aufgefaßt hatte. Beethoven setzte sich an das Instrument und spielte seine Symphonie, Bruder und Schwester lauschen, als ob sie mitten in die Chöre der Engel versetzt worden wären. Der Ruf „Beethoven" bezeugte, daß sie den Meister an dem Vortrag seines Werkes erkannt hatten. Das Mädchen küßte seine Hände, sie beschwor ihn, als er sich entfernen wollte, zu bleiben, noch einmal zu spielen. Das einzige Licht erlosch, der Freund öffnete den Fensterladen, das Mondlicht drang ein, und es war so hell wie früher in der Stube. Beethoven, von der Mondnacht und von dem naiven Enthusiasmus, der ihm zu Theil wurde, begeistert, setzte sich noch einmal an den Flügel und improvisirte. Dann stürzte er fort, nach Hause, um das Gespielte auf Notenpapier fest zu halten. Ob es die Mühe lohnte? Es war nichts Geringeres als die berühmte „Mondschein-Sonate" in C-moll für Clavier allein.

(**Die Maler Dyce und Rugendas.**) Gegenwärtig ziehen in München zwei Kunstwerke vor andern die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich; das Eine ist ein Carton von dem englischen Maler Dyce, der sich unter Overbek und Cornelius in Rom nach den alten Italienern gebildet, den heiligen Apostel Paulus als Lehrer darstellend. Er soll als Glasmaleri für eine Kirche in England (Paulskirche?) ausgeführt werden. Das Zweite ist ein Gemälde von Rugendas, der lange Zeit in Amerika gelebt und die Formen der neuen Welt so charakteristisch aufzufassen weiß. Die Entdeckung Amerika's durch Columbus ist es, die eines der Bilder, die König Max zur Darstellung der größten historischen Ereignisse malen läßt. Eine der jüngsten Nummern der A. Allgemeinen Zeitung gibt von dem Letztern eine detaillirte Beschreibung.

(**Sonderbare Aeußerung.**) Der eisenbahnscheue Rossini sagte zu einem Freunde in Paris: „Glauben Sie mir, wer in fünfzig Jahren den Postwagen erfinden wird, der wird sein Glück machen."

(**Die Bibliothek Albani.**) Diese eine der reichen Bibliotheken Rom's und vielleicht des gesammten Italiens wird demnächst Eigenthum zweier vornehmen lombardischen Familien werden. Die Familie Albani ist nämlich ausgestorben, und die reiche Sammlung an Büchern, Manuscripten ꝛc. fällt zum Theil dem Conte Lassebarca in Mailand, zum Theil dem Marchese Guidi di Bagno in Mantua zu. Bekanntlich gehörte zur Bibliothek auch die Galleria Albani, einst Eigenthum des Cardinals Albani. Winkelmann hat sie geordnet und noch heute wird den Fremden in Rom die Wohnung gezeigt, die er daselbst inne gehabt. (W. Ztg.)

(**Das letzte Gebet der Maria Stuart, das sie selbst in den letzten Stunden vor ihrer Hinrichtung gedichtet.**)

Domine Deus,
Spervi in te,
O care mi Jesu
Nunc libera me!
In dura catena
In misera pena
Desidero te;
Languendo, gemendo
Et genuflectendo
Adoro, imploro
Ut liberes me!

Uebersetzung des Baron von Pinke, im Jahre 1853.

O Gott, mein Gebiether,
Stets bofft' ich auf Dich!
O Jesu, Geliebter,
Nun rette Du mich!
In hartem Gefängniß
In harten Bedrängniß
Erflehnet ich Dich;
In Plagen Dir klagend
Im Stande verzagend
Erbitt' ich beschwöre,
Und rette Du mich.

(**Neue Farbenflitze.**) Zu Frankfurt, und zwar im Städel'schen Institute ist eine Farbenflitze: „Der Freier" ausgestellt, welche das gemeinschaftliche Werk der Kunstmaler Sbell und Engel ist, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Competente Beurtheiler begrüßen sie als eine der naivsten und vollendetsten Compositionen, welche die neuere Zeit hervorgebracht.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 32. Sonnabend, den 8. Dezember. 1855.

Die achte Säcularfeier der Pfarrkirche St. Daniel im Obergailthale in Kärnten*).

In dem sonst so stillen, von jedem lebhaften Verkehre entlegenen Obergailthale fand in den ersten Tagen des Monates September im Jahre 1854 eine größere Regsamkeit, ein nicht unbedeutender Zusammenfluß von Menschen Statt. Nicht irdische Interessen, sondern religiöse Zwecke gaben hierzu die Veranlassung. Es wurde nämlich in der ältesten Pfarre des genannten Thales die achte Säcular-Feier der Erbauung und Einweihung des ehrwürdigen Gotteshauses St. Daniel mit Genehmigung Seiner Fürstbischöflichen Gnaden, des Hochwürdigsten Oberhirten von Gurk, und durch thätige Verwendung des hiergewesenen Pfarrers und Dechantes daselbst, nun Hauptstadtpfarrers zu St. Egiden in Klagenfurt, Herrn Maximilian Wallner, so wie durch Veranstaltung des jetzigen Herrn Ortspfarrers Franz Cirus auf eine jedes religiöse Gemüth ergreifende Weise begangen. Die Abhaltung dieser Festlichkeit wurde mehreren, in entfernten Orten lebenden, den distinguirten Ständen angehörenden Landsleuten und Pfarrseingebornen bekannt gegeben, worauf 2 Herren Pfarrer dieser Diözese und 2 Herren Gymnasial- und Realschul-Professoren, der eine von Kaschau aus Ungarn, der andere aus Wien sich deßhalb in die Heimath begaben, andere aber durch Berufsgeschäfte an dem Erscheinen verhindert waren. Nebst den Vorgenannten haben sich noch mehrere von St. Daniel gebürtige Personen bei der heimathlichen Festlichkeit aus der Ferne eingefunden.

Am Samstage, den 2. September (als am Vorabende des Schutzengelfestes, das zugleich das Patrocinium dieser Pfarrkirche ist) Nachmittags um 3 Uhr ertönten die ersten Vötterschläge, ankündigend den Beginn der seltenen kirchlichen Feier, und das um 5 Uhr darauf erfolgte, feierliche halbstündige Geläute aller Glocken rief die St. Danieler-Pfarrgemeinde zur ersten Abendandacht, die in einer passenden, vom Herrn Ortspfarrer gehaltenen Einleitungsrede, in welcher der Gemeinde die Bedeutung des Festes angegeben, und ihr die Ermahnung, die drei folgenden für sie wichtigen Tage zu ihrem Seelenheile wohl zu benützen, ertheilt wurde, in der priesterlichen Vesper, im Segen und in einer Litanei bestand. Die freundliche, ziemlich geräumige Pfarrkirche war der Feierlichkeit entsprechend geziert, oberhalb des geschmückten Kirchthores prangten die aus Eichenlaub geformten, dem Auge weithin lesbaren Worte: „Acht Jahrhunderte."

An jedem der drei zur Festlichkeit anberaumten Tage, d. i. am Sonntage, Montage und Dienstage, den 3., 4. und 5. September wurde um 6 Uhr ein Frühamt und gegen 10 Uhr ein feierliches Hochamt mit gehöriger Assistenz und bei recht guter, einer Landpfarre zur Ehre gereichenden Chormusik gehalten. Fast alle Geistliche des ganzen Obergailthales, mehrere Mitglieder der Serviten-Klöster von Kötschach und Luggau, und einige Priester vom nachbarlichen Oberdrauthale und vom Liserthale, auch ein Seelsorger von der Udinefer-Diözese wohnten auf einen oder den andern Tag der Säcular-Feier bei.

Am Sonntage, als an dem vorzüglichsten Festtage wurde der Herr Vicedom Oswald Rischelwitzer als Repräsentant des Herrn Pfarr-Patrons, Sr. Durchlaucht des Fürsten von Porcia bei seiner Ankunft in St. Daniel feierlich empfangen, und wohnte hierauf dem Spätgottesdienste bei. Vor dem Hochamte wurde jedes Mal den Gläubigen in einer, irgend eine wichtige religiöse Wahrheit oder Christenpflicht abhandelnden Predigt das Wort Gottes verkündiget, und von denselben mit vieler Aufmerksamkeit und Theilnahme vernommen.

Unter den Priestern, die bei dieser seltenen, erhebenden Feier die Predigten hielten, größtentheils Pfarrern aus verschiedenen Seelsorg-Stationen des Obergailthals, waren auch solche, welche in St. Daniel geboren, nun als Pfarrer von weiter entfernten Gemeinden, angezogen durch Liebe zu ihrem Heimathorte, und getrieben vom priesterlichen Eifer, sich dahin verfügten, um Theilnehmer an dieser Festlichkeit, und Mitzeuge bei derselben zu seyn. Wie ergreifend muß es nicht für diese gewesen seyn, an der heiligen Stätte der Kanzel in ihrer Geburtspfarre das erhabene Amt eines christlichen Redners, und noch dazu bei einer so seltenen Veranlassung zu verwalten! Welche Gefühle werden sich aber aller jener Gegenwärtigen bemächtiget haben, die bei einer so erhebenden Festlichkeit diese Priester, ihre nahen Blutsverwandten, oder gewesenen Jugendgenossen, nun als Verkündiger des göttlichen Wortes anhören konnten! Vater, Mutter, Brüder, Schwestern und andere Angehörige begrüßten nicht nur diese angekommenen Seelsorger auf das herzlichste, sie verehrten dieselben in ihrer religiösen Gesinnung auch als Boten Gottes.

Nach Beendigung des Spätgottesdienst am Sonntage wurde ein Jubelehepaar, das vor 52 Jahren an der heiligen Stätte des Altares vom damaligen Dechante und Pfarrer, dem hochwürdigen Herrn Leopold Praslowitz, ehelich

*) Wir baben die Schilderung „der ganz neuen Herstellung der deutschen Kirche am Dobratsch und die feierliche Einweihung derselben" — welche bereits im Jahre 1853 Statt fand, erst im laufenden Jahre, in den Nummern 11 und 12 der Carinthia den Lesern mitgetheilt, um diese Feierlichkeit auch bei unsern spätern Nachkommen in der Erinnerung zu erhalten, — aus gleichem Grunde tragen wir auch als Beitrag zur Chronik unsers Vaterlandes die Beschreibung obigen seltenen Festes, obgleich selbes schon im Jahre 1854 gefeiert wurde, nach, die auf unser Ersuchen von einem Augenzeugen uns zur Mittheilung bereitwillig eingesendet wurde.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

getraut worden war, nun von dem hochwürdigen Herrn Maximilian Wallner, Stadthauptpfarrer zu Klagenfurt, als seinem gewesenen Ortsseelsorger nach einer die Gemüther dieser ehrwürdigen alten Leute bewegenden Anrede eingesegnet, die wohl vor einem halben Jahrhunderte keine Ahnung gehabt haben, bei Gelegenheit der kirchlichen Säcular-Feier auch die Jubel-Feier ihrer Ehe begehen zu können.

Um 5 Uhr Nachmittags lud das Glockengeläute die Gläubigen jedes Mal zur Abendandacht ein, die in der Anbetung oder im Singen der Vesper von Seite aller anwesenden Priester, in einer Predigt, in dem Segen und in einer entsprechenden Litanei bestand. Das in den drei Tagen zur Anbetung ausgesetzte hochwürdigste Gut war immer von andächtigen Gläubigen besucht, besonders da nebst dem Früh- und Spätamte an jedem Tage noch zehn bis zwölf Priester das heilige Meßopfer verrichteten.

Die Gläubigen nicht nur der Pfarre St. Daniel, sondern auch der benachbarten, ja sogar einiger im Thale weit entfernten Seelsorg-Stationen benützten diese Tage, an welchen ihnen Gelegenheit geboten wurde, sich der Gnade des kirchlichen Ablasses theilhaftig zu machen, und empfingen mit sichtbarem Eifer und mit erbauender Andacht die heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Es stärkten bei 3000 Gläubige ihre Seelen am Tische des Herrn, deren Verhalten bei Ablegung der Beicht hinsichtlich der dabei beobachteten Ordnung musterhaft war.

Wie sehr diese religiösen Leute des Obergailthales die hohe kirchliche Bedeutung und Wichtigkeit der achten Säcular-Feier zu würdigen wußten, wie die Sorge für das Höhere und Ewige bei recht vielen dieser Thalbewohner dem zeitlichen Vortheile vorangestand, möge aus dem Umstande entnommen werden, daß sie am Montage und Dienstage, obwohl diese sehr schönen und heiteren Tage zur Verrichtung der Feldarbeiten einluden, sich dennoch von derlei Arbeiten gänzlich enthielten, um dem Vor- und Nachmittags-Gottesdienste beiwohnen zu können.

Solch' ein religiöses Handeln muß für den Seelsorger wahrhaft erfreulich seyn, denn es gibt ihm den Beweis, daß es dennoch mitten unter den vielen Tausenden, die für alles Höhere fast gänzlich erstorben und einzig dem Irdischen anheimgefallen sind, Menschen gibt, die noch einen himmlischen Sinn in ihrer Brust nähren, und sich die Worte des göttlichen Erlösers zu Herzen nehmen, der da sagte: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles Uebrige wird euch beigegeben werden." Matth. 6. 33.

Daß die Thalbewohner in ihrem religiösen Sinne nur der kirchlichen Feierlichkeit wegen sich in St. Daniel einfanden, bezeugte ihr sehr anständiges, ehrerbiethiges Benehmen in und außer der Kirche; denn ungeachtet eines großen Zusammenflusses von Menschen ging Alles in Ruhe und Ordnung vor sich, kein Vorfall eines Excesses, kein lärmendes Spiel störte die kirchliche Feier, welches ehrenvolle Verhalten von allen anwesenden Priestern mit großem Wohlgefallen aufgenommen worde, und bei Ihnen das günstige Urtheil über diese Pfarrgemeinde bestärkte.

Die brave Gemeinde von St. Daniel schätzte gebührend die ihr zu Theil gewordene Säcular-Feier, indem durch ihre und des Herrn Pfarrers Veranstaltung für ein ordentliches Unterkommen der fremden Geistlichen wohlgesorgt wurde, und sowohl diese, als auch alle anderen, zur Festlichkeit herbeigekommenen distinguirteren Personen an jedem der 3 Tage in dem Pfarrhofe eine sehr gastfreundschaftliche Bewirthung fanden.

Bei jedem Gruftläuten Morgens und Abends, bei den Hauptheilen der heil. Aemter, beim abendlichen Segen ertönten Pöllerschüsse als Bezeigungen der Freude und Einladungen zum Erscheinen bei dieser festlichen Festlichkeit, die vom Himmel mit dem schönsten, lieblichsten Wetter begünstiget war.

Wenn schon das ziemlich geräumige Gotteshaus zu St. Daniel am Sonntage die größte Zahl der Andächtigen in sich faßte, so war es doch auch an den zwei andern Tagen beim vor- und nachmittägigen Gottesdienste sehr besucht, und die Schlußandacht am Dienstage Abends versammelte wieder eine besonders große Menge von Gläubigen in den heiligen Räumen der Kirche.

Nach der Abendpredigt wurde die Litanei mit dem Segen gehalten, darauf das „Te Deum" feierlich angestimmt, welcher Lobgesang vom Chore herab aus dem Munde und Herzen der Sänger kommend in der Kirche ertönte.

Nach geschlossener kirchlicher Feierlichkeit versammelten sich noch alle Geistlichen vor ihrer Abreise im Pfarrhofe, wo alsdann der Herr Ortspfarrer seinem würdigen Herren Vorgänger für dessen sehr thätige Verwendung zur Abhaltung des Säcular-Festes, so wie auch allen anwesenden Herren Amtsbrüdern für die gefällige, freundschaftliche Mitwirkung bei dieser Feier seinen verbindlichen Dank ausdrückte. Keinen geringen Eindruck machte es aber auf die Gemüther aller Anwesenden, als kurz darauf die Pfarrgemeinde von St. Daniel durch mehrere Repräsentanten vor der ganzen, aus sechzehn Priestern bestehenden Versammlung erschien, und zuerst den Herren Veranstaltern der Festlichkeit, darauf der übrigen Geistlichkeit ihren innigen Dank zwar in ungekünstelten, aber desto mehr von Herzen kommenden Worten abstattete, der in den vielen darauf erfolgten Böllerschüssen in dem Thale gleichsam seinen starken Wiederhall fand. Die durch die Feierlichkeit religiös gestimmten Gemüther wurden durch diesen Dankesausdruck der Gemeinde wahrhaft gerührt, und es mußte die anwesenden Seelsorger in der That erfreuen, daß die kirchliche Festlichkeit und alles, was sie hierzu beigetragen hatten, bei den Gläubigen der Pfarre St. Daniel und den Nachbargemeinden vollen Anklang fand, und es sich deutlich herausstellte, daß es nur der Veranlassung und Anregung bedarf, um den Boden solcher religiösen Gemüther mit recht gutem Erfolge zu bearbeiten. In dieser erfreulichen Ueberzeugung und mit froher Gemüthsstimmung schieden zum Theile schon an diesem Abende, zum Theile am andern Tage die versammelten Geistlichen, unter welchen einige bei dieser Gelegenheit nach mehreren Jahren das Vergnügen des Wiedersehens genoßen, bewegt von einander, die eine schöne kirchliche Feier auf ein Paar unvergeßliche Tage zusammen geführt hatte.

Von den Pfarrgenossen St. Daniel's hörte man vielfach die Aeußerung, daß es sie herzlich freuet, diese sehr seltene Festlichkeit in ihrer uralten Pfarre, der Mutterkirche vom ganzen Obergailthale, erlebt zu haben, und daß ihnen die drei Tage der Säcular-Feier immer in werther Erinnerung bleiben werden.

Diese Tage waren ja wirklich eine heilige Zeit der Erbauung und Stärkung in religiöser Hinsicht. Um die Erinnerung daran noch durch sichtbare Zeichen desto mehr unter den Thalbewohnern zu erhalten, wurden auf sehr zweckmäßige Weise schöne Stahlstiche mit Heiligen-Bildern häufig verbreitet, auf deren Kehrseite gedruckt steht: „Andenken an die achte Säcular-Feier der Pfarrkirche St. Daniel unter Goldenstein im Dekanate Obergailthal in

Digitized by Google

Oberkärnten, welche im Jahre 1054 erbauet worden ist. Abgehalten am 3., 4. und 5. September 1854. Und ich sage dir: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Matth. 18. 18."

Das alte, aber durch den wohlthätigen Sinn der Pfarrkinder und die eifrige Verwendung der Herren Ortsseelsorger in den letztverflossenen Jahren mittelst Ausbauen des Thurmes, der Sakristei und mancher andern Verzierungen verschönerte Gotteshaus St. Daniel wird den Pfarrgenossen nun nach abgehaltener achten Säcular-Feier noch um so ehrwürdiger erscheinen, und sie werden in demselben um so lieber, nach dem Beispiele ihrer vielen, dort in der geweihten Erde ruhenden Brüder und Schwestern in Christo dem Herrn, Nahrung für ihre geistigen Bedürfnisse suchen.

Literatur.

C. Plini secundi naturae historiarum Lib. I, XI, XII, XIII, XIV, XV. Fragmenta e codice rescripto bibliothecae Monasterii ad St. Paulum in Carinthia — edidit Fridegarius Mone, Doct. philosoph. (252 Seiten im Octavformat.)

Ueber vorliegendes Werk haben wir schon vielfache und durchaus anerkennende Stimmen vernommen, die uns aber vom Inhalte dieser Bruchstücke nicht näher unterrichten, was wohl daher rühren mag, weil die Fragmente eben keinen neuen Inhalt bieten, wie jeder Kenner des Plinius selbst weiß. Die 37 Bücher des ältern Plinius, der im Jahre 23 nach Christus zu Verona geboren wurde, sind eine sehr schätzenswerthe Fundstätte der wichtigsten mythologischen, geschichtlichen, geographischen, artistischen, physikalischen und philosophischen Kenntnisse der alten Welt. Sie enthalten also nicht so sehr eine Naturgeschichte, wie die Ueberschrift erwarten läßt, als vielmehr eine Real-Encyklopädie, worin Astronomie, Geographie, Geologie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, vergleichende Anatomie, Medizin, Technologie, Mechanik, Landbau, und reiche historische Notizen vorkommen.

Plinius der Jüngere, unsers großen Polyhistors Adoptiv- und Schwestersohn gibt seinem so gelehrten Oheim das schönste Zeugniß des unermüdlichen Eifers in seinem Streben nach Wissenschaften, indem er uns weitläufig berichtet, wie er ein Opfer seiner Naturforschungen geworden, die er in jenem umfangreichen Werke von so mannigfaltigem Stoffe niedergelegt hat. Von diesem umfangreichen Werke fand Dct. Fridegar Mone vorliegende Bruchstücke in einem Palimpsest, als er nach Oberitalien reiste, in der Bibliothek des Stiftes St. Paul in Kärnten am 11. Juli 1853, und erhielt sie von Sr. hochwürdigen Gnaden dem Herrn Abte Ferdinand Steinringer, dem auch dieses Werk dedicirt ist, zu dem Zwecke, sie zu entziffern und herauszugeben. Dct. Mone konnte diesen größten und ältesten Palimpsest fast zwei Jahre zur genauen Entzifferung und herrlichen Herausgabe benützen. Dieser wiederbeschriebene Codex wurde wahrscheinlich zwischen dem 4. und 5. Jahrhunderte in der Geburtsstadt des ältern Plinius — in Verona selbst verfertiget. Denn er ist auf einem zarten, etwas röthlichen Pergamente geschrieben, welches die italienischen Handschriften auszeichnet, mit einer kleinen, rundlichen und sorgfältigen Schrift.

Eine solche Schrift kennzeichnet noch die friedlichen Tage vor Allarich's Einfall in Italien. Ferner weisen auch die häufigen Provinzialismen, die wir später noch besprechen werden, auf Oberitalien hin. Ein Caecilius, der zwischen dem 4. und 5. Jahrhunderte lebte, dürfte der Verbesserer des Plinianischen Codex gewesen seyn.

Etwa im 8. Jahrhunderte mußte die Urschrift dem Commentar des hl. Hieronymus zum Ecclesiasticus weichen. Dieser Commentar kam dann höchst wahrscheinlich durch Eginon, einen gebornen Schwaben, Bischof von Verona nach der Insel Reichenau im Bodensee in die Benediktinerabtei, wo er seine Zelle mit kirchlichen Schriften bereicherte*).

Vom Stifte Reichenau muß der genannte Commentar nach St. Blasien im Schwarzwalde gekommen seyn, und zwar noch vor dem Jahre 1791; denn schon vor 1791 war er nicht mehr in Reichenau, indem er sich im Catalogo der Handschriften von Reichenau in der Karlsruher Bibliothek nicht befindet. Dieser Catalog wurde eben in demselben Jahre verfaßt.

Der besagte Commentar des hl. Hieronymus wird im 8. Jahre der Regierung Ludwig des Frommen angeführt im Bücherverzeichnisse der Abtei Reichenau*).

Die so schöne Ausgabe dieses so alten und größten Palimpsestes dürfte somit um so mehr willkommen seyn, als sich Dct. Fridegar Mone die Aufgabe gestellt hatte, den Anforderungen der Philologen an die Veröffentlichung eines solchen Werkes nachzukommen. Er beabsichtigte nämlich eine paläographisch genaue und sorgfältige Publikation dieses Palimpsestes, und glaubt besonders für die Richtigkeit des Abdruckes und der Uebereinstimmung mit dem Original einstehen zu können. Auch dürfte die Sprachforscher dieses besonders interessiren, daß darin so viele Eigenthümlichkeiten vorkommen, die von der lateinischen Vulgärsprache ziemlich abweichen. Es folgte nämlich der Schreiber dieses so alten Codex dem Sprachgebrauche seiner Zeit; darum schlägt der Finder dieser Fragmente das Werk so hoch an, worin ihm so viele Gelehrte beistimmen. „Es scheint mir" sagt daher der Herausgeber: „für das Studium der klassischen Philologie sowohl wie für die Geschichte weit ersprießlicher, wenn man, was ungleich schwieriger ist, die wichtigen Quellen für die Geschichte in den Palimpsesten aufzusuchen und zu entziffern, unternehmen würde."

„Ich wiederhole daher meinen verbindlichsten Dank „Seiner Hochwürdigen Gnaden dem Herrn Prälaten Ferdinand Steinringer, Abt des Benediktiner-Stiftes „St. Paul in Kärnten, dem würdigsten Nachfolger der „St. Blasianer, der mit unbegränzten Wohlwollen den „Codex-Rescriptus fast zwei Jahre zur Benützung mir überließ. Indem ich diesem hochzuverehrenden Beschützer der „Wissenschaft mein Werk dedicirte, glaube ich nur meiner „tiefgefühlten Pflicht nachgekommen zu seyn."

P. C. Flor,
k. k. Professor.

*) Vgl. Pertz. monum. hist. germ. T. VI. p. 450, und Quellensammlung der badischen Landesgeschichte ed. Mone T. I. p. 62 — 63. — Neugart. hist. episc. Constant. I. p. 537 und 545.

*) Vgl. Neugart. hist. episc. Constant. I. p. 537. und 545.

Digitized by Google

Miscellen.

(Aus den Berichten der in Wien abgehaltenen Sitzungen der k. k. geologischen Reichsanstalt.) — Aus der Sitzung am 20. Nov. l. J. — Herr Bergrath Franz von Hauer gab eine allgemeine Uebersicht der Arbeiten und Untersuchungen, die er im verflossenen Sommer unternommen hatte, um einen geologischen Durchschnitt durch die ganze Alpenkette von Passau an der Donau bis nach Duino am adriatischen Meere anzufertigen. — Nach Vollendung der Zeichnung jener Theile, über welche bereits die Detailaufnahme der k. k. geologischen Reichsanstalt vorliegen, verließ er zu Anfang des Monates Juli Wien, ging nach Klagenfurt, studirte die reiche von Rostborn'sche Sammlung, welche durch die Thätigkeit ihres eifrigen und kenntnißreichen Besitzers fortwährend mit neuen Schätzen bereichert wird, und die unter Canaval's einsichtsvoller Leitung bestehende Musealsammlung, und begab sich dann in Begleitung des Herrn A. Gobanz nach Tarvis, wo er mit den Herren Fr. Foetterle und Dct. K. Peters zusammentraf. Später folgte dahin auch Herr Fr. v. Rostborn, der nun Herrn v. Hauer durch das Isonzothal bis Görz und weiter nach Adelsberg begleitete. Der obere Theil des Isonzothales wird zum größten Theile von Dachsteinkalk gebildet. Von Capporetto angefangen folgen auf diese unmittelbar Gesteine der Kreideformation, denen in der Umgegend von Görz wieder an vielen Stellen Eocenschichten aufgelagert sind. Unmittelbar vor dem Eingange der Adelsberger-Grotte wurden Hippuriten aufgefunden, welche erweisen, daß auch der dortige Kalkstein der Kreideformation angehöre. Nach Görz zurückgekehrt vollendete Herr von Hauer nun den südlichsten Theil des Durchschnittes, wobei er von dem Ingenieur der v. Ritter'schen Zuckerraffinerie, Herrn Pfeiffer, auf das freundlichste unterstützt wurde, und ging dann nach Udine, wo Herr Dct. J. A. Pirona in der Sammlung des Gymnasiums sehr lehrreiche Suiten von Gebirgsarten und Petrefacten aus Friaul zusammengestellt hat. In Begleitung desselben ging nun Herr v. Hauer durch das Fellathal nach Pontafel, welches unstreitig einen der lehrreichsten Durchschnitte der älteren Gesteine der Südalpen darbietet. Auf die Steinkohlenformation folgen bei Pontafel selbst die Werfener-Schiefer, darauf die Guttensteiner-Kalke, dann weiße Kalksteine und Dolomite, ein Aequivalent der Hallstätterschichten, dann bei Dogna die merkwürdigen, petrefactenreichen Raibler-Schichten, weiter die Dachsteinkalke, endlich hinter Portis die jüngeren Kreideschichten. Von Pontafel ging Herr v. Hauer weiter durch den Bombasch-Graben nach Hermagor, dann über Spittal nach Gmünd, wo er am Manki-Ocl eine ausgedehnte Serpentinparthie beobachtete, und weiter durch das Liserthal und den aus Glimmerschiefer bestehenden Katschberg nach St. Michael und Mauterndorf im Salzburgischen. — Die vorgehabten Untersuchungen in den Radstätter-Tauern und im Salzkammergute wurden leider großentheils durch Regenwetter vereitelt, doch wurden die noch fehlenden nöthigsten Daten zur Vollendung des Durchschnittes zusammengebracht, so daß dieser nunmehr fertig gezeichnet werden kann. — Aus der Sitzung am 27. Nov. l. J. — Herr Dct. K. Peters erstattete mit Vorlage der betreffenden Karten Bericht über die geologischen Aufnahmen, welche er im verflossenen Sommer als Hilfsgeologe der unter der Leitung des Herrn Chef-Geologen M. V. Lipold stehenden zweiten Section ausgeführt hat. Dieselben erstreckten sich von der westlichen Grenze der Section, dem Meridian 31° 19m 40, welcher das Drauthal bei Feistritz, die Gail westlich von Arnoldstein durchschneidet, das nächstsüdliche Hauptlängenthal unweit vom Ursprung der Save trifft, und bei Sotscha am Isonzo das Gebiet der dießjährigen Arbeiten verläßt, gegen Osten bis an die Mündung des Rosenbaches in die Drau und fortan längs der Wasserscheide zwischen der Drau und Save im Gebiet der letzteren bis an die steiermärkische Grenze, südlich mit Einschluß der Wochein bis Steinbichl, Höflein und Kanker. — Nebst dem bekannten Hauptergebniße dieser Aufnahmen möge hier nur noch bemerkt werden, daß der Gebirgszug zwischen dem Hauptthale der Gail und unteren Drau einerseits, der Save andererseits, dem sogenannten Grauwackenzuge der Nordalpen entspricht, mit dem Unterschiede, daß in jenem die ältesten Schichten ausschließlich der Steinkohlenformation angehören, welche der Nordseite gänzlich zu fehlen scheint, und daß ihnen sehr beträchtliche Massen der verschiedensten jüngeren Formationen aufgelagert sind, von denen man in den österreichischen und salzburgischen Alpen an entsprechender Stelle nur wenige räthselhafte Spuren antraf. Aus den überaus verwickelten Lagerungs-Verhältnissen in diesem Gebirgszuge ergab sich auch, daß die Kohlenformation (Gailthaler-Schichten) gewaltige Störungen erlitten hat, bevor die untere Trias abgelagert wurde, und daß solche Störungen wohl gleichzeitig mit dem Emporbringen verschiedener plutonischer Massen, auch während der späteren Perioden stattfanden, bevor dieser Theil der Alpen durch die letzten Erhebungen seine Gestaltung erhielt. Daß diese aber bis in die jüngsten Perioden andauerten, erweisen die ziemlich steil aufgerichteten miocenen Schichten in der Wochein, einem ringsum vom Kalkgebirge umschlossenen Kessel. Das Kalkhochgebirge südlich vom Kanal- und oberen Savekessel, welches die Formationsreihe von der untern Trias bis einschließlich dem obern Lias, letzteren aber nur in geringen Spuren enthält, entspricht der normalen Kalkalpenkette der Nordseite. Die Lagerungs-Verhältnisse sind hier sehr einfach, leider vereint sich die Dolomitisation der meisten Schichten mit ihrer Armuth an organischen Resten, um die genaue Abgrenzung der Formationen zu erschweren. Die großartige Plateaubildung im östlichen Umfange des Triglavstockes, eine den Nordalpen fremde Erscheinung, begünstiget eben so wenig die Erscheinung der geologischen Verhältniße. — Ferner besprach Herr Dct. Peters die wissenschaftlichen Vorarbeiten auf diesem Gebiete und die Verhältniße der geologischen Sammlungen des Laibacher Museums, dessen Kustos Herr Deschmann so freundlich war, der Section eine Suite von Versteinerungen zur Bearbeitung zu übergeben. Außer Herrn Deschmann drückte Herr Dct. Peters seinen besondern Dank noch folgenden Herren aus, welche seine Arbeiten wesentlich unterstützten: den k. k. Berg- und Hüttenbeamten in Bleiberg, für Außer-Bleiberg besonders dem Herrn Oberhutmann Häring, den Herren Franz v. Hollenia und Persi in Bleiberg, Gewerken Viktor Ruard und dessen Verwalter Leite in Sava, den Baron v. Zois'schen Herren Beamten Senitza und Tunner in Jauerburg, Florianschitz in der Wochein und dem fürstlich von Sulkovsky'schen Verwalter Herrn Pogatschnig in Neumarktl. (W. Ztg.)

(Metastasio's Denkmal.) Der Gedanke, dem Dichter Metastasio in Wien ein Denkmal zu setzen, war schon zu jener Zeit rege geworden, als Fürst Altieri apostolischer Nuntius am Wiener Hofe war; die Mitwirkung italienischer und deutscher Theilnehmer, vor Allem aber das warme, werkthätige Interesse, welches Cavaliere Pietro Galvagni dem Unternehmen weihte, hat die Ausführung endlich möglich gemacht. Die feierliche Enthüllung fand am 26. Nov. l. J. Statt. Das Denkmal ist in der italienischen Kirche am Minoritenplatze, an der rechten Seite, nahe am Hochaltar, errichtet. — Auf einem Marmor-Piedestale, geschmückt mit Emblemen, mit dem Namen und mit sinnigen Basreliefs, welche bedeutungsvolle Momente aus dem Leben Metastasio's darstellen, zeigt sich des Dichters sitzende lebensgroße Gestalt aus weißem Marmor. Auf dem Knie liegt ein offenes Buch, die gehobene rechte Hand hält die Feder, während der feine geistreiche Kopf wie lauschend dem Flüstern der Muse sich zuneigt. Das Denkmal ist von der Hand des in Rom lebenden Bildhauers Vincenzo Lucardi aus Udine. — Metastasio erblickte das Licht der Welt in Rom am 3. Jänner 1698, und starb am 12. April 1782 in Wien, wo er seit dem Jahre 1729 als Hofdichter lebte.

(Wolfgang Amadeus Mozart.) Am 5. Dezember waren es 64 Jahre, daß dieser größte deutsche Tondichter zu Wien starb. — Das Wiener-Conversationsblatt veröffentlicht hierüber folgende Notiz: „Auszug aus dem Sterbprotokoll: Den 5. Dezember 1791 starb der Titl. Herr Wolfgang Amadeus Mozart, k. k. Kapellmeister und Kammer-Compositeur in der Rauhensteingasse im kleinen Kaiserhaus" Nro. 970, am hitzigen Frieselfieber, alt 36 Jahre. Im „Friedhof" A. St. Marx III. Klasse in der Pfarre bei St. Stephan, bezahlt 8 fl. 36 kr., Todtenwagen 3 fl." — Das damalige kleine Kaiserhaus Nro. 970 hat jetzt die Nummer 934 (Mozarthof.) Hier wohnte und starb der große Tonsetzer im ersten Stocke. Das ziemlich geräumige Zimmer war sehr dunkel. Es hatte zwei Fenster in einen Hof. Seine Arbeitsstube befand sich um die Ecke, gegen die Strasse zu. Mozarts Arzt war zuletzt Doktor Cloffel, beigezogen wurde Doktor von Sallaba, Primärarzt des allgemeinen Krankenhauses. Mozart verschied in der Nacht auf den 5. Dezember. Der Kapellmeister Süßmeyer war bei seinem Erlöschen zugegen. Alsbald fand sich Graf Deym (unter dem Namen Müller, Eigenthümer des Kunstkabinets beim rothen Thurm) ein, und nahm einen Gypsabdruck von dem Antlitze des großen Todten. Gottfried Freiherr von Swieten, wie sein Vater, Präses des Studien- und Censurwesens, Präfekt der Hofbibliothek, erschien ebenfalls sogleich in dem Hause der Trauer mit Rath und That. Schikaneder war trostlos. Auf der Bahre war Mozart mit einem schwarztuchenen Todtenbruderschafts-Gewand angethan. Seine Todeskrankheit währte fünfzehn Tage. Er war schon leidend, als er von Prag von der Krönung Kaisers Leopold II. zurückkehrte. Die ihm im Herbste 1791 verliehene Dom-Kapellmeistersstelle bei St. Stephan, die ihn in eine „geborgene" Lage versetzt hätte, konnte er nicht antreten. Weder Süßmeyer, noch Schickaneder, dem Mozart zu Ruhm und Reichthum verhalf, bekümmerten sich um den Leichenhügel des großen Meisters. —

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 33. Sonnabend, den 15. Dezember. 1855.

Die Bevölkerung in Kärnten und ihre Bewegung vom Jahre 1854.

Die Veranlassung zu den nachfolgenden Zeilen gab der mit dem Amtsblatte Nro. 214 zur Klagenfurter Zeitung vom 19. September 1855 von Seite der hohen k. k. Landesregierung kund gemachte übersichtliche Ausweis über die in Kärnten im Jahre 1854 vorgekommenen Trauungen, Sterbfälle und sich ergebenen Geburten. Die Zahlen, wie sie dort stehen, liefern einzig eine Vergleichung zwischen dem Mehr und Weniger und den Ergebnissen der Jahre 1853 und 1854; da jedoch damit die Volkszählung im Allgemeinen ausgesprochen wird, sey es gestattet an die Zahlen seine Betrachtungen zu knüpfen, und so die Bekanntschaft jener tabellarischen Uebersicht, wenn gleich aus individueller aber langjähriger Beobachtung darzustellen.

Die Bevölkerung Kärntens nach neuester Zählung anzugeben, ist uns aus Mangel ämtlicher Ausweise, da sie nur durch die zeitweise vorkommende Conskription, wie sie das Jahr 1851 das letzte Mal vorgenommen, einigen Halt in ihrer Bestimmung gewinnt, nicht zukommlich. Der ämtliche Provinzial-Schematismus vom Jahre 1848 gab die Bevölkerung des Klagenfurter Kreises von $85^{33}/_{100}$ Quadratmeilen zu 179,544 Seelen, die des Villacher von $94^{33}/_{100}$ Quadratmeilen zu 126,704 Seelen, mithin die Gesammtbevölkerung des Landes zu 306,248 Bewohnern an. Die Diözesan-Schematismen der beiden sich in Kärnten theilenden Bisthümer Gurk und Lavant führen, und zwar ersteres für seinen Antheil die Bevölkerung im Jahre 1854 mit 225,595 und letzteres mit 88,814 somach in Summe mit 314,409 Seelen auf, wozu noch die gegenwärtig in diesen Schematismen 17,901 ausfallenden Protestanten zu zählen kommen, so daß sich eine Totalzahl von 332,310 ergibt. Da jedoch dieser Calkul bei der grenzentheils mangelhaften Führung der Seelenstandsbücher als höchst problematisch erscheint, glauben wir im Vergleiche mit der oben angegebenen ämtlichen Zählung nur ein Mittel von 320,000 Seelen annehmen zu können*). Der Conskriptions-Ausweis vom Jahre 1779 für Kärnten berechnet die Gesammtbevölkerung zu 293,626 Individuen, was somach im Vergleich des letzten annähernden Calkuls eine Bevölkerungszunahme für 74 Jahre von 26,374 Seelen gäbe, somit eine jährliche von nicht einmal $^1/_3$ Prozent, und es dürfte somach die Annahme der Gesammtpopulation**) der Provinz mit, wie gesagt, 320,000 Menschen in runder Zahl nicht übermäßig erscheinen; denn wenn man in Erwägung zieht, daß die Bevölkerung vor allgemeiner Einführung der Kuhpockenimpfung, welche doch eigentlich erst im Jahre 1801 begann, durch die vielen Kriegs- und Sterbsjahre, wie die Jahre 1789 und 1814, wo der Spitaltyphus, dann die Jahre 1787 und 1798***), wo die Blattern dieselbe decimirten, nur äußerst langsam im Fortschreiten begriffen war, und die Faktoren einer mehreren Zunahme erst in dieses Jahrhundert und seine friedlicheren Decennien fallen, kann obige Summe als nicht bedeutend von der Wirklichkeit entfernt angesehen werden***).

Die Nationalitäten der Bevölkerung theilen sich in die deutsche und slavische, und es dürfte erstere zu letzterer (wir reden nur von streng geschiedener Sprachgränze) wie 7 zu 3 sich verhalten. Uebrigens ist die äußere Bewegung der Bevölkerung mehr eine negative, das heißt: es wandern Wenige (also nur Dienstboten und Handwerksbursche, die sich kompensiren) aber keine Einheimischen aus, wohl aber viele aus fremden Ländern herein. Letztere sind vorzüglich aus Italien, Tirol, Krain, Böhmen und nur mitunter Ungarn, Steiermark und Salzburg. Einst, wo Kärnten noch theilweise unter den Kirchenfürsten von Salzburg und Bam-

*) Nach ämtlicher ministerieller Angabe hatte Kärnten im Jahre 1849 auf $180^3/_4$ Quadratmeilen 311,440 Einwohner, also durchschnittlich ungefähr 1760 auf 1 Quadratmeile. (Klagenfurter-Zeitung vom Jahre 1849, Nro. 95, 9. August.)

*) Nach des Ministerial-Sectionsrathes L. R. v. Heufler neuester Angabe (Die Alpenländer von Oesterreich, Wien 1855) — zählt Kärnten auf 179,76 Quadratmeilen 319,280 Einwohner. Klagenfurt über 12000 Seele 88). Aehnlich mit unserer Annahme wird aus ämtlichen Quellen im Blatte Nro. 255 der Klagenfurter Zeitung vom 7. Nov. d. J., aus den Uebersichts-Tafeln zur Statistik des österreichischen Kaiserstaates entnommen, die im Jahre 1851 in Kärnten verbandene Bevölkerung in ziffernlicher Hinsicht auf 301,323 Katholiken und 17,901 Protestanten, somach etwas über 319,000 in Summe, angeletzt. (Anm. des Verf.)

Nach der neuesten ämtlichen Angabe hat Kärnten auf 180,2636 Quadratmeilen, in 11 Städten, 25 Marktflecken und 2747 Dörfern, 340,150 Einwohner, auf die Quadratmeile 1229. (Allg. Zeitung vom 26. Oktober 1855, Nro. 299). (Anm. der Redakt.)

**) Es starben im Jahre 1787 an Blattern in Klagenfurt 167, im Jahre 1798 — 128, in den 70 Jahren von 1784 bis 1853 einschläßig aber 569 Individuen.

***) Die Bevölkerung nimmt gegenwärtig nach dem dieser Beobachtung zum Grunde liegenden öffentlichen Ausweise in günstigen Jahren, wie es das von 1854 war, in runder und sicherer Summe um 1000 Menschen zu. Dieses gegenwärtige Jahr dürfte es, nicht etwa wegen der doch verhältnißmäßig sehr gelinde aufgetretenen Cholera, sondern wegen andern vielfachen, wenn auch nicht epidemischen Krankheiten, mit der Bevölkerungszunahme unter Null bleiben. Wir erlauben nur als Beweis dessen anzuführen, daß in der Pfarre, wo Berichtgeber lebt, sich die Zahl der Todten bereits mit 1. Nov. 1855 mit 136 Verstorbenen abschließ, welche im Jahre 1853 im gleichen Zeitraume nur 52 betrug, so sehr hat die Sterblichkeit in einer der gesundesten Gegenden des Landes aufgerämmt.

Digitized by Google

berg stant, zogen viele Baiern, Franken und Sachsen in die Provinz; doch dieser Zuzug hat in neuerer Zeit immer mehr aufgehört und selbst aus dem dicht bevölkerten Schwaben war der Zuwachs nur geringe. Dafür hat das Einströmen der Italiener sehr zugenommen, besonders seitdem das Maurerhandwerk, die Ziegeleien, die Käsebereitung, die Wegarbeiten, vielfältig der Holzschlag und die Hammerarbeit, wie ein Theil des Handels in italienischen Händen sind, und man kaum die damit sich beschäftigenden Italiener, meistens Carnieler, welche nicht bloß vorübergehend hier sich aufhalten, ohne Uebertreibung auf 2000 Köpfe anschlagen. Die Tiroler haben als Maurer und Handlanger dieselben vielfach aus dem Drau-, Möll- und Liserthale verdrängt und sich als Branntwein-, besonders Enzianbrenner, Lörgetdörrer, Geschirr- und Kleinhändler u. s. w. in Kärnten etablirt. Die Krainer verschaffen sich als Hammerarbeiter und Holzknechte, die Böhmen als Musiker, Teichgräber und Strassenarbeiter Eingang. Die Slowaken und Heralen aus Ungarn durchziehen das Land Jahr ein und Jahr aus als Drahtbinder, Leinwand- und Glashändler; die Lungauer als Schwammsammler und Schweinsschneider, und wenn gleich diese Einzelnen keine bedeutende Ziffer machen, so beträgt ihre Gesammtsumme doch mehrere Hunderte. Prävali, dieses Haupteisenwerk Kärntens, welches die Bevölkerung der Pfarre Maria am See bis auf 5000 Menschen steigerte, hat in sich alle Elemente der Nachbarprovinzen, besonders auch der Steiermark aufgenommen, und gibt besonders für Urlauber eine erwünschte Unterkunft. Man kann in Wahrheit sagen, vorzüglich im Bezirke hat sich jedoch die heimische Bevölkerung behauptet, und trotz allen Beschwerden und Gefahren seiner andern das Feld geräumt; eben so wenig im Feldbau und in der Viehzucht.

Der Schlüssel zu dieser auffallenden Erscheinung liegt in der bereits dargestellten wenigen Zunahme der heimischen Bevölkerung, welche wenn auch jetzt beschleunigt, doch kaum zureicht, bei der fortschreitenden Bodencultur dem eigenen Bedarf an Arbeitskräften zu genügen. Man erwäge nur, welche Bodenstrecken seit 40 Jahren urbar gemacht wurden: am Krapfelt, um Klagenfurt und längs der Strasse nach Völkermarkt; wir reden nicht von den entlegneren Gegenden. Und sey es auch, daß viele früher dem Getreidebaue gewidmete Hndwerke wegen ihrer hohen Lage der Wald- und Viehwirthschaft, wie ersteres besonders in der Lölling der Fall, anheimfielen, so hat der Landbau durch die häufigen Pflanzungen von Kartoffeln, türkischen Weizen und Futterkräutern intensiv zu-, und daher vielmehr Hände in Anspruch genommen. Selbst das Ergebniß des Jahres 1854, wo die Zahl der Geborenen jene der Gestorbenen um 966 Individuen überschritt, weiset nur eine Zunahme von ¾ Procent nach, wenn es gleich gegen andere Jahre ein günstiges ist.

Nach dem Ausweise für 1854 haben sich in diesem Jahre 1497 Paare verehelicht. Nehmen wir die volle Zahl von 1500, mithin 3000 Personen, die sich heiratheten, so kommt, eine Bevölkerung von 300,000 Köpfen angenommen, auf 100 derselben eine Person, was, wenn man die Bevölkerungslisten von Italien, der Militärgränze, Krain, Böhmen ꝛc. vergleicht, sehr wenig ist. Nur in der Hauptstadt Klagenfurt, deren Bevölkerung wir, obwohl sie im Jahre 1848 noch mit Zurechnung der Gemeinden St. Ruprecht, Weidmannsdorf, St. Martin und Köfeling ꝛc. im Provinzial-Schematismus S. 79 nur mit 10,352 angesetzt erscheint, in der runden Zahl von 12,000 annehmen wollen*), stellte sich die Zahl der Ehen auf 69 mithin 138 Köpfe, wornach auf 283 Personen 3, die sich verehelichten, kommen. Das Jahr 1854 indessen übertraf das vorhergehende um 36 Paare, woran sicher die Rekrutirung Ursache war. Auffallend ist es, daß die größte Zahl Männer, nämlich 519 in einem Alter von 30 — 40 Jahren und 372 in dem von 24 bis 30, ja 291 in dem frühen bis 24 Jahren heiratheten, während von den Mädchen 436 in dem von 24 bis 30, 375 von 30 — 40 und nur 182 bis zu dem von 24 Jahren sich verehelichten, was in dem Verlangen der Männer, möglichst früh anfässig zu werden, und in der Unthunlichkeit, die Töchter eher auszusteuern, seinen Grund hat, aber auf die Fruchtbarkeit, oft auch auf das Glück der Ehen einen nachtheiligen, auf die Vermehrung der unehelichen Geburten einen leidigen Einfluß hat.

Das Verzeichniß der Geborenen weiset im Jahre 1854 — 9489 Geburtsfälle aus, darunter 3499 uneheliche Abkunft; es sind somit weit über ein Drittheil uneheliche Kinder, in Klagenfurt von 450 — 276, geboren worden, mithin mehr als die Hälfte*); ein Verhältniß, welches bei seinem Lande der Monarchie da ist. Dasselbe hat schon mehrmals die Aufmerksamkeit der k. k. Staatsverwaltung, so z. B. im Jahre 1828 rege gemacht und umfassende Erörterungen zur Folge gehabt. Eine in Folge dessen veranlaßte Zusammenstellung der Geburts- und Traunngs-Ausweise von 1808 bis 1818 und des folgenden Decenniums von 1818 bis 1828, gab das Resultat, daß blos in der Gurker-Diöcese in letzterer Periode um 2000 Eben weniger als in der früheren geschlossen wurden, und daß zu der beanstandeten großen Menge unehelicher Kinder das Möll- und Ober-Gailthal nur etwa 10 Procent, die slovenischen Gegenden und das Canalthal nur 20, das Drau- und Liserthal 30 — 40, Mittelkärnten aber mit seinen Flächen, Thälern, Städten und Märkten, den übrigen Theil in einer verhältnißmäßigen viel höhern Prozentnirung beitrug, ja daß großentheils die Zahl der ehelichen Kinder von den Geburten unehelicher Abkunft bei weitem übertroffen wurde. Wenn die Abnahme der Ehen schon im Allgemeinen einen üblen Einfluß übte, was jedoch erweislich bei der Hauptstadt der Fall nicht war, begründet sich dieses Mißverhältniß im deutschen Mittelkärnten hauptsächlich in den großen Meiereien, den sogenannten Höfen, landtäflichen Gütern, die hier am zahlreichsten sind. Welch' ungemein große Gütercomplexe sind nicht gegenwärtig oft unter einer einzigen Familie vereinigt! Man will nur bemerken, daß die Güter Silberegg, Töchldorf, Grünburg, Mayerhofen, Wellischdorf, Ueberberg, das Pülker- und Lahnergut allein von der Familie der Erben von Knapitsch erworben wurden. Eine Menge Berghuben verloren ihren Anfitz und wurden zu Halthuben oder zum Waldstand verwendet; viele wurden zertheilt. So kommen in diesem Landestheile oft 15 — 30 Köpfe als Dienstboten auf ein Ehepaar, vielfach noch mehr. Viele der größeren Realitätenbesitzer

*) Nach der Constription im Jahre 1850, wo die Ortsgemeinde Klagenfurt schon wie heute arrondirt war, betrug ihre Bevölkerung 12,703 Individuen. Zacharia gibt in seiner sehr beliebten und benützten Erdbeschreibung (7. Auflage, Leipzig 1854) Seite 264, Klagenfurt 12,100 Einwohner. Wenn wir bei den neuerlichen für Klagenfurt unglücklichen Reduzirungen die runde Zahl von 12,000 Einwohnern annehmen, glauben wir die Schwankungen, die sich bei Hinweglassen einer vermöglichern Classe bei den Handwerken und Gewerbetreiben mit ergaben, berücksichtigt zu haben.

*) Die Gebäranstalt in Klagenfurt nimmt prinzipiell nur ledige Schwangere auf. Im Jahre 1853 wurden in derselben von 134 Schwangern 127 Kinder geboren, und 15 Schwangere blieben noch unentbunden. — Im Jahre 1854 wurden zu diesen 112 neue aufgenommen und es sieten 106 Gebnrten vor, worunter 4 Zwillings- und 1 Drillingsgeburt. Der bei weitem

Digitized by Google

sitzer verehelichen sich entweder gar nicht oder sehr spät, theils weil sie keine Parthie mit Vermögen finden, theils um der lieben Freiheit fröhnen zu können. So haben die Ehelosigkeit und Ehescheue, dagegen der Kindersegen — daß man ihn so nennen dürfte — der unehelichen Weibspersonen überhand genommen und die Achtung des jungfräulichen wie des Ehestandes ist zum größten Nachtheil der Sittlichkeit tief gesunken, während dieselbe in den entfernteren Thälern des Landes noch als Talisman besteht, und hier wie in den slovenischen Gegenden, ausser der kargern Nahrung, der wenigeren Nähe von Städten und Märkten, die Beschränktheit und daher Mehrzahl der Besitzungen die Ehelosigkeit auf das gehörige Maß zurückführt, die Geschlechter in Schranken hält.

Bezüglich des Verzeichnisses der Verstorbenen fällt die große Zahl alter Leute auf; waren doch im Jahre 1854 von 8523 Verstorbenen 2393, welche das 60. Jahr, 431, welche das 80. und 5, welche das von 100 Jahren überschritten, zu welchen Klagenfurt aus 442 Verstorbenen ein Contingent von 96, 28 und 2 Personen lieferte, wornach von jenen 442 über 100 ein höheres, ein Greisenalter, und zwei von den fünf des ganzen Landes das so seltene über 100 Jahre erreichten; immerhin ein Beweis, welch' vortreffliche Luft und sonstig günstige Lebensverhältnisse unsere Hauptstadt besitzt*). Dagegen sind unter jener Totalzahl nicht weniger als 2188 Kinder von der Geburt bis zu einem Jahr, so daß ein Viertel der anzuhoffenden Bevölkerung sogleich dem Tode anheimfällt. Der größte Theil davon sind uneheliche Kinder, wie uns die wöchentlichen Sterbelisten der Hauptstadt beweisen, wonach sich die Ursache der geringen Zunahme der Bevölkerung und der Arbeitskräfte am sichersten erklärt. —

tem größte Theil dieser Schwangern und Gebärenden stammt aus fremden Bezirken und Gemeinden und gehört diesen an. Daher die auffallende Mehrzahl der unehelichen Geburten in Klagenfurt. Sey es auch, daß hierin zwischen Stadt und Land eine Freizügigkeit herrscht, fällt doch das Mehr auf letzteres.

*) Während Hain (Handbuch der Statistik des Kaiserstaates, Band I. S. 311) die Bevölkerung von Klagenfurt aus höchst ämtlicher Quelle 1850 auf 12,054 und 1852 auf 12,101 Einwohner angab, gibt die aus den hiesigen ämtlichen Quellen für 2 Decennien (1825 bis 1844) berechnete, gleich der Bevölkerung steigende Sterblichkeit der Hauptstadt für das erste Decennium im Durchschnitt 336⅔, Todte jährlich, das zweite hingegen deren 463⅓, welche Zahl im vorigen Jahre für die legal ausgemittelte reine Stadtgemeinde auf 475 stieg, was einen Sterblichkeit-Faktor von 26 ergäbe. (Das Mittel mag etwa, gleich Innsbruck und Salzburg 28 seyn.) Um die im gleichen Verhältnisse mit der Bevölkerung steigende Sterblichkeit darzuthun, mögen einige der letzten Jahre hier stehen:

Im Jahre	auf angezeigt Bewohner	Geburten	Todte.
1842	10,575	438	376
1846	11,188	431	437
1848	12,720	408	485
1851	12,703	424	410

Die Zahl der im k. k. allgemeinen Krankenhause zu Klagenfurt in den letzten 4 Jahren, von 1851 bis 1854, behandelten Kranken, welche sich auf die medicinische und chirurgische Abtheilung fast gleichmäßig vertheilen, betrug im Ganzen 4508 Individuen. Von diesen starben im Verlaufe dieser 4 Jahre 388, worunter sich nur 88 Einheimische, hingegen 300 aus anderen Gegenden und Provinzen befanden; ein Verhältniß, welches umgekehrt in gleichem Maßstabe auch in anderen größeren Städten, wo sich Spitäler befinden, stattfinden mag.

Bitte zum Abschiede.

(In Gastein's Album.)

Ein Zeichen ist's tiefinniger Gefühle,
Von feiner falschen Bildung noch entweiht,
Wenn man sich dem, der Ihnen wiederkehret,
Stets wärmer, herzlicher entgegenfreut;
Man zählt ihn gerne zu den Hausgenossen,
Ein stilles Heimatrecht wird ihm gegönnt,
Und sind der Lustra zwei, die er gekommen,
Das Bürgerrecht des Pilger's Kommen krönt.

Gastein! Du Alpenthal mit deinen Wundern,
Das Geist und Herz mit Staunen stets erfüllt,
Mit deinem Wasserborn, dem unaufhaltsam
Der heiße Lebensbalsam hell entquillt;
Gastein! Mit deinen freundlichen Bewohnern,
Wo Biederkeit und off'ner Sinn noch wohnt,
Wie hast du liebend mich stets aufgenommen,
Wie ward der Hoffende so reich belohnt.

Ich scheide morgen nun zum Zehntenmale
Aus deinem duft'gen Alpenblumenkranz,
Und sage „Lebewohl" den Tempelhallen,
Wo Hygieja thront im ew'gen Glanz;
Ich scheid' gewiß mit dankerfülltem Herzen, —
Und komm' ich in der künft'gen Jahre Lauf,
Nimm wieder deinen alten — neuen Bürger
In deine mütterlichen Arme auf!

Wildbad Gastein, am 19. August 1855.

Literarische Notiz.

In den Mitarbeitern an der unter den Auspicien des Fürstabtes Martin Gerbert*) von Mitgliedern der Benediktiner-Congregation von St. Blasien bearbeiteten Geschichte der deutschen Bisthümer (Germania Sacra) gehörte auch Trudpert Neugart. Seine Urkunden-Sammlung für die Geschichte Schwabens und des transjuranischen Burgund**) würde für sich allein schon genügen, um ihm den ausgezeichneten Platz zu sichern, welcher ihm unter den deutschen Geschichtsforschern zuerkannt wird. Man pflegte ihn den Nestor der deutschen Diplomatik zu nennen.

Als Mitarbeiter an der „Germania Sacra" wählte Neugart für sich die Geschichte des Bisthumes Constanz. Der erste Band des ersten Theiles seines Episcopatus Constantiensis wurde im Jahre 1803 in St. Blasien gedruckt. Mit umfassender Gelehrsamkeit und strenger Kritik, mit edler Unbefangenheit und mit furchtlosester Wahrheitsliebe behandelt Neugart mit steter Rücksicht auf die mittelalterliche Topographie, auf die profane und literargeschichte des Mittelalters in dem bedeutungsvollen Zeitraume vom sechsten bis zum Schlusse des eilften Jahrhunderts die Geschichte der Bischöfe von Vindonissa und Constanz von Bubulcus (517) bis Gebhard III. († 12. Nov. 1110.)

*) Carinthia Nro. 33.

**) Codex diplomaticus Alemannine et Burgundiae transjuranae. II. Tomi. Typis San. Blasianis. 1791.

Digitized by Google

Der zweite Band war vollendet und zum Drucke bereit, als das Stift St. Blasien im Jahre 1807 aufgehoben wurde. Der Druck mußte unterbleiben, die Handschrift wanderte aber mit dem Verfasser nach Oesterreich und im Jahre 1809 nach unserem St. Paul. Es fehlte nicht an der Anerkennung dessen, was Neugart mit dem ersten Bande nicht bloß für die Constanzer Geschichte, sondern auch für eine gründlichere und deßhalb genauere und richtigere Kenntniß der mittelalterlichen Zustände geleistet hatte. Wiederholt wurde der Wunsch zur Herausgabe des zweiten Bandes ausgesprochen. Sie unterblieb, weil durch sie nur die Wissenschaft schwerlich aber der Bücherspekulant gewonnen haben würde.

Erst im Jahre 1817 schien eine Gesellschaft schweizerischer Gelehrter die besprochene Herausgabe zu verbürgen, und Neugart nahm keinen Anstand, den Unternehmern die Handschrift zuzuschicken. Allein auch jetzt unterblieb die besprochene Herausgabe aus unbekannten Gründen und die Handschrift gelangte in die Sammlungen des gelehrten Freiherrn von Laßberg zu Meersburg am Bodensee.

Da wir nun aber in der Nummer 169 der Karlsruher Zeitung die Nachricht lesen, daß die Laßbergischen Sammlungen nächstens in Donaueschingen wieder aufgestellt und mit der gleichen Liberalität, wie die übrigen fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen der Benützung der Gelehrten freigestellt seyn werden, so dürfen wir uns der angenehmen Hoffnung hingeben, daß nunmehr die von dem literaturfreundlichen Herrn Abte von St. Paul, Ferdinand Steinringer, schon lange deabsichtete und in wissenschaftlichen Blättern besprochene Herausgabe des zweiten Bandes des ersten Theiles des Episcopatus Constantiensis, dessen Verfasser auch wir den Unsern nennen können*), werde ermöglichet und damit nicht nur ein neuer, schätzbarer Beitrag zur Profan-, Literatur- und Kirchen-Geschichte Deutschlands, sondern auch ein neuer Beweis deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit veröffentlicht werden.

G. Fr. v. Anterhofen.

*) Was Trudbert Neugart für die Geschichte seiner neuen Heimath, Kärnten, noch im hohen Alter geleistet habe, kann den Lesern der Vorrede zu meinem, dem Andenken des verehrten, unvergeßlichen Lehrers gewidmeten Handbuche der Geschichte Kärntens bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern nicht unbekannt seyn.

Miscellen.

(Aus den Berichten der in Wien abgehaltenen Sitzungen der k. k. geologischen Reichsanstalt.) — Aus der Sitzung vom 4. Dez. l. J. — Herr M. V. Lipold gab eine Uebersicht der Arbeiten, welche er als Chefgeologe der II. Sektion der k. k. geologischen Reichsanstalt im verflossenen Sommer im südöstlichen Theile von Kärnten vollführt hatte. Das von demselben geologisch aufgenommene Terrain wird im Norden von der Drau, im Westen vom Meridian von Maria Elend im Rosenthale, und im Süden und Osten von den Gränzgebirgen Krains und Steiermarks begränzt und umfaßt den größten Theil des Rosenthales, das Bären-, Leibl-, Waidisch- und Freibach-Thal, das rechte Ufer des untern Drauthales, das Jaunthal, das Veltschthal und das Mieththal. Ueberdieß hatte Herr Lipold vor Beginn seiner geologischen Aufnahmen in dem bezeichneten Terrain im Monate Mai Deutsch-Bleiberg besucht, um die dortigen Lagerungsverhältnisse der verschiedenen Kalksteinformationen zu studiren, so wie er während seiner Bereisungen an der steiermärkischen Gränze wiederholt nach Saldenhof in Steiermark kam, woselbst er auch mit dem Sammelfleiße des steiermärkischen geologischen Vereines, Herrn Dir. Fr. Rolle, eine Zusammenkunft hatte. — Da Herr Lipold über die einzelnen Gebirgsarten und Formationen, welche in dem bezeichneten Terrain auftreten, im Laufe des Winters specielle Vorträge halten wird, so führte er vielleicht um so mehr bloß namentlich an, da die vorgewiesenen Aufnahmsskarten noch nicht vollständig bearbeitet und beschrieben sind. Diese Gebirgsarten sind: Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Syenit und Syenitschiefer, Thonschiefer, Thon- und Dioritschiefer, Porphyre mit verschiedenen andern Massensteinen Urthonschiefer, Gailthaler-Schichten (Schiefer, Sandsteine, Conglomerate und Kalksteine der Steinkohlen- und älteren Formationen), Werfner Schiefer, Guttensteiner, Hallstädter und Raibler, Dachstein-, Hierlatz-, Jura- und Kreideschichten, tertiäre Sandsteine, Tegel und Conglomerate, endlich Diluvium. Diese Mannigfaltigkeit der Gebirgsarten, welche Herr Lipold besonders hervorhob, und durch welche sich namentlich das Mieththal auszeichnet, verbunden mit der bedeutenden Höhe der Gebirge erheischte die größte Aufmerksamkeit. Die Alpenkalkfreunde fand Herr Lipold reicher an Petrefakten, als er erwartet hatte, und sie sind insbesondere noch durch ihre Bleierzführung ausgezeichnet und wichtig. Von andern Metallen finden sich noch Quecksilbererze und silberhaltige Eisensteine in geringen Mengen vor. Die tertiären Ablagerungen führen Braunkohlen und im Diluvialterrain werden Kalktuff und Torf vorgefunden. Zum Schlusse sprach Herr Lipold den Herren: Bergverwalter Anton v. Webern in Prävali, Gewerke Jelouz und Bergverwalter Jesserning in Schwarzenbach, Bergverwalter Th. Oberfeiner in Bleiburg, Gewerke Vinzenz Kompesch in Kappel, Bezirkskassier Lisanigg in Fretsch, Bergverwalter Ebrwart in Windisch-Bleiberg und Eisenwerks-Verwalter Katzett in Feistritz öffentlich seinen Dank aus für die Unterstützung, welche ihm dieselben bei seinen Arbeiten angedeihen ließen. Zugleich erwähnte Herr Lipold, daß zum Behufe der Barometer-Höhenmessungen, deren 280 gemacht wurden, die correspondirenden Beobachtungen gefälligst vom Herrn J. Pretzner in Klagenfurt gemacht und mitgetheilt worden, so wie, daß er durch die Güte der Herren Franz v. Rosthorn und Canaval in Klagenfurt in den Sammlungen des Ersteren und des Landesmuseume mehrere wichtige Notizen erhalten habe. (Wien. Ztg.)

(Marmordenkmal für den König von Hannover, Ernest August, — von Rauch.) Der König liegt ausgestreckt in der Stellung eines ruhig Schlummernden. Der Kopf ist ein Charakterkopf in voller Bedeutung und doch in ungemein schlichter, jedes kleine Mittel verschmähender Weise vom Künstler erfaßt und dargestellt worden. Der König ist in Husarenuniform gekleidet, um die breite Schulter ist ein Hermelinmantel geschlagen. Der Unterfuß ist in Form eines einfachen Sarkophags's rechteckig gearbeitet mit elegantem Gesimse. Auf den vier Ecken sind eben so viele liebende Engel.

(Buchhandlung in New-York.) Die prachtvolle Buchhandlung der neuen Welt ist die von Harper in New York. Der aus zwei Hauptgebäuden, welche durch eiserne Brücken verbunden sind, bestehende Bau nimmt einen halben Morgen Flächenraum ein. Das Haus ist siebenstöckig und jedes Geschoß durch 21 corinthische Säulen getheilt, zwischen welchen die Fenster sind. Der Hauptsaal ist von Eisen und reich im Ornamente durchbrochen. Ueber dem Eingange befindet sich ein lebensgroßes Standbild von Benjamin Franklin, und kleinere Statuen von Washington, Jefferson u. s. w. sind in Nischen des fünften Stockwerkes angebracht. Das ganze Gebäude ist feuerfest.

(Künstler Nekrologe.) 14. Am 30. Oktober, l. J. starb zu Prag im 79. Jahre Franz Freiin Matowsky von Matowitz und Keser, erste Assistentin des k. k. adeligen freiweltlichen Neustädter Damenstiftes und Vicevorsteherin des Prager St. Ludmilla-Frauenvereines. Sie war eine begabte Malerin und Landschaftszeichnerin, so wie eine besondere Verehrerin der czechischen Sprache und Literatur. — 15. Die Wienerzeitung vom 6. Nov. l. J. enthielt Folgendes: Ein talentvoller Künstler und Schüler von Fiday, Joh. Stadler, von dem mehrere Landschaften die schweizerischen Kunst-Ausstellungen zierten, hat sich vom Dache seines Hauses in Zürich herabgestürzt und dadurch seinem Leben ein Ende gemacht. Sein mehrere Jahr war der Arme einer tiefen Melancholie verfallen. — 16. Am 3. Dez. l. J. verschied in München der in der Kunstwelt durch zahlreiche und treffliche Bilder, namentlich auch mehrere ausgezeichnete Altarbilder bekannte Historienmaler Joseph Rhomberg, Professor der Zeichenkunst an der k. polytechnischen Schule, in welcher Stellung er seit Jahresfristen mit großer Auszeichnung und vielfachen Verdiensten thätig war. Er war zu Dornbirn in Vorarlberg im Jahre 1786 geboren.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 34. Sonnabend, den 22. Dezember. 1855.

Weihnachtlieder aus Kärnten.

Die altdeutsche Volkspoesie hat durch die „Weihnacht-Spiele und Lieder aus Südteutschland und Schlesien", welche Dtt. Karl Weinhold, ordentlicher Professor an der Universität zu Graz, mit Einleitungen und Erläuterungen (Graz, 1855, bei Damian und Sorge) herausgegeben, eine interessante Bereicherung erhalten.

Wir lassen über das Entstehen und den Hauptinhalt dieses verdienstlichen Werkes den Verfasser selbst sprechen. In seinem Vorworte sagt er: „Mit hellem Blicke und sorgsamer Hand haben seit einer Reihe von Jahren deutsche Forscher, geführt von den Brüdern Grimm, die Schätze unserer Volksdichtung aufgesucht und gesammelt. Das Lied, die Sage, das Märchen sind mit vorzüglicher Liebe behandelt und die Wissenschaft vom deutschen Volke durch sie bereichert und geschmückt worden. Auch andern verwandten Erzeugnissen, wie dem Räthsel, dem Sprüche, dem Schwanke, ist die Aufmerksamkeit zugefallen, während das volksthümliche Schauspiel entweder nur flüchtig gestreift oder ganz übersehen wurde. Und doch ist in ihm eine reiche Fundgrube aufzudecken, die nach mehreren Seiten hin zu nutzen wäre, abgesehen von dem Werthe der Stücke an sich. — Ich habe zunächst dramatische Spiele der Weihnachtzeit zu sammeln gesucht, und es wird mir hoffentlich gelungen seyn, an dem hier Gebotenen die Geschichte dieser Gattung zu entwickeln. Der doppelten Quelle dieser Spiele, wie unsers Schauspiels überhaupt, war nachzugehen: der germanisch-heidnischen und der kirchlichen. In kurzen Umrissen suchte ich alsso die heidnische Feier der Wintersonnenwende in den Resten unserer Volksgebräuche zu schildern und ihre Umwandlung nachzuweisen; sodann hatte ich von dem kirchlichen Ritual dieser heiligen Zeit zu reden und die Steigerung der Ceremonie zum Drama aufzuführen. Hier gebe ich zwei alte Ludi einer Freisinger Handschrift, deren Vorhandenseyn bisher fast unbekannt war. — Nach dieser Grundlegung habe ich versucht, die Entwicklung unsers Weihnachtspiels von dem Wechselgesange an bis zu dem wirklichen Spiele darzustellen. Jede Stufe wird vertreten seyn und sich hieraus ein deutliches Bild von dem Gange dieser dramatischen Dichtungen überhaupt machen lassen. Das geschichtliche Weihnachtspiel liegt hier klar zur Einsicht vor; um es auch als Erzeugniß der Kunstdichtung zu kennzeichnen, habe ich Benedikt Edelpöck's Weihnachtkomödie mitgetheilt. Das „parabolische Weihnachtdrama ist durch ein Paradeisspiel aus Oberstetier vertreten, das für die Literaturhistoriker und für die Theologen in gleichem Maße anziehend seyn wird. Alles was ich in diesem Buche gebe, ist ungedruckt; das Meiste haben Steiermark und Kärnten beigesteuert, Einiges ist aus Schlesien. — Mit dem geistlichen Drama ist das geistliche Lied vielfach verknüpft; der Sammlung der „Spiele daher ist ein Strauß „Weihnachtlieder" beigelegt. Das „deutsche religiöse Volkslied ist in hohem Grade der Beachtung werth. Es findet sich in allen katholischen Gegenden „Deutschlands, aber man hat es bis jetzt fast übersehen. — „Zwei und vierzig Lieder gebe ich hier, die, mit Ausnahme „eines schlesischen, aus Steiermark und vornehmlich aus „Kärnten sind. — Zur Einleitung der Lieder habe ich „einen Abriß der Entwicklung des deutschen Weihnachtliedes „zu geben gesucht. — Wer sich für das innere Leben unsers „Volkes im Allgemeinen interessirt, wer im Besondern für „die Geschichte unsers geistlichen Liedes und Schauspieles „einen Sinn hat, dem werden diese Weihnachtspiele und „Lieder willkommen seyn".

Näher unser Kärnten angehend, bespricht der Verfaßer die „Perchtel", ihre Ableitung und wie sie im Mölthale (Innerfragant) am Vorabende des Perchtentages (6. Jänner) herumzieht, mit den damit verbundenen Gebräuchen; ferners von den „Adventumzügen" und den Gebräuchen „am unschuldigen Kindleintage". — Seite 81 und folgende theilt der Herr Verfasser einen Wechselgesang zweier Hirten mit, der, wie er sagt, noch vor wenigen Jahren in „Moosburg" während der Christmette abgesungen wurde. Diesem folgt ein Dreigesang, da zu den beiden Hirten ein Engel hinzukömmt. Seite 91 und folgende finden wir dann drei sehr bemerkenswerthe Weihnachtlieder aus Flattach in Oberkärnten. — Von den Dreikönigsliedern wird Seite 128 eines mitgetheilt, das sowohl in Liesing als auch in Flattach mit geringen Aenderungen im Gebrauche ist. — Von den sogenannten „Bauernspielen" in Steiermark und Kärnten sagt er, daß sie mit raschen Schritten ihrem Untergange entgegen gehen, und obschon in den letzten Jahren noch hie und da wieder lebendiger geworden, scheint es doch nur mehr das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes zu seyn. Ihre Zeit ist vorüber. Unter den am Schlusse des Werkes mitgetheilten 42 Liedern sind fünf aus Liesing im Lesachthale, vier aus Flattach im Mölthale, und dreiundzwanzig aus der Gegend von Moosburg bei Klagenfurt, folglich 32 aus Kärnten. Als Probe mögen hier einige der ältesten und diesen drei Gegenden unserer Heimath folgen:

„Eines der ältesten Lieder", sagt Dokt. Weinhold: „die ich in dieser Sammlung gebe, ist das folgende; es „gehört wohl dem fünfzehnten Jahrhunderte an. Es ist aus „der Gegend von Moosburg bei Klagenfurt und vergebens war mein Bemühen, dasselbe noch anderwärts aufzufinden."

Da das Gebot war angestellt
daß jeder in sein Land gezält,
ließ ihm dieß Joseph auch gefallen
seinen Tribut zu zahn.
Da sprach Maria unbequem,
da sie geben nach Bethlehem:

Digitized by Google

„Es schmeerzt mich ser euch dieß zu sagen,
mein schwere Reis euch vorzutragen;
in Willn des Herrn gib ich mich drein."
sprache Maria fein.

Sie machten sich wol auf die Reis
bei großer Kält und schäfrigem Eis,
und kamen abends in die Stat;
Joseph um d Herberg bat.
Da sprach der Wirt ganz ungescheit:
„Seits arme oder reiche Leut?
habt ihr brav Geld, nimm ich euch an,
sonst wird euch hier nicht aufgethan."
So findet denn der höchste Schatz
albier gar keinen Platz.

So helfe mir o Gott doch auß,
daß ich kann finden ein ander Haus!
Maria rein, geh nur mit mir,
ich klopf bei dieser Thür.
„Wer da, wer klopft, wer ist denn drauß,
wer macht Unruh vor meinem Haus?
ich nimm nur an die reichen Leut,
kein solches Gsind nicht wie ihr seid."
Ach we soll ich mich wenden hin
daß ich ein Herberg find.

Was fang ich armer jetzund an,
wann ich kein Herberg finden kann?
So müssten wir auf freiem Feld
aufschlagen unser Zelt.
„O Joleph mein betrüb dich nicht,
groß Gheimnüß ist in dieser Geschicht:
in Armut will geboren werdn
der höchste Herr der ganzen Erdn."
Daran o Mensch lerne mit Fleiß,
wisst kemn ins Paradeis.

Weil es denn also Gott gefall,
so gehn wir hin in jenen Stall,
und wollu mit großer Erandacht
zubringen diese Nacht.
Eröffne dich o Felsenstein,
erkenne doch den Schepfer dein!
ihr Engel kommet eue Zal,
helft zubereiten diesen Stall,
den ihm Gott selbst hat außerwält,
weil ihn nicht kent die Welt.

Ihr Himmel thauet doch herab
und theilet uns die beste Gab,
erfüllet was ist prophezeit,
zum Trost der Kristenheit.
Auf auf und singt das Gloria!
geboren hat uns Maria
ein Kind, so himmint der Welt Sünd;
in einem schlechten Stall mans findt.
So kommet alle da herzu,
hier findet Freud und Ruh.

O Sünder, du doch dieß betracht,
hast auch verschuldt in dieser Sach.
Oft hat Gott bei dir klopfet an,
hast dein Herz nicht aufthan.
Nur Eitelkeit und Sündenlast
bei dir est eingeladen hast;
hast oft gerufen: komm, ach komm,
Er Gut Wollust und Weltreichthum!
O Gott und Herr verzeih es mir
und mach bei mir Quartier.

Auch Nachstehendes ist aus der Gegend von Moosburg bei Klagenfurt:

Möcht wol wissen, was bedeut
Daß so schene Nacht heunt geit!
Kaum hat d'Uhr recht zwölfe gschlag,
Ists hell liecht wie um Mittag;
D'Lamplein haben a so gebiärt,
Dats ichs all mei Tag ni ghert.

Huschi, wie is nit heunt so kalt;
Ka so Kölln weaß i nit bald;
So lang i an Schafshirt bin,
Denk i kaum a moal dahin.
Und wanns a war noch so kalt,
Sungen d' Vögel decht nit im Wald.

Los! se gar schreit der Gugu!
Wie ers öppa moant, hä du?
Wanns löstla im Summer wär,
Hielt is für ka neige Mär;
Afa bei so füller Zeit,
Möcht i wissen woas bedeut.

Reita treib i durch das Thal
Meine Lamplein wie all Mal;
Ast hör i von Himmelreich
Musicieren, wie schen nur gleich:
Heilig, singt die himmlisch Rot,
Ist der Herr Got Sabaoth.

Asten sig i erst a Schar,
D' Engelu in der Luft sie than
so schen singn und imprimirn,
O, anet hat gar laut gschriern
Gloria in excelsis;
Josel, sag mir woas des is?

O mei Jöggerl (Jakob), du sei still!
Des alls wundert mi nit völl;
Afa daß von Himmelsthal
Got is kumm in an kalten Stal,
A kleans Kind is unser Herr,
Bruda, des wundert mi mer.

Los, wie laut an Engel schreit:
„Ich verkünd euch große Freud,
Und darob erschröcket nit,
Gott sei Lob, den Menschen Fried,
Allen Menschen insgemein,
Die eins guten Willens sein."

O mei Josel, wannst halt doch
Nämst a Mülch dem Kind zum Koch,
Grieß und Möl so völl ma bam;
Machts enk auf und richts enk zamm!
Nemts das böst Lamp von der Herd;
O das Kind is alls wol wert.

O ihr armen Hirtenleut,
Die ihr so glückselig seid!
Wann mir ringen mit dem Tod,
Bittet doch für uns bei Got,
Daß wir auß dem Jammerthal
Kommen in den Himmelsal.

Digitized by Google

Aus Liesing im Lesachthal finden wir folgende zwei Weihnachtlieder:

Auf Rüpl auf! was wird wol dös werden?
Es rauschet und brauset als oder der Erdent.
Stöffel, Stöffel lauf! und darzue schau auf,
Was sich im Feld halt für ane schene Gstalt,
Als wenn der Himmel glei einfallen solt?

Los Jodl, los! wie thuets so schen pfeifa!
Rüpl und Stöffl künte a so schen greifa?
Geigen zeigen thuets, granola schen thuets;
Das Ding is recht schen, möcht allweil dastehn.
Wie wirds nit anmal im Himmel zugehn!

Los Rüpl, los, los was mir derföhn!
Mir müeßen uns alle von Feldern begöhn:
Zu Wethlachem seiu sol unser Got geborn!
Lippl i di bit, nimm a Zöpfl (Weißbrot) mit,
I nim a Lampl und trags zu der Hütt.

O lieber Got, wie liegst in dem Kripplein!
Hier auf dem Stroh solte dir doch zu kalt sein.
Ela so wolt Got, daß ich heisen kunt!
Da bring mir dir was, nim von uns allu das,
Uns all einmal in den Himmel einlaß.

O Jesulein! wir thun dich schön bitten,
So laß uns doch einmal dein eigen auch sein.
Wenn wir in den Zügn auf dem Sterbbett lign,
Wenn der Hellenhund uns ziebt zum Abgrund,
Nim unser Sel auf von unserem Mund.

1. Auf auf ihr Hirten.
Laufts mit Begirden,
Gehts mit mir auf die Reis,
Zeigts auch greß Freud.
Schauts, es thuet trimma
Z' Wethlahem drinna;
I bin nit so vül gscheit,
Was es bedeut.

2. Schauts, laßt uns losen,
Wie sie schen blasen,
Trompeten Pfeifenschall
Mit Freuden all.
Wie sie schen singa,
Wie sie schen klinga,
Als wenns im Himmel war
So schen und rar.

3. O du mein Simon,
Weißt du dann nimma,
Was uns die alten Leut
Han gprofezeit?
Vill Jar und Wochen
Hat Got verisprochen,
Daß der Messias kimt
Als ein klein Kind.

4. Grüß di Got, Vater,
Schau nur! was thuet ir
Bei disem schuöden Wind
Mit dem klein Kind?
Gehts dößn weiter,
Is ja vül gscheiter
Als wanns erfrieren solt
Im kalten Stal.

5. Er tragt an Zucker,
I an Knell Putter,
Er tragt an Eier und Schmalz,
Das braucht ihr alls.
I han a Lampl,
Hat an seino Wampel,
Das is dem alten Greis
Ein rechte Speis.

6. Wöllts vertieb nema,
Kunts zu mir kema,
Dörfts mir kein Zins göba,
Kunts dabei söba.
Eins thue i bitten:
Thuets uns bebüeten,
An unserem letzten End
Ent zu uns wendt.

Folgendes Weihnachtlied ist aus Flattach im Möllthale:

1. Eröffnet die Pforten
der Herzen voll Freud!
Das Wort ist Fleisch worden
und ligt auf dem Heu.
Er liegt in der Krippen
ganz arm und veracht,
in schneeweißen Windlein
ist er eingemacht.

2. Er ligt schon gebunden,
der alls binden kann.
Die Stünd ihn verwundet,
das Kreuz tragt er schon.
Er ist schon aufgangen
vom himlischen Sal.
Nun lanfet ihr Hirten
nach Bethlehem all!

3. Dort werdet ihr finden
ein wunderschön Kind;
es ligt in der Krippen
beim Esel und Rint.
Der Vater, der Joseph,
der ist auch dabei;
ein wunderschöne Jungfrau
die kniet auf dem Heu.

4. Das Kindlein recht zittert
vor Kälten und Frost;
muß in dem Stall ligen
ganz nackend und bloß.
Maria und Joseph
sind voller Mitleid,
daß anderswo nirgends
kein Herberg sich beut.

5. Tedeum laudamus!
singt alle zugleich.
Die Engel musizirten
dem Kindlein im Reich.
Es fangt an sein leiden,
weils gitten muß sein,
weil alles durchs leiden
in Himmel geht ein.

6. Nach dem achten Tage
das Kindlein im Stall
beschnitten ist worden
für uns Sünder all.
Sein Blut es vergessen,
die Zähren ganz klar;
das will es uns schenken
zu ein neuen Jar.

Auch nachstehendes „Dreikönigslied“ ist aus Flattach im Möllthale, gehört zu ältesten der Sammlung, und wird sich seiner Entstehung nach auf das 15. oder 16. Jahrhundert zurückführen lassen.

Drei Könige aus Orient
erkannten an dem Sterern,
und sind herkommen zu dem End
Messiam zu ererren.
Was Balaam schon längst prophezeit
das ist nunmer geschehen;
den Stern aus Jakob prophezeit
in unserm Land wir sehen.

Er stund im Luft ganz hell und klar;
das ist ein gwisses Zeichen,
das jener Prinz geboren war,
dem alle Macht muß weichen.
Denn dieses Kind wegen unser Sünd
der Heiden Macht zerstöret;
diesen aus ganzem Herz und Sinn
ist billig daß man eret.

Den neuen König wollen wir
alhier zu Land anbeten.
Du Himmelsstern, uns hinfür,
dir wollen wir nachtreten.
Zeig uns des Königs Residenz,
der da vom höchsten Stammen;
diesem eine tiefe Reverenz
zu machen wir sein kommen.

Dem Himmelskind zu eim Präsent
soll sein Gold Weihrauch Myrrhen;
der Weihrauch wirk Gott zuertent,
Gold thnt die Könige zieren,
der Myrrhen zeigt sein Sterblichkeit,
weil er als Mensch geboren,
sonst wär die Welt in Ewigkeit
in Sünden ganz verloren.

Ich Kaspar dir beslich mein Reich,
und alles Gott verschreibe;
ich Melchior thu auch desgleich,
A deo dein verbleibe.
Ich Balthasar dich außerwel,
du Perstens Scepter führe;
auch unser Herz mit Leib und Sel
samt allem Volk regiere.

Digitized by Google

O König Himmels und der Erd,
nimm gnädig die Geschenke;
wir sind mit Gütenbienst beschwert,
der Thorheit nicht gedenke.
Hinfür wir dich als waren Gott
erkennen und vereren,
in dein Reich für uns uns nach dem Tod
durch deinen Gnadenstern.

O neugeborner Gottes Son,
durch dich wir auch anfingen
ein erenwerten Hausbatron,
ihm neuen Jarwunsch bringen.
Wir wünschen ihm samt dem Gemahl
alhier glückliche Zeiten,
durchs Jesukind, das ligt im Stall,
auch dort die Himmelsfreuden.

Miscellen.

(**Oliver Goldsmith.**) Dieser zu Pallas in der irländischen Grafschaft Longford im Jahre 1728 geborne, berühmte Schriftsteller lebte, wohl mehrfach durch seine unstäte Lebensart veranlaßt, oft in sehr beschränkten Geldverhältnissen. Dr. Johnson erzählt unter anderm darüber Folgendes: Eines Morgens erhielt ich von meinem Freunde Goldsmith ein Schreiben, daß er sich in großer Geldnoth befinde, und worin er mich ersuchte, sobald als möglich zu ihm zu kommen. Ich schickte ihm eine Guinee, und sobald ich angezogen war, ging ich zu ihm. Ich fand, daß seine Hauswirthin ihn eingeschlossen hatte, weil er seine Miethe nicht bezahlen konnte, worüber er im heftigsten Zorn war. Ich bemerkte, daß meine Guinee bereits gewechselt war. Er hatte eine Flasche Madeira und ein Glas vor sich stehen. Ich steckte sogleich den Stöpsel wieder auf die Flasche, und bat ihn, sich zu beruhigen und sprach über die Mittel, welche anzuwenden wären, um ihm aus der Klemme zu helfen. Er sagte mir, daß er eine Novelle bereit liegen habe. Er zeigte sie mir, ich warf einen Blick hinein, und sagte der Wirthin, daß ich sogleich wiederkehren werde, ich ging zum Buchhändler und verkaufte das Manuskript für 60 Pf. Sterling. Ich brachte Goldsmith das Geld und er bezahlte seine Miethe. — Das Manuskript von dem hier die Rede ist, war der unsterbliche „Vicar of Wakefield“, der seitdem vielleicht in allen Sprachen Europa's übersetzt ist. Uebrigens schien der Buchhändler keineswegs eine Ahnung von dem Werthe der Novelle zu haben, denn er ließ das Manuskript fünf Viertesjahre lang liegen, ehe er es drucken ließ. Es erschien 1766. — Goldsmith starb 1774.

(**Erträgniß der brittischen Bergwerke.**) Robert Hunt, Professor an dem Museum für praktische Geologie gibt selbes vom Jahre 1854 folgendermassen an:

Kohlenminmen . . .	61,661,400 Tonnen	14,975,000	Pf. Sterling.
Eisenwerke	3,039,838 „	9,500,000	„
Blei	64,000 „	1,472,000	„
Kupfer	13,042 „	1,229,807	„
Zinn	5,763 „	680,000	„
Silber	700,000 Unzen	192,500	„
Zink		16,500	„
Sonstige Metalle		500,115	„
Summe für Kohlen und Metalle .		28,575,922	„

Beschäftiget wurden in Bergwerken 303,977 Personen, darunter 3816 Weiber, 4994 Mädchen unter 20 Jahren, Knaben und Jünglinge unter 20 Jahren aber 86,647.

(**Ein Fortschritt in der Photographie.**) Nach der „Presse“ hat die Photographie wieder einen Riesenschritt vorwärts gemacht. Die Herren Mayer und Pieeffen in Paris haben das Mittel erfunden, die Photographie in natürlicher Größe auf Leinwand, welche zur Oelmalerei zubereitet ist, anzuwenden. Auf die Weise bleibt dem Maler nur noch die Ausführung des Porträts, zu welchem ihm der Photograph den Anfang liefert. Noch wichtiger wird diese Erfindung den Malern für identische Bervielfältigung ihrer Kunstwerke werden.

(**Nelumbium.**) Nachdem die französische Gesellschaft für Gartenbau in Paris etliche Exemplare dieser merkwürdigen und überaus prächtigen neuen (?) Wasserpflanze ausgestellt, welche hauptsächlich im caspischen Meere und den Buchten des Ganges wächst, gibt die „Revue de l'Orient“ von derselben folgende Beschreibung: Die Blätter des Nelumbium haben einen Metallglanz, weßhalb sie unter dem Wasser wie ein Spiegel schimmern. Sie erreichen einen Umfang von 35 Centimetern bis zu einem Meter. (Ein Meter ist 3 Pariser-Fuß 11½ Linien.) Die großen Blumen von 20 bis 25 Centimetern Umfang sind milchweiß und dem Rande des Blattes her rosenroth schattirt. Eine Fluth orangengelber Staubfäden mit einer weißen Krone verziert diese Blumen, welche einen lieblichen, aber beinahe betäubenden Duft verbreiten. Die Alten kannten das Nelumbium und betrachteten es mit besonderer Andacht. Die Egyptier malten oder meißelten sein Abbild in die Wände der Tempel oder legten es in die Hände ihrer Götter oder Heroen. Herodot beschreibt die Pflanze unter dem Namen Lilie oder Rose des Nils. Theophrast und Athenäus nennen sie egyptische Bohne, wahrscheinlich weil man damals den Samen der Pflanze vergehrte. Die Hellenen vergleichen die Frucht mit Pflaß einem Wespennest, an dessen Gestalt sie erinnert. Merkwürdig genug suchten die Gelehrten der französischen Expedition in Egypten vergeblich die Pflanze. Man hat sie seitdem in Asien wieder gefunden, wo ihr Verbreitungsgebiet außerordentlich groß ist. Die Körner des Nelumbium haben einen angenehmen, unseren Haselnüssen ähnlichen Geschmack, und man ißt sie in Indien roh, gesotten oder gebraten. In China und Japan dienen sogar die Wurzeln der Pflanze als Nahrungsmittel für die Armen. Die Hindus, bei denen die Pflanze hohe Verehrung genießt, gewinnen aus ihren Blättern und Blumenstielen einen Faserstoff, woraus die Decke bereitet werden, mit denen sie an hohen Festen ihre Pagoden erleuchten.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir hiemit die Fortsetzung dieses heimathlichen Wochenblattes auch für das Jahr 1856 ankündigen, können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch ferners nicht erkalten soll, so wie unser Bemühen dahin gehen wird, den Kreis derselben, welche aus edler Heimathliebe ihre Mußestunden diesem rein patriotischen Unternehmen widmen, immer zu vergrößern, wogegen wir von der anerkannten Liebe der Kärntner für ihr schönes Vaterland hoffen, daß auch die Zahl der geneigten Abnehmer dieses Blattes sich vermehren wird, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, noch mehr auf dieses Blatt in Betreff der Erweiterung desselben verwenden zu können.

Die Richtung des Blattes soll seinem Namen entsprechen, und die Leser desselben mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren wie neueren Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik der schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erwecken, vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration für 52 Nummern, mit dem Titelblatte und Inhaltsverzeichniße Beträgt in der hiesigen Buchhandlung des Johann Leon:

für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 20 kr. C. M.
mit freier Postversendung aber . . 2 „ 50 kr. „

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Fünfundvierzigster Jahrgang.)

№ 35. Sonnabend, den 29. Dezember. 1855.

Kärntens alte Kirchenbauten.

Vielfach, besonders außer den Gränzen des Landes, blie ben diese heimathlichen Denkmale romanischer, gothischer und deutscher Bauart unbekannt und unbeachtet, sie rückten ihr em Verfalle immer näher, oder wenn sie auch ausgebessert wurden, so geschah es mehrfach auf eine Art und Weise, daß man jetzt den eigentlichen Baustyl und die edle ursprüngliche Einfachheit oft schwer mehr erkennen kann. Diesem beklagenswerthen Nachtheil, der oft mit dem besten Willen, aber meistens aus Unkunde der alten Baukunst entstand, wenigstens für die Zukunft zu steuern, das Bestehende noch zu retten und in der ursprünglichen Form möglichst zu restauriren, hat die k. k. Regierung eine Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in ganz Oesterreich angeordnet, deren Centralsitz in Wien, und welche bereits in Wirksamkeit getreten ist. Dem zu Folge hat nun der k. k. Herr Sektionschef, Karl Freiherr v. Czoernig, bei der, unter seinem Vorsitze am 2. Okt. l. J. abgehaltenen Sitzung der Centralkommission der Versammlung die Wahrnehmungen mitgetheilt, die er bei einer vorgenommenen Reise in Kärnten über die in diesem Lande vorhandenen Baudenkmale zu machen Gelegenheit fand. Die Wienerzeitung vom 21. d. Mts. bringt als Auszug aus dem Protokolle benannter Sitzung Folgendes:

„Allenthalben treten in diesem schönen Alpenlande die Spuren der frühe aus Deutschland, namentlich durch die Hochstifter Salzburg und Bamberg dahin übertragenen Kultur dem Beschauer entgegen. Insbesondere machen in den Hochthälern des Landes die fast durchaus im edlen Deutschen Style erbauten Kirchen mit ihren leicht emporstrebenden, in eine schlanke Spitze endigenden Thürmen in Mitten der grünen Matten einen freundlichen und erhebenden Eindruck. Wenn auch manche der älteren Kirchen durch die Zu- und Umbauten einer späteren Zeit viel von ihrer einstigen Schönheit und Formen-Einfachheit verloren haben, so gewahrt man daselbst mehr als anderswo Kirchenbauten, welche noch immer in ihrer ursprünglichen Formenschönheit prangen. Dieß ist namentlich in dem am Fuße des Großglockners in einer Höhe von mehr als 4000 Fuß gelegenen Heiligenblut der Fall, dessen im reinsten Deutschen Style erbaute Kirche sammt ihrem mit kunstvoll gearbeiteten durchbrochenen Parapeten geschmückten Emporen, dem wohlerhaltenen Flügelaltar und dem Sakramentshäuschen, worin das heilige Blut aufbewahrt wird, zu den herrlichsten Kirchenbauten des Landes gehört. Da dieses in vielfacher Hinsicht so merkwürdige Gotteshaus durch vier Jahrhunderte der zerstörenden Einwirkung des ungewöhnlich strengen Klima's widerstand und bisher völlig unverletzt blieb, so wäre um so mehr zu bedauern, wenn dasselbe wegen kleiner, an demselben wahrnehmbarer Schäden dem Verfalle entgegen ginge. So ist eines der großen, kunstreich gearbeiteten Kirchenfenster gebrochen und dadurch das Innere der Kirche den Einwirkungen des Regens und Schnee's ausgesetzt, die Bedachung des als Eingang dienenden nördlichen Zubaues schadhaft, und in der Krypta das Grabdenkmal des heil. Briccius der Herstellung benöthigt. Alle diese Schäden können mit einem geringen Aufwande beseitigt werden, wenn dieß bald geschieht, während bei längerer Säumniß die Zerstörung immer weiter um sich greift. Oberhalb Heiligenblut auf dem letzten Plateau an den ansteigenden Höhen des Großglockners befindet sich die durch fromme Sage geheiligte Kapelle des heil. Briccius, welche ihrer innern Ausschmückung beraubt, mit bereits geborstenen Mauern ihrem baldigen vollen Verfall entgegen geht."

„Wenn diese Kapelle ihres kunstlosen Baues halber auch nicht als ein Baudenkmal angesehen werden darf, so erscheint ihre Erhaltung immerhin von vielfachem Interesse. Denn sie ist das dem Ausläufer des Pasterzengletschers zunächst und höchstgelegene, aus dauerndem Stoffe errichtete Gebäude in der Alpenregion eines der gewaltigsten Bergriesen Oesterreichs, zum frommen Andenken an die Begebenheit gestiftet, welcher höchst wahrscheinlich diese Gegend ihre Kultur verdankt, und es führt der von den Alpenwanderern so häufig betretene Pfad hart daran vorüber, und noch immer verfügen sich alljährlich die gläubigen Anwohner der Umgebung in feierlicher Prozession zu der an jener Stelle erbauten Kapelle, wo der Leichnam des durch eine Lawine verunglückten heil. Briccius gefunden ward."

„Die Grabstätte desselben und das eben dort aufbewahrte heil. Blut, welches dem Weiler Zlap seinen neuen Namen gab, war Jahrhunderte hindurch das Ziel andächtiger Wallfahrer, deren milde Spenden zunächst den Fond gebildet haben dürften, aus welchem das herrliche Gotteshaus erbaut wurde. Der Herr Vorsitzende bemerkt hierbei, daß er über diese Umstände an Ort und Stelle die erforderlichen Erhebungen gepflogen und behufs der erwähnten Herstellungen ein Ersuchen an den Herrn Statthalter Freiherrn v. Schleinitz gerichtet habe. Die freundliche Antwahme, welches daselbe bei Letzterem gefunden, läßt mit Zuversicht erwarten, daß das in dieser Hinsicht Erforderliche werde vorgekehrt werden*). Unter den andern Kirchenbauten Gothischen Styls nimmt die St. Jakobs-Pfarrkirche in Villach durch ihre großartige Anlage, ihren Schatz an mittelalterlichen Grabmonumenten und ihren merkwürdigen Thurm, deren unterer Theil ein Romanischer Bau ist, einen hervorragenden Platz ein; eine ausführlichere Beschreibung derselben dürfte demnächst der Centralkommission zukommen. Von Romanischen Bauten, deren in Kärnten nur wenige bestehen, möchte die bekannte

*) Zufolge der vom Herrn kaiserl. Statthalter an den Conservator, Herrn G. Freiherrn v. Ankershofen ergangenen ämtlichen Mittheilung sind die Einleitungen bezüglich der nöthigen Bauherstellungen an der Kirche und Briccius-Kapelle zu Heiligenblut bereits getroffen.

Digitized by Google

Krypta des Gurker-Domes wohl am meisten der Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher würdig seyn. Doch verdienen neben der neuerlich durch Herrn v. Quast aufs Möglichste beschriebenen Domkirche zu Gurk, die Kirche zu St. Wolfgang bei Grades mit ihrem herrlichen, noch gut erhaltenen Portale und die ebenfalls noch vollkommen erhaltene Krypta der Stiftskirche in Eberndorf Erwähnung. Selbst in der Nähe von Klagenfurt fand der Berichterstatter in St. Georgen nächst Schloß Pichlern eine noch erhaltene Taufkapelle im Romanischen Style, mit einer Stufe, in welche alterthümliche, dem Aufscheine nach altheidnische Schriftzeichen eingegraben sind. Aus der Abklatschung, welche veranlaßt wurde, wird sich ergeben, in wie weit dieselben noch zu entziffern sind."

„Das Museum des historischen Vereines zu Klagenfurt, welcher letztere dem Lande wahrhaft zur Zierde gereicht und um so mehr Aufmunterung verdient, als er die einzige wissenschaftliche Anstalt dieser Art im ganzen Lande ist, umfaßt viele interessante Kunstdenkmale des Mittelalters so wie des klassischen Alterthums. Es wäre im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, daß dasselbe zum Vereinigungspunkte aller jener künstlerischen Ueberreste vergangener Zeiten würde, welche, dem Orte ihrer einstigen Bestimmung entrückt, hier und da in den Händen einzelner Privaten sich befinden und allmählig verloren gehen. Unter den Privatsammlungen aber muß als die bedeutendste jene des berühmten Geognosten, Herrn Franz v. Rosthorn zu Klagenfurt bezeichnet werden. Herr v. Rosthorn ist einer der gründlichsten Kenner von Kärnten in allen Beziehungen; er hat auf seinen mannigfachen Reisen nicht nur die reichhaltigste, trefflich geordnete geognostische Sammlung der Norischen und Julischen Alpen (insbesondere der Südkalkalpen) zusammengebracht, sondern auch Kunstdenkmale jeglichen Stoffes, namentlich treffliche Holzschnitzwerke und Gemälde, worunter die bewundernswerthen alterthümlichen Glasmalereien mit kirchlichen und weltlichen Darstellungen (von St. Leonhard u. a. Orten) an sich gebracht, welche in den lichten und weiten Räumen seines pallastartigen Wohnhauses vortheilhaft aufgestellt sind."

„Einer anderen gleicher Weise interessanten Sammlung muß hier gedacht werden, welche nicht minder die Aufmerksamkeit der Centralcommission verdient. Kein Kronland des Kaiserreiches ist, im Verhältnisse zu seiner Ausdehnung, so reich an Burgen und Schlössern von zum Theil stattlichem und ausgedehntem Umfange, meist in einer durch die Terrainsgestaltung des Landes dargebotenen pittoresken Lage, als Kärnten. Die historische Entwicklung der Geschicke Kärntens und seine natürliche Gestaltung bewirkten, daß der Grundbesitz unter der Lehensherrlichkeit der Herzoge und der geistlichen Fürsten sich nicht zu wenigen Domänen von grossem Umfange arrondirte, sondern in zahlreiche Güter von mäßiger Ausdehnung vertheilte, welche einer großen Anzahl von Rittergeschlechtern Bestand verlieh. Diese Burgen, welche noch zu Valvasors Zeiten meist wohl erhalten waren, verfallen allmählig, nachdem das Interesse an ihrer Erhaltung geringer und die Kosten derselben größer geworden, dem zerstörenden Einflusse der Zeit. Um wenigstens die Erinnerung an die sprechenden Zeugen einer thatenreichen Vorzeit zu erhalten, hat ein warmer Vaterlandsfreund, Herr Max Ritter v. Moro in Viktring, den Beschluß gefaßt und bereits großen Theils zur Ausführung gebracht, die interessantesten Burgen und Burgruinen des Landes durch einen tüchtigen Künstler, den Maler Bernhardt, abzeichnen zu lassen und sie in ein seiner Art wahrhaft einziges Album zu vereinigen. Behufs einer gründlichen Kenntniß der Baugeschichte des Mittelalters wäre es — nach der Ansicht des Berichterstatters — nur noch zu wünschen, daß diesen Abbildungen die Grundrisse der vorzüglichsten Burgen und in einigen Fällen auch Querschnitte der hervorragendsten Bautheile beigefügt würden, wie die Centralkommission durch die eifrige Vermittlung des Herrn Conservators Suess bereits die Situationspläne und Grundrisse einer namhaften Zahl von Burgen des Herzogthumes Salzburg besitzt. — Auch für die Römischen Ausgrabungen bietet Kärnten reiche Fundgruben. Es werden namentlich drei Fundorte bezeichnet: das alte und berühmte Virunum am Zollfelde, aus dessen Schutte schon so viele Schätze (insbesondere die berühmte Bronzestatue des Germanicus (?) im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete, ferner die zahlreichen Kunstarbeiten in Gold und Bronze, welche der Kärntnerische Geschichtsverein bewahrt) ausgegraben wurden, wie auch die Thürme der nahen höchst interessanten Kirche (Romanisch-Gothischen Styls) zu Maria Saal zum größten Theil aus den Quadern der einstigen Römerstadt erbaut sind, das der späteren Römischen Zeit angehörige Teurnia am Lurnfelde im oberen Drauthale und die einstige Station der Römerstrasse bei Globasnitz im Jaunthale. Die zahlreichen bisher jedoch meist ohne Plan — wie denn die Gestattung des Grundbesitzers es bedingte — stattgefundenen Ausgrabungen am Zollfelde haben diese Fundgrube noch lange nicht erschöpft, und wahrscheinlich sind die werthvollsten Schätze noch künftiger Entdeckung vorbehalten. Während der Anwesenheit des Herrn Berichterstatters hatte eine Gesellschaft von Kunstfreunden neuerliche Ausgrabungen begonnen, welche zur Aufdeckung eines großen Bauwerkes (muthmaßlich eines Theaters) führte, worüber die „Carinthia" das Nähere berichtet und der Herr Vorsitzende eine ihm zugekommene Planzeichnung vorlegt. Die Ausgrabungen in Teurnia sind noch nicht in Angriff genommen worden, so wie in Globasnitz mehr der Zufall als Absicht zur Auffindung von Römischen Denkmalen führte, worüber die Centralcommission einer Mittheilung des Herrn Conservators Freiherrn v. Ankershofen entgegen sehen darf."

„Die Interessen der Centralkommission sind in Kärnten durch ihren würdigen Conservator kräftig vertreten. Der gelehrte Geschichtschreiber seines Vaterlandes und Direktor des historischen Vereines, Freiherr von Ankershofen, widmet seine ganze Kraft und Zeit der historischen Erforschung von Kärnten, dessen Urkunden in ihm den eifrigsten Sammler und glücklichsten Bearbeiter gefunden haben. Auch den Kunstdenkmalen seiner Heimath und deren möglichster Erhaltung ist Freiherr v. Ankershofen, der gründlichste Kenner der Vorzeit Kärntens, mit Vorliebe zugethan, wovon seine gediegenen Berichte an die Centralkommission das sprechendste Zeugniß ablegen."

„Der k. k. Landgerichtsrath v. Jabornegg widmet sich vorzugsweise der Erforschung der Römischen Denkmale und Inschriften, von welchen letzteren er eine vollständige Sammlung bereitet hat. Ueber Teurnia hat er bereits in den Schriften der hiesigen k. k. Akademie der Wissenschaften das vorläufige Ergebniß seiner Forschungen niedergelegt, so wie anderwärtige Mittheilungen über Römische Denkmale selbstständig veröffentlicht, während er gegenwärtig sich an den Ausgrabungen am Zollfelde betheiligt. Wenn solche Männer zusammenwirken, kann bei einer günstigen Gestaltung der äußern Verhältnisse und bei der stets wachsenden Unterstützung der Vaterlandsfreunde (die durch ihren Eifer ersetzen müssen, was dem Lande an Umfang und Mitteln abgeht) nur wahrhaft Gedeihliches für die Wissenschaft erwartet werden, und muß der Sinn und die Freude an der Erhaltung

Digitized by Google

und Ausdeutung der vaterländischen Denkmale wachsen und sich mehren und der Pflege der Vaterlandskunde in der weitesten Bedeutung den Pfad ebnen."

„Die Versammlung nimmt diese Mittheilung mit Interesse entgegen und beschließt, den Herrn Max Ritter v. Moro anzuziehen, seine Sammlung der Centralkommission zur Einsicht zu stellen und derselben wo thunlichst die Grund- und Aufrisse der Burgen beizufügen*)."

In dem Protokollsauszuge der am 16. Oktober l. J. abgehaltenen Sitzung der oben genannten Centralkommission liest man folgenden, unser Land betreffenden Bericht: „Der Conservator für Kärnten Freiherr von Anterhofen übersendet drei Stück Zeichnungen des in der Mitte des Hauptplatzes zu Klagenfurt aufgestellten und zur Restaurirung bestimmten Lindwurmbrunnens, welche ihm durch den Geschäftsleiter des ständischen Bauamtes, Herrn Leopold von Hueber, zugekommen sind, und fügt die historischen Notizen über dieses vielbekannte Wahrzeichen der Stadt Klagenfurt bei. Diese Mittheilung wird von der Centralkommission mit Interesse aufgenommen. — Ferner unterlegt derselbe einen ausführlichen Bericht über seine Leistungen als Conservator im ersten Semester 1855, in Folge dessen sich die Centralkommission verpflichtet fühlt, demselben ihren besondern Dank für seine fruchtbringende und aufopfernde Thätigkeit auszudrücken."

Ueber die Keutschacher Braunkohle**).

Wie sehr die Betriebsresultate der von Triest ausgehenden Lloyd-Dampfschifffahrt in neuester Zeit durch die hohen Kohlenpreise beeinträchtigt worden sind, ist in öffentlichen Blättern bekannt gegeben worden; welche Massen von Holz an der Linie der Südbahn aufgestapelt sind, weiß Jeder, der auf dieser Bahn gereist ist; auf dem Eisenhüttenwerke Prävali bei Unterdrauburg, welchem ein eigener Braunkohlenbergbau mit einer dießjährigen Produktion von 970,000 Ctr. Kohle zur Seite steht, werden noch Kohlen aus Mähriſch-Ostrau verwendet. Das sind Umstände und Thatsachen, die wohl aufmuntern müssen, jeden neuen Fund von mineralischem Brennstoff in den angedeuteten Gegenden, besonders aber ausgedehnte und dabei im Allgemeinen noch wenig gekannte Ablagerungen davon zur allgemeinsten Kenntniß zu bringen, um die Speculation einheimischer wie auswärtiger Industriellen darauf hinzuleiten. Zu solchen Ablagerungen gehört die Keutschacher Braunkohle in unmittelbarer südlicher Nachbarschaft des Werdersee's. Als mich im eben verwichenen September eine Dienstreise nach Klagenfurt führte, befuhr ich jenes Terrain und fand die Kohle bereits über 27 einfache und doppelte Feldmaße ausgerichtet, unter einer nur 5 Fuß tiefen, Tagebau bedingenden Dammerderecke und auch tiefer unter Molasse und Sandgebilden bei einer Mächtigkeit von beiläufig 24 bis 26 Fuß. Die Kohle ist nur selten durch Sand verunreinigt und Zwischenlagen feuerfesten Thon's sind auch nicht häufig. Herr Generalprobirer Löwe hat gefunden, daß 13,3 Ctr. dieser größtentheils aus Lignit bestehenden Braunkohle das Aequivalent einer Klftr. 30zölligen Fichtenholzes bilden. Ein Keutschacher Grubengewerke, Herr Karnitschnig, hat die in Rede stehende Kohle mehr einer unvollkommenen Destillation, als einer Verkoakung unterworfen und die Rückstände derselben, welche Herr Generalprobirer Löwe gleichfalls zu untersuchen die Güte hatte, zeigten nur 2 Procent Asche, während schon 9,2 Ctr. davon der Heizkraft einer Klftr. Fichtenholz entsprachen. Ferner haben die Herren, Direktor J. Schlegel und Hütteningenieur Anton Müller, auf meine Bitte über die mit der Keutschacher Kohle in den Puddel- und Schweißöfen zu Buchscheiden im Villacher Kreise bereits im August d. J. vorgenommenen Versuche ein Protokoll aufgenommen, nach welchem sich die Brauchbarkeit derselben als eine ganz vorzügliche erweist und das deßhalb seinem Wortlaute nach veröffentlicht zu werden verdient. Es lautet:

„Auf Ersuchen eines Keutschacher Braunkohlen-Bergbaubesitzers wurden in Buchscheiden bei den Puddel- und Schweißöfen, welche nach dem privilegirten Principe des Mitunterzeichneten (Herrn A. Müller) eingerichtet sind, die Keutschacher Braunkohlen auf ihre Heizkraft versucht und dabei folgende Resultate erzielt:

Beim Puddeln wurden pr. Ctr. Luppeneisen gebraucht: 134 Pfd. Braunkohlen; der Eisencalo war wie sonst 6 Procent; die Dauer von 3 Chargen à 750 Pfd. Roheisenzufatz 4½ Stunden. Die Braunkohlen kamen in lufttrockenem Zustande zur Verwendung ohne Ausscheidung von Klein; auch wurde die Kohle geflissentlich zerkleint, was sich für die Gasfeuerung zweckmäßig erweist.

Beim Schweißen war der Verbrauch 147 Pfd. Braunkohle auf den Ctr. fertiger Waare, welche aus Paketen mit zwei Schweißhitzen erzeugt wurde. Ein Einsatz bestand aus 540 Pfd. Luppeneisen; der Calo war 15 Procent; auf 12 Stunden kommen 11 Chargen.

Das Reinigen des Generators fand nach jeder Charge statt, was gar keinen Aschenfall verursachte. Beim Schweißen wurde die Braunkohle ebenfalls in lufttrockenem Zustande und in zerkleinten Stücken von 10 — 20 Cub.-Zoll Größe verwendet, übrigens Braunkohlenstaub auch mitgegeben.

Sowohl beim Puddeln, als beim Schweißen ging die Arbeit anstandslos; die Schweißhitzen waren ganz vorzüglich.

Buchscheiden, am 21. September 1855.

J. Schlegel. A. Müller".

Einige Stunden südwestlich von Völkermarkt, unweit der Neubrücke, soll die Braunkohle in noch weit größerer Mächtigkeit auftreten — ein Vorkommen, welches näher zu untersuchen mir die Aufgabe, welche ich auf meiner Reise zu lösen hatte, nicht gestattete.

Denkt man die Massen von Galmei, welche im westlichen Kärnten und in Krain der Zugutemachung noch entgegensehen, an die in der Nachbarschaft der Gruben entstandenen, lediglich auf Torf und Braunkohlen basirten Eisenhüttenwerke, von denen eines mit einer Jahresproduktion an Eisenbahnschienen bereits faktisch 200,000 Ctr. überschreitet, denkt man ferner an die Dampfschifffahrt am Werdersee, die bei entsprechender Construction des Feuerraumes recht gut

*) Das Album ist vom Herrn Max Ritter v. Moro bereits am 23. Nov. d. J. dem Conservator zur Vorlage an das Präsidium der k. k. Centralkommission mitgetheilt, und von diesem unverzüglich dahin abgeleitet worden. — Herr Bernbardi wird auch auf Ansuchen von Grundrissen bedacht nehmen, und im nächsten Jahre seine Aufnahme zugleich auf Kirchendamen ausdehnen.

**) Vom Herrn Dr. Karl Zerrenner befindet sich in der, bei Friedrich Manz in Wien erscheinenden „Oesterreichischen Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen" redigirt von Otto Freiherrn von Hingenau (Nro. 44 und 45, l. J.) ein für uns interessanter Aufsatz mit der Ueberschrift: „Ueber einige Bergbaupunkte in Kärnten" — dem wir das, was die Braunkohle, die bei Keutschach gewonnen wird, betrifft, entnehmen.

A. d. R.

Digitized by Google

mit dieser Kohle betrieben werden könnte, an einen Transport der Kohle nach Marburg auf der Drau, wenn die Anlage einer Eisenbahn von Klagenfurt selbst dahin noch nicht als Bedürfniß erkannt seyn sollte (?), so hat man für die Bedeutung der Keutschacher Kohlenablagerungen noch weitere Belege.

Der k. k. Praktikant, Herr Irene Stengel zu Klagenfurt, hat mir auf mein Ersuchen über die Lagerungsverhältnisse des in Rede stehenden Terrain's eine geognostisch-bergmännische Aufnahme zugestellt, welcher amtliche Markscheiderzeige des k. k. berghauptmannschaftlichen Markscheiders, Herrn Lasartowitsch in Klagenfurt, zu Grunde liegen.

Nach jener Aufnahme bestehen bei Keutschach zwei verschiedene, beide zu Tage ausgehende Kohlenflötze, welche — das eine mit einer Verwerfung — unter geringem Fallwinkel mit einander parallel in die Teufe setzen und da, wo das eine das andere unterteuft, gegen 14 Klft., rechtwinklig von einem Flötz zum andern gemessen, von einander entfernt sind. Von Tagebauen sind auf dem Plane nur drei verzeichnet. Auch die Grube des Herrn Karnitschnig, obschon dessen Feld die Kohle zum Theil nur 5 Fuß tief unter der Erdoberfläche beherbergt, besteht aus einem 28 Klft. langen Stollen, der sich da, wo mit ihm die Kohle angefahren wurde, zu mehr als bedeutlichen Dimensionen erweitert, und zwar inmitten der Kohle ohne Erreichung des Hangenden oder des Liegenden. Man verläßt sich auf 10zöllige Träme, die man unter der Firste hingezogen und wie Kappen der Thürstöcke in wenigstens 20 Fuß hohe, im Kohl selbst entblößte Ulmen eingebracht hat, und nächstdem rechnet man auf die Zähigkeit der Braunkohle in grubenfeuchtem Zustande. Auf Befragen, warum man bei allen den durch die Verhältnisse mitbedingt gebotenen Tagbau nicht eingeleitet habe, wurde die Antwort zu Theil, daß die geforderten hohen Gelstummen für die Ablösung der Erdoberfläche in keinem günstigen Verhältnisse zu dem wirklichen Zeigwerthe der Wiesen, Felder und Wälder stünden und den Kohlenbau bei den äußerst billigen Preisen der Kohle (der Wiener-Centner kostet loco Grube 6 — 8 kr. C. M.) geradezu unmöglich machen würden.

Daß dem Keutschacher Kohlenbau, abstrahirt von der Geldklemme der jetzigen Zeit, doch noch durch entsprechendere Abnahme seines Produktes die Unterstützung und weitere Entwicklung zu Theil werden wird, die er bei der guten Qualität desselben und bei der Mächtigkeit der Ablagerungen derselben verdient — zu dieser Hoffnung berechtigen mehr und mehr Umstände.

Lippitzbach, das in der Nachbarschaft an der Drau liegt, hat bereits wegen Holzmangel seinen Puddlingsbetrieb cassirt. Bei Unterdrauburg entsteht außerdem durch Herrn Schamberger in Kürze ein Hochofenbetrieb auf Schweißofenschlacke von Prävali. Der zu diesem ausgezeichneten Walzwerke gehörige Braunkohlenbergbau der Lischa liefert allerdings in diesem Jahre schon circa 970,000 Ctr. Braunstoff. Prävali aber kann davon nichts ablassen, wenn es sein Programm realisiren will, und realisirt es dasselbe, so liefert es an jedem Betriebstage über 300 Ctr. Schweißofenschlacke. Die Antecedentien, welche dieses Unternehmen für sich hat, dürften ein Gelingen desselben in Aussicht stellen. Es frägt sich nun, mit welchem Brennstoffe die feuernäre Darstellung des Stabeisens, aus den verwiegenden Schweißofenschlacken entnommen oder zu entnehmenden Roheisen bewerkstelligt werden soll? Die zu diesem Betriebe acquirirten Waldungen werden für die neue Roheisenproduktion in Reserve gehalten werden müssen; es wäre daher doch wohl das zunächstliegende Mittel, als den benachbartesten, verkäuflichen Brennstoff in heutiger Weise mit oberem und unterem Winde, oder mit Einem Worte, mittelst Gasfeuerung, zur Verwendung und Verwerthung der hier in Rede stehenden Ablagerungen zu schreiten.

Eben eingegangenen brieflichen Mittheilungen entnehmen wir die Nachricht, daß sich Herr Schamberger der Prävalier Schweißofenschlacke in der That auf 12 Jahre contractlich versichert hat, und daß mit der Planirung des Platzes für den Hochofen bei Unterdrauburg bereits begonnen worden ist. Welches Programm für diesen neuen, interessanten Betrieb im Allgemeinen festgestellt worden ist, namentlich über die Wahl der Beschickung, darüber ist noch nichts Näheres bekannt geworden; es verlautet nur, daß Herr Schamberger zunächst die Verwerthung des auf seiner Herrschaft Drauburg sich findenden Holzes im Auge hat, bei der Verschmelzung der Schlacken Rohwände, bekanntlich sehr arme Spatheisensteine, als Zuschlag zu benutzen und das zu erzeugende Roheisen nach Prävali zu verkaufen gedenkt, wenn dieses Werk, was recht lebhaft zu wünschen wäre, die Qualität des Produktes der Güte seiner eigenen Waare entsprechend findet. Wahrscheinlich schwebt dem unermüdlich thätigen Manne Wittkowitz in Mähren für seine Pläne als Muster vor.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir hiemit die Fortsetzung dieses heimathlichen Wochenblattes auch für das Jahr 1856 ankündigen, können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch ferners nicht erkalten soll, so wie unser Bemühen dahin gehen wird, den Kreis derselben, welche auch edler Heimathliebe ihre Mußestunden diesem rein patriotischen Unternehmen widmen, immer zu vergrößern, wogegen wir von der anerkannten Liebe der Kärntner für ihr schönes Vaterland hoffen, daß auch die Zahl der geneigten Abnehmer dieses Blattes sich vermehren wird, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, noch mehr auf dieses Blatt in Betreff der Erweiterung desselben verwenden zu können.

Die Richtung des Blattes soll seinem Namen entsprechen, und die Leser desselben mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren wie neueren Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik der schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erwecken, vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration für 52 Nummern, mit dem Titelblatte und Inhaltsverzeichniße beträgt in der hiesigen Buchhandlung des Johann Leon:

für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 20 kr. C. M.
mit freier Postversendung aber . . 2 „ 50 kr. „

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

Ein

Wochenblatt

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

In Verbindung mit mehreren Vaterlandsfreunden

herausgegeben und redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Sechs und vierzigster Jahrgang.

1856.

Klagenfurt,

gedruckt bei Johann Leon.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des sechs und vierzigsten Jahrganges der Carinthia, 1856.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I. Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

Resultate der letzten Ausstellungen bezüglich der Industrie und der Gewerbe Kärntens; von J. Scheiefinigg. Nro. 1. — Ein Christbaum in Kärnten. 1. — Neue Höhenbestimmungen in Kärnten. 2, 6, 12, 15, 20, 26, 30, 31, 44, 47. — Geologische Durchforschung Kärntens. 2, 5, 13, 15, 20, 26, 30, 31, 37, 47, 52. — Erinnerungen aus dem Jahre 1848; von einem Veteranen. 4, 5, 7, 9, 10, 11, 13, 14, 16, 17, 19, 22, 23, 24, 28, 29, 30. — Witterungsberichte; mitgetheilt von J. Prettner. 4, 50. — Eine Entführung in unseren Tagen; von H. Hermann. 6. — Antiquarisches. a) Gurina im Obergailthale. b) Die Felseninschrift am Steinberge bei St. Georgen im Lavanthale; von M. F. v. Jabornegg. 6. — Meteorologische Stationen. 7, 28, 45. — Prävali, seine Entstehung und Gegenwart. Mitgetheilt von H. Hermann. 10. — Dampfschifffahrt am Werdersee; von J. Prettner. 12, 27. — Der Bau von Viktring und die Sage von seinem Werkmeister. Von H. Hermann. 12. — Eine Ehre des Sittersdorfer Landweines; von Demfelben. 12. — Zu Kärntens Chronik; mitgetheilt von S. M. Mayer: a) Geographische Notizen über Kärnten aus dem im Jahre 1572 zu Nürnberg erschienenem Werke: Theatrum orbis terrarum, Abrahamo Ortelio Antverpiano, Geographo. b) Ausgrabungen am Zollfelde auf Befehl J. K. H. der Erzherzogin Marianna. c) Feuersbrunst in Villach im Jahre 1784. 16. — d) Franz Xaver Altgraf von Salm-Reifferscheid in Gurk 1784. 19. — Einige Worte über die alte Stadtpfarrkirche St. Leonhard im obern Lavanthale; von Julius von der Traun. 20. — Ein Ausflug in die Geldzeche und auf den Hohen-Aar; von Franz Franzisci. 21, 22. — Mittelalterliche Bauten in Kärnten; von H. Hermann: a) Schloßbauten. 25. — b) Civilbauten. 26. — c) Kirchenbauten. 27. — Ferdinand gräflich von Egger'sche Gewerkschaft Lippitzbach. 27. — Erdmagnetismus in Klagenfurt. 27. — Erinnerung aus dem Jahre 1849. Der fünftägige Feldzug in Piemont; von einem Veteranen. 32, 33, 34, 35. — Erhaltung und Restaurirung alter kirchlicher Baudenkmale; von Dr. Levitschnigg: a) St. Magdalena zu Untervellach. b) St. Hermagor. 32. — Die Schlacht bei St. Gotthardt; von J. C. Hofrichter. 33. — Fundstücke auf dem Zollfelde. 33. — Neueste Besteigung des Großglockners von A. Ottmann aus Klagenfurt. 33, 34. — Heftige Gewitter am Luschariberge. 33. — Parthie auf die Sirbitze; von Paul Freiherrn von Herbert. 35. — Der Schule Leben und Wirken in Kärnten vor Ausgang des Mittelalters; von H. Hermann. 36, 37. — Vierundzwanzig Stunden in Kärnten; von J. C. Hofrichter. 37. — Kärnten im Jahre 1783 in statistischer und wirthschaftlicher Beziehung; von J. Scheiefinigg. 38. — Der Gartnerkofel und seine Umgebung; von Paul Kohlmayer. 39. — Mittheilung vom kärntnerischen Geschichtvereine. 42. — Anticaglienfund auf dem Helenenberge; von Jakob Kucher. 42. — Eine Nacht auf dem Roßkofel. Zugleich eine topographische Skizze; von David Pacher. 43. — Bericht aus Weisbriach im Gitschthale; von Paul Kohlmayer. 43. — Skizze des Krieges in Ungarn, 1848 und 1849; von einem Veteranen. 44, 45, 47, 48, 52. — Ueber die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich. 46. — Beitrag zur Geschichte Villach's als Handelsstadt; von J. Scheiefinigg. 47. — Ueber den rechtlichen Anspruch der österreichischen Herzoge Albrecht und Otto auf die Belehnung mit dem im Jahre 1335 erledigten Herzogthume Kärnten. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen. 48. — Handbuch der Geschichte Kärntens bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Von G. Freiherrn von Ankershofen. II. B. 4. Heft. Besprochen von Paul Freiherrn von Herbert. 49, 50. — Zur Rechtfertigung; von Demfelben. 52. — Ein goldenes Blatt aus Kärntens Chronik; von S. M. Mayer. 51. — An die fremdlichen Leser der Carinthia. 50, 51, 52.

II. Sagen, Legenden, Märchen und Erzählungen.

Das Bild im Walde. Nach einer kärntnerischen Sage; von Conrad Linder. 1, 2, 3. — Lebensbilder aus der Vergangenheit. „Das Incognito". Mitgetheilt von H. Hermann. 40, 41. — Die heilige Kummernuß und der Geiger von Gmünd. Legende; von H. Hermann. 42.

III. Biographische Notizen.

Probst Ulrich von Völkermarkt. Kärntens ältester Canonist; von H. Hermann. 3. — Lebensbilder aus der Vergangenheit; von Demfelben: a) Heinrich Lenz. 8. b) Abdul Missianowitsch. 13. — Lebensbilder aus der Vergangenheit;

Digitized by Google

von J. C. Hofrichter. 14. — Lebensbilder aus der Vergangenheit; von H. Hermann. c) Maximilian von Rehbach und d) Karl Graf von Aichelburg. 15. — Ida Pfeiffer; von S. M. Mayer. 18. — Marschall Villeroi; von H. Hermann. — 18. Lebensbilder aus der Vergangenheit; von Demselben. e) Johann Türk. 31.

IV. Literarische und Kunstnotizen.

Familiengemälde Mozart's. 1. — Theater in Klagenfurt; von — r — 2, 3, 5, 6, 9. — Theater-Revue; von M. S. 39, 40, 41, 42, 43, 45, 46. — Plastisches Kunstwerk. 3. — Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Erster Jahrg. 1. Heft; besprochen von A. v. Gallenstein. 4. — Festconcerts-Anzeige. 4. — Das Atelier des Bildhauers Joseph Max in Prag. 4. — Die Mozart's-Feier; von A. Tonitz. 5. — Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. 4. Band. Kunstdenkmäler der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. W. Lübke und J. Caspar. Stuttgart 1856; besprochen von A. v. Gallenstein, besonders in Beziehung des ganz übergangenen kärntnerischen Bildners Hanns Gasser. 6. — Denkmal. 7. — Gedichte von Ferdinand Sauter. Mit des Dichters Lebensskizze, aus seinem Nachlaße herausgegeben von Julius von der Traun. Wien bei Tendler und Comp. 1856. Besprochen von Paul Freiherrn von Herbert, mit einigen Proben aus denselben. 8. — Georg III. Stobäus vom Palmburg, Fürstbischof von Lavant. Aus seinem Leben und Wirken geschildert vom Domkapitularen in St. Andrä, Dr. Stepischnegg; besprochen von H. Hermann. 12. — Aus einem alten Classiker (Phädrus); von A. R. v. B. 20. — Vorarbeiten zu einem kärntnerischen Wörterbuche; von Professor Alois Egger. 23. — Gemälde-Ausstellungen in Klagenfurt; besprochen von S. M. Mayer. 24, 25, 28, 29. — Schaumünzen zum Andenken von Bewohnern Frankfurt's oder in dieser Stadt gebornen Personen; mit 6 Tafeln. 32. — Neue, an den Geschichtsverein in Klagenfurt gesendete Gyps-Statuetten von Hanns Gasser. 39. — Aus dem Zauberwalde. Romanzenbuch von Adolf R. von Tschabuschnigg; besprochen von Paul Freiherrn von Herbert — mit mehreren Proben. 39. — Die classische Lectüre vom Standpunkte der christlichen Anschauung. Vom Prof. und Dr. Karlmann Flor; besprochen von H. Hermann. 41. — Neuer illustrirter österreichischer Volkskalender für 1857. 42. — Anzeige und Beurtheilung der Geographie des Kaiserthums Oesterreich. Von K. W. Zapp. 45. — Balladen von Friedrich Pichler. Beurtheilt von — l —. 49. — Der Grazer Schloßberg. Vom Freiherrn von Kalchberg; Besprochen von Dr. Rudolph Puff. 50.

V. Gedichte.

Von Almwart (Ernst): Ahasver. 16. — Frühlingswehen. 22. — Zwei Wanderer. 25. — Liebesfreudigkeit. 28. — Drei Freunde. 40. — Die Nixe im Alpensee. Nach einer kärntnerischen Sage. 49, 50.

Von Budik (Peter Alcant): Scene aus dem dramatischen Gedichte: Seneca. 11.

Von Flor (Prof. u. Dct. Carlmann): Zur Feier der Ankunft Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. mit Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth. 36.

Von Gallisch (Dr. Joseph Oswald): Am Grabe des Freiherrn Erzmund von Herbert. 32. — Am 18. August 1856. Zum Wiegenfeste Seiner k. k. Apostolischen Majestät. 34. — Kärntens Dankesjubel. 35. — Elisabeth die Patronin der Armen. 35. — Der Glöckner. 38.

Von K—pt. (A): Der Philosoph und die Nachteule. 33.

Von Krafsnigg (J. J.): An die Eltern des Albin Gayer. 22. — Am 12. Juli 1856. 29.

Von Mayer (Simon Martin): Kärnten im September 1856. 36.

Von Pichler (Friedrich): Ein Klostergast. 15. — Hanns Khevenhüller vor Nürnberg (1632). 26. — Caracalla. 43. Wintertag. 52.

Von Rizzi (Vinzenz): Ahnung. 9. — Leitstern. 14. — Meine frohen Lieder. 23.

Von Schießler (S. W.): Das Schloß Neuhaus am Drauflusse in Unterkärnten. 44.

Von Schleichert (J. M.): Prolog, gesprochen bei Eröffnung des ständischen Theaters zu Klagenfurt am 1. September 1856. 37.

Von Seemann (A. W.): Das Glöcklein. 10. — Sehnsucht. 27. — Des Hauptmanns Grab. 31.

Von Sigerist (Moriz): An das geliebte Kaiserpaar. 37.

Von Julius von der Traun: Der Schmid von Obdach (1480). Eine St. Leonhardter Kirchensage. 12. — Zwei Sagen vom Schloße Landskron. a) Die schöne Frau. b) Der beste Schatz. 30.

Von Wanggo (Aloys): Der siebente September 1856. 37.

VI. Vermischte Aufsätze.

Die Goldregion Californien's und Oregon's. 7. — Amerikanische Briefe; mitgetheilt von Dr. Levitschnigg. 9. 11. — a) Gottfried von Bouillon und die Glasmalereien. b) Die Grabmäler, ein Beitrag zur Geschichte vergangener Zeiten. c) Aus den Statuten der Malerinnung zu Sienna. d) Kostspieligkeit der Bücher im 13. Jahrhunderte. e) Lob des Buchdrucks. f) Ein Wirthschafts-Erträgniß im 13. Jahrhunderte. Mitgetheilt von D. P. 21. — Brief aus Australien, von Johann Haßlauer. 43. — Aus Egypten; von J. L. Canaval. 45.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 1. Sonnabend, den 5. Jänner. 1856.

Resultate der letzten Ausstellungen

bezüglich der Industrie und der Gewerbe Kärntens.

Die „Carinthia" hat sich vorzüglich die Aufgabe gestellt, Materialien zur Geschichte unseres Landes zu sammeln, und dieselbe dadurch zu vervollständigen.

Hiezu gehört auch die genaue Kenntniß der Lage, in welcher sich unsere Industrie und Gewerbe befinden und zwar schon an und für sich, noch mehr aber für Kärnten selbst, in welchem die Montan-Industrie eine Lebensfrage bildet.

In dieser Beziehung war wohl nichts lehrreicher, als die letzten Ausstellungen in London, München und Paris, mit allem was sie im Gefolge hatten.

Einiges darüber zu bemerken, in so weit es der beschränkte Raum dieses Blattes gestattet, ist meine Aufgabe.

Als im Herbste des Jahres 1850 das k. k. Handels-Ministerium die erste Weltausstellung in London zur Kenntniß brachte, und zur regen Theilnahme aufgefordert hatte, war diese keineswegs zu erwarten.

Die isolirte Lage, in welcher wir uns damals befanden, machte verzagt, was gewöhnlich zur Folge hat, daß man seine eigenen Kräfte unterschätzt, und dagegen jene der Mit-Conkurrenz für unerreichbar hält.

Man besorgte, keine Ehre einzulegen, und dachte: es sey, abgesehen von den Kosten, klüger, zu Hause zu bleiben.

Besser war die hohe Staatsverwaltung von den vielen tüchtigen Kräften, welche sich in unserer Industrie und den Gewerben regten, unterrichtet.

Die ernannte Ausstellungs-Commission wirkte mit Energie und fand gegen alle Erwartung bereitwillig Gehör.

Auch Kärnten ließ diesen Aufruf nicht unbeachtet, so daß ich, als Mitglied der Commission und Berichterstatter, unterm 14. August 1850 anzeigen konnte, daß sich eilf Aussteller gemeldet haben, und diese das kleine Bild der Industrie unseres Landes vervollständigen.

An Auszeichnungen wurden uns zugesprochen:

1 Preis-Medaille für Bleiweiß.
1 „ „ „ gewalztes Eisen, Draht und Stahl.
1 „ „ „ gezogene Bleiröhren.
3.
1 ehrenvolle Erwähnung für Mennig und Glätte.
1 „ „ „ Tücher.
1 „ „ „ Sensen.
6.

Dieses beweiset, daß mehr als die Hälfte der Aussteller sich einer Anerkennung zu erfreuen hatten.

Alle, die wir die Ausstellung besuchen konnten, haben in selber viel gelernt.

Die Mittel zur Hebung mancher Mängel wurden gefunden, unsere Industriellen gewannen Selbstvertrauen, und faßten Muth, sich an derlei Kämpfen noch ferners zu betheiligen.

Die deutsche Industrie-Ausstellung zu München im Jahre 1854 lieferte hiefür den sprechendsten Beweis, indem der Katalog 36 Aussteller aus Kärnten nachwies, die sich noch größerer Auszeichnungen zu erfreuen hatten.

Ich muß zuerst der ersten Gruppe „Eisen, Stahl ꝛc." erwähnen. In dieser erhielten Baiern, Preußen, Sachsen, Würtemberg, je 1 große Denkmünze, also alle, respective der Zollverein, 4. — Auf Oesterreich sind 3, darunter auf das kleine Kärnten 2 entfallen, was als sehr ehrenvoll genannt werden muß.

Mit dieser wurde eine Gewerkschaft wegen Großartigkeit des Betrieb's, Vorzüglichkeit des Stabeisens und Priorität in der Eisenfabrikation mittels Braunkohle, dann die zweite ob der wichtigen Fortschritte in letzterer, Erreichung der höchsten Stufe in Ersparung des Brennmaterials, und Vervollkommnung der Erzeugung des Eisendrahtes ausgezeichnet.

Dieselbe große Denkmünze ist dem vorzüglichen Bleiweiße, so wie den besonders schönen, feinen, farbigen Offiziers-tüchern zugesprochen worden.

Die weiteren Auszeichnungen bestanden in einer Ehrenmünze für vorzügliche Qualität der Bleizyde und in einer ehrenvollen Erwähnung ob Bildhauerarbeit.

Auch haben 12 Aussteller für Stahl, Vervollkommnung der Roheisenerzeugung, verbesserten Betrieb der Bleiwerke, Bleiweiß, Blei, Gewehre und Verwendung des Torfes beim Eisenfrischprozeße belobende Erwähnungen erhalten.

In Berücksichtigung der Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich und dem Zollvereine konnte man mit Grund von dieser deutschen Ausstellung erwarten, daß sie die Gelegenheit zu vielseitigen Vergleichungen, und zur Sammlung von verschiedenen Daten bieten würde.

Leider wurde dieser Zweck durch die Cholera in der Hauptsache vereitelt, welche Krankheit auch die so wohlthätigen, — mit großen Kosten verbundenen Anstrengungen der königlich baierischen Regierung sehr beeinträchtigte.

Kaum waren die Thore dieses Krystallpallastes geschlossen, so wurden 1855 jene in Paris geöffnet, und Oesterreich neuerlich zur Theilnahme an dem industriellen Weltkampfe aufgefordert. So schnell nacheinander gefolgte Ausstellungen ließen der Unternehmung kein günstiges Prognosticon stellen, da die Auslagen der Aussteller nicht unbedeutend sind, dann auch Industrie und Gewerbe nur in einem längern Zeitraume etwas wichtiges Neues hervorzubringen vermögen; wurde jedoch die hohe Stufe der Gewerbe in Frankreich, der Ge-

Digitized by Google

schmack und Kunstsinn dieser Nation, die nicht bedeutende Betheiligung an der Londoner-Ausstellung, — die politische Lage, die Nähe von England, Belgien, und Deutschland durch die Eisenbahnen in die Wagschale gelegt, so war vorauszusehen, daß in Paris ein Fest bereitet werde, welches Fremde in Massen anziehen mußte, um die vielen, so reich ausgestellten Schätze zu studiren, und dadurch neue Kenntnisse zu sammeln.

Fremde, mit welchen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, waren einig in dem Urtheile, daß Oesterreich sehr würdevoll repräsentirt sey, wozu Kärnten auch das Seinige beigetragen hat; denn es zählte 34 Aussteller. Oesterreich wurden im Ganzen 16 kleine goldene Ehren-Medaillen zugesprochen.

Hievon erhielt Kärnten 1, für vervollständigtes Verfahren in Anwendung vegetabilischer Brennstoffe bei Bearbeitung des Eisens nach englischer Art; Schlesien 1, ob Schafwolle, — Böhmen 4, für Lignite, Schwefelkies, Schwefelsäure, Wolle, Glas, Tuch; Mähren 4, bezüglich Wolle und Tücher; Wien 5, für Telegraphen, Werkzeuge, Möbelstoffe, Kirchenstoffe und Futterale aus Leder; Steiermark 1, ob Stahl, Sensen, Sicheln.

Von den Kärnten zuerkannten ersten Preis-Medaillen in Silber entfallen 2 auf Roheisen, dann 5 auf Eisenbahnachsen, Nails, Bleiweiß, Bleizyve, Bleiröhren und Tücher.

Die Zahl der zweiten Preis-Medaillen in Bronce beträgt 4; nämlich 2 für die Gruppe Metallurgie, 1 für Stahl, und 1 für Bleiweiß.

Den Schlußstein dieser Auszeichnungen bilveten 13 ehrenvolle Erwähnungen, als: 5 für Metallurgie, z. i. Eisen und Blei, — 3 für Stahl, 2 ob Sensen, 1 für Gewehre, 1 für Schrotte und 1 für Harzwalzen*).

Die Namen der mit Preisen beehrten Aussteller glaube ich übergehen zu dürfen, da sie schon durch die Zeitungen veröffentlicht worden sind, und die Ausstellungen überhaupt der neuesten Zeit angehören.

Im Uebrigen verweise ich vorzüglich auf den Rapport der Beurtheilungs-Jury in Paris und den Bericht unseres k. k. Handels-Ministeriums, welche Piècen in Kürze erscheinen, und viel Reichhaltiges bieten werden.

Klagenfurt, den 23. December 1855.

J. Scheliessnigg.

Das Bild im Walde.

(Nach einer kärntnerischen Sage.)

1.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wo die Landstraße noch von St. Veit über Kraig und Meifelding gegen Zwischenwässern hin führte, war der Wolfshart oder Wolschart, wie er nun gemeinhin genannt wird, eine dicht geschlossene, vom Wimitzgraben bis Mannsberg und Osterwitz sich erstreckende Waldung, durch welche nur einzelne wenige Pfade führten. Wie schon sein Name verräth, war er nicht nur der gefürchtete Aufenthalt der gegenwärtig fast gänzlich aus unserm Heimathlande verbannten Wölfe, sondern auch darin seinem freilich viel großartigeren Ebenbilde, dem Bakonyer Walde, ähnlich, daß seine dunkeln Schatten und unzugänglichen Wildnisse häufig den Räuberbanden Schutz und Zuflucht boten, die sich gerade damals nach beendetem dreißigjährigen Kriege aus entlassenen oder entlaufenen Kriegsknechten häufig bildeten, weit und breit die Gegenden brandschatzten und unsicher machten. Es ist noch nicht lange her, daß die Aninen eines großen dreibeinigen Galgens, östlich von der jetzigen Straße,' wo der Weg nach St. Georgen ablenkt, auf einem Hügel sichtbar waren, ein trauriges Denkmal der Unthaten, die einst das nun größtentheils verschwundene Dickicht des Waldes barg, ihm aber bis in unsere Zeit eine traurige Berühmtheit gegeben haben.

In das unheimliche Dunkel dieses Waldes führt uns die Begebenheit, die wir einer vielfach noch von Mund zu Mund gehenden Sage nacherzählen, ohne den Leser weder mit grauenhaften Schreckbildern noch eigener Zugabe behelligen zu müssen. Die Sage zeigt uns freilich auf dem Hintergrunde des unheimlichen Waldesdunkels auch gar freundliche Bilder, und führt uns gleich Anfangs auf eine Lichtung des besagten Waldes, auf welcher eben die erquickende Ruhe, und die Alles verklärenden Lichter eines heiteren Sommerabendes liegen. Dunkle hohe Tannen und Fichten, alte bemooste Bursche des Waldes, umstehen feierlich die Lichtung, ein goldener Strahl der sinkenden Sonne legt sich mit scharfem Lichte auf die üppig grünende Wiesenfläche, und schaut weit hinein in das Dunkel des Waldes, daß weit hinten weiß aufstehende Tannenstämme dem seltenen Fremdlinge neugierig entgegenblicken. Dort seitwärts aber blitzt es hell und golden zurück aus dem kleinen Fenster einer fast von den Bäumen und einigen blühenden Sträuchern versteckten kleinen Hütte, vor welcher wir ein kleines Gärtchen bemerken, und in demselben eine Rosenhecke, auf welcher ein Paar eben aufgeblühte Rosen im doppelten Sonnenlichte glühen. Einen kleinen Kohlenmeiler tiefer im Walde würden wir kaum gewahren, wenn nicht der träge hervorqualmende Rauch zuweilen neugierig einige uebelhafte Gestalten in den Sonnenstrahl triebe.

An einer der mächtigen Tannen beleuchtet die Sonne ein kleines Muttergottesbild, unter welchem in einem angebrochenen Gläschen ein kleines Sträußchen von weißen Rosen eben ihre Knospen öffnend, zu sehen ist. Vor dem Bilde aber gewahren wir auf einem umgeworfenen Baumstamme ein junges Mädchen, das, die Hände gefaltet, im stillen Gebete verloren, hinauf durch die Zweige zum Himmel blickt, während langsam ein Paar Thränen aus dem blauen Auge über die sanft geröthete Wange sich stehlen.

Es ist etwas gar Heiliges um solch ein still sinnendes Gebet oder betendes Sinnen im tiefen stillen Holz; die duftige Frische des Waldes, das anächtige Flüstern der Bäume, das einzelne seltsame Waldlaute feierlich durchtönen, da erheben sich die Blicke an den schlanken, mächtigen Säulenschäften der Bäume von Zweig zu Zweig durch das verschlungene Gitter der Aeste, durchs Gewirre des Gipfels bis in die kleinen Wolken oben, die im ruhigen Sonnenlichte durch die weiten blauen Himmelsauen ziehen, — da debnt sich auch die Liebe und Sehnsucht über die Erde und den Himmel aus, und kehrt von oben gestärkt und ruhig mit der Hoffnung zur kleinen Erdenwelt wieder.

*) Nach einer späteren Kundmachung wurde die Zahl der ehrenvollen Erwähnungen in Summ eine vermehrt, da das Bisthum Gurk in der Klasse I damit bedacht wurde.

Die ausgezeichneten Mitarbeiter wurden überzangen, diese sind: Herr J. Schlegel zu Prävali in der Klasse V mit der Medaille zweiter Klasse.

Weiters in Folge einer neuerlichen Publikation nachstehende Herren, die eb den eingeschlichenen Druckfehlern namentlich aufgeführt werden:

Klasse I. Herr Jakob Scheliessnigg, Ferdinand gräflich v. Egger'scher Inspektor in Klagenfurt, mit der Medaille erster Klasse.

Gleiche Klasse I. Herr William Baildon in Lippitzbach und Gustav Kazetl in Feistritz, beide Ferdinand gräflich von Egger'sche Verweser, mit der Medaille zweiter Klasse.

Die Redaction.

Digitized by Google

So war es wohl auch unserer schönen Beterin ergangen. Sie hatte im heftigen Thränenstrome der Gottesmutter hier an ihrem Bilde ihren tiefen Seelenschmerz geklagt, der sie vor Kurzem getroffen, als sie ihrer sterbenden Mutter das Auge zugedrückt; allmählig war, während eine Walddrossel ober ihr in den Zweigen ihr melodisches Abendlied sang, der Schmerz milder geworden, die Thränenquelle versiegte und — wir haben mit der menschlichen Natur darüber zu rechten — die Sehnsucht kehrte vom Himmel oben, wo sie das Bild der Mutter gelassen, mit einem andern Bilde wieder in ihr Herz zurück und hob im langen Seufzer die junge Brust, wie früher der bange Schmerz.

Margareth, so wollen wir das Mädchen nennen, erhob sich endlich und ging der Hütte zu, aus der ihr ein anderes Mädchen mit dem herzlichen Gruße: „Margareth, endlich kommst Du!“ entgegeneilt.

„Ich habe schon dort vor dem Muttergottesbilde für unsere Mutter gebetet, Agathe!“ erwiederte Jene, und wieder brach ein heftiges Weinen los, in das auch Agathe einfiel. Die beiden Mädchen setzten sich auf die vor der Hütte befindlichen Bank. Margareth rückte sogleich das dort stehende Spinnrad zurecht und begann emsig zu spinnen, während allmählig wie früher im Gebete, die Thränen versiegten, und das Gespräch auf erheiternde Bilder ihres einfachen gemeinschaftlich verbrachten Lebens überging.

„Hast du seit der Hochzeit in Osterwitz Conrad nicht wieder gesehen?“ fragte Agathe.

Margareth errötbete tief, bückte sich zur Spule, als wäre der Faden in Unordnung geratben, und erwiederte zaghaft: „Am Pfingstsonntag nach dem Hochamt vor der Kirche; er läßt Dich grüßen.“

„Ei, so geht ihr von der Dienerschaft nicht mit den Nonnen auf den Chor, sondern könnt in und vor der Kirche mit den Burschen Euer Stündchen halten? Nicht übel für züchtige Dirnen eines Klosters!“

„Scherze nicht so leichtfertig, Agathe!“ erwiederte Margareth ernsthaft: „Du wirst mir doch keine Schlechtigkeit zutrauen, wo noch die Worte unserer sterbenden Mutter kaum verklungen sind? —“

So plauderten die Mädchen miteinander, während das helle Abendlicht auf ihnen ruhte, hinter der Hütte aber, wo es unter und zwischen den Bäumen dunkel war, eine berußte, unheimliche Gestalt auf dem kleinen Kohlenmeiler herumstieg, seine kurze Pfeife anzündete und gedankenlos in das Dunkel des Waldes stierte.

„Kommt heute der Vater nicht heim, Mathes?“ fragte ihn Agathe, welche Frage sie aber wiederholen mußte, um die bestimmte Antwort zu erhalten, daß er nicht weit sey, und vielleicht in der Nacht kommen könne.

„Dann müßt Ihr uns und die Hütte bewachen,“ erwiederte Agathe und bemerkte dann zu Margareth: „Ich möchte doch wissen, wo der Vater sich immer herumtreibt, gar selten ist er Nachts zu Hause, und doch muß er ein gutes Geschäft betreiben, denn gar häufig bringt er mir schöne kostbare Sachen von seinem Handel mit nach Hause; sieh' nur einmal das prächtige Seidentuch hier, das für eine Ritterstrau nicht zu schlecht wäre.“

Wer die Mädchen so in voller Eintracht plaudern hörte, mußte sie für Schwestern halten, obwohl dem ihr Aeußeres gänzlich widersprach; denn während Margareth mit ihrem zarten Teint und blauen Augen durchaus das Gepräge weiblicher Sanftmuth an sich trug, verriethen die üppigen schwarzen Haare und ein braunes lebhaftes Auge Agathens mehr Lebendigkeit, vielleicht Leidenschaftlichkeit des Charakters. Wirklich war auch nur diese die Tochter des Köhlers Melchior, der nun die Hütte bewohnte, die wir als ersten Schauplatz unserer Erzählung kennen gelernt. Er war Bergknappe in Hüttenberg gewesen, war dort eines Vergehens wegen entlassen worden und hatte sich hier als Köhler angesiedelt, nachdem er noch den Mathes, einen wie man vielfach glaubte, einer scharfen Strafe entlaufenen Landsknecht, als Gehilfen gedungen hatte. Bor kurzem war sein Weib gestorben, das sich vergeblich bemüht hatte, ihn wieder zur reuevollen Rückkehr nach Hüttenberg zu vermögen. Agathe war beider Tochter, Margareth aber das Kind eines andern Knappen, der in der Grube verschüttet worden war, und von Melchior's Weib mitleidig aufgenommen, erzogen, von ihr wie ihr eigenes Kind, von Agathen wie eine Schwester geliebt worden. Das seit seines Weibes Tode gegen sie etwas geänderte Benehmen hatte sie veranlaßt, im benachbarten Kloster St. Georgen als Dienstmagd einzutreten, von wo sie jedoch häufig ihre Schwester, wie sie Agathe immer nannte, besuchen kam.

Mathes kam nun von seinem Kohlenmeiler herunter, stellte sich vor die Mädchen hin und sagte: „Grettchen, wenn Du mir einen herzhaften Schmatz auf mein berußtes Maul gibst, sollst Du das da haben“— indem er eine kleine Perlenschnur ihr vor die Augen hielt.

In dem Augenblicke hörte man aus ganz geringer Entfernung einen Büchsenknall, alle fahen in die Richtung gegen den Wald, aus welcher bald ein junger Landsmann mit einem langen Büchsenrohr hervor und schleunig auf die Mädchen zutrat, welche freudig aus Einem Munde: „Conrad!“ riefen.

„Seht Ihr Margareth“ sagte dieser, indem er eine große Eule auf den Boden legte: „das ist vielleicht der gottlose Bösewicht, der Euch Eure schöne Ringeltaube geraubt. — Nun betommie ich dafür wohl einen Nosenstrauß von Euch!“

„Ich habe ihn schon dort dem Bilde der Muttergottes geweiht,“ erwiederte diese errötbend. Agathe aber brach schnell zwei Rosen vom nahen Stranche, reichte sie Conrad mit den etwas boshaft gesprochenen Worten: „Nu, wenn Ihr nicht gerade Grettchens Rosen haben müßt, hier wären welche, und ich verlange nicht einmal Euer häßliches Gethier zum Lohne.“

„Ich danke schönstens,“ erwiederte Conrad, indem er die Blumen zu den Enlenfedern auf den Hut steckte, und begann nun den Mädchen zu erzählen, daß er mit seinem Vetter in Klagenfurt gewesen, wo er eine Stadt- und Burgfried-Bereitung mit angesehen, sein Vater ein ihm gehöriges Bauerngut im Glanthale an den Herrn von Löhner zu Liebenfels verkauft und eine hübsche Summe baaren Geldes dafür heimgebracht habe. Sie scherzten und plauderten eine Weile, während Mathes bals zuhörte und bald sich bei seiner Köhlerarbeit zu schaffen machte.

„Wenn Ihr heute noch zurück nach St. Georgen wollt, Margareth, so kann ich Euch dahin begleiten,“ bemerkte endlich Conrad: „es wird allmählig dunkel, und der Weg führt ein Weilchen durch den Wald.“ Agathe beurlaubte sich etwas kurz und trocken von den Beiden, die alsbald ihren Weg in das Waldesdunkel verfolgten.

„Nun, hat es Euch nicht gefreut, daß ich hieher gekommen? und Ihr habt nicht einmal die erbetenen Rosen mir geben wollen, seyd Ihr mir denn gar nicht gut?“ so begann Conrad, als sie allein waren und nahm Margareth's Hand.

Diese aber zog sie langsam zurück und sagte: „Ihr müßt nicht so zu mir reden, was soll und darf ich Euch lieb haben, ich arme Dirne und Ihr des reichen Bauern Sohn!“

„O Ihr seyd überreich an Frömmigkeit und Tugend, und wenn ich in Eure Augen schaue, so weiß ich, warum der Himmel mit solchem reinen Blau zu uns herunter schaut, es muß schön oben im Himmel seyn, aber ich verlange nicht von Seiner Seligkeit, wenn ich Eurer Augen liebliches Blau schauen darf. Ja,

Digitized by Google

wenn ich nur wüßte, ob Ihr mich so herzhaft lieb haben wolltet wie . . . wie ich Euch, bei Gott, mein Vater wird Euch doch lieber haben als Geld.“ Conrad faßte bei diesen Worten wieder ihre Hand, Margareth aber suchte sie ihm durch rascheres Gehen zu entziehen.

In dem Augenblicke ertönte ganz nahe ein durchdringendes Pfeifen, dem ein fernes wiederholt antwortete. Margareth blieb zitternd stehen und rief: „Conrad, ich fürchte mich!“ Dieser aber zog sie fest an sich, und sagte mit Innigkeit: „Ich schütze und schirme Dich mit meinem Leben; aber willst Du von mir gehütet und beschirmet seyn, kannst Du mich dafür recht lieb haben?“

„Von ganzen Herzen!“ sagte Margareth seufzend, indem sie sich innig an Conrad schmiegte.

Dieser aber erhielt in diesem Augenblicke einen Schlag über den Kopf, daß er betäubt zu Boden sank. Margareth aber faßten kräftige Männerarme und trugen sie bewußtlos fort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Christbaum in Ferlach.

Die Sitte am Vorabende des heiligen Weihnachtfestes die Kinder zu beschenken, ist eine überaus freundliche und kindliche Feier. „Wie harret die Jugend“ sagt der katholische Volksfreund: „durch ein ganzes Jahr dieser festlichen Zeit sehnsuchtsvoll entgegen; wie ist nur sie, die heranmahende, der Inhalt ihrer Gespräche, wenn die Abende immer früher ihren dunkeln Schleier über die Erde breiten; wie durchdringt ein Entzücken, das auch des Greises Herz in treuer Erinnerung mild erwärmt, das Herz der Kinder, wenn endlich das Licht, welches die ihnen bestimmten Gaben umstrahlt, in ihr Auge fällt! Und auf der andern Seite, wie arbeitet der Eltern Liebe für dieses Tag, für der Kinder Freude? Wie verjagen sie sich wohl selbst manchen Genuß, und opfern nach saurem Tagewerk manche Stunde der Nacht, um der Kindheit einen Festtag zu bereiten, wie versetzt sich der Eltern Geist, wenn der Jubel der Kinder sie umtönt, in die längst verklungene Wonne früherer Tage, wie fühlen sie im tiefsten Herzen die Wahrheit des Ausspruches: „Geben ist schöner als Nehmen.“

Neue Bande der Dankbarkeit und Liebe schlungen sich mit jeder Borfeier des hohen Weihnachtfestes um die Herzen der Eltern und Kinder; fromme Gefühle werden geweckt und gepflegt, heilige Vorsätze werden gefaßt, und manche Thräne getrocknet, die im Verborgenen floß; edler wird das Herz und weiter durch die Vorfreude auf die Weihnacht, und schlägt hier wenigstens von den Regungen einer reinen Menschlichkeit ergriffen, stärker, wenn es auch unter dem Drucke des Lebens sich zusammengezogen hatte, und oft nur von stürmischen Leidenschaften erfaßt, in wilden Aufruhr geruthen war.

Bei dem Anschauen der kindlichen Freude wird das Gemüth der Erwachsenen selbst kindlicher. Könnte man die Geschichte so manches guten Werkes bis zu seinen ersten Anfängen in den geheimen Tiefen der Menschenbrust verfolgen, wir würden gewiß nicht selten die erste Regung guter Gesinnungen und heiliger Vorsätze in den Freudenstunden der Vorfeier von Weihnacht auffinden, und in dem Anblicke der unschuldigen Freude beglückter Kinder.

Allein die Zeit schwerer Bedrängnisse, die an uns vorübergegangen, schlug vielen Familienkreisen tiefe Wunden, und schmerzlich blicken die Waisen nach dem Grabe ihrer Hoffnungen. Kein Vater weckt die frommen Gefühle, nährt die heiligen Vorsätze, reicht das mühsam erwerbene Brod; keine sorgsame Mutter trocknet die Thränen, waltet pflegend an der Seite der Kinder; kein Licht von der Hand der geliebten Eltern angezündet, umstrahlt die ihnen bestimmten Gaben, — und so sollen sie der trübsten Zukunft anheimfallen. Allein der Himmel hat sie überschwenglich hoch bedenkt; er hat ihnen großmüthige edle Menschen an die Seite gestellt, die ihnen zur Milderung des bittern Looses, dem sie entgegen schreiten, freundlich die Hand bieten.

Vor Allen sind es die bekannten hochherzigen Bewohner von Klagenfurt, welche durch ihre reichen Gaben zur Zeit der im Bezirke heftig auftretenden Cholera namenlosen Folgen Einhalt gethan haben; denn durch die gependeten Geldmittel sind nicht nur allein der Kranke Labung, sondern auch der hilflose Gesunde kräftigere Nahrung, somit einen größeren Schutz vor dem Erkranken.

Die eben so umsichtige als zweckmäßige Verwendung dieser Geldmittel von Seite des in allen Schichten der hiesigen Bevölkerung geachteten Herrn Bezirksvorstehers v. Steinberg brachte auch den armen Waisen und dürftigen Kindern Hilfe, und sie zunächst vor dem Einflusse der rauhen Jahreszeit zu schützen, war die Absicht dieses Menschenfreundes, welcher Absicht sich mehrere edle Bewohner des Rosenthales beiderlei Geschlechtes, deren Namen zu nennen, der Bescheidenheit dieser edlen Kinderfreunde nahe treten hieße, angeschlossen hatten. Diese Absicht mit dem vorzüglich auf das kindliche Herz so überaus segenbringenden Einflusse zu verbinden, wurde am heiligen Abende den 24. Dezember ein Christbaum aufgestellt, an welchem im lichterglanze Kleidungsstücke für 61 dürftige Kinder und Waisen angebracht waren.

Nachdem sich Abends um 7 Uhr die ganze Schuljugend und die zur Betheilung Bestimmten beim Christbaum eingefunden, hielt der hochw. Herr Kaplan Michael Moschig an dieselben eine passende Ansprache, in welcher er den Ursprung dieser Sitte mit der hohen Bedeutung des Festes auseinander setzte, die Kinder zum christlichen Lebenswandel anieserte, und ihnen das herzerhebende Beispiel ihrer Wohlthäter vor Augen stellte.

Unter den Kindern befand sich auch ein 13jähriger Knabe, welcher wiederholt wegen Diebstahl vor Gericht gebracht wurde. Von seinen Eltern verwahrlost, in der Religion fast gar nicht unterrichtet, erhielt er den Religionsunterricht in seinem Arreste, von wo er über Auftrag des Herrn Bezirks-Vorstehers unmittelbar zum Christbaume geführt, und dort vollkommen neu gekleidet mit einer freundlichen aber herzergreifenden Ermahnung seinem anwesenden Lehrmeister übergeben wurde, worauf die Vertheilung der übrigen Kleidungsstücke erfolgte.

Die Wirkung und Freude, welche dieser Gesammtakt auf die kindlichen Gemüther ausübte, war eine sichtbare. Mag es immerhin seyn, daß die Freude der Kinder zunächst nur eine sinnliche ist; sie wird sich unter treuer Eltern, Lehrer und edler Menschen Leitung allmählig zu einer geistigen verklären, die uns so länger dauern und um so kräftiger wirken wird, je tiefer sie ihre Wurzeln in die Erinnerung an die glücklichsten Stunden unserer Kindheit senkt, und aus diesen Erinnerungen immer frische Jugendkraft ziehend sich fortführt bis an den Rand des Grabes, und auf diese Weise das ganze irdische Leben mit himmlischem Lichte umstrahlt.

Familiengemälde Mozart's.

Dieses nach der Natur gemalte Oelgemälde stellt den Wolfgang Amadeus Mozart und dessen Schwester am Fortepiano sitzend und spielend vor, neben ihnen sitzt der Vater Leopold Mozart, mit der Violine an der Hand, in horchender Stellung; im Hintergrunde an der Wand aber hängt ein Medaillon mit dem Portrait der Mutter Mozarts. Dieses lebensgroße Gemälde besaß bis zu seinem Ableben der Sohn W. A. Mozart in Wien, und ist durch dessen letztwillige Anordnung daselbe nebst seiner großen Manuskripten- und Musikalien-sammlung in das Archiv des „Mozarteums“ zu Salzburg übergegangen. — Der Wiener Musikzeitung zu Folge hat der in Salzburg lebende rühmlichst bekannte Künstler Blasius Höfel den Gedanken gefaßt, dieses Gemälde in Stahl zu stechen und um einen Preis zu liefern, der die Anschaffung desselben jedem Künstler und Kunstfreunde möglich macht. Der innere Raum des Stahlstiches wird 17 Zoll Länge und 13 Zoll Breite, die Portraite aber 1¼ Zoll messen.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 2. Sonnabend, den 12. Jänner. 1856.

Das Bild im Walde.

Nach einer kärntnerischen Sage.

(Fortsetzung.)

2.

Wir betreten denselben Schauplatz unserer Erzählung nach Wochen und Monden wieder! Die goldenen Lichter des Sommers sind erloschen, verblüht die Rosenflur auf den Hecken und ziehenden Wolken, die sommerliche Abendruhe hat der herbstliche Sturm vertrieben, der durch den finstern Wald brausend einhergeht, daß durch seine Bäume statt des heimlichen Flüsterns ein ängstliches Stöhnen zu hören ist.

Ein junger Bauer, in welchem wir Conrad wieder erkennen, kommt hastigen Schritts aus dem Walde auf das Bild an der Tanne zu, und ruft halblaut, wie freudig überrascht aus: „Doch wieder Blumen hier!“ Das Bild war nämlich mit einem freilich ganz kunstlos geschlungenen Kranze großer blauer Gentianen geschmückt, wie sie der scheidende Sommer noch an den Waldrändern liegen läßt. Er nimmt eine Blume aus dem Kranze und schreitet der Hütte zu, aus welcher ihm ein älterer Mann entgegen tritt. „Habt Ihr noch immer nichts von Margareth vernommen?“ fragt ihn Conrad.

Jener aber antwortet barsch und verdrießlich: „Fragt im Kloster um die Dirne nach, wo sie vielleicht eingesperrt gehütet wird, damit sie nicht jungen Burschen nachläuft“ — und geht, ohne weiter Rede zu stehen, in den Wald.

Conrad aber schreitet der Hütte zu, welche außer einer kleinen Vorlaube und Küche zwei Stuben enthält, — die eine Thüre links ist durch ein starkes Schloß fest geschlossen, die andere rechts aber halb geöffnet; wir gewahren leicht Agathe an der Seite einer alten Magd mit Spinnen beschäftiget. Ungeachtet des Dunkels, das zumal an dem trüben Tage bei den kleinen Fenstern in der Stube herrscht, hat diese doch jenen Anstrich von freundlicher Wohnlichkeit, wie ihn nur das Walten von Frauenhand zu geben im Stande ist. Conrad tritt freundlich grüßend in die Stube, und setzt sich zu dem, den Gruß mit freudigem Erröthen erwiedernden Mädchen mit der Frage: „Noch immer nichts gehört, kein Zeichen des Lebens?“

„Ihr sollt einmal aufhören, Euch und uns mit Hoffnungen zu quälen, die leider ganz ungegründet sind; sicher ist Margareth, wenn auch am Leben, weit von hier.“

„Nein, Agathe, ich war vom Anfange überzeugt und bin es noch, daß Margareth noch lebt, in unserer Nähe lebt und an uns denkt; ich will Euch nicht mehr von den Rosen und Vergißmeinnicht sprechen, die wiederholt unter dem Bilde am Baume sich fanden, und doch weder von Euch noch von sonst Jemand dahin gebracht seyn wollten; aber hört nur! vor ein Paar Tagen brachte ein herumziehender Jude meiner Mutter ein kleines Päckchen mit der Bedeutung, es gehöre mir, und in demselben fand ich eine welke weiße Rose, eingeschlagen in ein Blatt Papier, das ich alsbald als die Adresse eines Briefes erkenne, den ich, ich gestehe es Euch, Margarethen einmal nach St. Georgen geschrieben. Tausend Gedanken fliegen mir durch den Kopf, ohne daß ich einen festzuhalten im Stande wäre.“

Agathe brachte etwas Imbiß und einen Krug mit Wein herbei. Conrad genoß davon, achtete jedoch nicht ganz auf Jene, die sichtlich bemüht war, ihn aufzuheitern, sondern ging bald wieder hinaus in den Wald, in welchem ein feiner Regen, vom Winde getrieben, niederträufelte.

Er ging gedanken- und schwermuthsvoll seiner Heimath zu, ohne auf den Weg sonderlich zu achten, während bei fort und fort rieselndem Regen es immer dunkler wurde und fernes Rollen des Donners ein Gewitter kündete. Als endlich ein Paar Blitze des fernen Gewitters hell aufleuchteten, wurde er gewahr, daß er von seinem Wege abgekommen und mitten in den dichten Wald gerathen war; es kümmerte dieß aber den daran Gewöhnten nicht sonderlich, er suchte sich zurecht zu finden, so lange es ihm zu gelingen schien, legte sich endlich nach langem ermüdenden Herumirren unter einen, einigen Schutz gewährenden Baum und versank in Träumereien. Da schien es ihm plötzlich, als höre er Stimmen, doch verklangen die Laute wieder, ohne daß er sie zu deuten oder ihre Quelle zu errathen vermocht hätte. Plötzlich erhellte wieder ein greller Blitz das Dunkel, und Conrad sah deutlich in einiger Entfernung von sich durch das Gezweige der Bäume das ihm wohlbekannte Bild an der Tanne und darunter betend mit gefalteten Händen, bleich und geisterhaft — Margarethen! Ja, ja, er sah sie deutlich vom grellen Gewitterlichte beleuchtet, — noch ein Blitz flammt auf, er sieht sie wieder! „Margareth!“ ruft er und will durch das Gestripp hin zu ihr. Aber wie vielarmige Dämonen halten ihn die Bäume mit ihren Aesten zurück, und als er endlich nahe zu seyn glaubt, da flammt es wieder auf im hellen Wetterleuchten: er sieht das Bild, aber Margareth ist verschwunden! Noch einmal ruft er trostlos Margarethens Namen, aber es antwortet nur eine bekannte Männerstimme; der Köhler Melchior tritt ihm aus der nahen Hütte mit Laternenlicht entgegen, und fragt, was sein tolles Rufen in der Nacht zu bedeuten habe.

Conrad erklärte ihm seine Anwesenheit und fragt ihn hastig: „Ist Margareth hier bei Euch? ich habe sie gesehen!“

„Was fällt Euch ein!“ erwiederte Jener: „Die ist so gut als todt, und wenn Ihr sie gesehen, so war es ihr Geist, der Euch erschien, um dieß zu künden. Da nehmt die Laterne, und sucht Euch Euren Heimweg!“ Conrad ging. —

Wir kehren nun zu Agathen zurück. Als Conrad sie verlassen hatte, setzte sie sich wieder an das Spinnrad, aber es wollte mit dem Spinnen nicht mehr gehen, sie legte die Hände in den Schooß, und fühlte auch durch ihr Gehirn tausend schöne und wirre Bilder ziehen. Sie hörte nicht die Magd, die plaudernd spann, und ihr noch vom schönen Conrad

Digitized by Google

vorerzählete, als es längst ganz finster geworden war. Agathe schickte sie ernstlich hinauf in die Dachkammer, und begab sich selbst zur Ruhe. Doch ließ auch jetzt die fieberische Gedankenhast nicht nach, und schreckte sie, so wie auch einzelne Windstöße, die an die Fenster schlugen, aus dem Halbschlafe wieder auf, in den sie allmählig versank.

Plötzlich aber war es ihr, als höre sie draußen durch das Sausen des Windes verworrene Stimmen, wirklich pochte es alsbald an das Thor der Hütte, und Vater Melchior's Stimme forderte Einlaß; Agathe, derlei seit längerer Zeit gewohnt, öffnete die Thüre, herein trat Melchior mit seiner kleinen Blendlaterne, hinter ihm aber wankte eine Frauengestalt ihm nach und fiel mit dem Ausrufe: „Agathe!“ weinend dieser in die Arme.

„Margareth, Du hier! Wie kommst Du hieher? Wie siehst Du elend aus?“ rief diese, nachdem sie Jene bei dem schwachen Scheine der Laterne erkannt hatte, führte die halb Ohnmächtige in die Stube, trocknete ihre triefenden Kleider und bestürmte sie mit Fragen.

„Du weißt, was Du versprochen,“ rief Melchior zur Thüre herein: „in einer Stunde hole ich Dich wieder ab.“

Nachdem Margareth sich etwas erholt und erwärmt hatte, und auf die anstürmenden Fragen antworten konnte, fing sie ihrer Freundin ihre Erlebnisse zu erzählen an, jedoch so verworren, daß diese erst allmählig sich ungefähr Folgendes zusammenreimen konnte.

Als Margareth aus der Ohnmacht, welche sie bei dem plötzlichen Ueberfalle in Conrad's Armen befallen hatte, zum Bewußtseyn erwachte, befand sie sich in einem finstern Gemache auf weichen Kissen liegend, die Luft war feucht und dunstig, in der Entfernung sah sie matten Lichtschimmer, und vor demselben Männergestalten sich hin und her bewegen; verworren tönten ihre streitenden Stimmen zu ihr herüber und mit angestrengter Aufmerksamkeit vermochte sie endlich die Sprechenden, die offenbar im Zanke begriffen waren, zu verstehen.

„Ist Dirnenraub Dein bestes Kunststück, das Du verstehst, Mathes?“ sagte eine kräftige sonore Stimme: „so wirst Du bald von uns wie von Deinen Landsknechten fortgejagt werden. Was thun wir mit dem armen Ding, es ist nicht von dem Steffe, wie er für uns paßt.“

„Aber wir brauchen ja, wie Du selbst schon oft bemerkt, ein Weib, daß für uns kocht und wascht, kurz unser Hauswesen besorgt, und das versteht sie prächtig, das kann ich Euch versichern.“

„Mathes hat recht!“ ließ sich ein Dritter vernehmen „wir brauchen das Mädchen.“

„Laß sie wieder ledig,“ rief endlich eine Stimme, welche Margareth als die Vaters Melchior zu erkennen glaubte: „sie ist zu schwächlich und taugt nicht für uns.“

„Halt Dein Maul!“ erwiederte Einer: „sey froh, daß Du uns, da Du sonst nichts viel nutz bist, mit Deiner Ziehtochter Plaisir zu machen im Stande bist.“

„Für's erste bleibt sie hier,“ ließ sich wieder der Erste vernehmen: „das erfordert schon unsere Sicherheit, sie mag uns unsere häuslichen Geschäfte besorgen; aber hört Ihr Alle, das Mädchen ist zu gut für Euch, wage es Keiner, ihr nur das geringste Leid zu thun, er wäre der gräßlichsten Strafe verfallen. Schwöret es nochmal Alle!“

Nach diesen Worten nahm der Sprecher den brennenden Holzspann und schritt auf Margareth zu, die nun vor ihren geblendeten Augen einen jungen kräftigen Mann sah, der in freundlicher Weise zu ihr sprach: „Gehabt Euch wohl, holdes Kind, und ruht Euch aus; vermögt Ihr es, uns für unsere Rückkehr einen Imbiß zu bereiten, so werden wir Euch dankbar seyn; seyd getrost, laßt Euch nicht schrecken durch Einern Aufenthalt und die rohen Gesellen, keiner soll Euch nur mit einem Worte beleidigen, wenn er nicht am nächsten Baume hängen will!“ so schloß er mit erhobener Stimme.

Hierauf entfernten sich Alle. Margareth blieb allein, erhob sich von ihrem Lager und besah nun mit dem ihr gelassenen Lichte ihren Aufenthaltsort. Dieser war feucht und dunstig, im Hintergrund befand sich ein Kochherd mit Kochgeräthen, daneben ihr Lager, vorne stand diese in Verbindung mit einem größeren Gemache, in welchem Margareth so viel Pracht und Ueberfluß bemerkte, wie sie in ihrem ganzen Leben nie zuvor gesehen, daneben aber auch Waffen aller Art und Kisten mit starken Schlössern.

Im Herumlenchten und Besehen des seltsamen, wie es ihr schien, unterirdischen Palastes kam Margareth auch zu einem Ruhebett, mit einem schönen Teppich bedeckt, auf welchem Mathes, Vater Melchior's Köhlergehilfe lag. „Komm nur näher, Mäuschen,“ rief er, als Margareth sich erschreckt entfernen wollte: „Du hast ja gehört, daß uns unser strenger Hauptmann das Fürchterlichste angedroht, wenn wir Dich kränken; nu, ich kann schon warten, lange währt unsere Wirthschaft hier so nimmer, wir treibens zu bunt, und wenn wir uns trennen, wird die Beute ohnehin ausgeloost, und da gewinn' ich Dich, dafür laß nur mich sorgen, mag der stolze Veit auch noch so patzig thun, er bekommt Dich nicht; aber angethan hast Du's ihm, er behandelt Dich ja wie ein Fräulein, ja darum ist er der stolze Veit; was liegt doch nur in Deinen blauen Augen kleine Hexe, ist doch Agathe weit feuriger und schöner als Du, und doch hat's mich nicht nach ihr verlangt.“

So plauderte Mathes der erschrecken Margareth vor, der es allmählig mit Schrecken klar zu werden anfing, wo sie sich befinden möge. „Nu, wo anders,“ erwiederte Mathes auf ihre dahin zielende Frage: „als in der Burg der Wolfschartritter, die aber nicht wie Osterwitz hoch über, sondern tief unter der Erde gebaut ist; prachtvoll ist sie aber doch, nur ein wenig finster, aber wo sie ist, das darf ich Dir nicht einmal sagen, verflucht versteckt jedenfalls, wir finden sie selbst oft nur schwer. Du Gretchen bist nun die Burgfrau der Wolfschartritter, und wenn Du fein klug bist, bringen Dir Deine Knappen die schönsten Dinge vom Kriege in die Burg; denn Krieg führen wir auf eigene Faust weiter, nachdem die Könige friedlich geworden; wir nehmen Geld denen, die's zuviel haben, und geben's denen, die zu wenig haben und das sind wir.“

Margareth hörte nicht auf den Schwatzenden und schickte sich an, sich in ihre verzweiflungsvolle Lage zu finden.

So hatte sie denn allmählig Tage in der Räuberhöhle zugebracht, sie waren zu Wochen und endlich zu Monden geworden, während kein Strahl der Sonne in ihr nächtiges Dunkel drang, sondern die grauenhaften Fratzen des zügellosesten Banditenlebens vor ihrem geängstigten Gemüthe vorüberzogen. Schauerliche Erzählungen verübter Unthaten, ärgerliche Gelage, die wildesten Orgien, Zank und Raufereien wechselten allein ab mit der tödtlichen Einsamkeit in ewiger Nacht. — Gebunden jedoch durch den Befehl ihres gefürchteten Führers und durch einen furchtbaren Banditeneid, den sie ihm geschworen, ließen die wilden Gesellen sie so ziemlich in Ruhe und achteten ihrer kaum, wenn sie nur für ihre Bedienung bestens sorgte. Gelegentlich schreckten sie Margareth durch angedrohte Unbill oder die Nachricht, daß morgen die blasse Räuberbraut im Würfelspiel ihren Bräutigam finden werde; immer aber achtete der stolze Veit, der Anführer, mit besonderer Sorglichkeit auf sie, die auf ihn auch eine große Macht ausübte. Er war es, der ihr zu Gefallen das Bild im Walde mit Blumen geschmückt,

Digitized by Google

und so unwillkürlich Conrad Nachricht von ihr gegeben hatte. Nicht selten geschah es, daß er allein bei ihr in der Höhle blieb, und ihr von fernen Ländern und schönern Zeiten, von seiner Mutter und Schwestern erzählte, wie er in den Krieg gezogen, und wie er gerne wieder heimkehren möchte. Er war es endlich gewesen, der durch Margareth's immer zunehmendes krankes Aussehen bewogen, ihren Bitten nachgegeben und erlaubt hatte, daß Melchior sie zu ihrer Freundin führen dürfe, damit sie durch die frische Luft und erquickenden Umgang gestärkt würde. So war es gekommen, daß wir Margareth plötzlich wieder in nächtlicher Weile in der Köhlerhütte erscheinen sehen, und uns auch Conrad's Vision der betenden Margareth am Bilde leicht erklären können.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

Die Geologen der k. k. geologischen Reichsanstalt haben bei der in den beiden vorgegangenen Jahren ausgeführten geologischen Durchforschung des Landes auch Höhenbestimmungen ausgeführt, die durch ihre große Anzahl und Genauigkeit ausgezeichnet sind, und an sich schon einen höchst werthvollen Beitrag zur Kenntniß unseres Alpenlandes liefern. Wir sind durch die freundschaftliche Güte dieser Herren in der angenehmen Lage, dieselben unsern Lesern allmählig mittheilen zu können und beginnen mit der vom Herrn Chefgeologen M. R. Lipold im östlichen Kärnten ausgeführten barometrischen Messungen. Bei diesen wurden die vom Herrn J. Prettner in Klagenfurt angestellten täglichen meteorologischen Beobachtungen zur Höhenberechnung als Basis, und die Höhe von Klagenfurt zu 1421 Wiener-Fuß angenommen. Es wurden im folgenden Höhenverzeichniß nur die neu gemessenen Höhen aufgenommen, weil die schon früher bestimmten Höhenpunkte ohnehin im ersten Jahrgang des Jahrbuches des kärntnerischen Museums*) veröffentlicht sind. Von diesen wurden jedoch jene Punkte, welche auch neu gemessen wurden, zum Vergleiche hier beigesetzt. Die Höhen sind in Wiener-Fuß angegeben und ganz so geordnet wie im erwähnten Verzeichnisse; von den beigesetzten Buchstaben bezeichnen L. die von Lipold, H. die von Hueber, P. die von Prettner, M. die von Mortet, K. die von Kreil, Tr. endlich die vom Kataster trigonometrisch gemessenen Punkte. Die neben dem Namen des Beobachters bei einigen Höhen eingeklammerte Zahl z. B. (2) gibt die Anzahl der Höhenbestimmungen an, welche an dem betreffenden Punkte zu verschiedenen Zeiten gemacht wurden und aus deren Mittel die angeführte Höhe resultirte. In der letzten Colonne ist die Gebirgsart beigefügt, welche an dem Punkte der Höhenmessung vorgefunden wurde.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
I. Höhen im Lavanthale.			
a. Im Thalboden.			
Taxwirth an der Poststraße N. von Reichenfels . . .	2743	L.	Tertiärer (miocener) Sand und Tegel.
„ „ „ „ . . .	2693	M.	
Lavant-Fluß nächst Reichenfels, Marktplatz	2569	L.(2)	Alluvium.
„ „ „ „	2605	M.	
„ nächst St. Leonhard, Stadtplatz	2223	L.(2)	Tertiäre(mioc.)Schicht.
„ St. Leonhard, Stadtkirche, nächst Wiesenau, Schloß in Twimberg, Einfluß des Waldensteiner Baches .	2303	Tr.	
„ beim Radermirth aber St. Gertrand . . .	2102	L.(2)	Alluvium.
„ bei St. Gertrand . . .	1884	L.	Gneiß.
„ bei Franzschach . . .	1542	L.	„
„ in Wolfsberg, Badhilfe bei St. Andrä, Brücke darüber	1489	L.	Glimmerschiefer.
„ bei St. Paul nächst der Hofmühle	1399	L.(5)	Alluvium.
„ bei Lavaunlink, Mündung in die Drau . .	1152	L.	„
Schiefling, SO. v. St. Leonhard, Kirche	1067	L.	„
Grillitschhof, SW. v. St. Leonhard	2447	L.	Tertiärer(mioc.)Sand.
Pröllauer Sauerbrunnen, SW. v. St. Leonhard, Quelle	2565	L.	Krystall. Kalk im Gneiß.
Wolfsberg, Stadtplatz, 1. Stock	2489	L.	Tertiäre(mioc.)Schicht.
„ „	1445	L.	Diluvial-Schotter.
„ „	1519	L.	
„ „	1486	P.	
„ „	1421	M.	
Schloß Wolfsberg, Schloßhof	1661	L.	Kryst. Kalk im Gneiß.
„ Terrasse . . .	1737	Tr.	
St. Michael, B. v. Wolfsberg, Kirche	1553	L.(2)	Tertiäre(mioc.)Schicht.
Pfarrkreuz, S. v. St. Michael, Kapelle	1595	L.	„
St. Johann, S. v. Wolfsberg, Hanselwirth	1440	L.	„
Siegelsdorf, SW. v. Wolfsberg	1463	L.	„
Schloß Thürn, NW. von St. Andrä	1664	L.(2)	Krystall. Kalk im Glimmerschiefer.
„ Reideben, SO. von Wolfsberg . . .	1986	L.	Gneiß.
„ „ Fels daneben .	1931	Tr.	
St. Andrä, Domainge's Gasthof, 1. Stock	1365	L.(3)	Tertiäre(mioc.)Sande.
„ Pfarrkirche . . .	1438	Tr.	
Ober-Aggsdorf, W. von St. Andrä	1506	L.	Thonglimmerschiefer., begränzt v. tertiären Schichten.
Dachberg, O. v. St. Andrä, nächst dem Bauer Gebel .	1593	L.	Tertiärer (mioc.)Tegel.
„ „	1617	Tr.	
„ Lehmgruben nächst Jasling	1482	L.	„
„ „ nächst dem Bauer Stiebl	1548	L.	„
Papersdorf, SO. v. St. Andrä, Dorflinde	1648	L.	Tertiärer Schotter.
Maria-Rojach, SO. v. St. Andrä, Kirche	1359	L.	Tertiärer(mioc.)Tegel.
Spiesbauer-Hügel, NW. von St. Paul	1741	L.	Tert. (mioc.) Schotter.
Porregerbauer-Berg, NW. v. St. Paul	1956	L.	Grauwackenschiefer.
Kolniger Meierhof, NW. von St. Paul, Basaltkuppe .	1444	L.(2)	Basalt, begränzt von tertiären Schichten.
St. Paul, Klingbacher's Gasthof-Garten	1205	L.(3)	Alluvium.
„ Stift	1180	K.	
„ Stiftskirche	1267	Tr.	
Reinberg, O. v. St. Paul .	1779	L.	Kreidekalk.
St. Georgen, O. v. St. Paul, Kirche	1432	L.	Tertiärer (mioc.) Tegel mit Kohlen.
Anderndorf, O. v. St. Paul, Kohlenschurf	1440	L.	
Attacherwirth nächst St. Paul	1165	L.	Tertiärer (mioc.)Sand.
Ettendorf, SO. v. St. Paul, Wirthshaus	1267	L.	Gneiß, begränzt von tertiären Schichten.
Fröhlichbauer, NO. von Lavamünd, Kohlenschurf . .	1403	L.	Tertiärer Sand mit Kohlen auf Gneiß.

(Werden fortgesetzt.)

*) Höhenbestimmungen in Kärnten nach dem Gebirgs- und Flußsysteme geordnet. Von J. Prettner, Seite 135.

Digitized by Google

Theater in Klagenfurt.

Wir haben bisher darben müssen an theatralischen Genüssen! Schau- und Lustspiel war unter den mäßigsten Ansprüchen gebieten und mußte jede Besprechung nur als scharfe Rüge erscheinen lassen. Ist dem auch jetzt nur theilweise abgeholfen, so überraschte uns Herr Zöllner doch durch eine Oper, die auch den gespannetsten Forderungen gerecht wird. Sämmtliche Solopartien sind durch gediegene Künstler besetzt; überall schöne, meist auch überraschende Stimmmittel, durchweg künstlerische Begabung und Ausbildung; das genaue und sichere Ineinandergreifen von Sängern, Chören und Orchester, die nicht nur durchaus sichere und exakte, sondern auch an sich einheitlich schöne und dem Ganzen künstlerisch angepaßte Durchführung des orchestralen Theiles aber lassen uns zweifeln, ob hier je in der Oper eine solche schön gefügte Gesammtwirkung erreicht wurde. Gebührt hier zunächst die vollste Anerkennung der einsichtsvollen Leitung des Dirigenten Herrn Kleer, so muß auch jedem einzelnen der Herren Orchestermitglieder ihr Lobesantheil zuerkannt werden, die uns schon oft (wir erinnern nur an die gelungene Ausführung des musikalischen Theiles der „Preciosa", „Zelwa" u. s. w.) Proben ihres Eifers und ihrer Geschicklichkeit gegeben haben.

Der beschränkte Raum dieses kleinen Blattes gestattet uns nicht, in die einzelnen Schönheiten der bisher gebotenen Leistungen einzugehen, und unser Urtheil hierüber zu motiviren, noch weniger aber sind wir geneigt, mit kritischer Hast den Schwächen und Mängeln nachzuspüren, die ihnen, wie fast jeder Kunstleistung anhaften, zusammen, daß der jugendliche Schmelz des Einen Stimmorganes treuloser war, als gründliche Bildung und Begabung, oder in gründlicher Recensentenweise zu berechnen, wie viel Studium dem bewunderten Klange des Andern noch zur fertigen Künstlerschaft fehle. Wir müssten uns beeinlgen, den Enthusiasmus, mit welchem unser für musikalische Genüsse so empfängliches Publikum die Opernvorstellungen aufgenommen hat, mit ruhiger Besonnenheit dahin zu rechtfertigen, daß, selbst abgesehen von unserm provinziellen Standpunkte, die Schwächen und Mängel im gelungenen Ganzen verschwinden.

Bisher wurden „Ernani" und „Martha" gegeben. Daß „Ernani" den Reigen eröffnete, forderte zu Vergleichen auf, und wenn der Erfolg im Ganzen zu Gunsten der Gegenwart entschied, so glauben wir doch, daß das Vergangene, durch Erinnerung verklärte immer ein Feind des Neuen, selbst Besseren ist, und dieß dadurch erst der Zeit bedarf, um zur Anerkennung zu gelangen; wir glauben, daß dieß theilweise auch hier der Fall war. — Das Programm stellt uns noch viel Neues in Aussicht, unter den Reprisen älterer Opern herrscht nach unserer Meinung zu viel Verdi und Donizetti, wir hätten sehr gewünscht, wenigstens unsern „Freischütz" und etwas von Mozart darunter zu finden.

Mozart! Am 27. v. M. fällt der hundertste Jahrestag der Geburt dieses herrlichen Genius; wie wir mit wahrer Freude hören, wollen hiesige Musikfreunde diesen Tag durch ein großes Concert feiern, in welchem nur Mozart'sche Tondichtungen zur Aufführung kommen sollen. Wir wünschen diesem Unternehmen, das dem Kunstsinne der Anregenden zu großer Ehre gereicht, das beste Gedeihen!

Geologische Durchforschung Kärntens.

Wir sehen hiemit die Auszüge aus den, unsere Kärnten betreffenden Berichten der in Wien abgehaltenen Sitzungen der k. k. geologischen Reichsanstalt fort. — Aus der Sitzung vom 11. Dezember 1855. — Herr F. Foetterle gab eine allgemeine Uebersicht der Resultate der geologischen Aufnahme, welche er im verflossenen Sommer in den südlichen Alpen ausgeführt hatte. Das von ihm begangene Gebiet reicht nördlich an den Parallelkreis von Weißbriach im Gitschthale und Feistritz an der Drau, sich hier an die Aufnahmen des vergangenen Jahres anschließend, südlich an den Parallelkreis von Resciuta im Venezianischen und Flitsch in Istrien, westlich dehnt es sich bis Kirchbach im Gailthal und bis Resciuta und östlich bis Bleiberg, Arnoldstein und Ratschach aus, wo es sich an das von Herrn Dkt. K. Peters gleichzeitig aufgenommene Terrain anschließt. Es umfaßt demnach dieses Gebiet den östlichen Theil des Gailthales, das Kanalthal und das Thal der Fella, welche als Hauptsammler der durch die zahlreichen Seitengräben in den drei hier vorhandenen getrennten Gebirgszügen abfließenden Wässer erscheinen. Die geologischen Verhältnisse bieten in diesem Landestheile eine sehr große Regelmäßigkeit in der Gebirgsordnung dar, die es ungemein erleichterte, die Aufeinanderfolge und Lagerung der verschiedenen Formationen mit Sicherheit festzustellen. Als tiefste Unterlage erscheint Glimmerschiefer, der zwischen Kirchbach und Weißbriach in bedeutender Mächtigkeit ansteht, in südöstlicher Richtung fortzieht, und selbst noch zwischen Bleiberg und Windischfeistritz an mehreren Punkten zwischen dem tertiären Schotter anstehend bemerkbar ist. Diesen überlagert unmittelbar die Steinkohlenformation (Gailthaler Schichten), die in dem Gebirgszuge zwischen dem Gail- und Kanalthale ihre größte Ausdehnung erreicht, und nach den darin enthaltenen Versteinerungen sich als ein Aequivalent des Kohlenkalkes (auch Bergkalkes) oder der untern Abtheilung der Steinkohlenformation erweist. Sie zerfällt hier in drei von einander scharf gesonderte Glieder: einen dünngeschichteten, krystallinisch aussehenden, versteinerungsarmen unteren Kohlenkalk, der von einer mächtigen Masse von schwarzen und dunkelgrauen Schiefern, Sandsteinen und Conglomerat bedeckt wird. — Die Schiefer enthalten sehr zahlreiche Versteinerungen und hin und wieder, wie im Bombasch- und Pontebba-Graben sehr schwache Lager von Anthrazit. Die Schiefer und Sandsteine werden bedeckt von einem bald licht-, bald dunkelgrau gefärbten Kalkstein, der ebenfalls noch Versteinerungen des Bergkalks enthält, er wird sehr häufig dolomitisch. Die Steinkohlenformation überlagern die Werfner Schiefer, mit dem sie beinahe stets begleitenden Guttensteiner Kalk. Sie bilden in dem untersuchten Gebiet drei größere Züge, von denen der nördlichste von Weißbriach gegen Feistritz im Drauthal sich zieht, der mittlere in dem Gebirgszug zwischen dem Gail- und Kanalthal die Gailthaler Schichten überlagert, und der südlichste von Pontafel über Bolfsbach bis in das Weißenfelserthal sich erstreckt. Ueberall werden sie von den Hallstätter Schichten bedeckt, die außer dem Kalk und Dolomit noch aus Schiefer und Sandstein mit charakteristischen Versteinerungen bestehen, wie bei Bleiberg, Rubland, Radnigg, bei St. Hermagor u. s. w. Den südlichsten Zug der Hallstätter Schichten bedeckt in regelmäßiger Auflagerung ein Kompley von schwarzen bituminösen Schiefern, grauen mergeligen Kalken und Mergelschiefern mit sehr zahlreichen auch den St. Kassianer Schichten eigenthümlichen Versteinerungen. Die bituminösen Schiefer enthalten zahlreiche Abdrücke von Fischen und Pflanzen, die eine große Analogie mit Kupferschiefer zeigen. Diese Schichten ziehen sich in ununterbrochener Linie vom Monte Cieraly bei Dogna über Raibl bis Preth. Sie werden vom Dolomit des Dachsteinkalks überlagert, der weiter nach Süden eine sehr große Ausdehnung besitzt und in dem nördlichen Theil des Gebiets bei Bleiberg und Kreuzen den Hallstätterkalk bedeckt. Von jüngeren Gebilden sind bloß die ausgedehnten Schotterablagerungen im Gailthal und bei Tarvis zu erwähnen, die bei Bodenhof und Windischfeistritz Lignite enthalten. Zwischen Wolfsbach, Raibl und Weißenfels haben im Gebiet der Werfener Schiefer große Porphyrdurchbrüche, bei Bleiberg im Kohlenschiefer Dioritdurchbrüche die regelmäßige Lagerung gestört. — Herr Foetterle sprach am Schluß seinen besondern Dank für die ihm geleistete Unterstützung und Förderung der Aufnahms-Arbeiten aus den Herren: k. k. Hüttenschaffer A. v. Best, und k. k. Bergschaffer P. Potiorek in Bleiberg, dem k. k. Bezirksamtsvorsteher Joh. Schnerich und dem Graf Renard'schen Güterdirektor A. Kiehaupt in Tarvis.

(Wird fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 3. Sonnabend, den 19. Jänner. 1856.

Probst Ulrich von Völkermarkt.

Kärntens ältester Canonist.

Wenn gleich die Wissenschaft des canonischen Rechtes in neuester Zeit aus leicht begreiflichen Gründen wenige Bearbeiter gefunden hat, so dürfte doch ein Rückblick auf einige Lukubrationen dieser Art in dem sich damit vorzüglich befassenden Mittelalter für die Geschichte der Wissenschaft wie der Cultur im Allgemeinen nicht ohne Interesse seyn.

Bekanntlich wurden die nach dem Decretum Gratiani erstandenen Rechtsbestimmungen, Conciliarbeschlüsse und päpstlichen Verordnungen von dem Dominikaner Raymund von Pennafarte auf Befehl Papst Gregor IX. gesammelt und in fünf Bücher abgetheilt. Im Jahre 1234 war das Werk vollendet, und wurde von Universitäten zu Paris und Bologna zugeschickt. Die Wichtigkeit dieses Werkes für die damalige literarische Welt, für Lehrkanzeln und Richterstühle bewirkte, trotz des mühsamen Abschreibens, dessen schnelle Verbreitung im nachfolgenden Deutschland. Die Bisthum Gurkische Bibliothek besitzt außer vielen andern merkwürdigen, meistens juridischen und liturgischen Handschriften des Mittelalters einen herrlichen Codex der fünf Dekretalen-Bücher Gregor's IX. mit dem Commentar des berühmten Rechtsgelehrten Bartholomäus von Brescia, geboren daselbst 1178 und bei der durch den furchtbaren Ezeline von Romano erfolgten Einnahme der Stadt im Jahre 1258 getödtet. Derselbe enthält 418 Folio Pergamentblätter mit vergoldeten Anfangsbuchstaben und bei den einzelnen Titeln mit den Inhalt darstellenden, auf Goldblättchen gemalten Vorstellungen, welche durch Farbenfrische, mitunter durch Ausdruck und Conturen überraschen. Die Interpunktionen sind von späterer Hand, ebenso die doppelt variirenden Marginalnoten, so daß der Codex in die Zeit des ausgehenden dreizehnten Jahrhundertes gesetzt werden kann.

Ein Beweis der Seltenheit dieser Art Manuskripte ist die vom Kaiser Friedrich IV. am letzten Blatte eigenhändig angemerkte Anwesenheit am bischöflichen Schlosse zu Straßburg, den 7. Juli 1470, eben als der Monarch von dem Landtage zu Völkermarkt heimkehrend seinen Schüttling, den Bischof Lorenz II. Freiberger, dort besuchte. Da Deutschland damals noch keine Hochschule besaß, wurde das erneuerte canonische Recht von den zu Bologna und Paris graduirten Doktoren nach ihrer Heimkehr an den Chor- und Klosterschulen mit allem Eifer vorgetragen. Einen Beleg hievon liefert ein unter den Bisthum Gurkischen Manuskripten aufgefundenes Compendium, welches die Aufschrift führt:

„Incipiunt decretales Domini Gregorii papae IX. — metrifacti per Dominum Ulricum praeposítum de Völkermarkt." Der Verfasser dieser metrifizirten Dekretalen kündet sich in der Vorrede mit den Worten an:

„Presbyter ulricus ego quamvis sim modicellus,
Instauro haec tamen cum fratre pio reimundo
Versiculis solutis, quibus invenerat nova jura etc.*)

Das Manuskript umfaßt 38 Pergamentblätter in Quart, die Charaktere sind zwar klar aber klein und äußerst abgekürzt geschrieben; der Text ist vollständig und die Titel mit den Raimundischen vollkommen im Einklange. So barbarisch mitunter die Schreibart, so ungleich unregelmäßig meistens die Verse, und zusammengepreßt, kann man sagen, Worte und Sinn sind, muß man doch des Metrifikanten Mühe und Erfindungsgabe anstaunen. Offenbar ist das Compendium nicht das Autheygraphum, doch den Charakteren nach die nächste Abschrift.

Zunächst dazugebunden befinden sich die Extravagantes Bonifaz VIII. vom Jahre 1298 in sichtbar ursprünglich größeren Formate, 26 Blätter stark, leider unganz, indem die folgenden ausgeschnitten sind, und die gleichfalls abbrevirten und verstifzirten Dekretalen nur bis zum Titl VII des zweiten Hauptstückes reichen. Der Verfasser kündigt sich mit der Aufschrift an: „Incipiunt notabilia decretalium composita a Martino Fanensi." Wie es die schlecht lesserliche Verrede sagt, unterzog sich der Dekan Martin von Fano dieser Arbeit auf Befehl des Bischofs Aldebrand von Forli. Beider Namen sind in den ältesten Druckausgaben des sechsten Buches der Dekretalen, wie z. B. eines Baptista de Fortis zu Venedig im Jahre 1494, des Peter Albignani zu Mailand im Jahre 1508, eines Franz Frad in Lion 1515, des

*) Die Art, wie Probst Ulrich dazu gekommen, diese Arbeit zu übernehmen, erklärt derselbe am Ende seiner in kurzen Versen gegebenen Dekretalen:

„Explicuerunt (gewöhnliche Schlußformel alter Codices) versus computati ab Ulrico praeposito de Voelkermarkt sacerdote licet indigno super decretales compilatos a fratre Reimundo Capellano et pomiferitanio felicis recordationis domini Gregorii papae sanctissimi, ad cujus mandatum antedictus reverendus frater ordinis praedicatorum quondam Bononiae doctor celeberrimus extravagantia sub compendio, quorum numerositas confussionem non parvam induxit, resecatis superfluis, quibusdam de medio penitus sublatis rarius novis subrogatis, stilo eleganti pepegit comprehendens sub ista compilatione mille nonaginta (pro noningenta) LXXXIII (1983) capitula, titulos CXCII (192). Nec turberis o lector numerositate capitulorum, cum quinque computationis antiquorum decretalium numerum quatuor millium excesserunt capitulorum. Volent autem versiculi ad imprimendum cordibus sic studere volentium ipsorum decretalium memoriam, cum eis pelagus diffusum constituant sua numerositate, sicut et perplexitate etc. Compactus est autem anno generationis millesimo ducentesimo quinquagesimo primo. Den Inhalt geben folgende darauf folgende Verse:

In partes quinque decretales statuuntur
Pars prior ecclesias creat, ecclesiaeque ministros
Altera judicis, quae sunt onera revolvit
Tertia religio, quae vitam ducit honestam
Spectat, quarta causas criminales,
Insequitur, quinta, criminі sententia fertur.

Digitized by Google

Jakob Fontanus, Paris 1521 ꝛc. wo der früheren Correktoren und Glossatoren der Dekretalen namentlich gedacht wird, nicht aufgeführt.

So wenig Gewinn aus so einer Entdeckung für die Wissenschaft im Allgemeinen hervorgeht, ist doch die Arbeit Probst Ulrichs von Völkermarkt, eines Zeitgenossen und wahrscheinlichen Schülers des großen Canonisten Raimund von Pennaforte, erwähnungswerth, um so mehr, da sie vielleicht, als im Jahre 1251 vollendet, eine der ersten dieser Art in Deutschland seyn dürfte, — da uns aus jener Zeitperiode wirklich nur wenige derlei Leistungen des deutschen Clerus bekannt sind.

Ulrich's Name gehört um so mehr in die vaterländische Literargeschichte, als uns seine Abstammung und sein sonstiges Wirken urkundlich bekannt sind. Ulrich war einer der drei Söhne des Ritters Wichard von Karlsberg, der bei den meisten Verhandlungen in Kärnten von dem Jahre 1169 an bis 1200 als erstgenannter Zeuge, in einer Gurker Urkunde vom 8. Oktober 1196, als vir altae nobilitatis et scabinus (Schöppe) öfters, dann mit dem clarissimus erscheint, welche Ausdrücke auf ihn, als reichsfreien Ritter, der nicht als Ministerial dem Herzog lehenbar war, hindeuten. Bei dem berühmten Vertrage auf dem St. Georgenberge bei Enns, wo der Herzog Ottokar Steiermark an den Babenberger Leopold IV. den Tugendhaften übergab, war Wichard einer der Mittestiger. Sein gleichnamiger Sohn erhielt vom Herzog Bernhard dem Spanheimer das Marschallamt, dessen Bruder Heinrich das Besitzthum in Steiermark, und schrieb sich Ritter von Silberberg; Ulrich hingegen nahm das geistliche Kleid, wozu die nächste Veranlassung das eben durch den hl. Hyazinth neugestiftete Kloster der Dominikaner in Friesach war, welcher Orden im großen Rufe der Gelehrsamkeit damals auch in Kärnten unter dem ersten Vorsteher Bedrich von Hohenstein manche Zöglinge heranbildete, die auf der Hochschule zu Bologna ihre literarische Vollendung erhielten. Ulrich betrat diese Laufbahn mit vielem Geschick; seine Vertrautheit mit dem canonischen Rechte, sein fester sanfter Charakter erwarben ihm die Gunst des großen Salzburger Kirchenfürsten Eberhard II. Selbst nach Rom drang der Ruf seiner gereiften Wissenschaft und seiner Anhänglichkeit an die Institutionen der Kirche. Als daher die Domherren von Gurk zu Rom um eine Revision des schiedsrichterlichen Ausspruchs zwischen ihnen und dem mächtigen Grafen von Pekau oder Pfanberg nachsuchten, da wurde Ulrich, Probst von Völkermarkt, und mit ihm Ulrich, Abt zu Millstatt, als Richter des päpstlichen Stuhles delegirt, und beide hoben am 14. April 1236 in der St. Bartholomäus-Kirche zu Friesach das frühere Urtheil auf. Die Fähigkeit, welche Ulrich bei vielen Gelegenheiten in seiner Amtsführung entwickelte, verschaffte ihm später auch vom Erzbischofe die ausgezeichnete Würde eines Archidiacons durch die ganze Salzburger Diöcese in Kärnten, welche in der äußern Amtsgewalt der bischöflichen am nächsten kam. Mehr als etwas spricht in den damals und nachhin bis zum Jahre 1264 vorkommenden Dokumenten für ihn seine Friedensliebe, womit er streitende Partheien, selbst seine Neffen, mit manchen Opfern seinerseits auszugleichen suchte, seine Mäßigung in den austobenden Kampfe der Guelphen und Ghibellinen, und jener fromme Sinn, den er im Siegel, wie im Munde und Herzen in dem Symbole zusammenfaßte: „Crux gloria viventi, spes morienti."

Nachdem Ulrich dreißig Jahre Probst zu Völkermarkt, und zwanzig Jahre Archidiakon Kärntens gewesen, trug er seine Verdienste hinüber in das Land der Vergeltung, und obschon seines Bruders Enkel, der letzte Ritter von Karlsberg und Marschall, als Hochverräther gegen Herzog Ludwig im Jahre 1292 zu St. Veit durch das Blutbeil fiel, noch blühte der verdüsterte Stamm der Silberberger durch Jahrhunderte fort, und Ulrich's Name glänzte lange noch durch Schrift und Vortrag eingeführt in die Hörsäle der Gottesgelehrten.

Das Bild im Walde.

Nach einer kärntnerischen Sage.

(Beschluß.)

3.

Wie oft unsere arme gefangene Margareth ihrer dunklen Haft entlassen und zu ihrer Freundin geführt wurde, vermögen wir, die wir diese Begebenheit nur einer Sage nacherzählen, nicht zu bestimmen. Wenn aber das arme Mädchen aus ihrem dumpfen Aufenthaltsort hinaustrat in die freie Waldesluft, wenn der balsamische Duft derselben ihre aufathmende Brust erfüllte, die freundlichen Lichter der Sterne durch die Zweige der Bäume tröstend zu ihr niederfunkelten, oder das träumerische Mondlicht das Waldesdunkel magisch erhellte, wenn sie wieder das Flüstern der Bäume, das Rauschen ferner Gewässer, den traulichen Ruf des Käuzchens oder den Klang einer Thurmuhr vernahm, da zog auch wieder leises Hoffen ein in ihre gefängstigte Seele. Die tröstenden traulichen Gespräche mit Agathen, die leichteren Sinnes ihr tausend Möglichkeiten und Pläne zur Flucht vorspiegelte, vor Allem aber das innige Gebet, das sie zur Himmelsmutter vor ihrem Bilde zu richten nie versäumte, stärkte sie, um ihre qualvolle Lage wieder eine Weile ertragen zu können.

Als sie einmal wieder mit Melchior in die Räuberhöhle zurückgekehrt war, nahte sich ihr Veit mit geheimnißvoller Miene und begann wie sichen öfter ein trauliches Gespräch mit ihr. „Margareth", sagte er endlich: „die Zeit drängt mit ihrer Entscheidung, wollt Ihr mir folgen, weit von hier habe ich mir ein Gütchen angekauft — wollt Ihr mein Weib seyn, mich zurückführen zur Tugend und Rechtschaffenheit? Ihr seyd ein guter Engel, Ihr allein nur seyd es im Stande."

Margareth, eben erst heimgekommen vom Gebet vor dem Muttergottesbilde, antwortete ruhig: „Vermag ich das Blut der Gemordeten von Euren Händen zu waschen? Ich folge eher dem Tod in das Grab, als einem Mörder zum Hochzeitmahle."

Der stolze Veit erwiederte mit funkelndem Auge und bebender Stimme: „Thörichte Dirne, bist Du nicht in meiner Gewalt?"

„Ich bin in Gottes Hand überall —" war die einfache Antwort des Mädchens. —

Schon seit einiger Zeit hatte sie eine ungewöhnliche Bewegung unter der Räuberschaar bemerkt; Zank und Hader hatte Veit oft nur mühsam niedergehalten; manches war in die Höhle, manches wieder fortgeschleppt worden. Endlich aber trug man ihr auf, ein leckeres Mahl zu bereiten, wozu man ausreichend Viktualien und Wein von vielen Sorten zusammen geschleppt hatte.

Wir wollen bei dem häßlichen Bilde der wilden Orgie, von der uns die Sage berichtet, nur so lange verweilen, um in dem Hintergrund der Höhle, die von Wein- und Fackellunst erfüllt war, und von zügellosen Flüchen, unsaubern Gesängen und ekelhaften Lallen der Betrunkenen ertönte, das Bild des blassen, schönen Mädchens zu schauen, das in namenloser Seelenangst auf den Knieen lag, um zur Himmelskönigin um Schutz und Rettung zu beten. In ihrer Herzenspein that sie das Gelübde, würde ihr durch die Gnade des Himmels Befreiung aus der unabwendbar scheinenden Gefahr,

Digitized by Google

sich dem Kloster und dem Dienste des Himmels zu weihen. Gestärkt durch ihr inniges Gebet erhob sie sich, und fühlte Muth und Stärke, ihre Befreiung zu wagen. Sie nahm ein Säckchen mit Hirsebrein gefüllt, warf einen Mantel der betrunkenen Räuber über und schritt mit einem Dolche, den sie zu sich steckte, und einem Knittel, den sie vom Boden auffraffte, bewaffnet, durch die betrunkenen Zecher dem ihr wohlbekannten Ausgange zu. Hier hielt Mathes, die Flasche in der Hand, halb betrunken Wacht.

„Oeffne, Mathes," rief ihm Margareth zu: „wir wollen fliehen!"

„Potztausend, Mäuschen, Du willst dem stolzen Veit entfliehen!"

„Oeffne schnell," herrschte ihm Margareth nochmals zu: „oder ich rufe Veit!"

Schnell öffnete Jener die kunstvoll gefügte Fallthür; Margareth kroch durch die Oeffnung zu Tage, — als Mathes ihr folgen wollte, versetzte sie ihm einen kräftigen Schlag auf den Kopf, daß der ohnedieß Betrunkene bewußtlos liegen blieb. Margareth warf nun den Mantel weg, suchte sich über die Richtung zu orientiren und eilte hastigen Schrittes fort. Zugleich machte sie eine kleine Oeffnung in das Säckchen, so daß der herausfallende Brein den Weg bezeichnete, den sie ging. Es war noch Nacht, doch glänzten heil die Sterne, ein helleres Licht gegen Osten kündete den nahenden Tag, während auf einer dunklen Wolke gegen Süden hin ein unheimliches Licht, wie von einer erlöschenden Feuersbrunst hin und wieder aufflammte. Margareth irrte lang im Walde herum, doch glaubte sie der Richtung sicher zu seyn, die sie eingeschlagen hatte; muthig schritt sie die wenig betretenen Pfade vorwärts, aber noch immer faß sie keine Lichung sich öffnen; da glaubte sie verworrene Stimmen zu hören — sie stieh in entgegengesetzter Richtung, die Angst gab ihr Flügel, doch immer näher kamen die Stimmen, da erblickte sie plötzlich vor ihr das wohlbekannte Bild an der Tanne. Athemlos sank sie vor demselben nieder, wiederholte noch einmal im inbrünstigen Gebete ihr Gelübde und sank, wahrend nahe Männerstimmen an ihr Ohr schlugen, bewußtlos zusammen. —

In derselben Nacht war eine Rotte von Räubern in den Weiler eingebrochen, in welchem Conrad mit seiner Mutter hauste. Auch seine Wohnung war geplündert worden, er selbst nur mit genauer Noth mit ihr entkommen, während das Dorf in Rauch aufging; doch hatte er an der Spitze der übrigen Dorfinsassen schnell alle Nachbarn aufgerufen, in St. Georgen die Klosterknechte, in Osterwitz die Reisigen und Knappen aufgeboten, und zog mit diesem Aufgebote dem Wolfschartwalde zu, wohin die frechen Mordbrenner ihre Richtung genommen hatten. Wie von einer seltsamen Ahnung getrieben, und geleitet von der Sehnsucht seines Herzens zog er dem wohlbekannten Bilde im Walde zu. Ein scharfer Morgenwind zog durch die ängstlich rauschenden Bäume, durch deren Zweige das helle Licht des werdenden Tages auf die rasch fortschreitende Schaar der Bewaffneten niederfiel. Als Conrad durch die Stämme der Tannen das Bild erblickte, glaubte er wieder wie in jener Nacht das Bild der betenden Margareth zu erblicken, aber wieder war es, als er hastig hinzuschritt, verschwunden. Erst ganz nahe gekommen, gewahrte er das Mädchen ohnmächtig am Boden liegend. Liebevoll hob er sie auf, und brachte sie wieder zu Besinnung und Leben. Allmählig erst vermochte sie die wirren Bilder ihrer ängstigenden Fantasie zu ordnen und ihre Flucht aus der furchtbaren Banditenhaft zu erzählen.

Leicht war es nun dem aufgebotenen Trosse der Bewaffneten nach der von Margareth gestreuten Spur in die Nähe des Räuberaufenthaltes zu kommen, und die längstgefürchtete und verfolgte Bande in Gewahrsam zu bringen. Sie büßten sämmtlich ihre Unthaten auf dem Eingange dieser Erzählung erwähnten Galgen. Nur der Köhler Melchior wurde auf Margarethens Fürbitte begnadigt.

4.

Mehrere Wochen war Margareth in der Köhlerhütte im heftigen Fieber gelegen, in welches sie nach der furchtbaren Angst und Aufregung verfallen, auf das Aufopferndste und Liebevollste von Agathen gepflegt worden, und endlich wieder obwohl langsam genesen.

Es war ein milder, sonniger Herbsttag, an welchem die Kranke zum erstenmal vor der Hütte saß. Conrad hielt ihre Hand in der seinigen und sprach in liebevoller Weise seine innige Freude über ihre Genesung aus. „In der langen schweren Zeit, wo Ihr verschwunden wartet, da habe ich immer und immer Eurer Worte gedacht, daß ihr mich lieb habt, und so lebendig gefühlt, wie leer und werthlos mein Leben ohne Euch wäre; jetzt endlich ist die Zeit gekommen, wo ich Euch daran erinnern, Euch nochmals fragen darf, ob Ihr mein Weib werden wollet."

„Wohl habe auch ich," erwiederte Margareth ernst: „in der fürchterlichen Nacht meiner Gefangenschaft Euer immer und mit herzlicher Liebe gedacht; wohl habe ich Euch lieb, recht von ganzem Herzen lieb — aber Euer Weib werden kann und darf ich nicht mehr. Ich habe mich dem Himmel verlobt und mein Gelübde muß ich halten." Thränen entstürzten ihren Augen, indem sie dies sagte. Vergebens waren seine Einwendungen, sie blieb bei ihrem Entschlusse. „Selbst wenn mein Gelöbniß nicht wäre," sagte sie dann: „ich könnte Euch dennoch nicht zum Hochzeitaltare folgen. Zu gräßlich war jene Zeit der Nacht und des Grauens in der Höhle, zu wild und sittenlos, zu unchristlich und verworfen, was ich da hören und sehen mußte; meine Seele kann nur durch Buße und Entsagung, im Glauben und Gebet ihren gestörten Frieden wiederfinden, — ich könnte Euch nur unglücklich machen. — Hört, Conrad, versprecht mir Eines: Agathe liebt Euch warm und innig, sie wird Euer Glück seyn, nehmt sie zum Weibe! Thut dies wie meinen letzten Willen. — Und dies Bild hier haltet in Ehren, schützt es und schmückt es mit Blumen, wie ich es gethan in schöner Zeit! — Und am Johannistage nächsten Jahres sehen wir uns noch einmal, da fragt an der Klosterpforte zu St. Georgen, und wenn Ihr, wie ich zum Himmel heiß und innig beten werde, glücklich seyd, so bringt mir einen Strauß rother Rosen. Send Ihr's aber, was Gott verhüthen wolle, nicht, dann bringt mir, und wir ich es gethan jenem Bilde dort, von dem Euch belannten Strauche, weiße!"

Margareth blieb bei ihrem Vorsatze. Wenige Tage später nahm Conrad Abschied von ihr, — noch einmal sah er zurück aus dem Walde, sie kniete am Bilde, wie er sie damals in der Nacht beim Leuchten der Blitze gesehen!

5.

Wieder war es ein schöner Sommerabend! Das goldene Sonnenlicht schaute wieder in das nun friedliche Dunkel des Wolfschartwaldes, die hellen Tannenstämme und die blauen Gentionen leuchteten auf, und durch die Zweige ging ein fröhliches Flüstern und Summen, ein heiteres Zwitschern und Singen. — Wieder schritt ein Bauersmann durch den Wald der Lichtung und dem Bilde im Walde zu. Es war mit einem Kranze weißer Rosen geschmückt, als er es verließ. Später zog er die Glocke an der Klosterpforte zu St. Georgen, und fragte die erscheinende Pförtnerin: „Kann ich die Schwester Margaretha sprechen?"

Digitized by Google

„Die könnt Ihr nicht sprechen," war die Antwort.

„Aber kann ich sie noch sehen, und ihr diesen Rosenstrauß übergeben?"

„Wenn Ihr das wollt, so folget mir." Sie führte ihn durch einen Gang in eine Kapelle. Da lag Margareth, umgeben von Blumen und Lichtern. Sie war am Morgen gestorben! Conrad gab ihr die Rosen in die gefalteten Hände. —

Der Wolfschart hat seit langem schon seinen Schrecken, die gegenwärtige Generation nahezu auch die Erinnerung daran verloren. Das Bild im Walde aber wurde gehütet und gepflegt, und an der Stelle, wo jetzt Tausende von Wallfahrern ihr Gebet zur Himmelskönigin richten, hat einmal ein christliches tugendhaftes Mädchen zu ihr um Befreiung aus drohenden Gefahren gefleht und sich ihrem Dienste verlobt. So erzählt die Sage.

Theater in Klagenfurt.

Eine Opernsaison nach einer fast ein Decenium ausfüllenden Pause hat den glücklichen Vorzug, daß sie uns viele neue Compositionen vorzuführen im Stande ist. Man greift natürlich zuerst zu jenen, die allgemein gefallen haben, denn an diesen ist sicher etwas Schönes (freilich an andern oft mehr). Bei uns begann man mit Flotow, sicher kein großer Meister (solchen aber haben wir ja keinen außer dem mehr koloffalen als großen Maverbeer), doch dem Volke hat er gefallen und muß es. Wir finden bei ihm einen üppig quellenden Melodienfluß, trotz den Italiänern, voll reizender, innig einschmeichelnder, ungemein sanglicher Motive, ohne daß diese, wie bei Jenen, gleich abgehetzt und breitgetreten werden; faßt so leichten graziösen rhythmischen Schwung, wie bei den Franzosen, möchten wir beißigen, wenn nicht $^2/_4$ und $^6/_8$ Takt so oft wiederkehrte. Indessen ist dies unser Urtheil vielleicht durch die Quadrillen und Polka's beirrt, in welchen uns die lieblichen Weisen gar zu oft und oft nicht gar zu lieblich vorgeleiert wurden. Das sollte im Namen des guten Geschmacks verboten seyn, daß so ein musikalisch gedankenleerer Tropf eine ansprechende Melodie, die dem Meister leicht und natürlich also liedlich hervorsprudelte, in ein bestimmtes Taktmaß gezwängt, wie ein Mühlrad klappern läßt.

Flotow's instrumentaler Satz ist gedankenreich, und wenn auch nicht sehr fixirter, doch überall sehr gefällt, seine Tonführung zuweilen etwas gesucht, manchmal nicht ohne Mayerbeer'sche Einflüsse etwas massig und gewaltsam, zum Glück aber viel seltener nach Verdi'scher Unart, die Stimmen leidenschaftlich oder sie zum Schreien zwingend, im Ganzen alles leicht harmonisch und einheitlich ohne forcirte Glanzpunkte und mühsam gedrechte Leeren.

In der Ausführung verlangen diese Compositionen häufig mehr irdischen als dramatischen Ausdruck, das ist für Herrn Bleicziky nicht selten schwierig, dessen noch sehr klangreiches aber sprödes und kräftiges Stimmmittel sich mehr für den dramatischen Ausdruck als romanzen- und liedergartigen Vortrag eignet. In dem Maße, als die Tondichtung sich zum dramatischen Ausdruck steigert, wird auch sein Gesang effectvoller, immer aber versteht der gebildete verständige Sänger die schönen Pointen wirksam hervorzuheben und dem Charakter des Tonstückes jedenfalls gerecht zu werden.

Frau Nordet hat sich, das gestehen wir unsern Lesern aufrichtig, als „Martha" in unser Herz gesungen! Nicht nur ihre schöne in der ganzen Skala klangvolle Stimme, ihr künstlerisch durchgebildeter, durchaus musikalisch richtiger und geschmackvoller Vortrag allein ist es, was uns so sehr gefällt, sondern vorzüglich die seelenvolle Innigkeit, die maßvolle Verständigkeit desselben, welche matte Einförmigkeit eben so wie grelle Uebertreibheit von ihm ferne zu halten, ihm das schöne Spiel anzupassen, hier die lyrische Stimmung des Liedes zu finden, dort den dramatischen Effekt zu erzielen und ihn im Ensemble so schön zu steigern versteht. — Aber sehr wenig Bravour! bemerkte ein geeifter Kritiker neben mir, der „Martha" in Graz gehört haben wollte! Zum Glück, sagte ich, aber dafür desto mehr wahre Kunst!

Herrn Haag lernten wir erst in „Stradella" vortheilhaft bewetheilen aus dem selber angedeuteten Grunde, den wir eben da bestätiget fanden. Wenn wir nicht irren, sang er in „Stradella" eine Parthie von eigentlicher Tenorlage und intonirte mehrmals aus freier Brust hohe Tenornoten; das ist ein herrliches Organ, wie schön und maßvoll war sein Vortrag!

Des „Baßes Grundgewalt" lernen wir in Herrn Binder kennen, dessen durchaus verständlicher und verständiger, klarer und lebendiger, mit trefflichem Spiel geeinter Vortrag voll drastischen Humors ganz ausgezeichnet ist, daß man die kleinen Unarten, die seine sprudelnde Laune zuweilen einwebt, gerne liebenswürdig finden will.

Nun, und Fräulein Christinus? Eine so brillante Bühnenerscheinung, eine an prachtvollem Timbre und mächtigem Umfang so ausgezeichnete Stimme wird sicher nicht übersehen, wenn auch ihre „Manier" nicht so hübsch von ihr dargestellt würde. — Aber war es nicht Faustina Bordoni, die der griesgrämmige, eigensinnige Porpora Jahre und Jahre lang mit Skalirn, Solfeggiren und Stimmübungen abquälte, dann aber mit den Worten entließ: „Tu sei adesso la prima cantatrice del mondo, was Faustina Hasse dann auch war. Wie sind weit aus nichts von Porpora, und Fräulein Christinus weiß es sicherlich am Besten, wie sie eine Faustina werden kann, wozu sie Talent und Anlage hat.

Chöre und Orchester waren durchaus genügend, vielfach ausgezeichnet, was bei den vielen mühsamen Proben nicht genug anerkannt werden kann. — Costüme und Comparserie ist durchweg anständig und schön.

Das Publikum ist empfänglich, warm und durchaus nicht karg mit seinen Beifallsbezeugungen. Wiederholungen aber sollten nie verlangt und gewährt werden. Wer eine Piece nochmals hören will, möge nochmals in die Oper gehen. —

Von unserm Schauspiele, das jetzt viel schöne Kräfte zählt, das nächste Mal.

Bei dem bevorstehenden „Mozart-Concerte" will unser Orchester mit Dilettanten verstärkt, Mozart's „G moll-Symphonie" zur Aufführung bringen. Das heißt uns recht innig, und zeigt von schönem Eifer und rühmlichem Streben!

Plastisches Kunstwerk.

Dieses ist ein Sängerschild, die Sage des Tannhäusers darstellend, und von dem mit der Restauration der Wartburg beschäftigten Künstlere A. Keell ausgeführt. Drei concentrische Felder oder Kreise schließen den Centralkreis — die Mitte — ein. Der äußerste Kreis enthält vier durch Nischen mit allegorischen Figuren getrennte oder umeingeordnete Felder (Basreliefs) und bringt Tannhäusers Jugend und erste Liebe, sein Auftreten im Sängerkampfe auf der Wartburg, die Reise nach Italien und die Schlußscene vor dem heil. Vater zur Anschauung. Jedesmal den epischen Verlauf der Darstellung ergänzend, stehen die allegorischen Gestalten der Sage, des Märchen's, der Germania und der Geschichte in den Nischen. Der zweite Kreis versinnlicht die Schauer und Schrecken der dämonischen Naturmächte in Venetaus wilder Jagd. Den dritten Kreis bildet das Leben der Geisterwelt in den Tiefen des Berges. In dem Centrum weist Tannhäuser mit der Göttin.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 4. Sonnabend, den 26. Jänner. 1856.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

Wer merkt und das nun an,
Daß wir uns Stören und aus Norden
Zusammengeschneit und gebissen worden?
Geh'n wir nicht aus, wir aus einem Span?
Steh'n wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammengeleimt und gegossen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
Ineinander auf Wort und Wink? —
Schiller.

Mailand.

Das kärntnerische Regiment Baron Prohaska Nro. 7. lag im Monate März 1848 in der Umgebung von Mailand, der Stab in Barlassina. Ich war mit meiner Compagnie in Rovelasca und am 18. März mit meinem Cameraden v. Rosthorn eben bei einer Parthie Piket, als mein Wirth in höchster Aufregung zur Thüre hereinstürzte, schreiend: „Meine Herren, Kanonendonner in Mailand, die Revolution!" — und athemlos auf das Sopha hinsank. Wir sahen uns an und — wie merkwürdig ist der Mensch im Soldatenkleide — Freude blitzte aus unsern Augen. Ich gab gleich die nöthigen Befehle, man blieb in der Kaserne auf alles gefaßt, und wir setzten uns wieder, zwar mit einiger Aufregung, zur Parthie, um die Zeit, die jetzt bleiern dahinging, zu erwarten, die uns die frohe Kunde des Ausbruchs bringen sollte.

Um 11 Uhr Nachts kam der heißersehnte Befehl, und wir marschirten auf unsern Versammlungsort nach Barlassina. Wir langten um halb 1 Uhr an und trafen schon mehrere Divisionen da; die Offiziere waren im Gastzimmer beim Obersten, der voll Begeisterung sprach, und alles war erfreut, nun endlich das Sehnen einer langen Dienstzeit erfüllt und das Ernste des Soldatenlebens kennen zu lernen. Nur wären wir lieber gegen Piement, als gegen die revolutionirte Stadt marschirt, allein wir waren schon gewiß, daß Piemont mit im Spiele sey.

Um halb 3 Uhr am 19. d. brach der Oberst mit dem zweiten Bataillon Caspari auf und marschirte gegen Mailand, ich führte die Avantgarde. Drei Compagnien des ersten Bataillon's folgten nach, die sechste, Hauptmann Trost, blieb in Sarona und die erste und fünfte kamen mit Oberstlieutenant Braunmüller nach Como.

Es war Sonntag, Natur und Menschen im Festgewande, und alles Landvolk war auf der Straße von Mailand und vor den Ortschaften zu sehen, aber sie blieben ruhig, und drollig waren ihre verblüfften Gesichter zu sehen über das lustige heitere Wesen unserer Kärntner und ihrer Nationallieder. So rückten wir der Stadt, von welcher der Kanonendonner, das Geknatter des Kleingewehrfeuers, das unablässige Hämmern an den Sturmglocken auf allen Kirchthürmen ertönte, immer näher, bis wir schon das durchdringende Geschrei der Volkshaufen hörten, die sich gegenseitig damit ermuthigten und zur Arbeit an die Barricaden riefen.

Beim Comasinathor war eine Compagnie als Wache, die schon im Feuer stand — und da rückten wir ein, unter Geplänkel dem Castelle zu. Hier empfing uns ganz freundlich der Feldmarschall und befahl abzukochen. Ein Offizier mußte die Fleischzufuhr besorgen und ging mit einem Commando in die Stadt, es war Oberlieutenant Schmits, dieser tapfere Degen vollführte die Fassung, allein er kam durch eine Kugel verwundet ins Castell zurück; eben so erging es dem Lieutenant Pelzl in der Polizeikaserne, worauf Cadetfeldwebel Gaisschnigg das Commando übernahm.

Dies waren die ersten Verwundeten, die wir sahen, und der Eindruck war ein mächtiger, aber zugleich entbrannte ein gerechter Zorn, der uns sagte, daß wir bei erster Gelegenheit unsere wackern Kammeraden rächen werden.

Die Menagen waren fertig; man bereitete sich zum Essen; da erschallte das Gerücht: das Fleisch sey vergiftet — erschrocken sprangen Alle auf, die Kessel wurden umgestürzt und für diesen Tag war Fasten.

Im Castell, wo die hohen Authoritäten versammelt waren, erfuhren wir erst den Hergang der Revolution. Am 17. März Mittags brachte ein Courier die Nachricht von der Revolution in Wien; auf den Straßen bildeten sich sofort Haufen von Bürgern, die sich gegenseitig beglückwünschten und vielstimmiges Hoch erschallte auf die bisher so verhaßten und verachteten Deutschen. Gegen Abend kam eine zweite Staffette mit der Proklamation, worin die Abschaffung der Censur, des alten Ständewesens so wie die Einberufung der Central-Congregation des lombardisch-venezianischen Königreiches bis zum 3. Juli enthalten war.

Aber schon am frühen Morgen waren diese Proklamationen theils angeschlagen, theils fand man Zetteln mit dem verhängnißvollen „Zu spät!" darunter geklebt. An vielen Straßenecken waren Maueranschläge, welche die Forderungen des lombardischen Volkes enthielten; man sah aus Allem, die Pläne der Führer gingen weiter, die Lostrennung von Oesterreich war ihr Ziel — und Waffen und Bürgerwehr ihr Ruf. Eine mit jedem Schritte mehr anwachsende Volkslavine wälzte sich vor den Gouvernementspallast, die Schildwachen wurden erschlagen, und im Augenblicke war der Pallast in den Händen des Volkes; es durchtobte die Gallerien und Säle, die Akten flogen zum Fenster hinaus und wurden von der unten stehenden Menge jubelnd verbrannt mit dem Rufe: Es lebe die Unabhängigkeit! Hoch Italien! Tod den Deutschen!"

Der greise Feldherr hatte den Aufstand voraus gesehen und sich in's Castell verfügt, und wie er vernahm, daß auf dem Broletto die dreifarbige Fahne wehe, wo der Stadtrath versammelt war, ließ er die Allarmschüsse geben, und die Truppen rückten aus.

General Baron Rath marschirte mit dem Grenadierbataillon Weiler, ohne laden zu lassen, nach dem in Mitte

Digitized by Google

der Stadt am Domplatze stehenden königlichen Pallast, aber auf dem Wege wurde er mit einem Regen von Ziegeln und Steinen von den Dächern und bereits auch mit einem lebhaften Feuer aus den Fenstern begrüßt; doch das hinderte seine braven Ungarn nicht, nach Erstürmung mancher Barricaden ihren Posten zu erreichen.

General Wohlgemuth führte seine Brigade zunächst gegen das am Ost-Ende der Stadt in der Straße Monforte gelegene Regierungsgebäude. Die im Wege stehenden Barricaden wurden rasch erstürmt und das Gebäude wieder besetzt.

Allein der Aufstand hatte sich über die ganze Stadt verbreitet und die Glocken aller Thürme hämmerten zum Wahnsinn. Wo nur immer Militär sich zeigte, fielen Schüsse aus den Fenstern und Kellern, oder es regnete von den Dächern — Steine, Möbeln, siedendes Wasser, selbst siedendes Oel. Keine Patrouille, keine Ordonanz konnte mehr ohne Lebensgefahr durchkommen. Doch mancher Husar übersetzte kühn mit dem Säbel in der Faust die Barricaden, aber jenseits trafen die aus sicherem Versteck gezielten Schüsse.

Der Kampf hatte bereits fünf Stunden gedauert, als gegen 5 Uhr der Feldmarschall befahl, das Stadthaus auf dem Broletto, wo die Verschwörer versammelt waren, wegzunehmen. Hier stießen die Truppen auf einen hartnäckigen Widerstand. Die Empörer hatten wenig Leute auf der Straße, die Barricaden wurden mehr durch Flankenfeuer aus den Häusern als durch Frontalfeuer vertheidigt. Mit Geschütz konnte man der vielen Krümmungen wegen wenig ausrichten.

Die Infanterie bewegte sich in Reihen längs der Häuser und an dieselben sich anrückend, und richtete ihr Feuer auf die Fenster der gegenüber stehenden Häuserreihe. Die Mailänder hingegen hielten ihr Feuer möglichst zurück, bis der Soldat vorüber war, und sie ihm in den Rücken schießen konnten. Zeigte sich auf der Straße kein Soldat, so eilte man durch die innere Verbindung der Häuser, deren, wo es nöthig war, neue herausgebrochen wurden, der nächsten Straße zu Hilfe.

Die Brigade Wohlgemuth räumte endlich die zum Broletto führende Straße, gegen das Stadthaus selbst schritten einige Compagnien zum Angriffe vor, allein vergeblich bemühten sich die tapfern Zimmerleute das Thor einzuschlagen, und schon waren die meisten todt oder verwundet, als es endlich den übrigen gelang, mittelst Niederreißens einer dem Stadthause gegenüberstehenden Bude Platz zur Aufstellung eines Zwölfpfünders zu gewinnen, dessen Feuer den Zugang alsbald öffnete. Das Stadthaus wurde genommen und 250 zum Theil sehr vornehme Gefangene gemacht. Andere, worunter Casati, entkamen über die Dächer.

Der gute Feldherr aber schenkte Mehreren, mit deren Familien er in bessern Tagen auf freundlichem Fuß gestanden hatte, sogleich die Freiheit und behielt nur wenige Geißeln für die von den Mailändern als Gefangene zurückgehaltenen Familien österreichischer Beamten; alle übrigen ließ er nach einigen Tagen ebenfalls frei.

In der Nacht folgten heftige Regengüsse, die Laternen waren von den Insurgenten zerstört, und das Militär mußte sich in der dichten Finsterniß nothhäty verhalten, indeß die Bürger in ihren Wohnungen bei allen Fenstern ihre Zurüstungen trafen.

Für uns war durch die Einahme des Broletto eine leidentliche Verbindung von dem Castell nach den großen Plätzen im Innern der Stadt gewonnen, indem die Straße von Ponte Betro bis zum Cartusio ziemlich gerade läuft und daher mit Geschütz wirksam bestrichen werden kann. Dennoch rief am folgenden Tage jede Ablösung oder Verproviantirung ein neues Gefecht hervor, und wo das Militär nicht beständig auf den Straßen hielt, entstanden unverzüglich neue Barricaden.

Mit einer Umsicht und Kühnheit, welche selbst von dem kriegserfahrnen Gegner bewundert wird, benützten die Mailänder, wohl größtentheils unter fremder Leitung, jedes Seitengäßchen, um die Verbindung der österreichischen Truppen zu stören.

Der Domplatz ward noch immer behauptet durch das gutgezielte Feuer einer Division Kaisersäger, die sich auf den untern Gallerien des Domes postirt hatte, und so jede Annäherung verhinderte.

Der Soldat wurde durch diese Anstrengungen so erbizt, daß er auf jedes nicht uniformirte Individuum, welches sich auf der Straße oder an den Fenstern blicken ließ, sein Gewehr abdrückte, wodurch hie und da auch Unschuldige getroffen wurden.

Noch gab Graf Radetzky die Hoffnung nicht auf, die Stadt zu behaupten; um aber die Truppen nicht im vereinzelten Straßenkampfe aufzuopfern, beschloß er am 19., in der Nacht, die Posten aus dem Innern herauszuziehen die Zugänge allein festzuhalten, und die Stadt mit einem Bombardement zu bedrohen.

Diesen Anordnungen nach bewachte die Brigade Wohlgemuth die Ost- und Nordseite der Stadt, vom Castell bis zur Porta Orientale, und die Brigade Graf Clam die West- und Südseite, vom Castell bis zur Porta Tosa, und manche zierliche Equipage, welche sonst auf dieser Linie den Glanz des Corso's verherrlichte, dann vom Volke zum Barricadendienst verwendet und in Trümmer gegangen war, lederte zuletzt als ein mit Blut erkämpftes Brennmaterial im hellen Beiwachtfeuer auf.

Die Nacht war finster, und „selbst der Mond", fügte ein begeisterter Mailänder hinzu: „verjagte mittelst einer Totalfinsterniß den Barbaren das Licht."

Der Abzug des Militärs aus dem Innern der Stadt war für den Aufstand ein entschiedener Gewinn; von Stunde an konnte die provisorische Regierung über die bedeutenden Hilfsquellen Mailand's verfügen, dem Aufstande eine zweckmäßige Organisirung geben, und den bisherigen Erfolg den zahlreichen Fremden außerhalb der Mauer als einen vollständigen Sieg verkünden. Zu diesen Botschaften bediente man sich einiger im Boromäischen Collegium angesertigten Luftballons, an denen unsere Croaten mit ihren Kammerbüchsen Schußübungen machten — und so manchen mit Proclamationen gefüllten herabbrachten.

Den Oberbefehl erhielt der aus der napoleonischen Zeit bekannte greise General Theodor Lecchi, und unter dessen Leitung bewegten sich tüchtige Führer auf den Straßen und leiteten das Detail. Einige derselben waren zurückgekehrte Flüchtlinge, die bei der Fremdenlegion in Afrika eine rauhe aber tüchtige Kriegsschule durchgemacht hatten.

Die Communication war unter ihnen im Innern der Stadt frei, aber in einem Kreisbogen gegen die Thore, welche das Militär bewachte, durch massive Barricaden aus Quadersteinen abgeschlossen. Nun ging zunächst ihr Bestreben dahin, einige Thore zu gewinnen, um mit den Schweizern aus Tessin und den Aufständischen vom Lande in unmittelbare Verbindung zu kommen.

Die Brigade Graf Clam hatte die ermüdendsten Kämpfe an den Thoren gegen Piemont zu bestehen, und wurde von Außen und Innen bedroht. Vom Tessin bis zum Ifonzo, vom Po bis zu den Quellen der Piave hatte Alles zu den Waffen gegriffen, — alle Zufuhren waren den österreichischen Truppen abgeschnitten, alle Befehle ihrer Generalität wurden

Digitized by Google

aufgefangen, die Gassen aller Städte waren verbarricadirt, die Heerstrassen mit gefällten Bäumen verlegt oder abgegraben. Die Brücken waren zerstört, und schon näherten sich ganze Schaaren von Bauern und Freiwilligen den Thoren Mailand's und bemannigten mit ihren Schützen die über den Wall gehenden Truppen der Oesterreicher. Wie gesagt, richteten sich die Angriffe der Insurgenten von Außen, so wie die der Mailänder, besonders gegen die nach Piemont führenden Thore, denn hier war ihnen auch der Umstand günstig, daß die Hünserreihen ganz nahe an die Thore gehen und hart an den Wall stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Mittheilungen der k. k. Centraleommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Unter der Leitung des k. k. Sectionschefs und Präses der k. k. Centraleommission, Karl Freiherrn von Czoernig. — Redakteur: Karl Weiß. I. Jahrgang. — Nro. 1. Jänner 1856.

Die k. k. Centraleommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale hat bereits bei der Ankündigung des von ihr herauszugebenden Jahrbuches nebst diesem auch das Erscheinen monatlicher Mittheilungen in Aussicht gestellt, für welche das Programm später in den Zeitungsblättern veröffentlicht worden ist.

Die k. k. Centraleommission beabsichtet laut des Programmes, auf diesem Wege die ihr durch die Vermittlung der Conservatoren und Landes-Baubehörden zugelangenden vielseitigen, auf die Baudenkmale und Alterthümer Oesterreichs bezüglichen Notizen, Anzeigen und Mittheilungen, welche zur Aufnahme in das, zum Organe größerer, umfangreicherer Forschungen bestimmte Jahrbuch nicht geeignet erscheinen, in möglichst rascher Folgereihe zu veröffentlichen, und hiedurch den Werth derselben für das Kunst- und Wissenschaft-liebende Publikum zu erhöhen, so wie mit diesem einen lebhafteren Verkehr anzubahnen.

Als vorzugsweise Gegenstände dieser „Mittheilungen" sind im Programme bezeichnet:

1. Aufsätze allgemeinen Inhalts, die mit der Kunstgeschichte und Alterthumskunde des Kaiserstaates im Zusammenhange stehen und geeignet sind, das Verständniß hiefür in weiteren Kreisen zu wecken und deren Kenntniß zu erweitern.
2. Aufzählung, Beschreibung und kunstgeschichtliche Erklärung von monumentalen Bauwerken und ihren einzelnen Bestandtheilen.
3. Notizen über die zur Kenntniß der k. k. Centraleommission gelangenden archäologischen Funde.
4. Aufstellung und Beantwortung von Fragen, die sich auf die Erhaltung und Restauration von Baudenkmalen und sonstigen Alterthümern beziehen.
5. Kurze Anzeigen der über Kunstgeschichte und Archäologie erscheinenden Werke.

Den hienach zu beurtheilenden wissenschaftlichen Werth dieser Monatsschrift wird wohl kein Gebildeter verkennen und bezweifeln. Das Interesse der Angehörigen unseres Gesammtvaterlandes Oesterreich nimmt dieselbe vorzüglich in Anspruch, und wird für diese um so anziehender, da Jeder auch seine engere Heimath, sein Geburtsland, darin vertreten finden wird.

Sie hat, unseres Dafürhaltens, aber noch eine besondere Wichtigkeit als das geeignetste Mittel, auch in der größeren Masse der Bevölkerung den Sinn für die vaterländische Kunstgeschichte und für die Vaterlands-Geschichte überhaupt, und dadurch auch jenen für Kunst und guten Geschmack im Allgemeinen zu wecken und zu beleben, und die Begriffe und Ansichten hierüber zu läutern und zu regeln.

Daß dieß in der That wünschenswerth und nothwendig ist, wird man wohl so wenig in Abrede stellen, als man läugnen kann, daß die Theilnahme und, rücksichtsweise, auch Mitwirkung des österreichischen Volkes ein nicht zu unterschätzender Hebel für die Lösung der Aufgabe ist, welche unsere weise, väterlich fürsorgende Regierung der k. k. Centraleommission gestellt hat, — daß aber die Schichten der Bevölkerung, die man gemeinhin mit dem Worte „Volk" bezeichnet, der Sache noch völlig fremd und somit noch nicht befähigt sind, sie zu unterstützen und zu fördern, — kurz, daß wir uns, wie in alles Neue, auch in diese neue wissenschaftliche Einrichtung erst hineinleben müssen. Wir können es uns nicht versagen, zur Bekräftigung unserer eben ausgesprochenen Ansichten Einiges aus dem Aufsatze wiederzugeben, welcher an der Spitze des uns vorliegenden ersten Heftes der „Mittheilungen der k. k. Centraleommission steht.

Er hat den Titel: „Die Aufgabe der Alterthumskunde in Oesterreich." Als Verfasser ist R. v. Eitelberger unterzeichnet.

„Die Denkmale des österreichischen Kaiserstaates", sagt der Herr Verfasser: — „sind ein wesentliches Element seines Reichthumes, ein sprechendes Zeugniß seiner Größe und der geschichtlichen Kämpfe, welche sie hervorgerufen haben und unter deren Einfluß sie gestanden sind." . . .

„Die Erinnerungen, welche sich an die österreichischen Monumente knüpfen, sind alte, weit zurück in die Geschichte greifende, und auf das Innigste verwebt mit der Größe der Nationen des österreichischen Kaiserstaates, die Eins ist mit der Größe der Monarchie."

„Diese Monumente sind wenig gekannt, wenig beschrieben, und nur von Wenigen gewürdigt. Sie liegen zerstreut auf dem großen geographischen Gebiete, unter Völkern von verschiedener Sprache und verschiedenen Culturstufen." . . .

„An einigen Stricken haben sie sich erhalten, trotz der gewaltigsten Ereignisse, die an ihnen vorüberstürmten, an andern Orten sind sie von diesen gebrochen, in Schutt und Trümmer verwandelt worden, wie von einem Orkan, der in den Waldungen die schönsten Bäume bricht, die ältesten Stämme entwurzelt. An einigen Orten dagegen hat es nie an einer gewissen Art von Sorgsalt, an einem, wenn auch noch so geringen, wissenschaftlichen und künstlerischen Interesse gefehlt, das sich an sie anschmiegte; an anderen Orten hat man alte Kirchen und römische Monumente als Steinbrüche behandelt, Freskogemälde übertüncht, Ornamente, im Wahne sie zu verschönern oder durch bessere zu ersetzen, weggebrochen, kurz, den Vandalismus und die Zerstörungssucht aus Unwissenheit oder Böswilligkeit bis zum Aeußersten getrieben, und den schönen Ausspruch des jüngern Plinius, den wir hier gern in den Vordergrund stellen, vergessen: „Reverere gloriam veterem, et hanc ipsam senectutem, quae in homine venerabilis, in urbibus sacra. Sit apud te honor antiquitati, sit ingentibus factis, sit fabulis quoque." . . .

„Die Gründung der kaiserlichen Commission zur Erhaltung der Baudenkmale war ein Beweis der Nothwendigkeit, den Zerstörungen Einhalt zu thun, und so weit die Kräfte der k. k. Centraleommission reichten, war sie auch bemüht, ihrer schönen Aufgabe nach allen Richtungen zu entsprechen. Der größte Schutz, der Monumenten zu Theil werden kann, ist, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie zu richten, das

Digitized by Google

„Publikum zu dem Wächter derselben zu machen. Das „Publikum zu diesem Zwecke zu erziehen, ist aber keine „Aufgabe geringer Art, sie ist keine gelehrte Aufgabe, sondern „eine praktische." . . .

„Diese Blätter werden daher ihre Aufgabe vollständig „erreichen, wenn sie Zerstörungen entgegentreten, den Samen „der Belehrung ausstreuen und jenes Baumateriale für die „Wissenschaft aufspeichern, das gegenwärtig entweder noch ganz „unbearbeitet daliegt, oder in tausend Büchern, Journalen „und Flugschriften zerstreut ist."—

Nebst diesem Aufsatze, der füglich als Vorwort für diese Monatschrift bezeichnet werden kann, und in kurzer Fassung die beste verständlichste Erklärung über die Bestimmung und das Wirken der k. k. Centralcommission und der ihr als Hilf-Organe beigegebenen Conservatorien gibt, bringt das vorliegende erste Heft der „Mittheilungen" noch folgenden Inhalt: Die symbolischen Darstellungen der Klosterkirche zu Neuberg in Steiermark. — Ausgrabungen am Wienerberge. — Eine römische Wasserleitung auf der Schiffswerft-Insel zu Altofen. — Restaurationen. — Notizen. — Literarische Anzeigen.

Diese erste Nummer besteht in zwei Bogen Text in Quartform, welchem einige Holzschnitte beigedruckt sind, und einer Kupfertafel, mit elegantem Umschlage.

Die gleiche Ausstaatung wird jedes folgende Monatsheft erhalten.

Der Druck und die künstlerischen Beigaben werden von der k. k. Hof- und Staats-Druckerei besorgt, und bedürfen also keiner weiteren Anpreisung, als dieser einfachen Erwähnung.

Der Pränumerations-Preis für den ersten Jahrgang oder 12 Hefte sammt Register beträgt 4 fl., — mit portofreier Zusendung durch die Post 4 fl. 20 kr. Uebrigens können Bestellungen auch halbjährig gemacht werden.

Wenn, abgesehen von der preiswürdigen Tendenz dieses Unternehmens, das Gebotene dem Anschaffung-Preise entgegengehalten wird, so kann dieser wohl nur äußerst gering genannt werden, und man muß dankbar anerkennen, daß die k. k. Centralcommission diese schätzbaren Mittheilungsblätter dadurch einem möglichst großen Leserkreise zugänglich macht.

Zur Ehre unseres lieben Heimathlandes Kärnten wünschen und hoffen wir von demselben eine recht lebendige Theilnahme für dieses Unternehmen, auf dessen praktischen Werth für jeden gebildeten Vaterlandsfreund unsere verehrten Landsleute aufmerksam zu machen wir für unsere Pflicht hielten.

G.

Witterung im Dezember 1855.

Die Witterung im Dezember war ungewöhnlich kalt und trocken. Schlagintweit hat die mittlere Temperatur dieses Monats für mehrere Orte Kärntens berechnet, wir stellen diesen Zahlen, welche uns angeben, wie kalt der Dezember im Durchschnitte vieler Jahre ist, die im vergangenen Monat beobachteten Temperatur-Mittel gegenüber.

Klagenfurt	Dez.:	1855	— 6·6	im Mittel:	— 3·2
Althofen	„	„	— 5·2	„ „	— 1·7
St. Jakob	„	„	— 4·4	„ „	— 1·7
„ Peter	„	„	— 5·4	„ „	— 3·3
Heiligenblut	„	„	— 8·9	„ „	— 1·8
Obir	„	„	— 5·6	„ „	— 0.5
Hochobir	„	„	— 9·0	„ „	— 3.9

Man sieht hieraus, daß der vergangene ein ungewöhnlich kalter Dezember war. Im gegenwärtigen Jahrhundert hatten nur die Jahre: 1803, 1812, 1816, 1827, 1829, 1832, 1835, 1840 und 1851 noch kältere Dezember. Der kälteste Tag war der 21. Es fiel an diesem Tage das Thermometer auf — 16·6 in Klagenfurt; wir finden diese Temperatur und auch noch tiefere in Jahren, wo der Dezember im Durchschnitt nicht so kalt war, z. B. 1817 am 29. Dezember — 16·5, 1846 am 5. Dezember — 16·7, 1848 am 25. Dezember — 17·1. — An mehreren der übrigen Beobachtungspunkte wurde an demselben Tage noch größere Kälte beobachtet, in St. Paul (Lavanthal) — 18·2, Trebelach im Gailthal — 17·6, in Heiligenblut — 20·, am Bergbau Raggaberg im Möllthal (5600 Fuß hoch) — 21, am Hochobir — 22·. — Nur an zwei Tagen, am 26. und 27. stieg das Thermometer über den Gefrierpunkt, in Klagenfurt auf 2·, in Linz auf 7°, am Obir auf 4½°. Meistens folgte auf einen kalten Dezember noch eine zweite Kälteperiode im Jänner oder Februar, nur sehr selten fällt der kälteste Tag des Winters in den Dezember, wie dies 1817 der Fall war.

Festconcerts-Anzige.

Morgen, am 27. d. sind es hundert Jahre, daß der größte deutsche Musiker in Salzburg (27. Jänner 1756) geboren wurde. Fast überall in größeren Städten wird diese himmlische Kunst ihre Verehrer findet — und wo sollte dies nicht der Fall seyn? — wird dieser Tag durch Festconcerte gefeiert. Auch Klagenfurt ist von jeher als die Stadt bekannt, deren Bewohner große Musikfreunde sind, und welche im Jahre 1837 die Erste war, die zu dem Denkmal Mozart's, das später in Salzburg errichtet wurde; durch ein großes Concert ihr Scherflein beitrug. Mit herzlicher Freude können wir nun auch in unserem Blatte, welches zuerst diese Hoffnung aussprach, das Programm dieses Festconcertes mittheilen. Mit dieser von hiesigen Musikfreunden veranstalteten Feierlichkeit ist zugleich ein wohlthätiger Zweck verbunden, indem der Reinertrag der hiesigen Kleinkinderbewahr-Anstalt bestimmt ist. Das Concert, welches nur Mozart'sche Compositionen enthalten wird, findet um die Mittagsstunde, halb 12 Uhr, im kleinen ständischen Landhaussaale Statt — der Eintrittspreis ist 40 kr. C. M.

Programm.

I. Abtheilung.

Ouverture zur Oper „Don Juan".

Sopran-Arie (g-dur) aus der Oper „Titus".

„Das Gewitter", Chor für Männerstimmen.

Tenor-Arie aus der Oper „Die Zauberflöte". (Dieß Bildniß ist bezaubernd schön!)

Zwei Quintetten aus der Oper „cosi fan tutte".

Bass-Arie mit Chor aus der Oper „Die Zauberflöte". (O Isis und Osiris.)

II. Abtheilung.

Symphonie in „g-moll".

Das Atelier des Bildhauers Joseph Max in Prag.

Nachdem einige der Schüler dieses am 19. Juni v. J. verstorbenen Künstlers mehrere von ihm unvollendet gelassene Statuen zu Ende gearbeitet hatten, wurde im Laufe des Dezembers dieses Atelier geschlossen. Die hinterlassenen größern Werke des Verewigten wurden in das Atelier seines Bruders Emanuel Max gebracht, und die Modelle behielt sich die Witwe; nur die Modelle der schönen Statuen, welche dem Franzens-Monument am Quai zur Zierde gereichen, haben, wie der „Lumir" meldet, die böhmischen Herren Stände sich auszubedungen, und gedenken dieselben entweder im Ferdinandeischen Lustschloß in der Prager Burg oder in irgend einem andern öffentlichen Gebäude aufzustellen.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 5. Sonnabend, den 2. Februar. 1856.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Das Regiment Baron Prohaska hatte seine Bestimmung im Castell, und von da aus einige Fouragirungen zu machen, Lebensmittel zu requiriren, Barricaden und Häuser zu stürmen.

Ich mit den Hauptleuten Friedrich Damschuh und Stiller wurde am 19. März schon zur Unterstützung der Brigade Graf Clam abgeordnet; unser Weg führte vom Castell am Walle bei den Thoren Ticinese — Vicentina vorüber zur Porta Romana, wo General Graf Clam sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Unter dem Feuer der Insurrektion von Außen und Innen verfolgten wir unsern Weg; ich führte die Avantgarde, und wo ich ging, fielen meine Leute verwundet oder todt, bis ich endlich 15 bis 20 Schritte vorausging und die Kugeln um mich pfiffen ohne zu treffen; das Wirrige war, daß man keinen Knall hörte, sondern nur die Leute stürzen sah, weil allgemein mit Schießbaumwolle von den Insurgenten geschossen wurde.

So erreichten wir das erste Thor, mußten vom Walle herab, um die Gasse, die zum Thore führt, der Quere nach zu passiren, aber wie sich ein Mann zeigte, feuerten die Mailänder aus den Barricaden längs der Gasse nach dem Thore.

Ich sammelte, durch die Häuser gedeckt, meine Leute in Front geschlossen, und so überliefen wir die Gasse unter dem Gefrache einer — aber zu späten Decharge — ich verlor keinen Mann.

Meinem Beispiele folgten Damschuh und Stiller, und so passirten wir glücklich die Thorpassage und langten bei Porta Romana, im Ganzen mit 7 Mann Verlust an, die wir als verwundet der Mailänder Cadeten-Compagnie übergaben.

Bei Porta Romana führte Graf Clam selbst die Vertheidigung mit vieler Umsicht und Klugheit, behielt Damschuh und Stiller bei sich, beorderte aber mich zur Vertheidigung des nächsten Thores Porta Vicentina, das stark bedroht war, und gab mir einen Flügel Husaren mit.

Ich rekognoscirte die Localität unter dem Feuer der Mailänder, besetzte die beiden Eckhäuser der Gasse, stellte die Husaren gedeckt dabei auf und beschloß den Angriff auf ein schönes Haus in meiner linken Flanke, welches durch sein heftiges Feuer jede Bewegung meiner Truppe bedrohte.

Eine Reihe Tirailleurs schoß nach den Fenstern, während dem stürzte ich mit den Zimmerleuten und zwanzig auserlesenen Kärntnern zu dem Hause, wir sprengten die Thore und drangen ein. Im ersten Steckwerke an der letzten Stiegenstufe angelangt, trat mir ein schöner kräftiger Mailänder mit einem Doppelgewehre im Anschlag entgegen und drückte auf drei Schritte von mir — ab, — das Kapsel versagte; mit dem Gedanken, der zweite Schuß ist der todtbringende, schlug ich mit einem kräftigen Schlag nach dem Gewehre, der Schuß ging seitwärts, während dem feuerten meine Leute hinter mir, und der tapfere Rebell lag von mehreren Kugeln durchbohrt zu meinen Füßen.

Nun wurde rasch aufgeräumt — fünf Rebellen noch erschlagen, und 10 bis 12 ergriffen durch den Garten die Flucht; das Haus war unser, aber um meine Truppe durch Detaschiren nicht zu schwächen, und um vor jedem feindlichen Besuche sicher zu seyn, ließ ich es anzünden.

Die Nacht ging ruhig vorüber, nur war das ewige Anschlagen an allen Glocken zum wahnsinnig werden.

Ich ließ meine Leute mit den Waffen in der Hand ruhen, um für den kommenden Tag bei Kraft zu seyn, und nur einige Patrouillen unter meiner Leitung störten die Ruhe der Nacht.

Am 20. Morgens bemerkte ich in den Gebäuden außer der Stadt bedeutende Massen von Insurgenten sich sammeln; ich meldete es meinem Generalen, der ihnen einige Kartätschen-Schüsse zuschickte, worauf sie sich verloren. Doch dauerte das Geplänkel den ganzen Tag fort, ohne daß etwas Bedeutendes unternommen wurde, als uns zu ermüden.

Die Dunkelheit brach ein, aber die Massen, die sich vor dem Thore versammelten, ließen mir keine Ruhe, ich ahnte ein Unternehmen, und stellte meine Leute verstärkt am Raut des innern Walles mit den Befehl auf, bis auf mein Commando in jeder Bereitschaft, aber ruhig zu verbleiben.

Die Husaren ließ ich aufsitzen und den Säbel ziehen, mit der Ordre, wenn von den Mailändern etwas unternommen wird, meines Befehles zu harren, sollte ich jedoch auswärts beschäftiget seyn, so hat der Offizier, bei einem Sturme von der Barricade gegen das Thor, augenblicklich abzuschwenken und durch die Gasse die stürmenden Mailänder scharf zu attaquiren, alles niederzuhauen, und keine Gefangene zu machen.

Die Nacht ward immer dunkler, alles ruhig, es schlug 12 Uhr, nur in mir war es bewegt und dunkle Ahnungen durchzuckten meine Seele; Gott hat mich erleuchtet und Aufmerksamkeit zugeflüstert, denn meine Leute waren ermattet — überall mußte ich beleben, selbst zu Tode müde, munter und frohen Muthes bleiben und bei den Schildwachen — Schildwache seyn. —

Bei der äußersten Schildwache an der Ringmauer angekommen, hörte ich Gerassel, — ich warf mich auf den Bauch, und lugte über die Mauer nach der Tiefe des Grabens, wo es mir schien, als bewegten sich dunkle Massen; endlich hörte ich Leitern anlegen, die rasch in einander griffen. Jetzt war es Zeit die Truppe zu avisiren, und dem Brigadier Graf Clam

Digitized by Google

nach Porta Romana die Meldung zu machen. Doch kaum war die Ordonanz zurück, als die Schweizer die Mauer erstiegen und ein Theil am Walle sich befand, aber dieß war mein Moment, — und im Innern triumphirend befahl ich mit aller Ruhe: „Fällt das Bajonet — Sturm!“ und aus der Erde stiegen die tapfern Kärntner und stürzten sich auf die Schweizer, warfen sie über die Mauer und ihnen nach die Leitern.

Combinirt und mit den Mailändern einverstanden war dieser Angriff, denn zugleich erfolgte er von der Barricade aus nach dem Thore, allein mit einen Hurah! attaquirten die Husaren durch die Gasse, warfen Alles vor sich nieder und hetzten die armen überraschten Mailänder zu Tode.

Der Verderben drohende Sturm war glänzend abgeschlagen, jede Ermüdung schwand, der Siegesfreyheim belebte Alle, und im stillen Danke an den Allvater dachte wohl Jeder an seine Lieben in der Heimath.

Dagegen wurden die Truppen aus der Kaserne St. Franzesko vertrieben, — so auch aus dem umweit der Scala gelegenen Palaste des Genievesens. Die Einnahme des Letzteren verdankten die Mailänder besonders der Kühnheit eines alten Bettlers, Namens Sottocorni, welcher den Kugeln fröhlich trotzend, auf seine Krücke gestützt, unter herausforderndem Geschrei den Versuch wiederholte und durchsetzte, das Thor des Gebäudes anzuzünden, worauf dessen Besatzung, eine Compagnie Italiener, sich ergab, oder — übertrat.

Nur der unerschrockene und tapfere Cadet-Feldwebel Gaitschnigg behauptete die stark bedrohte Polizeikaserne St. Bernardino mit Muth und Ausdauer. Bereint mit der Polizeimannschaft war Gaitschnigg mit seiner halben Compagnie jeder Unterstützung entblößt, dem heftigsten feindlichen Feuer offen gestellt.

Vis a vis dieser Kaserne ist der Palast Visconti, in welchem die Häupter der Mailänder-Insurrektion versammelt waren und mehr als Tausende von bewaffneten Insurgenten die anstoßenden Häuser besetzt hielten, deren Absicht es war, die Polizeimannschaft zum Uebertritte und zur Ablegung ihrer Waffen zu bringen; unter ihnen befanden sich bereits mehrere treulose schon übergetretene Offiziere und von der Mannschaft dieser Kaserne, und es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, die von dem 75jährigen Greise Hauptmann Grooto befehligte, 150 Mann starke, größtentheils aus Italienern bestehende Kasernbesatzung an sich zu ziehen, wenn nicht der wackere Cadet-Feldwebel Gaitschnigg, unterstützt von seinen braven Kärntnern, dieß verhindert hätte.

Von den Insurgenten zweimal zur Uebergabe aufgefordert, drohten diese, nachdem sie schon früher das Thor abgebrannt, und aus zwei hölzernen mit Eisen beschlagenen Kanonen, und mit andern Gewehren ein lebhaftes Feuer auf die Kaserne begonnen hatten, mit einem Sturm, bei welchem nichts verschont bleiben sollte, wenn die Besatzung nicht gleich die Waffen strecke.

Ein großer Theil der Polizeimannschaft von ihrem Commandanten Hauptmann Grooto, welcher ihnen die Größe der Gefahr noch greller darstellte, hiezu hingerissen und herabgestimmt, zeigte hier offene Neigung zur Uebergabe, und nur das entschlossene Benehmen Gaitschnigg's, welcher seine halbe Compagnie mit fertigem Gewehre vor die mit Niederlegung der Waffen beschäftigte Polizeimannschaft treten ließ, vermochte dahin zu wirken, daß unter dem Rufe: „Eviva Ferdinando I. Imperatore d' Austria!“ diese Leute ganz beschämt wieder zu den Waffen griffen und sich bis aufs Aeußerste zu wehren versprachen.

Die von den Insurgenten genachten Uebergabsanträge wurden nun auf das Bestimmteste zurückgewiesen, und mit Entschlossenheit der angedrohte Sturm erwartet, indem die Eingänge, so wie die beiden Höfe schnell in den möglichsten Vertheidigungsstand versetzt wurden.

Der Sturm erfolgte jedoch nicht, und die Besatzung harrte vergebens in ihrer Aufstellung, bis Gaitschnigg den Befehl erhielt, mit der ganzen Besatzung, der Kasse, Waffen und Munition in's Castell zu rücken, was er mit vieler Umsicht ausführte, und die Kasse der Barricaden wegen, die er kämpfend passiren mußte, in die Tornister der Polizeimannschaft verpackte und verzeichnete.

Bei dieser Gelegenheit standen ihm kräftig unterstützend zur Seite und zeichneten sich durch Bravour aus: die Korporale Mathias Ubitschnigg, Franz Schwarz und Franz Mößner, so wie der Gefreite Georg Köberl, der eine erhaltene Kopfwunde nicht achtend sehr tapfer mitfocht; so wie die Gemeinen Achatschütz und Felsernigg, die sich auch später bei Vicenza auszeichneten und die kleine silberne Medaille erhielten. Gefreiter Köberl und Gemeiner Achatschütz starben in der Schlacht bei Custozza den Heldentod.

Ein Waffenstillstand, welchen die Consuln der fremden Mächte einleiten wollten, kam nicht zu Stande.

Am 21. März erklärte die provisorische Regierung die nahe Hilfe Piemonts, von woher bereits einige Freiwillige ihren Corps vorgeeilt erschienen waren und sich mit den schweizerischen Scharfschützen vereinigten, und rief das Volk zur Befreiung Italiens zum offenen Kampf gegen Oesterreich auf.

Der Kampf dauerte fort und war besonders bei den Thoren am heftigsten und hartnäckigsten; allein die so ermüdeten Truppen, ohne Schlaf, manche auch ohne Nahrung, hielten wacker Stand, und kein Thor ward genommen.

Die Ausfälle aus dem Castell hatten nun nur noch den Zweck, die Erleichterung der Vereinigung der Truppen, Familien und höhern Personen und Eigenthum mit der Armee.

Traurig war inzwischen die Lage der Bewohner in den äußeren Stadttheilen, wo selbe vereinzelt, von dem eigentlichen Kampfplatze entfernt, doch auf Patrouillen oder Truppen wie Unsinnige feuerten, — selche sauden in ihren Häusern, ob schuldig oder unschuldig oft einen schrecklichen Tod unter den Händen der erbitterten Soldaten. — Allein in den Häusern, woraus nicht gefeuert wurde, standen die Soldaten mit den Bewohnern in ganz freundlichem Verkehre und erhielten mitunter sogar Verpflegung.

Merkwürdig war es bei der Brigade Clam; auf einigen Theilen der Brigade war der heftigste, erbitterste Kampf, wie bei Porta Tosa, wo Hauptmann Holzer von Baumgarten Infanterie commandirte, und sein tapferer Oberlieutenant Löffler sechzehn Kugellöcher im Mantel herumtrug, dann bei Porta Vicentina, wo ich kommandirte, dazwischen wieder die friedliche Haltung bei Porta Romana durch die Loyalität des wackern Generals Graf Clam herbeigeführt. Er gewann bei Porta Romana sogar einen Wirth, der sein ganzes Offizierscorps durch die Revolutionstage köstlich versorgte, wofür wir dem tapfern und edlen Grafen ewig verpflichtet bleiben.

Am 22. März gelang es den auswärtig beschäftigten Truppen, von allen Seiten von der Insurrektion umgeben, in's Castell zu kommen. So führte der wackere Hauptmann Trost seine tapfere Compagnie von Sarona, nach Ueberwältigung so mancher Hindernisse herbei, ebenso durchkämpfte der Hauptmann Graf Attems mit seinen Italienern den Weg von Monza nach Mailand, andere unterlagen, wie die Gränzer-Kreuzer und zwei Compagnien von Prohaska in Como, freilich ergaben sich die braven Kärntner erst, als sie der Hunger dazu zwang.

Digitized by Google

An diesem Tage wurde Hauptmann von Stiller von Porta Romana aus beordert, die Straße nach Melegnano frei zu machen und es von dem Gesindel zu säubern; er führte seine Aufgabe mit der ihm eigenen Energie und Umsicht aus und reinigte die Straßen von den Barricaden, brachte Schrecken unter die Insurgenten in den nahen Ortschaften und lehrte nach erreichtem Zwecke wieder zur Porta Romana zurück, die nun bald als Abzugsthor der Armee sollte bestimmt werden.

Graf Radetzky erkannte nach der Untreue Piemonts die Nothwendigkeit eines Rückzuges, denn der Soldat litt Mangel und erschöpfte sich in den Tag- und Nachtkämpfen, auch wußte der Feldherr nichts von dem, was hinter der Armee vorging.

Es war ein furchtbarer Entschluß für den greisen Helden, aber Mailand mußte vor Ankunft der äußern Feinde verlassen werden; es galt nun die schwierige Aufgabe, dem Monarchen und dem Vaterland eine treue Armee — und ließ ihn das Vaterland selbst nicht im Stich — eine der schönsten Provinzen zu erhalten.

Jetzt zielten seine Dispositionen lediglich darauf ab, den ungestörten Abmarsch aus dem Castell um die Stadt herum nach der Straße von Lodi zu führen.

(Werden fortgesetzt.)

Die Mozart-Feier.

Wie sich das Licht in die sieben Farben des Prisma bricht, so offenbart sich dem Menschenthume die göttliche Idee im Dreiklange der Wissenschaft, Kunst und Religion. Die Propheten dieser Idee, die Träger und Hüther ihrer dreifachen Offenbarung — sie bilden, mögen sie der Ur- oder Neuzeit angehören, einen heiligen Chor, in dem es keine Rangstufen gibt und einem wie den anderen gebührt gleicher Dank für das gleichanstheilige Mitwirken an der Beredlung der Menschheit. Darum trat auch unter hoher Schiller für „die Künstler" in die Schranken, wie dieß auch im schönen Zeitalter mit allen Ehren auf der gleichen Zinne standen; darum ist es kein falscher Enthusiasmus, die Säkularfeier der Geburt irgend eines jener Propheten weihevoll zu begehen; ist's doch nur ein kleiner verspätzter Tribut des Dankes für unermeßlich-wohlthätiges Wirken, wie es immer nur seltenen Geistern gezollt war. So auch das Angedenken an Mozart's Geburt. Das Volk, welches unter allen Völkern dem „Urbilde der Menschheit" am nächsten gestanden, die Hellenen — sie würdigten in der Sage dem Orpheus, sie verherrlichten in ihrer Erziehung, in Staatseinrichtung und Volksfesten die Tragweite echter Musik, welche erst wieder im achtzehnten Jahrhunderte durch deutschen Geist in ihrer Würde eingesetzt und ausgebildet wurde, vornehmlich aber durch Mozart. Was auch Bedeutendes vor ihm von den italienischen Meistern, von Bach, Händel, Gluck geschaffen worden, es diente entweder nur religiösem Zwecke allein, oder wenn vielseitiger, trug es doch nur theilweis Charakter, und Menschenstimmen wie Instrumente waren nur Mittel zu beschränkten Zwecken. Erst Mozart gab der Tonkunst auch die Macht, dramatisch und episch zu wirken; erst Mozart — wie in der deutschen Sprache Luther — löste der musikalischen Zunge das Band und gab ihr flammende Macht, jedem Gefühle Ausdruck zu leihen; erst Mozart brach die Fesseln der Form und gab jedem Instrumente, jeder einzelnen Menschenstimme persönlichen Charakter und die Gewalt diesen zu verkünden. Seligen Lauen Blickes und heiterer Stirne, ein Jupiter im reinsten Aether ruhend, bewältigte Mozart scheinbar spielend, obzwar nach tiefen Studien, die Wunderwelt der Töne, und glänzt ewig fort als heitere, freudestrahlende Mittagssonne am tiefblauen, reinen Himmel, während Beethoven neben ihm wie ein Sternenhimmel, Weber wie ein schwülschtigglühender, Schumann wie ein weltendürrender Abend, Mendelssohn wie ein nebliger Freenmorgen zur Seite stehen. Doch wer wollte nicht allen dem die freudige erwärmende Mittagssonne vorziehen? Wer die reichste Palme dem reinsten vielseitigsten Meister vorenthalten? Wer erreicht ihn an Vollbesitz der Zaubermacht? Keiner wie er ist Meister des Einfachen und Künstlichen, des Komischen wie Tragischen, des Heitersten und Düstersten, Keiner erreicht — mindestens in der Oper — wie er mit so einfachen Mitteln die höchste, mannigfaltigste Wirkung. Nur auf den von ihm gebahnten Wegen vermochten die hohen Meister nach ihm hie und da noch Höheres zu erstreben, doch immer wurden die Keime nur von Mozart gepflegt und Keiner wie er vermochte in allen Zweigen neue Bahnen zu brechen und ewiggeltende Muster aufzustellen. Wohl erschient an Mozart die und da etwas veraltet; doch dies war es nicht zu seiner Zeit, und es ist nur ein Unwesentliches; die Mehrzahl seiner Werke blühen fort als ewig-junge göttlich-schöne Blumen, und werden fortblühen, wenn über die Schöpfungen der italienischen, deutschen und französischen Kleinmeister, zumal über die falschen Propheten längst der Fluch der Verdammung und Vergessenheit ausgesprochen seyn wird. Sein thematischer Meisterbau, so einfach und klar und durchsichtig, gleicht einem heitern schönen griechischen Säulentempel; seine Benützung der Stimmen und Instrumente einem naturwüchsigen wunderbaren Parke, reich an Sträuchern, Blumen und Blumen aller Zonen; jedem seiner Werke liegt eine klar und folgerecht durchgeführte Idee zu Grunde; während unsere Tagesmeisterstechen nichts mehr wissen, als sich zu überbieten im Anhäufen der grellsten Mißklänge und im Ausspinnen der ödesten Langweile, öffnet uns Mozart (ob zwar er nur 36 Jahre gelebt) in 40 Messen und Oratorien, in 20 Opern, 39 Symphonien, 8 Ouinetten, 28 Streichquartetten, 10 Trio's, 40 Concertstücken, 60 Pianostücken, 16 Liedern und manch' anderen Tondichtungen das Paradies der reinsten, einfachsten und doch wirkungsvollsten Tonwelt, und so steht er für ewig da als der mächtighe, vielseitigste, tiefstdenkende, reichste, bahnbrechende Hohepriester der Tonkunst.

Darum feierte das Volk, dem er entsprossen ist, in allen Gauen den ersten Jahrhundert-Abschluß nach seinem Geburtstage, und auch Klagenfurt blieb nicht zurück, sondern trug zur hohen Feier bei, was in seinen Kräften, in denen eines schönen Kranzes gebildeter echter Musikfreunde stand. Die hohen Landstände öffneten am 27. Jänner Mittags zum Festconcerte ihren schönen Saal, und der Theaterdirektor gab Dienstags am 29. Jänner Abends zur Nachfeier: „Mozart", ein Lebensbild, mit zum Schlusse „Mozarts Verklärung", beides mit Musikbegleitung aus Mozarts Werken. Der Glanzpunkt war natürlich das Sonntagsconcert, welches höchst zahlreich besucht in dem mit des Meisters gelungener getroffener Büste gezierten Landhaussaale stattfand, und den bedeutenden Reinertrag — gewiß in Mozarts edlem Sinne — unserer Kleinkinderbewahranstalt zuwendete.

Die Don-Juan-Ouvertüre eröffnete das Concert und die ausgezeichnetsten der heimischen Kunstfreunde sangen dann mit Orchesterbegleitung, und zwar eine durch hohe Kunstbegabung und meisterhafte Schule hervorstrahlende Dame die Sopran-Arie in G aus „Titus", — ein durch gediegene Kunstbildung und prächtigen Tenor ausgezeichneter junger Kunstfreund Tamino's Arie an Pamina's Bildniß, sowie eine treffliche Fünfzahl die zwei wunderbarschönen Quintette des ersten Actes aus Così fan tutte, von denen das zweite, das Intriguen- und Scheide-Quintett, auf stürmischen Wunsch wiederholt wurde, worauf der Gesangverein und ein uns neu zugeführter trefflicher Baßsänger den Zischor nebst Marsch und Solo aus der Zauberflöte, jener Verein aber früher noch den tiefgedachten, durch ergreifende und doch nicht zu weit gehende Tonmalerei ausgezeichneten Chor „das Gewitter" vortrugen. Den zweiten Theil des Concerts aber bildete die trotz ihres Alters von 80 Jahren in ewig junger Frische erscheinende, weil in reiner klassischer Kunstform gedachte und ausgeführte Symphonie in „G-moll" (nur die Menuette blieb diesmal weg,) ebenbürtig den Symphonien Beetho-

Digitized by Google

wens, hellstrahlend als eines der hahnbrechenden Vorbilder im großen Genre der Orchestermusik, einfach und klar im thematischen Bau, reich an den geistreichsten Combinationen und Imitationen, entzückend durch das klare reizende Hervortreten verschiedener Instrumente im personifizirten Charakter, überraschend durch den an Shakespeares Sommernachtstraum mahnenden Humor und die Elfennatur des ersten und letzten Satzes, während das Andante — mit den Formen des Lebens und Fühlens in den Jahren 1770 — 1790 spielend und selbst ironisirend — eine reizende Scene von Liebeserklärungen und Liebesbalancirscheiteln schildert. Die überraschend treffliche Ausführung dieser Symphonie mit den beschränkten Kunstkräften unserer Stadt und nur nach zwei Proben bewährte den Leiter, Theaterkapellmeister Herrn Kleer, als Meister im Auffassen, Einstudiren und Durchführen großer Tonstücke; nicht einmal im Besitze einer Partitur, die Symphonie nur nach früherem Hören und Studiren der Spartstimmen kennend, nach dem Clavierauszuge leitend, energisch die einzelnen Kräfte einend und lenkend, begeistert alle andern begeisternd, verdient Herr Kleer besonderen Dank und wollte Anerkennung seines glänzenden Talentes und edlen Wirkens. Und wenn der gefeierte Genius in azurnen Höhen vernahm alle die aus deutschen Gauen aufsteigenden Harmonien, in den Tongebilden erfah all' die unsterblichen, ewigjungen Kinder seiner Weihestunden, so lächelte er gewiß freundlich auch dem jungen strebenden Kapellmeister und den edlen kunstsinnigen Verehrern, die sich im schönen Bunde vereinten zur Erinnerungs-Feier der Geburt eines der größten deutschen Geister, — Mozart's. A. T.

Theater in Klagenfurt.

Es will uns nicht recht gelingen, auch unser recitirendes Schauspiel in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen; denn weder die alte „Drachenhöhle", noch die weit ältern „Ahnen am Kulmerberge", weder die „Ahnfrauduene" noch „die Ahnfrau und den Bolle" waren geeignet uns, wenn auch mit Beihilfe der braven Jägermusik in's Theater zu locken, auch nicht ein Urtheil über das Schauspiel zu motiviren. Der Fasching und der Nebel liegen schwer auf dem Repertoir und Kehlen unserer Sänger! Aber trotzdem war der Festtag des 27. Jänner im schönen Vorsinn ein solcher geworden, und unsere „Mozartfeier" eine höchst würdige. Uns jedoch auf das Theater beschränkend, müssen wir einer Nachfeier gedenken, die dort am 29. Statt fand.

Es wurde bei dieser „Fest-Vorstellung" nach einem Prologe Wohlmuth's (sogenanntes Künstlerlebensbild „Mozart" gegeben. Wir wollen den Werth dieses Stückes dahingestellt, und es als ein Gelegenheitsgedicht gelten lassen; ein Lebensbild ist es aber wohl nur nach den äußeren Lebensverhältnissen des Tondichters, das innere Leben desselben aber veranschaulicht es, wenn überhaupt gar wenig, wir vermochten in dem zaghaft zammenden Phrasenhelden des Stückes kaum das wetterleuchtende Genie zu entdecken, dessen Geburtsfunde wir nach einem Jahrhunderte, aber festlich, begingen, wir wollten es dem Dichter nicht glauben, daß der überreich begabte Liebling der Musen, dessen lieblichen Gesängen nun bald ein Jahrhundert lang entzückt die Menschen lauschen, selbst ein so armes Menschenkind gewesen; es behagte uns schlecht, nachdem kaum die tief ergreifenden, erhebenden Klänge des Meisters verrauscht waren, heute sein kummervolles Werkeltagsleben zu schauen, und gar zu bitter fiel in den aufschäumenden Freudenbecher des Festes der Wermuthtropfen der Wahrheit: So war das Leben des großen deutschen Meisters!

Herr Kurz gab den „Mozart" mit Adel und schwunghafter Begeisterung, die nur das bleierne Gewicht endlos sich wiederholender Phrasen hinderte, zu eigentlicher ideeler Gestaltung sich zu formen. So wie wir diesen braven Schauspieler zu beobachten Gelegenheit hatten, erkannten wir in ihm eine seinen äußern glänzenden Mitteln ganz entsprechende geistige Begabung. Wir wünschen ihm bald ein günstigeres Repertoir. — Fräulein Reichel gab die „Constanze" mit derselben athemlosen Unruh und überreizten Hast, womit sie so häufig die Wirkung ihrer immer so schön und klar angelegten Gestaltungen abschwächt, es fehlt ihren verständigen und geistvollen Conceptionen in der Ausführung zur künstlerischen Fertigkeit nur Ruhe und maßvolle Steigerung. — Dagegen hilft sich Fräulein Scheer in einen Nebel von lamentablen Pathos, durch welchen wir bisher kaum je ein individuelles Bild sich gestalten sahen. — Frau Güllner gab Mozart's Mutter nach der ihr sehr geläufigen Schablone, — gerade derlei Genrebilder deutscher Häuslichkeit gibt sie immer in einer jeden Gemüth ansprechenden Weise. — Mozarts Vater aber hätte am hundertjährigen Geburtsfeste seines Sohnes von seiner Gewohnheit einmal abgehen und etwas memeriren können. Es hat uns diese Gewohnheit häufig gehindert, gelungene Leistungen würdigen zu können. — In den Zwischenakten wurden die Ouverturen zu „Don Juan" und „Figaro", die, den Winter über häufig genug vorgespielt wurden, und als Leaux restes des Sonntagsconcertes, die beiden ersten Sätze der „G-moll" Symphonie mit vielem Eifer aber sehr mangelhafter Belebung im Orchester gespielt, die angekündigten Musikstücke während des Stückes beschränken sich auf die zwei Anfangssätze der „Don Juan Ouverture", die die kurze Dauer des Schlußtableau gerade ausreichten. Nun wir wollen allenfalls den guten Willen anerkennen, aber nach dem würdigen Musikfeste im ständischen Saale nahm sich die nachträgliche Feier im Theater höchst kläglich aus!

Wie wenden uns daher wieder mit voller Befriedigung der Oper zu, die uns in letzter Zeit „Lucrezia Borgia" und eine Wiederholung von „Stradella" brachte. Erst bei dieser Wiederholung steigerte sich der Eindruck zu einem verständenen, angenein genußreichen, und die reizenden gehaltenen Weise formten sich in ihrer schönen Vorbereitung und mit ihrem anmuthigen Verklingen zu einem so klaren edlen Tondichte, daß wir mit Sehnsucht ferneren Reprisen derselben Oper entgegen sehen. — Dagegen wollten uns die tragischen Schauerlichkeiten der „Lucrezia" voll Gift und Mord nicht recht zu Gemüthe, sie setzen zu ihrer Verständnis wohl andere Dimensionen auf Bühne sowohl als Schauplatz voraus. Unser einigen durch Eile des Sindirens verursachten Mängeln wurde die Oper über alle Erwartung gut gegeben. Durchaus verständiges und anmuthiges Spiel, und durch herrliche Stimme höchst effektvoller Gesang machten den „Orsino" des Fräulein Christinus so ausgezeichnet, daß wir schwerlich auf Provinzbühnen einen bessern zu finden vermögen.

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung von Nro. 2)

Aus der Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt vom 18. Dezember 1855. Herr Dr. M. Peters besprach die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Neuber-Bleiberg, welche durch ihre Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte unserer Alpengeologie besonders interessant sind. Durch die Untersuchungen von Herrn F. Foetterle ist wie durch seine eigenen wurde unwiderlich erwiesen, daß die, den Schichten von St. Cassian entsprechenden Triasgebilde im Bleiberger Thal in völlig abnormer Weise und in Folge einer sehr bedeutenden Verdrückung der nachgiebigen Schichten dem Dachsteinkalk aufliegen, daß somit die Lagerungsverhältnisse um Bleiberg keineswegs, wie man früher glaubte, in Widerspruch stehen mit der wohlbegründeten Tendenz jener Kalke, als Hang. — Die Triasschichten mit Ammonites floridus, A. Aonis, A. Joannis Austriae, Halobia Lommeli a. A. m. nehmen in den Pressten an der Traun's Bleibergerthal ihre normale Stelle zwischen den Guttensteiner Schichten und dem Dolomit ein, der allenthalben in den südlichen Alpen die Trias von den Liasschichten trennt und sind nur am Gehänge des Bleiberger Erzberges über den „gefüllten Graben" Lostall emporgestehen. — Auch das Dobratsch-Gebirge, welches im Süden das Thal abschließt, zeigt von der Gail bei die normale Schichtenfolge von den krystallinischen Schiefern an, über die Gebilde der Steinkohlenformation, die Werfener und Guttensteiner Schichten bis zum Dachsteinkalk, welcher erst weiter östlich vom Gipfel des Dobratsch beginnt. — Achnliche, jedoch mehr komplizirte Verhältnisse bietet das Revier von Heiligengeist, wo dieselben Triasschichten in eine breite Spalte des Dachsteinkalkes emporgepreßt sind. Eine besondere Erwähnung verdient unter den jüngsten Ablagerungen der Schotter des Hochebirges, der, wie das Werfenmer charakteristischer Gesteine beweist, von Westen gegen Osten in einem Niveau von beinahe 5000 Fuß Meeresöhle transportirt worden ist. — (Wird fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 6. Sonnabend, den 9. Februar. 1856.

Eine Entführung in unseren Tagen.

Wer diese Aufschrift lieset, wird neugierig eine Schilderung frappanter Ereignisse erwarten, wie wir sie in den Ritterromanen und in der Geschichte des Mittelalters häufig finden. — Doch nein! eine solche Entführung meinen wir nicht; nichts Romantisches, sondern etwas ganz Prosaisches und Industrielles. Und weil unsere Zeit gerade so materiell ist und sich mit Ausstellungen so sehr beschäftigt und unterhält, wie jene Zeit es sich angelegen seyn ließ mit Turnieren, so wollen wir Mittelalter und Neuzeit in einander greifen lassen, und geben ganz einfach „die Entführung der Himmelberger-Sensenarbeiter im Jahre 1806", wie sie uns eine authentische Quelle, das Protokoll der damaligen kärntnerischen Landesadministration und die geschichtliche Darstellung ihres Wirkens aufbehalten haben.

Es war den 21. Jänner des besagten Jahres, als von Seite des Pflegamtes Himmelberg mit einem eigenen Boten die Anzeige bei der Landesadministration einlief: am 20. Jänner Mittags sey ein angeblich italienischer Graf in Begleitung eines französischen Offiziers, dreier gemeinen Soldaten und mehrerer Ingenieure in Himmelberg angekommen, habe sich durch selbe die Sensenschmieden abzeichnen und ihre Dimensionen und Einrichtungen aufnehmen lassen, auch sich bemühet, durch reichliche Geldspenden und Versprechungen die Sensenschmiergesellen an sich zu ziehen, ja bereits den ersten derselben, den sogenannten Aufstaper bei dem Gewerken Ettinger sammt noch zwei Arbeitern zur Auswanderung verleitet. Der Pfleger und die Gewerken wendeten sich an den französischen Offizier und stellten ihm vor, daß so eine unbefugte Hinwegnahme und Entweichung gegen die vaterländischen Gesetze sey und Privatrechte empfindlich verletze. Der Offizier versprach dießfalls sich zu informiren; doch während er damit die Gewerken hindanhielt, gelang es ihm, die drei Leute heimlich nach Villach unter obiger Bedeckung zu entsenden.

Der Kreishauptmann, hievon benachrichtigt, reklamirte bei dem gerade anwesenden Artillerie-General Tirlet die entführten Arbeiter, welcher dießfalls mit der Landesadministration sich ins Einvernehmen zu setzen und indessen die Arbeiter in Gewahrsam zu behalten versprach. Diese, gleichzeitig davon in Kenntniß gesetzt, verwendete sich bei dem kommandirenden Generalen Grouchy, welcher eine schriftliche Ordre an den Bataillons-Chef Regnault in Villach erließ, die Sensenarbeiter sogleich frei zu geben und keine solchen Eingriffe in die Privatrechte und persönliche Freiheit zu dulden.

Mit diesem offenen Befehle versügte sich am 22. Jänner ein k. k. Kreiskommissär nach Villach, so wie die Landesadministration gleichzeitig mit Expressen die Anzeige an den k. k. Hofkommissär Grafen von Saurau nach Gratz machte, um gegen eine solche, nach bereits geschlossenem Frieden, französischer Seits versuchte Gewaltthatlung einzuwirken, und die weiteren Befehle anher zu erlassen.

Der Kreishauptmann von Villach hatte sich indessen gleichfalls am 22. Jänner zu dem Kommandanten Regnault mit jener offenen Ordre des Generals Grouchy begeben, der sich jedoch verläugnen ließ, worauch ersterem bedeutet wurde, dessen Rückkunft abzuwarten. Der Kreishauptmann, keinen Augenblick mehr im Zweifel, daß hier eine Bestechung und ein Pessenspiel obwalte, ließ die Kaserne, in der sich jene Arbeiter befanden, durch vertraute Leute bewachen.

Was er besorgte, geschah: noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Jänner wurden dieselben unter militärischer Eskorte nach Arnoldstein transportirt, und von dort mit Post nach Pontafel befördert. Die Landesadministration, davon mit Eilaffekte in Kenntniß gesetzt, machte sogleich Schritte bei General Grouchy, welcher jedoch äußerte, es sey nunmehr nicht in seiner Gewalt, die Leute rückzuverschaffen; er müsse solches dem Verfahren der Privaten selbst überlassen, werde jedoch jede Gewalt von Seite des Militärs verhüthen.

Obwohl der Präsident, Graf Peter von Goeß, unverweilt durch die k. k. Polizeidirektion verhaute Leute nach Tarvis und Pontafel entsendete, erschien doch diese Maßregel verspätet, und es blieb nichts übrig, als durch den Hofkommissär Grafen von Saurau an Seine Majestät die Bitte zu stellen, die französische Regierung selbst dießfalls zu interpelliren. —

Ein so weitläufiges und angestrengtes, aber vergebliches Verfahren von Seite der k. k. Behörden hatte jene Entführung zur Folge, woraus sich entnehmen läßt, welche Wichtigkeit man ihr, und mit allem Grunde beilegte.

Was aus jenen Arbeitern geworden, wohin sie gekommen, ist dem Berichtgeber nicht bekannt; aber es entstanden bald darauf nicht nur bei Marseille sondern auch in Piemont Sensenfabriken, und die so gesuchte und in allen Häfen des Mittelmeeres ausschließlich beliebte Waare der Himmelberger-Sensen erlitt durch nachgeahmte Fabrikation vielen Eintrag, wie dieses in neuester Zeit von einer Fabrik im Würtembergischen durch Nachahmung steirischer Marken wieder geschehen ist.

Antiquarisches.

1. Gurina im Obergailthale.

Auf der südöstlichen Abdachung des Jaukengebirges, eine Viertelstunde nördlich von Dellach in der Pfarre St. Daniel im oberen Gailthale, erhebt sich ein freistehender abgerundeter Berg von geringer Höhe, auf welchem sich zwei Flächen, eine südliche tiefer gelegene und eine nördliche und höhere befinden, wovon die Erstere die „untere Gurina" die Letztere aber die „obere Gurina" heißt, und Beide mit

Digitized by Google

dem Namen „Gurina“ (vom slavischen Gorina, kleiner Berg, Hügel) bezeichnet werden.

Jede dieser Flächen wird von einer Hubenbesitzung eingenommen; überall, wo dasselbst der Pflug Furchen in die Erde zieht, wo der Waldboden zu Wiesgrund oder Ackerland umgestaltet wird, oder wo man Gräben zieht, stößt man auf Mauerreste, Beheizungs-Localitäten, Trümmer von Fußböden, Ziegelröhren, Geräthe, römische Münzen von Silber und Bronce, Fibeln u. s. w. welche keinem Zweifel Raum geben, daß auf diesem Berge eine römische Niederlassung sich befunden habe.

Zwischen den Jahren 1843 bis 1845 wurde von Johann Graßer, Besitzer der obern Gurina-Hube, auf seinem Grunde ein wohlerhaltenes Opferbeil von Erz gefunden, welches der damalige Pfarrer Herr Max Wallner zu St. Daniel, nun Stadtpfarrer zu St. Egiden in Klagenfurt, an sich brachte, und an den „kärntnerischen Geschichtsverein“ einsendete. Ein goldener Ring nebst mehreren kleinen Bronce-Figuren, die auf diesem Berge gefunden wurden, gelangten in den Besitz der Familie di Gaspero in Conegliano.

Auch in dem an der Ostseite des Gurina-Berges befindlichen, sich gegen das Jankengebirge hinziehenden Graben, der die Gränze zwischen den Pfarren St. Daniel und Grafendorf bildet, und die „Dueln“ genannt wird, wurden vor mehreren Jahren römische Silber- und Bronce-Münzen gefunden und an den „kärntnerischen Geschichtsverein“ übergeben.

So viel bekannt ist, wurden bisher auf diesem Berge keine Steine mit Inschriften zu Tage gefördert, wenn nicht etwa der in Eichhorn's „Beiträgen zur älteren Geschichte und Topographie Kärntens,“ in der zweiten Sammlung, Seite 9 erwähnte, außer dem Dorfe Reisach, somit nur eine halbe Stunde von Dellach in einem Wegkreuze eingemauerte schöne Römerstein im nahen Gurina gefunden worden ist?

Die Ausdehnung der im letzterwähnten Orte nur wenig unter der Oberfläche der Erde befindlichen Ruinen wird als so bedeutend geschildert, daß dieselben nicht leicht von einer einzelnen Villa, wie der Berichterstatter beifügt, sondern nur von einer größeren Ansiedlung herrühren können, und sowohl die äußere Gestalt als die abgerundete Form des höchsten Punktes des Gurina-Hügels geben der in der Gegend allgemein verbreiteten Sage, daß dort ein Heidentempel gestanden, einige Wahrscheinlichkeit, welche durch Nachgrabungen vielleicht zur Gewißheit erhoben werden könnte. Die Volkssage spricht auch von einer bei Reisach einstens gestandenen aber zu Grunde gegangenen Stadt, Nameus „Risa.“

Die oben erwähnte römische Steinschrift bei Reisach spricht von zwei Güterverwaltern, welche diesen Grabstein setzen ließen; die Eigenschaft dieser zwei Personen deutet auf ein Landgut, welches sie verwalteten und welches in dieser Gegend gestanden seyn mußte, und möglicher Weise von größerem Umfange gewesen seyn konnte. Da nun mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß dieser Schriftstein bei Reisach in den ganz nahen Ruinen von Gurina gefunden worden, so mußte das Landgut entweder auf der Stelle des heutigen Gurina oder wenigstens in der Nähe desselben gestanden seyn.

Daß sich die Römer übrigens an mehreren Punkten des heutigen Gailthales angesiedelt haben werden, kann bei der Nähe Italiens um so gewisser angenommen werden, als von ihnen die Alpenstraße über die heutige Plecken angelegt wurde, welche die Verbindung Italiens mit dem Gailthale zunächst herstellte; und auch sonst von ihrem Daseyn alle Thäler Kärntens Zeugniß geben.

Die im Gailthale weiter abwärts zwischen Kirchbach und Waidegg vorkommenden Benennungen: Heidegg, Heidenstein, Heidenbüchel u. s. w. dürften vielleicht auch auf die Römer als den früheren heidnischen Bewohnern dieses Thales hindeuten, so wie der Name des Schloßes Goldenstein und des Goldberges bei Dellach, dann die vielen uralten, nun verlassenen Gruben am Fuße des Reiskofels der Vermuthung Raum geben, daß die alte Volkssage von einem reichen Goldschatze im Innern dieses Felskolosses in soferne auf geschichtlichem Grunde beruhen mag, daß in der dortigen Gegend schon zur Zeit der Römer der Goldsand, von dem man seit undenklicher Zeit nichts mehr weiß, betrieben worden seyn dürfte.

Schlüßlich bemerken wir nur noch, daß der Boden von Gurina in antiquarischer Beziehung so zu sagen noch ganz unberührt ist, und nur der Pflug des Landmannes das, was bisher gefunden wurde, zufällig an's Tageslicht förderte.

2. Die Felsen-Inschrift am Steinberge bei St. Georgen im Lavantthale.

Schon lange war das Gerücht verbreitet, daß an einem hohen Felsen des Steinberges, eines Ausläufers der Choralpe, ob St. Georgen im untern Lavantthale, sich eine Inschrift mit unbekannten Characteren befinde, welche einer unserer slavischen Sprachforscher für eine schwer leserliche altslavische Inschrift erklärte. Andere hielten selbe für eine hebräische Schrift, endlich glaubten Mehrere, daß die an diesem Felsen ersichtlichen Fugen, Vertiefungen und Risse bloß von der Natur gebildet und keine Schrift seyen.

Durch diese Gerüchte und Traditionen neugierig gemacht, entschloß sich der Schreiber dieser Zeilen, den Felsen am Steinberge zu besichtigen.

Wie der vorgenommene Augenschein zeigte, waren die Unebenheiten dieses senkrecht dastehenden, mehrere Klafter hohen Felsens künstlich abgemeißelt, und von dem Steinhauer, um das Einerlei zu vermeiden, diese Abmeißlung theils mit Strichen oder langen Linien, theils mit Punkten vorgenommen worden.

Die Arbeit verräth übrigens ein hohes Alter, denn diese Linien und Punkte sind durch die Unbilden der Zeit schon ziemlich verwittert.

Einige Klafter vom Boden hinauf befindet sich die bereits durch P. Ambros Eichhorn in seinen Beiträgen zur ältern Geschichte und Topographie Kärntens in der II. Sammlung, Seite 69 bekannt gemachte römische Inschrift:

S. SAXANO. AVG. SAC. ADIVTOR. ET
SECVNDINVS.

Außer derselben befindet sich auf diesem Felsen nach der genauesten Untersuchung desselben keine Spur einer alten Schrift, und es wurden, wie es den Anschein gewinnt, einige enthusiastische Alterthumsfreunde, welche diesen Felsen besichtigten, nur durch die Stellung der ausgemeißelten und halb verwitterten Punkte und Linien auf demselben verleitet, in diesen die Züge von alten Buchstaben zu finden.

Wir schließen theils aus dem Inhalte obiger römischen Inschrift, theils aus der Form des Felsens, daß hier zur Zeit der Römer ein dem Waldgotte geweihter Felsentempel gestanden sey.

Wie schon Eichhorn bemerkte, lassen die Umstände des Ortes für das erste S der römischen Inschrift, keine wahrscheinlichere Deutung zu, als: Silvanus, denn die Felswand liegt tief im Walde, der Beiname Saxanus war vom Felsen genommen, der ihm geweiht worden. Die zwei nächsten Worte AVG. SAC. bedeuten Augustum sacrum,

Digitized by Google

nämlich einen Tempel, der von den Augurен eingeweiht war*). Die dann folgenden zwei Eigennamen enthalten die Personen, welche den Tempel dem Waldgotte widmeten.

Diese Inschrift hätte keinen Sinn, wenn hier nicht ein Tempel gestanden wäre, dieser konnte aber nach der Beschaffenheit des Platzes nur durch den Felsen selbst gebildet gewesen seyn, und wirklich wird diese Ansicht durch die Felsenform bestätigt; es ist nämlich die Hauptfront des Felsens eben abgemeiselt, rechts und links springt derselbe vor und bildet einen rechten Winkel mit der Hauptfront. Auch diese beiden Vorsprünge sind abgemeiselt und an dem rechtseitigen Vorsprunge ist oben eine nur noch schwer erkennbare Karnieß-Verzierung sichtbar.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 2.)

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
I. Im Lavanthale. b. Westliches Berggehänge.			
Semerangraben, W. v. Reichenfels, Einfluß des Schirnitzbaches . . .	2711	L.	Gneiß.
„ unter St. Oswald, am Bache	3955	L.	„
Temelbauer im Mischlinggraben, NW. von St. Leonhardt	2907	L.	Kryst. Kalk im Gneiß.
Kreuzkogel, W. v. St. Leonhardt	4389	L.	Gneiß.
Erlebauer am Roriſchek, NW. v. Wolfsberg . . .	3993	L.	Kryst. Kalk im Gneiß.
Präbel, am Sattel zwiſchen Auenthal und dem Sauerbrunnen	2815	L.	Gneiß.
Wölch, N. v. Wolfsberg, Berghaus	2210	L. (2)	Glimmerſchief.-Gneiß.
„ Joſefsſtollen-Mundloch	2520	L.	Kryſt. Kalk im Gneiß.
„ Kunigundſtollen-Mundl.	2566	L.	„
Muſſenbauer am Weinberg, N. v. Wolfsberg	2868	L.	Gneiß.
Ulzbauer am Forſt, NW. von Wolfsberg	3987	L.	Amphibolſchiefer im Gneiß.
Tirſcher Stöckl (Bad) im Weiſſenbachgraben, W. von Wolfsberg	1917	L.	Gneiß.
Krinkl-Mühle im Kriegsgraben, W. v. Wolfsberg .	3022	L.	„
Aichberger Alpöhütte an der Saualpe, W. v. Wolfsberg	5369	L.	„
St. Cyrill am Laking, W. v. Wolfsberg, Kirche .	3178	L.	Glimmerſchiefer.
Hofſegel am Laking, W. von Wolfsberg	4266	L.	Gneiß.
„ „ „ „	4243	Tr.	„
Bucherbauer am Reiberg, W. v. Wolfsberg . . .	3280	L.	Eklogit im Gneiß.
St. Barthelmä am Aichberg, SW. von Wolfsberg, Kirche	2823	L.	Gneiß.
Pölling, NW. von St. Andrä, Kirche	2916	L.	Gneiß.
St. Martin im Lamm, SW. v. St. Andrä	2516	L.	Glimmerſchiefer.
Peter im Graniythal, NW. v. St. Paul	1380	L.	Amphibolſchiefer im Glimmerſchiefer. Alluvium.
Kollmannsbauer (Verhauung), W. v. St. Paul . .	2149	L.	Grauwackenſchiefer.
St. Johannesberg, S. von St. Paul, Kirche . .	1959	L.	Guttenſtein. Schichten.
St. Joſephsberg, SO. von St. Paul, Kirche . .	2188	L.	„
„ „ „ „	2206	Tr.	„

(Werden fortgeſetzt.)

*) P. A. Eichhorn, Beiträge zur Alt. Geſchichte und Topographie Kärntens. I. Samml. Seite 57.

Literarische Notiz.

Denkmäler der Kunst zur Ueberſicht ihres Entwicklungs-Ganges von den erſten künſtleriſchen Verſuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. — Vierter Band. Die Kunſtdenkmäler der Gegenwart. Herausgegeben von Doktor Wilhelm Lübke und Joſef Caſpar, Mitglied der königl. Akademie der Künſte zu Berlin. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert. 1856.

Fachmännern im Gebiete der bildenden Künſte iſt ohne Zweifel das ſehr gediegene „Handbuch der Kunſtgeſchichte“ von Franz Kugler, und das nicht minder vorzügliche, beſonders durch die künſtleriſche Ausſtattung ausgezeichnete Werk, für deſſen oben angedeuteten vierten Band wir den Proſpekt vor uns haben, zur Genüge bekannt, und von ſolchen auch bereits nach Verdienſt gewürdiget worden.

Wir fühlen uns weder befähigt noch berufen, in eine kritiſche Beurtheilung des letzteren Werkes einzugehen, die wir competenten Kunſtrichtern überlaſſen müſſen.

Der Zweck dieſer unſerer Zeilen iſt einfach, für einen gefeierten Landsmann aufzutreten, deſſen Namen wir in der Reihe der Künſtler vermiſſen, aus deren Werken die Originale zu den Darſtellungen gewählt worden ſind, welche zufolge des Proſpektes dem vierten Bande der Denkmäler der Kunſt beigegeben werden ſollen.

Die Verlagshandlung Ebner und Seubert erklärt in dieſem Proſpekte, daß ſie ſich gedrungen, ja, mit Hinblick auf die Tendenz ihres Verlagswerkes verpflichtet fühle, „durch Bild und Schrift von den Kunſtleiſtungen der Gegenwart eine klare, umfaſſende Anſchauung zu bieten.“

Sie erwähnt weiter, daß ſie, „um den Werth der Darſtellungen zu erhöhen, ſich mit den Künſtlern ſelbſt, wo dies anging, in Verbindung geſetzt habe, und daß in Folge der überall gefundenen freundlichen Geneigtheit, die Zeichnungen der aufzunehmenden Denkmäler zum großen Theile von den Meiſtern eigenhändig ausgeführt, oder unter ihrer Leitung und Aufſicht von tüchtigen Künſtlern angefertiget worden ſeyen.“ —

Unter dieſen Meiſtern haben wir, zu unſerem Bedauern, unſeren berühmten Landsmann Hanns Gaſſer nicht gefunden.

Herr Gaſſer nimmt unter den gegenwärtig lebenden Bildhauern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates ganz gewiß den erſten, unter den Künſtlern ſeines Faches in Europa keinen der letzten Plätze ein. Die Aufnahme, welche ſeine Sculpturen in den Induſtrie-Ausſtellung-Paläſten zu London, zu Paris, in München, gefunden, ſichert ihm in der That einen europäiſchen Ruf.

Da wir auch an Herrn Gaſſer's Bereitwilligkeit, der Stuttgarter Verlagshandlung Ebner und Seubert mit Zeichnungen ſeiner Kunſtſchöpfungen an die Hand zu gehen, nicht zweifeln können, ſo finden wir die Weglaſſung von Hanns Gaſſer's Namen in einem Werke, welches zur Aufgabe hat, „eine umfaſſende, klare Anſchauung von den Kunſtleiſtungen der Gegenwart zu bieten“, allerdings ſchwer zu entſchuldigen.

Der Proſpekt kündigt unter den zur Darſtellung zu bringenden Werken der Architektur zwar auch mehrere Anſichten des „neuen Arſenals in Wien“ an, und es wäre demnach möglich, daß bei dieſer Gelegenheit von den dort befindlichen Kunſtwerken Gaſſer's eine Erwähnung geſchähe, obgleich wir in dem bezüglichen Verzeichniße des Proſpektes nur die Namen der Architekten: Van der Nüll,

Digitized by Google

Sicardsburg, Rösner, Förster und Hanser angeführt finden.

Jedenfalls sind, unseres Dafürhaltens, Hanns Gasser's Schöpfungen so hervorragend, daß sie wohl einer auszeichnenderen Anerkennung würdig sind, als der beiläufigen Erwähnung als Zugaben eines, wenn auch mit allem Grunde hervorgehobenen, Architektur-Werkes.

Wir finden am Schlusse des Prospektes die Anmerkung beigesetzt, daß die Uebersicht der Darstellungen „in manchen Punkten noch Aenderungen, und zwar, erweiternder Art, erfahren werde"; wir wünschen dem Verlagshandlung Ebner und Seubert noch zeitrecht auf den von uns bezeichneten Mangel aufmerksam gemacht werden, und sofort um die geeignete Vervollständigung ihres Verlagswerkes sich bemühen werde.

Klagenfurt.

G*n.

Theater in Klagenfurt.

Die Faschingswoche schlägt auch den bösen Kritikern ihre Schnippchen! Da freuen wir uns auf die verspochene Wiederholung von „Czar und Zimmermann" und statt derselben fragt der Theaterzettel selbst: „Wo steckt der Teufel?" Ja wo denn? Die bösen Nebel sind verschwunden, und nun der Fasching auch mit der „Teufelsmühle" und dem „Teufelsstein." Es wird nun hoffentlich besser werden.

Inzwischen gebören auch wir zu den großen Kindern, die Behagen finden an den harmlosen Späßen der „Teufelsmühle", die auch bald ihre Secularfeier wird begehen können, Behagen an dem gutmüthigen Geistern, die „Niemand was zu leid thun", an dem bösen Teufelsmüller, der sein treues Weib „zum Zeitvertreib" gemordet, an dem furchtsamen Käsperle und seinem tapfern Ritter, der immer in die Patsche kömmt, und der ihm aber immer wieder sein immer gefälliger Schutzgeist herausbittet, finden Behagen endlich an den kindlichen Weisen Wenzel Müllers, wenn sich einmal tüchtige Sänger zu ihnen herablassen, und ein so niedlicher „Teufel" sie uns in kindlich-anspruchsloser Weise vorsingt.

Wer hat je von Wenzel Müller gesprochen oder ihn genannt als Meister unter den andern? Und doch erklingen seine einfachen Bänkelsängerlieder, wie sie Nicht nennt, noch immer fort, und manche seiner anspruchslosen Melodien (wir erinnern an „Brüderlein fein" — „Leb' denn wohl du stilles Haus" u. a.) singen zuweilen deutsche Kehlen bei den Hinterwäldlern in Amerika. Warum? Weil er die einfache Sing- und Empfindungsweise des Volkes so glücklich abgelauscht und wiedergegeben hat!

Diese hat unser Lortzing auch gar köstlich und herzlich getroffen, und darum singt sie ihm das Volk auch nach, und seine Opern gefallen, wenn er auch niemals General-Musikdirektor geworden, sondern wie W. Müller in Armuth gestorben ist. Wir erinnern nur an den ersten Chor der Zimmerleute, — sind das nicht recht eigentliche Gesellenlieder? Und so immerfort.

Und doch schien es uns, als wäre unser sonst für das Schöne so empfängliche Publikum bei weitem nicht so recht erwärmt worden von dem humor- und gemüthreichen Tongebilde, es kargte gar sehr und ungerecht mit seinem Beifall. Wie kam das? Erklich glauben wir, brachten Viele nicht die rechte Laune mit, um Spaß zu verstehen, wie ihn die komische Oper macht; die humoristischen Weisen derselben müssen mit einer Art kindlichen Naivität vernommen werden, wenn sie zum Herzen dringen sollen.

Einen andern Grund aber müssen wir in dem Umstande suchen, daß ein Theil unseres Publikums, allzusehr verwöhnt durch die simpeln, sinnlichen Formen italienischer Opernmusik, zu wenig Sinn hat für die Eigenthümlichkeit der Wechselwirkung zwischen Melodie und Begleitung, Sänger und Orchester, nur geringes Verständniß des organischen Rapportes zwischen den vor und auf der Bühne thätigen Faktoren der deutschen Oper. Der horchende Laie, dessen Ohr nicht gebildet oder was dasselbe, nicht gewohnt genug ist, den polyphonen Verzweigungen des thematischen Tonbaues zu folgen, hält sich, das harmonische Gewebe gleichsam überhörend, ausschließlich an das Thema (die Melodie); diese aber erscheint hier nicht immer, wie bei wälscher Musik an der Oberfläche der Tonwellen, sondern taucht unter in die Harmonieen der orchestralen Begleitung, schlägt dort ihre ihr eigenthümlichen Wellenkreise, erhebt sich aber, wie mit neuem Lebensblut genährt, zu neuen Gestalten, ihrer Vollendung! — So genußreich es einerseits ist, diesem geistreichen anmuthigen Tonspiele zu folgen, so hat der, der es nicht vermag und alle Augenblick die Melodie verliert, nur halben Genuß. — In Lortzing's Oper aber ist dies Spiel so einfach, so natürlich, so sehr die Phantasie anprechend, daß es sicher nur öftern Hörens bedarf, um alsbald verstanden und genießen zu werden; darum „wo steckt der Teufel?"

Die Aufführung solcher komischer Spielopern ist nicht so leicht, als es den Anschein hat. Mit alleiniger Stimmrepräsentation und pathetischen Theaterkniffen läßt sich da nicht Effekt machen, die bequeme salopp Bühnen-Convenienz reicht nicht aus, die Charaktere müssen fein und pointirt aufgefaßt, diese zartflüssigen Melodien wollen elegant vorgetragen, dem instrumentalen Theile organisch angefügt werden.

Wir müssen gestehen, daß dies alles weit mehr der Fall gewesen, als wir erwarteten. Herrn Binder's „Bürgermeister" vor allen war eine so durch und durch fertige Leistung, daß sie auch in dem Rahmen größerer Verhältnisse ihres Erfolges sicher sein kann, Spiel und Gesang war so einheitlich, voll Humor und unwiderstehlicher und demnoch maßvoller komischer Kraft. Ihm reihen wir zunächst Herrn Haag „Czar" an, den wir in dieser Parthie recht schätzen lernten, es lag in seinem Gesang ein tiefes Verständniß der schönen Tondichtung. — Wir gestehen allerdings, daß in dem Parte der Frau Kurz mehr Anmuth und Schalkhaftigkeit liegt, als wir zu sehen und zu hören bekamen, aber auch, daß das Publikum recht ungerecht war gegen ihre durchweg gute gelungene Leistung. — Die Parthie „Iwanoffa" erfordert mehr Stimme, als vorüber Herr Stampfl verfügen kann; das weiß er sicher selbst, das liest man aber auch von zweiten Tenorpartien allerorts, er trug nach Kräften zum Gelingen des ganzen Tongebildes bei. — Herrn Bielczikzky schien diesmal sein Organ nicht recht zu Willen zu seyn, seine Parthie ist zwar klein aber an vielen Stellen nicht ohne Schwierigkeiten. Chöre und Orchester waren wirklich ausgezeichnet, letzteres zumal war diesmal eine Hauptperson und bewegte sich in den minunter schwierigen Parthieen mit vieler Leichtigkeit und Sicherheit. Im letzten Akte spielte zu unserer Ueberraschung Herr Roval das Cello. — Herr Kleer führte mit gewohnter Präcision den Dirigentenstab; manche Tempi schienen uns etwas zu rasch genommen.

Vorgestern wurde „Martha" zum vierten Male bei übervollem Hause gegeben; Sänger und Sängerinnen waren besonders gut bei Stimme, vorzüglich Frau Rosted und Herr Bielczikzky. Herrn Binder möchten wir freundlichst erinnern, daß „Martha" keine komische Oper, und eine komische Oper keine Posse ist. Das Eufemie war nicht sein von Schwankungen, was die Nothwendigkeit von Proben nach längeren Pausen darthut. Das Orchester spielte besonders die Ouverture mit Präcision. Wir halten die Leistungen dieses nun so trefflich geübten, fähigen Körpers so hoch, daß wir ihm auch die Ausführung der zarteren Färbungen der vorzutragenden Tonstücke, besonders ein sorgfältigeres piano anstandlos zumuthen, zumal unter so einsichtsvoller Leitung, wie die des Herrn Kleer.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 7. Sonnabend, den 16. Februar. 1856.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung von Nro. 5.)

Der Rückzug.

Dem Feldmarschall kam die Nachricht von der Untreue des Sardenkönigs zu, und so war Mailand nicht mehr zu halten. Der Rückzug wurde angeordnet, aber der Marsch um die Stadt Mailand herum über den Wall und auf der außerhalb derselben ihm gleichlaufenden Strada di Circumvallatione war wegen des zahlreichen Trosses eine schwierige Aufgabe.

Man konnte die vielen Beamten, welche sich unter dem Schutze der Truppen geflüchtet hatten, nicht im Stiche lassen, noch weniger die leicht Verwundeten, und eine bedeutende Masse militärischer Effekten wollte man auch nicht preisgeben.

Damit nun der eine Länge von 5 Stunden Weges einnehmende Heereszug nicht in der Flanke belästiget und in Unordnung gebracht werde, mußte der Feind auf eine gewisse Entfernung vom Walle zurückgehalten, oder zurück getrieben werden. Dieses hatten die Brigaden Clam und Wohlgemuth am Tage des 22. März zum Theil bewerkstelliget. Nach hartem Kampfe vertrieben sie die Insurgenten aus den nächst gelegenen Gärten und Häusern, von welch' letztern einige durch das Geschütz zusammengeschossen oder in Brand gesteckt werden mußten.

Am Abende stellten sich auf dem Waffenplatze hinter dem Castell die Truppen in gedrängten Massen auf, das Castell blieb einstweilen besetzt, so wie die Brigaden Clam und Wohlgemuth in ihren Stellungen an den Thoren verblieben.

Um 11 Uhr Nachts setzte sich die Armee in fünf Kolonnen in Bewegung, zwei auf der Süd-, und drei auf der Nordseite, dort eine über den Wall, hier zwei auf dem Corso, und je eine auf der äußern Wallstraße.

Die Flanken waren durch zahlreiche Plänkler gedeckt; der Marsch ging rasch und geschlossen in der größten Ordnung, und der lichterlohe Brand mehrerer Gebäude beleuchtete denselben, und die von der sterbenden Flamme gerötheten Schutthaufen bildeten des Zuges Spalier. Das Geknatter des Flankenfeuers, das wilde Geheul der Insurgenten, das ewige Anschlagen an allen Glocken der Stadt, bildeten einen Sinn verwirrenden Lärm, und manche meiner Kameraden werden sich erinnern, wie uns viele Tage hernach dieses fürchterliche Geläute noch immer in den Ohren klang, gerade so wie ein Schiffsmann, der lange zur See war und endlich das Land besteigt, mehrere Tage noch die schaukelnde Bewegung fühlt.

Bei Porta Comasina stieß man auf einigen Widerstand, wo von außen her eine Freischaar aus Lecco und der Brianza die Kolonne, doch ohne Erfolg, beunruhigte.

Nach Mitternacht räumten auch die Brigaden Clam und Wohlgemuth die Thore und das Castell, und folgten der Armee als Arriergarde. General Wohlgemuth führte den Kampf noch scheinbar fort, um der Armee einen Vorsprung zu lassen und folgte Morgens nach. Als nun alles geräumt und die Thore verlassen waren, wurden solche von der jubelnden Volksmasse erstürmt, — die so verblüfft über ihren Sieg war, daß es Niemanden einfiel, dem zurückziehenden Feinde zu folgen und ihn zu beunruhigen.

Die Mailänder sahen in ihrem Siegestaumel das österreichische Heer in einem solchen Zustande der Auflösung, daß es ihnen ein Leichtes schien, dasselbe durch die Insurgenten der Provinzen aufreiben zu lassen.

Der Feind flieht aus Mailand, verkündete Pompeo Litta den Pfarrern und Gemeinde-Behörden, und forderte sie auf, durch jedes Mittel für die eigene Vertheidigung und baldige Vernichtung der Ueberbleibsel dieser wilden Horden zu sorgen.

Dieser Wahn, man habe es nur mit dem Ueberbleisel einer Armee zu thun, kam dem Städtchen Melegnano theuer zu stehen.

Als wir am 23. Morgens vor Melegnano erschienen, wurde Halt gemacht, um die Seitenkolonnen der Armee zu sammeln, während dem schickte der Feldmarschall seinen Generalstabschef Oberst Graf Wratislaw und den Hauptmann Graf Castiglione von den Kaiserjägern nach Melegnano, um Lebensmittel für die Armee zu bestellen; allein die Einwohner schlugen an alle Glocken, setzten sich in Vertheidigungsstand und drohten den Offizieren mit dem Tode, wenn der Feldmarschall mit seinen Truppen nicht augenblicklich die Waffen strecke. „Mein Leben gehört dem Kaiser", antwortete der wackere Graf Wratislaw: „und die Bürger mögen im Angesichte dieser Armee erwägen, was sie thun."

Diese verblendeten, durch fremde Führer irregeleiteten Bewohner warfen die Offiziere in einen Kerker und feuerten auf unsere Avantgarde.

Alsogleich ließ der Feldmarschall das zehnte Jägerbataillon und den Hauptmann Barbaro des Regimentes B. Prohaska mit seiner Division als Plänkler vorrücken, das Regiment selbst formirte die Sturmkolonne, und eine Rakettenbatterie fuhr vor.

Der erste Schuß fiel zufällig in das Haus eines Tischlers und lichterloh stand dasselbe in Brand; nun folgten Schüsse auf Schüsse, mehrere Gebäude brannten, der Sturm wurde befohlen, im Nu der Ort genommen; man sah nur einige abenteuerliche Todte in den Gäßen, sonst schien Alles wie ausgestorben.

Doch dies war nur Schein, denn kaum einige Schritte im Innern der Stadt vorgerückt, fielen Schüsse aus den Häusern, aber nun ging es los, alle Häuser, woraus geschossen wurde, wurden geplündert, zerstört oder verbrannt, bald

Digitized by Google

war die Wuth allgemein, und das Geheul der Leute, das Gekrach der brennenden Balken, das Einschlagen der Thore und Thüren gab einen furchtbaren Lärm und Schauder erregenden Anblick, bis endlich die Offiziere selbst einschritten und der Mannschaft, besonders der Kroaten, Einhalt geboten.

Die gefangenen Offiziere, die Grafen Wratislaw und Castiglione, wurden befreit, die Ordnung bald hergestellt und die Campirung der Truppen angeordnet.

Die massive Brücke über den Lambro hatte zum Glück den Zerstörungsversuchen der Insurgenten widerstanden, aber schon die Aufräumung der dieselbe sperrenden mächtigen Barricade verursachte der Armee einigen Aufenthalt.

Gegen Mittag erst konnte das Regiment Baron Prohaska auf der Strasse nach Lodi kampiren, wurde öfter allarmirt, und kochte endlich ab.

Nach Mitternacht am 24. März setzten wir den Rückzug nach Lodi an der Adda fort. Vor Lodi angekommen, machte die Avantgarde Halt; die Thore waren gesperrt und auch hier bestand schon eine provisorische Regierung und die Nationalgarde.

Der Feldmarschall, der an der Spitze war, ließ einen Zwölfspfünder vorfahren, Sturmkolonnen formiren und schickte die Aufforderung in die Stadt, augenblicklich die Thore zu öffnen, wenn Lodi nicht das Schicksal Melegnano's haben wolle.

Dieser magische Schlag wirkte, die Thore wurden augenblicklich geöffnet, denn der Schrecken von Melegnano lag sowohl den Lodianern, wie den Bewohnern aller Orten so in den Gliedern, daß es der Armee fortan weder an Lebensmitteln gebrach, noch ihrem Marsche Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Ein Theil der Armee, worunter der Stab mit dem zweiten Bataillon Baron Prohaska, ward in Lodi selbst untergebracht, und der andere Theil bezog auf dem linken Ufer der Adda das Lager; das erste Bataillon hatte die Bewachung der in der Kriegsgeschichte so berühmten Brücke.

Einen komischen Anblick gewährte das Erstaunen der jetzt so gut gesinnten Lodianer, bei denen die Tricolor und die Gardisten verschwunden waren, und ihre Bewirrung stieg immer mehr, als sie die zahlreichen Brigaden in schöner Haltung mit klingendem Spiel wie vom Exercieren einrücken und ihre Lager beziehen sahen. Sie hatten die Armee in Auflösung und Verzweiflung erwartet, und sahen nun die beste Disciplin in den herrlichen Regimentern, eine Macht von sechs Brigaden, wohlgeschult und die Feuerprobe bestanden, die nun mit ihrem schwarzgelben Banner ein lästiger Faktor für die Trikolor seyn würde; in manchem klugen Italiener, der seine Landsleute kannte, mochte wohl der Gedanke aufsteigen: die da — seyen wir bald wieder.

Am Tage unseres Rückzugs aus Mailand erklärte sich der Sardenkönig in einem Manifest für die Befreiung Italiens, und verkündete den Einmarsch seiner Truppen.

Alle Hebel, die auf den gewöhnlichen Menschen wirken können, waren in Bewegung, um die Truppen zum Abfall zu bringen. Verwandtschaft und Gold, — Weiber und Ehrgeiz, und manches Andere wurde versucht und der erste Schwindel benützt, — dennoch blieben viele italienische Abtheilungen treu ihrer Ehre, — ihrem Eide, — welch' schönes Zeugniß für den in Oesterreichs Heere herrschenden Geist!

Die Kunde von Mailands Befreiung und dem Anmarsche des piemontesischen Heeres verbreitete sich wie Lauffeuer durch ganz Oberitalien, fiel überall auf gut vorbereiteten Boden, und trieb binnen wenigen Tagen alle Städte zu ähnlichen Versuchen.

Schlag auf Schlag folgten die Selbstbefreiungen großer und kleinerer Städte und zahlreiche Abfälle der italienischen Truppen.

Auf dem Garda-See verschaffte sich der Aufruhr den freiesten Verkehr durch das Dampfschiff, die ganze Umgebung schloß sich an, und die Aufregung faßte Fuß bis nach Wälschtirol hinein.

Sinnend saß der alte Feldherr an den Ufern der Adda; inmitten des aufgewühlten Bodens sammelte er seine braven Truppen und gönnte ihnen einen Rasttag.

Am 26. März kam das erste Armeekorps mit dem Feldmarschall in Crema an, der größte Theil des Regiments Baron Prohaska wurde bei einem tropischen Regen auf Vorposten beordert. Ich kam mit meiner Compagnie zu einer Mühle an das Flüßchen Serio gegen die Adda, wohin die Beobachtung ging, und stellte die Vorposten aus. In der Mühle war ein freundliches Feuer, auch im Hofe bei einer gemauerten Schener, und so waren meine Leute in einer beneidenswerthen Lage. Der Müller war ein freundlicher Mann und besorgte alles, was Offiziere und Mannschaft benrsten.

Die Vorposten wurden am andern Morgen, ohne daß etwas Feindliches sich ergeben hätte, eingezogen, und der Marsch des Regimentes nach Orcinovi fortgesetzt.

Am 28. kamen wir nach Mauervie, am 29. nach Monte Chiari hinter die Chiesa; Fourragirungen und Requirirung von Lebensmitteln waren unsere Arbeit. Hier blieb das Hauptquartier, und da liefen die ersten Nachrichten von unsern Waffenbrüdern ein. Graf Pimodan als Gouverneur von Baron d' Aspre meldete dem erfreuten greisen Vater, daß FML. d' Aspre mit seinem Korps von Padua nach Verona gerückt sey, wo man die Errichtung der Bürgergarde nicht hindern konnte, und welcher der FML. Gerhardi zur Antwort gab, als sie den gemeinschaftlichen Dienst in dem Castelle und den Forts verlangten: „Wollen sie meine Herrn die Forts und das Castell haben, so stürmen sie es." — Ferner meldete Pimodan, daß Mantua und Peschiera noch von den Unserigen besetzt seyen. Dies waren noch immer erfreuliche und belebende Nachrichten; aber der Fall Venedig's schmerzte tief.

In Mantua hatte der General der Cavalerie Graf Gorschowski das Möglichste geleistet, und Oberst Graf Pergen, Oberstlieutenant Martini mit dem Offizierskorps sich alles Lobes und aller Achtung verdient gemacht; ihre Italiener (Haugwitz Infanterie) von den Umtrieben der Bevölkerung fern — und in guter Stimmung zu erhalten gesucht, um so diesen wichtigen Platz ihrem Kaiser, dem Vaterlande zu versichern.

Gefahr war indessen noch immer vorhanden, daher schickte der Feldmarschall die tapfere Brigade Wohlgemuth mit Oberst Benedek dahin ab, um dieses bedeutenden Platzes gewiß zu seyn.

In Peschiera kommandirte der alte Theresienritter FML. Rath, und zur Verstärkung der Garnison ward Major Ettingshausen mit seinem Grenzbataillon dahin beordert.

Auch einige versprengte Truppen zogen in Peschiera ein, nämlich Oberst Wyß mit drei Eskadrons Kaiser-Ulanen und vier Compagnien Szluiner-Grenzer. Diese Truppen schlugen sich, erstere von Tremena, letztere von Bergamo aus durch, irrten seit sechs Tagen rathlos in der Lombardie umher; da die Brücken überall abgebrochen oder verrammelt, und die Städte verbarricadirt waren, so hatten sie die Chiesa durchwaten müssen, die Einwohner von Monte Chiari hatten sie kaum im Wasser gesehen, als sie

Digitized by Google

auch schon alle Schleußen öffneten. Mehrere Menschen und Pferde ertranken und ein Offizier wurde von diesen Freiglitgen in dem Augenblicke getödtet, in welchem er das steile Ufer erkletterte.

Bei Puzzolengo hatten die Sluiner den Durchmarsch erkämpft und dafür die Häuser und Kaufläden geplündert, ihre wunden Füße in Anlaß gehüllt und zerbrochene Porzellanscherben mit Goldrändern sorgfältig aufgehoben.

Die unbedeutende Festung Pizzighetone wurde aufgegeben, weil der Feldmarschall seine Kräfte möglichst zusammenhalten und für das Wichtigste aufsparen wollte, und die vielen über die Adda bestehenden Brücken ohnehin den Uebergang über diesen Fluß auch in den Zeiten, wo er nicht durchwatthar blieb, vollkommen sicherten.

Am 30. März marschirte das Regiment B. Prohaska mit Ratetzky-Husaren nach Castiglione, wo Oberst Meszaros die erste Nachricht zur Ernennung als ungarischer Kriegsminister erhielt; wir gratulirten ihm; allein er versicherte uns, daß er sehr betrübt darüber sey und den Marschall bitten werde, daß er diese Ernennung, wenn sie von seinem Kaiser anlangen sollte, ausschlagen dürfe.

Den 31. März war Rasttag, denn die Offiziere hatten sich seit dem 18. März nicht entkleidet, der größte Theil hatte die ganze Bagage verloren. Die anhaltend schlechte Witterung, das Bivouaquiren im Straffenkoth oder auf den Feldern hatte die Kleidung so zugerichtet, daß die Farben der Uniformen kaum mehr zu erkennen waren.

Die unaufhörlichen Anstrengungen des Herbeischaffens von Lebensmitteln und Fourrage, der schwere Dienst stets nothgedrungener Wachsamkeit, hatten dieses schöne Heer in einen schauerlichen Zustand äußerlicher Zerrissenheit gebracht.

Erwägt man dazu die Menge der flüchtigen Familien, welche nur bei der Truppe Sicherheit fanden, den gewöhnlichen Troß von Fuhrwerken aller Art und Packpferden, Ochsen mit 5 bis 6 aufgepackten Häuten übereinander, wobei die Privatdiener das Commando führten, — so ist es nicht kriegskundigen Zuschauern kaum zu verargen, wenn sie alle Zeitungen mit Zerrüttung und Auflösung dieses vor Kurzem noch so schönen Heeres erfüllten; denn dies alles war den Augenzeugen der jetzt lebenden Generation ganz etwas Neues, wo hingegen die erfahrnen Krieger, ihr Pfeifchen rauchend die ruhige Bemerkung machten: „die Armee sieht aus, — wie eben eine Armee im Kriege aussieht.“

Auch ließ der innere Zustand der Armee nichts zu wünschen übrig; die beste erprobte Disciplin, eine bereitwillige hingebende Aufopferung des Soldaten zu seinem Offizier verband sie durch die Leiden inniger, eine Kameradschaft durchdrang die Armee vom Generalen bis zum Gemeinen, ein Geist, ernst aber unerschütterlich seinem geliebten Feldherrn vertrauend.

Man sah es den ernsten Gesichtern an, daß sie alle nur ein Wunsch, ein Gefühl beseelte, die Schmach zu rächen, dem Feinde sobald wie möglich entgegen zu gehen, und zu siegen oder zu sterben.

Dahin zielten auch alle Gespräche der Offiziere und Mannschaft unter sich und mit dem väterlichen Heldengreis.

Am 1. April ging die Armee über den Mincio zurück, nur in Lonato blieb eine Arriergarde aufgestellt. Die Kaiserjäger besetzten Goito und das Regiment B. Prohaska kam nach Roverbello.

Am 2. April verlegte der Feldmarschall sein Hauptquartier nach Berona; am 3. sprach er zu seinen Soldaten im Tagsbefehl: „Aus höheren Rücksichten der Kriegskunst bin ich als General gewichen, nicht ihr, — ihr wurdet nicht besiegt!“ — Diese klare, einfache Ansprache war ganz geeignet, den Enthusiasmus der Armee neu zu beleben.

Das erste Armeekorps hatte seine Vorposten von Goito bis Peschiera; das Regiment B. Prohaska blieb zur Entwaffnung der Umgebung in Roverbello bis zum 4., und marschirte am 5. nach Villafranca als Reserve, wo es bis zum 8. verblieb.

In Berona war indessen die Civica entwaffnet und für Herstellung einer geregelten Verpflegung und Beischaffung anderer ausständiger Armeebedürfnisse das Möthige eingeleitet.

Die piemontesische Armee hatte inzwischen den Tessin überschritten. Am 25. März war der König mit seinen beiden Söhnen, den Herzogen von Savoyen und Genua, zu derselben abgereist. — In zwei Kolonnen, die eine über Brescia, die andere über Cremona, folgte sie der österreichischen Armee in einiger Entfernung nach; und so waren in den ersten Tagen des Aprils die kühnsten Wünsche des jungen Italiens in Erfüllung gegangen.

Die dreifarbige Fahne flatterte, mit Ausnahme von Mantua, Peschiera, Berona und Legnago, von den Thürmen aller Städte der Halbinsel, die „Einheitspartheі“ hatte in allen Regierungen die Oberhand, alle Städte rüsteten ihre Contingente zum großen Befreiungskriege, und eine begeisterte Jugend schaarte sich in den Städten um das Banner der Freiheit und gelobte in feurigen Eidschwüren, für das Vaterland zu siegen oder zu sterben.

Es ist aber nicht das Nämliche, in der eigenen Stadt einige Tage oder Nächte lang das Gewehr zu tragen und sich auch ein wenig herumzuschießen, oder dagegen in's Feld zu rücken, alle Beschwerden des Krieges auszuhalten und mit einem Feinde sich zu messen, welchem ein durch Uebung abgehärtetes, im Kriegsleben ergogenes und durch strenge Mannszucht zusammengehaltenes Kriegsheer, welchem mit Einem Worte echte Soldaten zu Gebote stehen.

Wer die Lage des österreichischen Heeres bei dem Aufstande in Oberitalien, sein dünnes Zerstreutseyn über die dicht bevölkerten Länderstrecken auf einem so vielfach durchschnittenen Boden, die mehr als mangelhafte Ausrüstung aller Castelle in's Auge faßt, — der wird die Schwierigkeit des Rückzugs einsehen, wo man jeden Schritt erst erkämpfen, jeden Bissen Brod, jedes Heubüschel mit Blut erkaufen muß, die todesmüden Glieder nur mit Lebensgefahr für wenige Stunden auf die ungastliche Erde niederstrecken kann, — der muß auch staunen über das so vollkommene Gelingen jenes Rückzugs, im Angesichte eines starken feindlichen Heeres, und über die Concentrirung in dem Quadrate der Festungen.

Die Geschichte aller Revolutionen lehrt uns, daß den Werken der Revolution stets nur der Augenblick günstig ist: vollbringen sie nicht im ersten, feurigen, gleichsam besinnungslosen Anlaufe, lassen sie die Sache bis zu ihren äußersten Consequenzen unentschieden, bis zu dem Augenblicke, von dem ein Witzbold sagt: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben!“ — so geht auch in der Regel die Hauptfrucht ihres Strebens verloren. Revolutionen sind eine Sache der Percussion, an den Discussionen werden sie lahm — und verenden elend!

Indessen war das österreichische Heer doch von der Insurrection in seinem Quadrate von Festungen ganz umgarnt, und der einzige Weg aus der Sackgasse führte über Tirol, welches zu revolutioniren sich die Italiener alle Mühe gaben.

Die Freiwilligen unter Menara hatten Salo besetzt, Arcioni stand bei Gavardo, der Paß an diesem entlang nach Tirol war verlegt und der Aufstand ging bis Trient, von da in die B. Sugana, nach der Piave in's Thal

Digitized by Google

Ampezzo bis zum Tagliamento, in das Thal von Pontebа. — Eine Schaar von Bresciaanern hatte sich des Dampfbootes am Gardasee bemächtigt und drang in Tirol vor. Die Crociati, mit Mönchen, Priestern und Professoren an der Spitze, standen zwischen Vicenza und Verona. In Rovigo waren die ersten Kolonnen der päpstlichen und toscaner Truppen nebst den pisaner Studenten unter Durandе angelangt. Ein Corps Neapolitaner von 15,000 Mann unter General Pepe war in Ammarsch. Die Piemontesen standen schon vor Mantua, Goito und Peschiera.

So waren wir rein auf die so leicht demoralisirende Defensive beschränkt, und in der That, auf allen vier Seiten mehr oder minder stark eingeschlossen, in einer Lage, welche einen minder erfahrnen und kaltblütigen Feldherrn, einem erfahrneren und kühneren, als Karl Albert, und einer inmigeren Ligue gegenüber, wohl hätte zur Verzweiflung bringen und in's Verderben stürzen müssen.

Von unserer Seite waren Aufrufe an die Tiroler erlassen, wo sich auch der Landsturm organisirte. In Friaul formirte sich das Reserveforps unterm FM. Nugent, nach Ampezzo zog eine Kolonne unter Major Kleinschrod mit dem 3. Bataillon des Regimentes B. Prohaska und nach Pontafel eine andere Kolonne unter Major Diez unsers Regimentes mit der Landwehr.

FML. Welden organisirte Tirol und drang nach Trient, um die Verbindung mit Verona herzustellen; so standen die Dinge bis zum 6. April, an welchem Tage die ersten Feindseligkeiten gegen das piemontesische Heer begannen.

(Werden fortgesetzt.)

Meteorologische Stationen.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris, am 12. März v. J., kam eine Aufforderung Alexander's von Humboldt zum Vortrag, zur Errichtung meteorologischer Stationen in der Art, wie sie in Preußen durch Professor Wilhelm Dove zu Berlin ins Leben gerufen wurden, und jetzt schon durch Humboldt's Bemühungen über weite Erdräume sich ausdehnen, denen aber in Frankreich, großentheils durch die Eifersucht des (im Jahre 1854 verstorbenen) großen Gelehrten und Physikers, Emanuel Arago, der sich gern selber als den Begründer der neuen wissenschaftlichen Meteorologie angesehen wissen wollte, gegen Dove, welchem diese Ehre in der That gebührt, bisher nicht die Aufmerksamkeit gezollt wurde wie in Rußland und England. Es ist gewiß interessant zu wissen, daß indische Brahmanen ihre Barometer-, Thermometer-, Hygrometer- und Luftströmungsbeobachtungen für den deutschen Meteorologen anfertigen, und ihre umfangreichen Journale, vom Fuß des Himalaya, an „W. Dove, Esqu., Europa“ adressirt ihren Weg nach Berlin finden, (auf ähnliche Weise, wie der Brief eines chinesischen Mandarins an den berühmtesten Arzt des vorigen Jahrhunderts, Hermann Boerhave zu Leyden, seinen Weg zu diesem fand, mit der Aufschrift: An Herrn Boerhave, berühmten Arzt in Europa.) In Frankreich wird also erst jetzt in Ausführung gebracht, was in Preußen, England und Rußland schon länger besteht und auch in Oesterreich im Jahre 1851 bewerkstelligt wurde. Wir freuen uns aber bemerken zu können, daß, als bei uns, durch die kais. Akademie der Wissenschaften angeregt, die Central-Direktion für Meteorologie errichtet wurde, diese in Kärnten bereits einen seit 6 Jahren bestehenden meteorologischen Verein mit mehreren, darunter sehr hoch gelegenen Stationen vorfand. Gegenwärtig noch hat Kärnten im Verhältniß die meisten und interessantesten Beobachtungsstationen, von denen die Beobachtungen an die Central-Direktion und auch an Buis Ballot in Utrecht und Dove in Berlin eingesendet werden, und vielfach schon in wissenschaftlichen Werken wie Schlagintweit's Alpen, Humboldts kleinern Schriften u. a. m. benützt worden sind.

Die Goldregion Californien's und Oregon's.

Herr Blake, der als Regierungs-Geologe der Vereinigten Staaten in Nordamerika der Vermessung für die Eisenbahn nach dem stillen Meere beigegeben war, gibt in seinem Berichte die neuesten und zuverlässigsten Daten über die Ausdehnung der weltberühmten Goldregion. Das Goldfeld hat sich allmählig mit der fortschreitenden Erforschung nach Norden, Westen und Osten immer mehr ausgedehnt. Selbst unter dem Schnee der hohen Kämme der Sierra hat man Gold gegraben, und es scheint wahrscheinlich, daß der ganze Kamm dieser großen Gebirgsfette mit dem gelben Staube bedeckt ist. Fast alle die zahlreichen Gebirgs-Ausläufer, die sich von dem nördlichen Theil der Sierra Nevada abzweigen und fast die ganze Breite des Staates und einen Theil Oregen's durchstreichen, liefern jetzt Gold. Die Minen sind daher nicht länger auf Californien beschränkt, sondern erstrecken sich in der That bis nach Oregen, nicht blos bis Umpqua River, sondern über denselben hinaus durch Oregon und das Washingten Territorium bis zum 49° nördlicher Breite. So bestätigt Dr. John Evans, Staats-Geologe des Oregon und Washingthen Territoriums. Südlich sind die Grenzen der Goldregion bis fast zum Tejon Paß in den 35. Breitegrad herabgerückt. Das Goldfeld hat seine größte Ausdehnung in der Richtung von Osten nach Westen im nordwestlichen Theil des Staates, wo es eine Breite von 110 engl. Meilen erreicht. Durchschnittlich ist es jedoch nicht weniger als 50 engl. Meilen breit. Es wird gegenwärtig schon Gold innerhalb einer Region von nahe zu neun Breitegraden gegraben, oder, wenn man den Gold-Gürtel seiner ganzen Ausdehnung nach mißt, in einer Länge von über 7000 engl. Meilen! Nimmt man statt des 43. Grades den 49. als die wirkliche nördliche Grenze der Goldregion, so erstreckt sie sich über 14 Breitegrade oder über 1100 engl. Meilen! Goldkrystalle sind verhältnißmäßig selten in Californien. Man kann hundert Pfund rohen Goldsand sorgfältig durchwaschen, ohne einen wohlgebildeten Krystall zu finden. Platina bildet einen beträchtlichen Theil des Goldstaubes von Port Orford. Es ist in Form von kleinen dünnen Schuppen und läßt sich leicht durch den Magnet herauszichen. Es ist häufiger in den nördlichen Minen und sehr häufig an der Küste. Quecksilber findet sich als Zinnober in Santa Clara County, Kupfer in vielen Goldminen als Kupferkies, das letztere nicht in hinreichender Menge, um den Bau zu lohnen. Dagegen sah Herr Blake gediegenes Kupfer in verschiedenen großen Massen in den Händen der Offiziere des Yuma Camp, im Dezember 1853, am Zusammenfluß des Colorado und Gila River. Es kommt von Altar, einem Orte in Sonora, der durch den neulichen Territorial-Ankauf den Vereinigten Staaten incorporirt ist. Die Geyser oder heißen Quellen des Napa-Thales endlich umgeben sich mit Schwefel-Krusten, welche Drusen kleiner Krystalle einschließen. So bestätigt sich aufs Neue, auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen und nicht blos fieberhafter Zeitungs-Items, der ungeheuerliche Reichthum dieses Eldorados, das die phantastischsten Gold-Träume Pizarro's und seiner ausgezogen Spanier — ja, und das will noch mehr sagen, die krassesten Uebertreibungen erbitzter Yankee-Abenteurer und Goldsucher — in Wirklichkeit weit hinter sich zurückläßt. (Cal. Dem.)

Denkmal.

In der Collegiatkirche zu Wolverhampton in England ist zum Andenken Wellington's ein schönes, 11 Fuß breites und 18 Fuß hohes Fenster gestiftet worden, das aus vier Theilen besteht; der Hauptheil enthält die Gestalten des Moses, Josua, Gideon und David. Von Wellington selbst befindet sich nur sein Name, Alter und Sterbtag darauf.

Herausgeber und Redakteur: L. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 8. Sonnabend, den 23. Februar. 1856.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Heinrich Lenz.

Unter jene Gestirne, welche an unserem abendlichen Himmel, ehe noch die volle Nacht eintritt, mild und freundlich herüberleuchten, und vom Horizonte, an dem die letzten Abendstrahlen dämmern, uns in die Tage des aufgehenden Lebens, in die der Kindheit, zurückversetzen, gehören vorzüglich jene Lehrer, welche durch Selbstständigkeit im Leben und im Vortrage, in origineller, hervorstechender Färbung und Abgränzung an unserer Erinnerung vorüberziehen. Unter diese gehören in unserer Heimath für die bald scheidende Generation vorzüglich Lenz und Achazel. Letzterer wurde mehrfach biographisch gewürdiget, wenn auch mehr nur in seiner äußeren Wirksamkeit; auch ist sein Andenken noch ungeschwächt. Lenz jedoch gehört seinem Wirken und Leben nach einer früheren Periode an, welche die des Uebergangees in die neueste Zeit war. In ihm personifizirten sich Schule und Welt, das Bleibende, Unläugbare der Wissenschaft, und das Vorübergehende der Systeme. Wir wollen es versuchen, aus eigener Erinnerung und dem Erbe der Tradition von ihm als Lehrer und Mensch ein Bild zu entwerfen, welches noch Manchem als dessen Zuhörer, und Mehreren aus dessen ihn charakterisirenden Werken nicht uninteressant seyn dürfte.

Heinrich Lenz, im Jahre 1742 in den österreichischen Niederlanden zu Luxemburg geboren, verließ nach vollendeten minderen Studien seine Heimath und pilgerte, dem Rheine nach, Oesterreich zu, nicht ohne die Musenstädte Leipzig und Göttingen zu besuchen. Er fühlte in sich einen vorzüglichen Beruf, dem Fache der Philosophie sich zu widmen, während er, der französischen Sprache vollkommen mächtig, als Privatdocent und Hofmeister sein Leben fristete. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens im Jahre 1773 machte auch in Klagenfurt die Besetzung mehrerer Lehrkanzeln mit weltlichen Individuen nothwendig, um die durch die Exjesuiten gelassenen Lücken auszufüllen. Als daher P. Martin Jöll, bisher Professor der Logik und Methaphysik, abtrat, wurde Lenz als wirklicher Professor dieser Fächer aus Wien hieher berufen. Von diesem Augenblicke an datirte sich seine Wirksamkeit in Kärnten, dem er von da bis zu seinem im Jahre 1824, den 2. März erfolgten Tode angehörte.

Die Feder eines Gleichzeitigen skizzirt ihn als Professer mit Nachstehendem: „Ein Philosoph im ächten praktischen Sinne des Wortes, nicht bloß durch die Formel der Fakultät; ein Lehrer der Weisheit, nicht bloß von dem Katheder herab, sondern auch durch seine That und sein Beispiel, den Schwur auf des Meisters Wort nicht bloß nicht fordernd, sondern verwerfend, Selbstdenken, die mächtigste Schnellkraft im Menschengeiste, überall eifrig anregend." — Wir glauben aus treuer Erinnerung diese dürftigen aber treu bezeichnenden Umrisse vervollständigen und durch manche Anekdote aus seinem sich frei in voller Eigenthümlichkeit entwickelten Leben bereichern zu können.

Lenz gehörte eigentlich keiner bestimmten philosophischen Schule an; Leibnitz und Newton, so wie Descartes und Malebranche, galten ihm als die vorzüglichsten Lichter am Horizont der Philosophie, ohne auf ihre Autorität zu schwören. Karpe und Feder, unsere Borlesebücher aus der Logik und Methaphysik, nahmen wir vergeblich mit in die Schule; es galt einzig dem Professor in seiner Speculation zu folgen, seine Gedanken selbst zu denken und sie zu Papier zu bringen. Das Latein, in dem Lenz eben so geläufig war, als viele seiner Schüler es ohnehin in der Terminologie der Schule so sehr gebrauchten, bei damals weniger Schwierigkeiten. Lenz, welcher auf seine Weise in seinen idealen Anschauungen gestört oder zerstreut seyn wollte, blickte entweder hinauf zum Plafond des Hörsaales, oder in ein, zwar selten gebrauchtes, Compendium. War doch selbst Kant so sehr gewohnt, sich beim Vortrage einen fixen Punkt zu wählen, daß er einen seiner Zuhörer fragte, warum er an einer Stelle, wo bisher sein Rockknopf gesehlt hatte, sich denselben annähen ließ. Als sich derselbe ob seiner Fahrläßigkeit entschuldigte, bat ihn Kant, es beim Alten zu lassen, da er sich seine manke Stelle zum fixen Punkt gewählt hatte. Wenn Lenz bei dem Allen doch gestört wurde, so hatte er sich eine gewisse Bank, bei uns die zweite, die daher leer stand, zum Ziele seiner ungehaltenen Bemerkung gewählt. — Man kann mit Wahrheit sagen: entweder lernte man sehr viel von ihm, oder sehr wenig, je nachdem die Zuhörer es nahmen. Leider gab es auch da nur zu viele Klassenjäger, denen er es leicht machte, indem eine langsame Reassumirung der Frage, die bei ihm unerläßlich war, ihn bereits stimmte, die Antwort dem Gefragten in den Mund zu legen. Oft geschah es, und das war bei uns der Fall, daß ein in das Fach eingeschessener Hörer — damals gab es am Lyceum nur solche, nicht Schüler, das Wort „Herr" und ein spanisches Rohr zeichnete sie aus — statt des Gerufenen das Wort nahm, und im Sinne des Professors antwortete, was dieser nicht zu bemerken schien. In der Logik und Metaphysik, besonders in ersterer, hielt sich Lenz nach den hergebrachten normativen Formeln des Denkens; so behandelten wir bei den Syllogismen, oder gegliederten Vernunftschlüssen, dieselben noch nach dem: barbara celarem u. s. f. Er pflichtete darin und in Aufstellung der Prinzipien vorwiegend der Wolfischen Schule bei. In der Moralphilosophie war es hauptsächlich Kant, dessen Ansichten, jedoch nicht ohne Abweichungen, er sich zum Vorwurfe nahm. Ein besonderes Gewicht legte er auf das oberste Moralprinzip und seine Variation im Ausdrucke, mit Beibehaltung innerer Richtigkeit. Bei einer Zahl von 48 Zuhörern, wovon 17 durchaus eminent, war es möglich, 13 verschiedene Formeln des obersten Grundsatzes der Moral aufzustellen, über welchen jeden, wie

Digitized by Google

einer von uns damit auftrat, für und wider raisonirt und diskutirt wurde. Kein Wunder, wenn wir am Jahresschlusse nur bis zur Begriffsfeststellung: „was ist Belohnung, was Strafe“ fortschritten.

Lenz war durch und durch praktisch; von ihm konnte es nicht gelten, was Schiller seinen Hume sprechen läßt: „Der Kant hat sie Alle verwirret“, was leider noch jetzt von Jenen gilt, die an dessen Stelle sich gesetzt. „Jener Bauer“ — rief Lenz nicht einmal: „wenn er richtig denkt und schließt, ist ein Philosoph!“ — und dieses am liebsten, wenn er einen Satz erwiesen, welcher dem gesunden, sey auch gemeinen Menschenverstande einleuchten mußte, und er konnte mit jenem Sinnigsten unter den Dichtern das Problem lösen:

„Welche wohl bleibt von allen Philosophien? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.“

Lenz, der übrigens von mehr kleiner gedrungener Statur, mit einem runden, gutgefärbten Gesichte, und fleischichter Nase war, zeichnete sich, wie gewöhnlich Menschen seines Schlages, die sich um die Welt und ihre conventionellen Regeln wenig kümmern, durch Einfachheit im Leben und in seiner Tracht aus. Ihm galt es wenig, was er aß, obwohl er bei gutem Appetit war, noch weniger kümmerte ihn der Anzug. Seine höchste Gala war ein Staatsrock oder Cuäcker, wie man ihn jetzt nennt, von rothem Plüsch mit schwarzen Streifen; oft geschah es, daß er in Eile und Zerstreuung zweierlei Stiefel, mit und ohne Kappe, anlegte. In das Hutband hatte er stets eine Schreibfeder eingeklemmt; seine Hände, auf welche nie ein Handschuh kam, besonders seine krumm gebogenen Däume, zeugten von harter Arbeit. Bauen und mechanische Versuche waren sein Nebengeschäft, bis zur Leidenschaft getrieben. In den achtziger Jahren verlegte er sich auf die Verfertigung einer Pistole mit mehreren Läufen, die man jetzt in den Revolvers verwirklicht sieht, und als er glaubte, sie bis zur Brauchbarkeit gebracht zu haben, wollte er sie dem Kaiser Joseph II. vorzeigen, reiste deßhalb nach Wien, und da er dort den, bekanntlich überall gegenwärtigen, Monarchen nicht fand, verfolgte er den inkognito Reisenden so lange, bis er ihn im Schloßgarten der Prager-Burg traf, wo er mit seiner Erfindung sich produzirte, und vom Kaiser beifällige Lobsprüche mit dem Versprechen, die Sache weiters prüfen zu lassen, einerntete. Während dieser Büchsenmacher-Arbeit kam der Herr Professor oft stark einem Rauchfangkehrer ähnlich in's Collegium, und es gab manchen Spaß.

Lenz hatte früher, als er sich vermählte, das später „Peinlich'sche Haus“ sammt Garten, unfern des lateinischen Schulhauses besessen. Er umgab letzteren mit einem seinen Drahte, um die auf Obstdiebstahl Einsteigenden durch den Laut der daran in seinem Zimmer hängenden Glocke wahrzunehmen. Achazel that es ihm in seinem ehemaligen Locale am Ausflusse des Stadtkanales nach; doch dieser nahm nur eine Hundschnur. Da geschah es in einer regnerischen stürmischen Nacht, daß es fortwährend läutete, ohne das Achazel den Dieb entdecken konnte. Am anderen Morgen erzählte er es uns mit seiner bekannten Offenheit, und lachte darüber, daß er als Professor und Physiker darauf vergessen, daß eine derlei Schnur sich beim Naßwerden von selbst verkürzen müsse. Doch, man vergebe uns diese Episode aus dem Leben dieses so hoch geachteten liebenswürdigen Mannes.

Als Lenz mit der Wittwe Knaffl das Haus mit der Lottocollektur am „heiligen Geistplatze“ erheirathet hatte, ging sein ganzer Gedanke dahin, mit dem Gebäude in die Bastei hineinzufahren, und dann eine mit Hofraum versehene, und gegen den Platz eine schöne Front darbietende Rotunde auszubauen. Lenz beschleunigte aus allen Kräften den Bau, den er selbst leitete; doch manches Gewölbe stürzte ein, weil er zu früh die Unterschläge entfernte. Seine Mittel erschöpften sich, und auf eine bessere Zukunft hoffend, die wegen der Kriegsjahre nicht mehr kam, den Bau einstellend, ließ er, wie noch zu sehen, an den beiden Seitenwänden die hervorragenden Steine stehen, zum Zeichen, daß derselbe angefangen aber nicht vollendet sey. So bewahrt das Haus seinen Namen und die Eigenthümlichkeit, daß man nur dessen Eingeweide: Stiegen und Gänge sieht, gleich dem Innern eines Amphitheaters, ohne der Front gewahr zu werden. Dieser Bau, zu dem er oft eigenhändig Kalk und Steine herbeischaffte, und von dem er nicht selten gewetzt, wie früher geschwärzt, zur Schule kam, zog ihm manche Bemerkungen zu. Ein Fremder, welcher mit verschränkten Armen dieses Labyrinth bewunderte, wurde von Lenz unerkannt gefragt, was er von dem Baumeister denke; der Fremde sagte: „Dieses Haus muß ein Narr gebaut haben.“ Lenz rief, wenn auch überrascht, doch ohne Unwillen lachend aus: „Dieser Narr bin ich.“ — Als im Jahre 1807 der höchstselige Kaiser Franz nach Klagenfurt kam, und auch das Normalschulhaus besichtigte — Lenz war seit Moßmann's Zeiten auch Normalschul-Direktor und Lehrer der Pädagogik — da wurde schon damals die Unbrauchbarkeit desselben anerkannt. Eine höchstgestellte Person, genau mit den Eigenthümlichkeiten unseres Lenz bekannt, und auf jede seiner Antworten gefaßt, machte ihm, als er die Baupläne, wornach auf dem damaligen „Franziskaner-Platz“ das neue Schulhaus aufzuführen gewesen wäre, die Bemerkung: „Aber bauen Sie nicht so wie Ihr Haus.“ Lenz versetzte unbeendlich: „Euere — — ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten“ — und die Replik war: „Nur nicht so hitzig, mein lieber Lenz“ — worauf das Gespräch seinen ordentlichen Gang nahm.

Außer solchen Experimenten liebte Lenz nichts so sehr als raisonirende Discurse und Erörterungen. Paulitsch, Nagele, Best und derzleichen Ehrenmänner unterhielten sich gerne mit ihm in einem abgesonderten Locale eines Gasthauses, dessen Besitzerin, eine Dame edler Geburt, daran gerne Theil nahm. Lenz bisputirte wie gewohnt, ohne etwas außer dem besprochenen Gegenstande zu beachten; so geschah es einst, daß er sein Gesicht mit Kügelchen von Semmelschmolle besetzte, bis ihm jene Dame den Spiegel reichte, worin er sich dann laut auflachend beschaute. — Ein andermal bisputirte er in großer Hitze mit dem nachbarlichen genialen Pfarrer H**. Lenz, zum Widerspruch arg gereizt, begoß ihn mit einem Reste Wein aus seinem Glase. Der Gegner, schnell besonnen, gibt ihm einen Backenstreich, unter dem Ausrufe: „Auf die Taufe gehört die Firmung!“ und Lenz, statt anszuarten, rief mit Extase: „Das ist ein herrlicher Gedanke!“

Lenz war im wahren Sinne des Wortes Patriot, und achtete als solcher weder Gefahren noch Unannehmlichkeiten. Als am 29. März 1797 die Franzosen Klagenfurt das erstemal als Sieger betraten, stellte sich Lenz an die Spitze einer städtischen Deputation, welche die Avantgarde des Feindes unter Anführung des Generals Guieux am „Villacher Thore“ erwartete. Lenz nahm das Wort, und empfahl die Stadt menschlicher Behandlung und Schonung; doch damit war es nicht gethan. Es kam Massena, den Buonaparte vorausschickte, wenn es etwas aufzuräumen gab. Der führte eine harte Sprache, verlangte die Angabe der Emigranten und ihrer Wohnungen, und drohte, mit gespannter Pistole dem Vorstführer Lenz an die Brust fahrend, im Weigerungsfalle mit Todtschießen. Lenz blieb unbeweglich, selbst bei dem Spotte, den Massena als Südfranzose über die ihm fremde Aussprache desselben äußerte.

Digitized by Google

Als Mensch gehörte Lenz zu jenen harmlosen Naturen, die einzig auf das gewählte höhere Ziel hinblickend, von allen kleinlichen Intriguen, Winkelzügen und den Künsten der Politik und Weltschmeichelei sich frei halten. Als Gatte behandelte er seine Frau mit ausgezeichneter Achtung und Zartheit, wie sie es ob ihrer Verstandes- und Herzensgaben auch verdiente. Wie Vater, liebte er seine angeheiratheten Kinder als solcher, und adoptirte den Sohn, den nachmaligen Cameral-Verwalter, mit dem Zunamen: Knaffl-Lenz.

Manche mochten seine religiöse Gesinnung in Zweifel gezogen haben, weil er damit kein Aufhebens machte; doch mußte Berichterstatter mit Jedermann, wie er denn überhaupt mit jungen Leuten die Conversation liebte, als er sich näher über einschlagende Gegenstände mit ihm besprach, in ihm den Christen wie den Denker erkennen. So fand Lenz das Geheimniß der h. h. Dreieinigkeit tief in der vernünftigen Menschennatur abgespiegelt und begründet, indem jede Function des menschlichen Denkens und Wollens eine denkende Kraft, einen Gegenstand des Auffassens und dann eine zusagende oder abstossende Beziehung auf das denkende Wesen bedingt; ein Satz, den nachhin Stolberg in seinem „Büchlein von der Liebe", vom Vater, der Urkraft, dem Sohne, als dem von ihm ewig Gezeugten (an dem er, nach den Worten der Schrift, sein Wohlgefallen hat) durch den Alles gemacht wurde, und dem hl. Geiste, als der gegenseitigen personifizirten Liebe, so begreiflich und gemüthlich ausführte. — Welche Achtung Lenz vor der katholischen Kirche hatte, bethätigte er, indem er sich dem Sohne des Lottocollectanten Sacher als geistlicher Vater antrug, und den jungen Priester, der mit Mitteln karg dotirt war, mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt unterstützte und leitete.

Am 9. April 1818 ward Lenz die Anerkennung von seiner Majestät Kaiser Franz I. zu Theil, mit der großen goldenen Verdienstmedaille belohnt zu werden. Bei seiner Dekorirung sprach der nunmehr 76jährige Greis, welcher, nachdem er im Jahre 1811 von der philosophischen Lehrkanzel nach 38 Dienstjahren abgetreten war, und nun noch jenes Direktorat der Normalschule bis in sein 45. Dienstjahr beibehalten hatte, von der Glückseligkeit, die ihm zu Theil geworden. Er erörterte den Wortbegriff nach seiner doppelten Bedeutung, nannte es Glück, daß ein gnädiger Lichtstrahl auf sein Wirken gefallen, von dem er so Vieles fremdem Verdienste, besonders des so ausgezeichneten Lehrers Aicholzer verdanke, und von der Seligkeit solcher Anerkennung am Abende seines Lebens.

Lange schon Wittwer, und durch den Tod fast aller seiner Freunde beraubt, einsam in der Welt, nahm seine Geistesschwäche immer mehr zu. Seine alte Magd führte den Greis, welcher am gewohnten Tische eines Gasthauses sein Abendbrod verzehrte, aber oft der Meinung war, er habe noch nichts erhalten, dahin und zurück. Ihre frommen Gebete erquickten ihn dann sichtbar, und als er an den Faschingtagen des Jahres 1824 noch einmal in der Familie des Buchhändlers Sigmund speiste, dessen geistreiche und gemüthliche Gattin eine geborne Knaffl war, und die er als sein Kind so lieb gewonnen hatte, sich dabei froh und glücklich fühlend, kehrte er in bester Laune in sein nahes Stübchen heim, beantwortete das von seiner Wärterin vorgebetete „Vaterunser" mit dreimaligem „Amen", um dann von seinem Nachmittagsschläfchen nicht mehr zu erwachen.

Gott habe Dich selig, unvergeßlicher Lehrer!

Literarische Anzeige.

Gedichte von Ferdinand Sauter. Mit des Dichters Lebensskizze aus seinem Nachlasse herausgegeben von Julius von der Traun. Wien bei Tendler und Comp. 1855.

Der rühmlichst bekannte Dichter Julius von der Traun, dessen schönes Talent wir auch in der „Carinthia" schon kennen zu lernen Gelegenheit hatten, unternahm bereits im vorigen Jahre die Herausgabe dieser Gedichte, und hat sich damit gewiß in den Annalen der österreichischen Poesie ein Verdienst erworben, indem diese zerstreuten Blätter sonst gewiß der Nachwelt verloren wären. „Wir fiel das Loos," beschließt er seine einleitende Skizze von Sauter's Leben: „die wenigen Blumen, welche die Muse auf den Weg unseres Dichters gestreut hat, zu einem Kranze zu flechten, der, wie seine Freunde hoffen, den Staub und das Zeitalter des Verewigten überdauern soll. — Ich kann selbst nicht läugnen, der Kranz duftet und schimmert köstlich und lenzhaft, doch fehlen auch die ernsten Blumen des Herbstes nicht. Während ich mein nasses Auge davon abwende, entsinkt er meiner Hand und fällt in den Schooß — der Leser. Keiner von Allen, die sich daran erfreuen oder erbauen, möge vergessen, daß diese Blumen auf schmerzlich-wüstem Schutte wuchsen, daß all dieser Glanz nur ein armer „Frühling in Ruinen" war."

Wir müssen uns bei dem beschränkten Raume dieser Blätter wohl damit begnügen, die Gedichte warm anzuempfehlen, ohne näher auf die einzelnen Schönheiten eingehen zu können. Aber eines Zuges derselben wollen wir erwähnen, der wohl geeignet seyn dürfte, der Sauter'schen Poesie in „Kärnten" ein noch freundlicheres Willkommen und größere Theilnahme zu sichern. Wir finden nämlich darin eine auffallende Aehnlichkeit mit den Gedichten eines heimischen Dichters, welche vor einigen Jahren erschienen und mit einem Vorworte eines als Schriftsteller anerkannten Freundes eingeführt wurden. Es ist derselbe sanfte, düstere Hauch von Wehmuth, der die Gedichte Sauter's, wie die unseres Landsmanns durchweht; auch in der Form finden wir viele verwandte Anklänge.

Wir lassen zur Probe einige Gedichte Sauter's hier folgen:

Welteinklang.

Der Schöpfung sonnenhelle Sphären
Durchdringt die Harmonie;
Im Meergewog', in Thauesähren
Gleich herrlich waltet sie.

Sie stürmt im Tosen der Orkane,
Und tönt sich auf in Schaum,
Sie schwingt des Schattens Dämmerfahne
Um manchen Blumenraum.

Sie rauscht in dunklen Eichenblättern,
Durchströmt vom Abendwind;
Der Sterne gold'ne Räthsellettern
Ihr offenkundig sind.

Sie zieht mit dichten Kranichzügen
Lenzsuchend über's Meer,
Sie läßt sich auf- und niederwiegen
Ein wirbelnd Mückenheer.

Sie tränkt im lauen Sommerregen
Den durst'gen Wiesenplan,
Die Quellen rauschen ihr entgegen,
Sie ist ihr Ocean.

Digitized by Google

In Klüften schlummern Edelsteine,
In Höhen Wolkengeld;
Ihr bringt die ganze Weltgemeine
Den unbewußten Sold.

Und ich, ich könnte fühllos schauen
Die Weltenharmonie,
Und sänke nicht mit Wonnegrauen
Stillbetend in die Knie? —

Ich fühlte nicht im warmen Busen,
Was Welt und Himmel eint;
Mir hätte blickend gleich Medusen
Natur das Herz versteint?

O nein, ich möchte weinend beten,
Und vor das Angesicht
Des Schöpfers liebeathmend treten,
Doch sagen kann ich's nicht.

Nur fühlen kann ich, wie die Güte,
Gespendet sonder Frist,
Der Menschheit höchste Kronenbilde,
Des Daseyns Segen ist;

Dieselbe Güte, die als Sonne
Erstarrte Fluren wärmt,
Und jubelt zu des Glückes Wonne,
Und mit dem Leid sich härmt.

Doch soll ich eitle Rede stammeln?! —
Das Wort ist kalt, ist todt —
Ich will die Welt im Auge sammeln,
Im tiefsten Herzen — Gott!

Verschiedene Stimmen.

Schön ist's, wenn die Nachtigall
Flötet, und der Wiederhall
In zwei losgeriss'nen Herzen
Weckt längstvergess'ne Schmerzen.

Lieblich klingt der Drossel Sang,
Schmelzend weich den Berg entlang,
Und der Wand'rer steigensmüde,
Lauscht, in's Moos gestreckt, dem Liede.

Traulich rauscht der Felsenquell,
Wenn er über Kiesel schnell
Sich durch Blumenanger windet,
Bis er still im Strom verschwindet.

Zärtlich tönt der süße Ton,
Angestimmt vom Hirtensohn,
Wenn des Mondes bleiche Strahlen
Wald und Auen silbern malen.

Und der Orgel gold'ner Strom
Wogt im altergrauen Dom;
Auf der Andacht Aetherschwingen
Laß die Gottheit dich durchdringen!

Doch ich weiß noch schönern Laut,
Wenn — wie Bräutigam und Braut —
Zwei verwandte Menschenstimmen
Liebevoll in Eins verschwimmen.

Bester Wunsch.

Wenn deine Jugend längst entschwunden
Und ihre Freuden sind vertauscht;
Wenn du die sonnigheitern Stunden
Mit nebelrüben hast vertauscht;
Wenn alle Freunde dich verlassen,
Geschieden, treulos oder todt,
Und du den Steinen auf den Straßen
Vorjammern möchtest solche Noth:

Wohl dir, wenn noch an dich sich kettet
Ein liebeerfülltes Frauenherz!
Du bist geboren und gerettet
In einer Welt von Stein und Erz.
Will dann des Lebens Schmerz und Makel
Verfinstern deiner Tage Rest,
Dann ist die Treue deine Fackel,
Die nimmer dich im Dunkeln läßt!

Unabhängig.

Eilig fielen jüngst noch Flocken
Auf der todten Blume Gruft,
Und nun spielt mir in den Locken
Lau ein Gruß der Frühlingsluft.

Wahrheit wurden meine Träume;
Schnell vergessen ist der Frost;
Blühen seh' ich schon die Bäume,
Von des Lenzes Hauch umkost.

Still, mein Herz, du bliebst ja immer
Unabhängig von der Zeit;
Lenz ist nur ein schwacher Schimmer
Deiner innern Seligkeit!

Am Grabe eines Dichters.

Ueber eines Dichters Resten
Flüstern sanfter hier Zephyre,
Von der Trauerweiden Aesten
Töm's wie Kuß und Liebesschwüre.
Bunte Schmetterlinge schaukeln
Länger sich auf diesen Blüthen,
Bienen Honigleich' umgaukeln,
Welche Luft und Duft verriethen.
Morgenthaues Freudenthränen
Glänzen frischer auf den Blättern,
Käuzchen suchen hier, Phalänen,
Nächtlich Schutz vor grausen Wettern.
Wandervögel aus den Lüften
Flattern hier zur Ruhe nieder;
Lerchen, die sich schwirrend prüften,
Singen ihre schönsten Lieder;
Und von eines Freundes Auge,
Während rasche Pulse klopfen,
Aetzend scharf, wie Schmerzenslauge,
Fallen hier die schwersten Tropfen.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 9. Sonnabend, den 1. März. 1856.

Vinzenz Rizzi

sang vor Jahren einmal in diesem Blatte:

Ließe mir einst Gott zum Sterben
Stunde ganz nach Willkühr frei,
Wünscht' ich, daß es eben Frühling
Und ein schöner Morgen sey.

Und die Vöglein müßten singen
In dem frühen Morgenschein,
Und da nickt' ich still und friedlich
In den ew'gen Schlummer ein.

Es war wieder Lenz geworden und ein schöner Morgen, das Frühroth zog am Himmel auf, und die Vöglein begannen zu singen, da nickte er wirklich, wie er es gewünscht, still und friedlich zum ewigen Schlummer ein.

Seine warme Vaterlandsliebe hat sich in dem Herzen seiner Mitbürger, sein reiches edles Geistesleben, das in diesem Blatte die schönsten Blüthen trieb, bei unsern Lesern ein warmes, ehrendes Andenken gesichert.

Amerikanische Briefe.

Vor neunzehn Jahren brachte die „Carinthia" (Jahrgang 1837, Nro. 37, 41 und 48) ihren Freunden interessante Eröffnungen aus „Centralafrika", wo ein Bergmann Mathias Mortsch, unter der Leitung seines berühmten Directors Joseph Rusegger, zum Theile dieselben Bahnen beschrieb, die uns in letzter Zeit die Missionsreisen Dr. Knoblecher's in's Gedächtniß zurückrufen. „Centralafrika" wird uns seitdem durch die „Allgemeine Zeitung" und durch andere Blätter näher und näher bekannt, und die Zeit dürfte nicht zu ferne seyn, wo diese unbekannten Länder: die Räthsel des Mondgebirges und der Niquellen u. s. w. klar und deutlich vor dem Auge des akademischen Jünglinges ausgebreitet liegen werden. Klima und Volkscharakter dürften jedoch höherer Cultur daselbst noch lange kolossale Hindernüße entgegenwälzen.

Dafür blicken wir ruhigeren Gemüthes nach „Amerika" hinüber. Amerika ist selbst unter gleichen Breitengraden mit „Afrika" nicht so lebensgefährlich, und die dortigen Völker hatten vor uralter Zeit eine großartige Entwicklung vollbracht, die man in Afrika's Sandwüsten vergeblich aufsucht.

Darum ist auch Amerika seit seiner Entdeckung gleichsam die Lockspeise, auf die sich europäische Wandervögel in Massen stürzen, und ob der gefundenen Süßigkeit ins zurufen: „Kommet auch ihr nach und kostet dieses westindische Manna."

In neuester Zeit wollen zwar verschiedene Zeichen die Lust und Liebe zu „Amerika" gewaltig erschüttern: die Gräuel der „Nichtswisser" (Knownothings), der Eingeborenen und Fremden, der politischen und religiösen Wühler und Heger. Allein, dieß scheinen krankhafte Bewegungen einer gährenden Masse zu seyn; nachdem diese ihr Klärungsstadium durchgegangen seyn werden, wird es wieder Schön Wetter werden.

Wie an „Amerika" noch nicht zu verzweifeln ist, ersehen wir aus vier Briefen der neuesten Zeit, (wovon drei von gebornen Kärntnern geschrieben sind) welche wir für die schöne Gotteswelt begeisterten Männern zur Zeitigung hoher Gedanken und dem verehrten Publikum überhaupt zu einer angenehmen Lektüre mit dem Wunsche mittheilen, daß diese Briefe einen so andauernden Nachklang finden mögen, wie jene des in der Wüste der „Gesira" bei Chartum den letzten Schlaf schlafenden Kärntners.

Jeder dieser Briefe bewahrt lehrreiche Thatsachen in sich. Der erste unserer Briefe stammt eigentlich von einer krainerischen Familie her, die voriges Jahr dem Missionär Franz Pirz nachgereist ist, und ist aus der „Novice" Nro. 3 vom Jahre 1856 übersetzt. Das uns Betreffende lautet folgendermassen:

„Ich grüße Euch Alle recht herzlich und gebe Euch zu wissen, daß es uns auf der Reise schauerlich übel ging. Bis Hamburg kamen wir recht glücklich und fröhlich. Von Hamburg gingen wir auf einem Dampfschiffe ab, gerade eines Samstags Abends, Alle gesund und wohlauf; Sonntags Früh aber kann niemand anderer aufstehen als Johann. (Im Vorbeigehen gesagt, ist dieser Johann der Bräutigam der Briefstellerin.) Wir wußten uns gar nicht zu helfen, — nicht einmal essen konnten wir. Es war uns zum Sterben unwohl. Montags befanden wir uns in so weit besser, daß wir auf's Verdeck gehen konnten. Wir gelangten nach „Liverpool." Von da stachen wir in das hohe Meer. Zwei Tage war uns recht wohl; den dritten Tag fing ein Lüftchen zu wehen an; den vierten Tag aber begann ein heftiger Sturm. Wir waren 320 Personen auf dem Schiffe, und darunter 15 Katholiken. Als das Schiff in heftige Bewegung gerieth, entstand eine große Niedergeschlagenheit und Verwirrung. Einige schrieen und lärmten, Andere erbrachen sich, Einige fluchten; nur Wenige nahmen zum Gebete ihre Zuflucht. Ich dachte bei mir selbst: wenn das gute Christen wären, wie viel des Gebetes wäre wohl in dieser furchtbaren Stunde zum Himmel empor gestiegen, so aber war es ein Grauen, diese rohen Menschen zu hören. — Dieß dauerte zwölf Tage in Einem fort. Wir alle waren krank und lagen zu Bette, nur Johann war gesund, uns zu bedienen, zu kochen

Digitized by Google

und Alles zu besorgen. Ich weiß nicht, was gewesen wäre, wenn wir ihn nicht gehabt hätten? Die Uebrigen standen nach Verlauf einer Woche auf, ich aber mußte noch immer das Bett hüthen. Aber auch der Wind hörte nie gänzlich auf; war es einen Tag gut, so war es den andern Tag desto schlimmer, so daß ich immer glaubte, jetzt und jetzt werde ich in die Tiefe des Meeres versinken. — Sieben und dreißig Tage waren wir zu Schiffe, dann landeten wir zu „Newyork“. Dort wurde uns die sämmtliche feiertägige Kleidung entwendet; aber Alles das ertragen wir gern, daß uns nur der liebe Gott wieder die Gnade verliehen hatte, auf trockenes Erdreich zu treten. Sechs Wochen vor Allerheiligen gelangten wir glücklich auf unsern drabschtigten Ort. Die letzten drei Tage unserer Wanderung sahen wir keinen Berg, — Alles war eben, — bloß Wiesen und knietiefes Gras, so weit das Auge reichte. Hier ist viel ebenes Land. Längs der Felsen ziehen sich Wälder mit dickem Holze. Hasen, wilde Hühner und Enten sind überall zahlreich. Alle Tage haben wir etwas von Wildbret, so daß uns nie Fleisch mangelt, und so geht es uns Gott sey Dank recht gut. Ackerboden haben wir so viel, daß man von einem Ende zum andern nicht sieht. Etwas hatte man im Frühjahre aufgebrochen und besäet, und wir ernteten gegen 700 Merling Erdäpfel, 5 Krippen Rüben, 3 Krippen gelbe Rüben, etwas Kohlrüben, 70 Merling Haser und 60 Merling Weizen. Wir haben eine recht große Kuh und ein Pferd. Kaufen aber wollen wir noch ein Paar Ochsen, damit wir ackern können. Einrichtungsstücke haben wir schon einige; wir würden noch besser vorwärts kommen, wenn es uns nicht an Futter fehlte, indem wir zu spät herkamen und die Zeit selbes zu bekommen vorüber war. Unser Hauptaugenmerk ist auf einen Häuserbau gerichtet. Unser Herr hat schon zwei Häuser fertig. Auch eine Kirche ist hier im Werke, — und mit der Zeit könnte hier eine ganze Stadt werden. Leute kommen noch immer an. Vorigen Jahr waren ihrer nicht Viele da, heuer sind ihrer schon viel mehr. — Wir sind froh, hieher gekommen zu seyn; nur mangelt uns noch eine Kirche. Wir haben nicht jeden Sonntag eine heilige Messe, weil unser Herr weit, weit herum gehen und die geistlichen Verrichtungen besorgen muß. Jeden Sonntag ist Gottesdienst, aber stets in einer andern Ansiedlung, und so haben wir nicht jeden Sonn- und Feiertag Gelegenheit, eine hl. Messe zu hören. — Unser Herr ist zufrieden, daß wir hieher gekommen sind, denn der Arbeit ist so viel und der Arbeiter sind so wenig. — Das Frauengeschlecht ist hier sehr in Ehren, ein bepackter Wagen muß ihnen ausweichen. Schlägt sie Jemand, so wird er eingesperrt; auch der Mann darf sein Weib nicht grob behandeln. Diebstähle gibt es da nicht, und die Nachbarn vertragen sich freundlichst. — Hätte Jemand den Muth, herzukommen, ich sage ihm offenherzig, es würde ihn nicht reuen. Des Bodens gibt es eine Menge und dieser ist so fruchtbar, daß man nichts braucht, als zu ackern und zu säen; — man darf nicht eggen, Erdäpfel häufeln, jäten, und doch werden die Knollen zwei geballte Fäuste groß. Für alle Früchte ist es da sehr gut. — Wollte Jemand hieher gehen, so nehme er nur Geld mit. Kleider und derlei Dinge sind hier wohlfeiler zu bekommen als bei Euch. — Nehmet es mir nicht übel, daß ich Euch viel gleich schrieb, denn wir hatten um und um sehr viel zu thun. Jetzt aber sind wir ziemlich fertig geworden. — Noch einmal grüße ich Euch Alle schönstens, empfehle mich Eurem Gebete und verbleibe Eure treue Freundin

Apollonia Retsch. m. p.
Bei St. Joseph in Amerika, 7. November 1855.“

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung von Nro. 7.)

Como.

Das Schicksal der Division des Regimentes Baron Prohaska in Como, welche sich erst dann ergab, als sie der Hunger dazu zwang, verdient eine detaillirte Beschreibung, die wir hiermit nachtragen.

In Como waren schon am 18. März tumultuarische Unruhen ausgebrochen, und Mitternacht war vorüber, ehe sich die Ruhe einigermaßen legte. Die Garnison bestand aus 5 Compagnien Warasdiner-Kreutzer Grenzer und einem Zug Karl Albrecht Husaren.

Am 19. als wir nach Mailand marschirten, ging Oberstlieutenant Braumüller mit zwei Compagnien von Baron Prohaska, kommandirt in die Hauptleuten Baron Königsbrunn und von Woller, dahin. Die Stadt war in fieberhafter Aufregung, gefüllt mit Schaaren von bewaffneten Leuten mit tricoloren Fahnen.

Der Oberstlieutenant ließ seine Truppen halten und vor den Augen der Menge laden, worauf diese auseinanderstob und die Division ungehindert in die Stadt marschirte.

Der erste Gang Braumüller's war nach der Delegation. Er zeigte sich über die Volksbewaffnung sehr unzufrieden, wollte sie rückgängig machen, und den Dienst von den Truppen allein besorgt wissen. Das vorgewiesene Dekret D' Donells, worin die Bewaffnung der Bürger erlaubt war, und die heiligsten Betheuerungen der Munizipalität machten ihn wankend; der gemeinschaftliche Dienst wurde bewilligt. Alles trug den äußeren Anstrich von Friede und Freundschaft, das Militär wurde respektvoll beachtet, ein Abend voll freundlicher Heiterkeit beschloß den bedrohlichen Tag.

In der ganzen Umgebung von Como wählte das revolutionäre Aufgebot, übernannte kleinere Abtheilungen, gewann die Finanzwache und Gensdarmerie; das Dampfboot brachte bewaffnete Haufen.

Die Lage der Garnison in Como war eine kritische, sie theilte sich in vier Kasernen, in der Stadt und außer derselben. Die Division Prohaska lag in der Franzescokaserne außer der Stadt. Der Oberstlieutenant hat das Brigadekommando um eine halbe Batterie, allein die kam nicht, und so wurde eine zweite Patrouille abgesandt, die aber nicht mehr durch die Vorstadt konnte.

Es war der 20. Morgens, als schon Schüsse fielen und von den Häusern ein Hagel von Steinen und Ziegeln auf das Militär fiel.

Die Ordonanzen wurden neuerdings abgeschickt und ihnen eine Bedeckung von zwei Zügen B. Prohaska beigegeben; aber es ging nicht besser. Ziegel, Steine, Tische, Bänke und Hausgeräthe aller Art flogen von Dächern und Fenstern herab, Feuer von allen Seiten fiel auf die bloßgestellte Mannschaft, die hinter Säulenhallen Schutz suchen mußte.

Der Oberstlieutenant führte jetzt den Rest seiner Truppen vollends aus der Kaserne und sandte die Zimmerleute mit zwei Zügen Grenzer gegen die von den Aufrührern rasch geschlossene Porta Torre ab, um das Stadtthor mit Gewalt zu öffnen und die Verbindung mit dem in der Stadt eingeschlossenen Theil der Garnison herzustellen.

Die Warasdiner hatte das Schießen auf die Beine gebracht, Major Milutinovits verließ die Erba-Kaserne und rückte durch die Contrada Nuova gegen dasselbe Stadtthor vor, welches die Zimmerleute Braumüller's die Hiebe ihrer Aexte fühlen ließen. Aber Schüsse und Wurfgeschoß aller Art hemmten das Vordringen der Grenzer. Der Major wurde von einer Kugel getroffen und stürzte vom Pferde,

Digitized by Google

schwankende Verwirrung entstand und der im Commando nachfolgende Hauptmann wußte nichts Besseres zu thun — als in die Mausfalle — in die Kaserne zurückzukehren.

Die Truppen von S. Franzesco richteten am Thore nach hartem Kampfe nichts aus, — von Innen wurden sie nicht unterstützt, — und so zogen sie sich mit einem Verluste von 3 Todten und 17 Verwundeten zurück — auch in ihre Kaserne. Die Kaserne wurde verrammelt und in Vertheidigungsstand gesetzt.

Die Munizipalität schlug Kapitulationsbedingungen vor: Waffenstreckung, Verpflegung und freier Abzug über den See. Der Antrag wurde abgewiesen, nach wenigen Stunden wurde der Antrag erneuert. Der Oberstlieutenant hielt Kriegsrath, um nach Beschluß die Antwort zu geben: „Es vertrage sich mit der Kriegsehre nicht, ohne den äußersten Widerstand versucht zu haben, in solche Bedingungen einzugehen; doch wollte man sich neutral verhalten, so lange nicht von der Stadt die Feindseligkeiten begonnen würden."

In wenigen Stunden hatte sich die Sachlage zum Schlimmsten gestaltet, die Insurrection wurde Meisterin der Stadt, und am 21. Vormittags ergaben sich die Grenzer der Erba-Kaserne. Von allen Seiten unruhigt, ohne Lebensmittel, ihres braven Führers beraubt, kapitulirte die Truppe.

Prohaska führte den Kampf fort und zwar mit verdoppelter Heftigkeit. Vom Himmel strömte der Regen, das Geheul der Sturmglocken durchschnitt die Luft, das Jubelgeschrei der Insurgenten verkündete neue errungene Vortheile.

Die Insurgenten konnten gegen die tapfer vertheidigte Kaserne nichts ausrichten, sie beschlossen solche anzuzünden. Eine hart an die Franzeskokaserne anstoßende alte Kirche diente als Heumagazin, da wurde Feuer gelegt, der Brand schlägt in hellen Flammen empor, Balken krachen, das Gewölb des Hauptschiffes bricht zusammen, die Decken der Steinkapellen fallen nach, aber die Mauer, welche die Kirche von der Kaserne scheidet, bleibt stehen. Das Unglück war so von den braven Käruthern abgewendet, allein was stand ihrer unfruchtbaren Tapferkeit bevor? Nur daß die Division sagen konnte: „Die Ehre ist gerettet!"

Der Oberstlieutenant versammelte Abends seine Offiziere, die verzweifelte Lage ward berathen, der Beschluß gefaßt, sich sechtend den Ausweg zu erzwingen. Schon machte man sich an das Vorhaben durch die dunkle Nacht begünstigt, da mit Einmal, als wäre der Himmel selbst mit dem Aufstande im Bunde, zertheilten sich die Wolken und die volle Scheibe des Mondes tritt heraus, mit hellem Licht das weite Rund erleuchtend. Das Vorhaben wurde nun unglücklicher Weise aufgegeben.

Um diese Zeit kapitulirten die Grenzer der Theresia-Kaserne, und in diese Kapitulation waren alle kleinen Abtheilungen der Grenzer einbegriffen.

Am 22. März hatte die Zahl der Aufständischen schon mehrere Tausende erreicht, die durch die Kapitulation der Truppen reichlich mit Waffen und Schießbedarf versehen waren. Diese ganze Macht wurde nun gegen die Franzeskokaserne gerichtet, auch hörte man unter der Erde wühlen, graben, klopfen, ein Einbruch war zu erwarten.

Kein Krümchen Brod war aufzutreiben und es wurde beschlossen, eines der vorhandenen Husarenpferde zu schlachten. Von den Soldaten stand alles bereits den dritten Tag und die zweite Nacht ohne Unterlaß in schußfertiger Bereitschaft. Krankheiten gesellten sich dazu, da die Fenster, um jede versuchte Annäherung wahrzunehmen und zurückzuweisen, Tag und Nacht offen blieben. Zu all dem lagen mehrere Leichen bald acht und vierzig Stunden im Gebäude, und verbreiteten einen so durchdringenden Geruch durch alle Räume der Kaserne, daß man daran gehen mußte, sie in einem Kellerwinkel einzuscharren.

Unter solchen Umständen konnte an längere Fortsetzung des immer mehr sich entspinnenden Kampfes nicht gedacht werden.

Als in der zehnten Vormittagsstunde von der Stadt die weiße Fahne aufgezogen wurde, nahm der Oberstlieutenant das Zeichen an, das Feuer wurde beiderseits eingestellt und aus Porta Torre kamen gegen die Kaserne mehrere Bürger, einen Offizier aus der bereits gefallenen Erba-Kaserne in ihrer Mitte. Kriegsrath wurde gehalten, man faßte sich, nach keiner Seite einen Schimmer von Hoffnung erblickend, in den herben Beschluß, sich auf Diskretion zu ergeben. Zwei Hauptleute, der eine von B. Prohaska, der andere von den Grenzern, begaben sich auf die Munizipalität, wo eine Kapitulation zu Stande kam, laut welcher die Stadt den sich ergebenden Truppen Leben und Unterhalt, den Offizieren Waffen und Bagage gewährleistete, und von diesen dagegen das Ehrenwort nahm, sich in Zukunft nie wieder gegen Italien zu schlagen.

Die abgesandten Offiziere in Begleitung der städtischen Abgeordneten brachten das Dokument in die Kaserne zurück, der Oberstlieutenant legte sein Kommando nieder, sprach einige Worte des Trostes und ertheilte darauf den Hauptleuten die Weisung, von ihren Compagnien die Waffen ablegen zu lassen.

Erschütternd war dieser Akt. — Die Stimme der ermahnenden Offiziere erstickten Schmerz und Gram, die Soldaten, mit Thränen in den Augen und auf der zitternden Lippe den Wunsch, daß es ihnen vergönnt gewesen wäre, im offenen Kampfe zu fallen, legten ihre Waffen vor den Abgeordneten der Munizipalität nieder, denen vor diesem ergreifenden Auftritt selbst das Wasser in die Augen trat.

Die entwaffneten Truppen traten auf den Platz vor der Kaserne hinaus, empfangen von einer lautosen Menge zusammengeströmten Volkes, das ehrerbiethig vor den Offizieren die Hüte lüftete und mit mitleidsvollen Blicken den traurigen Zug von vielen Verwundeten verfolgte, die theils am Arme geführt, theils in Sänften getragen, in's Civilspital überbracht wurden.

Die Munizipalität ließ Wein an die erschöpften Truppen austheilen, und es war ergreifend, eine so große Anzahl Männer nach langer und mühevoller Entbehrung sich erquicken zu sehen.

Viele Bürger beeilten sich, ihnen Lebensmittel zu verabreichen, deren Gabe sie mit anerkennenden Ausdrücken versüßten. „Brave Soldaten," hörte man so Manchen sagen: „Ihr habt Eure Pflicht gethan als Männer von Ehre!" Die Insurgenten gaben ihren Feinden das Zeugniß, sie hätten sich mit einer Tapferkeit vertheidigt, die (nach ihren Begriffen) „einer bessern Sache" — ! — würdig gewesen wäre. Die Offiziere erfuhren in der Stadt die beste Behandlung. Alle Verwundeten erhielten eine gute Pflege; aber der Major Milutinovich starb wenige Tage darauf. —

Die Gefangenen von Como wurden späterhin in das Margarethen-Gefängniß nach Mailand abgeführt, wo Allen die härteste und infamste Behandlung zu Theil wurde. Später führte man die gefangenen Offiziere nach Piemont, wo man ihnen ihrem Charakter gemäß als Kriegsgefangenen begegnete.

Bei dieser traurigen Catastrophe in Como zeichnete sich besonders aus und wurde später mit der silbernen Medaille erster Klasse betheilt, Kerporal Vinzenz Sterner. — Gefreiter Johann Klettner, wurde für den kühnen und entschlossenen Versuch, auf der Hauptwache die Fahne zu retten, ebenfalls mit der silbernen Medaille erster Klasse ausgezeichnet. — Gemeiner Johann Stickler wußte, Verkleidungen benützend, oft in Lebensgefahr, mit vieler Klugheit die Meldung über die Vorgänge in Como an das Brigade-Commando zu bringen. Für diese Hingebung wurde er mit der goldenen Medaille dekorirt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Theater in Klagenfurt.

Die letzten Opernvorstellungen brachten uns ein echt deutsches, ein dem Wesen nach französisches, und ein modern italienisches Tonwerk zur Aufführung. Lorzing ist nur ein kleiner Meister, er zählt kaum mit unter den vielen berühmten, welche das deutsche Volk als die seinigen verehrt, aber sein ganzes Wesen ist so voll heiligen Feuer der Kunst durchwärmt, so ehrlich deutsch, so anspruchslos liebenswürdig, daß wir recht stolz sein dürfen, wenn wir unsern kleinen Meister mit fremden großen vergleichen. Wie anmuthig und lieblich, wie anspruchslos und ungezwungen quellen diese heitern harmlosen Melodien aus seinem treu aller Lebensmühen so lebensfrohen Herzen, wie lebendig und kindlich faßt gaukelnd sie um uns, und schmiegen sich liebevoll an das lauschende Ohr, in das empfängliche Herz! Und dabei doch nirgend ein leichtfinniger freveler Scherz, nirgends ein mühsam erhaschter Effekt, ein gewissenloses verarbeiteter Gedanke, überall die tiefe innige Weihe der Kunst! Seine einfachen ungekuchten Weisen grüßen uns wie alte gute Bekannte, dennoch weiß Niemand genau zu sagen, wo sie her sind, er hat sie eben dem Volke abgelauscht und die alten deutschen Volkslieder so gut getroffen! Die Vorstellung von „Czar und Zimmermann" war daher auch die belebteste fast von der ganzen Saison; das Publikum jubelte den trefflichen Sängern ordentlich entgegen, die auch redlich und wacker das ihrige thaten. Herrn Binder's „Bürgermeister" ist eine so ausgezeichnete Leistung, daß wir sie unbedenklich vollendet nennen würden, wenn er es lassen könnte, manche Töne gar zu unschön kräftig anzustehen. Herr Barth sang den „Zwanef" mit bessern Stimmmitteln ganz zur Zufriedenheit. Chöre und Orchester waren trefflich, letzteres besonders führte die so ungemein geistreich gearbeiteten Figuren freier rein und schön durch. Wir möchten recht angelegentlich um eine nochmalige Wiederholung dieser Oper bitten, und unsere Leser recht dringlich dazu einladen.

Mayerbeer's „Robert" können wir unbedenklich ein französisches Tonwerk nennen; ist auch deutscher Geist darin nicht ganz abhanden gekommen, so ist es doch ganz nach französischen Mustern gebildet, für das arge Wettkind „Paris" geschrieben. Wir konnten uns daher nie so recht in diesen gottlosen Teufelsspuk hineinfinden, und hatten für den sentimentalen „Teufel", die gezierte „Alice" und den ganz unklar willenlosen „Robert" nie ein rechtes Verständniß. Weber's „Freischütz" hat das alles so viel einfacher, natürlicher und besser dargestellt. Wenn wir endlich auch den überreichen Melodienschatz, die üppige Fülle kunstvoll gestürzter Harmonien bewunderungsvoll anerkennen, so scheinen doch seine Tonreflexe fast durchgehends allzugesucht, die in Anwendung kommenden Mittel so gewaltsam, maßig und erdrückend, daß sie uns beständend jener wohl verbürgen als zu Gemüthe führen. Wer aber freilich so gewaltige Massen leiten und beherrschen kann, der ist selbst ein gewaltiger siegender Heros; als das müssen wir Mayerbeer schon gelten lassen.

Daß alles Erwähnte um so mehr und störend hervortreten muß, wenn den grellartigen Intentionen nur kleine Mittel zu Gebote stehen, wenn dem kolossalen Bilde der entsprechende Rahmen fehlt, verliebt sich von selbst. — Die gehäuften gewaltsam vereinten Tonmassen müssen sehr maßvoll, ruhig und sicher vorgeführt werden, wenn das grastartige Tongewühle nicht ein unschöner Lärm werden soll. Das posaunire und trompetire aber allzu gewissenlos, — nun es ist eben der kleine Rahmen, der das grell Gemalte zu wenig in das Gleichmaß des Ganzen hinauströmen läßt. Dennoch ging Manches überraschend gut und deutete darauf hin, daß es eben nur an Zeit zu nachhaltigen Proben gebrach, um einheitlich Fertiges zu liefern. Herr Noval hielte ausnahmsweise das Cello, und Herr Griesendorfer das Oboesolo des 4. Aktes vorzüglich gut, was auch von dem Trompetensolo des letzten Aktes gilt.

Herr Bielczizky war in einigen Partieen ausgezeichnet, und zwar vorzüglich in den letzten Akten; wir müssen auch seines so schönen trefflichen Spieles erwähnen. Frau Norsed's so gediegene einfache Singweise paßte ganz vorzüglich für ihre „Alice"; was von dem schwierigen Parte der „Prinzessin" wegblieb oder minder gelang, ist nicht der Rede werth, wohl aber dankenswerth ihr anstrengendes Bemühen, die Vorführung der Oper möglich zu machen. Herr Barth sang den „Reimbaut" ganz vorzüglich gut, er ist für zweite Tenorpartieen uns höchst erwünscht. Weder die tiefen Tonlagen „Bertram's" fagten dem Stimmregister Herrn Binder's noch der ganze Part dem heitern humoristischen Gemüthe des braven Sängers zu, der Schall sitzt ihm gar zu gerne im Nacken; es hat uns schon oft leid gethan, daß er ihn bei seinen so ganz seltenen Anlagen und Befähigung nicht immer durch eingehendes Studium zügelt.

Bei allem Mangelhaften müssen wir der Direktion für die Vorführung der Oper zu Danke seyn. Es gelang doch so Vieles, und Alles gelingt auch anderswo nicht immer. Wohl aber ist es eine gute Schule und Uebung für Sänger und Orchester und auch für das Publikum.

Mit Verdi's „Rigoletto" brachte uns Herr Kleer zu seiner Einnahme ein Meisterwerk modernster italienischer Opernmusik zu Gehör. Wie eiferten und schrieen die Kritiker, als Rossini mit seinen leichtsinnigen einschmeichelnden Melodieen auftrat und Bellini seine eigitschen Cantilenen zu singen begann, und doch wiesen sie auf diese zurück, als Donizetti mit seinem lärmenden Bombast zu culminiren begann; aber auch dieser kam zu Ehren, als Verdi's seichten inhaltslosen Imitationen die trefflose Leere ausfüllten, der jener hinterließ, und selbst jetzt zu „Rigoletto's" Zeiten müssen wir die gute Zeit „Hernani's" zurückwünschen! Zu eifern aber braucht man wahrlich nicht mehr gegen wälsche Musik, wenn „Rigoletto" ihr Meisterwerk ist, denn sie ist jetzt zu inhaltsleer und geistlos, zu langweilig geworden um gefallen zu können, sie ist nicht einmal mehr sinnlich-einschmeichelnd, sondern gespreizt und fade. In den frühern Opern brachte er noch Melodie, war sie auch dann, ganz uncharakteristisch, auf Schreiefelt sitzend, so war es doch eine, hier aber gewahren wir nur Bruchstück abgerissener Gemeinplätze, fortwährend Ansätze ohne Vollendung, mühsames Suchen und Nichtfinden, oder wenn etwas mühsam erhascht wird, ist es ein irgendwo aufgelesener Gassenhauer; durchgeführt ist sehr wenig, mühsam abgehetzt und breitgetreten Alles. Wahrhaft originell, in so ferne solche Unnatur und Verzerrung noch nicht dagewesen, ist die Verwendung des Orchestres. Von einer Figuration oder Vertheilung der Klangfarben, überhaupt von dem Ding, was man Instrumentation nennt, ist überhaupt wenig in Verdi'schen Opern zu finden, Farm von Blechinstrumenten ersetzt das Alles; jetzt begleiten den Sänger bald die Violinen in den höchsten Tönen tremulirend, bald irgend ein Blasinstrument, oder wohl, wie in der Staccatoarie das ganze Orchester unisono. Zuletzt will Verdi ein Gewitter vorstellen, und läßt den Chor als Gewitterfturm brummen und summen, das ist gerade zu kindisch und albern; nun wenn das Musik sein soll, so kann er sie vom Maschinisten des Theaters in München bestellen, wo wir einmal durch eine Maschinerie den Sturm weit besser brausen hörten.

Alles zusammen genommen finden wir in „Rigoletto" höchstens ein Paar gefällige Gesangnummern; als Ganzes war uns diese an französische zuckliste Ungeheuerlichkeiten angelehnte Verrückte Gedankenleistigkeit fast widerlich. — Gegeben aber wurde die Oper vortrefflich. Herrn Bielczizky's klarer verständiger Vortrag versteht uns überall zu fesseln, Frau Norsed immer unser Gemüth zu treffen. Herr Haag könnte vielleicht manches wirklamer geben, stört uns aber nie in seinem durchgehends correkten sichern Vortrage. — Herr Kleer wurde bei seinem Erscheinen mit rauschendem Beifalle begrüßt als Anerkennung seiner tüchtigen Leitung. Das Publikum nahm die Oper sehr kühl auf, was uns, gegenüber dem Enthusiasmus bei „Czar und Zimmermann", ein Beweis guten Geschmackes gilt.

Berichtigung. In unserem letzten Blatte (Nro. 8) ist Seite 30, zweite Spalte, Zeile 26 von oben, das Wort vorlegte, nach Bauplane, angebrochen, welches der nachsichtige Leser einzuschalten gebeten wird.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 10. Sonnabend, den 8. März. 1856.

Prävali,

seine Entstehung und Gegenwart *).

Ein pensionirter Wiener-Magistratsbeamter, Herr Blasius Mayer, der als fleißiger Schürfer auf Bleierze in Kärnten bekannt war, entdeckte im Jahre 1829 die Braunkohlen zu Liefcha nächst Prävali in der Pfarre Maria am See, und nahm hierauf einige Muthungen.

Im Jahre 1822 verkaufte Herr Mayer diese Muthungen an die Gebrüder Rosthorn in Wien, welche bei dem ungemein hohen Preise des Zinkes (den sie in ihrer Messingfabrik in Oed, Viertel unter dem Wiener-Wald, in größerer Menge benöthigten) die Absicht hatten, die in Raibl vorhandenen Vorräthe von Galmei mit den Braunkohlen zu Prävali aufzubereiten. Es wurde zu dem Ende eine Zinkhütte in Prävali nach oberschlesischer Art angelegt, Galmei in Raibl angekauft und nach Prävali geführt. Kaum aber war die Zinkhütte in Betrieb gesetzt, als die Zinkpreise der Art zurückgingen, daß die Gründer des Unternehmens dieses Metall weit billiger von den schlesischen und Krakauer-Hütten, als von ihrer eigenen bezieben konnten.

Das Unternehmen war ein verfehltes. Dennoch wurde die Zinkerzeugung mit einem Ofen aus dem Grunde fortbetrieben, weil das Produkt, obwohl theuerer, sich seiner ausgezeichneten Qualität wegen zur Messinglegirung vorzüglich eignete, und um 1 bis 1½ fl. Conv. Münze pr. Centner höheren Werth hatte als das schlesische.

So verflossen zehn Jahre, ohne in den Verhältnissen eine nennenswerthe Aenderung hervorzubringen; doch eines wurde in dieser Zeit gewonnen, das erst in der Zukunft seinen Werth erhielt; das Kohlenlager wurde immer mehr aufgeschlossen und gab bereits 1831 die Ueberzeugung, daß diese Ablagerung eine sehr bedeutende und geeignet sey, einen großartigen Fabriksbetrieb darauf zu gründen. — Die damals aufgeschlossenen Kohlen wurden bereits über 50 Millionen Centner berechnet.

Als im Jahre 1832 die Gebrüder Rosthorn ihre Herrschaften Wolfsberg und St. Leonhart in Kärnten sammt den dazu gehörenden Eisenwerken, und den Steinkohlenbergbau nebst der Zinkhütte in Prävali einer „Actiengesellschaft" verkauften, und bei dieser Gesellschaft mit ¼ des ganzen Actienkapitals betheiligt blieben, entwarf der geniale August von Rosthorn den Plan, in Prävali eine große Eisenhütte zu errichten, um das von den Hochöfen zu St. Gertraud und St. Leonhard (zu Wolfsberg gehörig) erblasene Roheisen dort mit billigem Brennstoff, mit der Braunkohle zu raffiniren.

August von Rosthorn unternahm eine Reise nach Belgien und England, besuchte dort die vorzüglichsten Eisenhüttenwerke, und kam voll Enthusiasmus für die Großartigkeit des Gesehenen, und mit der Ueberzeugung zurück, daß auch in „Oesterreich" Aehnliches entstehen könne, daß in nächster Zukunft die Alles belebenden, den Handel und die Industrie fördernden Eisenbahnen auch unsere Monarchie durchschneiden würden. Sein heller Blick ließ ihn erkennen, daß Prävali der Ort sey, wo Großes geleistet werden könne. Aber nicht allein das Vorhersehen, das Ahnen der Zukunft, sondern auch die gegebenen Faktoren berechtigten ihn zu seiner Ueberzeugung. Eine Wasserkraft, wie sie der Miessfluß in Prävali bietet, 400 Pferdekräfte bei 26 Fuß Gefälle, unerschöpfliche Menge von Brennstoff, Rohmaterial von zwei eigenen Hochöfen — das war das Vorhandene, woraus das Unternehmen gegründet werden sollte. —

Der Bau des Eisen-Puddlings- und Walzwerkes in Prävali war 1835 vollendet. Der Betrieb sollte vorläufig in einigen Puddlings- und Schweißöfen auf einer Walzenstraße beginnen; da stieß man auf unerwartete Schwierigkeiten.

Die der Miocen-Bildungsperiode angehörende Braunkohle ist schwer entzündlich und verbrennt mit Rücklassung von 15 bis 20% erdiger Beimengungen. Diese letzteren verhinderten das lebhafte Verbrennen der Kohle, und es war vergebens, in den Oefen die nothwendige hohe Temperatur hervorzubringen.

Zahllose Versuche mit verschiedenartig construirten Flammöfen blieben ohne Erfolg. So verflossen zwei Jahre. Allgemein, und selbst durch Fachmänner von anerkannter Autorität wurde behauptet, daß es vergebliches Bemühen sey, diese Kohle beim Eisenhütten-Prozesse anwenden zu wollen.

Die Wolfsberger-Actiengesellschaft theilte diese allgemein verbreitete Ansicht, in der sie durch einen vom „Rhein" angekommenen Hüttendirektor bestärkt wurde, der zwar anfangs die Aufgabe als leicht zu lösen, nach vier Monate langen vergeblichen Versuchen aber als eine unmöglicbe erklärte,

*) Von allen Eisengewerkschaften Kärntens ist Prävali die jüngste aber ausgedehnteste. Die Notizen, welche über dieses so ausgezeichnete Etablissement der Text zu den „Ansichten aus Kärnten" Seite 386 und 387, wenn zwar von verlässlicher Feder gab, sind bei den neuesten ungemeinen Fortschritten ungenügend. Wir glauben daher unseren Landsleuten einen besonderen Gefallen zu erweisen, wenn wir nachstehenden, wenn auch im Verhältniß des Gegenstandes kurzgefaßten, aber ebenso verständlichen als kenntnißreichen, durch besondere Güte uns zugekommenen Aufsatz wörtlich mittheilen und einzelne, wie es uns schien, allgemein interessante und belehrende Partbien mit „Anmerkungen" versehen.

Digitized by Google

und wünschte sich Glück, als die Gebrüder Rosthorn im Jahre 1837 Prävali in ihren alleinigen Besitz gegen Aufgeben ihrer $^2/_3$ Antheile an dieser Gesellschaft übernahmen.

Man stannte über dieses Wagniß. Die neuen Besitzer von Prävali engagirten den ihnen lange bekannten, sehr geschickten Werksverwalter von Frantschach nächst „Wolfsberg", Herrn Joseph Schlegel, und die Versuche über die Verwendbarkeit der Braunkohle zum Eisenhüttenprozesse wurden mit Beharrlichkeit fortgesetzt, deren endliches Gelingen weder die Gebrüder Rosthorn noch ihr Werksdirektor bezweifelten.

Im Jahre 1836 constituirte sich die a. p. k. k. Nord-Eisenbahngesellschaft; sie forderte Anfangs 1838 die inländischen Eisenwerke auf, ihr zum Eisenbau Schienen (Rails) zu liefern. Prävali trat in der zweiten Hälfte des Jahres 1838 als erstes, Rails erzeugendes Eisenwerk der Monarchie auf, und lieferte 20,400 Centner. Das Material dazu wurde von kärntnerischen und steierischen Hammerwerken in Gestalt von „Zaggeln" bezogen, welche in Prävali eine starke Weißglühhitze erhielten und zu Rails ausgewalzt wurden.

Die mit der Braunkohle fortgesetzten Versuche waren bereits so weit gediehen, daß dieses anstandslos vor sich ging. In ähnlicher Weise wurde im Jahre 1839 fortgefahren und 27,400 Centner Rails abgeliefert.

Bis zur Weißglühhitze hatte man es gebracht; aber die erschnte „Schweißhitze" konnte noch immer nicht erreicht werden.

Im Jahre 1840 endlich wurde auch diese Aufgabe gelöst, und zwar durch einen günstigen Zufall früher gelöst, als es ohne sein Eintreten gelschehen wäre.

Die Sache lohnt sich der Erzählung: Direktor Schlegel hatte mit Benützung der vielfältig gemachten Erfahrungen einen neuen Flammofen zum Schweißen construirt, von dem er sich guten Erfolg versprach.

Der Ofen wurde früh Morgens angeheizt und nach einigen Stunden die Schweißpakete eingelegt; sie blieben bis Mittags im Ofen ohne die gewünschte Hitze zu erhalten. Die Mittagsglocke wurde geläutet und es entfernte sich Direktor Schlegel mit einem anwesenden Werkseigenthümer (Mathäus von Rosthorn) aus der Hütte; auch die beim Ofen beschäftigten Arbeiter nahmen ihr Mittagsmahl ein, und so blieb der Schweißofen sammt seinem Inhalte einige Zeit unbeachtet. Als nach Verlauf von etwa einer halben Stunde der Arbeiter (er hieß Weinberger) in den Ofen sah, prallte er vor Ueberraschung zurück, denn sein Auge wurde geblendet von der prächtigen Schweißhitze, welche den Ofen erfüllte; er rannte, ohne ein Wort zu verlieren, zum Direktor Schlegel, und erzählte ihm athemlos, was er gesehen. Herr Schlegel eilte in die Hütte, und war über die außerordentliche Erscheinung im höchsten Grade erstaunt; er sah die Schweißhitze, und zugleich, daß ein Theil des Ofens, des sogenannten Fuchsgewölbes, eingestürzt, wodurch die Austrittsöffnung der Flamme noch einmal so groß geworden war. Herr Schlegel benützte diesen Fingerzeig, erbaute einen Flammofen mit vergrößerter Fuchsöffnung, unter Beibehaltung der übrigen Ofendimensionen, und war so glücklich, damit ein vollkommen befriedigendes Resultat zu erreichen.

Das Problem war gelöst. Eine Aufgabe, die mit vieljähriger Ausdauer, mit größter Beharrlichkeit und sehr namhaften Geldopfern angestrebt wurde, deren Gelingen von Allen in Abrede gestellt wurde, war in vollständigster Weise gelöst; von nun an war die Verwendbarkeit der Prävalier-Braunkohle zum Eisenhüttenwesen außer Frage gestellt; denn das Schweißen des Eisens ging ohne Schwierigkeit vor sich.

Es wurden anwerweilt vier Puddlings- und drei Schweißöfen in Betrieb gesetzt und mit gutem Erfolge betrieben. Von nun an vergrößerte sich Prävali fortwährend bis 1843, wo 51,000 Centner Schienen und Achsen erzeugt wurden. Prävali hatte bereits eine solche Ausdehnung erlangt, daß Besorgnisse für die Beschaffung des Materials des Roheisens eintraten. Es kam demzufolge die Association mit dem größten Hochofenzgewerken in Kärnten, Herrn Eugen Freiherrn von Dickmann zu Stande, an welchen Ende 1843 die Hälfte der Gewerkschaft Prävali verkauft wurde.

Leider erlebte der Gründer des Unternehmens, August von Rosthern, das Jahr 1844, von welchem an die Zukunft Prävalis in jeder Beziehung gesichert war, nicht mehr; er starb am 25. November 1843, in seinem 53. Lebensjahre. —

Wir sehen nun Prävali von Jahr zu Jahr wachsen; die Erzeugung nahm, 1848 ausgenommen, ununterbrochen zu, so daß 1847 108,000 Centner Schienen und Achsen erzeugt wurden. Mit dieser Produktion war man so ziemlich an der Gränze des Aeußersten angelangt. Die Wasserkraft ließ keinen gleichförmigen Betrieb der Arbeitsmaschinen zu; im Sommer war oft Mangel an Wasser, im Winter trat die Eisbildung hemmend dagegen auf; demnach war keine Rede vom Stehenbleiben. Die Bestürfnisse der Regierung für den Staatseisenbahnbau mußten von den inländischen Schienenwerken gedeckt, oder ausländische Schienen mußten eingeführt werden.

Diese Schlage forderte die äußersten Anstrengungen; denn die inländischen Schienenwalzwerke mußten ihre Erzeugungsfähigkeit verdoppelu.

Von dieser Nothwendigkeit gedrängt, entschlossen sich die Besitzer von Prävali, unabhängig von jeder Wasserkraft, eine neue Hütte zu erbauen, und sie mit Dampfmaschinen auszustatten. — Diese neue Hütte ist gegenüber der alten erbaut und zum Theil 1853 in Betrieb gesetzt, aber erst Ende 1855 vollendet und „Eugenhütte" genannt worden [1]). Sie enthält 18 Doppel-Puddlings- und Schweißöfen, 2 Walzenbahnen, jede mit einer 100pferdekräftigen Dampfmaschine, einen Dampfhammer [2]) mit 95, und einen mit 50 Centner Gewicht, ein Dampfgebläse, das 4000 Cubikfuß Luft mit 40 Linien Quecksilberpressung in der Minute liefert, eine Dampfmaschine von 12 Pferdekräften zum Umtrieb der Scheeren, der Sägen und kleinen Hilfsmaschinen, endlich zwei Dampfmaschinen zum Wasserpumpen, und sieben kleine Dampfmaschinen zum Speisen der vierzehn Dampfkessel, welche zusammen eine Dampfkraft von 600 Pferden liefern.

Außer diesen Baulichkeiten wurde noch eine Giesserei [3]) mit drei Cupolöfen und einem Flammofen errichtet, deren Gebläse gleichfalls durch eine 20pferdige Dampfmaschine getrieben wird. Es gibt in „England" zwar noch größere Eisenhüttenwerke, aber keines, das besser und zweckmäßiger eingerichtet, das bessere und schönere Dampfmaschinen besitzt als Prävali.

Der Erfolg dieser sehr kostspieligen Bauten und Einrichtungen ist ein ganz entsprechender. Die Erzeugung ist 1854 auf 174,000 Centner, im Jahre 1855 über 200,000 Centner [4]) gestiegen, und eine Jahreserzeugung von 300,000 Centner und darüber würde, vermög der vorhandenen Leistungsfähigkeit von Prävali, keine Schwierigkeit verursachen; aber der Mangel an Roheisen und Communicationsmitteln für solchen Massentransport, hemmt den weiteren Aufschwung.

Digitized by Google

Prävali hofft, wie ganz Kärnten, auf eine Eisenbahn; denn nur durch sie vermag die Industrie des Landes fortzuschreiten; sie bleibt zum Stillstand verdammt, bis nicht diese Erlösung eintritt. — —

Wir sind Schritt für Schritt der Entwicklungsgeschichte von Prävali gefolgt; betrachten wir nun seine Gegenwart.

Die Erzeugnisse dieses Eisenwerkes haben sich einen wohlbegründeten Ruf erworben. Die Schienen (Rails) sind in ihrer Qualität uns schönen reinen Oberfläche ausgezeichnet. Weder Belgien, noch viel weniger England, vermag solche Schienen zu liefern.

Die in Prävali erzeugten Bahnwaggonachsen sind die besten, die man kennt.

Die hohe Staatsverwaltung hat seit dem Entstehen der Staatseisenbahnen vom Jahre 1842 angefangen sich ausschließend Prävalier-Achsen für ihre Waggons bedient.

Im Jahre 1852 traten eine Menge Bewerber für die bedeutenden Achsenlieferungen der Staatseisenbahnen auf. Das hohe Handelsministerium ordnete einen vergleichenden Versuch mit den Achsen aller Bewerber an, und setzte dafür eine Commission zusammen, bei welcher die Lieferanten oder ihre Bevollmächtigten gegenwärtig waren.

Der Probe wurden Achsen von fünf inländischen, von belgischen und englischen Eisenwerken unterzogen.

Die Achsen von Prävali gingen triumphirend aus diesem Kampfe hervor; ihnen mußte von allen Anwesenden die Palme zuerkannt werden. Das Ergebniß war aber auch ein Außerordentliches; während alle andern Achsen bei den Proben in Stücke zerbrachen, konnten die Prävalier-Achsen auf keine Weise zum Bruche gebracht werden. Da es der Commission darum zu thun war, dennoch eine Bruchfläche hervorzubringen, um das Gefüge des Eisens zu sehen, und alle Hilfsmittel erschöpft waren, den Bruch herbeizuführen, so wurde eine Achse bis auf ¼ ihrer Stärke abgehauen, und dieses letzte Drittheil mit vieler Mühe abgebrochen.

Die Bruchfelle war den Eigenschaften des Eisens entsprechend; man sah nie besseres, fehnigeres, schöneres Eisen. Nach diesem Versuche, welcher die Unübertrefflichkeit der Prävalier-Achsen bis zur Evidenz nachwies, bedient sich das hohe Handelsministerium, wie vorher, ausschließend der Waggonachsen von Prävali.

Es versteht sich von selbst, daß der Kohlenbergbau gleiche Fortschritte mit jenen der Hütte machte *).

Es sind über 80 Millionen Centner aufgeschlossen, bei 20 Millionen zum Abbau ausgerichtet, weitläufige Förderungsstollen mit Eisenbahnen versehen, Schächte mit Dampfmaschinen und Wassertonnenförderung eingerichtet, und alle Vorbereitungen so getroffen, daß jährlich eine Million Centner gefördert werden kann.

Der Kohlenverbrauch bei der Hütte war 1854 über 800,000 Centner.

Die Gewerkschaft Prävali beschäftiget seit mehreren Jahren über 1500 Arbeiter, wovon 800 auf den Bergbau, 700 auf den Hüttenbetrieb entfallen. Für den Transport des Roheisens, der Kohlen, der Erzeugnisse sind fortwährend 350 Pferde in Verwendung.

An Löhnungen und Frachten allein werden jeden Monat 70 bis 80,000 fl. ausbezahlt *).

Um den Arbeitern billige Nahrungsmittel zu verschaffen, kauft die Gewerkschaft solche im Großen aus erster Hand, und verabreicht sie den Arbeitern zu den Einkaufspreisen. Zur Aufbewahrung der Viktualien ist ein Magazin erbaut, und für ihre Ausfolgung und Verrechnung ein eigener Beamter angestellt worden.

Prävali unterhält einen Werksarzt, eine Apotheke und einen Provisor für letztere.

Zwei gut eingerichtete, mit allen Erfordernissen ausgestattete Spitäler, wovon eines bei der Hütte, das andere am Bergbau sich befindet, sind zur Unterbringung der Kranken bestimmt *).

Die Gewerkschaft erbaute ein großes Schulgebäude mit vier Lehrsälen und Lehrerwohnungen *). Die Schule, welche nur für die Kinder der Arbeiter bestimmt ist, hat eine vortreffliche Einrichtung und Lehrplan; es ist dabei ein Oberlehrer, ein Lehrer und eine Lehrerin, letztere zum Unterrichte in weiblichen Arbeiten, angestellt.

Damit Prävali bei seiner zahlreichen Arbeiterbevölkerung die Wohlthaten eines Gensd'armeriepostens genieße, ist für die Unterbringung der Mannschaft eine Kaserne sammt den obligaten Arresten erbaut, und vollständig mit Allem, bis zu den kleinsten Küchengeräthschaften, ausgestattet worden. —

Es ist begreiflich, daß alles in Prävali Entstandene und Erfundene bald Nachahmung fand. Wir sehen die Braunkohlen bei Eisenwerken nicht allein in Steiermark, sondern auch in Deutschland angewendet; wir sehen, wie sich die dort gemachte Erfindung mit den Treppenrösten zur Verbrennung des Kohlenkleins allmählig über Mähren, Böhmen, Deutschland bis nach England verbreitet, wo sie viel Aufsehen, natürlich als „englische" Erfindung, macht. —

Bei der deutschen Industrie-Ausstellung in München im Jahre 1854 erhielt Prävali die große Denkmünze hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Commissionsmitglieder einstimmig das Verdienst anerkannten, welches sich Prävali um die Einführung der Braunkohlen beim Eisenhüttenwesen in ganz Deutschland erworben.

Im Jänner 1856.

G. R.

Anmerkungen.

1) Im alten Walzwerke stehen 6 Doppel-Puddöfen, 6 Schweißöfen für Waaren- und 5 Schweißöfen für Material-Eisenerzeugung; 1 Schienen-Abschneidofen und 2 Walzen-Straffen. Die Schweißöfen haben Gewölbe von Quarzschiefer, während die Puddöfen noch mit feuerfesten Ziegeln eingewölbt werden. Die Dauer der ersten beträgt 3 — 4, der letzten 9 Monate. Die neue „Eugenhütte" wurde im Herbste 1855 vollendet und dann von dem hochwürdigen Herrn Pfarrer zu „Maria am See" und geistl. Rathe Valentin Bergmann unter Assistenz der drei dortigen Kapläne feierlich eingeweiht. Pathe war der Herr Eugen Freiherr von Dickmann, dem zu Ehren die Hütte obigen Namen erhielt. Die ganze Hütte war bei dieser Feierlichkeit mit Kränzen von grünem Reisig geschmückt, mit dem Altar in deren Mitte. Bemerken können wir noch als Zugabe zu Obigem, daß die Dampfkessel ohne Anstand durch die Ueberhitze der Oefen bedient werden, und daß sich in der Eugenhütte 2 große Essen befinden. Die größere und höhere, am Ende des Hüttenhofes stehende Esse erreicht 121 Fuß Höhe; der, von dem ihr am entferntesten gelegenen Schweißofen, zu ihr führende unterirdische Canal hat bei 4 Fuß Breite und 4 Fuß 6 Zoll Höhe eine Länge von 47 Klaftern.

2) Das Prinzip des Dampfhammers ist folgendes: Der Dampf tritt durch eine feststehende, vertikal befestigte hohle Kolbenstange, auf welcher ein freier Kolben sich befindet, in den Dampfcylinder, welcher in seiner Führung beweglich ist. Der eintretende Dampf dehnt sich zwischen dem freien Kolben und dem Cylinder-Deckel aus, und übt einen Druck auf den Cylinder-Deckel, welchem Drucke der Cylinder nachgibt und so gehoben wird. Wenn der Dampfzutritt aufgehoben und die Dampf-

Digitized by Google

ausströmung geöffnet wird, fällt der Cylinder mit seiner Schwere (95 und 50 Ct.) auf den Amboss nieder, und wirkt so als vertikalgehender Hammer. — Die Bewegung des Dampfhammers wird durch die Steuerung regulirt. Die Steuerung ist hierbei eine doppelte: eine Selbststeuerung und eine Handsteuerung. Die Selbststeuerung wird mittelst einer Führung im Cylinder, welche am höchsten Hebpunkte an eine Walle drückt, die mittelst Hebelverbindung das Ausströmungsventil öffnet, erpellt, und es geht der Hammer, wenn von der Handsteuerung kein Gebrauch gemacht wird, mit einer gleichförmigen Bewegung auf und nieder. Durch die Handsteuerung läßt sich der Hub und der Niedergang des Hammers derart regulíren, daß der erlangten höchsten Punkte, wo zwar die Selbststeuerung schon thätig auftritt, dennoch nicht aller Dampf durch das Ausströmungsventil entweicht, sondern ein Theil des Dampfes noch im Cylinder, und gleichsam als Gegengewicht verbleibt, wodurch man in der Lage ist, den Hammer in jeder beliebigen Höhe schwebend zu erhalten, oder sanft fallen zu lassen; und die Handsteuerung ist es, welche dem Dampfhammer seinen großen Werth verleiht. Der Zweck dieser Handsteuerung ist der, daß man, während der Hammer durch den Dampfstrud in der Schwebe gehalten wird, den zu schmiedenden Gegenstand leicht auf den Amboss bringen kann, und selben in der größten Hitze anfänglich nur mit gelinden Streichen bearbeitet, und erst nach 3 — 4 gelinden Streichen den Hammer mit seiner ganzen Schwere arbeiten läßt, was zur Verbesserung des Eisens wesentlich beiträgt. Darin besteht aber auch der große Vorzug des Dampfhammers vor allen übrigen Hammerarten, es mögen nun Schwanz-, Stirn- oder Aufwerf-Hämmer seyn, daß bei allen diesen Hammerarten wohl die Geschwindigkeit, d. h. die Anzahl Streiche in der Minute, nicht aber die Wirkung des einzelnen Streiches reguliert werden kann.

3) Der Flammofen dient vorzüglich zum Umschmelzen großer Gußstücke z. B. der alten Walzen und Kreuzeisen. Das größte Gußstück in dieser Giesserei war im Jahre 1853 die Tschabatte für den großen Dampfhammer mit 500 Centnern im Gewichte, im Jahre 1854 eine gleiche für den kleineren Dampfhammer von 310 Centnern.

4) Das Materiale, nämlich Roheisen, wird größtentheils von den Völlinger Hochöfen verwendet, und zwar im Jahre 1855, 288,500 Centn. Roheisen. Daraus wurden inländerbeit erzeugt 190,306 Centn. Eisenbahnschienen, 8,137 Centn. Achsen und 2053 Centn. diverse Streckwaaren: Schienen und Achsen zum Ausbau und Betrieb der Staatsbahnen, Streckeisen größtentheils zum eigenen Gebrauche.

5) Den Brennstoff liefern die Braunkohlen von Liescha aus der Entfernung einer halben Wegstunde. Der Bruch der Kohle ist schwarz glänzend und muschlig, zum Theile auch nicht glänzend und erdig. Das Feld ist auf beinahe 1500 Klafter angefahren, dem Verflächen nach ist es auf 260 Klafter ausgerichtet. Zum Wegfördern der Kohle aus den Abbau Räumen bis zu den Kalleinern der Hauptstrecke bedient man sich kleiner, 4 Centner fassender Hunde und einiger schiefen Ebenen mit Bremsvorrichtungen. Von hier werden die Kohlen entweder durch die Schächte, welche eine Teufe von 15 bis 46 Klafter haben, oder aber bei den Stollen auf Eisenbahnen zu Tage auf Kehlstürze gebracht, die mit Gitterböden versehen sind. Hier unterliegen sie einer Sortirung bis zur Größe eines Entkirschelles. Noch kleinere Kohlentheile fallen dabei in Wassergerinne und werden in diesen etwa 10 bis 15 Klafter weit in Waschbühnen gestürzt und dort auf Drahtgittern aufgefangen. Auch das mit Schiefer und Lehm vermengte, sonst noch brauchbare Grubenklein wird mittelst derselben Waschvorrichtungen bis auf ½ Cubikzoll Größe gereinigt und sortirt. Mit diesem Ausweisen des Klein, das in einem Jahresbetrag zu 70,000 Centner gefördert wird, sind Arbeiter weiblichen Geschlechtes beschäftiget. Das Grubenpersonal arbeitet größtentheils in Geding. Ein gelernter Arbeiter verdient täglich in der zwölfstündigen Schicht 1 fl., weniger fähige 50 — 40 kr. C. M. Der Centner Kohle soll am Orte Prävali auf 16 kr. C. M. zu stehen kommen. (Wir entnehmen dieses im Wesentlichen aus dem Werke: „Einführung, Fortschritt und Zeitbestand der metallurgischen Gasfeuerung im Kaiserthume Oesterreich," von Dr. Karl Zerrener. Wien aus der k. k. Hof- und Staats-Druckerei 1855).

6) Für Roheisen und sämmtliche Hilfsmaterialien, so wie für die Löhnungen und Frachten circuliren bei 1,800,000 fl. C. M. jährlich, wovon beinahe das ganze Geld Kärnten zu Gute kommt. Man kann sich denken, welchen Einfluß diese Gewerkschaft auf die ganze Umgebung, ja auch auf die weitere Entfernung hat, indem jährlich über 150 Wagenzüge den Weg von hier bis Wöllermarkt, und von da bis in die Völling und die sensitiven Hochöfen, oder die Straße nach Guntenstein zur Unterdraubrucker Brücke belahren, und auf diese Weise Wirthe, Schmiede, Wagner, Riemer, Händler und Produzenten jeder Art zu Geld bringen. Ebenso, und noch im höhern Grade sind dabei die Landleute der Umgegend betheiligt: durch vortheilhaften Absatz ihrer Erzeugnisse — man denke nur des großen Bedarfs an Milch und Zugemüse — durch Zuhrwerk und Arbeit zu Liescha und Prävali. Von der Zahl der aufgeführten Arbeiter sind bei 500 verheiratet, wornach sich ein bedeutender Ueberschuß von ledigen Leuten ergibt, welches freilich nicht von vortheilhaftem Einfluß auf die Sittlichkeit ist, obwohl man sagen kann, daß Prävali im Vergleiche zu andern derlei Etablissements noch im Vorzuge steht.

7) Die Arbeiter hinterlegen von jedem Gulden ihres erhaltenen Lohnes 3 kr. zu Gunsten des Kranken- und Unterstützungsfondes, aus welchem sie ärztlicher Hilfe, Medikamente, Wartung ꝛc. genießen. Arbeiter, die arbeitsunfähig geworden sind, so wie ihre Wittwen und Waisen sind an letztern angewiesen und erhalten, im Verhältnisse ihrer Dienstzeit und der von ihnen bezogenen Löhnungen, bemessene Pensionen.

8) Das Schulhaus zu Prävali dürfte unter den zum Gebrauche der Trivialschulen geeigneten, wir wollten nicht sagen, jeder Gattung, das schönste in Kärnten sein. Die Schule hat einen Ober- und einen Unterlehrer, den ersteren mit 600, den letzteren mit 300 fl. Gehalt, sammt Quartier ꝛc., auch eine weibliche Industrieschule mit einer Lehrerin. Ersterer gibt auch Zeichnungsunterricht, wovon schon recht brave Proben vorliegen. Da die Schule erst entstand, zählte sie voriges Jahr 89 Knaben, 62 Mädchen und 76 Sonntagsschüler, welche Zahl sich heuer bereits im Ganzen auf 250 bob und in dem Maße vermehren wird, als die Anfänger sich heben und so die obere Klasse voll machen. Die nothwendig und wohlthätig diese Anstalt ist, bewies vorzüglich die Sonntagsschule, wo sich Schüler von 17 Jahren einfanden, die nicht einmal von den Elementen der Religion eine Kenntniß hatten, was vorzüglich bei denen von Liescha der Fall war, wo die Eltern ihrem Broderwerbe nachzingen und die Kinder sich selbst überliefern. Man kann daher das Bestreben der Gewerkschaft um Humanität und religiös-moralische Bildung mit jenem für die Hebung der Industrie und des Wohlstandes auf gleiche Linie stellen. Uebrigens sind in der Pfarre „Maria am See", wohin Prävali gehört, noch zwei Schulen: die im Pfarrdorfe selbst, und jene zu Guntenstein; ein Beweis des religiösen Sinnes der Prävalier-Arbeiter ist es auch, daß auf der Straße von Liescha nach Prävali eine schöne Kapelle erbaut wurde.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 11. Sonnabend, den 15. März. 1856.

Scene

aus dem dramatischen Gedichte: **Seneca.**

Von P. A. Bucik.

Zimmer im kaiserlichen Palaste. Kaiser Nero sitzt an einem Tische und versucht einige Töne auf der Lyra, bald darauf erscheint der Consul Atticus.

Atticus.

Die Parther stürmen an des Reiches Gränzen,
Und Dich erblick' ich mit der Lyra — Dich,
Den Cäsar Roms? —

Nero.

Die Parther schlage Burrhus,
Ich horch' dem sanften Klang des Saitenspiels
Viel lieber als dem wilden Ruf' der Schlacht.
Bald hoff' ich ist auch mein Orest vollendet.
Es war ein schweres Werk.

Atticus.

Orest? — der Muttermörder? —

Nero (die Beziehung bemerkend).

Der Muttermörder! — ja, der Muttermörder!

Atticus.

Du wagtest viel.

Nero.

Das Schwere reizt. — Ich will
In der Geschichte einen Platz mir erndten.

Atticus (nicht ohne Ironie).

Dafür hast Du, o Cäsar, schon gesorgt,
Als Du den Brand von Ilium besangst,
Und mit dem Blut des unglücklichen Sulla
Dem Plautus auch das Todesurtheil schriebst.

Nero.

Du gibst der Rede eine Wendung, Consul,
Die ich, bei meinem Schwert, so leicht nicht dulde.
— Doch was führt Dich zu mir?

Atticus.

Ich kann's nicht glauben,
Daß Du im Ernste bist gesinnt zu thun,
Was zürnend Du dem Seneca gedroht.

Nero.

Daß es mir Ernst ist, wirst Du bald erfahren. —
Was trieb ihn an sich gegen mich zu waffnen? —
Sein Stolz; — er wollte mich beherrschen — mich,
Und dachte seines Falles nicht, denn wahrlich
So lang ich auf dem Kaiserthrone sitze,
Soll außer mir nur Gott der Welt gebieten.

Atticus.

Willst Du den Zorn an solchen Opfern kühlen? —
O höre meine Warnung, tödt' ihn nicht,
Und glaubest Du, daß Du noch etwas fürchtest,
So fürchte seinen Tod! — Aus seinem Blute
Raucht plötzlich rächend eine Flamme auf,
Die Du zu löschen fruchtlos Dich bemühst,
Denn alle Stürme werden sich entfesseln,
Sie anzufachen, daß sie frei verheere,
Du selber wirst — Du kannst ihr nicht entrinnen.

Nero.

Du wirst beredt, — nur Schade um die Worte,
Sie können doch nicht einen Todten retten.

Atticus (heftig erschreckt).

Er ist — ihr Götter! — ist er schon? — —

Nero (kalt).

Verurtheilt,
Mithin so viel als todt, — ich ändr' es nicht.

Atticus.

O, Dich gebraucht des Orcus finst'rer Gott
Zum fürchterlichen Werkzeug seines Zorns,
Ist's nicht genug, daß Piso's Blut geflossen,
Des Edelsten der Römer? — nicht genug
Daß Pätus meuchlings fiel
(mit Nachdruck) auf Dein Geheiß.

Nero.

Es ist noch mancher Kopf in Rom, der mir
Zuwider. — —

Atticus.

O, so nimm den meinen auch.

Nero.

Du kennst mich schlecht; nur meine Feinde haß' ich.
Daß ich Dich ohn' Entrüstung hören konnte,
Beweise Dir, wie ich Dein Alter achte.

Atticus.

Die Gunst des Glück's ist ein gebrechlich Ding,
Vergänglich selbst das Herrlichste hienieden. —
Fiel nicht auch er, der große Julius,
Vor dem die Erde sklavisch sich gebeugt?
Blut ist fürwahr kein segensreicher Thau,
Unrecht vergossen schreiet es zum Himmel
Um Rache, — und sie folget auch gewiß.
Denk' an der Abfahrt Stunde, denke dann
Wie Deine Rechnung mit den Göttern steht,
Vor denen nichts geheim, was hier geschah.
(Ihm näher tretend)
Täusch' ich mich nicht, so ist Dein Herz gerührt.

Nero (lächelnd).

Meinst Du so leicht zu lenken meinen Sinn? —

Atticus.

Es ist ein Wink der Götter, folge ihm.

Digitized by Google

Nero.
So wisse, Consul, denn, daß Du nicht weiter
Mich unqualsinnen fruchtlos Dich bemühst;
Lag' auch ganz Rom vor mir hier auf den Knien,
Und forderte das Leben Seneca's,
Es könnte mir ein Lächeln abgewinnen,
Erniedrigt so das Volk mir Soll zu seh'n,
Doch meinen Willen nimmermehr erschüttern.

Attieus.
Ist Cäsar dies Dein letztes Wort?

Nero.
Ich sprach es.

Attieus.
So wirf o Rom dein Panzerhemd von dir,
Und hülle dich in schwarze Trauerkleider! —
(nach kurzer Pause)
Du aber zitt're, sind gerecht die Götter.
(geht ab.)

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung von Nro. 9.)

Der Krieg.

Ein Krieg wird entschieden wie eine strategische Operation, wie eine einzelne Schlacht, indem man alle Kräfte, alle Mittel sammelt und anwendet. Wer nichts thut, ist nicht des Sieges werth. So ging es der geweihten Spada d' Italia, sie that nichts, — konnte sich zur ernsten That, zum entscheidenden Schritte nicht entschließen und verfolgte ein System der festen Stellungen, des Ablauerns und Manövrirens außer dem Schußbereich. Er wollte dem alten Fuchs gegenüber nur eine Fuchsjagd verstehen — und überfah gänzlich, daß der alte Fuchs im rechten Augenblicke sich auch in einen alten Löwen verwandeln könne, vor dessen Brüllen alle nicht kennfeste Schaaren wie Spreu zerstieben mußten.

Am 6. April fand der erste Zusammenstoß Statt, indem Oberst Benedek von Mantua aus eine Rekognoscirung machte und in Marcaria eindrang, wo er 10 Dragoner des Regimentes „Genua", nebst 13 Pferden gefangen nahm, die Position erstürmte und die Piemontesen über den Oglio warf. Bei dieser Gelegenheit wäre beinahe der in Marcaria kommandirende General Bava, ein Günstling des Königs, gefangen geworden.

Am 7. April ließ der Feldmarschall eine Rekognoscirung gegen Revere unternehmen, wo für mehrere Tausend Insurgenten Brod angefagt war, und ließ dieses für sein Heer aufheben.

Den 8. April war das Gefecht bei „Goito"; das Städtchen liegt jenseits des Mincio und ward durch die Compagnie Knezich von den Kaiserjägern besetzt; das 4. Jäger-Bataillon selbst, die Oquliner mit 4 Geschützen und 2 Eskadrons Radetzky-Husaren waren diesseits am linken Ufer aufgestellt. Eine steinerne Brücke verband diese Truppen mit der exponirten Compagnie. Die Arbeiten zur Sprengung der Brücke waren Tags vorher durch den heftigsten Regen gestört worden. Das war auch der Grund, warum „Goito" noch jenseits besetzt war, und es überhaupt zu einem Gefechte kam, da es nie in der Absicht des Feldmarschalls lag, die schwache Mincio-Linie, die jenseits dominirende Höhen hat, zu behaupten.

Morgens um 7 Uhr erschien der General Bava mit seinem Corps von 8 bis 10,000 Mann vor „Goito", und griff das Städtchen an, aber die wackern Tirolerjäger vertheidigten es heldenmüthig; vier Stunden dauerte schon der Kampf und viermal war der Sturm der Piemontesen abgeschlagen. Ebenso mißglückte der Versuch eines Regimentes, durch eine Furth in die rechte Flanke der österreichischen Stellung zu gelangen.

Ungeduldig über den hartnäckigen Kampf des Gefechtes ließ Bava 16 Feuerschlunde in seine Linie einrücken und donnerte gegen die kleine tapfere Schaar — Tod und Verderben.

Die muthigen Jäger zogen sich aus dem Städtchen fechtend zurück, doch nur wenige konnten im Angesichte des furchtbaren Feuers das jenseitige Ufer erreichen.

General Wohlgemuth befahl die Brücke zu sprengen, wobei in Ermanglung einer Feuerleitung ein Oberfeuerwerker mit eigener Hand ein Stück Zündholz an die Mine legte; da aber zum Unglücke nur eine Seite der Brücke sprang, so drangen die Piemontesen muthig über die Trümmer vor, und General Wohlgemuth, der Uebermacht weichend, zog auf der Straße nach „Mantua" ab. Hauptmann Knezich und zwei Hofer von den Kaiserjägern blieben bei „Goito."

In diesem Momente erschien das Regiment Baron Prohaska an der entgegengesetzten Seite von Villafranca her. Wir hatten schon lange in unserem Lagerorte den Kanonendonner gehört und fragten uns, warum wir hier sind? — Endlich gegen 9 Uhr wurde Allarm geschlagen, das Regiment rückte beim gräßlichsten Wetter aus und marschirte, einen jungen Generalstabsoffizier mit einem Boten an der Spitze, in Kolonnen ab. Eine halbe Stunde konnten wir gegangen seyn, der Kanonendonner war vor uns, aber seitwärts, als die Offiziere an der Tete bemerkten, ob wir nicht nach „Goito" marschiren sollten. „Ja", sagte Oberst Baron Reischach; — „nun so haben wir nicht den rechten Weg", war grimmig, nach dem Generalstabsleiter hinblickend, die Antwort. „Was Teufel", schrie der Oberst, den Boten beim Kragen fassend: „Kerl, ich laß dich erschießen, wenn du nicht die Wahrheit sagst!" der falsche Italiener fiel auf die Knie und bat — da er den Weg nicht genau kenne. Der Oberst ließ den Lügner durch Stockstreiche bestrafen und jagte ihn fort. Wir hatten dadurch dreiviertel Stunden versäumt, und kamen eben zum Abzug Wohlgemuth's zurecht.

Allein General Bava war zufrieden, die Tapferkeit der Oesterreicher erprobt zu haben, und ging nicht weiter.

Der Feldmarschall, in der Meinung, die Piemontesen wollten ihm eine Schlacht anbieten, rückte mit 18,000 Mann aus „Verona" nach „Villafranca"; allein der König, erstaunt über den hartnäckigen Widerstand, ließ die Bewegungen der andern Corps einstellen.

Wir rückten Abends in „Villafranca" ein, und marschirten am 9. April nach „Valleggio", wo der König einen zweiten Uebergang versuchen wollte. Hier standen wir das Erstemal ganz fest im Kanonenfeuer, und machten Bekanntschaft mit der Wirkung dieses groben Geschützes.

Am 10. April rückten wir gegen „Monzambano", wo Graf Broglio, unter dem Schutze seiner Artillerie, von den dominirenden Ufern aus den Uebergang bewirkte. Ein Angriff, welchen Graf Broglio gegen die Höhen von „Brentina" machte, wurde vom zehnten Jägerbataillon tapfer abgewiesen.

In der Nacht zogen wir uns von unsern Vorposten in der größten Stille zurück, und sämmtliche Truppen gingen nach „Verona"; die Verbindung mit „Mantua" und „Peschiera" blieb unterhalten.

Am nämlichen Tage, als man sich bei „Goito" schlug, machte General Fürst Friedrich Liechtenstein eine Rekognoscirung gegen „Vicenza." Bei „Sorio" stieß er auf

Digitized by Google

1000 Crociati, in zierlich mit rothen Kreuzen gestickten Mänteln, unter Befehl des 74jährigen Oberst San Fermo, der alle Straßen und Wege verbarricadirte.

Während der Fürst diese Hinderniße überwältigend nach „Sorio“ vordrang, ging Oberstlieutenant Martini mit seinen Italienern (Haugwitz) auf der Heeresstraße gegen „Montebello“, erstürmte die Brücke über den „Chiampo“ und nahm zwei Kanonen. Dadurch wurde auch der in „Sorio“ befindliche Feind von dem Fürsten nach „Vicenza“ gejagt, und ihm noch zwei Kanonen abgenommen.

Die Legion Manara hatte sich in „Castelnuovo“ festgesetzt, und so die Verbindung mit Peschiera gestört. General Fürst Taris erhielt den Auftrag, den Feind zu vertreiben. Er rückte am 11. April mit einem Bataillon Piret, 4 Compagnien Haugwitz, einer Eskadron und 3 Geschützen vor Castelnuovo, die Italiener erstürmten die erste Barricade und wütheten fürchterlich gegen ihre Landsleute, die Steirer jagten die Legion nach „Lazise“, das Geschütz steckte den Ort und den Glockenthurm in Brand, aus welchem ein Preite zugleich die Glocke zog und munter herausfeuerte. Er ward von den Haugwitzern erschlagen und es wurden noch 38 Gefangene gemacht.

Der größte Theil des Regimentes Baron Prohaska hatte bei seinem Einrücken in „Verona“ die Vorposten bei „Tömba“ und „Tombetta“ bezogen, und mußte diesen ermüdenden Dienst bis zur Ankunft des Nugent'schen Korps versehen.

General Allemandi, Befehlshaber der lombardischen Freischaaren, drang in Wälschtirol vor; sein Siegeszug, dem die Anwesenheit der Freiheitskämpferin Beltramini, nach anderen Palavicini, in einem theatralischen Kostüme, die 160 Mann kommandirte, etwas Romantisches verlieh, brachte alle Päße und Straßen in seine Gewalt; sein Plan war, sich mit den venetianischen Insurgenten zu vereinen, sich des wichtigen Punktes Trient zu bemächtigen, und so uns die einzige noch übrige Verbindung mit Wien zu nehmen.

Es ist auch nicht zu läugnen, daß diese Bewegung, wenn sie mit Nachdruck ausgeführt, — und von einem Feldherrn, der den großen Krieg versteht, gehörig geleitet worden wäre, das österreichische Heer in Verona in Verlegenheit gesetzt hätte.

Der Feldmarschalllieutenant Welden hatte schleunigst das Regiment Baden (Salzburger) und ein Bataillon Kaiserjäger an sich gezogen, und mit dem Regimente Schwarzenberg und seiner Cavallerie in Trient vereinigt, griff die Insurgenten energisch an, nahm Ort für Ort mit Sturm, und warf die Schaar von 6 bis 7000 Mann mit großem Verluste bis nach „Lodrone“.

Durch diese thatkräftige Ausführung ward eine große Gefahr abgewendet, und uns im Falle eines Unglückes ein Rückzugsweg offen gehalten.

Die österreichische Armee in „Verona“ hielt sich fortwährend defensiv, und wo sie selbst einmal zum Angriff schritt, geschah es nur, um Lebensmittel, Fourrage oder die Verbindung mit Mantua, Peschiera und Tirol sich zu erkämpfen.

Aus den Festungen geschahen immer Ausfälle, da sie sich für länger zu verproviantiren suchten, nur wurde „Peschiera“ von einer immer mehr zunehmenden Macht bedroht und am 28. April gänzlich blokirt.

Am 29. April rückte der König mit seinem zweiten Corps, der Reservedivision und der Brigade „Königin“ gegen „Pastrenge“ an der Etsch, und griff es an. Ihm gegenüber stand die Brigade Wohlgemuth, die, hart bedrängt, die Brigade E. H. Sigismund zur Unterstützung erhielt.

Die Kräfte waren sehr ungleich, allein der tapfere General verdoppelte sie durch Energie, schlug den ersten Angriff ab, ging kühn zur Offensive über, und warf den Feind bis „St. Giustina“.

Am 30. April erneuerte sich der Kampf, F. M. L. Wocher befehligte die beiden Brigaden. Der König verstärkte sich mit noch zwei Divisionen unter dem Generalen Sonnaz, der nun den Angriff leitete.

Dem Feldmarschall war die Gefahr nicht entgangen, die ganze Besatzung von „Verona“ rückte aus, ja sogar von den Vorposten wurden die Reserven genommen, und stellte sich in Schlachtordnung.

Allein F. M. L. Wocher konnte der Uebermacht nicht widerstehen und zog sich nach „Ponten“ über die Etsch, und ließ die Brücke abbrechen.

Ein solcher Abmarsch aus einer Vertheidigungsstellung, unter den Augen eines so überlegenen Feindes, bleibt immer eine der schwierigsten Aufgaben, und ist nie ohne großen Verlust auszuführen, weil einzelne, in Gärten, Landhäusern, oder andern versteckten Winkeln vertheilte Posten, durch verspäteten Befehl — auf dem Vereinigungspunkt nicht eintreffen, und dann abgeschnitten werden.

So geschah es dem Regimente Piret (Steirer) unter seinem Brigadier E. H. Sigismund; wacker hatten die braven Steirer gefochten, manche Abtheilungen sich durchgeschlagen, allein vielen gelang es nicht, und so wurden 5 Offiziere und über 300 Mann gefangen.

Einen Beweis, was tapfere Führer vermögen, gab Hauptmann Pirquet von den Kaiserjägern, der mit seiner Compagnie ebenfalls abgeschnitten war, da ein Bataillon Piemontesen in Front aufgestellt seinen Rückzug hinderten, und der Commandant ihn auffordern ließ, sich zu ergeben. Statt aller Antwort ordnete er seine Masse, und befahl den Sturm; zwei mörderische Dechargen halten die tüchtigen Tiroler aus; allein nach diesen fühlen die Piemontesen die Haubajonnete in den Rippen, das feindliche Bataillon wird gesprengt, und der heldenmüthige Pirquet langte, nur mit wenig mehr als 30 Mann Verlust, noch zur rechten Zeit zum Uebergang über die Brücke an.

Das Regiment Baron Prohaska hatte an diesem Tage die äußerste Spitze der Schlachtstellung bei „Lugagnano“, wo wir den Feind auf Kanonenschußweite vor uns hatten. Die Geschütze spielten und wir hofften den Sturm, Alles brannte vor Verlangen nach einer Schlacht, — nach Entscheidung; allein der greise Vater kam und sagte: „Meine Kinder, geht in euere Lager, ich will noch keine Schlacht; die Zeit wird schon kommen.“

Mit vollem Vertrauen in den richtigen Blick unseres Feldherrn bezogen wir wieder unsere früheren Vorposten bei „Tomba“ und „Tombetta“.

Der Feldmarschall konnte nicht schlagen, er mußte seine Reserve-Armee abwarten, die er, wie wir Alle, mit wahrer Sehnsucht erwarteten; allein sie bewegte sich so bedächtig und ängstlich vorwärts — und glaubte, das Land hieher unterwerfen zu müssen, statt dessen der Hauptzweck nur war, bei uns so schnell als möglich zu erscheinen.

Diese Reserve formirte Feldmarschall Nugent und hatte um die Mitte April 22 Bataillone, 12 Eskadrons, und 14 Batterien beisammen. Bedeutende Truppen sollten noch dazu stoßen, allein die Zeit war zu verwirrt, und viele Truppen mußten in größeren Städten zur Aufrechthaltung der Ordnung bleiben; es war also auf die deutschen Truppen nicht zu rechnen; wieder andere wurden in Hungarn gewaltsam zurückgehalten, und so war nur noch auf die Kroaten zu zählen.

(Werden fortgesetzt.)

Digitized by Google

Amerikanische Briefe.

(Beschluß von Nro. 9.)

Drei andere Briefe aus „Amerika" sind von drei begeisterten Jünglingen aus dem Möllthale Kärntens. Sie athmen die gleiche Befriedigung heißer Sehnsucht nach einem entsprechenderen Wirkungskreise.

Der erste dieser Briefe lautet wörtlich, wie folgt:

„Liebe Eltern!

Wir sind den 2. Mai (1854) von England abgesegelt, sind den 3. und 4. zwischen „Irland" und „Schottland" gefahren und haben den 19. Juni „Quebek" erreicht; sind dann augenblicklich am Dampfschiffe 300 Meilen weiter nach „Montreal" gefahren, wo wir 3 Monate blieben, weil der Georg krank wurde und einen halben Monat im Hospitale lag. Jetzt ist er gesund.

Den ersten Monat verdienten wir 8 Dollar, den 2. Monat 12 Dollar, und jetzt, weil wir die Sprache fast ganz gelernt haben, verdienen wir täglich Einer einen Dollar, ohne Kost.

Jetzt reisen wir weiter in die Staaten, wo Jeder täglich 1½ Dollar verdient. Sorget Euch nicht mehr um uns. Wir haben die Seereise durchgemacht, sind ohne Kenntniß der Sprache in's Land gekommen und haben sie bereits gelernt. Auf unserm Schiffe, Namens „Plämana", waren 825 Menschen, wovon 85 starben, aber nicht an der Seekrankheit, sondern an der Cholera. Die deutschen Schiffe von Hamburg, mit guter Beköstigung und ärztlicher Hilfe sind alle gut nach „Quebek" gekommen, und es starben höchstens 2 bis 5 Kinder, aber kein Mann. Das Heimweh kennen wir nicht. Wir leben jetzt unter Engländern, Irländern und Schottländern und 5 Franzosen; aber wenn sich der Mensch schickt, so schickt er sich in Alles. Erspart haben wir 82 Dollar und dabei schon den Herrentisch gehabt. Das Brüauerhandwerk hat sehr gute Aussichten. Grüßet alle Freunde schönstens. Wir verbleiben Euere getreuen Josef, Georg, Gottlieb Koch. m. p. Amerikaner.

Montreal am 20. Oktober 1854."

Der andere Brief dieser wackern drei Brüder lautet folgendermaßen:

„Liebe Eltern!

In „Untercanada" verlebten wir ein Jahr und ersparten uns, Josef und Gottlieb, 110 Dollar. Von Georgs Ersparniß ist nicht viel zu schreiben, weil er immer kränklich ist. Jetzt ist er wieder gesund.

Weil in „Montreal", wie in allen großen Hafenstädten, der Platz mit Menschen überlaufen ist, und die Löhne sehr klein sind, so reisten wir nach „Kingston" in Obercanada, von dort mit Dampfschiff über den „Ontario-, Huron- und Michigansee" und besahen die jungen gemüthlichen, neu auflebenden Staaten in „Bistonsin" und „Michigan"; wir setzten unsere Reise fort nach „Galäna" in „Illinois." Es ist guter Boden, mit gesundem Klima, hügelichtes Land, gutgeeigneter Weitzengrund, überall mit gutem, süßen Quellenwasser versehen. Wir sind bei Farmern, und verdienen monatlich 20 Dollar; wir könnten im südlichen „Illinois" den doppelten Lohn verdienen; weil aber dort die Cholera und die Fieber häufig sind, so wollen wir lieber im gesunden Klima den halben Lohn verdienen. Wir haben Euch zu danken; Ihr habt uns mit jungem Blute, geraden Beinen, einer zur Arbeit angewohnten Hand auf den lohnenden Boden gestellt! Eine Bitte, die wir haben, wäre: Laßt unsere jungen Schwesterlein fleißig in die Schule gehen und haltet sie zum Fleiße an. Hier wird nicht gefragt um Adel oder Reichthum; hier wird gefragt: was ist er? was betreibt er? kurzum, was ist sein Charakter?

Wir können Euch keine Adresse schicken, weil wir hier noch kein gewisses Haus haben, wohin wir Euch den Brief adressiren ließen, und wir können nicht wissen, ob Euch die vorigen fünf Briefe (drei kamen den Eltern nicht zu) getroffen haben oder nicht, weil wir keine Antwort erhalten haben. Wir verbleiben Eure dankschuldigsten Söhne Josef, Georg, Gottlieb Koch. m. p. Amerikaner.

Den 26. Juny 1855."

Der letzte der vor uns liegenden und eben angekommene Brief der Gebrüder Koch lautet:

„Liebe Eltern!

Wir hoffen Euch mit diesem Schreiben in bester Gesundheit zu treffen, wie auch wir uns wohl und gesund befinden. Wir sind in „Illinois" auf der Prairie bei Farmern (auf dem Lande bei Bauern) und verdienen Jeder einen Dollar des Tages in der Weitzenernte; im Winter einen halben Dollar des Tages.

Wir haben schöne Aussichten, und könnten schon jetzt ein Geschäft anfangen. Weil wir aber auf der Reise von „Untercanada" nach „Illinois" viel Geld brauchten und auf des Georg's Krankheit viel aufgewendet haben, so kann es noch nicht seyn. Sobald wir uns aber so viel erspart haben werden, daß wir uns zwei Pferde, einen Pflug und einige Kühe kaufen können, dann wollen wir eine Farm (Landwirthschaft) pachten, wo der dritte Theil der Ernte dem Eigenthümer gehört. Und wenn das nicht, so werden wir Kühe und Schafe kaufen und sie nach „Jowa" oder „Minesota" treiben und auf einer Prairie Milchwirthschaft anfangen, die schon Viele mit gutem Ertrage betrieben haben. Auch kann dort guter Boden zu billigen Preisen, 1½ Dollar pr. Acker, gekauft werden, und der erste Ertrag bezahlt uns den Ankauf des Bodens, den Pflug, die Einsäumung und des Mannes Arbeit, kurzum Alles. Der Boden liefert 20 bis 30 Bushel Weitzen pr. Acker. Der Mais wächst 15 Fuß hoch und liefert 50 bis 60 Bushel pr. Acker. Ein Bushel wird ungefähr 2 Viertel seyn (so heißt es im Briefe, vielleicht Bierling). 1 Bushel Weitzen kostet 1 Dollar, 1 Bushel Mais ½ Dollar. Die Brauerei hat hier glänzende Aussichten; die Gerste ist wohlfeil, der Branntwein ist reißend und ihneu zu verkaufen. Mit den Trabern könnte man Schweine und Kühe mästen und verkaufen.

Schreibet und genau, wie es mit Euch geht und steht. Lasset die Schwesterlein fleißig in die Schule gehn, und lehret sie allen Fleiß, denn wir wissen, was wir das vergangene Jahr gelernt haben; noch jetzt gehen wir in die englische Sonntagsschule, um englisch lesen und ganz regulär sprechen zu lernen.

Wir verbleiben Euere getreuen Josef, Georg, Gottlieb Koch. m. p. Amerikaner.

Illinois, 11. August 1855."

Vielleicht haben wir Gelegenheit, von derlei amerikanischen Briefen später noch mehrere mitzutheilen.

Hermagor, am 9. Februar 1856.

Levitschnigg.

Berichtigung. Im vorletzten Blatte Nro. 9, Seite 34, Spalte 2 im zweiten Absatze soll es heißen: In Como waren schon am 18. März tumultuarische Unruhen ausgebrochen, und Mitternacht war verüber, ehe sich der Tumult einigermassen legte.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 13. Sonnabend, den 29. März. 1856.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung von Nro. 11.)

Ampezzo.

Mit der Kolonne in Ampezzo stand es schlimm, sie konnte sich nicht vorwärts bewegen und wurde von den Insurgenten aufgehalten, ja sogar bedrängt.

Wie wir bereits erwähnten, marschirte das 3. Bataillon Baron Prohaska nach „Ampezzo"; dieser Marsch wurde Divisionsweise und zwar: die Division Hauptmann Becker am 9. April in Doppelmärschen, und die 2. Division Hauptmann Ripper, mit dem Stab Major Kleinschrod, am 14. mittelst Wägen, vollzogen. Bei „Innichen" und „Niederndorf" sammelte sich das Bataillon, wohin Major Hablitschek, vom Regimente Hohenlohe, seiner Truppe voraus eilte, und das Kommando über die mobile Kolonne übernahm.

Alsogleich marschirte er mit dem Bataillon Prohaska über „Landro" noch nach „Cortina d' Ampezzo". Die Einwohner von „Ampezzo" waren sehr erfreut über das Eintreffen der Truppe und bewirtheten solche recht freundlich und gastlich.

Hier erfuhr man, daß die Insurgenten die Gränze besetzt, vor „St. Vito" eine Schanze errichtet und an den Höhen Steinbatterien angebracht hatten; auch vor der Chiusa bei „Venas" war eine Schanze von Quadersteinen mit Schiffskanonen armirt.

Nach diesen Nachrichten schob man die Vorposten bis „Aqua bona" vor, umgab und schützte sie durch einen starken Verhau und Jägergräben; die Unterstützungen standen bei „Zutel", die Reserve in „Ampezzo" unter Schutzen bequartiert.

Gegen Ende des Monats kamen die Verstärkungen an, bestehend aus zwei Kompagnien Hohenlohe (Krainer), drei Kompagnien vom Tiroler Landsturm, nämlich die Kompagnie „Windisch-Matreier", die Kompagnie „Tauferer", dann die Compagnie „Ampezzaner"; ferners ein Zug Uhlanen und ein Artillerie-Oberlieutenant mit der Mannschaft für 3 Kanonen aus der „Franzensveste."

Die Geschütze wurden von den Landständen Kärntens dahin beordert, und die Kugeln in St. Johann am Brückel auf der Graf von Christalnigg'schen Gewerkschaft gegossen.

Die Herren Leopold von Hueber und Franz von Wolf brachten dieselben unter dem Jubel der Mannschaft, welche die Kanonen umarmend als Landsleute begrüßte.

Major Hablitschek, richtete folgendes Handschreiben an die Herren Stände Kärntens:

„Von dem löblichen Nationalgarde-Commando zu Klagenfurt wurde unterm 4. gefälligst eröffnet, daß von Seite der löblichen Stände die drei eigenthümlichen Kanonen (Bierpfünder) zum hierortigen Gebrauche zugesendet werden."

„Diese Kanonen sind auch richtig sammt Zugehör am 6. d., Abends 9 Uhr, nachdem sie Tag und Nacht gefahren waren, hier angelangt und sowohl von Seite des Militärs als des Civils mit größtem Jubel empfangen worden."

„Die hiezu erforderliche Bespannung ist bereit, und wir hoffen Alle, von dem besten Geiste für Vaterland und Se. Majestät den Kaiser beseelt, mit diesen uns so bereitwillig zugeführten Mitteln unsere Aufgabe zu lösen, und die drei Geschütze, mit Berufung auf ihre ersprießliche Leistung bei Pontafel, mit neuem Ruhme bekränzt den löblichen Ständen recht bald zurückkehren zu können. Mit dem Ausdrucke des verbindlichsten Dankes für dieses dem allerhöchsten Dienste, so wie dem Vaterlande ebenso bereitwillig als schleunigst gebrachte Opfer gebe ich die Versicherung, daß ich diese hochherzige Hilfeleistung unter Einem Sr. kaiserlichen Hoheit dem E. H. Johann, so wie Sr. Exellenz dem landeskommandiren Herrn Generalen mit der dringenden Bitte anzeige, selbe zur allerhöchsten Kenntniß Sr. Majestät des Kaisers zu bringen."

„Gleichzeitig gebe ich mir die Ehre höflichst zu ersuchen, der löblichen Klagenfurter Nationalgarde für die so gefällige Begleitung dieser Geschütze durch die Herren Leopold von Hueber und Franz von Wolf vorläufig den schriftlichen Dank zollen zu wollen."

„Cortina d' Ampezzo den 7. Mai 1848."

„Hablitschek, Major."

Der Geist der Truppe war ein vortrefflicher, denn es war bei dieser mobilen Kolonne ja das nämliche Material, wie bei den Truppen in der „Lombardie", die sich schon Ruhm erworben hatten; die Hauptleute waren aus der Schule Radetzky's, die Subalternen voll Kampfeslust und Streben nach Auszeichnung. Daher war bei der ersten Vorrückung dieser Kolonne, und als scharf geladen wurde, der Jubel ein allgemeiner.

Es war gegen Ende April, als man nach der Grenze rückte, die verschanzt war, aber was geschah nun? — Man parlamentirte mit den Insurgenten, die klug genug den Kommandanten der Kolonne anwiesen, zu warten, indem ihr Oberkommandant in „Belluno" sey, und sie bei ihm erst anfragen müßten, ob er den Durchzug bewillige.

Man war so unvorsichtig den Welschen zu trauen, und stundenlang unthätig zu warten, bis endlich der Feind, der nur Unterstützung aus „Belluno" holte, die Kolonne selbst — statt jeder Antwort angriff, und selbe, von den Höhen bedroht, zum Rückzug zwang.

Der Feind folgte bis an den Waldesrand, wo die Berhane standen, wurde aber mit einem heftigen Feuer begrüßt, und verlor über 20 Mann, wogegen von unserer Seite nur ein Mann der 13. Compagnie blessirt ward.

Digitized by Google

Die zweite Vorrückung geschah am 8. Mai; die beiden Herren v. Hueber und v. Wolf machten diesen Zug mit, gelangten ungehindert bis „St. Vito“, wo der Gebirgsbach, die „Boita“ eine natürliche Schanze bildet, die durch die Kunst eine höhere Vertheidigungskraft erhielt. Hier angelangt, verließ der Feind die Schanze, man passirte sie, marschirte an der Strasse fort bis hart vor „Bodo“, wo man links vom Orte ein sehr unvortheilhaftes Lager bezog, was man bei einem kriegskundigeren Feinde hart gebüßt hätte.

Die zweite Division mit der Jägercompagnie erhielt Tags darauf den Auftrag, die Höhen links verwärts von „Bodo“ zu gewinnen und wo möglich den Ort „Venas“, wo die Klause (Chiusa) sich befindet, im Rücken zu betrohen.

Diese 3 Compagnien kletterten die Höhen hinan, alein bepackt mit dem Tornister, der mit Patronen gefüllten Patrontasche, dem Ueberschwungriemen, der Bajonnetscheide, ꝛc. mit allen diesen beim Klettern und Raufen hindernden Gegenständen, die den Mann vor der Zeit ermüden, wo dann die Kraft im entscheidenden Momente fehlt, konnte man nichts ausrichten.

Derlei Gebirgsangriffe und besonders gegen Insurgenten, müssen im bequemen Anzug ohne Sack und Pack mit 20 Patronen in der Sacktasche, dann in Holzmützen unternommen werden, wenn man reussiren will: allein die Pedanterie schaudert vor dem Gedanken einer solchen Anjustirung.

Der Erfolg war, daß die 3 muthigen Compagnien ganz erschöpft vor den vom Feinde besetzten Höhen umkehren, und sich glücklich schätzen mußten — ohne Nachtheil bei der Hauptruppe einzutreffen, was man der Umsicht der Hauptleute verdanke.

Das Hauptkorps war mittlerweile über „Bodo“ gegen die Chiusa vorgerückt, die Artillerie fuhr kühn auf Schußweite vor, und beschoß die steinerne Schanze, in der die langen Schiffskanonen aus zwei Schießscharten hervorlangten; allein das Ganze hatte wenig Sinn — und war daher natürlich ohne Erfolg.

Die Kolonne zog sich zurück, stellte Vorposten aus, und bezog wieder das unzweckmäßige Lager hinter „Bodo“. Zum Glück brachte man in Erfahrung, daß die Insurgenten in der Nacht von den Höhen und der Chiusa aus das Lager überfallen wollten. Die Piquetskommandanten erhielten nun versiegelte Schreiben, in denen ihnen befohlen ward, bei Einbruch der Nacht große Feuer anzuzünden und ihre Vorposten auf ein gegebenes Zeichen zurückzuziehen, und um 8½ Uhr im Lager einzutreffen, worauf die mobile Kolonne, nämlich mobil von „Ampezze“ bis hieher und nicht weiter, wieder ihr Lager in dem sichern „Ampezze“ bezog.

Die Kolonne beschäftigte sich nun mit erfolglosen Rekognoscirungen ohne den kräftigen Entschluß, die Höhen zu nehmen.

Der militärische Grundsatz: wer die Höhen hat, ist Herr des Thales, schien unbekannt, oder die Ausführung unmöglich; allein das Wort „unmöglich“ sollte man im Wörterbuch des echten Soldaten nicht finden. Alles ist möglich im Kriege, aber nur unter jenem richtigen strategischen Blick, der rasch zur That wird.

Man ermüdete die herrliche Truppe im Thale Monate hindurch erfolglos, und kam nicht vom Flecke; das war eine harte Bestimmung für eine thatendurstige Truppe und Offiziere, die nach Auszeichnung und Ruhm strebten. Ich erinnere mich noch recht gut, wie man vor dem tapfern Obersten Baron Reischach der Kolonne von „Ampezze“ keine Erwähnung machen durfte, denn er gerieth immer in Wuth, dort seine braven Kärntner so thatlos zu wissen.

In der zweiten Hälfte des Mai wurde eine dritte Vorrückung im Thale vorgenommen, und die Truppe brach um 3 Uhr Morgens auf, marschirte durch die Schanze von „St. Vito“, zerstörte solche möglichst und rückte vor „Bodo.“

Das alte Manöver begann, nur mit dem Unterschiede, daß man, statt Prohaska und die Jäger, die von dem Kommandanten so genannten Schnellfüßler, nämlich die Division Hohenlohe, mit dem gleichen Auftrage beehrte; allein die brave Division hatte das gleiche Schicksal und kehrte eben so, ohne allen Erfolg, nur athemlos und zum Tode ermüdet zurück.

Die Hauptkolonne machte das alte langweilige Manöver, rückte gegen die Chiusa vor, die Kanonen feuerten, die Schiffskanonen antworteten. Habilitschet, unerschrocken bis zur Todesverachtung, stand bei den Kanonen und beobachtete jeden Schuß; allein das Resultat war gleich dem ersten und zweiten Male, man trat den Rückzug an, bezog aber diesmal ein Lager hinter „Canzia“ und schickte täglich Patrouillen gegen die Chiusa und in die Gebirge.

Bei diesem dritten Vorgange wurde wieder ein Mann der 15. Compagnie leicht verwundet; denn Todte kamen bei diesen Schlachten keine vor.

Diese letzte Begebenheit fällt in die Zeit, wo das Augustsche Corps gegen die Lombardie vorrückte und „Belluno“ bereits vom Obersten Stillfried mit 8 Compagnien Grenzer besetzt war; auch „Osoppo“ war schon belagert, und österreichische Truppen reinigten die Gebirge von den Insurgenten.

Jetzt kam der Moment, wo die Ampezzaner Kolonne endlich den Namen „mobile“ verdiente, und so rückte sie lustig, mit klingendem Spiel, nach der „Strada d' Allemagna“ in „Belluno“ ein, und ward zur Brigade Stillfried gezählt.

Hier endet der selbstständige Lebenslauf einer mobilen Kolonne, von deren Wirken die Geschichte wenig sagen kann; allein wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird finden, daß die Männer, die diese Kolonne formirten, einem unglücklichen Loose anheimfielen, aber ihrer Pflicht treu, gehorsam erfüllten, was ihnen geboten ward.

Ich war Gott sey Dank nicht dabei, aber ein wackerer und verdienter Offizier lieferte mir den Stoff, der auch von andern Anwesenden seine Bestättigung fand.

(Werden fortgesetzt.)

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Abdul Missianowisch.

Die Geschichte hat uns von jeher einzelne Züge heiterer Laune, besonders offener Gutmüthigkeit und sich gerne mittheilenden Frohsinnes aus dem Soldatenstande aufbewahrt; aber wir erinnern uns nicht ausführlicher und sonderheitlicher Zusammenstellungen solcher militärischen Charaktere, Einfälle und Anekdoten. So hatte sich schon der römische Soldat an seinem größten Feldherrn, Julius Cäsar, erlustigt, und manchen Scherz bei seinen Triumphator-Einzügen in Rom erlaubt, gleichsam als Gegengewicht seiner sonst allzu stolzen Glorie, so mochte es auch unser größter Feldherr, Eugen von Savoyen, geduldet haben, daß man ihn das Kapuzinerlein, ob seiner kleinen Gestalt und seines braunen Kapotes, nannte, so wie Napoleon sich den kleinen Korporal nennen ließ. Spork, der berühmte österreichische Reitergeneral, dessen Biographie sich neuestens den Preis vor ähnlichen Erzählungen errang, wie in unserer Zeit General Lindenau, sind noch wegen ihrer drastischen und originellen Scherze in gutem

Digitized by Google

Andenken. Oft hat ein witziger Einfall, ein Schwank, das ernsteste aller Schauspiele, blutige Schlachten, eingeleitet, oft auf deren Gang eingewirkt. Napoleon, der eiserne Imperator, pflegte gewöhnlich vor einer Schlacht sich mit einer Frage an seine schnurrbärtigen Grenadiere zu wenden, und erhielt meistens eine treffende Antwort, die ihm selbst als Leitstern dienen konnte; so bei „Jena", so bei „Wagram". Hier fragte er unter andern seine Garde: „Meine Kinder, habt ihr gefrühstückt?" Ein alter Grenadier antwortete: „Ja! aber das Frühstück war sauer" und reichte mit diesen Worten dem Kaiser seine Feldflasche. Die Folge davon war, daß eine großartige Verfälschung entdeckt und bestraft wurde. Bündiger und effektvoller war der Scherz eines österreichischen Soldaten bei „Aspern", der, als die mit Schnüren und anderem Aufputz versehenen französischen Reiter, unter denen die Erde erzitterte, anprengten, um, wie sie glaubten, die österreichischen Vierecke zu zermalmen, seinen Kameraden zurief: „Sehet, die Komödianten kommen!" Alles lachte laut auf und faßte Muth in diesem furchtbaren entscheidenden Augenblicke. Eine allgemeine Decharge, die jene auf 15 Schritte empfing, machte ihrem Angriffe ein blutiges, schmachvolles Ende, und das Schreckbild ihrer Unüberwindlichkeit verschwand. Noch erinnert sich Schreiber dieses aus seinen Jugendjahren des Führers und Fahnenträgers „Schmiedl" bei dem vaterländischen Regimente, damals „Hohenlohe Bartenstein", welcher wegen seiner Laune und witzigen Einfälle besonders beliebt war, und auf höhere Aufforderung öfters das Intermezzo des Exercitiums durch solche Scherze in der Mitte der Front unterbrach, die sich links und rechts nach ihrer ganzen Länge mittheilten.

Um nun auf den eigentlichen Gegenstand unseres vorhabenden Lebensbildes zu kommen, so glauben wir, daß unsere älteren Mitbürger von Klagenfurt bei dem Namen Abdul gleich sich desselben aus den ersten beiden Decennien dieses Jahrhunderts erinnern werden. Abdul war, wie es sein Name besagt, ein Orientale, ein Perser, den die Russen in seinem elften Lebensjahre gefangen nahmen, russisch auferzogen, und ihm dann den Zunamen Missianowitsch gaben. Abdul trat von dem russischen Kriegsdienste in die österreichischen Reihen über, ward Uhlane, und brachte es durch Bravour in den Feldzügen der neunziger Jahre dahin, daß er, obwohl des Schreibens nur in sehr geringem Grade kundig, zum Wachtmeister avancirte. Abdul war eine herkulische Gestalt, groß, stark gebaut, mit einem schwarzbraunen Gesichte, welches jedoch nicht den Typus des Negers, sondern mehr jenen eines Malaien trug, und wegezen das Weiß seiner großen Augen sich auffallend machte. Was jedoch seiner kriegerischen Laufbahn eine andere Richtung gab, war seine Dickleibigkeit. Ohne Bramarbas oder Falstaff zu seyn, galt es von ihm, was Göthe sagt: „Quappig und quamig wie die Orientalen". Er wurde daher in gleicher Eigenschaft zu dem Beschälwesen überseht und zu Klagenfurt stationirt. Hier war er bald durch seine seltene Gutmüthigkeit, heitere Laune und truglose Offenheit der Liebling des Publikums. Alt und Jung kannte ihn, und nicht minder im weiten Kreise die mit ihm verkehrenden Landbewohner. Wodurch sich diese Popularität am meisten erprobte, war die Theilnahme für sein physisches Wohlseyn. Abdul hatte vermög seiner kolossalen Statur und auffallenden Augewöhnung große, aber nicht ausgesuchte Bedürfnisse: Wein, Branntwein und Tabak waren die Hauptessenzen seines Wohlbefindens. Seine zahlreichen Freunde vermittelten es, daß er trotz seines beschiedenen dienstlichen Einkommens nie an solchen Artikeln Mangel litt. Dafür war er, wo er konnte und durfte, dem Publikum dankbar. Eine besondere Freude verschaffte er demselben, als er bei der feierlichen Beerdigung des Generals Baron von Seenus, welcher im gegenwärtigen gräflich Ferdinand von Eggerschen Inspektionshause gewohnt hatte, die Rolle des geharnischten Mannes übernahm. Der Riesen-Harnisch von Hoch-Osterwitz, welcher sich noch dort befindet, und welchen wegen seiner Größe in neuerer Zeit Niemand mehr sich anzienen konnte, wurde ihm überbracht und angepaßt. Er füllte ihn fast gänzlich aus, wählte sich das größte der Beschälpferde — wir erinnern uns nicht mehr genau, ob es nicht der berufene „Generali" war — und ritt ohne Anwandlung von Uebligkeit, die bei solcher Armirung gewöhnlich ist, im Leichenzug mit. Von dem Einsegnungsplatze am Ende der „Viktringer Vorstadt," wo die dreimaligen Bataillonssalven gegeben wurden, galoppirte Abdul mit geöffnetem Visir und das Ritterschwert schwingend in die Stadt, von jhuwerstimmigem Bivat und Hurrah begleitet und empfangen.

Berichtgeber war durch neun Jahre sein Hausnachbar, und erinnert sich mit aller Lebhaftigkeit mancher sich da mit ihm ergebenen jovialen Scenen. Sein Wohnzimmer enthielt außer der einfachsten militärischen Meublirung nur noch eine Stellage, auf welcher jene beiden Hauptartikel seines Consummo standen; auch Schnupftabak, den er immer in einer Monstredose mit sich führte, war sein Bedarf. Da ereignete es sich einst an einem Sommerabend, daß wir an einer Thüre einen Schlosser in Begleitung mehrerer Herren erblickten. Pflichtgemäß machten wir Einsprache; da bedeutete man uns, es gelte einen Scherz. Der ganze kostbare Inhalt wurde fortgetragen, und der heimkehrende Abdul entdeckte zu seinem Schrecken sich seiner letzten Abenderquidung beraubt. In aller Frühe hörten wir ihn wie eine schnaubende Lokomotive, was wohl im geringeren Grade immer der Fall war, seine Ruhestätte verlassen und den Hof suchen, wo er uns, seinen Anwohnern, das gehabte Unglück verkündete, dessen Ursache wir wohlweislich verschweigen mußten. „Bruder", sprach er, als er gleich darauf den Polizeidirektor Pausinger despuchte — wie ihn, dunke er die Honoratioren der Stadt auserbeilt hat Nämliche zurück! — „die Kerle haben mir gestohlen meinen Branntwein und Tabak!" So ging es durch alle Reihen seiner zahllosen Bekannten; Alles bedauerte ihn und sprach ihm Trost zu. Am Nachmittag berebete man ihn, seinen Aufenthalt in seinem Sommerquartiere an der „Zigguln" zu nehmen, wo damals das Beschälbepartement sich befand. Da fand er zur allgemeinen Heiterkeit der Begleitung alle seine Sachen wieder.

Dergleichen Vorfälle gab es eine Menge; nie verläugnete sich seine Gutmüthigkeit und sein köstliches Phlegma. Es war uns Studiosen ein fast wochentlich zusömmlicher Genuß, Abendmusiken zu hören, die man ihm — denn es war Niemand in der Umgebung, dem ein solches Ständchen gelten konnte, dem Gefeierten brachte. Als er, den auch seine Vorgesetzten liebten, nach einer Zahl Dienstjahre bei seiner Branche zum Lieutenant — manche wollten ihn zum Fähnrich gemacht wissen — ernannt wurde, da gab es ein allgemeines Freudenfest; es ging von Mund zu Mund, und er wurde nach kurzer Zeit von Freundes Händen mit der feinsten Garderobe, mit allen Zugehörungen seiner Charge regalirt.

Allein auch Abdul's Tage waren gezählt, so heiter sie ihm und seiner Umgebung dahin geflossen waren; er erlag einer allgemeinen Wassersucht, die er mit dem Gleichmuthe seines Temperamentes und dem Glauben eines „Moskow" ertrug, so daß nur seine einzige, halb scherzhafte Klage es war: „Gelt Bruder, ich habe kein Wasser getrunken, muß ich doch sterben an der Wassersucht." — Ruhe seiner Asche! — Kein Mißlaut störet sein Andenken.

Digitized by Google

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung von Nro. 9.)

Aus der am 29. Jänner 1856 in Wien abgehaltenen Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Herr W. B. Lipold sprach über die Verbreitung des Diluviums und der Tertiärformation in dem von ihm vorigen Jahr geologisch aufgenommenen südöstlichen Theile von Kärnten. — Diluvium begleitet den Drau-Fluß vom Rosenthal bis zu dessen Austritt aus Kärnten bei Unterdrauburg und bedeckt die großen Ebenen des Jaunthales bei Eberndorf und Bleiburg. Unter den Seitenthälern der Drau besitzen nur das Bellachthal bei Eisenkappel und das Mißthal bei Polana und Guteusstein kleine Diluvial-Ablagerungen. Die Mächtigkeit des Diluviums wächst an der untern Drau bis 300 W. Fuß an. Es besteht aus Schotter und Conglomeraten; nur vereinzelt, bei Eberndorf, Sorgendorf und Loibach, ist Diluviallehm zu finden. Bei Pereschitzen nördlich von Eberndorf an der Drau treten über dem Diluvium ausgedehnte Kalktufflager auf, welche zu Bausteinen benützt werden.

Die Tertiärformation bildet einen nur wenig unterbrochenen von West nach Ost liegenden Hügelzug am nördlichen Fuß der kärntnerischen Kalkgebirge vom Rosenthal bis an die Grenze Steiermarks, wo derselbe nach Windischgraz fortsetzt. Im Innern der Kalkalpen, isolirt von dem bezeichneten Hügelzug, sind nur bei Windisch-Bleiberg eine größere Tertiärablagerung und im Loibthale, Freibach- und Loibnig-Graben, so wie am Ratschberg, unbedeutende Tertiärdecken zu finden.

Die Tertiärformation besteht im westlichen Theile des Terrains am rechten Drau-Ufer und im Jaunthal bis Globasnitz fast ausschließlich aus Conglomeraten, die größtentheils in horizontalen Bänken theils als Borberge dem Kalkgebirge angelagert sind, theils sich, wie westlich von Eberndorf, in verewigten Kuppen und Hügeln aus dem Diluvium erheben. Diese Conglomeratzüge und Vorberge sind als eine Fortsetzung des tertiären Turia- und Satnik-Gebirges am linken Drau-Ufer zu betrachten. An der Drau, welche die Conglomerat-Ablagerung durchbrochen hat, stehen dieselben häufig an beiden Ufern in senkrechten Wänden entblößt an und tragen dadurch nicht wenig zur Schönheit des landschaftlichen Charakters des Rosenthales bei. Die Mächtigkeit der Conglomerate beträgt durchschnittlich 100 W. Klft.; doch steigen die tertiären Geschiebe im Rosenthale an dem Kalkgebirge bis zu 600 Klft. über die Thalsohle hinauf. Nächst Windisch-Bleiberg erscheinen die Tertiär-Conglomerate am Szebraberg noch in der Höhe von 4000 Fuß über dem Meer.

Tertiäre Sande, Sandsteine und Tegel (Thone) kommen in dem bezeichneten westlichen Terrain nur selten zu Tage, sind aber dagegen in dem östlichen Theile des Gebietes bei Feistritz im Jaunthale, Loibach, Miß, Liescha und Köttulach bei weitem vorherrschend. Ueberall, wo diese tieferen tertiären Schichten zu Berschein kommen, findet man auch Spuren oder Flötze von lignitischen Braunkohlen in denselben, wie im Windisch-Feistritzgraben, nächst der neuen Brücke bei Stein, im Loibnitzgraben, bei Altendorf und Globasnitz, bei Loibach, Miß und Liescha, jedoch wurden bisher nur an den drei letztgenannten Punkten abbauwürdige Braunkohlenflötze aufgeschlossen und in Abbau genommen.

Der Braunkohlenbau zu Unterort nächst Loibach hat drei durch mehrere Fuß mächtige Tegelschichten geschiedene Kohlenablagerungen angefahren, deren oberste aus 5 wenig mächtigen, die mittlere aus einem 1½ Fuß mächtigen und die unterste aus drei 1—2' mächtigen flötzen besteht, welchen wieder ein- bis mehrzöllige Thonschichten zwischengelagert sind. Dr.stbaß sind die Braunkohlen im Allgemeinen daselbst wenig rein. Im sandigen Thone des Hangenden findet man die Helix inflexa Martens (nach Herrn Dr. Hörnes Bestimmung), welche der neogenen Süßwasserformation von Steinheim in Würtemberg entspricht. Die Tertiärschichten haben im Durchschnitt ein Streichen nach Stunde 9 und ein flaches südwestliches Einfallen.

Die Tertiärablagerung nächst Miß besteht, größtentheils aus Sanden und Sandsteinen bestehend, ist von jener von Loibach durch den Mißberg, welcher aus älteren Gebirgsschichten besteht, so wie auch von jener von Liescha durch das Austreten von Gailthalerschiefern getrennt und isolirt. Sie schließt ein 6 — 7 Fuß mächtiges Braunkohlenlager ein, das zum Abbau vorgerichtet wird und aus mehreren ½ — 1' mächtigen flötzen besteht.

Am wichtigsten erscheint die Tertiärablagerung von Liescha südlich von Prävali, wo dieselbe ein längliches, von West nach Ost nach Steiermark sich erstreckendes Becken ausfüllt. Sie ist 5 — 600 Fuß über das Mißthal von Prävali erhoben und von demselben durch Thonglimmerschiefer getrennt. Das Empordringen von Porphyren bewirkte die Erhebung und Schichtung der Tertiärschichten über die und von der Thalsohle des Miß-flusses. Im Norden begrenzen Thonglimmerschiefer, im Süden Gailthaler Schiefer und Liaskalke das Lieschaer Tertiärbecken. Die Reihenfolge der Tertiärschichten, wie sie durch den Kohlenbau constatirt wurde, besteht vom Liegenden zum Hangenden aus: weißen, feuerfesten Liegendthon, bituminösem Liegendthon, dem Hauptkohlenflötze, bituminösem Hangendthon mit untergeordneten Kohlenflötzen, grauem Hangendthon mit Pflanzenresten, gelbem Sand mit Kohlennestern, Sandstein und Conglomerat, thomgem Sand und Süßwasser-Mollusken, endlich aus Kalkgerölle und Breccien-Kalk. Die Pflanzenreste bestimmte Herr Dr. F. Unger und theilte das Resultat im Novemberhefte des Jahres 1855 der Sitzungsberichte der kaiserl. Academie der Wissenschaften mit. Unter der Petrefakten erkannte Herr Dr. Hörnes „Melania turrita, Klein" und „Helix Steinheimensis, Klein", welche auch im Süßwasserkalke von Steinheim und Zwiefalter gefunden werden. Vermöge dieser Bestimmungen gehört das Liescha-Becken der neogenen Tertiärformation u. z. einer Süßwasserbildung an. Das Hauptkohlenflötz besitzt eine durchschnittliche Mächtigkeit von 3 Klaftern, nimmt aber in der Tiefe an Mächtigkeit derart ab, daß es den Anschein hat, es teile sich daselbst in der Tiefe aus. Sein Streichen ist, mit geringen Abweichungen am westlichen Ende desselben, nach Stunde 7 gerichtet, sein Verflächen nach Süden u. z. mit 15 Grad Neigung, die aber in der Tiefe zu 8 Grad herabsinkt. Der bisherige Aufschluß, welcher nach dem Streichen 600 und nach dem Verflächen 300 Klafter beträgt, zeigt, daß daselbst eine muldenförmige Lagerung des Kohlenflötzes nicht stattfindet und daß dasselbe nicht an das südliche Berggehänge aufsteigt. Der Abbau des Kohlenflötzes wird durch 4 Hauptstollen mit Eisenbahnen und durch 4 Schächte, deren einer ein Dampfmaschinenschacht, vermittelt. Die Erzeugung beträgt gegenwärtig mit einem Personal von 840 Mann täglich 3000 — 3500 Zentner, somit jährlich über eine Million Zentner Stück- und Kleinkohle, welche zum Betriebe des Puddlings- und Walzwerkes zu Prävali dient.

In der Sitzung vom 26. Februar legte Herr W. B. Lipold nun die vollständig kolorirte geologische Karte über den südöstlichen Theil von Kärnten vor, und sprach über das Auftreten und die Verbreitung der Alpinen Lias- und Jura-Formation in diesem Theile Kärntens. Die Dachsteinkalke, charakterisirt durch das Vorkommen des Megalodus triqueter, Wulf. findet man sowohl in dem südlichen Kalkzuge an der Grenze Krain's im Stou- und Koschutta-Gebirge, als auch in dem nördlichen Kalkzuge (Singersberg, Obir, Petzen, Ressmaberg). Sie sind meistens in normaler Lagerung, überall den Kasianer oder Hallstätter Schichten (Alpine Trias) aufgelagert und nehmen in der Regel die höchsten Gipfel und Plateau's der Kalkgebirge ein. Sie bilden keinen zusammenhängenden Zug, sondern ihr Zusammenhang wird vielfach durch die in den tieferen Thälern, Schichten und Einsattlungen auftretenden Triasschichten unterbrochen. — Die dunklen Kalke der Kössener Schichten mit den charakteristischen Petrefakten erkannte Herr Lipold nur in dem nördlichen Kalkzuge vor, und zwar am Jögart (Jeberte)-Berge südlich von Eberndorf und im Mavrbolzgraben (Zetzenigbauer) südlich von Mißdorf. Sie stehen daselbst im engsten Zusammenhange mit den Dachsteinkalken. — Die Jura-Formation wird durch rothe Kalksteine repräsentirt, welche durch die darin von Herrn Lipold vorgefundenen Versteinerungen, besonders die Aptychen, charakterisirt sind. Weiße Kalksteine, die mit den rothen im engen geologischen Zusammenhange stehen, zählte Herr Lipold derselben Formation bei. —

Auch die Jurakalke finden sich nur im nördlichen Kalkzuge vor, und zwar bilden sie daselbst an der nördlichen Abdachung des Obir-, Petzen- und Ursula-Gebirgszuges die niedrigeren Vorberge in einem nur wenig unterbrochenen Zuge vom Freibachgraben an bis zum Cherni Verh an der steiermärkischen Grenze. Zahlreiche Ammoniten finden man am Jögartberg bei Eberndorf. Die Jurakalke stehen in abnormer Lagerung gegen die Dachstein- und Hallstätter Schichten, mit welchen sie in Berührung kommen. — Jüngere Kalkformationen konnte Herr Lipold im südöstlichen Kärnten nicht nachweisen. Nur am Gorna-Berge, südlich von Bleiburg, erscheint ein Rudistenkalkstein, welches Austreten der Kreideformation an keiner andern Stelle mehr beobachtet wurde.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 14. Sonnabend, den 5. April. 1856.

Leitstern.

(November 1834.)

Ich zog durch die herbstlichen Fluren,
Den Bäumen entrauschte das Laub,
Meines Herzens Herbst-Blüthen,
Sie wurden der Stürme Raub.

So ziehe ich freudlos, trostlos,
So jag' ich gepeitscht durch die Welt,
Und es hat mir die bitt're Hefe
Den Wein des Lebens vergällt.

Da sah ich im Sonnenglanz schimmern
Das Friedhofkreuz von fern:
Du bist mir auf meiner Irrfahrt
Der leitende Friedensstern.

Aus Vinzenz Rizzi's mir anvertrauten literarischen Nachlaß. Es ist wohl nicht nöthig beizufügen, daß ich den selben zusammenstellen und seiner Zeit darüber Bericht erst atten werde. Dies allen Denen zur Nachricht, welche des theuren Dahingeschiedenen in Freundschaft und Theilnahme ged enken.

Klagenfurt, am 29. März 1856.

Paul Renn.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung)

Pontafel.

Die mobile Kolonne von Pontafel bestand aus der Landwehr von Baron Prohaska, unter dem Kommando des Majors Diez. Von diesem Truppenkörper war im April 1848 eine Division unter dem Hauptmann Wolf in Villach.

Am 9. April erhielt Major Diez durch Estaffette den Befehl, zur Division nach Villach zu stossen und dort die weiteren Befehle zu erwarten. In ganz Kärnten lag keine Truppe, ein Theil des 3. Bataillons war bereits abmarschirt, der andere Theil hatte schon Ordre nach „Ampezzo", das ganze Regiment stand auf Kriegsfuß in Italien, das ein Depot im Werbbezirke haben sollte; als dieses Depot betrachtete sich Major Diez, glaubte daher die erhaltene Staffette beruhe auf einem Irrthume, sein Ausmarsch sey nicht möglich und fragte sich nochmals an. Darüber verflossen fünf Tage, die Antwort kam; — nun mußte der Aufbruch schleunigst geschehen, welcher auch den 14. um 7 Uhr Abends erfolgte. Die Bewohner von Klagenfurt waren so freundlich, ihre Landeskinder mit Wägen nach Velden zu führen, von wo die Kolonne noch in der Nacht den Marsch nach Villach fortsetzte.

Hauptmann Wolf hatte mittlerweile die 2. Compagnie unter dem Hauptmann von Leitner nach „Raibl" detachirt um den Gebirgsweg nach „Donia" zu besetzen, er selbst war nach „Malborget" gerückt, besetzte es, die ganze Aufmerksamkeit nach der von „Pontafel" kommenden Strasse richtend.

Major Diez langte mit der 3. und 4. Compagnie, theils zu Wagen theils zu Fuß, am 16. April in „Tarvis" an, wo ihn Oberst Gorizuti vom Hauptquartier des F. Z. M. Nugent als Brigadier empfing.

Der Aufstand war in „Ponteba", das von „Pontafel" nur durch den Fella-Bach getrennt ist, vollkommen organisirt. Fliehende Bewohner „Pontafel's" trafen in „Malborget" und „Tarvis" ein, baten händeringend um Hilfe für ihren bedrängten Ort.

Hauptmann von Leitner wurde von „Raibl" abberufen, rückte zum Bataillon ein, welches noch am 16. April in der Nacht mittelst Wägen nach „Malborget" kam.

Die Bewohner der ganzen Gegend begrüßten die Soldaten als ihre Retter, ihre Beschützer, denn die Angst war allgemein und bis Klagenfurt gedrungen, man glaubte schon den Welschen im Lande mit Mord, Raub und Brand. Aller Orten folgte der scheidenden Truppe ein „Gott segne und beschütze Euch", manche stille Thräne der gezwungen Mutter, mancher zärtliche Blick voll Angst und Schmerz der Geliebten, mancher feste Händedruck, mit der Erinnerung: „halte dich brav und sey ein Mann!" folgte vom Vater den in's Feld ziehenden Landeskindern. Die allgemeine Gefahr hatte Alles verbunden und in Blick und Wort einigten sich die Herzen aller Bessern.

Den 17. und 18. April blieb das Bataillon in der Vorpostenstellung zu „Malborget" und patrouillirte nach der Strasse von „Pontafel". Dieser Aufenthalt fand wahrscheinlich in der eigenen Schwäche — und in der Idee der Stärke des Insurgentenhaufens — seine Begründung. In Villach war unterdessen ein Bataillon Hohenlohe und ein Bataillon Kinsky zur Unterstützung der Pontaffler-Kolonne eingerückt. Am 19. marschirte die Landwehr voll Muth und Sehnsucht nach dem Feinde von „Malborget" ab, und passirte um 2 Uhr nach Mitternacht „Leopoldskirchen". Aller Orten herrschte ein panischer Schrecken, auch bemerkte man, als die Kolonne „Pontafel" sich näherte, mit freiem Auge die Anhöhen mit Menschenmassen bedeckt, die eine Fahne entfalteten, sich hin und her bewegten, und mit Böllern schoßen, worin Stücke von Eisen geladen waren.

Digitized by Google

In Marschordnung näherte man sich dem betrügten „Pontafel"; allein hier fand man schon die Gailthaler-Schützen, die der Bezirkskommissär von Hermagor, Erlacher, unter Führung des Aktuars Hermann Knapp dann des Amtsschreibers Konstantin Rabitsch, hieher schickte, und an die sich auch der Gewerk Julius Wodley anschloß.

Es wurde wie in einer Friedensgarnison die Bestimmte geschlagen, die Quartiere vertheilt, und Alles schien wie im gewöhnlichen Garnisonsdienste. Wenige Augenblicke hernach ging Hauptmann Wolf nach der Gasse um die Ecke gegen die Brücke, als Schüsse auf Schüsse auf ihn fielen, die Sturmglocke ertönte, mehrere Trommeln wirbelten, und ein heftiges Geschrei erfolgte.

Der Major wollte parlamentiren und Lieutenant Buzzi wurde damit beauftragt, er näherte sich bis an die verhängnißvolle Ecke, wo man zur Brücke schwenkt, winkte mit einem weißen Tuche, allein zur Antwort gab man Schüsse auf Schüsse.

„Mit Rebellen unterhandle ich nicht!" war erst später berühmt geworden, daher wußte man in der ersten Zeit der Aufregung noch nicht, — wie man mit Insurgenten umzugehen hat.

Das Schießen nach einem Parlamentär war auch ganz neu, — es verdroß den Kommandanten und somit befahl er, die nach der Brücke und im Angesichte „Ponteba's" liegenden Häuser zu besetzen, aber bei Strafe durfte Niemand feuern.

Oberlieutenant Knapp besetzte mit der Hälfte der 4. Compagnie das der Brücke zunächst liegende Wirthshaus zur „Taube", Oberlieutenant Bartl mit einer halben Compagnie das Wirthschaftsgebäude, und Hauptmann Heß mit der 3. Compagnie die Gartenmauern.

Aus den Häusern sah man das Thun und Treiben der Insurgenten jenseits, wie eifrig an Anlegung einer Mine unter der Brücke gearbeitet, zu allen Zugängen die Barrikaden vervollkommnet, Fenster verrammelt und mit Schießscharten versehen wurden.

Hinter der Hauptbarrikade an der Brücke stand eine Abtheilung Insurgenten von 40 Mann in zwei Gliedern, kommandirt von einem Offizier in blauer Uniform mit gezogenem Degen.

Oberlieutenant Knapp meldete diese Vorgänge dem Major, worauf der Befehl zum feuern gegeben wurde. Diese erste Decharge verfehlte nicht ihre Wirkung, denn Viele fielen, die andern flohen nach den Häusern. Das Gefecht war eröffnet und in allen Winkeln und Oeffnungen lauerte der Tod, denn aus allen Häusern dies- und jenseits wurde hitzig gefeuert. Unterdessen hatte Hauptmann von Leitner mit der 2. Compagnie das vis a vis der Brücke liegende Finanzhaus von rückwärts mit Leitern erstiegen, und war in die Gefechtslinie eingerückt.

Hauptmann Wolf mit der ersten Compagnie hielt den Eingang des Dorfes so wie den Theil gegen den Gebirgsbach Fella besetzt, und das Feuer wurde Allgemein. Schon gab es mehrere Verwundete unter den Offizieren und der Mannschaft, von den Offizieren Lieutenant Gukler und de Witte, als zum Erstaunen Aller der Befehl zum Einstellen des Feuers von dem angekommenen Obersten Gorizuti gegeben wurde, welcher selbst der Brücke sich näherte, als ein Schuß ihn dahinstreckte. Dieses traurige Ereigniß erbitterte die Soldaten der Art, daß das Feuer nun nur an Heftigkeit zunahm.

Es war 5 Uhr Abends, als ein Hurrah! erschallte, und ein Flügel Erzherzog Karl-Uhlanen im Carriere durch die Gasse Pontafels der Brücke zu sprengte, allein im Augenblicke waren zwei Pferde blessirt, auch konnte die Cavallerie hier nichts unternehmen und so stellte sie sich gedeckt auf.

Nach einer Stunde hörte man ein neues furchtbares Hurrah, und im Sturmschritte, unter dem heftigsten Gußfeuer, rückte Oberstlieutenant Tomafelli mit seinem Bataillon Hrabovsky ein.

Das Feuer dauerte noch in der Nacht fort, denn wo ein Licht durch die Spalten zu sehen war, fielen die Schüsse. Die Truppe war die ganze Nacht in Bereitschaft, in Hinterhalte gehelt, denn man vermuthete, warum — das weiß man nicht, — einen Ueberfall; allein die Insurgenten waren immer selbst froh, wenn man sie in Ruhe ließ.

Den nächstfolgenden Tag, den 20. April, dauerte das Feuer beider Theile fort, ohne etwas zu erreichen, doch waren die Insurgenten im Vortheil, die von dem Thurme aus, der die Gasse „Pontafels" beherrschte, alles, was sich auf der Gasse zeigte, mit sichern Schüssen bedrohten. Die Gailthaler-Schützen gaben sich alle Mühe, mit ihren guten Stutzen die Besatzung des Thurmes unschädlich zu machen, aber vergebens.

Zur Sicherung der Flanken, besetzte eine Compagnie von Hohenlohe, die von „Leopoldskirchen" aufbrach, die Höhen links, und von Hrabovsli und Kinsky gingen starke Patrouillen den Felia-Bach, der sehr reißend war, rechts aufwärts.

Den 21. April lösten Hohenlohe und Hrabovsky das Landwehrbataillon Prohaska in seiner Stellung ab, und dieser und der folgende Tag vergingen unter dem zwecklosen Hin- und Herschießen, nur konnte man bemerken, daß das Feuer der Insurgenten anfing immer schwächer zu werden, statt Kugeln schossen sie Steine, Nägel, Kaffeebohnen; es war klar, die Munition ging den Insurgenten aus, und der Moment war zu benützen, allein der Gedanke zur Offensive schien eine Unmöglichkeit.

Am 23. April, es war der Tag, an welchem F. Z. M. Nugent in „Udine" einmarschirte, „Palma" und „Osoppo" bedrohten, und den Eingang des Pontafler-Paßes bedrohen ließ, als in der Nacht die Pontebaner durch diese Nachricht aufgeschreckt wurden, Viele in die Gebirge entflohen und die weitere Vertheidigung den Fremden und dem Raubgesindel überließen.

Während dieser Zeit war die Nationalgarde in Klagenfurt bereits errichtet; tausend zweihundert ehrenwerthe Bürger, auf eigene Kosten gerüstet, standen unter Kommando des Baron Dickmann unter Waffen. Sie waren ihrem Gebirgslande gemäß als Jäger adjustirt und armirt. Die Compagnie-Kommandanten und Offiziere, alle intelligente Männer, die die Zeit erkannten, vom besten Geiste beseelt, gaben ihren Leuten Aufklärung über die Verhältnisse, stellten ihnen offen und männlich dar, wie die Freiheit nur in der höchsten Achtung der Ordnung, im hingebenden Gehorsam für Recht, Treue und Gesetz bestehe, und der schönste Siegeskranz im Bewußtseyn der erfüllten Pflicht zu finden sey.

Der pensionirte Hauptmann Kurzendorfer, ein tüchtiger Militär, leitete den Unterricht in den Waffen, die Liebe hiezu schulte die Garde schnell ein, so daß sie in kurzer Zeit jene taktische Fertigkeit hatte, um dem Eindrange der Insurgenten die Stirne zu bieten.

Die vaterländischen Bataillone waren ausmarschirt, die Nationalgarde übernahm den Garnisonsdienst. Ein Schreiben des Major Diez, in welchem der Mangel an Geschütz bedauert wurde, elektrisirte zur raschen That.

Baron Dickmann theilte am 16. April der Garde, die eben auf der Hauptwache versammelt war, den Brief mit, und Baron Longo wies in beredten Worten hin auf die rasche Möglichkeit, die Truppen mit Geschütz zu versehen.

Digitized by Google

Der beschelige Kaiser Franz hatte den treuen Ständen Kärntens nach Beendigung des französischen Krieges ein Geschenk von sechs Kanonen gemacht.

„Sie stehen kalt und schweigsam im Landhause", rief Baron Longo: „während unsere Waffenbrüder die unbeschützte Brust dem feindlichen Donner zum Ziele bieten. Fort mit den Feuerschlünden auf ihren gebührenden Platz!"

Die Bedenken wegen Mangel an Munition und Bedienung waren schnell gehoben. Pulver war in dem Magazine und Graf Alfred Christalnigg erklärte sich, er wolle auf seinen Gewerkschaften sogleich Anstalt treffen, Kugeln von entsprechendem Kaliber mehr als hinlänglich gießen zu lassen.

Zur Bedienung der Geschütze fanden sich Kanoniere aus der versprengten Garnison-Artillerie von „Palmanova" und „Osoppo" in Klagenfurt.

Rasch erboten sich die edelsten Söhne von Klagenfurt, Adel, Beamte, Bürger im schönsten Wetteifer, die bewaffnete Bedeckung zu bilden und mit Blut und Leben mitzuhelfen an der Vertheidigung des heimischen Bodens.

Der pensionirte Artillerie Hauptmann Hoffmann untersuchte die Kanonen, erklärte drei für vollkommen brauchbar und Graf Alfred Christalnigg versfügte augenblicklich den Guß der Kugeln.

Dreißig junge Männer, bewaffnet mit trefflichen Kugelstutzen und Haubajonneten, waren unter Kommando eines Veteranen aus der Schule Radetzky's, Hauptmann Kurzendorfer, zum Abmarsch bereit.

Eine stattliche Fahne, von den Damen gestickt, wurde in der Haupt-Pfarrkirche „für Gott, Vaterland und den Kaiser" geweiht.

Die Geschütze mit den Freiwilligen fuhren am Ostersonntag den 23. April um 2 Uhr Nachmittags von den Segenswünschen ihrer Landsleute begleitet von Klagenfurt ab. Nachts um 11 Uhr standen sie bereits in „Tarvis". Hier traf man die Verwundeten, das spornte zur Eile, die Geschütze fuhren gleich weiter und trafen um 4 Uhr den 24. in „Pontafel" ein.

Die Geschütze fuhren auf, der erste Schuß war nach dem Thurme gerichtet, mehrere andere folgten auch auf andere Punkte, die Truppen feuerten aus allen Winkeln, die Hohenloher waren von der Höhe herabgerückt, beschossen den Ausgang „Ponteba's", und bemerkten eine allgemeine Flucht und Verwirrung der Bewohner, die jetzt eine weiße Fahne am Thurme ausstecken, dann wurde Alles still und ruhig im feindlichen Nest.

Das Feuer wurde eingestellt, man freute sich des unerwarteten Erfolges; — ohne zu wissen, woher er kam — schrieb man ihn sich und den Geschützen zu, überstieg am 25. Morgens die Barricade an der Brücke, und nach 11 Uhr Vormittags besetzte man das menschenleere „Ponteba."

Ein deutscher Mühlerjunge, der sich hier mehrere Tage versteckt hielt, war der Einzige, der den Truppen entgegen kam, er war sehr erfreut über seine Erlösung, und gab einige Auskünfte, so auch, daß alle Bewohner auf die nahe Alpe entflohen seyen.

Dieser Mühlerjunge wurde benützt, um mit einem Detachement den Povesta von der Alpe zu holen, was auch gelang, denn man gab dem Povesta so wie allen Bewohnern die Zusage, daß Leben und Eigenthum geschert seyen.

Die Einwohner trafen jetzt nach und nach aus ihren Schlupfwinkeln ein, und bezogen scheu und mißtrauisch ihre Wohnungen.

Die Freiwilligen kamen eben in Pontafel an, als „Ponteba" von unseren Truppen besetzt wurde. Hauptmann Kurzendorfer, wohl einsehend, daß ihre Aufgabe nicht mehr hier, sondern an den weitern Grenzen Kärntens zu suchen seu, marschirte in's „Gailthal", nach der Pleckeu, belehrte die Landsleute über die Gefahr, ermunterte sie zum lebhaften Widerstande gegen den Feind des Rechtes und der heiligsten Pflichten, und drängte die Insurgenten am Stramig und Rassfelde zurück.

Die Erbitterung des treuen Landvolkes gegen die welschen Banden, welche die friedlichen Gehöfte überfallen, Vieh und Habseligkeiten geraubt hatten, war grenzenlos.

Die Namen dieser von Vaterlandsliebe beseelten muthigen Schaar mögen die Geschichtstafeln Kärntens verewigen.

Hauptmann Kurzendorfer als Kommandant. Unterkommandant Ausknltant Josef v. Hueber. Unter ihnen dienten als Oberrottenführer: Finanzwachtommissär Friedrich Mößl, dann Albert Baron v. Dickmann; Theodor, Ernst und Hermann Ritter v. More; Julius Ritter v. Rainer; David Voigt, ständischer Bereiter; Anton Hufta, Mediziner; Alfred Graf v. Christalnigg; der pensionirte Lieutenant Peter v. Frankowic; Johann Gaggl, Jurist; Albert Magistris, Kaufmann; Doktor Johann v. Best; Alois Wanggo; Doktor Josef Taurer; Franz Ritter v Wolf; Andreas Neugebauer; Josef Brabofer; Eduard, August und Alexander Gußmann; Baron v. Aichelburg, Eduard Heidenhofer, Dominik Kulinsky, Josef Mayer, Karl Müller, Johann Moser, und Josef Saremba.

Die erste Division Landwehr bekiet „Ponteba" besetzt, alle andern Truppen marschirten gegen „Gemona" und „Udine", von wo aus später die Cernirung „Osoppos" durch die Landwehr und Hrabovsky angeordnet ward.

Das brave Landwehrbataillon litt bei dieser Cernirung viel, denn der Dienst war angestrengt und undankbar. Die Stimde des Kampfes wurde mit Sehnsucht erwartet, erschien aber erst am 8. und 9. Oktober, wobei das Bataillon heldenmüthig focht, und sich besonders durch Tapferkeit und Entschlossenheit Hauptmann von Leitner, Lieutenant Vinzenz Saremba, Lieutenant Schubert mit Feldwebl Mathias Buchacher ausgeichneten und decorirt wurden.

Von hier mußte das Landwehrbataillon zu einer noch schwereren und undankbareren Bestimmung abgehen, nämlich zur Cernirung Venedig's, wo man Tag und Nacht im schweren, so ermüdenden Vorpostendienste, dem Lagunenfieber ausgesetzt, sich nur vor Ueberfällen schützen mußte. Dennoch fanden Einige Gelegenheit durch Umsicht und Entschlossenheit sich hervorzuthun, und wurden öffentlich belobt als: die Kadeten Josepy v. Ohlmayer, August Gußmann, Karl Grabner, Raimund Sterger, Max Josch, Sigmund Graf v. Grottenegg, Gabriel Bucher und Karl Butti; die silberne Medaille 1. Klasse erhielt Expropriis-Cadet Jakob Brumm. (Jetzt alle Offiziere.)

Am Ende war dieses herrliche Bataillon vom Fieber und Cholera fast ganz aufgelöst, die Hälfte todt, und die andere Hälfte hatte die traurige Aussicht an den Folgen dieses Uebels Zeitlebens zu kränkeln.

Man macht sich von den Belagerungen gewöhnlich ganz irrige Vorstellungen, weil die Beschreibungen häufig von der Gegenwart hoher Herrschaften und zahlreicher Ehrengäste erzählen, die Alle die Laufgräben besuchen, sich am Anblick der großen kriegerischen Erscheinungen ergötzen und von dem schönen Schauspiele entzückt nach ihren Wohnungen zurückkehren. Man zieht daraus den Schluß, der Besuch der Laufgräben sey kein besonderes Wagniß. Allein auch von beherzten Besuchern werden diese rasch durchschritten — und den Zuschauern weist man möglichst sichere Stellen an.

Digitized by Google

Es ist somit etwas ganz Anderes, wenn man in den Laufgräben den Dienst hat, und keine Auswahl des Platzes stattfindet.

In den Batterieen vollends läßt sich selten ein Besucher blicken, aber gerade da, in diesen von feindlichen Eisen überschütteten und durchkreuzten Räumen, bleibt so manche große That ohne andere Zeugen als der treuen Gehilfen kleine Zahl — und das eigene Bewußtseyn.

Die Fantasie wird ergriffen durch den Namen Schlacht, und sie läßt Jeden, der sagen kann: „Auch ich war dabei", als einen Helden erscheinen, indeß die oft größeren Mühen und Gefahren der Belagerungen und des Bloladedienstes in der eigenen Armee nicht immer die volle Würdigung finden.

Den Belagerern von „Venedig" aber ist dieselbe von Seite ihres Kaisers in vollem Maße zu Theil geworden. Franz Joseph war im Feldlager, hier hat er seiner Getreuen und des Krieges Bekanntschaft gemacht.

(Werden fortgesetzt.)

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Unter jene Gestirne, wie sie der Verfasser des ersten Artikels in Nro. 8 dieser Blätter so treffend zeichnete, erlaube ich mir noch Einige einzuschalten, welche, wenn auch nicht als Sterne erster Größe, doch auch als freundliche Erinnerungspunkte meinen und vielleicht mancher Collegen Lebensabend erleuchten werden.

Man möge mir ob solcher Zudringlichkeit nicht grollen — habe ich doch oft und offen Kärnten mein unvergeßliches „zweites Vaterland" genannt, und nehme ich noch immer so warmen Antheil an seiner literarischen als anderseitigen Thätigkeit, wenngleich meine Bestimmung mich ferne von dessen Boden hält*). — Eben die dort genannten Namen riefen auch in mir die Tage des aufgehenden Lebens vor die Seele, und es sey mir gegönnt, hier auch meiner Lehrer aus dem herzynischen Walde zu erwähnen.

Vor Allem gehören hieher P. Blasius Bisle und P. Xaver Grüninger, gewiß einer Generation auch wohlbekannte Namen! — Hatte gleich ein anderer und großer Meister im historischen Fache — auch ein Schwabe — mir oft schon Geschichtchen aus der Geschichte erzählt, während er mich auf den Knieen schaukelte, so erinnere ich mich doch deutlich, daß Vorliebe für Geschichtsstudien erst unter Obigen in Klagenfurt erwachte. Nimmer kann ich mich erinnern, welcher von diesen Beiden 1826 starb; aber daß mir ein Collega an der Wiener Hochschule, auch ein geborner Kärntner, diesen Todesfall mittheilte, und ich darüber in der ganzen Vorlesung sehr zerstreut war, da alle Erinnerungen aus Klagenfurt und jener Zeit an meinem Geiste vorüber zogen, und daß mir während dem allerdings originellen, aber oft phantastischen, Vortrage Egger's nur das Bild meines unvergeßlichen Lehrers vor Augen schwebte, erinnere ich mich noch deutlich heute nach dreißig Jahren vielbewegten Lebens. Ja, es sind viet Decennien bald vorüber und ich war wenig seitdem im s. g. Kloster, aber noch würde ich die Zelle finden, wo P. Blasius mir außer der legalen Stunde noch Geschichte erzählte, wie ich auch noch manch' andere mir interessante Zelle finden würde. — Als er übersetzt wurde, trat P. Xaver**) an seine Stelle, und bald darnach ward das System der Klassenlehrer eingeführt, wo dieser mein Professor blieb. Noch erinnere ich mich der aufrichtigen Wonne hierüber, und wie ich mit dieser Nachricht stürmend über die s. g. Schütt nach Hause eilte, um sie meinem Kostherrn und ebenfalls unvergeßlichen (Haus-) Lehrer Franz Böhm, damals noch Berggerichts-Beamten, zu überbringen.

Es geschah dieß damals im Interesse meines schon erwähnten Lieblingsfaches, denn auch P. Emilian Haug, zuerst als mein Classenlehrer bestimmt, bleibt mir um so mehr eine theuere Erinnerung, als er später, als Stiftshofmeister in St. Paul, mir dort unvergeßliche Stunden bereitete. Ebenso steht durch wirdevollen Ernst noch das Bild meines Präsekten P. Johann Bapt. Manhardt, und durch angeborne Freundlichkeit jene des supplirenden seligen Professors P. Meinrad Aman (später Prälaten) noch lebhaft vor meinem geistigen Auge. Was nun aber insbesonders P. Xaver betrifft, verstand er es vor Allen, seine Schüler an sich zu ziehen, und mit ihnen selbst wieder „junger Mensch" zu seyn, eine nie hoch genug zu schätzende Eigenschaft.

Meines Erinnerns war allerdings schon in diesen Blättern die Rede von P. Xaver, aber eben, was mich am meisten bei ihm anzog und was ich auf keiner Lehranstalt sonst fand, war dort nicht berührt: ich meine die Spaziergänge und Partheien mit ihm in den ewig reizenden und ewig neuen Umgebungen von Klagenfurt, wo er uns freundlicher Lehrer und betehnender Freund war. Es wurden dabei (natürlich, wie sich's ergab) alle Kreise des Wissens und der Kunst (er war auch Zeichner und Lithograph) berührt, und so mag er sicher allen meinen Collegen, in welch' Winkel sie auch verschlagen worden seyn mögen — gewiß als vielseitig gebildeter Mann, als Genosse so manchen Spieles und als Freund Aller eine hehre Erinnerung bleiben!

Wie zweckmäßig aber solch' praktischer Umgang mit Schülern ist, zeigt nicht nur der Enthusiasmus der Jugend für solche Unternehmungen selbst, und die besondere Liebe für solche Professoren, wie z. B. Anker, Best, P. Ulrich Spekmoser in Gratz*), sondern auch der Nutzen hieraus, da nicht ich allein, sondern so viele meiner Collegen eben durch solche Wanderungen mit Hammer und Compaß, Spaten und Luppe eifrige Jünger der Naturwissenschaften wurden, wozu nur die Ausflüge mit Obigen Veranlassung gaben.

Wenn ich an all' diese Männer denke, ziehen die Lebensbilder aus schöner Vergangenheit vor meine so schwer geprüfte Seele, und ich finde Trost nur in den Erinnerungen, welche eben gedachter Aufsatz in Nro. 8 der „Carinthia" wieder erneuerte. Ohne mir anzumaßen, diese Zeilen als Fortsetzung desselben in merito zu liefern, will ich sie nur der Form wegen so nennen, und meine noch lebenden Collegen im schönen Kärntner-Lande damit an mich und unsere Zeiten erinnern. Was aber alle die Genannten betrifft, schließe ich diesen Ausdruck jugendlicher Wonne und theurer Erinnerungen mit den Worten des mir unbekannten aber verehrten Verfassers obigen Aufsatzes, herzlich und innig: Gott habe Euch selig, unvergeßliche Lehrer!

J. C. H.

*) Der Verfasser studirte 1818 bis 1820 in Klagenfurt und verlebte später im Lavanthale meist seine Ferien.

**) Nicht zu verwechseln mit P. Xaver Kienreich aus Gratz, Collegen und persönlichem Freunde des Verfassers.

*) Ersterer Professor der Mineralogie am s. k. „Joanneum" in Gratz und selbst Schüler des großen Mohs, welcher das System praktischer Anschauung durch Ausflüge mit seinen Zuhörern ebenso durchführte wie Best, Professor der Botanik dortselbst, auf den Kärnten immer stolz seyn kann. Ulrich Spekmoser, bekannt als Luviler, Philolog und später Botaniker, war gewöhnlich Mentor bei den jährlichen Partheien auf den „Schlet" und starb als Direktor des Marburger-Gymnasiums auch allgemein betrauert.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 15. Sonnabend, den 12. April. 1856.

Ein Klostergast.

Gar stolze Last auf prächt'gem Boote
Trägt heute Ossiach's weiter See,
Es gleißt der Sammt, der purpurrothe,
Die Segel strahlen weiß wie Schnee.
In goldbetreßter Ritter-Runde
Sitzt Kaiser Karl mit düstrem Blick,
Das treue Kärntner-Land zur Stunde
Ist sein Asyl im Mißgeschick.

Er trägt in seiner Brust zertrümmert
Das alte deutsche Kaiserreich,
Denn seine Kronen, hellumschimmert —
Der kühne Sachse macht sie bleich.
Nun eilet er auf Wellenbahnen
Nach Villach, der getreuen Stadt,
Wo er, bewehrt mit Parisanen
Die Bürgerschaft zum Schutze hat.

Schon sinkt die Nacht. Vom Himmelsbogen
In Donnern spricht der Herr der Welt,
Und in den schaumgekrönten Wogen
Verlöschen Blitze ungezählt.
Da tritt im Schifflein vor den Kaiser
Andreas, Ossiach's frommer Abt:
„Ach! daß Ihr Euch, mein Herr und Kaiser,
„So elendlich bei uns gehabt."

„„Nicht alle, Mönch. Wir kennen nimmer
„„Zähnttappernde Sutpiria*),
„„Gewohnt sind Wir an Sturm und Trümmer,
„„Und zittern nicht, sind sie uns nah;
„„Und diesem Haupt, das, freierhoben,
„„Durch List, Verrath und Schlachten ging,
„„Sind Donner, Blitz und Sturm und Toben
„„Ein gar verächtlich kleines Ding.

„„An's Ruder greif' ich kühn und muthig,
„„Verlaßt euch d'rauf, ich stoß' an's Land,
„„Mit Händen nachenwell und blutig
„„Zertheil' ich noch des Aufruhrs Brand.
„„Und ob sich eine Welt verschworen
„„Mit Dämonsmächten wider mich,
„„Zum Ziel, das scharf mein Geist erkoren,
„„Gelang' ich dennoch sicherlich.""

Es fährt das Schiff durch Wasserschlünde
Getreu die kaiserliche Hand,
Erspegend an des Bach's Gemünde
Den heißersehnten Seestrand.
Doch als durch aufgerißne Schleier
Der volle Mond erglänzet klar,
Da bietet Ossiach's Gemäuer
— Nicht Villach's Wall — dem Blick sich dar.

Der Kaiser staunt. Ein ernstes Sinnen
Belastet ihm die Seele schwer:
„„So trug mich denn der Sturm von hinnen,
„„Erkämpf ich denn mein Ziel nicht mehr?
„„Da, nehmt mein Schwert. Euch anbefohlen,
„„Bin ich als Gast für diese Nacht —
„„Wir haben heut' hinweggestohlen
„„Uns aus der Weltgeschichte sacht.

„„O Kloster, in dem Sturm der Zeiten
„„Ein sich'rer, trostbereiter Port,
„„Nimm auf auch mich, den Gramgeweihten,
„„Als gern begrüßter Ruheort.""
Und in die matt erhellten Hallen
Der Kaiser tritt mit bitt'rer Lust,
Das Auge schwimmt, die Thränen fallen —
Denkt er der Zukunft zu Sanct Just?

Wolfsberg.

Friedrich Pichler.

*) Gedichte des Abtes Andreas Hafenberger. Sieh H. Hermann's „Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten." II. Band, 2. Heft. Seite 796.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Maximilian Freiherr von Rebbach und Karl Graf von Richtenberg.

Diese Rubrik enthält nicht blos die Portraite hervorragender Menschen, origineller Charaktere, treue Copien einzelner auffallender Physiognomien, Schilderungen überraschender Züge und seltener Schicksale, sondern vor Allem auch die Gemälde der Schlachten, in deren Vordergrunde, wie auf jenen der Niederländer, einzelne Gruppen und Heldenfiguren sich gestalten, an denen wir Söhne der Heimath erkennen und bewundern. Das Ausnahmsweise dabei ist, daß jene, welche wir vorführen, nicht als Ausgeburten der Fantasie, sondern als authentischen Berichten treu nachgebildet erscheinen.

In die Vorderreihe dieser Heroen — wir reden nicht von den Zeiten des dunklen Mittelalters, auch nicht von den

Digitized by Google

Türkenkämpfen, sondern von jenen der jüngstvergangenen Zeit — gehören vorzüglich die zweier Geschlechter des Gailthales: der Rehbache und Aichelburge. Die Rehbache waren früher zu Möderndorf, dann zu Mondorf gesessen. Sie gehören in die Zahl jener Arelicher, welche im siebzehnten Jahrhunderte, nach dem Abkommen oder der Auswanderung so vieler heimatlicher Geschlechter, theils aus Tirol, Salzburg, dem Venetianischen, mitunter auch aus Krain und Oesterreich einwanderten. Wir halten nicht ohne Grund sie für ein Geschlecht aus Tirol, welches rein katholisch und mit wenig begüterem Adel reich versehen, eine große Zahl desselben in die Nachbarprovinzen abgab.

Bereits im Jahre 1639 finden wir die Rehbache in der kärntnerisch-ständischen Matrikel, und ein Jahrhundert darauf in den Freiherrenstand erhoben.

Maximilian Freiherr von Rehbach nahm bereits unter Eugen von Savoyen Dienste in der österreichischen Reiterei und focht sowohl in dem Kriege wegen der polnischen Königswahl am Rhein, als auch im Türkenkriege. Die Thronbesteigung Maria Theresiens weckte Oesterreich von allen Seiten Feinde, und Rehbach hatte Gelegenheit, sein Schwert für die Monarchie in den darauf folgenden ununterbrochenen Kriegen zu ziehen. Im Jahre 1745 wurde er Oberstwachtmeister bei „Luchese" und den 26. Juli 1752 Oberst und Commandant des Cürassier-Regiments „Prinz Birkenfeld". Als solcher machte er die Feldzüge gegen König Friedrich II. von Preußen mit, und wurde das Jahr darauf wirklicher k. k. Kammerherr. In der ewig denkwürdigen Schlacht von Kollin, am 18. Juni 1757, welche die in der Hauptstadt Böhmens eingeschlossene Armee und, man kann sagen, Oesterreich rettete, stand er bei der Reserve des rechten Flügels, gegen welchen der König die wüthendsten Angriffe richtete, dessen Ueberwältigung ihm den Sieg und damit den größten Theil der Monarchie verschafft hätte. Rehbach bemerkte in diesem gefahrvollen Augenblicke, daß das vor ihm im Gefechte befindliche Dragoner-Regiment „Württemberg" (jetzt „Kaiser Franz Joseph" Nro. 3) beträchtliche Lücken habe, die dem Feinde es möglich machen könnten, dasselbe zu vernichten, und dann den rechten Flügel zu werfen. Ohne langes Bedenken warf sich Oberst Rehbach mit seinen Kürassieren in jene Oeffnung und attakirte den Feind jetzt mit solchen Ungestüm, daß derselbe geworfen und der preußische General Dreskow gefangen wurde. — Kaum war die Gefahr des Augenblicks vorüber, als frische Truppen vorrückten. Rehbach attakirte den Feind zum Zweitenmale und schlug ihn wieder zurück. Bei diesem Angriffe erhielt er drei Schußwunden, wovon Eine durch den Schenkel ihm das Sitzen zu Pferde äußerst schmerzhaft machte. Auch sein Pferd wurde durch zwei Kugeln am Kopfe, und von Einer am Kreuze blessirt. Doch ungeachtet seiner Wunden commandirte er sein Regiment, bis spät in der Nacht die Schlacht endete, hieb noch sinnmal auf den Feind ein und war jedes Mal Sieger*). In Folge dieses ausgezeichneten Verhaltens wurde Rehbach am 22. Juni 1758 zum Generalmajor befördert, und da er in der nächstlichen Schlacht am 14. Oktober 1758 bei „Hochkirch", in welcher König Friedrich überfallen und geschlagen wurde, sich neuerdings auszeichnete, aber auch wieder verwundet wurde, erhielt er durch das Ordenskapitel vom 4. Dez. desl. J. das „Theresien-Kreuz." — In der denkwürdigen Schlacht bei Maxen, am 20. November 1759, welche das ganze Korps des preußischen Generals Fink mit noch

*) Kriegsscenen als Beispiele des Feldrienstes. Von Joh. B. Schels. Pesth. 1843. 2. Band, Seite 70 und 71 — entnommen aus dem k. k. Kriegsarchive.

acht Generalen und beinahe 15,000 Mann zu österreichischen Gefangenen machte, drang Rehbach, nachdem er kurz vorher den vorzüglichsten Antheil an dem Siege bei „Meissen" errungen, an der Spitze der ersten Colonne auf die Preußen ein. — In der Schlacht bei „Liegnitz", wo des Königs Hand den Helden Lauden, welcher mit seinem Korps es mit der ganzen feindlichen Armee aufnahm, schwer traf, erhielt Rehbach seine fünfte Wunde in diesem Kriege*). — Nach dem Hubertsburger Frieden trat er, nach dreißig Jahren und so vielen erhaltenen ehrenvollen Narben, in den Ruhestand und lebte theils zu „Mondorf", theils an der Seite seines Bruders Leopold, kärntnerisch-ständischen Verordneten zu Klagenfurt.

Karl Freiherr von Rehbach focht ebenfalls mit Auszeichnung in den Reihen der k. k. Armee während der Franzosenkriege, wurde Stabsoffizier, und zum Lohne seiner Dienstleistung nach dem Lüneviller Frieden Second-Wachtmeister bei der k. k. ersten Arcieren-Leibgarde.

Wir wenden uns nun zu den Aichelburgen, deren seit dem fünfzehnten Jahrhunderte viel genannten Geschlecht besonders unter Kaiser Maximilian I. seine Auszeichnung und sein Wappen erhielt. Dieses ritterliche Geschlecht, welches durch Körperkraft und Muth sich seines kaiserlichen Gönners würdig zeigte, und dessen Stammburg „Aichelburg" und Valvasor (1688) als im „Gailthale" mitten im Walde auf einem hohen Berge, damals noch bewohnbar, mit hoher Ringmauer, zwei Thürmen und einer Auszugsbrücke versehen abbildet, theilte sich in die Linien „St. Stephan", „Bichlhof" und „Bodenhof", von welchem Sitze uns Valvasor ebenfalls ein Bild liefert, und zerfiel in den gräflichen und freiherrlichen Ast. Leider besitzen wir weder eine vollständige Genealogie noch geordnete, urkundlich und historisch ausgestattete Ahnentafeln dieses Hauses. Ohne uns daher dermalen in die frühere Geschichte desselben vertiefen zu wollen und bloße Bruchstücke zu geben, nehmen wir die vorzüglichsten Lebensmomente eines Aichelburg zum Gegenstande unserer aktengetreuen Schilderung, welcher der neuesten Zeit angehörte, und in deren Geschichte er eingriff. —

Karl Graf v. Aichelburg nahm schon als Jüngling in dem k. k. Dragoner-Regimente „Savoyen" Dienste, und rückte bei Ausbruch des Türkenkrieges im Jahre 1788 zum Oberlieutenant vor. Das Regiment stand in einzelnen Abtheilungen an den Engpässen Siebenbürgens, indem nach Laudon's Kriegsplan ein von dem Dniester bis an das adriatische Meer reichendes Cordonsystem in Ausführung kam. Die Türken fanden es daher angemessen, die so weit gedehnte Linie der Kaiserlichen verschiedentlich mit Uebermacht anzugreifen, und mitunter gelang es ihnen sie zu durchbrechen. Ein solcher Angriff fand am 19. Juli 1788 an der sogenannten „Römerschanze" am Ausgange von Siebenbürgen nach der Walachei Statt. Nicht weniger als 3000 Türken zu Pferd und 1500 Mann zu Fuß machten auf die wenige in der Schanze stehende Mannschaft einen wüthenden Angriff, bemächtigten sich der darin befindlichen drei Kanonen und nahmen den Rest der Infanteristen gefangen. Auf das Verlangen des herbeieilenden Postencommandanten, Major Jelcuschitz, welcher sich mit seiner noch übrigen mehr rückwärts stehenden Abtheilung dem sichern Verderben preisgegeben und den Einbruch des Feindes nach Siebenbürgen bevorstehend sah, sen-

*) Neue genealogisch-historische Nachrichten. Leipzig. Von 1739 bis 1769 an den betreffenden Stellen, wo sein Name in den Relationen ausdrücklich genannt wird.

Digitized by Google

dete ihm der Major Graf v. Savoyen den Oberlieutenant Grafen v. Aichelburg mit einem im Augenblicke nur disponiblen Zug der Majors-Escadron zur Unterstützung. Aichelburg, ohne sich nur einen Augenblick zu bedenken, stürmte vor, zog im Vorrücken noch einen ihm gerade auffstossenden Zug von Szekler Husaren an sich, und griff den Feind mit solcher Entschlossenheit an, daß er ihn trotz seiner mehr als zehnfachen Uebermacht in Schrecken setzte, zerstreute, verfolgte, ihm die drei Kanonen wieder abnahm und mehrere Gefangene befreite. In der Zwischenzeit konnten sich die verschiedenen Abtheilungen der Kaiserlichen in Verfassung setzen und vorrücken, so daß die Schanze wieder vollkommen besetzt, und so der Eingang nach Siebenbürgen wieder verschlossen wurde. Kaiser Joseph II. ernannte Aichelburg zum überzähligen Rittmeister, die Mannschaft erhielt 50 Dukaten als Ehrengeschenk, und Ersterer in dem zunächst darauf abgehaltenen Ordenskapitel das Maria Theresienkreuz*).

Aichelburg, von dem Regimente mit Vertrauen und von der Mannschaft mit treuester Ergebenheit und Anhänglichkeit beehrt, blieb fortan bei demselben, wurde Major, Oberstlieutenant, und dann vor Ausbruch des Krieges vom Jahre 1809 Oberst mit Regimentscommandant. In dieser langen Periode hatte das Regiment das eigene Schicksal, fast immer in seiner Station zu bleiben, während die Franzosenkriege am Rhein und in Italien tobten. Es entging ihm daher die Gelegenheit zur Kriegsübung und Auszeichnung, und es mußte sich begnügen, größtentheils im Cordondienste an der türkischen Grenze und sonst wo verwendet zu werden. Aichelburg erkannte ganz die große Aufgabe des Kampfes, den Oesterreich nach so vielem erlittenen Unglücke und Schwächung an Mitteln und Menschen gegen das mit Napoleon verbündete halbe Europa unternahm. Die Mannschaft und Pferde wurden, so gut es ging, im Winter von 1808 auf 1809 eingeübt, und wenn auch nicht vollzählig doch voll des Muthes rückte das Regiment bei Beginn des Frühjahres 1809 in's Feld. Der Marsch ging durch Ungarn, der Drau und Save zu, und bereits in den ersten Tagen des Aprils traf das Regiment bei dem neunten unter dem F. M. L. Ignaz Giulay, Banus von Croatien, im Savethale stehenden Armeekorps ein, um unter dem Erzherzoge Johann, k. H. den Feldzug nach Italien zu eröffnen. Mit demselben durchzog Aichelburg an der südlichen Grenze am 11. April über „Tarvis" sein Vaterland und folgte über den „Predil" den Vortrabe nach Italien. „Savoyen" formirte mit dem Dragoner-Regimente „Hohenlohe" eine Brigade unter G.M. Hager, und dieselbe kam am 16. April 1809, an dem heißen Schlachttage von „Sacile", in's Gefecht. „Hohenlohe" griff zuerst die feindliche Reiterei an, welche dem rechten Flügel in die Flanke fallen sollte, wurde jedoch durch Ueberflügelung zurückgedrängt; „Savoyen" stürmte nun in die feindliche Seite und entschied das Gefecht zum Vortheile der Oesterreicher. Der Feind, geworfen, floh nach „Sacile" und verlor an die nachstehende Reiterei eine Menge Gefangener. Bis an die „Esch" ging der Siegeslauf, und Aichelburg hatte Ursache mit seinem Regimente zufrieden zu sein. Die unglückliche Schlacht bei „Regensburg" jedoch vereitelte die bisherigen Hoffnungen; die italienische Armee trat den Rückzug nach den Erbstaaten an. Auf demselben, am 8. Mai Abends, als die Truppen in's Lager rückten, stürzte vom Feinde, der „Castelfranco" besetzt hatte, eine starke Truppe Cavallerie hervor. General Hager rückte eiligst mit den Dragonern und einem Cavallerie-Geschütz herbei, und warf den Feind, der bei 300 Mann an Todten und Verwundeten liegen und 150 Pferde zur Beute ließ. — Schon in der folgenden Nacht, nachdem die Armee sich hinter der „Piave" gesammelt hatte, setzte der Feind über den Fluß, besonders die Reiterei, von welcher bereits am frühen Morgen des 9. Mai sechs Regimenter diesseits standen. Es galt nun, dem Feinde den vollen Uebergang zu verwehren, und daher diese zurückzuwerfen. F. M. L. Baron v. Wolfskehl, einer der Tapfern des Krieges vom Jahre 1799, welcher im Jahre 1801 die Auszeichnung des „Theresien-Kreuzes" erlangt hatte, commandirte die Reiterei des 9. Korps, bestehend in der Brigade „Hager" und den beiden Husaren-Regimentern „Ott" und „Frimont". Er stellte sich rechts von „Campana" in der Ebene auf, fanonirte den Feind, der hinwieder mit seiner weit zahlreicheren und schwereren Artillerie Tod und Verderben in den Reihen verbreitete. Baron v. Wolfskehl, dadurch beunruhigt, erbat sich vom Erzherzoge wiederholt die Erlaubniß zum Einhauen, die er jedoch, da noch die Brigade „Colloredo" im Anzuge war, nur für den Fall erhielt, wenn sich vor deren Eintreffen eine günstige Gelegenheit ergeben würde. Als die feindliche Reiterei, gleichfalls durch das Geschützfeuer beunruhigt, schnell vorritt, glaubte Wolfskehl keinen Augenblick mehr zögern zu dürfen, ließ zum Angriff blasen, und stürzte sich mit seinen vier, der Uebersflügelung wegen in einer Linie aufmarschirten Regimentern auf den mehr als doppelt so starken Feind. Die erste Linie desselben wurde geworfen, die zweite nahm jedoch diese auf, und nun entstand ein wüthendes Handgemenge, welches über eine halbe Stunde dauerte, aber sich immer mehr nach rückwärts wälzte. Aichelburg, im Vorgefühle eines unglücklichen Ausganges, beschwor seine Reiter, Alles daran zu setzen, und mit dem Ausrufe: „Wenn Ihr weichet, so ist dieses der letzte Tag meines Lebens!" stürzte er sich auf den Feind. Mit Wunden bedeckt fiel er, um bald darauf zu verbluten; Wolfskehl hielt an dem Thore einer Cassine, bittend, drohend und mit hohem Heldenmuthe fechtend, um die Seinen aufzuhalten und wurde von einem feindlichen Lancier durchstochen; General Reisner von der Artillerie und General Hager wurden gefangen, und 15 Kanonen, wovon die Bedienung größtentheils niedergehauen war, dem Feinde überlassen, welcher der Reiterei die „Conegliano", in der Meinung, dort das Hauptquartier aufzuheben, gefolgt war. Der Erzherzog fand in der Mitte der tapfern Grenadiere, wie nachhin bei „Raab" Sicherheit; die österreichische Infanterie unter dem heldenmüthigen Colloredo machte beiderseits Front und beschoß die feindlichen Reiter, und F. M. L. Frimont warf dieselben mit zwei Grenzbataillons zurück; indessen die Schlacht war verloren, und man war nur im Stande, den Feind von fernerer Verfolgung abzuhalten, wozu die am linken Flügel gestandenen „Erzherzog Joseph Husaren", welche unter Oberstlieutenant Geramb mehrmals glücklich attakirten, und die Grenadiere am meisten beitrugen*).

So starb unser Landsmann, wenngleich nicht wie Epaminondas nach errungenem Siege, doch wie Leonidas im Kampfe gegen die Uebermacht.

Wir kennen zwar nicht die Stelle, wo seine Asche ruht; aber sein Andenken bleibe von uns geehrt!

*) K. k. Oesterreichisch-Militärische Zeitschrift. Jahrgang 1844, Seite 74.

*) Quellen dieser Darstellung: Das Heer von Innerösterreich im Jahre 1809; von einem Offizier des k. k. General-Quartiermeister-Stabes desselben. Leipzig bei Brockhaus, 1817. — Kriegsthaten von Schels, wie oben. — Der Feldzug in Italien, von Schels, — und der Bericht von mehreren Augenzeugen.

Digitized by Google

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 12.)

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
Im Flußgebiete der Glan.			
Klagenfurt, als Bergleichungsort	1421	Tr.	Alluvial- u. Diluvial-Schotter.
Mairitz, SO. v. St. Veit . .	1854	L.	Diluvial-Schetter.
Hoch-Osterwitz, Hof in der Burg	2299	L.	Guttensteiner Schichten (Trias-Dolomit).
Meierhof Osterwitz, am Fuße der Burgfelsen . . .	1849	L.	Diluvial-Schotter.
Latschach, Dorf W. am Längsee	1906	L.	Diluvial-Lehm.
Längsee bei St. Georgen, See-Ufer	1695	L.	Torfmoor.
Stuttern, Brücke am Bache südlich vom Orte . . .	1552	L.	Diorit.
Im Flußgebiete der Mettnitz und Gurk.			
Olsa-Fluß bei Olsa nächst Friesach, Hochofenplatz . .	2047	L.(2)	Alluvium.
Friesach, Kirche	2001	Tr.	„
„ Post	2012	K.	
Gurk-Fluß bei Zwischenwässern, Einfluß der Mettnitz .	1950	L.	Thonglimmerschiefer.
„ „	1917	P.	
„ „	1915	H.	
„ bei Treibach, Hochofenplatz	1907	L.	Alluvium, daneben Diluvial-Terrassen. Guttenstein. Schichten.
„ bei Pölling, Brücke . .	1774	L.	
„ „	1674	H.	
„ bei St. Johann a. Brückel, Einfluß der Görtschitz .	1537	L.	Alluvium.
„ „	1603	P.	
„ bei Freudenberg, Eisenwerksplatz	1373	L.(2)	„
„ bei Szaun an der Poststraße, Brücke	1305	L.	„
„ „	1365	H.	
Krauping, O. von Friesach, Gasthaus	2783	L.	Amphibolschiefer im Glimmerschiefer.
Althofen, oberer Markt, Kirchplatz	2248	L.	Kreidemergel auf Grauwackenkalk u. Schiefer.
„ Kirche	2246	Tr.	
„ Cafearienberg, Kapelle .	2376	L.	Kreide- (Hippuriten-) Kalk.
Speckbauerhöhe, zwischen Althofen und Guttaring .	2920	L.	Tertiäre (eocene) Nummuliten-Schichten.
Guttaring, Marktplatz . . .	2047	L.	Alluvium.
Silberegg, Schloß	1982	L.	Diluvial-Schotter.
St. Martin am Krappfeld, Kirche	2064	L.	Kreidemergel u. Kalk.
Passering, Wirthshaus am Silberbach	1800	L.	Diluvial-Conglomerat.
Mannsberg, Brunnen im Schloßhofe	2270	L.	Kreidekalk auf Guttensteiner Schichten.
Granitegel, NW. v. St. Johann am Brückel	2685	L.(?)	Werfener Schichten (Triasroste Sandsteine).
Klein St. Veit, SO. v. St. Johann am Brückel	1557	L.	Diluvial-Schotter.
Zensberg, NO. v. St. Georgen am Längsee, Krennbauer	2289	L.	Kreidemergel.
Laken unterm Steinbruchkogel, N. von Freudenberg .	3004	L.(?)	Grauwackenkalk und Schiefer.
Kristofsberg, NO. v. Freudenberg	2835	L.(?)	Grüne Amphibolschiefer der Grauwackenformation.
Geitschach, SO. von Freudenberg, Torfstätten . . .	1412	L.	Torfmoor.
Ottmanach, Kirche	1991	L.	Diluvial-Schotter.

(Werden fortgesetzt.)

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung von Nro. 13.)

Aus der am 1. April 1856 in Wien abgehaltenen Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Herr W. V. Lipold machte eine Mittheilung über das Vorkommen der krystallinischen Schiefer- und Massengesteine im südöstlichen Theile von Kärnten. Als Fortsetzung der krystallinischen Schiefer des Koralpen-Gebirgsstockes am linken Drau-Ufer treten krystallinische Schiefer auch am rechten Drau-Ufer auf, und setzen die Gebirge zwischen der Drau und Mies bei Guttenstein, Polana und Bleiburg zusammen. Der größte Theil derselben besteht aus krystallinischem Thonschiefer (Thonglimmerschiefer), unter welchem östlich bei Guttenstein Gneiße und Glimmerschiefer zu Tage kommen. In dem Gneiße erscheinen bei Guttenstein Gänge von turmalinreichem Granit und in dem Urthonschiefer bei Prävali und St. Daniel Gänge von grauem Porphyr. Krystallinische Kalke, Amphibolschiefer und grüne Schalsteinschiefer (Diabasschiefer) sind den Gneißen und Thonschiefern sehr untergeordnet eingelagert.

Am südlichen Fuße des Kalkstein-Gebirgszuges, welcher in Süd das Hügel- und Flachland Unter-Kärntens vom Ursulaberg an über die hohe Petzen, den Obier-Berg u. s. w. begrenzt, erscheinen krystallinische Massen und Schiefergesteine, welche von denen der Kor- und Sau-Alpe wesentlich verschieden sind. Das Smrekouz-Gebirge an der steiermärkischen Grenze südlich von Schwarzenbach besteht aus pyrogenen Gesteinen, deren eruptive und zwar vulkanische Natur durch vorfindige Basalte mit Olivin, durch Diorite, verschiedene Wacken, Tuffe und trachytähnliche Gesteine dargethan wird. Vom Javorizagraben südöstlich von Schwarzenbach an bis zur Schaida in Ebriachgraben westlich von Kappel erscheint in der Richtung von Ost nach West in einem Raum 500 — 1000 Klafter breiten Streifen in der Längenausdehnung von 5 Meilen ein grobkörniger Granit mit rothem Feldspath als ein eruptives Massengestein, dessen Emporbringen frühestens in die Triasperiode fällt. Er geht an seiner nördlichen Begrenzung in feinkörnigen amphibolreichen (hyenitischen) Granit und dieser in Diorit über, welcher ihn an seiner ganzen Streichungsrichtung begleitet. An seiner südlichen Begrenzung begleiten den Granit größtentheils zunächst feinstarzige Gneiße und Glimmerschiefer und weiters fehr grobstarzige und großkörnige Gneiße mit weißem Orthellas und mit vieler Hornblende als Uebergemengtheil.

Endlich findet man an der nördlichen Abdachung der Kalkgebirge der Koschutta, Selenija, Steu, Vertatscha u. s. f., welche südlich von Zell im Winkel, und von Windischbleiberg die Grenze zwischen Kärnten und Krain bilden, an mehreren Punkten und zwar am Mersla-Sattel, an der Dojak- und Meierten und zwar am Mersla-Sattel, an der Dojak- und Meierten Alpe, am Loibl, am Erjauza-Sattel, an der Ogriß- und Matschacher-Alpe u. m. a. stets nur in geringer Ausdehnung pyrogene Gesteine, welche theils in den Gailthaler-Schichten, größtentheils in den alpinen Triaskalken, aber auch noch in den Dachsteinkalken zum Vorschein kommen. Es sind Diabase, Aphanite und Diabas-Tuffe, deren Auftreten und Verhalten gegen die sie begrenzenden Kalke ihren eruptiven Charakter erkennen läßt, und deren metamorphosirende Einwirkung auf das Nebengestein mehrfach beobachtet werden kann, und ihre pyrogene Natur beweiset.

Schließlich wies Herr Lipold darauf hin, welchen Einfluß die Eruptionen der eben genannten pyrogenen Gesteine auf die Hebung, Theilung und Richtung der alpinen Kalksteinformationen im südöstlichen Kärnten genommen haben.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 16. Sonnabend, den 19. April. 1856.

Ahasver.

Weh mir! durch diese Welt zu irren
Gepeitscht von stetem Wanderdrang,
Indeß, von keiner Sehnsucht bang,
Viel' Tausende den Taudensang
Zufriedenen Behagens girren!

Wie manche Hand mag leicht ergreifen
Des sichern Strebens gold'ne Frucht!
Ach! wehe dem, der ewig sucht —
Und — ohne Ziel, auf ew'ger Flucht
Durch die Unendlichkeit muß schweifen.

Jahrhunderte sah ich erbleichen,
Und manches Abendroth verspröh'n,
Und manchen Lenz sah ich verblüh'n —
Doch auf Ruinen pflanzt sein Grün
Das Leben stets als Siegeszeichen!

Es stürmte mit gellem Flügelschlagen
Der raubbegier'ge Vogel: Zeit
Vorbei an mir, und kreischt und schreit —
Und scheut mich — o Unsterblichkeit
Um deinen Fluch mit mir zu tragen!

In meinem Blicke loht Verlangen,
O Ruhe! heißersehnte Braut!
Der meine Seele angetraut —
O Nacht! auf die kein Tag mehr graut!
Soll ich dich ewig nie umfangen? —

Zerstörung! führ' den Hochzeitsreigen
So stürmisch, daß die morsche Welt
Vom Leidensrufe nur durchgellt
Vor wilder Lust in „Nichts“ zerschellt —
Laß schweigen mich im Todesschweigen!

Den Holzstoß trag' ich dann zusammen,
Und blickend auf das Riesengrab,
Werf' ich die läst'ge Bürde ab,
Das Bündel und den Wanderstab,
Mein „Ich“ ertränkend in den Flammen.

Ernst Ahnert.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung von Nro. 14.)

Die Schlacht von Lucia.

Carlo Alberto machte am 5. Mai eine starke Rekognoscirung gegen „Rivoli“ an der obern „Etsch“ und schien hier einen ernstlichen Angriff vorzubereiten; allein dies war nur ein Scheinmanöver, denn am 6. Mai entfaltete er seine ganze Macht, um unser Centrum bei Lucia zu durchbrechen.

Die Kräfte waren ungleich, der König bewegte 45,000 Mann und 66 Kanonen concentrirt gegen unsere Stellung, während dem wir zusammen kaum 40,000 mit 50 Geschützen auf allen Punkten von „Tombetta“ bis „Rivoli“ zählten, und die getreue — Stadt Verona im Rücken hatten. — Die Stadt Verona ist am Fuße der letzten Ausläufer der Tirolerberge in der Mitte einer von der „Etsch“ gebildeten Curve gebaut. Das am rechten Etschufer flache und ebene Terrain erhebt sich allmählig zu einem scharfabfallenden Rideau, das halbmondförmig von der „Etsch“ bis wieder zur „Etsch“ geht, und eine kleine Wegstunde vor „Verona“ ist; nämlich die Endpunkte dieses Halbzirkels treffen oberhalb und unterhalb „Verona“ mit den Endpunkten der von der „Etsch“ gebildeten Curve zusammen.

Die Hauptpunkte dieses Rideau sind die Dörfer „Chievo“ an der obern „Etsch“, dann „Croce bianca“, „St. Massimo“, „Lucia“, „Tomba“ und „Tombetta“ an der untern „Etsch“. Von allen diesen Orten führen gute Straßen nach dem vorliegenden Gebirgsstock, auf welchem die Piemontesen ihre stark verschanzte Position hatten.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß „Lucia“ der Schlüßel der Stellung ist — denn es ist das Centrum der Stellung, die Ebene schließt sich auf, und die schönste Strasse führt nach „Verona“.

Auf diesem Rideau, in allen Dörfern waren unsere Truppen aufgestellt, deren Zahl aber mit der großen Ausdehnung, die eine deutsche Meile beträgt, in keinem Verhältnisse stand. Man hatte daher die Zugänge zu unserer Stellung durch Verhaue verstärkt, die Kirchhofs- und Gartenmauern crenaillirt, was sich im Laufe des Gefechtes als sehr vortheilhaft zeigte.

Bei „Croce bianca“ stand d'Aspre und hielt „Chievo“ und „St. Massimo“ besetzt, zu „Lucia“ war Wratislaw und besetzte noch „Tomba“ und „Tombetta“; so waren die beiden Corps vertheilt.

Am 6. Mai um 7 Uhr Früh sah man den Feind von seinen Höhen herabsteigen, und sich in starken Kolonnen in gerader Richtung auf unsere Stellung bewegen. Seine Absicht war keine andere, als unser Centrum zu sprengen und viel-

Digitized by Google

leicht mit uns zugleich nach „Verona“ zu bringen — wenn das nicht ganz gelang, wenigstens uns in die Festung zu werfen, dann zu belagern und auszuhungern.

Gegen 9 Uhr Vormittags begann eine lebhafte Kanonade, und bald darauf avancirte die piementesische Schlachtlinie mit dem Rufe „Eviva Carlo Alberto“! „Eviva Italia!“ — allein eine gut placirte österreichische Batterie brachte sie zum Halten und zum Schweigen.

Inzwischen drang General Bava gegen „Lucia“ vor, das die Brigade Straſoldo vertheidigte, nämlich das 10. Jägerbataillon und ein Bataillon Sigismund.

Bava ließ „Lucia“ durch die Brigade Aoſta stürmen, aber Oberst Koppal mit zwei Compagnien Jäger behauptete den Friedhof mit ausgezeichneter Standhaftigkeit, indessen der Rest der Brigade während einem dreistündigen Gefechte Haus für Haus vertheidigte, und erst, nachdem ihre Munition verschossen war, den Rückzug antrat.

Den nachdringenden Feind brachte das hinter dem Dorfe aufgestellte Grenadierbataillon Danton und die Division Prohaſka, die unter dem majestätischen Hauptmann Caſpari im Schnellschritt aus „Verona“ herangezogen wurden, zum Stehen.

Der Zuruf der Piemontesen: „Kommt Brüder unter unsere Fahnen“ beantworteten jene italienischen Grenadiere mit einer Salve und der Antwort „vorwärts“ mit dem Bajonnete, und vereint mit den Kärntnern und Oberösterreichern wurden die theuer erkauften Positionen dem Feinde entrissen. So wogte der Kampf bis Nachmittag, der Ort wurde genommen und wieder genommen, da eine zweite Brigade den Piemontesen zu Hilfe kam.

In diesen blutigen heißen Stunden, die ich zu den schönen meines Soldatenlebens zähle, in welchen das 10. Jägerbataillon unter Koppal, die Grenadiere unter Danton, die Italiener von Sigismund unter Blitz, die Gepperts unter Leizendorf, die Division Prohaſka unter Caſpari, wovon die 12. Compagnie unter mir, die 11. unter Hauptmann Sedern stand, an Muth und Tapferkeit wetteiferten, machte Bava keine weitern Fortschritte, obschon der König in Person mit der Gardebrigade in die Schlachtlinie zog, und durch sein eigenes Beispiel die Soldaten belebte.

Auf unserem rechten Flügel hielt d'Aſpre wacker Stand, General Broglia griff die Dörfer „St. Maſſimo“ und „Croce bianca“ mit Ungestüm an, diese vertheidigten die Generale Fürst Friedrich Liechtenſtein und Taxis mit aller Energie und Standhaftigkeit, als aber im entscheidenden Momente d'Aſpre einige Geschütze demaskirte und Kartätschen in die feindlichen Massen warf, da war die Verwirrung allgemein, die braven Ungarn von Franz Karl stürmten (hier war noch Damjenich dabei), und das piemontesische Corps ward förmlich gesprengt.

Während dieser Zeit war Graf Clam vom linken Flügel, der in „Demketta“ stand, in der Ueberzeugung, daß er hier keinen Angriff zu besorgen hatte, mit den Regimentern Prohaſka und Reiſinger gegen „Lucia“ gerückt. Mit großer Geschicklichkeit benützte der tapfere Graf das bedeckte Terrain, um durch Flankenbewegungen dem überlegenen Feinde beizukommen; er hatte zwar anfangs nur theilweise und allmählige Fortschritte gemacht, allein die beharrliche Wiederholung seiner Angriffe machte den König stutzen und bewog ihn, die Division d'Arvillars nach dieser Gefahr drohenten Seite zu beordnen.

Der erfahrene Feldherr, der mit aller Seelenruhe den Gang der Schlacht verfolgte, und nun den gelungenen Kampf d'Aſpre's, das sichere Vordringen Clam's sah, erkannte den Moment zum sichern Resultat.

Alle Truppen waren aus „Verona“ zum Kampfe gezogen, nichts blieb in der Festung als eine Compagnie Prohaſka unter Commando des Lieutenants v. Reſthorn, der die Person des Feldmarschalls an der Specula bewachte. Auch das Grenadierbataillon Weiler rückte an und der Feldherr befahl dem Corpscommandanten Graf Wratiſlaw, mit diesen Grenadieren und allen seinen disponiblen Kräften den heldenmüthigen Truppen vor „Lucia“ zu Hilfe zu ziehen, und „Lucia“ um jeden Preis zu nehmen.

Der Kampf war furchtbar; der Donner der Kanonen auf der ganzen Linie, das lebhafte Krachen der Decharge von der ganzen Infanterie, das Hurrah der Stürmenden, mit dem Geheul und Jammer der schwer Verwundeten, erfüllte die Luft, und der Pulverdampf verfinsterte die ganze Gegend. Männlich, aber gräßlich war der Streit um die Palme des Tages; das kleine Häufchen der Oeſterreicher schmolz immer mehr zusammen, aber wie Helden fochten sie unter den Augen ihres künftigen Kaisers.

Der junge E. H. Franz Joſeph wohnte diesem Angriff mit der Gemüthsruhe und Kaltblütigkeit eines ergrauten Kriegers bei, während die Kanonenkugeln ringsumher flogen, und Menschen, Pferde und Bäume zerschmetterten.

Der Heldensohn E. H. Albrecht kam zu mir und sagte: „Ich hatte mich an die braven Kärntner“, dann sprach er freudlich mit meinen Leuten, die von Schweiß triefend, ganz geschwärzt von Pulver waren, und sein Lob über ihre Tapferkeit erhielten. Graf Wratiſlaw und der ganze Stab war in diesem Momente bei meiner Compagnie, als eine feindliche von den Maulbeerpflanzungen verdeckte Batterie ihr Feuer eröffnete und Alles mit dem fürchterlichsten Kartätschenhagel überschüttete. Der E. H. Albrecht, seine ganze Suite, meine Compagnie, wurden im Nu buchstäblich von Erdschollen und Zweigen bedeckt; Czako's, Bajonnete flogen wie weggrafft. Ich befahl meinen Braven, sich auf die Erde zu legen, wir Offiziere jedoch blieben fest und aufrecht, der muthige Caſpari stellte sich vor den Erzherzog. Das Niederlegen rettete Vielen von der Compagnie das Leben, denn eine zweite fürchterliche Ladung folgte der ersten; dem Grafen Wratiſlaw wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, den Offizieren die Uniform durchlöchert, die Säbelscheiden platt gedrückt, und, ein wahres Wunder, Niemand von der Suite fiel oder wurde verwundet.

Ein Ordonanz-Offizier kam daher gesprengt, sprach mit dem Grafen und der Sturm ward befohlen; auf sprangen meine braven Kärntner und stürmten gegen die Batterie, mit uns die Italiener von Sigismund, dann die Jäger. Hurrah! erschall es von allen Seiten, eine fürchterliche Ladung von Kartätschen sauste über unsere Köpfe, denn Prohaſka war wie immer voran; da fiel Leizendorf mit seinen Adjutanten an der Spitze seiner tapfern Truppe mit vielen Offizieren, ebenso der tapfere General Salis an der Spitze des Grenadierbataillons Danton mit vielen Leuten, aber nur noch erbitterter drangen nun Oberst Koppal mit seinen tapfern Jägern, Caſpari mit uns, unterstützt von dem Grenadierbataillon Weiler, auf die Brigade Cueno, und schlugen sie mit reißender Schnelle in die Flucht.

Unterdessen hatte Graf Clam „Lucia“ im Rücken erreicht, warf sich mit seinen Braven, den immer tapfern Obersten Baron Reiſchach an der Spitze seiner Prohaſkaner, auf die im Rücken begriffenen Piemontesen, und stäubte sie aus einander, wobei dem Regiments-Adjutanten Birnbaumer das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde.

Caſpari zog mit uns der Erste in „Lucia“ ein, dann folgte das Grenadierbataillon Weiler. Die Verwir-

Digitized by Google

rung des Feindes war allgemein, viele Bataillone ißten sich ganz auf, wie die Piemontesen selbst eingestanden; der Tag war Oesterreichs Söhnen, der Sieg ein glorreicher. —

Bei einem günstigeren Terrain für die Cavallerie hätte der Piemontese einer gänzlichen Vernichtung nicht entgehen können. So aber gelang es ihm, in der Nacht seine früheren Positionen einzunehmen.

Schön war es zu sehen, mit welcher Sorgfalt der ehemüthliche ältercivilisirte Krieger seinen verwundeten Feind nach dem Verbandplatz schleppte, und ihm noch den Tornister trug, oder wie er mit den Gefangenen seinen letzten Schluck Schnaps und das Brod theilte.

Die Leichen, welche haufenweise herumlagen, die zerschmetterten Häuser, Bäume, die wie ein Sieb durchlöcherten Mauern zeigten, wie hartnäckig und blutig der Kampf war, in welchem die Piemontesen, besonders aber die Brigade Aosta, ritterlich fechten.

Die Offiziere dieser savoyischen Brigade waren während des Kampfes ihren Soldaten immer voran gewesen, und führten uns selbe kühn entgegen. Es war ein glorreicher Strauß, man hatte sich hartnäckig und enthusiastisch geschlagen, und den Sieg bis zum letzten Momente streitig gemacht.

Besondere Bewunderung verdient die Kühnheit, mit der die Piemontesen ihre Geschütze bis in die Plänklerkette vorführten, und die Schnelligkeit, mit der ihre Sappeurs die an der Strasse stehenden Bäume umhieben und daraus Verhaue gegen rasche Angriffe bildeten.

Der Verlust war auf beiden Seiten an Offizieren und Mannschaft ein bedeutender.

Obschon Graf Radetzky einen schönen Sieg erfochten hatte, so blieb doch seine Ueberzeugung unverändert, daß nichts von Bedeutung geschehen kann, bis nicht die Reserve-Armee anlangt, und an diesem Tage noch ergingen die gemessensten Befehle an Nugent.

In „Verona" hatte man schon Soirées und Feste in Bereitschaft, um die Piemontesen zu empfangen; allein statt ihnen zogen wir stolz durch die Gassen und fanden Abends ebenfalls unsere Feste in deutschen Zirkeln, wie z. B. beim wackern Präsidenten Johann Alber und bei dem würdigen Delegaten Ritter von Gröller.

In dem Armee-Bulletin, welches nach einigen Tagen über die Schlacht von „Lucia" erschien, belobte der Feldmarschall die ganze Armee, Alles war brav, Jeder erfüllte seine Pflicht, und besonders erwähnt wurde das 10. Jägerbataillon, die Division Baron Prohaska, die Grenadiere Danton und die Sigismunder; aber Allen zollte der greise Vater seinen Dank.

In einiger Zeit darauf rückten die Truppen in „Verona" aus, um die öffentlichen Belobungen zu hören, die Se. Majestät der Kaiser seiner Armee für die Beweise von Tapferkeit und Ausdauer in den verschiedenen Kämpfen in Italien gab.

Vom Regimente Prohaska wurden vorgerufen und die öffentliche Belobung zuerkannt: unserem Obersten Baron Reischach, den Hauptleuten Friedrich Damschuh, von Stiller und meiner Person. Der Feldmarschall drückte jedem die Hand mit freundlichen Worten, dann dekorirte er den Cadet-Feldwebl Gaitschnigg, dem er mit eigener Hand die große goldene Medaille an die Brust heftete.

Es war ein freudenvoller Tag, der zu neuen Thaten aufmunterte, nur lag noch ein vermärzlicher Sinn darin, und zeigte, wie in früherer Zeit nur die außerordentlichsten Thaten zu einem Orden berechtigten, was in späterer Zeit wieder zu leicht so Mancher errang.

Nach der Schlacht von „Lucia" ließ der Feldmarschall die Stellungen vor „Verona" mächtig verschanzen. Der geniale Chef des Generalstabs F. M. L. Baron Heß entwickelte eine unendliche Thätigkeit, sieben große Redouten wurden erbaut und die Widerstandsfähigkeit aller Orte erhöht.

Die Diplomatie fing aber auch an, ihre Thätigkeit zu entwickeln; Lord Minto rannte von einem Insurgenten-Lager zum andern, ward bei der Spada d' Italia gerne gesehen, und sogar nach „Innsbruck", wo der Kaiser weilte, zogen sich die Fäden wegen Abtretung der Lombardie. Es geschah jedoch nicht, wie der Volkswitz der Italiener recht gut ausdrückte. Als man zur Befreiung Italiens die Devise nahm: il Dio lo vuole! setzte der Volkswitz hinzu: ma Radetzky no!

Wir hatten immer die Vorposten bei „Tomba" und „Tombetta", der Dienst war angestrengt und Alles in steter Bereitschaft. Das Corps Nugents wurde mit Sehnsucht erwartet, denn es war uns alles Angst um das so hart bedrängte „Peschiera", von woher wir die Kanonade täglich vom frühesten Morgen bis zur Nacht hörten.

Die Zeitungsschreiber meinten freilich, der Entsatz dieser Festung hätte keine langen Vorbereitungen, sondern blos einen energischen Frontalangriff erfordert. Diese Idee bedarf wenigstens kein langes Kopfbrechen. — In „Verona" sah sich die Sache ganz anders an. Ein Frontalangriff auf jene Höhen, wo Carle Alberto mit seiner braven Armee bis auf die Zähne bewaffnet verschanzt war, blieb immer ein va banque Spiel mit großem Menschenverlust, und das durfte der Feldherr mit der einzigen Armee Oesterreichs nicht wagen.

Am 25. Mai traf endlich die Reserve-Armee in „Verona" ein, am 26. hatte sie Rasttag und am 27. löste sie uns Alle von den Vorposten ab, besetzte „Verona", wo F. M. L. Weigelsberg das Commando überuahm, und 16,000 Mann zählte.

Die nun disponible Macht von 40,000 Mann mit 150 Kanonen theilte der Feldherr in drei Armeekorps; das Erste: F. M. L. Graf Wratislaw, das Zweite: F. M. L. d'Aspre, das Dritte: als Reservekorps unter F. M. L. Wocher.

Es sollte „Peschiera" entsetzt, aber durch eine Umgehung des äußersten rechten Flügels des Feindes bei „Mantua", und am rechten Ufer des „Mincio" gegen die Rückzugslinie der Piemontesen manövrirt werden; durch diesen kühnen Marsch gedachte Graf Radetzky den Feind aus seiner festen Stellung zu belogiren, unter günstigen Umständen zu schlagen, „Peschiera" zu entsetzen, im Nothfalle aber zu einer rückwärtigen Operation freie Hand zu behalten.

Diese Combination war tief durchdacht und ließ den Geist erkennen, der eben herrschte. Im Kriege, besonders in revolutionirten Ländern, muß jede Bewegung auf der Sicherheit mannigfaltiger Zwecke beruhen, denn man ist nie gewiß, nur einen einzigen, vielweniger den vortheilhaftesten, zu erreichen.

Die Truppen waren in heiterer Erwartung, man ahnte den Strauß, Alles war gespannt, Niemand wußte wohin, nur stärker schlugen die Soldatenherzen, als Abends der Befehl erschien, gar nichts mitzunehmen, nicht einmal die Packpferde der Offiziere, die kleinste Bagage könne nur hindern, da es auf einen bloßen Handstreich abzusehen sey.

Den 27. Mai in dunkler Nacht zogen wir in drei Kolonnen ab, das Geheimniß der Marschroute über die ganze Expedition war so bewahrt, daß wir auf dem Marsche noch nichts wußten.

Das erste Corps lochte in „Castelbelforte" ab, das zweite rückte über „Erbe" nach „Castelaro", das dritte über „Nogara", und Abends den 28. Mai fand sich die ganze Armee in den Mauern „Mantua's."

Digitized by Google

Der Marsch war so rasch und klug ausgeführt worden, daß die Piemontesen erst an diesem Abende Nachricht erhielten, daß wir so nahe an ihren Vorposten vorüber zogen.

Dieser Flankenmarsch war übrigens so trefflich, daß ein etwaiger Angriff die Armee schlagfertig zum Aufschwenken gefunden hätte, wobei die Nähe der Festungen die Flügel gestützt hätte.

Während diesem Manöver hatte Oberst Zobel bei „Rivoli“ einen Scheinangriff ausgeführt, die Piemontesen beschäftigt, und „Bardolino“ erstürmt und besetzt. Der Art stand er in Bereitschaft, jede günstige Chance zu benützen, um „Peschiera“ zu verproviantiren.

(Werden fortgesetzt.)

Zu Kärntens Chronik.

Es dürfte die Leser dieses Blattes interessiren, was die Geographen des sechzehnten Jahrhundertes ihren Zeitgenossen für ein Bild von unserer Heimath entworfen haben. Das selten gewordene Werk „Theatrum Orbis terrarum, Abrahamo Ortelio Antverpiano Caroli V. dem auch das Werk gewidmet ist) Geographo — gedruckt zu Nürnberg M.D.L.XXII“ schreibt und erzählt über unser Alpenland Folgendes: „Das Herzogthum Kärnten, Carinthia, welches, wie Raithamerus anzeigt, rechter Carnithia geschrieben wurde, hat gegen den Aufgang und Mitternacht die Steiermark, reicht gegen Abend und Mittag an die Alpen und Friaul, Krain ist auch ein Stück davon. Viel Berg und Thal, so von Waitzen fruchbar sind, giebt es in diesem Land, Item viel Seen und fließende Wasser, unter welchen die Drabe das vornehmste ist. Die namhaftesten Städte in dieser Gegend sind Sant Veyt, Villach, Klagenfurt. Sant Veyt, als die Hauptstadt, ist nicht zu verachten, dann sie einen ziemlich weiten Markt hat, sammt einem Brunnen, stets mit schönem lautern Wasser lauffe, den wir 1558 haben dauen sehen, und seines Trogs oder Wasserkastens Diametrum bei 7 Schuh lang gefunden. Dieser Trog ist ganz von weißem Märbel sehr schön, und daselbst als eine sonderliche Anzeygung der Antiquitäten aus der Erden gegraben worden.

Wenn man aus der Stadt auf Klagenfurt zugeht, kommet man auf ein sehr weites Feld, gemeiniglich Solfeld genannt, welches noch heutigen Tages voll zerfallener Gemäuer von alten Gebäuden ist. Paracelsus nennet in seiner Chronika, über dieß Land (wann es anderst sein ist) Liburniam, mit was Grund, weiß ich aber nicht. Ich achte viel mehr, daß dieses Orts die Stadt Solnense, der Plinius in Crain gedenkt, gewesen sey, dieß ist das Ort, da die Fürsten unter offenem Himmel durch einen ungewöhnlichen und seltsamlichen Brauch, den Pius der ander in seiner „Europa“ fleißig beschreibt, zum Regiment inaugurirt und bestättigt werden. Die Stadt Villach ist sehr schön anzusehen, um der Häuser willen, die von fernen mit Farben und Historien sehr herrlich und schön bemalt sind, liegt auf der Ebene an dem Flusse Drab, darüber eine feinerne Brück ist, hat rings herum bede Felsen. Die Stadt Klagenfurt ist ziemlich veſt, hat vor Alters (wie Lazius bezeugt) Claudia gebeissen. Etliche schrieben, daß die Burger dieser Stadt gegen den Dieben so hart, und unzuerbitten seyn, daß man einen, wann er im Geringsten Diebstahls halber Verdacht, von Stund an zum Galgen geführt, und wenn er gebenkt ist, drei Tag hernach über dem Todten gericht hält, sind sich denn seine Unschuld, so wird er ehrlich begraben, ist ihm aber recht geschehen, so läßt man ihn hangen. Raithamerus sagt gleichwohl, daß solches eitel Fabelwerk und Gedicht sey.

Darnach ist auch Frisach, welche sehr alt anzusehen, Item Sant Lienhardt, Wolfsberg ꝛc.. Etliche meinen, daß vor Zeiten die Japides diesen Strich bewohnt haben. Das Regiment dieses Landes ist der Herzogen von Oesterreich. So viel aber die Geistlichkeit und Kirchenregierung belangt, hat einen Theil, wie Paracelsus in obgenannter Chronik sagt, der Erzbischof zu Salzburg, einen Theil der Patriarch zu Aglar, und ich weiß nicht, was gedachter Paracelsus für einen lächerlichen Ursprung und Auslegung des Namens dieses Landes aus dem Latein hernehmen will, daß er spricht, Carinthia heisse so viel, als wenn du sprächest Caritatis intima, die innerste vertrenlichste Lieb, es müßten ja die Inwohner viel zu schaffen haben, daß sie in Benennung ihres Vaterlandes von fremden Nationen, die sie gar nicht verstunden, einen Namen nennen sollten. Der Leser, so mit dem nicht genügt, mag auch Sebastianum Munsterum, Pium den andern, Sabellicum ꝛc. besehen.

(Ausgrabungen am Zollfelde.) Von vielen Ausgrabungen im Jahre 1784 und über die damals herrschenden Meinungen, was zu Römerzeiten daselbst gestanden sey, liefert uns die Wienerzeitung vom 25. August desselben Jahres folgenden Bericht: „Die auf Befehl und Kosten J. K. H. der Erzherzogin Marianna unternommene Nachgrabung der im Saalfeld bei Mariasaal entdeckten Spur einer römischen Stadt wird noch eifrig mit der gehörigen Sorgfalt fortgesetzt. Man hat neuerdings mehrere Münzen, Gefäße und Gerätbe der Alten, und verschiedene Gebäude- und Leichensteine aufgefunden, die mit sehr deutlichen Inschriften versehen sind. Gegenwärtig ist man an ein größeres Gebäude gerathen, welches man nach dem ersten Ansehene für einen Tempel des Inpiters Serapis hält. — Unter den entdeckten Gebäudesteinen ist einer sehr verstümmelt zum Vorschein gekommen, worauf man jedoch sehr deutlich die Worte „Civ. Sal.“ lesen kann, welche die Vermuthung, daß an jenem Orte eine Stadt gestanden sey, nicht nur zu bestättigen, sondern den Namen derselben anzuzeigen scheinen, der sich auch noch in den heutigen Benennungen „Saal-Feld“ und „Maria Saal“ erhalten zu haben scheinet. Der Name einer alten Stadt „Sala“ kömmt auch auf einigen andern schon bekannten Inschriften, und beim „Ptolemäus (II. 15.) vor; aber Letzterer setzt dieselbe nach „Oberpannonien“, wozu Kärnten bekanntermassen nicht mehr gehört hat.“

(Feuersbrunst in Villach, 1784.) „Am 12. Juli kam in der Scheune eines Schmides ganz unversehens, man weis nicht auf welche Art, Feuer aus, das bei der Trockenheit, so die vorhergegangene heisse Witterung hinterlassen hat, so schnell sich verbreitete, daß man das Feuer fast zugleich aus mehreren Häusern lichterloh aufbrennen sah. Wirklich wurden auch 32 Häuser, worunter zwei Kirchen, das Minoritenklester und die Militärkaserne sich befinden, ein Raub der Flammen. Man zweifelte schon nicht mehr daran, daß der ganzen Stadt ein gleiches Loos bevorstehe, und alle Einwohner suchten ihre Habseligkeiten an einem sichern Orte zu retten. Diese ersahen dazu die Kirche und das Kloster der Minoriten, dessen feste Bauart jeder Gefahr trotzen zu können schien; aber ihre Hoffnung wurde getäuscht: die Kirche, das Kloster und alles dahin Gebrachte wurde ohne Rettung eingeäschert, so daß hieburch die Habseligkeiten von vielen Personen verbrannten, deren Häuser unbeschädigt geblieben sind; denn die wirksamen Anstalten des Herrn Kreishauptmannes, Freiherrn von Schlangenberg, und die thätige Hilfe des hier in Besatzung liegenden Militärs, worunter der Hauptmann v. Staug insbesonders sich auszeichnete, brachten es endlich doch dahin, daß der Wuth der Flammen ein Ziel gesetzt wurde, und der Ueberrest der Stadt verschont blieb, die nun seit dem Jahre 1777 schon zum sechsten Male das Unglück erfährt, vom Brande beschädigt zu werden. — Des angerichtete Schaden, ohne Einberechnung der zwei Kirchen, des Thurmes und des Minoritenklosters, wurde vermög kreisämtlicher Erhebung auf 68,584 fl. geschätzt.“ So lautet ein Bericht in der „Wiener-Zeitung“ vom 24. Juli 1784.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 17. Sonnabend, den 26. April. 1856.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Gefecht bei Curtatone und Montanara, am 29. Mai.

Der Mincio nimmt bei seinem Ausflusse aus dem „Gardasee" bei „Peschiera" eine südliche Richtung an, und fließt in fast gerader Linie bis Curtatone, dort wendet er sich im rechten Winkel gegen „Mantua". Die Ueberfülle seiner Gewässer fließt durch einen breiten Abzugskanal, der ebenfalls südlich läuft, durch Montanara und „Buscaldo" geht, und sich bei „Borgoforte" in den Po ergießt.

Längs dieses Kanals zieht sich ein hoher Damm, der das Land vor Ueberschwemmungen schützt, und zugleich mit dem Kanal selbst eine natürliche und gewaltige Vertheidigungslinie bildet, deren linker Flügel bei Curtatone, das Centrum in Montanara und der rechte Flügel bei „Buscaldo" ist.

Diese von „Toscaner-Neapolitaner"-Truppen und von den „Pisaner-Studenten" besetzte und tüchtig verschanzte Linie mußte zuerst genommen werden, um den „Mincio" hinauf zu marschiren.

Die Vertheidigungsanstalten waren gut; die von „Mantua" nach den genannten Dörfern führenden drei Straßen waren an den Eingängen mit Schanzen verlegt; die Häuser, Kirchhöfe, so wie die castellartigen Bauernhöfe derart mit starken Balken, Palissadirungen und Erdaufwürfen verbarrikadirt und mit Schießlöchern versehen, daß sie eben so vielen Fort's glichen.

In der italienischen Kriegsgeschichte aller Zeiten nehmen die Casinen eine wichtige Stelle ein. Viele derselben sind mit Mauern und Gräben umgeben, und mehrere solcher Gebäude in Verbindung mit einer starken Schanze, deren Kehle durch jene geschützt war, bildeten die äußere Vertheidigung von Montanara, gegen welches das Regiment Baron Prohaska heranrückte. Alle diese Hindernisse vermochten die nach dem Kampfe sich schnurrende Truppe nicht abzuschrecken.

Die Armee hatte die Nacht auf den 29. Mai zum Theil in „Mantua" und am linken Ufer des „Mincio" auf dem Glacis zugebracht. Es wurde abgefocht und um 10 Uhr Morgens setzten sich die zum Angriffe bestimmten Truppen in Bewegung: die erste Kolonne, Fürst Felix Schwarzenberg mit den Brigaden Benedek und Wohlgemuth gegen Curtatone; die zweite Kolonne, Fürst Karl Schwarzenberg mit den Brigaden Clam und Strafoldo gegen Montanara, und die dritte Kolonne, Brigade Fürst Friedrich Liechtenstein nach „Buscaldo".

Der Tag war schön, und als die Truppen um das Fort „Belfiore" defilirten, erblickten sie den greisen Feldherrn. Er stand oben auf der Schanze, umgeben von den jungen Prinzen des Kaiserhauses, worunter der geistvolle Franz Joseph hervorragte.

Der Truppe kam es schwer an, ihren geliebten Vater nicht zu begrüßen, denn die Nähe des Feindes gebot Schweigen; allein freundlich grüßten ihn die liebevollen Blicke seiner Kinder.

Wir hatten gegen Mittag unsere Stellungen erreicht, da gab der Feldmarschall das Zeichen zum Angriffe und sogleich begann der Kampf auf allen Punkten. Das Vordringen war schwierig; Hecken und Wassergräben durchzogen das Terrain, doch eine muthige Truppe kennt kein Hinderniß. Alles wird überwunden, die tiefen Chausseegräben für Truppe und Artillerie überbrückt, die tiefen Wassergräben mit Bäumen belegt, mannshohe Hecken durchhauen, und um 1 Uhr Mittags donnerten die Geschütze auf der ganzen Linie.

Oberst Benedek nähert sich der Schanze von Curtatone, seine Batterien donnern Tod und Verderben, aber das feindliche Geschütz ist gut bedient und antwortet kräftig. Eine Raketengranate traf einen feindlichen Pulverkarren, dessen Aufsliegen große Verwirrung anrichtete. Jetzt führt Benedek seine Sturmkolonne mit aller Todesverachtung zum Sturme vor, — er wird zurückgeschlagen. Dieser unerschütterliche Held formirt die Kolonne zum Zweitenmal, greift mit aller seiner Energie an, — abermals abgeschlagen. Rechts davon nimmt ein Bataillon Baumgarten einige Häuser mit Sturm. Die Brigade Wohlgemuth rückt zur Unterstützung vor. Oberst Döll von Baumgarten findet zum Angriffe der Schanze einen günstigeren Punkt, dringt mit seiner Sturmkolonne vor, und nimmt sie. Das gleichzeitige Eintreffen des Major Kufevich mit seinen Ogulinern sichert den Besitz des theuer erkauften Postens. Links hatte Seiffert mit seinem Bataillon Gisley die Angriffe wiederholt und mit seinen tapfern Ungarn die Verschanzung genommen. Diese Erfolge waren entscheidend, die Cavallerie verfolgte die Fliehenden, und Benedek rückte gegen Montanara, bei welcher Gelegenheit er ein Bataillon „Neapolitaner" gefangen nahm.

Während dem hier der schöne Erfolg war, krönte nicht minder der Sieg von Montanara die österreichischen Waffen.

General Graf Clam dirigirte das Gradiscaner-Bataillon mit zwei Geschützen gegen des Feindes linke Flanke; das erste Bataillon Prohaska unter Major Fastenberg gegen dessen Front, das zweite Bataillon Caspari, unter der persönlichen Führung des Obersten Baron Reischach, mit zwei Geschützen und einem Flügel Husaren gegen des Feindes Centrum und rechte Flanke.

Das Regiment Prinz Hohenlohe bildete die Reserve und rückte nach. Der Angriff begann am linken Flügel und in der Front mit Beschießung der Schanzen und Gebäude. Die Gradiskaner griffen die linke Flanke des Feindes an, allein ein Hagel von Kugeln überschüttete sie, — und sie mußten weichen.

Ein Bataillon Hohenlohe von der Brigade Strafoldo erneuerte den Angriff und hatte das nämliche Loos. Glücklicher war Major Fastenberg mit seinen Kärntnern; die Offiziere an der Spitze erstürmten sie ein großes Gebäude „la-Spagniegla" im heftigsten Kugelregen, zuerst den großen Hof, dann das Gebäude selbst, worin sich der Feind von Stockwerk zu Stockwerk, und so lange ihm eine Wand schützte, vertheidigte, sobald aber die Schutzwehr genommen war, das Gewehr wegwarf und auf den Knieen um sein Leben bat.

Digitized by Google

Zwei Geschütze wurden in dieses Haus gezogen, um das Innere von Montanara zu beschießen. Lieutenant Hagen erhielt einen Schuß ins Bein und wurde später amputirt.

Unterdessen stieß Graf Clam das zweite Bataillon Prohaska durch die Pflanzungen seitwärts der Strasse sich den Weg bahnen. Oberst Baron Reischach, Major Caspari, Hauptmann Trost marschirten an der Spitze der Kolonne. Ich und Lieutenant Baron Switen kommandirten die Plänklerkette und bahnten den Weg, wir überwanden mit aller Anstrengung die Terrainhindernisse, brachen durch Hecken, watteten mit unsern braven Kärntnern bis an die Brust durch Wassergräben, überrückten diese für die nachziehende Kolonne, und sagten ohne Unterlaß die „Toscanefer und die muthigen „Pfaffer-Studenten" vor uns her, — nach Montanara hinein.

Jetzt ging der blutige Kampf erst los. Der tapfere Graf Clam ordnete mit seltener Ruhe und Kaltblütigkeit die Erstürmung der barricadirten Gebäude an, während ein Hagel von Kugeln um ihn fiel. An seiner Seite stürzte sein Adjutant Lieutenant Schestack. Der gute tapfere Adjutant hatte eine arme Mutter von seiner Gage erhalten. Sein edler General, der immer großmüthige Graf, gab dem Sterbenden die Beruhigung, daß er die weitere Sorge für seine Mutter übernehmen wolle.

Oberst Reischach mit seinen Offizieren an der Spitze erstürmt eine Casine. Hauptmann Trost mit seiner Division, ebenfalls die Offiziere an den Spitzen der Sturmkolonnen, stürmte den von zwei Compagnien „Toscaner" tapfer vertheidigten Kirchhof mit aller Anstrengung und Muth, und verliert manchen braven Mann, — so fällt todt dahin Lieutenant Hoffmann, Lieutenant Graf Schönfeld wird verwundet, und viele Leute blieben am Platze, allein der Tapferkeit dieser Männer mit ihren anhänglichen wackern Kärntnern konnte nichts widerstehen; der Feind wird geworfen, der Friedhof besetzt. Graf Clam befahl, die Batterie Congreve'scher Raketen auf dem Kirchhofe aufzuführen, um das Dorf in Brand zu stecken, allein vergebens, Alles ist Gestein, und so überspringt er die breiten Gräben, in denen Verwundete lagen und begab sich mitten unter die Plänklerkette. Hier sah er, daß, um die feindliche Batterie und die Schanze zu erreichen, die Tod und Verderben aus ihren nie ruhenden Feuerschlünden den tapfern Kärntnern zusandte, ein Haus, „Ca-grande" von bedeutender Größe und gut vertheidigt, genommen werden mußte, aus welchem ein so lebhaftes und anhaltendes Feuer erfolgte, daß sich die Soldaten in die Gräben warfen, um nur einigen Schutz zu finden.

Während diesen Vorgängen war ich bis gegen „Ca-Rainera" vorgedrungen, und hier im lebhaftesten Tirailleurs-Gefecht. Aus dem Gange des Gefechtes sah ich, daß das Centrum nicht vorwärts konnte, denn schon stundenlang dauerte der Kampf. Da faßte ich einen kühnen Entschluß: „Ca-Rainera", den Stützpunkt des rechten feindlichen Flügels mit Sturm zu nehmen, und so „Ca-grande" in der Flanke und im Rücken zu fassen, ja sogar die Rückzugslinie der „Toscanefer" zu bedrohen. Ich hatte hierzu zwar keinen Befehl; der Commandirende kann in solch' durchschnittenem Terrain nicht Alles übersehen, den einzelnen Commandanten muß Vieles selbst überlassen bleiben, und wer im entscheidenden Momente immer des Befehles harren will, — der ist kein Soldat!

Gedacht, gethan! die Trommeln wirbeln, ich rief: „Soldaten, Kärnten sieht uns, darauf los"! und die Offiziere an den Spitzen todt der Sturm unter Hurrah wie die Windsbraut, und fegt die Verposten weg. Die Palisaden werden unter dem heftigsten Feuer zertrümmert, die Verschanzungen erstiegen, meine Leute, wie teufthaft, schlagen mit dem Kolben die „Toscanefer" in weißer Uniform nieder, das Thor wird von den Zimmerleuten hastig gesprengt, mein tapferer Lieutenant Bock und Cadet Koller sind die ersten mit mir in dem Hofraum, die Soldaten dringen in alle Winkel, der Feind ist verjagt, ein großer Theil getödtet; aber auch von meinen Leuten bedauerte ich so manchen Braven. Der wichtigste Punkt war mein, ich besetzte ihn, und meine Tirailleurs feuerten schon auf die Reservekolonnen des Feindes. In diesem Moment erscheint die Compagnie des Hauptmanns Ditel von den „Kaiserjägern" aus der Brigade Liechtenstein, zur Verstärkung hieher gesandt. Diesem überlaste ich den Posten und rüste mich zum weiteren Angriffe auf „Ca-grande", mache einige Notizen in meine Schreibtafel und stecke diese ganz gedankenlos in die Brusttasche, wo ich sie sonst nie trug. Der Feind, in der Flanke und im Rücken bedroht, wird verwirrt, ich dringe gegen einen rückwärtigen Eingang des großen Gebäudes, da geht ein Schuß in meine Brust, ich glaubte mich durchschossen, allein die zufällig dahin gesteckte große Dienstbriefstasche rettete mir das Leben, und ich kam mit einer starken Contussion davon. Die Wunde schmerzte, allein in des Kampfes Eifer achtet man nichts und rasch ging es nach „Ca-grande".

Jetzt war das Centrum begünstigt und Oberst Reischach, voll Staub, Koth und Blut, schwang den Säbel, stellte sich an die Spitze der Division Friedrich Damschuh und mit dem Rufe: „es lebe der Kaiser!" stürmte er vor. Das Feuer war jedoch so allseitig und heftig, daß seine Soldaten sich einen Augenblick nieder warfen und es nicht wagten, das Hausthor einzuschlagen und zu stürmen.

Nun drang der tapfere Oberst gegen das Thor, ihm folgte sein braver Regiments-Adjutant Birnbaumer, und der Zimmermann Adatz schlug das Thor ein. Allein ich war bereits beim rückwärtigen Eingange eingedrungen, und nun drang Alles mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Thore, durch die Fenster, und es war in diesem großen Gebäude ein Kämpfen auf Tod und Leben. Mit dem Rufe: „Oberst Reischach ist da — der Sieg ist unser!" stürzten die braven Kärntner unter Rauch und Dampf auf die armen „Toscanefer" und trieben sie mit Bajonnetstößen und Kolbenstreichen in den Tod oder zur Gefangenschaft.

Diese Kämpfe kosteten viel theures Blut, Hauptmann Friedrich Damschuh, Lieutenant Spineti waren todt, Hauptmann Stiller verwundet, ebenso Oberlieutenant Baron Abfaltern und ich, von der Mannschaft war der Verlust ein bedeutender.

Oberst Baron Reischach drückte mir und Baron Abfaltern die Hand, dankte uns und allen Kärntnern für den glänzenden Tag.

General Graf Clam ließ nun auf die Redoute feuern, und Oberst Baron Reischach, der Held des Tages, greift mit dem Regimente auf allgemeinen Sturmstreich an, dringt an der Spitze seiner tapfern Kärntner siegreich in den Ort, die Redoute wird von dem umringten Feinde verlassen, er flieht, — die Truppen brechen von allen Seiten in das Dorf ein; die Aththeilungen rufen sich, um todtbringende Irrthümer zu vermeiden, gegenseitig zu: „Bivat, Prohaska! schießt nicht!"

Fürst Friedrich Liechtenstein hatte ohne Widerstand den Uebergangspunkt „Buscaldo" besetzt, und da er für die Deckung seines Rückens und seiner Flanke alles Nöthige vorgekehrt hatte, wandte er sich rechts, und ging wie ein echter Soldat dem magnetischen Zuge des Kanonendonners zu, und erschien im Rücken von Montanara, eben als wir gegen die Redoute eindrangen. Die toscanischen Reserven, jetzt im Rücken bedroht, wendeten sich um, und warfen sich in drei auf dieser Seite liegende Casinen: „Villani", „Casanova" und „Rocca". Hier leistete die Blüthe der toscanischen Jugend dem heranstürmenden 9. Jägerbataillon und dem Regimente Franz Karl einen Widerstand, welchem die österreichischen Offiziere,

Digitized by Google

nach ihrer gerechten Sinnesart, das schöne Prädikat: „überaus kräftig, ja heldenmüthig“ gegeben haben.

Die Höfe wurden erstürmt, 5 Kanonen erobert, und was nicht früher nach „Marcaria“ und „Bozzolo“ entweichen konnte, mußte das Gewehr strecken.

Die Schlacht war geschlagen, die Hauptleute stellten ihre Compagnien zusammen, von allen Seiten erschallten Lebehoch's für Clam, Reischach, Liechtenstein, Benedek und Döll; man drückte sich die Hände, die Namen der Tapfersten gingen von Mund zu Mund. Aus Aller Augen leuchtete die Siegesfreudigkeit; — es fehlte aber auch nicht an Thränen, die dem Loose jener wackeren Kameraden flossen, welche am Morgen rüstig auf dem Schlachtfelde gestanden hatten, und jetzt todt oder mit klaffenden Wunden auf demselben hingestreckt lagen.

Das edle Herz des Grafen Clam dankte dem Offizierskorps von Prohaska mit Thränen im Auge für die großen Opfer dieses Tages, mir reichte der gütige Graf die Hand und sah nach meiner Wunde mit angenehmen freundlichen Worten. Mein Bedienter machte mir immer kalte Umschläge, da erschien der Oberst und fragte mich, ob ich nicht mit den übrigen Verwundeten in's Spital gehen wolle; ich bat ihn, wie auch Abfaltern bei der Truppe bleiben zu dürfen, er gestattete es mit der Bedingniß, daß wir am Marsche reiten möchten, und nannte uns seine tapferstenOffiziere, dann eröffnete er mir, daß ich sein Speciesfacti zur Erlangung des „Theresienkreuzes“ unterschreiben möge, was ich ihm mit Freuden zusagte, denn er war ja wie immer tapfer wie ein Löwe.

Ich war so froh im Bewußtseyn der erfüllten Pflicht, wie mir Alles mit meinen Leuten so glücklich gelungen, daß es mir nicht einfiel, auch für mich Etwas — anzusprechen, denn Offiziere und Mannschaft hätten mir Alles unterschrieben, aber nein, ich war heute so glücklich, — denn Kärntens Söhnen gebührte ja der schöne Sieg des Tages!

Die Kämpfe von Montanara und Curtatone können zu den glänzensten Waffenthaten Oesterreich's gezählt werden, und mit Stolz sprachen wir von der Tapferkeit unserer Generäle und Obersten. Führer und Truppen waren nach dem heißen Tage zum Tode ermattet, allein die vom Feinde verlassenen, reichbesetzten Tafeln stärkten uns mit den feinsten Weinen und echten Havannah-Cigarren.

Der Verlust des Tages war an Todten und Verwundeten 36 Offiziere mit 576 Mann. In der Hauptpfarrkirche zu Klagenfurt sind die Namen der gefallenen Helden von Prohaska an einer aus Eisen gegossenen Tafel verewigt.

In späterer Zeit erfolgten die Belehnungen für diesen Tag, und der Oberst Baron Reischach erhielt das „Maria-Theresienkreuz“. Major Caspari, Fastenberg und ich erhielten das Verdienstkreuz. Oberlieutenant Baron Abfaltern und Lieutenant Regimentsadjutant Birnbaumer wurden belobt.

Feldwebl Josef Berger, der sich bei Erstürmung des Meierhofes „Commelli“ auszeichnete, erhielt die goldene Medaille. Feldwebl Peter Gaisendorfer, der bei Erstürmung eines Hauses, Feldwebl Leopold Bones bei Erstürmung des Friedhofes, — die Feldwebl Alexander Schußmann und Peter Augermaier, die Korporäle Lorenz Scheiflinger und Leber, welche sich bei den verschiedenen Häuserstürm auszeichneten und ihre Leute gut führten, erhielten die silberne Medaille erster Classe.

Tambour Jakob Zloppnig, der immer kühn voran, die Leute anmirend, — den Sturmstreich schlug, erhielt ebenfalls die silberne Medaille erster Classe.

Der Zimmermann Peter Achaz, der immer an der Spitze mehrere Thore einschlug und im „La-grande“ voll Muth mit seiner Hacke unter die Feinde schlug und einem feindlichen Führer die Fahne entriß, erhielt auch die silberne Medaille erster Classe.

Der Unterarzt Adalbert Woita, der mitten im größten Feuer den verwundeten Soldaten mit ärztlicher Hilfe beistand, wurde belobt.

Am Abend den 29. Mai war die Brigade Benedek als Avantgarde noch über Curtatone hinaus nach „Rivalta“ auf der Straße nach „Goito“ gerückt; der übrige Theil des ersten Armeekorps, wie ein Theil des Reservekorps blieben hinter dem „Osone vecchio.“

Den 30. Mai rückte das erste Corps über „Rivalta“ gegen „Goito“, das Reservekorps nach „Rivalta“, das zweite Corps über „Castelluchio“ und „Redigo“ nach „Cerefara“. Das erste mit dem Reservekorps war rechts, das zweite hingegen links abmarschirt, um bei einem Aufmarsche sich näher zu seyn. — Es lag nicht in der Absicht des Feldmarschalls an diesem Tage eine Schlacht zu liefern, sonst hätte er dem zweiten Armeekorps nicht die Direktion auf „Cerefara“, welches beinahe zwei Stunden seitwärts von „Goito“ liegt, gegeben, sondern die heutige Verrückung hatte vorerst eine Rekognoscirung zum Zwecke, auch hoffte man den Feind durch diese Bedrohung seiner Flanke zur Verlassung der „Mincio“-Linie zu verleiten. — Um ½ 4 Uhr Nachmittag wurde unsere Avantgarde, welche bisher nur einige feindliche Cavallerie bemerkt hatte, die sich ohne Widerstand zurückzog, bei einem Straßenbuge unweit „Goito“ unerwartet von einer maskirten Batterie mit einem furchtbaren Gruß empfangen. Zwölf Kanonen und drei Congreve'sche Raketen, welche Benedek vorrücken ließ, antworteten, und der Höllentanz begann. An der Spitze seiner Soldaten warf Benedek mehere in erster Linie stehende feindliche Bataillons, drang in die entstandenen Lücken ein und bedrohte die Flanken der Hauptkolonnen. Den Weichenden eilte die Gardebrigade unter Führung des Herzogs von Savoyen zu Hilfe, ward aber ihrerseits von Wohlgemuth zurückgedrängt. Nun rückte Straßoldo an, Clam folgte als Reserve, die Piemontesen weichen, ihre erste Linie ist durchbrochen, Hohenlohe dringt schon in die ersten Häuser von Goito, Fürst Bentheim, Baron Eckh, Marschal sollen — und der Sieg wäre unser gewesen — wenn nicht eine auf der Terasse der „Villa Semezzari“ aufgeführte Batterie, eine zweite auf den Höhen und eine dritte über die „Mincio“-Brücke von „Goito“ unsere braven Truppen reihenweise niedergestreckt, und wenn uns mehr als 18 Kanonen und 12,000 Mann zu Gebote gestanden wären, um die Höhen zu erstürmen, die von 24,000 Mann mit 54 Geschützen vertheidigt wurden.

Wäre d'Aspre in dieser Stunde erschienen, der Sieg hätte ein glorreicher und die Folgen unabsehbar seyn können, allein der sonst so tatkvolle und tapfere Krieger hatte heute seinen bösen Tag, und ganz unbekümmert um die immer stärker werdende Kanonade, marschirte er seinem Befehle gemäß nach „Cerefara“; hier traf ihn ein Gallopin des Feldmarschalls bereits in aller Behaglichkeit des Biwak's begriffen, die Gewehre in Pyramiden und alles mit Ablechen beschäftiget. An ein Aufbrechen war heute nicht mehr zu denken, es wäre auch zu spät gewesen.

Dem Feldmarschall war das Gefecht, das für den kommenden Tag bestimmt war, ungelegen, und er trachtete es abzubrechen, allein die Kampflust der Truppen und ihrer tapferen Führer war so gesteigert, daß es gefährlich gewesen wäre, sie zurückzuziehen. Das Abziehen aus dem Schußbereich kostet oft mehr Menschen, als wenn man sie in ihren Stellungen fortfechten läßt. Auch wichen die Piemontesen dem Ungestüm des Fürst Felix Schwarzenberg (später Minister), Benedek's und Wohlgemuth's und dies war der Moment, wo der Feldmarschall seinen Plan ändern wollte und nach d'Aspre sandte, der eben den Erfolg hätte bewirken können, — wie Fürst Friedrich Liechtenstein bei Montanara und

Digitized by Google

später Graf Thurn bei Novara, gegen ihre Befehle dem Kanonendonner folgend, die Entscheidung herbeiführten.

Als der Feldmarschall nun sah, wie unsere Truppen, obschon zu schwach zur weiteren Offensive, nichts desto weniger wie an den Boden angewachsen, keinen Zoll breit dem todbringenden Feuer wichen, befahl er den Führern sich außer Kanonenschußweite zurück zu ziehen.

Die Uebermacht der Piemontesen wagte es nicht uns zu folgen, die Nacht war hereingebrochen, es fing zu regnen an, und die Truppen biwakirten, wo sie sich eben befanden.

Das Regiment Prohaska unter Clam bewegte sich immer im Kanonenfeuer, Major Caspari führte sein Bataillon, wie möglich deckend, mit vieler Umsicht; so daß wir dadurch sehr wenig Leute verloren. An unserer Que tritt eine Eskadron Radetzky-Husaren, ihr Commandant Mariaschi an der Spitze, als ihm eine Kanonenkugel den Kopf vom Rumpfe trennte, und der Körper am Pferde blieb. Die Rotte bei Lieutenant Gnosch wurde durch eine Kugel zusammen geschossen, ein Czako flog Gnosch in's Gesicht, dieser glaubte es sey eine Kanonenkugel und fiel wie todt zur Erde; endlich erholte er sich, ganz erstaunt, daß er lebe — und lachte krampfhaft. Den Obersten Döll und seinem neben ihm zu Pferde stehenden Oberstlieutenant Freisauf zerschmetterte eine Kanonenkugel jenem den rechten, diesem den linken Fuß.

Fürst Felix Schwarzenberg marschirte zu Fuß an der Spitze seiner Bataillone im heftigsten Feuer, und trotz seines durchschossenen Armes wollte er keinen Zoll breit weichen.

Der kurze Kampf kostete an Todten und Verwundeten, 22 Offiziere und 376 Mann. Von Feindes Seite erhielt der König eine Contusion am Ohr und der Herzog von Savoyen einen Streifschuß am Schenkel. Todt und verwundet waren viele Offiziere mit 335 Mann.

Am 31. Mai war der Regen furchtbar, die Gewässer traten aus, der Lehmboden war zum Versinken durchweicht, die Geschütze konnten nicht vorwärts, die Operationen mußten verschoben werden. — Am 1. Juni war das Wetter nicht besser, wir staken förmlich auf den Feldern im Lehm, viele Offiziere erkrankten, so auch Major Fastenberg, und an seiner Stelle übernahm Hauptmann Trost das Bataillon.

Um unseren Mißmuth aufs Höchste zu steigern, mußte noch die Nachricht eintreffen, die ein Parlamentär am 2. Juni den Vorposten des Hauptmanns Trost brachte, daß General Rath, der Commandant von „Peschiera", aus Mangel an Lebensmitteln zu kapituliren gezwungen worden war.

Am 3. Juni erfuhr der Feldmarschall die Wiener-Maiwerzgänge, auch erschien die Wienerzeitung ohne den kaiserlichen Adler. Mit Recht besorgte er, daß unter solchen Umständen lange kein Succurs eintreffen, ja daß seine Armee, als die letzte Stütze des Reiches, zur Herstellung der Ordnung, zur Erhaltung des Thrones berufen seyn dürfte. In diesem Zwiespalt der Gefühle beschloß er, der in diesem Momente Krieger und Staatsmann zugleich seyn mußte, für diesen Augenblick den Gedanken an eine Schlacht aufzugeben, und mit demselben festen Manneesinn, mit derselben Entschlossenheit, mit welcher er die Armee in einem so schönen Marsche vorgeführt hatte, dieselbe ebenso schnell zur Wiedereroberung der venetianischen Provinzen zurückzuführen, um die kürzeste Verbindung mit dem Mutterlande herzustellen.

In der Nacht begannen die diesfälligen Bewegungen in der größten Stille und mit der besten Ordnung. Das Regiment Baron Prohaska hatte die Vorpostien, die Bataillons-Commandanten Caspari und Trost leiteten die Einziehung der Posten in aller Stille mit Vorsicht und Klugheit, das Regiment sammelte sich, ohne daß der Feind etwas bemerkte, marschirte ab, und ich führte mit meiner Division die Arrieregarde, um den Rückzug zu decken.

Bei der Brücke über den „Coldone" angelangt, war diese mit Bechkränzen versehen, ich zündete diese an, allein die solide Brücke wollte nicht brennen, das Geländer brannte ab, doch die Joche blieben fest, ich zerstörte was möglich, und obschon immer mit Brustumschlägen beschäftiget, sehnte ich mich doch nach dem Feinde, allein dieser ohne Ahnung von unserem Rückzuge erschien nicht, und somit auch nicht die Gelegenheit, „a la Hatvan", die Armee zu decken.

Das Reservekorps hatte sich unterdessen bei Curtatone aufgestellt; wir marschirten zwischen durch nach „Mantua" und blieben hier den 4. Juni. Am 5. marschirte das erste Armeekorps über „Erbe" nach „Bovolone", ich hatte die Aufgabe dieses zu kolonyren, und in den Ortschaften, durch die ich kam, erfuhr ich, daß vor wenigen Stunden eine 300 Mann starke feindliche Patrouille mit zwei Geschützen den nämlichen Weg passirt war; doch nirgends stießen wir auf den Feind, der auch von unserem Marsch nichts wußte.

Das zweite Corps marschirte nach „Sanguinetto" und das Reservekorps nach „Nogara". Am 6. ging die Armee durch „Legnagno" über die „Etsch". Die Infantrie des Reservekorps, nebst einer Cavallerie-Brigade rückte am rechten Ufer des Flußes über „Bovolone" nach „Verona".

Am 5. Juni besetzte der König erst die verlassene Stellung am Curtatone, und auffallend ist es, daß er am 6. nicht von „Villafranca" her auf das Reservekorps fiel, das sich alleiu überlassen war. Allein unsere Dispositionen mögen ihn getäuscht haben, denn er glaubte wahrscheinlich die ganze Arme auf dem Marsche nach „Verona" und hatte keine Idee von dem Manöver nach „Vicenza", was er erst am 9. Abends erfuhr. General Heß leitete diese Unternehmung und führte sie mit bewunderungswürdiger Schnelle und Geschicklichkeit aus. Es mögen wenige Beispiele in der Kriegsgeschichte sich finden, in welchen eine solche Aufgabe mit so viel tactischen Talente gelöst und bis zu ihrer Vollendung mit dem dichtesten Schleier des Geheimnißes bedeckt geblieben war.

Die Armee hatte am 7. Juni in „Bevilaqua", und „Montagnana" Rasttag. Am 8. marschirte sie nach „Ponte Barbarano" und stand am Abend des 9. im Angesicht von „Vicenza."

Eine Streifpartheyi war auf der Straße von „Padua" nach dem „Cerese" geeilt, und hatte die unweit „Arlesega" befindliche Eisenbahnbrücke gesprengt.

Der König, am Abend des 9. Juni über das Vorhaben Radetzky's im Klaren, beschloß, sich im Besitze der Stellung von „Rivoli" zu setzen, und führte das mit seiner halben Armee gegen die tapfere Brigade Zodel aus, welche, der Uebermacht weichend, diese Stellung am 10. den Piemontesen überließ.

Wenn aber „Rivoli" immer noch ein wichtiger und interessanter Posten ist, so hat derselbe doch nicht mehr diejenige Wichtigkeit, wie in den früheren Feldzügen. Es ist nämlich in neuerer Zeit von „Vicenza" eine schöne Bergstraße über „Schio" und durch das „Arsathal" nach „Roveredo" erbaut worden.

Gerieth nun „Vicenza" in die Hände Radetzky's, so hatte er die Verbindung mit Tirol auf dieser Seite eröffnet. Diese Rücksichten bestimmten auch den Grafen, der den Angriff auf „Rivoli" voraus sah, seine Kräfte nicht unnützerweise zu theilen, sondern die Brigade Zodel sich selbst zu überlassen.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 18. Sonnabend, den 3. Mai. 1856.

Ida Pfeiffer.

Unter den merkwürdigen Reisenden in die entferntesten Weltgegenden gebührt dieser interessanten Frau ein vorzüglicher Platz. Da sie der kärntnerischen Familie Reyer entstammt, die sowohl durch ihre Stellung, als besonders durch ihr Wirken für unsere Heimath alle Anerkennung und Dank verdient, rechnet es sich dies Blatt zur Pflicht, eine wenn gleich kurze Lebensskizze dieser merkwürdigen Frau eben jetzt mitzutheilen, da selbe vom 24. bis zum 27. April l. J., zum Besuche ihrer zahlreichen Anverwandten, in Klagenfurt verweilte.

Irren wir uns nicht, so verließen ihre Eltern kurz vor der ersten feindlichen Invasion der Franzosen (1797) Kärnten und übersiedelten nach Wien, wo in demselben Jahre Ida geboren wurde.

Schon in ihren frühesten Jahren ließen eine auffallende Furchtlosigkeit und ein fester Wille ein nicht gewöhnliches Wesen ihres Geschlechtes ahnen, was die Folge in einem so hohen Grade bestätigte. In ihrem 23. Lebensjahre wurde sie mit dem Doktor J. Pfeiffer in Lemberg vermählt. Die wissenschaftliche, sonst nur für Knaben bestimmte Bildung, die sie in ihrer Jugend zugleich mit ihren Brüdern erhalten hatte, setzte sie in den Stand, auch ihren beiden Söhnen eine sorgfältige Erziehung — die ihr allein überlassen blieb — zu geben, welche sie mit rastloser Thätigkeit und Liebe auch vollendete. Einer dieser Söhne, ein Virtuos auf dem Fortepiano, kam auf seinen Kunstreisen bis nach Lissabon, wo er sich mit einer Plantagen-Besitzerin verehelichte und nun in Nordamerika lebt — der andere domizilirt in Kärnten, und ist Pächter des Eisenwerkes in der Kreuzen.

Nachdem Frau Ida Pfeiffer ihre beiden Söhne gut versorgt sah, konnte sie erst ihren von Jugend auf gehegten und unwiderstehlichen Drang: „Die Wunder der Schöpfung in allen Zonen des Erdballs selbst zu schauen" — erfüllen.

Die unumgänglichen Vorbereitungen hiezu beschäftigten sie durch einige Jahre, und ihre erste Pilgerfahrt war nach Jerusalem und jenen Gegenden und Orten gerichtet, die unser Heiland und Erlöser durch sein Leben, Leiden und Sterben geheiligt hat. Viel und gern gelesen wurde die Beschreibung dieser Pilgerreise, welche sie im Jahre 1845 in zwei Bänden unter dem Titel: „Reise einer Wienerin in das heilige Land im Jahre 1842" herausgab.

Diese glücklich vollendete Pilgerfahrt erweckte in ihr den Gedanken, nun auch den hohen Norden Europa's durch Selbstanschauung kennen zu lernen, und im dritten Jahre nach Ihrer ersten Reise schritt sie zur Ausführung. Dänemark, Norwegen, Schweden und Island durchwanderte sie nach allen Richtungen. Sie trotzte dabei jeder Gefahr mit männlicher Kraft, und besiegte alle Hindernisse mit einem bei ihrem Geschlechte selten zu findenden Muthe. Das im Jahre 1846 in zwei Bänden erschienene Werk: „Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island" theilt diese Wanderung dem lesenden Publikum mit.

Das Gelingen dieser zweiten Fahrt hatte ihre erste Weltreise zur Folge. Im Mai 1846 verließ Frau Ida Pfeiffer ihre Geburtsstadt, und langte unter vielen Abenteuern verbunden mit großen Beschwerlichkeiten, zur See in Brasilien an. Nach einem längeren Aufenthalte daselbst setzte sie ihre Seereise fort, umschiffte das Cap Horn und durchwanderte Chili und die Insel Otahaiti. Dann finden wir sie in China und endlich in Ostindien. Je beschwerlicher diese Fahrt war, je mehr sich die Gefahren häuften, um so mehr nahm ihre Reiselust zu und stählte sich ihr Muth. Von Ostindien ging ihre Wanderung den Tigris hinauf nach den merkwürdigen Ruinen der einstigen Riesenstädte Babilon und Ninive. Oft in der größten Lebensgefahr durchzog sie das Land, welches der wilde Kurden-Stamm bewohnt — kam nach Persien, scheute die Beschwerlichkeit einer Uebersteigung des Kaukasus nicht, und kehrte durch das südliche Rußland, die Türkei und Griechenland nach Oesterreich zurück, wo sie sich dann damit beschäftigte, ihre Reise um die Welt und ihre dabei gemachten Erfahrungen zu veröffentlichen in dem dreibändigen Werke: „Eine Frauenfahrt um die Welt. Reise von Wien nach Brasilien, Chili, Otahaiti, China, Ost-Indien, Persien und Kleinasien."

Im Lenz 1851 fand ihre zweite Weltreise statt, welche Frau Ida Pfeiffer in vier Bänden: „Meine zweite Weltreise" beschrieb, deren zwei letzte eben erst bei Carl Gerold's Sohn in Wien erschienen. Darin lesen wir, daß sie auf einem Segelschiffe von London in 75 Tagen nach dem Cap der guten Hoffnung reiste, von wo sie mehrere Ausflüge in die dortigen Umgebungen machte. Nach vier Wochen verließ sie die Capstadt und langte nach einer Fahrt von 54 Tagen in Singapore an, das sie schon vor vier Jahren besucht hatte. Dort änderte sie ihren Reiseplan: anstatt nach Adelaide in Australien ging sie nach der Westküste Borneo's und kam nach zurückgelegten 450 Seemeilen zum Cap Datu an der Mündung des Flußes Sarawak, wo in der Stadt gleichen Namens Malaien und Chinesen untereinander wohnen. Von dort aus geschah ihr merkwürdiger Besuch bei dem Stamme der Dayaker, die als ein wildes Volk bekannt sind und wohl noch nie eine weiße Frau sahen. Auf der über 9000 Quadratmeilen großen, im Innern noch ganz unbekannten Insel Borneo verweilte die Reisende sechs Monate, größtentheils in den holländischen Besitzungen dieser Insel — und segelte dann nach Batavia, das sie in sieben Tagen erreichte. Von da aus machte sie Ausflüge, bestieg den über 9000 Fuß hohen Berg

Digitized by Google

Pangerange, von dessen Spitze man den ganzen Krater des Gédé überſehen konnte. Die Inſel Sumatra wählte ſie von Java aus zum ferneren Ziele ihrer Reiſe, wohin ſie auch im Juli 1852 gelangte und zwar nach Padang, dem Hauptorte der dortigen holländiſchen Beſitzungen. Die bräunlichgelben Battaker, einer der wilden Stämme auf Sumatra, ſind in vielen Dingen den Dayakern auf Borneo voraus, aber eben ſo wie Dieſe — Kannibalen und Menſchenfreſſer, und nur wenig fehlte es, daß die Reiſende nicht demſelben Looſe anheim fiel, als ſie das Thal Silindong durchwanderte, und ihren Wunſch, zum See Eier-Tau zu gelangen, durchſetzen wollte.

Frau Ida Pfeiffer erzählt dieſes ſelbſt mit folgenden Worten: „13. Auguſt, Siliugdong. Die erſte Hälfte der Reiſe ging, wie geſtern, durch wenig bevölkerte, hügelige Thäler, dann erſtiegen wir einen niedrigen Gebirgskamm, und das überraſchend ſchöne Silindung-Thal lag in ſeiner ganzen Größe zu unſeren Füßen. — Bevor wir in das Thal hinab ſtiegen, bedeutete mir Hali-Bonar (Rajah oder Haupt der Ortſchaft Klein-Toba, der ſich erbot mich bis Silindong zu begleiten), mich nicht von ihm zu entfernen und ſtets hinter ſeinem Rücken zu bleiben. Den Zug eröffneten ſeine ſechs Lanzenknechte, dann kam er, dann ich, mein Führer und noch einige Leute von irgend einem Utta (Ortſchaft). Ueberall war es bereits bekannt, daß ich im Lande ſey und wohin ich gehen wolle. Vor jedem Utta, an dem mein Weg vorüber führte, ſtanden die Männer verſammelt, mit Lanzen und Parangs bewaffnet, und verſperrten mir den Durchzug. Doch am Ende wußte Hali-Bonar die Leute ſtets zu bewegen mich weiter gehen zu laſſen. An einem Orte aber ſchien es ernſter zu werden. Mehr als achtzig bewaffnete Männer ſtanden am Wege und erwarteten uns. Als wir an ihnen vorüber wollten, verſtellten ſie den Weg, und in einem Augenblicke hatten viele Lanzenknechte einen Kreis um mich geſchloſſen. Die Leute ſahen über alle Beſchreibung wild und fürchterlich aus. Sie waren groß und kräftig, viele an ſechs Fuß hoch, die Geſichtszüge leidenſchaftlich bewegt, was ſie noch viel häßlicher machte — das große Maul mit den hervorſtehenden Zähnen glich wahrlich mehr dem Rachen eines wilden Thieres, als einem menſchlichen Munde. Sie ſchrieen und lärmten ſo auf mich los, daß, wäre ich mit dergleichen Scenen nicht ſchon vertraut geweſen, ich das Aeußerſte hätte befürchten müſſen. Ich hatte zwar Angſt — die Scene war zu entſetzlich — doch verlor ich nicht meine Geiſtesgegenwart und ſetzte mich, anſcheinend ruhig und vertrauensvoll, auf einen Stein, der am Wege lag. Einige Rajah's traten auf mich zu, mir mit Worten und Zeichen drohend, daß, wenn ich nicht umkehre, man mich tödten und verzehren werde. Die Worte verſtand ich nicht; aber die Zeichen ließen mir keinen Zweifel, denn ſie wieſen mit einem Meſſer an den Hals, mit den Zähnen an die Arme und bewegten die Zahnfeile, als hätten ſie den Mund ſchon voll von meinem Fleiſche. Ich war natürlich ſchon ſeit dem Eintritte in dieſes Land auf ſolche Scenen gefaßt, und hatte zu dieſem Zwecke einen kleinen Satz in ihrer Sprache gelernt. Mein Gedanke war, wenn ich etwas ſagen könnte, was ihnen gefiele, was ſie lachen machen würde, hätte ich einen großen Vortheil über ſie, denn die Wilden ſind wie die Kinder — eine Kleinigkeit iſt oft hinreichend ſie zu Freunden zu machen. Ich erhob mich alſo, klopfte dem Vorderſten, der ſich am meiſten an mich herandrängte, freundlich auf die Achſel und ſagte mit heiterer lächelnder Miene, halb Malaiſch, halb Battakiſch: „Ihr werdet eine Frau nicht tödten und auffreſſen, am wenigſten eine ſo alte wie ich bin, deren Fleiſch ſchon hart und zähe iſt". Durch Zeichen und Worte gab ich ihnen ferner zu verſtehen, daß ich keine Furcht vor ihnen hätte, daß ich bereit ſey, meinen Führer zurück zu laſſen und allein mit ihnen zu gehen; ſie ſollten mich nur bis Eier-Tau führen. Glücklicher Weiſe fingen ſie an, über mein Kauderwelſch, über meine Pantomine zu lachen. Meine Furchtloſigkeit, mein Zutrauen gefiel ihnen — ich hatte geſiegt. Sie reichten mir die Hände, die Reihen der Lanzenknechte öffneten ſich, und froh und heiter, im Gefühle der überſtandenen Gefahr, ſetzte ich mit meinen Leuten die Wanderung fort."

Minder glücklich waren einige Zeit ſpäter drei franzöſiſche Miſſionäre in dem unabhängigen Battaker-Land; ſie kamen nur bis Tapanola, und wurden von den Kannibalen erſchlagen und unter großen Freudenfeſten verzehrt. — Die Zeit, die Frau Ida Pfeiffer auf Sumatra zubrachte, zählt ſie ſelbſt, der herrlichen Naturſcenen wegen, die ſie geſehen, der intereſſanten Ereigniſſe, die ſie dort erlebt, als auch wegen der überaus zuvorkommenden Aufnahme der dort wohnenden Europäer, zu ihren liebſten und ſchönſten Erinnerungen.

Nach Batavia zurückgekommen, beſuchte ſie das Innere Java's, kam nach Samarang, und durchwanderte von dort die freien Fürſtenthümer Djogokarta und Surukarta; beſuchte die Celebes und die Molukken und kehrte wieder nach Batavia zurück. — In ihren Berichten über die Reiſen durch die genannten Länder ſagt ſie am Schluſſe: „Beinahe mit wehmüthiger Empfindung nahm ich Abſchied von den holländiſch-indiſchen Beſitzungen. Ich ſah in dieſen Ländern viel des Herrlichen und Großen in der wundervollen Natur, ich kam mit neuen Völkern in Berührung, deren Bekanntſchaft mir, trotz der Gefahren, mit welchen ich ſie mitunter erkaufte, höchſt genußreiche und intereſſante Beobachtungen bot. Und nicht nur Geiſt und Auge fanden Genüße auf dieſer Reiſe, auch das Herz hat ſeinen Theil, denn überall begegnete ich unter den Holländern vielen guten Menſchen, die mir auf die liebevollſte Weiſe mit Rath und That an die Hand gingen. Dieſen, wie auch den Deutſchen, die ich an einigen Orten traf, verdanke ich es, daß mir das Reiſen nicht nur überhaupt ausführbar, ſondern auch (die Länder der wilden Dayaker, Battaker und Alforen ausgenommen, wo es keine Europäer gab) ſo leicht und angenehm gemacht wurde, als es nur immer möglich war. So lange ich lebe, werden die Eindrücke dieſer ſchönen Reiſe eben ſo wenig aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden, wie die Erinnerung an die Zuvorkommenheit und wahre Gaſtfreundſchaft der Holländer."

Nun war die Reiſende unentſchloſſen, wohin ſie ihren Wanderſtab wenden ſollte. Von Indien hatte ſie das Intereſſanteſte geſehen, nach Auſtralien war keine Gelegenheit da, aber wohl nach San Francisco in Kalifornien, wohin ſie nun auf dem Dreimaſter „Seneca Baltimore" ſegelte.

Dieſe Reiſe geht beinahe um die Hälfte des Erdkreiſes: 150 Meilen durch die Java-See, 2000 durch die chineſiſche, und bei 8000 durch den ſtillen Ocean, im Ganzen 10,150 Meilen.

Vom Tage der Abreiſe von Batavia (6. Juli 1853) bis zum 27. September, als dem Anſchiffungstage zu San Francisco, dauerte dieſe Schifffahrt, auf welcher die Reiſenden von der Höhe von Formoſa an, wo ſie in den ſtillen Ocean kamen, durch zwei ewig lange Monate nichts als Himmel und Waſſer ſahen; die einzigen lebenden Geſchöpfe, die ſie von Zeit zu Zeit zu Geſicht bekamen, waren einige Möven, welche die Segel umflatterten. Von der Stadt San Francisco, von welcher die Reiſende kein ſodendes Bild entwirft, beſonders was die öffentlichen Spielhäuſer betrifft, machte ſie drei Ausflüge in das Innere von Kalifornien. Den erſten nach Sacramento, Marys-

Digitized by Google

Bille und den Goldminen an dem Yuba-Fluß, den zweiten nach Crescent-City und den Rogue-river-Indianern, und den dritten nach St. José. Rückgekehrt nach St. Francisco schiffte sich die Reisende nach Panama ein, das sie in zwölf Tagen erreichte und wo sie den 1. Jänner 1854 feierte. — Lima war nun das nächste Ziel der Reise und zwar in der Absicht, von dort aus die Cordillieren zu überschreiten, nach Loretto an den Amazonenstrom und von dort nach Para (an der Ostküste Amerika's) zu gehen; allein eine dort ausgebrochene Revolution hinderte die Ausführung dieses Planes. Sie befolgte nun den ihr gegebenen Rath, den Weg über Quito zu machen.

Ein wiederkehrender Anfall des Sumatra-Fiebers zwang die Reisende, in Guayaquil, einer Hafenstadt des von dem spanischen Mutterlande losgesagten und sich als Republik erklärten Reiches Ecuador, vom 1. bis 22. März zu verweilen, an welchem Tage sie mit dem Postboten und einem aufgenommenen Diener, da sie der spanischen Sprache nicht mächtig ist, nach der Hauptstadt Quito, theils zu Fuß, theils in einem Boote, ihre Reise fortsetzte. Am 30. März, den sie unter die besonders merkwürdigsten Tage ihres Lebens rechnet, überstieg sie während der Regenzeit die Riesenkette der Cordilleren oder Anden an einem der interessantesten Punkte des 21,000 Fuß hohen Chimborazo. Die Höhe des Ueberganges gab man zwischen 14 bis 16,000 Fuß an. Die Vegetation hört auf dieser kleinen Hochebene gänzlich auf; denn rauhe und heftige Winde herrschen fortwährend auf derselben. — Noch bevor sie Quito erreichte, zeigte sich der Vulkan Cotopaxi, der bis an den Krater mit einer leichten Schneedecke belleidet war. Dichte Rauchwolken wirbelten auf, das Feuer schlängelte sich gleich blitzenden Flammen hindurch, überstieg die Rauchwolken und senkte sich in einem dichten Feuer-Regen zur Erde. — Nachdem die Reisende die Charwoche in Quito zugebracht und alle dort gebräuchlichen Ceremonien dieser heiligen Zeit gesehen und während dieser Zeit mehrfache Anfälle des Sumatra-Fiebers überstanden hatte, verließ sie diese Stadt, und kehrte nach Guayaquil zurück. „Auf dieser Rückreise" schreibt sie: „genoß ich das Glück, viermal den Chimborazo in voller Schönheit zu sehen, das erste Mal bei meiner Ankunft in Ambato, das zweite Mal bei der Abreise, das dritte Mal bei dem Uebergange und das vierte Mal in Guaranda. Die Sonne selbst schien entzückt zu seyn, das herrliche Werk Gottes beleuchten zu können; sie goß ihr ganzes Feuer, ihr volles Licht auf ihn und machte sein jungfräulich-schneeiges Haupt in unbeschreiblichem Schimmer erglänzen. Ich verfant in Anschauung und tiefe Bewunderung. Leider währten diese erhabenen Anblicke stets zu kurz — Wolken und Nebel umschwebten bald die Spitzen, senkten sich immer tiefer und tiefer und verhüllten nur gar zu rasch dies Heiligthum der Cordilleren mit ihrem undurchdringlichen Schleier". — Am 31. Mai verließ die Reisende auf einem Dampfer Aspinwall mit der Bestimmung nach Neu-Orleans, das 1440 Seemeilen, von welchen 1350 auf den mexikanischen Meerbusen und 90 auf den Mississippi kommen, entfernt ist. — Drei Wochen verweilte diese unerschrockene Frau in Neu-Orleans, wo sie besonders der Sclavenmarkt empörte, und verließ dasselbe den Mississippi aufwärts am 23. Juni, kam von diesem Flusse in den in selben mündenden, von dichten Waldungen eingesäumten Arkansas, und am 26. in das Städtchen Napoleon, das erst kürzlich dem Walde entstiegen, und noch gänzlich von demselben umgeben war. Bei der Rückfahrt verweilte sie einige Wochen in Louisiana, von wo sie einige Ausflüge in den Staat Illinois, unter andern nach dem Städtchen Highland machte, wo landeinwärts die Prairien noch im Naturzustande zu sehen sind. Am 29. Juli setzte sie die Reise per Dampfer nach St. Paul (825 Meilen) fort, wo sie nach zehn Tagen eintraf. Von dort machte die Reisende einen Ausflug nach den berühmten Wasserfällen des Mississippi. Darauf ging die Reise zu Wagen nach Chicago am Michigan-See. Nun erfolgte die Fahrt durch diesen See in den Ober-See (Lake-Superior), der 792 Fuß über der Meeresfläche, einige dreißig Fuß höher als der Michigan liegt, und der größte Süßwasser-See in der bekannten Welt ist; seine Wasserfläche beträgt 1100 Quadratmeilen und die tiefste Stelle 900 Fuß. — Frau Ida Pfeiffer besuhr auch den zweit-größten See Amerika's, den Huron, der 872 Quadratmeilen einnimmt; von diesem schiffte sie in den St. Clair-See, durch den Detroit-Fluß in den Erie-See (von dem Huron bis in den Erie-See 80 Meilen), landete zu Cheveland und der durch eine Kluft von selbem getrennten Stadt Ohio, und kam am 9. September Morgens nach Buffalo.

Ueber die 22 Meilen von Buffalo entfernten Niagara-Fälle sagt die Reisende: „Der 10. September war wieder einer der unvergeßlichen Tage in den Annalen meines Lebens, einer von jenen, die mich glänzend belohnten für die Mühen und Beschwerden, mit welchen ich sie erkaufte — ich sah eine der wunderbarsten, erhabensten Naturscenen in Gottes schöner Welt. Unmöglich ist es auszudrücken, was das Auge erblickt, was die Seele da fühlt. Der Maler muß hier an seiner Kunst verzweifeln, der Dichter seine Feder weglegen. Aber wenn man einem Todfeinde hier begegnete, müßte man vergeben, oder kein Mensch seyn, und wer an Gott gezweifelt, der gehe an diesen erhabensten seiner Altäre, und gewiß wird er bekehrt, beruhigt heimkehren. O, daß ich doch die Anschauung dieses Wunders mit meinen Angehörigen, mit meinen Freunden, ja mit allen Menschen hätte theilen können! — Die ungeheuere Wassermasse stürzt sich über eine riesig breite senkrechte Wand. Die Staubwolken sind so mächtig, als wollte sich der Strom ein Zweitesmal erheben, und doch kaum hundert Schritte von dem Sturze entfernt, fließt er schon wieder so ruhig dahin, daß sich das kleinste Boot sorglos auf seinem Rücken schaukeln kann. Noch mächtiger aber ist die Wassermasse auf der canadischen Seite, noch bedeutender ist hier der Umfang des Falles (der die Form eines Hufeisens bildet, und deßhalb „Hufeisenfall" genannt wird), ich möchte daher dem canadischen Falle die Palme reichen. Das Schauspiel unter dem Falle ist grauenhaft. Die über dem Haupte rollende Wassermasse, das fürchterliche Toben und Brausen des milchweiß schäumenden Elementes, die schmale schlüpfrige Felskante, auf der man vor dem Abgrunde steht, in den sich das Wasser stürzt, die überhängenden Felstrümmer, die sich von Zeit zu Zeit lösen, machen diese Parthie wirklich gefährlich und so ergreifend, daß ich nicht Jedermann rathen möchte, sie zu unternehmen."

Der Niagara strömt in den Ontario-See, vierzehn Meilen nach seinem Falle. Von diesem See ging es in den Lorenzo-Strom mit seinen vielen Schnellen, die aber von den Dampfern besiegt werden. In Montreal verweilte die Reisende einige Tage, machte einen Ausflug nach Quebec und setzte dann ihre Reise nach New-York weiter, wohin sie zuletzt von Whitehall auf der Eisenbahn kam. Die Zeit ihres ungefähr drei Wochen langen Aufenthaltes in New-York benützte Frau Ida Pfeiffer zur Besichtigung der öffentlichen Anstalten, zu wiederholten Besuchen in der nahen Umgebung, so wie zu kleinen Ausflügen. Die 120 engl. Meilen, die Boston von New-York entfernt ist, wurden von der Reisenden in vier Stunden zurückgelegt. Dort wurde sie vom Stadt-Major Dr. Smith zu

Digitized by Google

einem großen Festessen der Massachusetts-Mechaniker-Gesellschaft (das nur alle drei Jahre statt findet) eingeladen. Die Tafeln waren für 800 Personen gedeckt. An Gerichten gab es eine große Auswahl, statt der geistigen Getränke aber wurde Wasser, Kaffeh und Thee gereicht. Der Staat Massachusetts gehört nämlich dem Temperance-Verein an. Die Mahlzeit war in einer Stunde abgethan. Dann wurden zwei Stunden Gelegenheitsreden gehalten. Dr. Smith hatte die große Aufmerksamkeit in seiner Rede von der Reisenden sehr schmeichelhafte Erwähnung zu machen und sie der Gesellschaft vorzustellen. — Nach acht Tagen (19. Oktober) fuhr sie wieder nach New-York zurück, wo sie noch bis zum 10. Nov. blieb, und dann auf dem prachtvollen amerikanischen Dampfer „Pacific“ nach Liverpool (3200 Meilen) in 10½ Tagen fuhr.

Noch war ihre Reise nicht vollendet, noch wollte sie von London aus, vor der Rückkehr in die Heimath, ihren Sohn besuchen, der eben auf der Insel St. Miguel, einer der Azoren, sich aufhielt. Da keine andere Gelegenheit aufzufinden war, segelte sie mit einem kleinen Frachtschiff (Schooner) dahin ab, wozu sie 20 Tage brauchte, und eine äußerst unangenehme beschwerliche Fahrt hatte. Am 31. Dezember wurde sie der freundlichen Insel ansichtig, konnte aber erst am 2. Jänner 1855 dahin gelangen. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs, aber ihre Fülle von Hügeln und Gebirgen einladend. Frau Ida Pfeiffer verweilte einige Monate auf St. Miguel, und machte unter andern einen Ausflug nach Furnas, das in einem wunderlieblichen, freundlichen Thale, eingeschlossen von über einander aufsteigenden Gebirgen, liegt; schöne Waldungen, üppige Felder, Wiesen und Triften im frischesten Grün decken Berge, Hügel und Thal — „ich sah mich ganz“ — äußert sich Frau Ida Pfeiffer: „in eines jener schönen Gebirgsthäler versetzt, an welchen Steiermark, Kärnten und Tirol so reich sind.“ — Am 21. Mai verließ sie St. Miguel und war aus Mangel an Schiffsgelegenheiten über Lissabon nach London zurück zu gehen genöthigt.

Wer es bedenkt, daß eine Frau solche ungeheuere Länderstrecken (ihre Reisen zusammengestellt, hat sie 130,000 Seemeilen zu Wasser und 18,000 englische Meilen zu Land zurückgelegt) — wo oft keine Gesetze einen Schutz gewähren, durchwanderte, und oft kein anderes Geleite als ihre männliche Willenskraft und die oft theuer erkauften Erfahrungen hatte, ohne daß ihre Weiblichkeit dabei beeinträchtiget worden wäre — der muß den gerechten Ausspruch machen, daß Ida Pfeiffer eine ganz außerordentliche Frau, und in ihrer Weise die einzige des jetzigen Jahrhundertes sey.

Die Aufmerksamkeit, die Frau Ida Pfeiffer von dem großen Naturforscher Alexander Humboldt, und dem ersten Geographen unserer Tage, Karl Ritter, bei ihrem Aufenthalte in Berlin zu Theil wurde, und die ehrende, freundliche Aufnahme, die sie durch diese ausgezeichneten Männer bei dem Könige von Preußen fand, sprechen mehr zu ihren Gunsten, als alle andern anerkennenden Urtheile.

Während ihres Hierseyn in Klagenfurt besuchte sie den „historischen Verein für Kärnten,“ das „naturhistorische Museum“ und die freundlichen „Kaiser Franz Joseph Anlagen“ am Kreuzberge, wo Schreiber dieses zuerst ihre interessante Bekanntschaft machte, und Abends ihr wohlgetroffenes (von Dauthage, 1855, trefflich lithographirtes) Bild als Erinnerung erhielt.

Um Jenen, welche ihre persönliche Bekanntschaft bei ihrem letzten Besuche in Kärnten und besonders in Klagenfurt nicht machten, ein skizziertes Bild von ihr zu entwerfen, halten wir uns an die „L. Illustrirte Zeitung“, indem wir uns von der Treue der Schilderung selbst überzeugt haben. Dort heißt es: „Was ihr Aeußeres betrifft, so ist Ida Pfeiffer von schlanker Gestalt, zart gebaut erreicht ihr Körper kaum die mittlere Größe. Ihre Züge sind sehr klein, aber regelmäßig, ihr Teint ist durch Sonnenhitze und andere Witterungseinflüße unmerklich gebräunt, nur ihr Sprachorgan scheint durch die vielen Strapazen, doch kaum merklich, gelitten zu haben. Ihr Lächeln ist in der That wunderbar und anziehend, ihre Seele strahlt mit Glanz und Anmuth in ihrem Antlitz, und man kann dieses Lächeln mit nichts Anderm vergleichen, als mit dem freundlichen Sonnenschein, der an einem trüben Tage plötzlich hinter dunklen Wolken hervorbricht. Sie ist sehr anspruchslos in ihren Manieren, und ungezwungen in der Conversation. Spricht sie von ihren Reisen, so fliegen oft ihre Gedanken von einem Theile der Welt zum andern, besonders wenn sie eine Geschichte veranschaulicht, oder Charaktere mit einander vergleicht.“

Möge der Himmel diese merkwürdige Frau bei ihren fernern Reisen — und sie scheint solche im Sinne zu haben — so wie bisher wunderbar beschützen!

Marschall Villeroi.

Die „Mährenberger Chronik“ erzählt uns nebst Anderem Folgendes: Es war im Jahre 1702, den Freitag nach Ostern, da haben wir einen seltsamen Gast gehabt, nämlich den französischen Obergeneral Villeroi, welcher am 1. Februar 1702 in der italienischen Stadt „Cremona“ ein fröhliches Faschings-Banket gehalten und dabei sammt seinen 8000 Franzosen von den Unsern unter Prinz Eugen überfallen, 2000 Mann derselben getödtet und bliessirt, er aber sammt vielen Offizieren gefangen genommen wurde. Marschall Villerei mit noch acht andern Generalen und Ministern wurde über „Tirol“ und Kärnten in die Gewahrsam auf den Schloßberg nach „Grätz“ geführt. Graf Althann begleitete ihn, und er wurde überall auf kaiserlichen Befehl mit Aufmerksamkeit und Höflichkeit behandelt; doch sein Unglück, die gekränkte Ehre, die ihm auffallende Verantwortung drückten ihn sichtbar nieder. Als er nach Mährenberg kam, verfügte er sich in die Kirche, um dem Hochwürdigsten seine Ehrerbiethung zu bezeugen, kann mit Graf Althann in das Sprachzimmer des Klosters der Dominikanerinnen, wo er um die Musik (wahrscheinlich eine Production auf der Orgel) und zum Beschluße um ein Stück Brod bat, vermuthlich um seinen dermaligen Stand, als Gefangener anzuzeigen, oder auch wohl um die hieburch bezeichnete patriarchalische Sitte zu ehren. Zur Gewährung ließ die Frau Priorin, Susanna Freiin von Grotta, Backwerk und Confekt, so viel sie aufbringen konnte, für den Marschall, und beinebens Brod und Wein in dessen Quartier bringen. Villeroi beschenkte die Klosterdienerschaft reichlich, und unterließ es nicht, nach seiner Auslösung den Convent wieder, und zwar fröhlicher gestimmt als zuvor, zu besuchen. Die Chronik beschreibt ihn als groß von Gestalt, im Angesichte schwarzbraun, sonst ernst und von würdevoller Haltung.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 19. Sonnabend, den 10. Mai. 1856.

Das Glöcklein.

Wenn des Morgens rosge Schöne
Bergessaum umgläht und Hain,
Haucht das Glöcklein Freudentöne
Durch den Wald so mild und rein.

Wenn am Abend selbst die Quelle
Leiser flüstert Liebesklang,
Steigt sein Ton so sanft und helle
Nieder von dem Felsenhang.

Wenn die Stürme mächtig grollen,
Zuckt der Blitze Flammenschein,
Und des Himmels Wetter rollen,
Tönt das Glöcklein sanft darein;

Mahnt bei Nacht — so wie am Tage,
Freudig bald — bald schaurig bang,
Kündet Lust und kündet Klage
Hin das stille Thal entlang.

Seht die Flammenzeichen schimmern,
Von den Bergen glüht der Brand,
Hört das Glöcklein ängstlich wimmern
Auf zum Sturme rings das Land!

Wenn die Sieger heimwärts kehren
Ruhmgekrönt aus der Gefahr,
Kömt ihr seinen Gruß dann hören
An die wack're Heldenschaar.

Ist dem Volk ein Fürst ersehen,
Steigt er auf der Väter Thron,
Ruft des Glöckleins innig Flehen
Segen für den Fürstensohn.

Hat man ihn zu Grab' getragen,
Eilt durch's Land die Kunde bang,
Hört ihr nicht vom Berge klagen
Wehmuthvollen Glockenklang?

Einst wird mir Dein Ruf auch klingen —
Ist mein Geist der Hüll' entflohn,
Trägst Du ihn auf Deinen Schwingen
Himmelwärts — Du Himmelston!

A. W. Hermann.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung von Nro. 17.)

Schlacht von Vicenza,

am 10. Juni.

Mitten aus den paradisischen Fluren der venetianischen Ebene erheben sich die „Monti Berici", eine zierliche Gruppe von Hügeln, an deren nördlichem Fuße die Stadt Vicenza liegt. Ihre Abhänge sind reich bebaut, die Gipfel und inneren Schluchten mit Waldungen bedeckt. Eine Anzahl anmuthiger Villen und Dörfer finden sich in diesem schönen Hügellande zerstreut, daher es von vielen Wegen, aber nur einem guten Fahrweg durchzogen ist.

Gegen die Stadt hin sind die Abfälle steil, und ein steinerner Säulengang führt von da in einer Stunde Wegs nach der anmuthigen Höhe zur Kirche und zum Kloster „Madonna del Monte". Von hier, in Entfernung einer halben Stunde beherrschten zwei starke, mit schweren eisernen Kanonen besetzte Schanzen den Kamm, auf welchem man sich dem Kloster nähern kann. Dover lag noch ein Blockhaus auf einer spitzen Kuppe, „Bella vista" genannt.

Die Wege waren abgegraben oder verbarricadirt, die Häuser und Villen in Vertheidigungsstand gesetzt und dadurch der Zugang nach den Höhen zum Kloster und zur Stadt sehr erschwert.

Die Zugänge zur Stadt von der Ebene her waren alle stark verbarrikadirt und verschanzt. Die Brustwehren hatten eine Dicke, die dem schwersten Kaliber trotzte, und die Häuser, an die sie sich anlehnten, waren viele kleine Forts. Barricaden auf Barricaden durchschnitten nach einem wohldurchdachten System die Stadt.

Der Vertheidiger hat hier ein leichtes Spiel, doch gewagt ist es für den Angreifer, eine so verschanzte Stadt, solche Positionen, besetzt mit 17 bis 18000 Mann, nehmen zu wollen, und es bedurfte einer so tüchtigen und tapfern Truppe, wie die unsrige war, um auf ein glückliches Resultat zu rechnen.

Während nun der Feldmarschall dieses Bergland umging, und an beiden Ufern des „Bachiglione" die Communication zwischen Vicenza und „Venedig" unterbrach, näherte sich noch am 9. Juni die Brigade Culoz von „Verona" her, alle künstlichen Hindernisse überwindend nach „Arcugnano" auf dem „Monte Berico", und setzte sich mit dem linken Flügel der Armee in Verbindung.

Am 10. Juni in der Früh umgaben unsere Kolonnen Vicenza in einem weiten Halbkreis. Wie gesagt, am „Monte Berico" stand Culoz, mit ihm hielt ich als Divisionskommandant von zwei Compagnien die Verbindung mit Clam, dann folgte die Brigade Strassoldo, an diese reihten sich die Brigaden Wohlgemuth, Friedrich Lich-

Digitized by Google

tenstein, Wilhelm Taxis, den äußersten rechten Flügel bildend.

Die Brigaden Simbschen, Giulay und die Cavalerie-Brigade Schaffgotsche folgten als Reserve.

Der Zweck des Angriffes ging nun dahin, den Feind entweder zu einem excentrischen Rückzug nach den venetianischen Gebirgen, wo er seine Auflösung finden mußte, oder zur Uebergabe zu zwingen.

Die Angriffsstunde war um 10 Uhr Vormittags bestimmt; allein General Culez begann seine schwere Aufgabe schon um 5 Uhr Morgens, denn Oberst Hahne, von Latour, nahm den Höhenzug von „Santa Margherita", stellte die Straßenabgrabungen her, und erstürmte rasch die castellartig gebaute „Villa Bombaldre."

Der aus diesen Stellungen vertriebene Feind warf sich in die auf „Bella vista" erbaute Redoute, in deren Mitte das Blockhaus stand.

Das Regiment Baron Prohaska lagerte in der Ebene unter „Bella vista", und wie der Kampf oben an den Höhen begann, standen wir Offiziere schon mit den verschiedenartigsten Perspektiven bewaffnet und lauschten auf jede Bewegung. Ein Hurrah! erschallte, als wir die Feinde wie flüchtiges Wild nach dem Blockhause rennen sahen. Jetzt erschien ein interessanter Moment. Es mag halb 7 Uhr gewesen seyn, als Culez seine Raketen beiläufig 400 Schritte von dem Blockhaus aufstellte. Die erste Rakete zischte zu hoch — sie flog darüber, aber die zweite saß im Blockhaus und zündete, die Verwirrung darin war allgemein. Diesen günstigen Augenblick benützte Oberst Hahne, und zwei Compagnien Oguliner stürzten sich auf die Redoute, nahmen sie mit Sturm, und verbrannten das Blockhaus vollends. Der Feind lief, wälzte und kugelte sich die Höhen hinab, Vicenza zu, was höchst komisch und unterhaltend zu sehen war.

Es trat nun eine Pause ein, weil der Feldmarschall nicht wollte, daß Culez früher in das Gefecht verwickelt werde, als die Armee zum Angriff bereit stand, er befahl ihm daher das Feuer einzustellen.

Um 8 Uhr stieg der Feldherr zu Pferde und verfügte sich auf einen Hügel gegenüber dem „Monte Berico", von wo aus er die ganze Schlachtlinie übersehen und den Kampf selbst leiten konnte.

Gegen 10 Uhr begann die Vorrückung der Kolonnen in der Ebene; es war eine große Linksschwenkung, und um 2 Uhr sah man die ganze Linie im Feuer. Der unermüdete, eben so tapfere als kluge General Culez eröffnete das Feuer seiner Geschütze gegen die Verschanzungen des „Monte Berico" und das Gewitter zog sich über Vicenza, — im Süd und Ost donnerten die Kanonen.

Culez deckte seine Front mit freiwilligen Schützen des zehnten Jägerbataillons und stellte seine Truppen, in Kolonnen formirt, links hinter der Höhe von „Bella vista" so, daß der Feind ihre Stärke nicht beurtheilen konnte.

Der „Monte Berico" mag mit 2000 Schweizertruppen und 6000 Freiwilligen besetzt gewesen seyn.

Der Angriff in einem um die Stadt gezogenen Halbkreise war so gleichzeitig und kunstgerecht, wie ein Friedensmanöver.

Der Geschützkampf und das Tirailleursfeuer dauerte einige Stunden ehne Entscheidung, da rückte mein tapferer General Graf Clam gegen die Rotunda (ein Meisterwerk Palladio's) und ließ sie mit Haubitzen und Raketen bewerfen, so daß das feindliche Geschützfeuer zum Schweigen gebracht wurde. Jetzt schwang Oberst Reischach seinen Säbel, und mit Hauptmann Garzarolli, an der Spitze seiner braven Kärntner, stürmte er die Rotunda, drang ein, und jagte den Feind hinter die Barricaden und Häuser der Vorstadt.

Ich rückte nun mit meinen zwei Compagnien im Thale, rechts die „Rotunda", links den „Monte Berico", vor, und konnte jede Bewegung am letzteren wahrnehmen. Diese Vorrückung genirte die Truppen des „Moute Berico" und einige tüchtige, aber erfolglose Dechargen wurden uns zugeschickt.

General Clam placirte seine Raketen am Balkon der „Rotunda", und schoß über uns weg nach dem „Monte Berico" und dem Kloster.

General Wehlgemuth, auf gleicher Höhe mit Clam vorrückend, bemächtigte sich der Häuser vor „Porta Monte" und verband sich hier mit der Brigade Clam. Durch diese Bewegungen war die feindliche Stellung auf dem „Monte Berico" zwar überflügelt, aber noch keineswegs bedroht, da sie viel zu stark war, um hier leicht angegriffen werden zu können.

Die braven Schweizer, denen die Stärke Culez's verborgen geblieben, rückten gegen dessen Stellung im Sturmschritt vor. Culez ließ sie bis auf 50 Schritte ankommen, als er eine Batterie demaskirte und sie mit einem Kartätschenhagel empfing; gleichzeitig erhob sich das zehnte Jägerbataillon, das etwas weiter rückwärts versteckt am Boden lag, als ob es der Unterwelt entstiege, und geführt von seinem tapfern Oberst Koppal, stürzte es den stürmenden Schweizern entgegen und warf sie über die Anhöhe hinab.

Die braven Regimenter Latour und Reisinger unterstützten diesen Angriff; die Jäger verfolgten ihren Sieg, stürmten, vom ritterlichen Koppal geführt, fort; da stürzt Koppal tödtlich verwundet, der muthige Hauptmann Jablonski trat an die Spitze und dringt zugleich mit den fliehenden Schweizern in die Schanze.

Oberst Hahne ward verwundet, sein Pferd ihm unter dem Leibe getödtet, dennoch setzte er zu Fuß an der Spitze seines Regimentes den Kampf fort.

Das Gefecht zog sich nun gegen das Kloster „Madonna del Monte", doch die Verwirrung unter den Feinden war so groß, daß dieser starke Posten nicht gehörig vertheidigt wurde.

Culez drang immer unermüdet vorwärts nach dem Kloster, die Schweizer kämpften heldenmüthig, das weiße Marmorpflaster wurde eine Blutlache, die Meisterwerke Paul Veronese's wurden im Kampfe zerstört, und die wackern Schweizer zogen sich nach dem genannten Säulengang zurück.

Graf Clam rückt mit seiner Raketenbatterie vor und weiß diese so günstig zu placiren, daß er den Säulengang bewirft. Ich drang mit der Division nach der großen Terrasse, die von der Säulenhalle der „Madonna" quer über Vicenza nach dem „Katharinenthor" oder „Porta Monte" führt, erstürmte die Häuser, und faßte Posto, und meine Abtheilungen beschossen die bei der Biegung der Gallerie sich setzenden Schweizer, welche von den feigen Freiwilligen verlassen, sich nach Vicenza zogen.

Unterdessen erstürmt Hauptmann Wilhelm Trost mit dem 1. Bataillon Prohaska die „Katharinen-Vorstadt", und wirft den Feind in der stark verbarricadirten Gasse muthig zurück; aber Oberlieutenant Forneau wird tödtlich verwundet.

Der unerschrockene Oberst Reischach stellt sich an die Spitze seiner Kärntner, dringt der Erste, von zwei Cavallerie-Offizieren, Rittmeister Ingelheim und Lieutenant Jena begleitet, gegen die mächtige Barricade, diese wird genommen, aber der tapfere Reischach fällt mit zwei Wunden, eine im Schenkel, die andere am Hals, mit dem Ausrufe: „Es lebe der Kaiser!" Auch Jena wird durch den Leib geschossen; eine sympatische Voraussicht hatte es gefügt, daß

Digitized by Google

er an diesem Tage von seiner Braut aus Wien ein Paket mit Charpie erhielt.

Während über den Verlust ihres heldenmüthigen Oberſten dringen die wackern Kärntner unter Wilhelm Troſt vor, zerſtören die Barricaden, werfen alles vor ſich nieder, und ſtehen vor den Thore Vicenza's.

Cuioz und Clam waren nun die Herren der die Stadt überragenden Höhen und Terraſſen, und pflanzten da ihre Batterien auf. Die ſchöne Stadt, an der Palladio's Genie ſich erſchöpfte, lag zu unſeren Füßen. Verwirrung herrſchte in den Straſſen, allein die Tricolor wehte noch luſtig von allen Thürmen, — aber 30,000 ſiegestrunkene Krieger entfalteten ihr gegenüber den ſchwarzgelben Banner.

Der rechte Flügel war nicht minder ſiegreich, obſchon die dichte Kultur des Bodens den Angriff erſchwerte und den Geſchoſſen die Zielpunkte verbarg. Noch ſchwieriger war die Aufgabe der von dem tapfern Fürſten Friedrich Liechtenſtein vorgeführten Infanterie gegen das „Padnauer"-Thor. Oberſt Lavanagh von Franz Karl rückte zum Sturme vor, ſtieß auf einen naſſen breiten Graben und wurde durch einen Kanonenſchuß niedergeſtreckt. Der tapfere Oberſt ſagte noch vor dem Beginn der Schlacht freundlich zu ſeinen Offizieren: „Heute muß ich eine tapfere That begehen, damit meine Frau meinen Namen in dem Schlachtbulletin lieſt."

Glücklicher war Oberſt Poſchacher mit dem achten Jägerbataillon, der einen Poſten mit Sturm nahm und dadurch den Feind in das Innere der Stadt trieb.

Die Brigade Taris am äußerſten rechten Flügel drang in die Vorſtadt „St. Lucia" vor, nahm mehrere Häuſer mit Sturm, von wo aus die Barricaden beſchoſſen wurden. Der tapfere Fürſt erhielt einen Schuß in die Bruſt und verſchied bald nachher.

Die Batterien waren aufgefahren, und Oberſt Baron Swertnik ſtand mit ſeiner Mörſerbatterie in Bereitſchaft. Jetzt erſchien ein großartiger Moment; von allen Seiten brüllte aus 70 Feuerſchlünden der Donner der Geſchütze, Bomben flogen, Raketen ziſchten dazwiſchen, die Lohe der brennenden Häuſer durchzüngelte die Stadt, die in Pulverdampf gehüllt nur die Thurmſpitzen mit der Tricolor zeigte, auch die weiße Friedens-Fahne erſchien, verſchwand aber wieder, und ſo lag Vicenza im Schreckensgeſchrei der Bewohner zu unſeren Füßen. Ein ſchreckliſch ſchönes Schauſpiel, gehoben durch die untergehende Sonne, die mit ihren Strahlen die Schneehäupter der Alpen vergoldete und den blutrothen Abendhimmel in den Gewäſſern der „Brenta" ſpiegelte.

Vicenza war unſer; in der Macht des Feldherrn lag es, dieſe Stadt in einen Aſchenhaufen zu verwandeln. Allein der Commandirende Durando war ein alter Soldat, der ſeine Lage erkannte und alſo beſchloß, die Unterhandlungen mit dem Feldmarſchall anzuknüpfen. Es kam eine Capitulation zu Stande, deren Hauptpunkt war, daß Durando mit allen ſeinen Truppen über den Po zurückzukehren, und drei Monate nicht mehr gegen Oeſterreich zu ſtreiten habe.

Die Armee war allgemein unzufrieden mit dieſer milden Capitulation, man ſprach laut darüber. Allein man kannte die Beweggründe nicht, die den Feldmarſchall veranlaßten, dem Feinde einen ſo ehrenvollen Abzug zu bewilligen. Als aber noch am 11. Juni ein Theil unſerer Armee abzog, und wir alle in der Nacht folgten, ſo daß am 13. die ganze Armee in „Verona" in Bereitſchaft ſtand, eine Schlacht von den Piemonteſen anzunehmen, die uns bei Vicenza wähnten und ſich einen leichten Sieg verſprachen, da ſchlugen die Gefühle der Ehrfurcht und Bewunderung, die die Armee für ihren Vater, für ſeine Umgebung Heß und Schönhals empfand, nur noch tiefere Wurzeln und ſchmerzlich bedauerte Jeder, ſo verſchwelt im Urtheil geweſen zu ſeyn.

Der Totalverluſt in der Schlacht war 700 Mann, darunter viele Offiziere. Der Verluſt des Feindes mag beträchtender geweſen ſeyn, indem die Schweizer allein über 600 Mann verloren.

Am 11. Juni gegen Mittag erfolgte der Ausmarſch Durando's. Der Feldmarſchall in ſeinem edlen Herzen hielt entzweit von der Straße, er wollte ſich einem überwundenen Feinde nicht als Sieger zeigen.

Das Schauſpiel dieſes Ausmarſches war übrigens höchſt originell. Auf beiden Seiten der Straſſe lagerte die Truppe. Hauptmann Wilhelm Troſt mit ſeinem Bataillon Prohaska nahm machte Spalier, an der Spitze ſtand F. M. L. Graf Wimpfen mit einem großen Stab.

Zuerſt zogen ab: mehrere römiſche Bataillons, Durando fuhr im Wagen. Es waren ſchöne Männer, aber in ſo lächerlicher Haltung, als zögen ſie auf das Kapitol, um den Göttern für den Sieg zu danken. Allein unſere Kärntner und Kroaten ſahen ſie finſter an; als aber die Schweizer kamen, erheiterten ſich die Geſichter, und riefen ihnen zu: „Ihr ſeyd brave Soldaten!" und Viele von den Schweizern riſſen mit Ingrimm das Zeichen der Crociati von der Bruſt und ſchleuderten es von ſich.

Beim Anblick der verwundeten Offiziere, die ihre Truppe nicht verlaſſen wollten, traten wir zu ihnen, drückten ihnen herzlich die Hände und ſprachen freundlich mit ihnen.

Nun folgte eine Anzahl glänzender Equipagen, dann wieder Bauernwägen mit Damen in maleriſchem Aufzug. Die ſchönen Damen gaben auf manche Weiſe ihre Abneigung gegen uns zu erkennen. Daraus ſolgten Amazonen in militäriſcher Tracht, in denen unſere Huſaren alte Freundinnen erkannten und ſie mit derben Witzen beſchenkten.

Was aber die Soldaten nicht vertragen konnten, war, wenn ſie einen Crociato mit einer Kammerbüchſe ſahen, und der muſſte ſie, trotz der Capitulation, ihnen abgeben.

Endlich kam das bunte Gemiſch aller Freiwilligen in den abenteuerlichſten Trachten, denen es nicht unlieb ſchien, wieder mit heiler Haut nach Hauſe zu kommen.

Die römiſchen Dragoner, klaſſiſche Köpfe, mit ſchönen Bärten, gut beritten, elegant adjuſtirt, machten die Arrièrgarde. Bei fünf Stunden dauerte dieſer abenteuerliche Zug, den Adams Pinſel ſchön und wahr verewigte.

In der Stadt war es öde und ſtill, es ſprach ſich die Angſt, ſo wie die Spuren der Bomben und Haubitzen aus, und das Barricadenlabyrinth war ungeheuer. Doch bald füllte ſich der große Platz mit Offizieren. General Wohlgemuth ließ die dreifarbigen Fahnen vom Thurme nehmen und das kaiſerliche Panier aufſtecken, da erfüllte die Luft ein tauſendſtimmiger Jubel und begrüßte den kaiſerlichen Aar, der in das alte gewohnte Neſt zurückkehrte. Die Muſikbanden mehrerer Regimenter ſpielten und die Volkshymne ertönte aus tauſend Kehlen.

Schöne Erinnerung an eine ernſte männliche Zeit, an ſo viele tapfere Männer, die ſo nachahmungswerthe Beiſpiele einer Armee hinterließen, aus der ſpäter ſo Mancher trat — oder von der bleichen Hand des Todes bedeckt wurde.

Die Folgen des Sieges waren groß. Padua unterwarf ſich d'Aſpre. Treviſo unterwarf ſich Welden, der nun das zweite Reſervecorps commandirte. Die Verbindung mit dem Mutterlande war directe hergeſtellt und Venedig konnte nun cernirt werden. Die fruchtbaren Provinzen gaben der Armee Ueberfluß.

Die an dieſem Tage ſich beſonders durch Muth und Tapferkeit im Regimente ausgezeichnet haben, waren: Oberſt

Digitized by Google

Baron Reischach wurde belobt; Hauptmann Wilhelm Trost erhielt später das Verdienstkreuz; Cadet Ludwig Cantilli und Corporal Joseph Schwagerl die silberne Medaille zweiter Classe. Unterarzt Woita, Feldwebl Peter Angermaier und Alexander Schußmann wurden belobt.

Dieser Schlag machte in ganz Europa einen außerordentlichen Eindruck. Diejenigen, welche in der Bewegung gegen Bicenza nichts Anderes, als den ersten Schritt zum Rückzuge aus Italien gesehen hatten, — verstummten. — Eine große Zahl ehrenhafter Männer staunten über die herrlichen Leistungen einer Armee, deren tief gewurzelte Lebenskraft weder der entnervende Friede, noch der unpflegliche über sie hereinbrechende Revolutionssturm zu brechen vermochte.

Ueberhaupt kann der Feldzug in Italien zu den schönsten und lehrreichsten Kriegsoperationen gezählt werden, welche die neuere Geschichte aufzuweisen hat. Es sind nicht die Heermassen der Jahre 1805 — 1815, welche sich bereiten, um in einer Hauptschlacht mittelst physischer Uebermacht den Gegner zu zermalmen. Man sieht sich vielmehr in die Zeiten zurückversetzt, wo Heere von mäßiger Stärke sich entgegenstehen, die beiderseitigen Feldherren aus vielfachen Rücksichten zur behutsamen Führung der Kriegsoperationen, zur sorgfältigen Sicherung der Subsistenz, zur Schonung des Menschenlebens, zu Benutzung aller Mittel veranlaßt sind, welche die Kriegskunst dem Schwächern an die Hand giebt, um sich gegen die Angriffe des überlegenen Gegners zu sichern. Nicht die Ausfälle eines jugendlichen Genie's inspiriren hier die Operationspläne, es ist vielmehr die reiche Fundgrube gründlichen Wissens und langjähriger Kriegserfahrung, aus welcher diese tief durchdachten Anordnungen zu Tage gefördert werden.

Europa hatte vernommen, daß noch immer die alte tapfere österreichische Armee existire, und alle Provinzen des Reiches konnten stolz auf ihre Söhne seyn. —

Wir haben bereits erwähnt, daß am 13. Juni die Armee wieder schlagfertig in Verona stand, als in unserer Vorpostenlinie ein heftiges Tirailleurfeuer begann; wir rückten aus der Stadt, und die allmählig sich ausbreitenden Linien machten den Feind stutzen, er sah sich getäuscht. Carlo Alberto, von der Anwesenheit der Armee überzeugt, befahl den Rückzug nach seinen verschanzten Höhen.

Es trat nun in den Operationen der beiden Heere eine Zeitlang Ruhe ein.

Das Regiment Baron Prohaska bezog die Vorposten bei „St. Lucia."

Bedeutende Verstärkungen rückten aus dem Innern der Monarchie heran; nebst mehreren Regimentern und Bataillons kamen die Wiener-Freiwilligen und die steirischen Schützenbataillone. Vom F. M. L. Welden stießen 12,000 Mann zur Armee, und der Feldmarschall konnte um die Mitte Juli, nach Abschlag der Besatzungen im Venetianischen, des Cernirungscorps von „Venedig", der Kranken ꝛc. in runder Zahl über 50,000 schlagfertige Truppen, 8 bis 9000 Mann Cavallerie und über 240 Geschütze verfügen.

Die Armee erhielt folgende Eintheilung: Erstes Armeecorps, F. M. L. Graf Wratislaw; Zweites, F. M. L. Baron d'Aspre; Drittes, F. M. L. Graf Thurn; Viertes, G. M. Ritter v. Culoz. Erstes Reservecorps, F. M. L. v. Wocher; Zweites, im Venetianischen, F. M. L. Welden.

Auch der König, auf seinen Höhen bis zu den Zähnen verschanzt, erhielt bedeutende Verstärkungen, und hatte auf der Operationslinie die stärkere Zahl. In Beziehung auf Schlagfertigkeit aber standen seine Truppen der österreichischen Armee nach. Um so mehr erstaunten wir über die Bewegung des Königs nach der untern „Etsch", als deren Zweck die gänzliche Einschließung Mantua's bezeichnet wurde.

Eine solche Ausdehnung und Zersplitterung seines Heeres, und das Vernachlässigen einer so schönen und günstigen Position, im Angesichte eines concentrirten nur auf eine günstige Gelegenheit lauernden Feindes, war eine abenteuerliche Idee.

Ruhige Beobachter konnten jetzt über den Ausgang im Falle eines Hauptschlages kaum mehr in Zweifel seyn.

Sobald nun der Feldmarschall über diese Bewegung des Königs sich die volle Ueberzeugung verschafft hatte, beschloß er die Offensive zu ergreifen und bestimmte hiezu den 23. Juli.

Vorerst sollte aber des Feindes Aufmerksamkeit nach der Seite von „Rivoli" hingelenkt werden, wozu Graf Thurn bestimmt ward, und von „Montebaldo" gegen „Rivoli" vorrückte.

(Werden fortgesetzt.)

Zu Kärntens Chronik.

Die Wiener-Zeitung vom 28. August 1784 bringt folgenden Auszug eines Schreibens aus Gurk in Kärnten: „Am 13. August ist unser Wunsch erfüllt worden, da wir das Vergnügen gehabt haben, in der Person des Hochwürdigsten Herrn Franz Xaver Reichsgrafen von Salm-Reifferscheid unsern Fürstbischof mit öffentlichem Gepränge zu empfangen. Seine Fürstlichen Gnaden stiegen bei Ihrer Ankunft unmittelbar an der Domkirche ab, wo Sie nach verrichteter Andacht den Segen empfingen, und sodann erst nach Ihrer Wohnung Sich begaben. Tags darauf um 8 Uhr Morgens fand Sich Sr. Fürstliche Gnaden wieder am Altare, und nachdem Derselbe allda ein Beispiel von Gottesfurcht und Andacht gegeben hatte, gab Er unmittelbar darauf einen ebenso entscheidenden Beweis Seiner Güte, Leutseligkeit und Herablassung, indem Er die Herren Domkapitularen jeden in seiner Wohnung besuchte. Nachmittags sangen Sr. Fürstlich Gnaden die Vesper in eigener Person. Am 15. aber, als dem Feste der Himmelfahrt Mariens hielten Sr. Fürstlich Gnaden das Hochamt und von der Kanzel Ihre Antrittsrede an die Geistlichkeit und das Volk, das sehr zahlreich auch aus den entferntesten Gegenden herbeigekommen war. Jedermann wurde von der Predigt bis zu Thränen gerührt und verließ zufrieden und vergnügt die Kirche. Nachmittags wohnte Hochderselbe der Vesper bei, und begab Sich sodann nach Zwischenwässern, wo die bischöfliche Sommerwohnung bezogen wurde.

(Ungewöhnliche Kälte.) Im Jahre 1784 erfolgte im Monate August nach einer lang anhaltenden Hitze und einem darauffolgenden Regen eine für diese Jahreszeit ungewöhnliche Kälte. Auf den höheren Alpen in Kärnten fiel ein 2½ Schuh tiefer Schnee, wodurch unter dem in den Thälern weidenden Vieh großer Schaden angerichtet worden ist. Nur allein an der Möchtinger- und Kurtia-Alpen sind am 9. August, alle während der Hundstage, 15 Stück Pferde, 22 Stück Hornvieh, 25 Schafe und 16 Ziegen erfroren, bevor die Eigenthümer zu ihrer Rettung anlangen konnten.

(Feuersbrunst in Lavamünd, 1784.) Laut ämtlichem Berichte kam am 25. August vorstehenden Jahres Früh um 3 Uhr in diesem landesfürstlichen Markte durch die Unachtsamkeit eines Dieners, der mit offenem Lichte auf den Heuboden ging, und das Licht fallen ließ, ein Feuer aus, das bei der großen Dürre der Jahreszeit so schnell um sich griff, daß der ganze Markt schon in Flammen stand, da man zu dessen Rettung herbeilam, und alle Häuser bis auf den Grund in Asche gelegt wurden.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 20. Sonnabend, den 17. Mai. 1856.

Einige Worte

über die alte Stadtpfarrkirche St. Leonhard im oberen Lavantthale.

Verläßt der Reisende den wilden Twimbergergraben, in dem sich öde Wälder bis an die Straße und an die hastige Lavant herabdrängen, die hier durch graue Erlen und über braunes Gerölle den lachenden Fluren Wolfsberg's zueilt, so öffnet sich ihm zwischen weit hinauf bebauten Bergrücken, über welche ferne Wälder ahnungsvoll herüber rauschen, ein sanft gehobenes Thal.

Behaglich schlängelt sich die Lavant durch den nicht sehr fruchtbaren Ackerboden und durch kalte moorige Wiesen; ihre glückliche Muße unterbricht nur selten ein hineingestelltes Mühlenrad.

Hier ist das obere Lavantthal, dessen Fluren nicht so reich von Obstbäumen beschattet werden, wie man das im untern Lavantthale so erfreulich antrifft; nur um das gräflich Henkelsche Schloß Wiesenau rauscht und blüht ein reicherer Kranz. Dafür unterbrechen — nicht ohne Anmuth — die mannigfaltigen Gebäude an dem erhöhten Rande der zusammenden Waldbräche die Einförmigkeit des Thalbodens.

Die zerstreuten Gehöfte sind reizlos und ärmlich, desto tröstender grüßen das Herz die milden Gebirgsformen, darüber Wald, Wolken und Himmelsbläue: das uuentstellbare Antlitz der Natur.

Trotz all' dieser Erquickungen, die dem betrachtenden Wanderer zugehen, kann er doch einen Zug von traumhafter Schwermuth nicht wegläugnen, der hier, wie das Mariengarn auf herbstlichen Aeckern, von Scholle zu Scholle webt. Oder überkamen mich die Erinnerungen an bessere Tage, die einst dieses abgelegene Thal mit regerem Leben, mit Reichthum und Frohsinn erfüllten, — an bessere Tage, aus deren freigebigen Händen die Blühten der Kunst auf die einsamen Halden niederschwebten?!

Meine Leser werden durch Heinrich Hermann's „Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten", dessen kulturgeschichtliche Partbien von hoher Vortrefflichkeit sind, längst mit dem reichen Bergsegen bekannt geworden seyn, der im Mittelalter in diesem Thale ausgegossen war. Der bescheidene Flecken St. Leonhard, der aus seinen wahrhaft goldenen Tagen das Stadtrecht in seine prunklose Gegenwart herüber brachte, träumt unter seinen steckigen Schindeldächern kaum mehr von den mächtigen und hochgelehrten Herren, die einst über seinen Stadtplatz schritten, den ganzen Tag rechneten, probirten, schieden und mit Gold hantierten, bis spät Abends ihr fürnehmer Geist, seinem Tagwerk treu, im goldenen Weine versank. Hier sahen oft die mächtigen Bischöfe von Bamberg nach ihren Minen; im 15. Jahrhunderte hatten die augsburgischen Bankgrafen Fugger die Leonharder Goldzechen pachtweise inne, auf ihren Ruf kam der viel verfolgte, mit Wort und Wissen reichbewehrte Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus ob Hohenheim, (ein Mann, der seiner Zeit im Rufe aller Wunder stand, während erst unsere Zeit mit Staunen seine tiefen naturwissenschaftlichen Kenntnisse würdigt) nach St. Leonhard und trieb hier Chemie. Der Zusammenfluß so reicher Gewerken und ihrer stets wohlbezahlten Knappen ließ oft genug Krug und Fiedel, Zank und Lieder, Becher und Flöten erschallen — Prunk und Jubel an allen Enden! Ein kurzer Flügelschlag der Zeit und die Stollen liegen verschüttet, Knappen und Gewerken wandern in die Fremde, die Gegenwart wühlt nach Eisen und Kohlen, und im Thale, wo einst jede Welle der Hand des Wäschers gold'nen Tribut lassen mußte, ehe sie weiter fluthen durfte, findest du jetzt kein anderes Gold, als das Eine, das die liebe Sonne auf Dächer und Fluren streut, oder das Andere, das im Herzen braver Menschen liegt und in allen Gauen unseres Vaterlandes gediegen vorkommt.

Wie aber die in den Schooß des Meeres zurückfallende Fluth eine formen- und farbenprächtige Muschel im grauen Sande zurückläßt, so ist ein herrlicher Zeuge der Vergangenheit in diesem Thale zurückgeblieben — ich meine die alte gothische Pfarrkirche St. Leonhard.

Durch Wiesenhänge wandert man an der östlichen Seite des Thales empor, bis man das einsame Gotteshaus erreicht, das halb in den Tannenwald hinein gerückt, den Klang seiner Glocken und die Lieder seiner Orgel mit dem Gesange der Waldvögel mischt. Eine uralte Mauer von braunen Bruchsteinen umfängt den Kirchhof, der in der Zeit der Türkeneinfälle einen festen Zufluchtsort den Thalbewohnern abgab, und ihnen auch heute noch das sicherste Asyl geblieben ist. Ein mächtiger, ergrauter Glockenthurm zieht uns durch die schönen Fenster seines Glockenhauses an, während ihm der Ungeschmack des vorigen Jahrhundertes eine läppische Blechhaube aufstülpte.

Die Außenseite der Kirche selbst trägt Spuren einer reichen gothischen Architektur, die aber größtentheils den Unbilden der Zeit und der Witterung unterliegen mußte. Das westliche Portale, zu dem eine breite, prächtige Steintreppe hinan führt, rankt sich in pflanzenhafter Zartheit empor. An der Rückseite der Kirche findet man ein kuorriges Steinthürmchen, durch einen schwebenden Bogen mit der Kirchenwand verbunden, wie das an der Rückseite des Kölner-Doms im großartigsten Maßstabe vorkommt, und man gelangt bald zur Gewißheit, daß einst ein ganzes System solcher Thürmchen und Bögen hier beabsichtigt war oder gar prangte, und längst als Schutt vom Kirchhofe geschafft worden ist.

So sehr aber schon von Außen der reine Styl und die geschmackvolle Ausführung ansprechen, das Innere der Kirche übertrifft noch immer die Erwartungen des Eintretenden.

Digitized by Google

Ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe, durch massive Pfeiler geschieden und von den luftigsten Bögen überwölbt, erhalten ihr Licht durch schlanke Bogenfenster, die mit den besten Glasmalereien des 15. Jahrhundertes auf das Reichste geschmückt sind. Neben den reinen, leichten und großartigen Formen des Baues liegt hier der Hauptreiz in diesen farbenprächtigen Glasbildern, Naivität der Zeichnung, Schmelz der Farben, Fülle der wohlgeordneten und tiefempfundenen Figuren und Arabesken! Ich habe in dieser Weise nichts Schöneres gesehen, als die runden Fenster, hoch oben in der rechtseitigen Kirchenwand, wo in steinernen Rosetten reichgemalte Scheiben ruhen. Es ist als dränge sich oben eine leuchtende Blumenfülle und wolle herabregnen in's stille Gotteshaus.

Ein Flügelaltar mit der Jahreszahl 1513 — weniger durch seine Sculptur, als durch seine sinnigen Bilder ansprechend, zwei bis drei gute Altarblätter, schöne Grabtafeln vergessener Geschlechter, siegreiche Standarten, die hier kampfesmüde Krieger niederlegten, dazu ein merkwürdiger Taufstein fesseln den Beschauer.

Die Zeit der Erbauung dieses herrlichen Gotteshauses ist zweifellos die Mitte des 15. Jahrhundertes. Architektur und Glasgemälde (man vergleiche Lettner nur mit den berühmten Tafeln hinter dem Hauptaltar des Frauenmünsters auf dem „Nonnberge" zu Salzburg) bestätigen diese Ansicht. Zudem ist erwiesen, daß schon im letzten Drittel des 15. Jahrhundertes der Bergsegen im St. Leonharder Gebirge versiegte, des Städtchens Glanz erblich, sein Reichthum verrann und seine Gewerken und Knappen in fremde Länder wanderten. Auch so vieles Unfertige, namentlich an der Außenseite der Kirche, weist darauf hin, daß widerwärtige Zeitläufe dem Maurer die Kelle aus der Hand nahmen.

Zur kunstgerechten Schilderung des Details fehlt mir diesmal der Raum und ich überlasse diese Aufgabe zum Vortheile des Publikums einer berufeneren Feder.

Es ist zu wünschen, daß eine kundige Hand hier forscht, prüft und sichtet, und dem Vaterlande den Werth und die Bedeutung seines Schatzes nachweist. Was ich hier aufschreibe, sind nur flüchtige Aufzeichnungen flüchtiger Eindrücke, die aber anfangen in meinem Herzen Wurzel zu schlagen, und mich immer wieder in den Gottesfrieden jener schönen Kirche zurückführen wollen. Immer wieder sehe ich die luftigen Bögen, die hohen Fenster voll Innigkeit und Farbenglanz. Ach leider sind viele der kostbaren Tafeln der Zerstörung oder unberufenen Händen anheimgefallen — der Augenschein lehrt es! Leider sind die schönen Ornamente theils zerbrochen, theils mit einer edlen braunen Farbe birnlos überklert, leider sind die Miniaturgestalten des Flügelaltars von Staub bedeckt — aber wird es denn so bleiben?

Ich hege keine sanguinischen Hoffnungen. Was die Außenseite anbelangt, so muß wohl die Restauration des westlichen Portales genügen; an eine gänzliche Entfernung der zopfigen Zuthaten im Innern, und an die Herstellung von Altären u. d. gl., die dem Baustyle der Kirche entsprechen, ist kaum zu denken. Unsere Zeit trägt ihr Geld auf die Börse! Die Wenigen aber, denen die Kunst noch eine Ehrensache der Menschheit ist, vereinigen sich vielleicht doch, um hier den Staub und Wust von einer der schönsten Perlen des kärntnerischen Vaterlandes zu fegen. Was zu geschehen hat, zeigt dem Berufenen und Willigen der erste Blick. Ich will als Fremder Niemanden sein Hausrecht nehmen. Vielleicht ist das, was ich hier als Wunsch aussprechе, längst im Herzen edler und kunstsinniger Männer der Erfüllung nahe gediehen, und sie strafen mein vorlautes Wort mit einer That, die gewaffnet in's Leben springt. Denn an frommer Liebe zu seiner schönen Heimath übertrifft der Kärntner Jeden.

Aus einem alten Classiker.

Man runzle bei Lesung dieser Aufschrift nicht die Stirne. Dieser alte Classiker, Phädrus, will uns blos unterhalten, was man sich gefallen lassen kann, und indem er uns unterhält, ein wenig belehren. Eigentlich sollten wir uns aus den Scherzen, die er uns vorgetragen hat, Belehrung und Warnung für unser Leben selbst herausfinden. Auch das läßt sich hinnehmen.

Machen wir uns zuerst etwas mit seiner Persönlichkeit bekannt. Phädrus war in Thrazien und zwar, wie er uns selbst erzählt, auf einem Joche des Berges Pieris oder Pierus, wo nach der griechischen Mythe Mnemosyne den Donnerer Zeus mit dem Chor der Musen beschorene, geboren, kam, wie man annimmt, mit seinen in Kriegsgefangenschaft gerathenen Eltern in noch zartem Alter nach Rom und ward ein Sclave des Kaisers Augustus, der ihm wahrscheinlich wegen seiner Begabung und literarischen Kenntnisse die Freiheit schenkte. Er brachte die theils von Aesop, ebenfalls einem Sclaven, theils von ihm selbst in Aesop's Manier erfundenen Fabeln in Verse und machte sie in Rom bekannt. Statt des Dankes erndtete er Verfolgung.

Sejan, der mächtige Vertraute und Günstling des Kaisers Tiberius, des Nachfolgers August's, ließ ihn anklagen, weil er in dessen Fabeln Anspielungen auf seine Person zu finden glaubte. Der Ausgang dieser Untersuchung ist nicht verlässlich bekannt. Einige halten dafür, Phädrus sey verbannt worden und erst nach dem Tode des Kaisers Tiberius wieder nach Rom zurückgekehrt. Gegen den Vorwurf persönlicher Anspielung verwahrt er sich im Prolog zum III. B. nachdrücklich: „Nicht Einzelne habe er rügen, nur das Leben, wie es ist, und die Sitten schildern wollen; beziehe aber jemand aus eigenem Arawohn auf sich, was alle angehe, so decke er unklug sein Gewissen auf."

Auch unter den übrigen Zeitgenossen fand unser Alter keinen rechten Anklang, und man nahm, einige Freunde ausgenommen, von ihm wenig Notiz. Er lebte in Dürftigkeit und war oft genöthigt die Unterstützung seiner Gönner anzusprechen. Diese Lage bengte seinen Muth nicht. Er subr, laudo invita, wie er sich ausdrückt, d. h. obgleich durch keinen Beifall aufgemuntert, in seinem Streben, die äsopische Fabel in die römische Literatur einzuführen, fort. Diesen Muth erhielten unter so ungünstigen Umständen ein edler Ehrgeiz und das Vorgefühl des Nachruhms aufrecht, was sich am deutlichsten im schönen Epilog des II. B. ausspricht, wo nach der im Eingange dem Aesop dargebrachten Huldigung:

„Dem Schöpfergeist Aesop's errichteten
Ein Standbild die Athener, und auf einem Grund,
Der unvergänglich, stellten sie den Sclaven,
Daß jedermann erkenne, offen stehe
Die Bahn der Ehre, und nicht der Geburt,
Nur dem Verdienste werde Ruhm zu Theil,"

Phädrus auf sich selbst zu sprechen kommt:

Wenn Latium meiner Arbeit Beifall zollt,
So werden mehrere ihm angehören,
Die es den Griechen gegenüberstellе;
Setzt aber Schelensucht mein Verdienst herab,
Sie wird mir dennoch das Bewußtseyn, daß
Ich Lebenswerthes angestrebt, nicht rauben. —
Des Schicksals Mißgunst werd' ich standhaft tragen,
Bis seiner Uebelthat das Glück sich schämt.

Wenn dem Phädrus im Leben kein glückliches Loos gefallen war, so hatte nach seinem Tode auch sein Nachruhm einen harten Kampf zu bestehen. Sein Name war mehrere Jahrhunderte verschollen. Erst gegen das Ende des 16. Jahr-

Digitized by Google

hundertes fand man eine Handschrift seiner Fabeln in einer Bibliothek zu St. Remi bei Rheims, die dann wieder verloren ging und wieder aufgefunden wurde. Endlich fällte in neuerer Zeit über ihn einer der gründlichsten Kenner der Alten und scharfsinnigsten Kritiker ein sehr strenges Urtheil. „So oft sich Phädrus“ sagt unser Lessing, „von der Einfalt der Griechen auch nur um einen Schritt entfernte, beging er einen plumpen Fehler“. Merkwürdig, daß Phädrus einen solchen Ausspruch gewissermassen voraussah! „Was man“, heißt es im IV. B. 19, in seinen Schriften“ des Beifalls würdig finden werde, sey des Aesop, werde man sagen, und nur das auf seine Rechnung setzen, was minder ansprüche“. Indessen beurtheilen ihn andere billiger und, man kann sagen, gerechter. Es wird anerkannt „seine natürliche Leichtigkeit in der Erzählung und musterhafte Kürze und Präcision des Vortrages, der seine Geschmack in der Wahl des das Thier jedesmal charakterisirenden Ausdrucks, eine elegante Darstellung.“ Die Moral ist freilich nicht immer streng logisch abgeleitet, es bleibt aber dahingestellt und ist nicht uneutschieden, ob jede von ihm herrühre. Zum Verständniß tragen diese Nutzanwendungen wenig bei, da sie meistens auf der Hand liegen. Zuweilen, sagt man, schlummert ja selbst der gute Homer.

Nun spreche Phädrus selbst und leite unsere Gedanken von Zeitfragen und materiellen Interessen und Geschäften, so wichtig alle diese Dinge sind, auf einige Augenblicke zur Erholung ab.

Prolog:

Ich bildete in Jambem*) zierlich aus
Den von Aesop zuerst erfund'nen Stoff.
Des Büchleins Gab' ist zweifach, Heiterkeit
Soll es erregen und im Lauf des Lebens
Uns klug berathen. Wollte aber jemand
Es tadeln, daß auch Bäume sprechen, nicht
Allein die Thiere, der erinn're sich,
Daß wir mit Mährchen, die erdichtet, scherzen.

Der Wolf und das Lamm.

Zum selben Bache kamen Wolf und Lamm
Von Durst getrieben. Oben stand der Wolf,
Weit unterhalb das Lamm. Blutgierig suchte
Der Räuber nun Gelegenheit zum Streite.
„Warum hast du das Wasser“, spricht er, „da
Ich trinke, mir getrübt?“ Voll Furcht erwidert
Der Wollenträger: „Wie, ich bitte dich,
Hirt' ich, o Wolf, vermocht, weßhalb du klagst,
Von dir zu meinem Trunke fließt der Quell herab“.
Zurückgewiesen durch die Kraft der Wahrheit,
„Vor jetzt sechs Monden hast du mich geschmäht,“
Sagt jener. „Doch war ich noch nicht geboren,“
Entgegnete das Lamm. Der Wolf: „Dein Vater,
Bei meiner Treu', hat mich geschmäht“. Und so
Ergreift er und zerreißt es ungerecht.
Für die ist dieß geschrieben, die Unschuld'ge
Aus heuchlerischen Gründen unterdrücken.

*) Das Original ist in sechsfüßigen Jamben, Senarius oder Trimeter genannt, geschrieben. Zur Uebersetzung wurde der im Deutschen üblichere und der Prosa schon mehr zuneigende fünffüßige Jambus gewählt, ausnahmsweise aber auch vom Trimeter Gebrauch gemacht und nur der sogenannte nicht mehr beliebte Alexandriner vermieden.

Der Esel zu einem alten Hirten.*)

Nichts ändern mit der Oberherrschaft Wechsel
Die Armen als den Namen des Gebieters.
Auf einer Wiese weidete ein Greis,
Der furchtsam, einen Esel. Da ihn plötzlich
Geschreі der Feinde schreckte, rieth er ihm
Zu flieh'n, damit man sie nicht fangen könnte;
Doch dieser fragt gelassen: „Bist du wohl
Der Meinung, daß der Sieger mir zwei Sättel
Auftürden werde?“ Da der Greis verneinte:
„Wenn nur ich meinen Sattel trage, was
Liegt also, wem ich diene, mir daran?“

*) Lessing erklärt diese Fabel für eine der schönsten des Phädrus. Eine der schönsten, allerdings, aber es gibt mehrere, die ihr gleichkommen, und ob nicht einige sie noch übertreffen, ist die Frage.

Anmerkung der Redaction.

Für die beste deutsche Uebersetzung des Phädrus galt bisher jene von Dct. H. J. Kerler, Oberpräceptor in Urach (Stuttgart bei Metzler), von welcher der, mit der classischen Literatur sein seiner Jugend wohlvertraute Verfasser des vorliegenden Aufsatzes erst nach Beendigung der seinigen Kenntniß nahm. Erstere hält durchgehends den Trimeter bei, in welchem das Original geschrieben ist, letztere aber, ohngeachtet dieses zugestandenen Vorzuges ihre eigene Geltung festhaltend, rühmt sich besonders ihrer Treue, zu deren möglichster Genauigkeit auch die in Bleiburg und St. Paul vorfindigen Commentare, vorzüglich die letzteren, fleißig benützt wurden. Ueberdieß wurde in dieser Beziehung auch ein norddeutscher Fachmann in's Einvernehmen gezogen.

Geologische Durchforschung Kärntens.

Im Jahre 1854, Nro. 70 dieses heimischen Blattes, finden wir die ersten Berichte der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien über Kärnten (aus der Wiener-Zeitung) aufgenommen. Diese Berichte des Herrn M. V. Lipold umfassten die Durchforschung des größten Theiles vom Zavanthale: die Umgebungen von Reichenfels, St. Leonhard, einschließig des Mölchings- und Waldensteingrabens; ferners die des Herrn Dr. K. Peters: die Umgebung von Friesach, zwischen Hirth und Straßburg, nordwestlich von St. Veit, von Glantschach und Krumpendorf; — die des Herrn Dionys Stur: in Oberkärnten die Gegend nördlich der Drau und des Gailflusses, im Gailthale von Reiffach aus westlich über Kötschach, Luggau, Tilliach in Tirol ꝛc. ꝛc. endlich die des Herrn Fr. Foetterle, der die Detailaufnahme zwischen Greifenburg, Steckendorf, Paternian, Döbriach, Spittal, Gmünd, Remweg, Sachsenburg und Oberdrelach, Malnitz, Freistritz im Maltathale und St. Peter leitete. — Nun entstand eine Lücke. — In Nro. 32, Jahrg. 1855 begannen wir, aus derselben Quelle, die Berichte der Arbeiten dieser unermüdeten Reichsanstalt und fuhren in der Mittheilung derselben fort. — Damit aber dieses heimische Blatt, seiner Tendenz zufolge, diese für unser Land so erwünschten Berichte für jeden Vaterlandsfreund vollständig gesammelt enthalte, werden wir die vom Jahre 1854 mangelnden Berichte in Zwischennummern nachtragen.

Aus der am 7. November 1754 in Wien abgehaltenen Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Herr Dr. K. Peters legte die geologischen Karten der westlichen Hälfte Unterkärntens vor, mit deren-Aufnahme bis an die Drau er als Hilfsgeolog der dritten Section beauftragt war, und besprach die geographischen Verhältnisse dieses 46 bis 47 Quadratmeilen umfassenden Gebietes, in so ferne sie mit der geologischen Beschaffenheit in näherem Zusammenhange stehen.

Zwischen dem krystallinischen Gebirge des Lieser-Gebietes, aus dem sich alsbald mit dem Hochalpspitz der Centralstock der Alpen erhebt, und den von Nord nach Süd langgestreckten, gleichfalls aus den ältesten krystallinischen Schiefern bestehenden Rücken der Saualpe und Koralpe gelegen, entbehrt dieser Theil der Alpen jedes

Digitized by Google

Gebirgs-Centrums, unterscheidet sich von jenen durch seine eigenthümlich komplizirte Thalbildung, so wie durch die Vegetationsverhältnisse.

Die herrschenden Gesteinsvarietäten, welche als krystallinischer Thonschiefer zusammengefaßt wurden, umschließen einzelne, unregelmäßige Partien von Glimmerschiefer und kleine Stöcke gneißartiger Gesteine als Einlagerungen, welche auf die, der Hauptrichtung der östlichen Alpen entsprechende Lagerung des Gebirges keinen wesentlichen Einfluß haben. In den krystallinischen Thonschiefer allmälig übergehend, erscheinen die durch ihre petrographische Beschaffenheit als sedimentäre Gebilde kenntlichen alten Formationen in größerer Ausdehnung nur im südöstlichen (um St. Veit) und im nordwestlichen Theile des Gebietes (Krems-Gladnitz). In letzteren sind sie durch die bekannten Pflanzenreste der Staugalpe als Steinkohlenformation charakterisirt, im Uebrigen fehlen alle paläontologischen Daten und bleibt es in Frage, welche der ältesten Formationen überhaupt vorhanden und vielleicht zum größten Theile durch den krystallinischen Thonschiefer vertreten sind. Die untersten Glieder der Triasgruppe sind auf den Südosten beschränkt. Außer dem Lignitflöze enthaltenden Tegel und den mächtigen Conglomeratmassen nächst der Drau enthält das Gebirge bis in seine höchsten Thalverzweigungen beträchtliche Massen von Schotter und Sand. Eine genaue Verzeichnung derselben gibt einigen Aufschluß über die ungewöhnlichen Thalverhältnisse der Jetztzeit, indem sie die Flußgebiete, namentlich das der Gurk in einfache Querthäler zerlegen läßt, welche erst nach der Ablagerung dieser Schutter- und Sandmassen unter einander verbunden wurden. Auch lehren sie, daß in jener, wahrscheinlich jüngsttertiären Zeit eine vollkommene Wasserscheide zwischen dem Mur- und Draugebiete nicht bestanden habe, daß Gesteinsmassen aus jenem in die jur Drau abfallenden Thäler herübergebracht wurden.

Der vielfache Wechsel von festem Gebirge mit ausgebreiteten älteren und jüngeren (diluvialen) Schotter-, Sand- und Lehmablagerungen, welcher die Entwicklung großen Grundbesitzes eben so wenig förderen konnte, als er dem kleinen Grundbesitz durch eine wohlarrondirte Mannigfaltigkeit des Kulturbodens günstig war, hat auf die Kulturentwicklung des Landes einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt. In dem alpinen Theile ist das hohe Ansteigen des Anbaues (bis 4700'), die Existenz einzelner Ortschaften geradezu durch diese Ablagerungen bedingt, wie Herr Stur ähnliches bereits im vorigen Jahre für den Lungau nachwies.

Schließlich besprach Herr Dr. Peters die naturwissenschaftlichen Zustände in Kärnten, insbesondere die Wirksamkeit der Herren Fr. v. Rosthorn, Canaval und Prettner und rühmte die Bestrebungen des in Klagenfurt vereinten Kreises von naturwissenschaftlich gebildeten Männern, wie manche größere Stadt der Monarchie einen solchen nicht aufzuweisen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 15.)

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Im Flußgebiete der Görtschitz.			
Mühlen, Dorf in Steiermark, an der Grenze, N. von Hüttenberg	3093	L.	Glimmerschiefer.
„ „	3102	P.	
Hüttenberg, Markt am Zusammenfluß des Hörbach u. Mossingbaches . . .	2459	L.	Thonglimmerschiefer.
Hüttenberg, Markt am Zusammenfluß des Hörbach u. Mossingbaches . . .	2479	H.	
„ „	2490	P.	
Zusammenfluß des Hüttenberger und Löllinger Baches .	2206	L.	Grüne chlorit. Schiefer
„ „	2101	P.	der Thonglimmerschieferform.
Görtschitz-Fluß, bei Wieting, Kirche	2119	L. (2)	Alluvium.
„ „ im Markte Oberstein	1792	L.	Guttensteiner Schichten.
„ „	1683	P.	
Sattelhogen, NW. von Hüttenberg, höchster Uebergangspunkt von Zeltschach nach Wölbern . . .	4257	L.	Glimmerschiefer.
Baiersberg, N. von Waitschach, Kirche	3927	L.	„
Waitschach, W. von Hüttenberg, Gasthof bei der Kirche .	3531	L.	Krystallinischer Kalk im Glimmerschiefer.
Preßneralpe, höchster Punkt .	5915	L.	Gneiß.
„ „	5922	Tr.	
Ungeralpe, am höchsten Uebergangspunkt der Straße v. Mossing in's Lavanthal	5357	L.	„
„ höchster Punkt	5628	Tr.	„
Mossing, Eisenschmelzofen im Mossingraben	3094	L.	„
„ „	3060	B.	
Heft, Eisenschmelzofen im Mossingraben	2699	L.	Glimmerschiefer-Gneiß.
Barbarastburm, Stollenmundloch im Mossingraben . .	3461	L.	„
Stoffen, Verwalterswohnung a. Hüttenberger Erzberg .	3912	L.	Eisensteinführender krist. Kalk.
Löllingg, Erbstollens-Mundloch	3468	L.	Eisensteinführender krist. Kalk im Gneiß-Glimmerschiefer.
„ Pfarrhaus, 1. Stock .	2851	L.	Gneiß.
„ Marktschreiberei . . .	2809	P. (3)	
„ Eisenschmelzöfen . . .	2625	L.	Glimmerschiefer.
Kirchberg (Maria am Moos), N. v. Wieting, Kirche .	3253	L.	Ellogit-Amphibolschief. im Glimmerschiefer.
Zechhütte, Alpe S. von Löllingg	4417	L.	Glimmerschief.-Gneiß.
Stelzing im Löllinggraben, O. von Löllingg	4449	L.	Krist. Kalk im Gneiß.
„ „	4463	P.	
Klippitzhörl, höchster Punkt der Straße von Löllingg in's Lavanthal, Kapelle daselbst	5213	L.	„
„ „	5137	M.	
„ „	5122	P. (3)	
Geyerkopf an der Saualpe .	6077	L.	Gneiß.
„ W. von Löllingg . . .	5913	P.	
Kirchberger (Kienberger) Alpe, Höhe N. der Saualpe .	6489	L.	„
„ „	6459	Tr.	
Große Grenalpe	6574	L.	„
„ „	6558	Tr.	
Speikkogel an der Saualpe .	6028	L.	Ellogit im Gneiß.
Bernte-Zeche, Pipphütte O. von Klein St. Paul . .	4974	L.	Gneiß.
Ziegelei am Zwirzelbach, O. bei Oberstein	1971	L.	Alluvium.
Graben-Keller im Zwirzelgraben, O. bei Oberstein . .	2846	L.	Gneiß.
Weißwasser, Quelle am westl. Gehänge der kl. Saualpe	4626	L.	Granit-Gneiß.
Javernigg, Köhlerhütten am Schwaigkogl	4023	L.	Glimmerschiefer.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 21. Sonnabend, den 24. Mai. 1856.

Ein Ausflug
in die Goldzeche und auf den Hohen-Aar.

1.

Die nördliche und westliche Grenze jenes Theiles von Kärnten, der sich keilförmig zwischen Tirol und Salzburg einschiebt, ist mit vegetationslosen Eismassen umgürtet. Von der hohen Riffl bis zum Petzeck baut sich eine, nur durch das Kalser- und Peuschler-Thörl offene Gletscherkette zu einer fast unübersteigbaren natürlichen Grenzmauer im Westen von Kärnten auf. An die Eisgefilde des Großglockners und der Pasterze schließen sich in ununterbrochener Reihe fortlaufend das Kalser-, Leiter- und Trammer-Kees, die Schneefelder der Gößnitz und der Graden an. Am meisten bekannt und besucht ist der Pasterzen-Keesboden mit dem Eisobelisken des Glockners und seiner pflanzenreichen Umgebung; doch nicht weniger Interesse erregend sind die Gletscher, die als nördliche Grenzmarken Kärntens von der hohen Riffl bis zum Ankogel und Hafnerspitz sich hinziehen. Nicht minder mächtige Häupter treten in diesem Gebirgszuge auf. Da finden wir die Fuschkaar-Höhe, den Bärenkopf, nächst der „Pfandlscharte", den Spielmann, den Brennkogel (9540'), den Hohen-Aar*) oder Keßelkopf, die Gletscher der Groß- und Kleinfleiß, der Zirknitz mit dem Hochhorn-Kogel, die Goldberghöhe, den Herzog Ernst, den Ankogel (10290'); lauter erhabene Riesengestalten der Gebirgswelt, die ihre beschneiten, eisigen Locken in's blaue Aethermeer tauchen. In dieser, der nordischen, Alpenkette erreicht der Hohen-Aar oder Keßelkopf, im tiefsten Hintergrunde der Großfleiß, eines Seitenthales der Pfarre Heiligenblut, eine Höhe von 10,309 Fuß über dem Meeresspiegel. In seinem Innern birgt er die sich kreuzenden Schachten und Stollengänge eines uralten, seit einigen Jahren aufgelassenen, nun theilweise verfaulten Goldbergbaues, der „Goldzeche", die schon in vorchristlichen Zeiten von den Taurisken und Römern ausgebeutet, noch im 16. Jahrhundrete eine so ergiebige Quelle des Reichthums der Goldberger, Erlbeck, Fugger, Kaxbeck, Zott, Weitmoser Pnz u. a. m. war.

Der Weg in das Gletschergebiet der Goldzeche führt von Heiligenblut aus über den Fleiß-Tabor, einem Ausläufer des Mönichberges, in dem einstens Goldgruben bestanden haben sollen, durch das Alpenthal der Klein-Fleiß.

Am Plateau des „Fleiß-Tabor", der mit der niedlichen „Antonie-Kapelle" und dem alpenfasten Gehöfte des Fleißners die Gegend weithin beherrscht, genießt man eine überraschend schöne Aussicht. Der ganze Pasterzen-Keesboden, wie er längs der Gamsgrube, Freiwandecke und den Eisgeländen des Glockners, bis zu dem blühendweißen Johannsberge sich hindehnt, liegt mit seinem zerklüfteten Absturze und all' den grotesken Eisformationen wie ein aufgeschlagenes Buch vor dem entzückten Auge. Der Großglockner, zu einer viel imposanteren Höhe sich erhebend, zeigt sich da erst in seiner vollen Majestät als der König der Berge und schaut stolz auf die schneelosen Gipfel seiner Nachbaru, die sich in der Thalsohle vor unseren Blicken mit ihm zu messen schienen, in ruhiger Ueberlegenheit nieder.

Der Fleiß-Tabor biethet unstreitig den günstigsten Standpunkt, um sich ein volles Bild von der Erhabenheit und Schönheit des Eisfeldes der Pasterze zu verschaffen.

In Betrachtung dieser großartigen Gletscherlandschaft versunken, stand ich an einem heiteren Augustmorgen verflossenen Jahres auf der hölzernen Gallerie des Fleißner-Hofes. Ich war mit einem Juristen aus Wien, der die Alpen seiner Heimath besuchte, nach einem köstlichen Frühtranke im Pfarrhofe von Heiligenblut aufgebrochen, in der Absicht, das wenig bekannte Hochthal der Groß- und Klein-Fleiß zu durchwandern, und bei dieser Gelegenheit einen Ausflug auf den Hohen-Aar, diesen vereinsammten Grenzwächter Kärntens zu wagen, und die Goldlagerstätten der Goldzeche zu besichtigen. Der Besitzer des Fleißnerhofes, der sich bei so mancher Glockner-Parthie durch seine Gewandtheit auszeichnete, wurde als Führer gedungen. Sein Bruder, ein geübter Gemsenjäger, schloß sich uns an.

Alle Verkehrungen zu dieser Gletscherfahrt waren getroffen. Der Gemsenjäger knüpfte seine massiven, sechszackigen Fußeisen an den Ranzen, den er am Rücken trug, bob seine Jagdbüchse an die Schulter und nachdem er ein Gläschen Enzian „obenüber" ausgeleert hatte, warf er einen flüchtigen Blick über den heiter lachenden Himmel, „das Wetter blüht" meinte er, und deutete an die lichten Wolkenstreifen hin, die an den Urkalkklippen des Wasserradkopfes sichtbar wurden.

Ohne uns jedoch im mindesten durch diese Wetterprophseten einschüchtern zu lassen, griffen wir in der besten Hoffnung auf das Gelingen unseres Unternehmens zu den langen Alpenstäben und machten uns froh Muthes auf den Weg. Die am Steinboden die Brotkrummen aufpickenden Täubchen flogen scheu auf, der zottige Haushund bellerte, als wir mit allen Erfordernissen einer Gletscherfahrt ausgerüstet das Gehöfte des Fleißners verließen und hinter der „Antoniakapelle" in den Mauernweg einlenkten.

Nach einer viertelstündigen Wegesstrecke durch ein kühles, mit Rhododendron-Sträuchen überwuchertes Waldgehege erreichten wir die alte Sägemühle des Gewerken Komposch am wildschäumenden Fleißbach. Der Lauf dieses Wildbach's wies uns den Weg in die Klein-Fleiß.

Die alpenhafte Romantik, die uns gleich beim Eintritt in dieses östlich von „Heiligenblut" gelegene, bis an die Grenze von Salzburg sich hinziehende Hochthal überraschte, ging bald in die Einförmigkeit über. Als wir am Ufer des Fleißbach's, wo uns die herrlichsten Exemplare von Lomato-

*) Wir brauchen, mehreren neueren Geographen folgend, diesen Namen statt des wahrscheinlich durch Corruption entstandenen: Hohe-Narr. A. d. Red.

Digitized by Google

gonium carinthiacum mit ihren hellblauen Blüthen begrüßten, im Schatten der dichten Erlengebüsche dahin wanderten, verloren sich allmählig die grasreichen Weideplätze mit ihren steinbeschwerten, holzgedielten Sennhütten, die Ufergebüsche verschwanden — und bald sah man bisweilen zu den eigentlichen Moränen des Gletschers, der im Hintergrunde der „Klein-Fleiß" mit seinen grauen Eisblöcken sich scharf am tiefdunklen Himmel abgrenzt, nichts als Gerölle und Schotter — eine wüste Sandfläche, eingeengt zwischen den himmelhohen Gebirgsgestäden des Mönchberges und der Gjadtrog-Höhe.

Verlassen stehen die aus graugelben Steinen aufgeführten, 5877 Fuß über der Meeresfläche liegenden Gebäude des Erzpochers, in welchen die im Goldenzwerke der „Goldzeche" gewonnenen Erze durch Pochen und Schlämmen aufbereitet wurden, inmitten dieser verwüsteten Einsamkeit, als stumme Zeugen jener montanistischen Betriebsamkeit, die vor Jahren diese nun öden Räumlichkeiten belebte, und weithin die Gründe dieser abgeschiedenen Gegend mit dem Gedröhne der Hämmer und Pochstempel und dem Gesange der fröhlichen Knappen erfüllte. Einförmige Stille herrscht nun ringsum, nur der „Fleißbach", zurückgezogen in ein schmales Rinnsal, rauscht lauttosend durch das Gerölle und Sandgeschicke, das er herabgeschwemmt hat aus dem Granit-Kessel der Goldzeche. Als wir nach einer zweistündigen Wanderung durch das heiße Gerölle in die Nähe des Erzpochers gelangten, legte der uns begleitende Gemsenjäger seine Jagdbüchse bei Seite, zog aus seinem Ranzen einen weißblechernen Becher, ließ sich auf einem Felsblock am Ufer des Wildbach's, der köstliches Gletscherwasser führte, nieder und schöpfte, uns zu kurzer Siesta einladend, mit großem Behagen vom schäumenden Nektar.

Nach kurzer Ruhe, während die Sonnenstrahlen senkrecht auf uns niederbrannten, und der kühle Trank uns erfrischte, machten wir uns wieder auf, besichtigten die gut erhaltenen Gebäude des Pochers, und klommen, die Schwämmbäche an der „Milchleiten", die wie weiße wallende Schleier am dunklen Gestein hängen, zur Rechten lassend, den „Gaisrücken" hinan. Man muß staunen über den Unternehmungsgeist, der über diesen steilen Abhang, an dessen schroffen Wänden die Verbindung des Pfades nur durch übergelegte Baumstämme und in den Felsen eingehauene Stufen unterhalten wird, alle zum Betrieb des Goldbergbaues benöthigten Requisiten hinauf zu schaffen wußte.

An einem Felsvorsprung des „Gaisrückens", vermuthlich der Form der übereinander gelagerten Gneißplatten wegen „Ofen" benannt, sahen wir neben uns in die Tiefe eines furchtbaren Abgrundes nieder, in den sich ein Giesbach, ein Abfluß des Goldzech-See's hinabstürzt.

Weiterhin gegen Südost konnten wir einen Theil des „Klein-Fleißner-Gletschers" überblicken; er scheint fast eben, ohne große Zerklüftung und soll sich eine Stunde in die Breite und zwei in die Länge in's Salzburgische hinziehen.

Hinter dem breitrückigen Hüttenfuß, an den sich dieser Gletscher anschmiegt, leuchtete die eisige Spitze des „hintern Sonnenblick's" auf.

Die Bergkuppen, welche das Alpenthal von Heiligenblut umfrieden, der Kreuzkopf, der Schneekopf, so wie die schneebedeckten Häupter der Gößnitz und die Kalkfelsen der Graden winkten aus der Ferne herüber.

Der Glockner war von der Gejadtroghöhe verdeckt und sollte uns erst an der Spitze des Hohen-Aar's wieder zu Gesicht kommen.

Wir waren über die Baumgrenze längst schon hinaus und befanden uns in jenen kahlen, strauchlosen Alpengürtel, in welchem der Graswuchs nur mehr kümmerlich fortkommt, der aber einen desto größeren Reichthum an seltenen Alpenpflanzen bietet.

An den Wiesen vor uns, welche unter dem Namen der „Magaritzen" bekannt, die Südseite der Gejadtrog-Höhe weithin bedecken, war eben die Mahdzeit. Ueberall sah man betriebsame Aelpler mit Gewinnung des Heues beschäftigt. An uns vorüber schritt freundlich grüßend ein Hazer (Henziher) mit einer duftenden Heubürde am gekrümmten Rücken. Seine Beschuhung war mit schweren Fußeisen bewaffnet, um Stand zu haben am kurzbegrasten abschüssigen Wiesenboden. Vergebens späht man da nach dem gastlich einladenden Rauch einer Alpenhütte, diese Höhen scheinen zu steil und wohl zu steril für alpenwirthschaftliche Niederlassungen, und nur einmal des Jahres, zu Ende August zur gewöhnlichen Zeit der Heuernte, wiederhallen sie vom auftauchenden Jubel der Aelpler.

Die Parthie wird nun mit jedem Schritte interessanter. Ohne uns am „Sammerbrunn" an einer von blauen Aconitum, wie von geharnischten Rittern bewachten Quelle lange aufzuhalten, eilten wir die Felsstufen, welche den sonderbaren Namen Hunklamme führen, aufwärts und kamen endlich, nachdem wir vom Gehöfte des Fleißners bisher einen Weg von vier Stunden zurückgelegt hatten, am Seebichel beim ersten Knappenhause an, das 8200 Fuß über der Meeresfläche gelegen frei und luftig dasteht, aber mit seinen mörtellosen Mauern und ausgebrochenen Thür- und Fensterläden so kahl und wüst aussieht, wie die ganze Gegend rings um uns her. Neben dem Knappenhause liegen die Mauerüberreste einer Erzkammer, worin sich noch aufgehäuftes taubes und erhaltiges Gestein befindet, das von der Goldzeche herabgesäumt wurde.

Terrassenförmig erhebt sich da der kahle, abschraue Felsboden mit seinen, wie von Cyklopenhänden nach Winkelmaß und Zirkel zugemeißelten Granitquadern. Wie die Bauten einer Riesenburg thürmen sie sich bis zum Fuße des verwitterten, einem dem Einsturze nahen Wartthurme nicht unähnlichen, Goldzechhörnchens auf. Fürwahr! eine großartige Felsfeuerie, ein kolossaler Granitwall zu den Schätzen der Goldzeche!

Ueber diese Felsterrasse strömt und sprudelt das vom Zirmer- oder Goldzechsee abfließende Gewässer bald über, bald unter den Felsplatten dem Auge verborgen hernieder, und wächst tiefer unten zu einen gewaltigen Wildbach an, der an den schroffen Wänden der „Kleinfleiß" einen nicht unbedeutenden Wasserfall gestaltet. Als wir die Sprossen einer Holzleiter, die zur leichteren Ueberstegung dieser mächtigen Granitsusen an selbe angelehnt war, hinaufklimmten, erschloß sich unseren staunenden Blicken eine Thalschlucht von ganz eigenthümlichen Charakter.

Es war das gegen 9000 Fuß über der Meeresfläche erhabene Gebiet der Goldzeche mit seinen merkwürdigen Goldlagerstätten.

Von den Gletschern und Felsenriffen der Gebirgszüge der „Groß- und Kleinfleiß" halbmondförmig umschlossen, lag es mit dem tiefsmalten Spiegel des Zirmersees, mit seinen chaotisch durcheinander geworfenen Felsstücken in wilder Zerrissenheit so schauerlich öde vor uns, daß ich mich einen unheimlichen Gefühls nicht erwähren konnte.

Wer sollte sich's träumen lassen, in dieser von aller Welt abgeschiedenen Einsamkeit, wo kaum die leiseste Spur einer Vegetation mehr zu entdecken, in diesem Bette rauher verwüstender Stürme, wo die entfesselte Natur im Donner der Lawinen mit den anschwellenden Gletschermassen und abstürzenden Felstrümmern so feindlich dem menschlichen Walten entgegentritt, noch ein so großartiges Werk menschlicher Thätigkeit zu finden.

Durch diese Thalschlucht führte uns der Saumpfad hart am Gestade des Sees hinüber zur „Wasserkanne."

Digitized by Google

Vor grauen Zeiten, so erzählt die Sage, soll da ein Bronnen bestanden haben, von welchem die im Goldbau beschäftigten Knappen den Wasserbedarf für das Zechenhaus holten; nun ist keine Spur einer Quelle da mehr zu sehen. Wohl rauscht es geheimnißvoll in der Tiefe, aber eine furchtbare Erdrevolution hat den Gipfel des Berges, an dessen Fuße die Quelle einstens sprudelte, niedergebrochen und sie mit seinen zersplitterten Felstrümmern bedeckt. Das Goldzechhörnchen starrt noch als Stumpf davon in die Höhe.

Gedankenvoll sah ich nieder in das Dunkel des Zirmerfees, als ob ich die Geschicke dieser verwüsteten Steinwelt an seinem Spiegel zu lesen vermöchte.

Der harte Felsboden war unter unseren Füßen verschwunden, und wir wanderten im weichen frisch gefallenen Schnee, der die Klüfte des allmählig ansteigenden Gletschers verhüllte.

In einer Höhe von beiläufig 90 Klaftern oder uns erblickten wir das Ziel unserer Reise, das Zechenhaus, das, wie ein Schwalbennest an der steilen Schneewand klebend, von Ferne sehr stattlich und wohnlich aussah.

Nach einer halbstündigen Gletscherfahrt, die sehr ermüdend war, da wir oft tief in den Schnee, der maßenhaft in diesem Gebirgswinkel zusammengeweht liegt, einsanken, erreichten wir das aus Holz gezimmerte Knappenhaus mit der gemauerten Schmiede, das an den Gletscher sich anlehnt und mit demselben förmlich verwachsen scheint. Bevor wir eintraten in das Zechenhaus, um die Lokalitäten, die uns für diese Nacht gastlich aufnehmen sollten, in Augenschein zu nehmen, rief der Führer einen lautschallenden Gruß in den langen Eisstollengang, der an der Pforte des Zechenhauses beginnt, und mehrere Klafter tief in das Innere des Berges eindringt.

Ein dumpfes Echo brachte den Gegengruß des Bergesgeistes zurück.

Das Zechenhaus besteht aus einer Küche, einer Wohnstube und einer Schmiede, und befindet sich leider bei der verheerenden Macht der Hochgewitter, welchen dieses vereinsamte Gebäude in einer Höhe von 8855 Fuß über dem Meeresspiegel beständig ausgesetzt ist, und der fortschreitenden Verwüstung des Gletschers nicht mehr in dem besten Banzustande.

Am meisten hat unter der zerstörenden Gewalt der Elemente die Küche gelitten, denn da rauscht und sprudelt durch die Spalten des schadhaften Daches das schmelzende Gletschereis hernieder, daß am Boden schon hochan das Wasser steht, und aus der Mauermine der Herdstatt, an der ich mir in der Fantasie schon ein lustig flackerndes, unsere frostigen Glieder erwärmendes Feuer träumte, bald hier, bald dort einen Stein aus den Fugen bricht.

Von der Küche kommt man in die eigentliche Wohnstube; aber auch da sieht es nicht viel freundlicher aus, auch da plätschert und rieselt das abfließende Gewässer über den gedielten Fußboden, daß man vergebens nach einem trockenen Plätzchen sich umsieht. Wohl steht ein aus rohen Brettern zusammengefügtes Bettgestelle in einer dunklen Ecke der Stube; aber das Stroh, mit dem es gefüllt, ist feucht und wenig einladend zu erquickender Ruhe. In der entgegengesetzten Ecke befindet sich ein gemauerter Ofen, der in dieser Region des ewigen Eises und Schnees wahrlich selbst in den heißesten Sommermonden nicht zu den Luxusartikeln gehört.

An alterthümlichen Schränken, die an der mit dichten Eisblumen überzogenen Hinterwand aufgestellt sind, liegen übereinander geschichtet allerlei Holzgefäße, die vor Zeiten, da noch reges Leben in diesen öden Räumlichkeiten herrschte, zur Aufbewahrung und Weiterbeförderung der gewonnenen Golderze verwendet wurden. Wie eine Insel erhebt sich aus der Nähe des Fußbodens, in der Nähe des Ofens, eine aus Steinplatten zusammengesetzte provisorische Herdstatt, an welcher noch ein schwarzer Theerhaufen aus den halbverkohlten Holzklötzen hervorschaute, wie ihn die letzten Gäste des Zechenhauses nach gepflogener Mahlzeit zurücklassen hatten.

In der Schmiede, die einst von Funken sprühte und von Hammerschlägen erdröhnte, flimmert und glühert es wohl — aber von hellen Eiskrystallen, welche den Feuerherd und den Blasebalg umklammert halten. Leise hat sich der Gletscher hereingeschlichen durch die Oeffnungen der Fenster, durch die Fugen und Klüfte der Thüre; seine grünlich anschwellenden Eismassen, in welchen der Ambos zur Hälfte verborgen liegt, überwuchern den Boden und die Wände bis zum rußigen Oberboden hinan.

Wir versuchten es, uns in der Wohnstube so gut es gehen mochte, heimisch zu machen. Die Führer gaben sich alle Mühe, um Gemüthlichkeit und Wärme in diese frostige Behausung zu bringen; aber Alles war vergebens. Der von allen Seiten hereinpfeifende Wind, die Näße des Bodens, die frösteinde Kühle, der in immer dichteren Wolken vom feuchten Holzstoß aufsteigende Dmalm verleidete uns ein längeres Verweilen in diesem dumpfen Gemache. Zerstoben war alle Illusion, alle Romantik, wie sie am traulichen Herde einer einsamen Alpenhütte nach einer ermattenden Bergpartie das Gemüth des Wanderers beschleicht, wenn das Feuer knistert, die Milchsuppe dampft, während draußen die Stürme brausen. Mit thränenfeuchten Augen flüchteten wir uns in's Freie, und da wir obnedem einen großen Theil der Nacht mit Besichtigung der Goldminen zu verbringen beabsichtigten, schlugen wir unser Nachtlager unter freiem Himmel vor dem Zechenhause auf.

Eine von Rost ganz überzogene Eisenthüre, welche der Führer aus der Küche herausschleppte, diente zur Herdstatt. Bald loderte ein vom heftigen Nord-Winde angefachtes Feuer an der schneelosen Geröllhalde; die aufsteigenden Rauchsäulen zogen einen bläulichen Schleier über das dämmernde Gletschergebiet.

Als bei hereinbrechender Nacht die Kälte bedeutend zunahm, schickten wir uns an, in die „Goldzeche" einzufahren.

Dieser Goldbergbau ist vielleicht der höchste in Europa, denn der Christophstollen bricht in einer Höhe von 9059 Fuß ü. d. M. durch krystallhelles Gletschereis. Er soll mit den ranirer Goldgruben in Verbindung stehen. An seinen verfallenen Stollen, die in ungeheuerer Ausdehnung den ganzen Keßelkopf vom höchsten Gipfel bis in die Tiefe durchkreuzen, knüpfen sich so manche historische Erinnerungen, die in die graue Vorzeit Kärntens zurückgehen. Noch im Jahre 1753 unter den Gewerken Jeuner lieferte er einen Reinertrag von 45 Mark, 9 Loth Gold und 115 Mark Silber.

Im Jahre 1765 hat diesen Goldbau das Aerar in eigene Regie genommen, nach drei Dezennien jedoch wieder aufgelassen. Nicht ohne Hoffnung reicher Ausbeute wurde er in neuester Zeit vom Gewerken Kompofch wieder in Betrieb gesetzt. Gegenwärtig steht er verlassen und verödet, wird jedoch von einem in Döllach eloirten Hutmanne im betriebsfähigen Zustande erhalten.

Der Einfahrtstollen, der mit Gletschereis angefüllt war, wurde erst vor zwei Jahren enteist. Man muß noch jetzt um in das Innere des Berges zu gelangen, etwa hundert Schritte durch eine enge Eisschluft, in der die Eiszapfen wie drohende Damokleschwerter hängen, sich hindurchwinden.

Der Lichtstrahl unserer Grubenlampen brach sich in allen Farbennuancen in den seltsam gestalteten Eisgebilden, die sich in diesem mit Gletschereis ausgetäfelten Stollengange neuerdings angesetzt haben. Es gliterte und schimmerte über

Digitized by Google

und neben uns, daß ich mich unwillkührlich der Feenmährchen mit ihren unterirdischen Krystallpalästen erinnerte.

Gebückt wanderten wir, um nicht mit den Eiszapfen in eine unliebsame Berührung zu kommen, an den Brettern der Stollenfohle, unter welchen rauschend und brausend das Wasser aus dem Innern der Schachte an's Licht strömt, vorsichtig auftretend weiter. Das Getöse der abfließenden Gewässer ward immer heftiger, und plötzlich standen wir vor einem Wasserabsturze, der durch das Obergewölbe des Stollens gischend vor uns niederbrach.

Ein Douchebad war unvermeidlich.

Endlich erreichten wir die „Wetterthüre." Das Gletschereis findet da seine Grenze. Wir konnten uns nun wieder frei aufrichten. Die temperirte Bergluft des hohen geräumigen Stollens, der uns aufnahm, erregte in uns jenes behagliche Gefühl, das man nach winterlichem Schauer am warmen Ofen einer Stube empfindet.

In einer Felsnische uns zur Rechten bemerkten wir einen Holzstoß, der vom blühendweißen Schimmelgebilden so dicht überzogen war, daß er aussah wie ein weiches Lager von Eidervunen.

Wir befanden uns im „weißen Steinerstollen" und durchkreuzten von da aus das Innere des Berges nach allen Richtungen.

Manche Stollen waren hoch und weit, die prächtigsten Felsenhallen, andere hingegen so eng, daß wir uns fast durchschieben mußten, und dabei mit Schauder in die dunklen Klüfte hinaufblickten, in welche die Felsenwände über unseren Häuptern zusammenliefen.

Viele Stollen, die wir besichtigten, waren bloß geschrämmt und beurkundeten das hohe Alter dieser Bauten.

Die Auffahrt in die höheren Etagen dieses Gesteinbaues geht über schwanke Leitersprossen, die von den über die Felsen herabströmenden Bächen feucht und schlüpfrig mit aller Behutsamkeit zu erklimmen sind.

In Mitte eines dunklen Felsenschlottes, durch welchen die Leitersprossen hinaufführten, wurde ich von einem Wassergusse, der aus einer Felsspalte brausend auf mich niederstürzte, förmlich gebadet; das Licht meiner Lampe war, ehe ich's versah, erloschen, und so hing ich in tiefer Finsterniß an den Sprossen der endlosen Leiter, und mußte in dieser unangenehmen Lage gedulden, bis der mir nachstimmende Führer mich einholte, und meine ganz durchnäßte Talgkerze wieder in Brand setzte.

Nach langen Kreuz- und Querzügen durch diese verlassenen Goldlagerstätten schickten wir uns zur Rückfahrt an.

Die Hoffnung, den Christophstollen zu erreichen, gaben wir auf, da der Vorrath unserer Talgkerzen zu Ende ging und ich übrigens wenig Lust dazu verspürte.

So stiegen wir denn wieder in die Tiefe nieder über alle die zahllosen Leitersprossen, durch alle die Deucheräder hindurch und kamen, nachdem wir die Stollen der „mittlern Hilf," der Linkkluft, den Saudarm und Annastollen besichtiget hatten, glücklich und wohlbehalten im „weißen Steinerstollen" an.

Der Schall unserer Tritte, das Gelispel der ferne abfließenden Bäche und Quellen erweckten in diesen verschlungenen Gängen, Schlusten, Grotten und Höhlungen ein so sonderbares, oft der menschlichen Stimme so ähnliches Echo, daß es mir vorkam, als ob der Geist des Berges uns verfolgte, und die Gnomen und Bergkobolde vertrauliche Zwiesprache hielten.

Unsere Talgkerzen waren tief abgebrannt, Mitternacht war längst schon vorüber, wir beschleunigten unsere Schritte und gelangten, nachdem wir drei volle Stunden in diesen schon von den Römern ausgebrochenen Felsgewölben zugebracht hatten, zur „Wetterthüre," wanden uns durch die Krümmungen des Eisstollens, in welchen wir uns durch einen Trunk klaren Gletscherwassers, das über uns niederströmte, erfrischten, und schritten frohen Muthes durch das Zechenhaus hinaus in's Freie.

Im magischen Lichte des Mondes, der an den Gebirgskanten des westlichen Horizontes hing und uns noch einen Scheidegruß zuwarf, lag die Gletscherwelt mit ihren beschneiten Gipfeln und Eisgefilden in zauberischer Schönheit vor uns.

Die tiefe, lautlose Stille der Nacht unterbrach zu Zeiten das Rollen abstürzender Lawinen und das plätschernde Lied der Gewässer im Zechenhause, das meine Führer allmälig am glimmernden Bivouacfeuer, bei dem sie sich, in ihre Lodenjacken gehüllt, niedergelassen hatten, in einen tiefen Schlaf einwiegte.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Gottfried von Bouillon und die Glasmalereien.) Von ihm sagt sein Lebensbeschreiber: „Ein vollkommener Held, ebenso schrecklich den Feinden als geliebt von den Männern seiner Umgebung, wurde ihm von diesen (den Mannen) nur Ein Fehler vorgeworfen, nämlich, daß er die Zeit des Essens vergaß, wenn er sich in den Kirchen befand, um die schönen Glasmalereien zu betrachten."

(Die Grabmäler, ein Beitrag zur Geschichte vergangener Zeiten.) Fürsten, Ritter zc., welche als Sieger auf dem Schlachtfelde gefallen waren, wurden abgebildet: in voller Rüstung, ein Schwert in der Hand, einen Helm auf dem Haupte, einen scheuenden Löwen zu ihren Füßen; die besiegt wurden, trugen keine Rüstung, die Hände auf die Brust gelaiet, die Füße auf einen niedergeworfenen Löwen ruhend; die in der Gefangenschaft des Feindes gestorben waren, trugen weder Rüstung, noch Helm, noch Sporen, noch Schwert; wenn der Tod im Frieden ereilte, der trug das Haupt unbedeckt, hatte die Augen geschlossen und die Füße auf einem Wintspiele ruhend; Pilger und heilige Land hatten die Beine gekreuzt.

(Aus den Statuten der Malerinnung zu Siena.) Diese Statuten aus dem Jahre 1335 beginnen folgender Maßen: „Durch Gottes Gnade sind wir berufen, den reden, des Lebens unkundigen Menschen die wunderbaren Dinge zu veranschaulichen, die uns und in der Kraft der heiligen Religion gewirkt wurden."

(Kostspieligkeit der Bücher im 13. Jahrhundert.) Agnes, Gemahlin des Grafen Gerhard von Anjou, kaufte von einem Bischofe Martin eine Sammlung von Homilien, die sie mit 200 Schafen, einigen Marderfellen, einem Malter Weizen, einem Malter Roggen, einem Maße Honig und endlich 4 Liv. in Geld bezahlte. Der Bischof von Vence vermachte alle seine Bücher an die Canoniker von St. Victor zu Marseille, mit Ausnahme eines Brevier, dessen Ertrag zum Ankaufe guter Lehrerinnen verwendet werden solle. Auch Alphon's V. von Arragonien machte von Florenz aus dem Anton Pekatelli zu Palermo die Anzeige, daß Poggio einen Titus Livius für 120 Goldthaler zu verkaufen habe, worauf Pekatelli eine Meierei verkaufte, um das Buch ankaufen zu können und Poggio für den Kaufpreis ein Landgut erwarb.

(Lob des Buchdrucks.) Ludwig XII., König von Frankreich, konnte nicht müde werden im Lobe des Buchdrucks „dieser Erfindung, die eher göttlichen als menschlichen Ursprungs scheint, die, von so daß erprisen, in unseren Zeiten durch die Arbeit und Einsichten in Stande gekommen, durch welche unser heiliger katholischer Glaube höchlich gekräftiget und befestigt, die Gerechtigkeit besser verstanden und verwaltet, der Gottesdienst ehrwürdiger und andrunkvoller gemacht, geordnet und gefeiert worden."

(Ein Wirthschafts-Erzeugniß im 13. Jahrhundert.) Johann III. Dukas Vataces, Kaiser von Nicäa, schenkte seiner Gemahlin ein Diadem, welches er aus dem Ertrage der von seinen Landgütern verkauften Eier hatte anfertigen lassen.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 22. Sonnabend, den 31. Mai. 1856.

Ein Ausflug

in die Goldzeche und auf den Hohen-Aar.

(Beschluß.)

2.

Der Morgen graute, der Himmel war noch mit Sternen übersäet, als wir an der Schneewand, die sich hinter dem Zechhause zu einer ziemlichen Höhe emporhebt, hinanstiegen. Der Schnee war „Harst“ und knirschte unter unseren Füßen.

Der Gemsenjäger, mit seiner Flinte am Rücken, der den Vorführer machte, war schon hoch über uns im Dämmerlichte sichtbar. Wir folgten den Spuren, die seine Bergschuhe im Schnee zurückließen.

Der Zirmersee unter uns lag noch im tiefen Dunkel, das die Thäler weitaus gegen Westen erfüllte; nur an den höchsten Spitzen begann es zu tagen. Als wir an die Wasserscheide, einer steilen Schneewand, welche Kärnten von Salzburg scheidet und die Gletscher der Zirknitz und Klein-Fleiß mit dem der Groß-Fleiß verbindet, gelangten, und über den engen Thalkessel der Goldzeche hinans waren, erschloß sich die Aussicht nach Ost.

Wir konnten frei ausschauen über die Gebirgszüge des Salzkammergutes; die Thalebenen freilich waren von Bergesschründen und Schneefeldern verdeckt.

Wir mußten uns gegen Norden wenden, und an einem schneidigen Felskamm, der vom Schnee entblößt fast eben bis nahe zum „Stein am Mandel“ sich hinstreckt, fortklimmen. Hände und Füße waren dabei gleichzeitig in Anspruch genommen, um nicht eine unliebsame Rutschfahrt in die Tiefe, entweder in's Salzburgische oder nach Kärnten zu machen. Unsere Augen waren am zerklüfteten Felsgrat gefesselt, und wir wagten erst wieder aufzublicken, als wir, an einem breiten Schneerücken festen Fuß faßend, die Steinpyramide am „Stein am Mandel“ vor uns hatten.

Der Morgen war völlig angebrochen, die Schleier der Nacht lösten sich von den Bergen ab. Uns gegenüber erkannten wir, als wir zurückſahen, in schwachen unsicheren Umrißen den „Neubau“ an der Nordseite des „Rathhaus-Berges“, wo sich eine mechanische Vorrichtung befindet, um in kürzester Frist von dieser schwindelnden Höhe in einem an Seilen hängenden, schaukelnden Kahne in die Tiefe des Hüttenwinkels, eines Zweiges des Rauriserthales, hinab befördert zu werden. Die meisten Touristen, die über den Zirknitzer-Gletscher, dessen blaue Eiswogen wir zwischen dem „Zirknitz-Kopfe“ und der „Goldberghöhe“ hervorquellen sahen, am gefahrvollen, mit eisernen Handhaben in den Felswänden versehenen „Verwaltersteig“ von Kärnten herüberkommen in's Salzburgische, vertrauen ihr Leben nicht ohne beengendes Gefühl diesem schwankenden, frei in der Luft schwebenden Kahne an.

Im strengsten Winter, wenn der Schnee haushoch die Klüfte und Schluchten dieser Gründe ausfüllt, gehen die Knappen, die in Döllach und Sagritz ihre Wohnungen haben, über diesen Gletscher zum Goldbau in's Rauriserthal satt wöchentlich herüber. Sie gebrauchen dabei alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, und bei allen dem kommen nicht selten schaudererregende Unglücksfälle vor.

Die ansehnlichen Gebäude des Pocher's in der Hüttenwinkels waren, von dieser Höhe aus gesehen, an der wir uns befanden, so unbedeutend und klein, daß wir sie fast kaum bemerkten. Unter uns fiel der Schneerücken, an welchem wir Siesta hielten, in glitzernden Eismaßen steil in die Tiefe der Groß-Fleiß ab, wo wir in die Kreespalten des Gletschers hinabſahen und weiter hin gegen Westen die lose, aus Steinen zusammengefügte „Ochsenhütte“ erblicken konnten, in der ich einstmals auf einem Uebergange über den „Weißenbacher-Tauern“ Unterstand suchte vor einem furchtbaren Hochgewitter, das sich an der Spitze des Keßel-Kopfes in düsteren Wolken zusammen zog, und seine elektrische Ladung Schlag auf Schlag in zischenden Blitzen, bald in die Tiefe des Gletschers, bald in die Höhe ausstrahlte.

Am „Stein am Mandl“ liegt man um einen aus der Schneemaße hervorstehenden, verwitterten, schiefrig sich bröckelnden Gneiskogel, an welchem eine aus Steinplatten zusammengeschichtete Pyramide steht, und geht dann an der südlichen Abdachung des Keßel-Kopfes über Schneefelder, die oft eine Steigung von 40° erreichen, ohne besondere Beschwerden und Hindernisse hergan.

Wohin wir da unsere Augen auch wandten, überall fielen sie auf blendend weiße Schneefelder, nur einzelne Firste und Gräte waren schneelos und kahl; selbst senkrechte Wände, über welche, unter der Schneehülle hervordringend, die grünlichblauen Firnzungen sich herablegten, durchbrechen nur hier und dort mit den scharfen Kanten ihres Gesteins die strotzenden Eisgehänge.

Je höher wir hinanstrebten, desto imposanter wurde die mit jedem Tritte sich erweiternde Rundschau.

Im Nordwest kam plötzlich der Großglockner mit seinen beiden Spitzen zum Vorschein, während im Osten sich Spitzen an Spitzen, Kuppen an Kuppen hervordrängten, — es war ein unauflösbares, bläulich verschwommenes Gewirre von Gebirgsketten, deren Gipfel wie Inselhäupter aus dem in den Thalebenen hinwogenden Nebelmeer hervorschauten.

Die Schneefelder, die sich vor uns bis zum blauen Himmelsgewölbe emporthürmten, wollten nicht enden. Endlich erblickten wir einen schartigen Felsgrat, der eine Signalstange, das Denkzeichen der trigonometrischen Höhenmeßungen trug — es war die höchste Spitze des Hohen-Aar's oder Keßelkopfs, die wir freudig begrüßten.

Digitized by Google

Um vier Uhr standen wir, nach einer zweistündigen Gletscherfahrt, an diesem eine weite Strecke Oesterreich's beherrschenden Höhenpunkte.

Mit eisiger Kälte schnitt uns der Nordwind in's Angesicht.

Mit Sehnsucht erwarteten wir den Aufgang der Sonne. Der Anblick dieses Phänomens auf einer Höhe von 10,390 Fuß über dem Meeresspiegel ist von außerordentlicher Schönheit. Wir ließen es rauschen und draußen um uns, wir waren ganz Auge, ganz in Betrachtung verloren.

Wunderbar war der Lichteffekt an den Schneebergen und Eisgruppen unserer nächsten Umgebung. Zuerst überflog die Spitze des Glockners ein Rosaschimmer, der immer intensiver wurde und wie glühende Lava über die gegen Osten gewendeten Schneeflächen nieder floß. Nach einem merklichen Zeitabstande begann das „Wiesbachhorn" zu leuchten, und bald standen auch wir auf sonnenhellem Schneeboden, an dem unsere Stiefel fest angefroren waren.

Die Spitze des Keßelkopfes, ein in's salzburgische Gebiet steil abfallender, von Keeskläften durchfurchter Schneerücken, bildet am östlichen Ende eine Mulde, in der wir Schutz fanden gegen die heftig anstürmenden Winde und das großartige Panorama mit Muße bewundern konnten.

Frei schweifte der Blick hin über das Pinzgau, bis an das „steinerne Meer" (7000 Fuß ü. d. M.) bei Saalfelden, über das Gasteiner-, Großarler- und Pongauer-Thal bis zum „Dachstein" an Steiermark's nördlicher Grenze. Welch' ein weites Feld für das trunkene Auge, das in den verschlungenen Gebirgswellen, die am sichten östlichen Horizont in blauen Duft sich verloren, nirgends einen Ruhepunkt finden konnte.

Die Aussicht nach Süden war von den kolossalen Gebilden der Gletscherwelt verschlossen. Da erhoben sich der Hochalpenspitz, der Hafnerspitz, der Antogel mit dem Elendkeese, der Malnitzertaurn, die Goldberghöhe, der Zirknitz-Kopf mit dem Trammerscharten- und Zirknizer-Gletscher, und verdeckten alle Höhen und Gebirgszüge, welche von der norischen Alpenkette nach Süden auslaufen, und einen großen Theil Oberkärntens durchschneiden. Nur die in dämmernde Ferne hinausgerückten Kalkfelszinnken der karnischen Alpen mit ihren grotesken Formen, diese südlichen Grenzwächter Kärntens, sahen herüber und begrüßten ihre in Eis geharnischten nördlichen Genossen.

Als die Sonne schon hoch über den blauen Gebirgswogen am wolkenlosen Himmel schwebte, rüsteten wir uns zum Aufbruch. Der Gemsenjäger bot uns seine Rechte zum Abschied und wünschte uns Glück zur Heimfahrt: er wolle es nun mit den Gemsen aufnehmen und in die Großfleiß hinüber.

Mit einer, mit gediegenem „Enzian" gefüllten Kautschukflasche und einer fengalen „Jause", aus Speck und Brod bestehend, in seiner aus leichten Holzstäben zusammengefügten Rücktrage streift er so, oft zwei bis drei Tage, ohne einen warmen Bissen zu verkosten, in der freien Region der Alpen an lebensgefährlichen Steigen den Fährten der Gemsen nach.

Erst wenn sein Rücken mit Beute beladen, steigt er mit fremdestrahlendem Auge, mit Speid und Edelweiß bekränzt, von den Höhen nieder zum heimischen Herde.

Eine ziemliche Strecke waren wir schon über die Schneefelder des Keßelkopfes herabgekommen, als wir den kühnen Jäger mit der Büchse am Rücken, mit Hilfe seines langen Alpenstockes den schartigen Felsgrat, der das Thal der Goldzeche von der Großfleiß scheidet, hinabsetzen sahen.

Der Schneeboden war an der westlichen Abdachung, die noch in tiefem Schatten lag, mit einer Eiskruste überzogen und begünstigte die Abfahrt. Mit Blitzesschnelle fuhren wir mit festzusammengehaltenen Füßen, die ganze Schwere des Körpers an den Alpenstock stützend, an der oberen Goldzeche, einem mit Schnee und Eis gefüllten obdachlosen verfallenen Gemäuer, vorüber. Ohne uns im Zechhause in der mittleren Goldzeche lange zu verhalten, setzten wir mit frischen Kräften unsere Gletscherfahrt fort, und erreichten in wenigen Minuten die untere Goldzeche, des Ende des Gletschers, der sich bis an's Felsgestade des Zirmerse's vorgeschoben hat. Zu Zeiten der Römerherrschaft soll da ein Stollen bestanden haben, der jetzt tief unter Eis vergraben liegt.

Friedliche Mittagsruhe senkte sich nieder auf die Fluren des Alpenthales von Heiligenblut — die Eisfelder der Pasterje schimmerten wie lauteres Silber unter den senkrecht anfallenden Sonnenstrahlen — die Hungerglöckchen an den zerstreuten hölzernen Häusern gaben eben das Zeichen zur Mahlzeit — als wir an der Antonio-Kapelle am Fleiß-Tabor vorüberschreitend wieder in's Gehöfte des Fleißners einlenkten.

F. F.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung von Nro. 19.)

Die Schlacht von Custozza.

Die Absicht des Feldherrn war, den Feind am 23. Juli auf seinen Höhen zu überfallen. Das größte Geheimniß wurde bewahrt und kein Bewohner „Verona's" aus der Festung gelassen. Gegen 1 Uhr Nachts sollte sich die Armee in Bewegung setzen, um vor Tagesanbruch an allen Punkten zugleich anzugreifen. Der Feind ahnte keinen Angriff auf seine Front, denn er war durch die lange Zeit in Sicherheit gewiegt, und hielt es für zu gewagt, seine steilen gut verschanzten Höhen zu erklimmen, von wo aus die feindliche Artillerie uns zusammenschmettern konnte.

Bei Einbruch der Nacht bewegten sich aus den Thoren „Verona's" die Streitmassen Radetzky's zum großen entscheidenden Schlage. In der Stadt blieb der energische Hessman als Commandant zurück.

Die Kolonnen waren bereits geordnet, als plötzlich eines jener Wetter losbrach, wie man sie nur in tropischen Klimaten erlebt. Es wurde so finster, daß die Vor- und Nebenmänner sich nicht sahen, die Erde erbebte unter den Donnerschlägen; eine schreckliche Nacht, nur von den flammenden, die Augen blendenden Blitzen erhellt.

Es war nicht möglich, ohne gefährliche Irrungen weiter zu kommen, die Wege wurden zu Giesbächen. Die Truppen mußten Halt machen und das Ungestüm des Wetters über sich austoben lassen. Alles war jedoch frohen Muthes und guter Laune und freute sich auf den kommenden Strauß, denn in allen Soldaten-Herzen brannte das Verlangen, die Lombardie zu erobern, und nur so diese Ehrensache auszugleichen.

Der Feldmarschall beschloß, daß wir an diesem Tage in den Besitz der feindlichen Stellungen kommen müßten, denn sonst wäre es zu spät, der Feind konnte seinen Fehler erkennen und die Höhen verstärken.

Digitized by Google

Kaum hatte das Unwetter etwas nachgelassen, so setzten sich unsere Kolonnen in Bewegung. Der Morgen graute, die Nebel zerstreuten sich und die Sonne von Custozza erschien.

Um 6 Uhr erreichten wir die feindliche Stellung, der Kampf begann in folgender Weise:

Das zweite Armeekorps d'Aspre bildete den rechten Flügel; die Division Graf Wimpfen rückte gegen „Sona", die Division Graf Schaffgotsche gegen „Santa Giustina."

Das erste Armeekorps Wratislaw machte den linken Flügel; Wohlgemuth zog gegen „Sommacampagna" und Fürst Karl Schwarzenberg, unser Divisionär, nach Custozza, Oberst Wyß mit seinen Uhlanen gegen „Villafranca."

Das Reservekorps Wocher rückte in der Mitte nach, bereit, den einen oder den andern Flügel zu unterstützen.

Der nächste Zweck des erfahrnen Feldherrn ging dahin, das Centrum der feindlichen Stellung zu sprengen und zugleich in den Besitz der Höhenreihe zu gelangen, welche von Custozza nach dem „Mincio" sich hinzieht und die Ebene gegen „Mantua" beherrscht.

Es war Sonntag, der 23. Juli, als der große Kampf am rechten Flügel begann; die Truppen des Obersten Graf Pergen erstiegen die Terrassen, die mit Weinreben und Bäumen bepflanzten steilen Abhänge und führten den Sturm auf „Sona" mit großer Kühnheit aus. Hier sah man die Soldaten des ungarischen Regimentes E. H. Ernst gegen die Schußscharten der Mauer heranlaufen und die feindlichen Gewehre mit Wuth herausreißen, um dann selbst hinein zu feuern.

Solcher Kühnheit konnte der Feind nicht widerstehen; er wird aus „Sona" geworfen. Links von „Sona" ist auf dem scharfen Rücken einer Bergkuppe eine Kirche, „Madonna del Monte" genannt. Diesen stark und gut verschanzten Punkt griff die Brigade Friedrich Liechtenstein an und nahm ihn nach heftigem Widerstand, wobei sich besonders das neunte Jägerbataillon unter seinem tapfern Obersten Weiß auszeichnete und eine glänzende Tapferkeit an den Tag legte. Ein Offizier desselben machte den feindlichen General Monthon zum Gefangenen.

Zur Rechten des F. M. L. Wimpfen, der diese Angriffe mit Umsicht leitete und so schöne Erfolge errang, entsendete F. M. L. Schaffgotsche 4 Eskadronen Uhlanen und 8 Compagnien Kaiser-Infantrie über „Buffolenge" gegen „Sondra".

Die Brigade Erzmund Schwarzenberg hatte unterdessen einen Scheinangriff gegen „Santa Giustina" auszuführen. Sobald aber der tapfere Fürst sah, daß der Feind nicht entgegen rücken wollte, und er die Fortschritte des Grafen Pergen bei „Sona" bemerkte, gab er das Demonstriren auf, ging zum wirklichen Angriff über, nahm „St. Giustina" mit Sturm, warf den Feind nach „Osteria del Bosco" hinab, und verfolgte ihn weiter.

Die Brigade Liechtenstein folgte dem Feinde nach „St. Giorgio in Salice." Hier wehrte er sich noch tapfer; allein von allen Seiten angegriffen, floh er verfolgt von einer Cavallerie-Abtheilung unter Rittmeister Wrbna von Reuß-Husaren, der ihm über hundert Gefangene mit mehreren Offizieren abnahm.

Das auf allen Punkten siegreiche zweite Corps verfolgte den Feind und lagerte bei „Castelnovo". F. M. L. d'Aspre hatte seine Aufgabe gelöst.

Das erste Corps war gegen 7 Uhr zum Angriff geschritten. Es hatte die feste Stellung von „Sommacampagna" vor sich, die mit dem befestigten „Villafranca" in Verbindung stand. Am Fuße des Berges liegen mehrere Gehöfte und massive Gebäude, welche der Feind stark besetzt hielt. Hier entwickelte sich ein heftiges Tirailleurs-Feuer. Der Feind ergriff sogar die Offensive, allein die nachrückenden Kolonnen machten diesem Versuche ein Ende.

Die Umfangslinie von „Sommacampagna" wurde genommen und der Feind koncentrirte seine Vertheidigung auf diesen Ort.

Während die Brigade Wohlgemuth die Stellung in der Front angriff, umging die Brigade Suplikač diese rechts, und die Brigade Straßoldo folgte beiden in Reserve.

Jetzt ordnete Graf Wratislaw einen allgemeinen Sturm an. Von allen Seiten drangen die Truppen in den Ort, der Feind beeilte sich, die Stellung zu räumen und die ihm noch offen stehende Straße nach dem „Mincio" zu benützen.

Graf Wratislaw setzte seinen Marsch nach „Oliosso" fort, seine Vortruppen erreichten den „Mincio" und nach am späten Abend setzte sich Hauptmann Jablonski vom 10. Jägerbataillon der Brigade Straßoldo in den Besitz des „Monte Bento", dessen westliche Abfälle den „Mincio" berühren.

Das erste und zweite Korps stand nun in Verbindung, ihre Vorposten am „Mincio."

Die Brigade Clam, die in Verbindung mit der Reiterbrigade E. H. Ernst den äußersten linken Flügel bildete, rückte, nachdem sie die Fortschritte von „Sommacampagna" sah, gegen die Höhen von Custozza, und nahm es ohne Schwertstreich.

E. H. Ernst blieb mit seiner Cavallerie zwischen „Verona" und „Villafranca."

Das Reservekorps folgte der allgemeinen Vorrückung und lagerte mit dem Hauptquartier des Feldmarschalls in „San Georgio in Salice."

F. M. L. Thurn war in „Rivoli" eingerückt, und stand auf diesen klassischen Höhen.

So waren wir dem Meister der drohenden Stellung, von welcher herab der Feind so oft schnsüchtige Blicke nach „Verona" geworfen hatte. Sein Centrum war durchbrochen, der rechte von dem linken Flügel dergestalt getrennt, daß ihre Vereinigung nur auf großen Umwegen hinter dem „Mincio" möglich war. Wir boten bereits dem Korps von Tirol des Grafen Thurn die Hand. Um aber für alle Fälle bereit zu seyn, nach Umständen auf dem rechten oder linken Ufer zu operiren, ließ der Feldmarschall noch diesen Nachmittag bei „Salienze" eine Brücke schlagen.

Beachtungswerth ist die Vorsicht des erfahrnen Heerführers, wie er in der nämlichen Stunde, da er den „Mincio" überschritt, einen Brückentrain von „Castelnovo" nach „Ponton" an der „Etsch" zurückführen ließ, um dort eine Brücke zu schlagen, über welche er, im Falle eines Unglücks, seine Armee nach „Verona" geführt hätte.

Das zweite feindliche Korps war also geschlagen, aber noch immer hatte der König bedeutende Streitkräfte bei „Mantua", und von „Villafranca" wußte man nicht, was da vorging.

Man vermuthete nicht, daß der König noch diesseits des „Mincio" eine Schlacht wagen werde, daher gingen die Vorbereitungen dahin, sich à cheval des Flußes mit der Front gegen „Mantua" aufzustellen. Bureben wir da angegriffen, so hatten wir den Vortheil der Stellung auf den Höhen. Trat hingegen der König den Rückzug an, so hatten wir einen Vorsprung gewonnen und bedrohten den Gegner in der Flanke und dem Rücken.

Digitized by Google

Am 24. Juli.

Am Vormittage des 24. rückte die Brigade Haradauer vom Reservekorps nach „Salionze.“ Wohlgemuth, der da gestanden, zog sich links und nahm auf den Höhen von „Prentino“, gegenüber von „Monzambano“, Stellung. Unter dem Schutze einer überlegenen Artillerie begann der Brückenschlag. Der Feind suchte ihn zu verhindern, richtete aber nichts aus. Die Brigade Haradauer ging sogleich über die Brücke, die Deutsch-Banater nahmen den Feind in der Flanke, Wocher drang in der Front von Stellung zu Stellung.

Der Bataillons-Adjutant Johann Fröhlich stieg vom Pferde, stellte sich an die Spitze der Tirailleurs des rechten Flügels, und drängte den Feind kühn zurück. Es wurde der Verbindung wegen Rast geschlagen, in welchem Augenblicke Oberlieutenant Regimentsadjutant Baron Feldegg bei den Tirailleurs anlangte. Feldegg forderte nun die Plänkler auf, den Feind nicht mehr anzulassen; diese beiden Offiziere drangen mit den Tirailleurs auf dem Wege nach „Ponti“ unaufgehalten fort. Die beiden Adjutanten, kein Hinderniß kennend, stürmten rasch die Höhen hinan und verjagten den Feind. Sie verfolgten diesen durch einen Weingarten. Plötzlich gewahrte Lieutenant Fröhlich eine feindliche Kanone, und rief den Offizieren und der Mannschaft zu: „Ich sehe ein Geschütz, folgt mir nach, dort ist unser Ziel!“ Alles eilte vor, um das Geschütz zu nehmen; Lieutenant Fröhlich nahm es in Beschlag, denn es war vom Feinde verlassen. In diesem Momente war auch Hauptmann Geisling zu den Plänklern gestoßen und traf beim Geschütze ein. Als man sich umsah, — gewahrte man auf etwa 30 Schritte entfernt am Abhang des Berges einen Munitionskarren und noch zwei Kanonen, wovon eine umgeworfen war. Weiter unten am Fuße des Berges sah man die feindlichen Bespannungspferde, die Bedienung- und Bedeckungs-Mannschaft auf der Flucht nach „Ponti.“

Ein Geschütz wurde unter persönlicher Handanlegung des Lieutenant Fröhlich abgeprotzt, dann durch Oberlieutenant Feldegg dreimal geladen, und nach dem fliehenden Feinde abgefeuert.

Beim 4. Schuß verbrannte sich Oberlieutenant Feldegg durch die Ungeschicklichkeit eines Mannes die Hand und wurde zum Weiterbedienen des Geschützes unfähig.

Lieutenant Fröhlich übernahm sogleich die Leitung des Geschützes, lud und feuerte noch zweimal gegen den ohnehin schon so gezüchtigten in eiligster Flucht begriffenen Feind.

Zu dieser Zeit kam Oberlieutenant Ebenhöh mit der Unterstützung bei den Geschützen an, deren Bedienung dieser Offizier gleich übernahm.

In dem Kesselthale von „Ponti“ gewahrte man feindliche Cavallerie, während abseits des Weges eine feindliche Infanterie-Abtheilung sich der Höhe näherte; alsogleich feuerten Fröhlich und Ebenhöh mit ihren Geschützen nach dieser Richtung.

Mittlerweile wurde das umgeworfene Geschütz vom Hauptmann Geisling aufgestellt, abgeprotzt, geladen und der sich zurückziehende Feind mit drei Geschützen beschossen.

Oberlieutenant Baron Feldegg so wie Lieutenant Fröhlich erhielten für diese That das „Maria-Theresienkreuz.“

Während dieses bei „Salionze“ vorging, hatte Wohlgemuth einen Scheinangriff gegen „Monzambano“ unternommen. Der Feind nahm es ernstlich, zerstörte die Brücke und zog ab. Wohlgemuth ließ die Brücke herstellen, ging über den „Mincio“, vereinigte sich mit Haradauer und rückte bis nach „Borghetto“, gegenüber von „Valeggio“ vor. Nach diesen Vorgängen befahl der Feldmarschall, daß die Brigade 4 Compagnien vom 10. Jägerbataillon am „Monte vento“ stehen lassen, mit dem Uebrerreste aber „Valeggio“ besetzen solle. Zur Unterstützung hielten bei „Oliosi“ die Grenadiere und Reiter des Reservekorps, wie auch die Artilleriereserve.

Es war 8 Uhr Abends, als das Reiter-Regiment Piemont vor „Valeggio“ erschien und einige Granaten hinein warf. Unsere Husaren gingen dem Feinde entgegen und führten zwei schöne erfolgreiche Attaquen aus, die nebst einigen Kanonenschüssen ihn von weiteren Versuchen abhielten, und noch um 9 Uhr Abends verstärkte ein Bataillon Hohenlohe die Besatzung.

Das zweite Armeekorps hatte sich von dem Rückzuge des Feindes am Gardasee überzeugt, „beschiera“ beobachtet und hielt sich bereit, in der Nacht nach dem „Mincio“ aufzubrechen. Das dritte Armeekorps traf am Abend bei „Cola“ und „Sondra“ ein.

Mancher wird fragen: aber was macht denn das vierte Armeekorps? Um das zu sagen, und die unglückliche Affaire der Brigade Simbschen deutlich zu machen, müßen wir zum Operationsplan zurückblicken.

(Fortsetzung folgt.)

An die
Eltern des Albin Gayer.

Es liegt im Grase ohne Leben,
Die Wurzel morsch, kahl das Geäst,
Ein alter Baum, die Zweige beben,
Frucht, wie vom Todesschweiß genäßt —
Es muß so seyn,“ — die alten Bäume
Sie sterben hin, — so will's Natur,
Die junge Welt bedarf der Räume
Zu keimen auf der Alten Spur;
Nimm aber eine zarte Blüthe,
Ein Jüngling, der noch Vieles barg,
Der noch voll Hoffnungen erglühte,
So rasch entgegeneilt dem Sarg',
Wenn schon dem Kind' in seinem Sehnen
So furchtbar schnell Vernichtung droht,
Da weinen Eltern heiße Thränen
Da zweifeln sie an einen — Gott! —
Bleibt Euch von Eurem einz'gen Kinde
Das Ihr geliebt, das noch so jung,
Das, ach, verging, wie Spreu im Winde —
Bleibt Euch nur die Erinnerung?
Erhebe Mutter Deine Blicke,
Siehst Du die Sterne ohne Zahl?
Siehst Du die blaue Himmelsbrücke?
Fühlst Du der Sonne heißen Strahl?
Wer ist es, der der Schöpfung Krone,
Das ewige Licht der schönen Welt,
Die herrliche, die prächt'ge Sonne
So ewig fest am Aether hält?
Wer gibt dem Wurm, dem Menschen Leben,
Und wer gebeut dem kleichen Tod?
Fühlst Du es nicht mit wonn'gem Beben?
Es lebt ein großer, ew'ger Gott! —
Wie unter Rosen eine Rose
Lag Euer Sohn in golmer Ruh',
Und unter traulichem Gekose
So winkten ihm die Blumen zu;
Sah' Ihr des Sohnes süßes Lächeln,
Als sein ermattet Auge brach,
Wie er gleich sanftem Wellenbogenscheln
„O Vater“ — „Mutter“ lispelte, und „ach!“ —
Der Leib nur wird dem Tod zum Raube,
Der Geist lebt fort in Himmelshöh'n.
Mensch! denge Dich vor Gott im Staube:
Es gibt ein einzig Wiedersehn!

Klagenfurt, am 27. Mai 1856.

J. J. Kraßnigg.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 23. Sonnabend, den 7. Juni. 1856.

Meine frohen Lieder.

Aus Vinzenz Rizzi's literarischem Nachlaß.

Treu im Gemüth dem alten Gram
Griff ich zur Leier wieder,
Und sieh! ich weiß nicht, wie es kam,
Es wurden frohe Lieder.

Ihr freut euch dran, und haltet sie
Für frohe Frühlingsboten,
Doch maieu wird's in mir wohl nie,
Es sind ja nur Exoten;

Denn heimisch nicht in meiner Brust
Sind fröhliche Gesänge,
Sind Bilder nur von fremder Lust,
Und nur der Sehnsucht Klänge.

In meiner Brust verschiessen tief
Heg' ich gar süße Träume,
Und jeden Wunsch, der innen schlief,
Ich pfleg' ihn, daß er keime.

Doch ungestillt kehrt stets zurück
Des Herzens heißes Sehnen,
Und da, da spiegelt euer Glück
Sich mild in meinen Thränen.

Vorarbeiten zu einem kärntnerischen Wörterbuche.

Eine eigenthümliche Richtung nahm die neuere deutsche Sprachwissenschaft durch die Aufmerksamkeit, welche sie in fortwährend gesteigertem Maße den Mundarten des Volkes zuwandte. — Der Gedanke, sie zur Erweiterung und Aufhellung der Grammatik zu benützen, in ihnen ehrwürdige Reste uralter der Schriftsprache verloren gegangener Formen und Wörter zu suchen, ja sie als einen Jungbrunnen zu betrachten, aus welchem dem siechen Leibe der Schriftsprache Kraft und Verjüngung quellen könne, gehört ganz unserm Jahrhundert an. — Die Carinthia vom Jahre 1854 Nro. 68, 69 und 70 brachte aus der Feder eines Kärntners einen orientierenden Aufsatz über deutsche Dialektforschung, der uns jeder weiteren Bemerkung über dieselbe enthebt. — Hier wurde bereits auf Schmeller und Weinhold hingewiesen, deren Werke dem Forscher auf diesem Gebiete als untrügliche Führer dienen werden. Eine neue interessante Erscheinung in dieser Richtung, die zugleich den schlagendsten Beweis für die gesteigerte Regsamkeit der Dialektforscher liefert, ist die Zeitschrift: „Die deutschen Mundarten", welche im Jahre 1854 durch Pangkofer begründet, seit 1855 unter der Redaction des Archivars und Bibliothekars beim germanischen Museum, Dr. G. Karl Frommann in Nürnberg (Verlag der v. Ebnerschen Buchhandlung) erscheint. — Ihre Aufgabe ist es, den massenhaften Stoff, der sich dem deutschen Dialektforscher darbietet, zur schnelleren Uebersicht um einen Mittelpunkt zu sammeln, um ihn so den Männern der Wissenschaft zugänglicher zu machen, ferner durch Erörterung einzelner Punkte Licht in manche dunkle Räume des Sprachgebäudes zu bringen. Professor Weinhold schließt seine Anzeige dieses Unternehmens in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" mit den Worten: „Möge diese Zeitschrift in Oesterreich allseitige Unterstützung finden, da sie für die Kenntniß des deutschen Elementes in Oesterreich die beste Gelegenheit gibt. Mögen nicht bloß die Lehrer deutscher Nationalität in den weiten Ländern durch Beiträge und einzelne Mittheilungen grammatischer, lexikaler und statistischer Art sich daran betheiligen, sondern auch alle, die es vermögen, namentlich aber die öffentlichen Bibliotheken, durch Bestellung die Gewähr des Fortbestandes geben." —

Möchten diese Worte auch in Kärnten geneigtes Gehör und Erfüllung finden! Es ist uns nicht unbekannt, daß mancher Stille im Lande diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwendet, ohne vielleicht die gehörigen Hilfsmittel zu eigener Orientirung zu besitzen oder die Wege zu gehöriger Verwerthung seiner gesammelten Schätze zu kennen. Diese Zeitschrift würde ihm das Eine verschaffen, das Andere zeigen.

Aus Oesterreich haben sich nebst Weinhold bisher bereits drei an diesem Unternehmen betheiligt: Ignaz Pettera, Gymnasiallehrer in Pisek für Deutschböhmen, Dr. Klun in Laibach für Gottschee, und Mathias Lexer, gegenwärtig Gymnasiallehrer in Krakau, für Kärnten. Auf die Beiträge dieses Letztern aufmerksam zu machen ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen. — Lexer kündigte sich seinen Landsleuten bereits 1854 durch seinen obenerwähnten Aufsatz über deutsche Dialektforschung in der Carinthia als Forscher an, und forderte zur Mitarbeit auf. Er ist ein Schüler Weinhold's und begann seine mundartlichen Sammlungen bereits vor einigen Jahren auf Anregung seines berühmten Lehrers. Unter dem Titel: „Mundartliches aus dem Lesachthale im Herzogthume Kärnten" veröffentlicht er in Frommann's Zeitschrift eine Reihe von mundartlichen Ausdrücken mit möglichst gründlicher, wissenschaftlicher Erklärung. Er führt sie in alphabethischer Ordnung und lexikalischer Form auf, und ist bereits bis H gekommen. Als Belege bringt er mitunter einige schnurrigen „Schwazliedlan" bei, die der Lesacher-Humor produzirte.

Es dürfte dem Leser dieser Zeilen nicht unwillkommen seyn, wenn ich aus den Lexer'schen Beiträgen Einzelnes herausgehebe, vorzüglich um zu zeigen, wie er seinen Gegenstand behandelt. — Ich wähle dazu die Wörter: âgo, tort, fruot, gihilwe, greisel und honsat.

Digitized by Google

àge, f., plur. die Ägen, Spren vom gebrochenen Flachse; goth. ahana, ahd. agana. Die Lesacher-Mundart warf die Ableitung weg, während in den übrigen Dialekten die zum Stamm gehörige Gutturalis schwand, und der Stammvokal aus der Ableitung verschnelz, so: westerw. ane, hennеb. aenn. ꝛc. z. B.*)

Mei gitsche döi troale
hât gâr ka reachün,
naget hât se mer Âgn
ins pëtt inn g'fün! (Schwazliedl.)

fort, forten, Adv. im vorigen Jahre; vourfert vor zwei Jahren, fertik verjährig, ahd. verten, mhd. vert; im oberdeutsch. allgemeines und auch mitteldeutsch nachweisbares Wort. Oberlauf, fahrten.

Pin fort zi dahäm g'wën,
wär unten in Krën,
hânns 's hâlsen vergess'n,
wie mouss ma dënn thänn? (Schwazliedl.)

fruot m. der Nutzen — die gute Aufführung, (ebenso hat nur die Betreutung brav, fleißig;) unfruot m. Unruhe, Unwillen, Schlechtigkeit, fruoten nützen, frommen, si fruoten, eilen, schnell arbeiten, fruotik, fruotla, Adj. und Adv. wohlauf, gesund, schnell, brav, rüstig, freiwillig; goth. fröde, ahd. vrnot, mhd. fruot; schles. früte tüchtig, aufrichtsam z. B.

Mier sein fruotiga paoba
in Leasachertâl,
oder thüen âns nit prâln,
äffer wïrn allemâl. (Trutzliedl.)

gihilwe Adj. mit Wolken überzogen (sonst auch kilvig). Mhd. hilwe f. die Wolke, gehilwe n. Gewölke.

greisel Adv. a greisel so viel wie ein bischen. Adj. grioz, mhd. griez Sandkern, Ufer. A greisel drückt also aus: ein Sandkörnchen.

halt Füllpartikel, gewöhnlich durch „nur, freilich, nur einmal" zu übersetzen. Vergleiche über dieses in ober- und mitteldeutschen Dialekten verbreitete aus dem Zeitworte halten (halt ich halte dafür, ich meine) entstandene Adv. diese Zeitschrift I., 274, 9 ꝛc.

hoasat f. Hochzeit; hoasattüechlan, Sack oder Halstücher, welche die Braut am Hochzeitmorgen dem Vater und den Brüdern des Bräutigams zum Geschenke gibt; hoasatlädar, Laden zum Hochzeitfeste, die im festlichen Schmucke, mit Degen und Stock bewaffnet, die Einladung bei den Verwandten und Bekannten der Brautleute machen. Folgendes Lied wird besonders bei Hochzeiten oder am Kranzlabend (Abend vor der Hochzeit) gerne gesungen:

Lustik is aff der welt
wënn ma recht tuot,
dö praucht ma kredit und gelt,
âft is schâun guot, wâst woll,
âft is schâun guot.

Hât ma gelt woltan vül,
mâg ma tuon wâs ma will;
hât ma kâne, is schâun aus,
is schânn verhaust, wâst woll,
is schânn verhaust!

O lieba pauern mein,
lât mi grât heirat'n fein,
lât mi nët untergean,
pitt ënk recht schean, wâst woll,
pitt ënk recht schean!

Auf die gmân kimm i's nit,
wenn's gotten willen is,
kinder geit's ët vül â,
sell ist ka gfâ, wâst woll,
sell ist ka gfâ!

I lieb das sakrament,
dâs is mei ziel und ënt,
lidig bleibn tuo i's nit,
's lât mer kan frid, wâst woll,
's lât mer kan frid! —

Gea hin zi'n pâdars sün,
lâss dur die âdi nuttuon,
âft werts schânn rinn das phuot,
âft is schâun guot, wâst woll,
âft is schânn guot.

I prauch kan pâder nët,
liebar a weib;
i spür jâ kan übrigs phuot
in meinem leib, wâst woll,
in meinem leib!

Die gütsche hâts selber gsâgg,
sie ist jâ klân verzagg,
sie will ins wasser spring,
wënn i's ët nimm, wast woll,
wenn i's ët nimm!

Sell wolle Gott piwârn,
kânnet mit ihr kirchen fârn,
wo's ân peisst, krâat ma gearn,
äffer in earn, wâst woll,
äffer in earn! —

So wie sie sind, bilden diese Beiträge zwar kein allgemein kärntnerisches, sondern nur ein Lesachthaler Idiotikon; sie sind aber unstreitig eine tüchtige Vorarbeit zu einem künftigen kärntnerischen Wörterbuche, zu dessen Aufbau kaum Jemand im Lande berufener seyn dürfte, als Lexer selbst. — Freilich bedarf er dazu der unterstützenden Theilnahme seiner Landsleute. Denn ein solches Werk kann erst aus sorgfältiger Vergleichung der mannigfaltig wechselnden Redeweisen in den verschiedenen Gauen und Ortschaften Kärntens hervorgehen. — Es gibt zwar einen allen kärntnerischen Mundarten gemeinsamen Grundzug, welcher aber weniger in eigentlichen Wörtern, Formen und Constructionen, als in einer eigenthümlichen Aussprache des Schriftdeutschen liegt, woran man den Kärntner allüberall leicht erkennt. Die „kärntnerische Aussprache" ist nicht etwa blos dem Landvolke eigen, welches sonst immer der eigentliche Träger der Mundart ist, sondern erscheint gerade im Munde der Städter am ausgeprägtesten. — Sie besteht in auffallend häufiger Dehnung eigentlich kurzer Laute (z. B. gefalnn statt gefallen) und in Vergröberung der Vokale, besonders des hellen a; dadurch sticht die kärntnerische Mundart von der benachbarten Tiroler und Pinzgauer, und minder scharf von der steirischen ab. — Aber sie ist wieder in sich nach Gauen und selbst Ortschaften vielfach gegliedert, sowohl was den Laut als was die Form betrifft. Nur abgeschlossene Gebirgsthäler haben den Dialekt

*) Der Accent (') über den mundartlichen Wörtern bedeutet die Verdumpfung des a und e Lautes, (^) bezeichnet die Länge, und der Punkt (·) einen ausgefallenen Vocal. Dieß ist die von der Zeitschrift angenommene, und von Lexer vorgeschlagene Bezeichnung. A. d. Red.

Digitized by Google

noch reiner in der rauhen Lautfülle seiner Formen und seinen stehenden Redeweisen erhalten; in offenen Längenthälern, die dem allgemeinen Verkehre zugänglich sind, hört man immer einen mehr oder weniger mit dem Hochdeutschen verquickten Dialekt. Außer diesem allgemeinen Gegensatze wird das aufmerksame Ohr noch einen weitern bunten Wechsel der sprachlichen Laute in kleineren Bezirken wahrnehmen. Der Lesachthaler Dialekt z. B., wie ihn Lexer in Proben bietet, hat nichts von der allgemein kärntnerischen Dehnungssucht, sondern schliesst sich durch die Schärfe und Entschiedenheit seiner Laute mehr dem Tiroler an; ferner enthält er als abgeschlossener Gebirgsdialekt viel ältere und vollere Formen als die Mundart des Flachlandes, ja selbst als die des untern Gailthales oder des weniger abgeschlossenen Möll- und Lavantthales.

Ein kärntnerisches Wörterbuch wird die Mundart der Heimath in der ganzen bunten Mannigfaltigkeit darzustellen haben; es setzt deshalb einen Reichthum an Sammlungen voraus, der vom einzelnstehenden Forscher um so weniger erworben werden kann, wenn ihm sein Beruf nicht gestattet, jemals in der Heimath einen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. — Kärnten aber ist reich an Patrioten, von denen wohl zu erwarten steht, daß sie einem Landsmanne wie Lexer bei seinem patriotischen Werke ihre Unterstützung nicht versagen und durch gelegenheitliche mundartliche Aufzeichnungen das Materiale zu seinem wissenschaftlichen Baue liefern werden.

Laibach.

Alois Egger.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Wie der Feldmarschall um Mitte Juli seine Verstärkungen hatte, so ward von ihm die Offensive beschlossen; dazu gab es damals zwei Wege: den Angriff in Front, oder eine abermalige Umgehung über „Mantua". Die Meinungen hierüber waren im Hauptquartier getheilt, doch neigte sich die Majorität für die Umgehung.

Das vierte Korps, unter Culoz bei „Legnano" sich sammelnd, erhielt daher den Befehl nach „Mantua" zu marschiren, um mit der Garnison vereint zu verbindern, daß der Feind sich bei „Curtatone" festsetze.

Die Brigade Franz Liechtenstein aber marschirte nach „Ferrara", der Fürst schloß einen Vertrag mit der Stadt, die sich verpflichtete, die österreichische Besatzung in der Citadelle zu verpflegen, und trat wieder seinen Rückmarsch über den „Po" an. Während dem zog der König zur Cernirung „Mantua's", und Liechtenstein war eben im Begriffe gegen „Governolo" zu marschiren, als ihm der Feind zuvor kam, und ihn nöthigte, nach „Sanguinetto" zurück zu gehen. Allein der Fürst war für seine Person von „Legnano" nach „Mantua" voraus geeilt, um sich mit Gorczkowsky über die Operationen zu besprechen; durch das Verrücken des Königs wurde er von seiner Truppe getrennt, und alle Versuche, zu ihr zu gelangen, scheiterten. Der Feldmarschall sandte somit den General Baron Simbschen zur Uebernahme dieser Brigade, und den Befehl, von „Sanguinetto, entweder über „Isola della Scala" oder „Villafontana" gegen „Isolata" zu marschiren, wo sie am 24. eintreffen konnte, um dann über „Gonfardine" in die Stellung von „Sommacampagna" und namentlich in die Lücke einzurücken, die durch eine Ziehung rechts der Brigade Clam gegen „Valeggio" entstehen würde.

Dieser Flankenmarsch der Brigade, an einem starken Feinde vorüber, war gewagt, und wir hatten viel zu wenig Ausmerksamkeit für unseren linken Flügel und den Punkt „Villafranca" gerichtet. — Auch zeigten die Resultate, daß man einen großen Fehler beging, das Korps Culoz bei „Legnano" statt bei „Verona" zu concentriren; dieses Korps hätte „Villafranca" angreifen und „Goito" zugleich mit „Valeggio" besetzen können; den Erfolg hievon kann sich jeder Soldat vom Fach selbst denken.

Das war nun nicht mehr zu ändern, und die 6000 Mann starke Brigade Simbschen brach am 22. Juli Abends in „Sanguinette" auf, und gerieth während des Marsches in jenes fürchterliche Donnerwetter, das auch uns beim Ausmarsche aus „Verona" heimsuchte.

Am 23. Morgens traf sie in „Villafontana" ein, marschirte über „Butapietra," und erreichte am 24. Mittags, durch die mühseligen Märsche und durch die Hitze, bei 28 — 30 Grad, erschöpft, „Sommacampagna".

Die Brigade rastete hier, und man requirirte, was man eben zum Leben braucht; man fand Wein, die Leute tranken in der großen Hitze, dies wirkte nachtheilig auf die Lebenskraft und auf die Ordnung des darauffolgenden Marsches.

Um 1 Uhr nach Mitternacht brach der General mit der ersten Hälfte der Brigade gegen Custozza auf, um dort die Stellung des General Clam, der sich nach „Valeggio" ziehen sollte, zu übernehmen.

Clam brach auf und erreichte diesen Punkt unbeanständet. Die andere Hälfte der Brigade folgte erst um 4 Uhr nach. Diese Trennung war der Ursache des Mißgeschicks, das die Brigade erlitt.

Unkenntniß der Gegend, so wie Mangel an Boten, erzeugte den Irrthum, daß die abmarschirende Kolonne während des Debouchirens aus dem Orte statt den Weg nach Custozza jenen nach „Villafranca" einschlug; erst nach Verlauf einer halben Stunde war der Weg nach Custozza erreicht.

Kaum war die Queue der Kolonne in der neuen Direction abmarschirt, als in der Richtung gegen „Villafranca" langgedehnte Staubwolken sichtbar wurden. Bald entwickelte sich die Kolonne des Feindes. Der König selbst zog mit 25,000 Mann daher.

Der Rückzug konnte zwar erzwiesen, aber doch angetreten werden; allein nach einigen Minuten Berathung drang die Ansicht des Oberstlieutenants Sunstenau durch, daß, um die wahrscheinliche Absicht des Königs zu vereiteln, den Feldmarschall in der linken Flanke zu umgehen, es nothwendig sey, den Kampf gegen die Uebermacht aufzunehmen, um den Feind hier aufzuhalten. Das Regiment Prinz Emil v. Hessen Nro. 54 marschirte auf der Mitte der Höhenabhänge von „Sommacampagna" auf. Oberstlieutenant Sunstenau durchschritt die Reihen, und ermahnte seine Mähren zur Ausdauer bei diesem ungleichen Kampfe.

Der Herzog von Genua rückte gegen diese schwache Macht an, und überflügelte sie. Sunstenau konnte dieser Uebermacht nur eine verstärkte Plänklerkette, unter den tapferen Hauptleuten Dötzer und v. Weißbarth, entgegen werfen. Jetzt erfolgte die feindliche Kanonade und gleich darauf griff ein Schwarm von Plänklern an.

Die feindliche Kanonade wurde von dem unerschrockenen Feuerwerker Huna möglichst lebhaft erwidert und dauerte ¾ Stunde. — Der Feind entwickelte sich immer mehr, und bedrohte die rechte Flanke. Zur Deckung derselben wird die zweite Division unter Hauptmann Weißl rechts der ersten echelonirt, und als der Feind auch die linke Flanke zu umgehen sucht, geht die fünfte Division unter Hauptmann Wittmann dahin.

Digitized by Google

Hinter dem Centrum neben den Geschützen standen noch die 3. und 4. Division unter den Hauptleuten Milde und Reiß, doch auch diese mußten zur Verlängerung des Flügels und in die Front der Schlachtlinie gezogen werden, weil der Feind seine Uebermacht immer drohender entfaltete.

Dichte Plänklerschwärme, unterstützt von ganzen Bataillons, stürzten sich auf das kleine Häuflein der Tapfern; Kartätschen und Kleingewehrfeuer lichteten die Reihen, Sturm auf Sturm erfolgte, doch felsenfest stand diese Heldenschaar, und trotzte der lächerlichen Uebermacht schon stundenlang.

Nach 7 Uhr Abends wurde Oberstlieutenant Sunstenau am Fuße verwundet. Den Bitten seiner Offiziere nachgebend, ging er nach dem Verbandplatze, befahl aber der 6. Compagnie unter Hauptmann Milde, eine Anhöhe, deren Behauptung von äußerster Wichtigkeit war, zu stürmen.

Milde griff mit ausgezeichneter Bravour an, und warf die Garde des Herzogs in's Thal. Den immer frischen und in mächtiger Anzahl vorgeführten Truppen war nicht mehr zu widerstehen, das tapfere Regiment wurde von allen Seiten gleichzeitig angegriffen.

In diesem höchst kritischen Moment rennt Sunstenau vom Verbandplatze, sammelt schnell die Mannschaft der 5. und einen Theil der 2. Compagnie, und ruft dem Hauptmann Baron Samen zu: „Wir müssen stürmen!“ Das Hurrah erschallt und die wackere Truppe stürzt dem zahlreichen Feinde entgegen. An der Spitze, kühn gegen die Höhen vordringend, schwingt Sunstenau seinen Hut mit dem Rufe: „Haltet euch Hanklen!“ Todesmuthig folgt Hauptmann Samen, der Feind wird mit dem Bajonnet geworfen, das Feuer verstummt; da hemmt ein tiefer Graben, nur noch 20 Schritte von der feindlichen Reserve entfernt, das weitere Vordringen dieser Helden, und eine mörderische Salve empfängt sie. Der Held des Tages, einer besseren Aufgabe werth, sinkt von zwei Kugeln durchbohrt. — Mit ihm war die Seele des Kampfes gewichen, doch hielten die erbitterten braven Mährer das Terrain bis zum Einbruch der Dämmerung.

In „Sommacampagna“ kämpfte ein Bataillon vom Regimente Nugent Nro. 30; der Oberst Bolza vom Regimente Hessen wollte hier den Gang des Gefechtes selbst sehen, wurde aber dabei von seiner Truppe abgeschnitten. Der Major Cyganek war verwundet, das Regiment, also seiner Stabsoffiziere beraubt, warv vom Hauptmann Reiß kommandirt. Dieser ordnete den Rückzug mit vieler Umsicht an und war besonders auf Rettung der Geschütze bedacht, allein vergebens. Die tapfere Schaar glaubte „Sommacampagna“ noch von den Ihrigen besetzt, — zog sich dahin zurück und fiel in des Feindes Hände, ein anderer Theil rettete sich nach „Verona“. So war der 24. Juli für dieses wackere Regiment zwar ein verhängnißvoller, aber ehrenvoller Tag. Oberstlieutenant Sunstenau erhielt das wohlverdiente „Maria-Theresienkreuz.“

Unser greiser Vater war über diese Nachricht in sehr übler Laune, aber die Piemontesen machte dieser Sieg übermüthig, denn sie glaubten den ganzen linken Flügel des Feldmarschalls geschlagen, und es war nun klar, der König wollte noch diesseits des „Mincio“ seinen letzten Trumpf ausspielen, und uns morgen eine Schlacht liefern.

Wir hatten durch diese Niederlage die ganze wichtige Hügelreihe von „Sommacampagna“ bis zu den Höhen von Custozza verloren. Der Feind hielt den „Monte Torno“ und „Godio“ stark besetzt, und war Herr dieses Einschnittes.

Setzte er seinen Angriff fort, so konnte er das Centrum durchbrechen und das erste Korps von den zweiten trennen. Das mußte um jeden Preis verhindert werden. Das zweite Korps in „Castellnovo“ erhielt Befehl, augenblicklich aufzubrechen, die Brigade Edmund Schwarzenberg zurückzulassen, bis sie vom dritten Korps abgelöst seyn würde, und dann ebenfalls nachzufolgen.

Das erste Korps mußte sich so lange defensiv halten, bis die Erfolge des zweiten Korps neue Dispositionen erheischen. Die Brigaden Straßoldo und Wohlgemuth vereinigten sich in „Baleggio“. Die Brigade Clam blieb in ihrer Stellung, links von „Baleggio“, hinter ihrem linken Flügel die Brigade Suplikac in Reserve.

Alle Entsendungen wurden vom rechten „Mincio“-Ufer zurückberufen, die Punkte „Monzambano“ und „Salionze“ besetzt, und so stand das erste Korps von „Baleggio“, als Stützpunkt, über den „Monte Vento“ bis zum „Tisone“-Bach.

Die Armee veränderte ihre Front nach „Villafranca“, statt nach dem „Mincio“, so daß das erste Korps nun den rechten, und das zweite den linken Flügel bildete.

Das Reservekorps stand bei „Oliosi“ und „San Rocco di Palazzuolo“. In dieser gruppenweisen, aber doch ziemlich koncentrirten Stellung erwarteten wir den Beginn des Kampfes.

Das dritte Korps kam theilweise an die Stelle des zweiten, beobachtete „Peschiera“, und bildete für den Nothfall eine zweite Reserve.

Wie wir wissen, befehligte in „Verona“ der F. M. L. Baron Haynau. Dieser General, der ohne Befehl der Sachlage gemäß zu handeln verstand, hatte von dem Observatorium das Gefecht und den unglücklichen Ausgang der Brigade Simbschen beobachtet. Die hohe Wichtigkeit des verlornen Punktes von „Sommacampagna“ erkennend ließ er die Brigade Perin, die nach einem früheren Befehl des Feldmarschalls zur Verstärkung des dritten Korps nach „Castelnovo“ zu marschiren hatte, auf seine Verantwortung geraden Wegs nach „Sommacampagna“ marschiren, mit der Weisung, unverweilt diesen Ort anzugreifen, wenn ihr das beginnende Feuer zeigen würde, daß auch von unserer Seite der Kampf begonnen habe.

Diese Brigade marschirte noch in der Nacht ab, und dieser eines denkenden und selbstständigen Soldaten würdige Entschluß trug Vieles zu dem glücklichen Erfolge bei.

Haynau selbst hielt sich mit den Reconvalescenten und wenigen Truppen, so die Castelle und Thore besetzten, für genügend, um den Veronesern und im Nothfalle auch Carlo Alberto zu trotzen und die Spitze zu bieten.

Das waren die wesentlichen Einleitungen zur bevorstehenden Schlacht. Der König ließ seine Truppen am Kampfsplatze lagern und gedachte, am nächsten Tage um 6 Uhr anzugreifen.

Auf den Besitz „Baleggio“ legte man einen hohen Werth, und der König gedachte von hier aus seinem zweiten Korps die Hand zu bieten. Es wurde daher beschlossen, daß der Herzog von Genua gegen „Oliosi“, der Herzog von Savoyen über die Höhen von „Guastalla“ gegen „Sawize“ vorzurücken, und der König selbst in Begleitung des Generals Bava „Baleggio“ zu nehmen habe. Der Art glaubte man, uns im Rücken zu fassen, da man immer noch träumte, daß wir mit der Front gegen den „Mincio“ stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 24. Sonnabend, den 14. Juni. 1856.

Frühlingswehen.

Warum so still, so trauernd,
So schmerzdurchglüht?
Wenn ringsum wonneschauernd
Der Frühling blüht —
Wenn nunmehr, lang ersehnet
Ein feuchtend Grün
Von Strauch und Baum sich dehnet
Zum Himmel hin!

Es weht ein Hauch der Frühe
Durch alle Welt —
O blühe nur, o blühe
Du schöne Welt!
Wie webt der Zukunft Grauen
So träumerisch
Auf allen Lebensauen
So morgenfrisch!

Es wallt im heißen Drange
Das Herz mir auf —
O laß dem muth'gen Klange
Nur freien Lauf —
Die Zukunft, weltverjüngend
Manch' lichte That
Mit junger Hand bezwingend,
Sie naht — sie naht!

Mag auch ungläubig lachen
Alltäglichkeit —
Wer fühlt nicht das Erwachen
Der neuen Zeit!
Und ob in Zweifelschmerzen
Manch' Herz verzagt,
Noch gibt es frische Herzen
In denen's tagt!

O Frühling! warm getroffen
Von deinem Hauch —
Wie kräftigt sich mein Hoffen,
Mein Lieben auch!
Lehrst finden mich den Glauben,
Machst mich gesund! —
Nun soll kein Gott mir rauben
Den theuren Fund!

Ernst Almwart.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Die Sonne ging am 25. Juli mit ganzer Pracht des südlichen Himmels auf, der Tag war so heiß, daß wir viele Leute durch den Sonnenstich verloren. Der Kampf begann am rechten Flügel. Um 8 Uhr Früh näherte sich der König mit Bava der Stadt „Valeggio", fand aber unsere Stellung so stark, während auch Kanonenfeuer in seiner rechten Flanke ihm andeutete, wie die Höhen gegen Custozza hin gut besetzt seyen, daß er zu halten befahl, und seine Brigade aus dem Feuer zog.

Der König beschloß die Fortschritte abzuwarten, welche die beiden Herzoge auf den Höhen machen sollten, wodurch, „Valeggio" im Rücken bedroht, wir diesen Ort räumen müßten. Allein statt dessen wurde der Herzog von Savoyen von unsern Truppen in seiner Front festgehalten.

Der Herzog von Genua sollte um 6 Uhr aufbrechen; allein da er noch keine Lebensmittel für seine Truppen hatte, so brach er erst gegen 10 Uhr auf. Bava war darüber in Verzweiflung und schreibt dieser Verspätung den Verlust der Schlacht zu — aber mit Unrecht; denn hätte der Herzog um diese Stunde seine Bewegung begonnen, so fand er unsere Reserve in seiner Front, wo er dann wahrscheinlich die Waffen hätte strecken müssen, da ihn das ganze zweite Korps, dem das dritte in Reserve folgte, und die Brigade Perin im Rücken genommen hätten. Diese Verspätung rettete ihn; denn er verlor wenigstens seine Rückzugslinie nicht.

Während so die Schlacht auf dem rechten Flügel ruhte, entbrannte der Kampf auf den Höhen von „Sommacampagna" desto heißer. Die Brigade Gyulai war im Besitze der Höhen von „Sona" und „Madonna del Monte". Jetzt griff sie „Sommacampagna" an, warf die vordersten Abtheilungen des Feindes, und schon näherte man sich den Höhen, als ein heftiges Artillerie- und Kleingewehrfeuer den Angriff der Brigade Perin andeutete. Die Brigade Gyulai setzte sich mit ihr in Verbindung, und der Sturm erfolgte auf zwei Seiten; das Ersteigen der steilen Höhen bei der fürchterlichsten Hitze, unter dem heftigsten Feuer der Vertheidiger, erforderte eine Willenskraft von Seite der vor Ermattung zusammensinkenden Soldaten, die nur durch die braven Offiziere erzeugt und belebt werden konnte. Die Höhen waren erstiegen, der Feind flüchtete in den Ort und vertheidigte sich von Haus zu Haus, gedeckt hinter krenelirten Mauern. Das zweite Wiener Freiwilligenbataillon zog sich links, nahm hier die Häuser, und der Feind von allen Seiten angegriffen, zog sich nach den Höhen von „Berettara."

Die Brigade Friedrich Liechtenstein erhielt den Auftrag, ihn von diesen Höhen zu werfen.

Das zweite Bataillon Kaiser-Infanterie und das 9. Jägerbataillon, denen das Regiment Franz Karl als

Digitized by Google

Reserve folgte, hatten bereits Fortschritte gemacht, als der verstärkte Feind den rechten Flügel der Brigade bedrohte. In diesem Augenblicke erschien der Feldmarschall in der Plänklerkette, belobte die Leute, aber der Fürst bat ihn, sich der Gefahr nicht auszusetzen — und der greise Vater zog sich zurück.

Fürst Liechtenstein warf sich mit dem 1. Bataillon von Franz Karl ungestüm auf den Feind, trieb ihn gegen „Beretara“ und nahm die Höhen von „Pelizza.“

Eine Zeit lange hielt sich hier das Gefecht, dann griff Franz Karl abermals an. Hauptmann Stefan v. Beesey war mit seiner Division am rechten Flügel gerade der Anhöhe von „C. Beretara“ gegenüber. Das Regiment rückte in Divisionskolonnen vor und Beesey griff ohne Befehl den Meierhof „Beretara“ mit Entschlossenheit an, warf den Feind nach hartnäckigem Kampfe, und besetzte ihn. „C. Beretara“ bildete über vier Stunden den Stützpunkt des rechten Flügels der Brigade.

Der Feind beschoß „Beretara“ mit Geschütz, machte mehrere Angriffe, um es wieder zu nehmen, allein vergebens. Beesey erhielt nun zum kräftigeren Widerstande zwei Geschütze und blieb Herr der Stellung.

Nach Verlauf dieser Zeit kam der Bataillonskommandant Bracht mit dem Befehl, die Division zu sammeln. Kaum hatte er das Wort gesprochen, als er, von einer Kartätschenkugel getroffen, todt vom Pferde stürzte.

Beesey hatte zwar den Befehl erhalten, seine Leute zu sammeln, aber was weiter? Da er sah, wie der Feind den rechten Flügel der Brigade zu überflügeln bedrohe, rückte auch er mehr rechts. Eine feindliche Cavallerie-Abtheilung sprengte heran, man formirte hinter deckenden Gegenständen Klumpen, Niemand durfte ohne Befehl feuern. Kein Schuß erfolgte, keine Plänkler waren zu sehen, da ritt der feindliche Commandant allein vor, um zu rekognosciren. Beesey sprang aus seinem Versteck und attaquirte, gab ihm einen so kräftigen Säbelhieb über das Gesicht, daß er vom Pferde fiel. Dies war das Zeichen für die Mannschaft zum Angriff, die gegen die Cavallerie vorrückte und sie durch ein kräftiges Feuer zum Rückzuge zwang.

Kaum war die Cavallerieattaque abgeschlagen, so rückte eine starke feindliche Infanteriekolonne im Sturmschritte vor, aber auch dieser Angriff wurde von der tapfern Division abgeschlagen, und der Feind mit dem Bajonnet zurückgeworfen.

Das ganze Regiment rückte wieder vor, der Feind stieß nach dem „Monte Boscone“, wo er einen verzweifelten Widerstand leistete. Er hatte Verstärkungen herangezogen, und Liechtenstein mußte um Verstärkungen nachsuchen. Doch die Verstärkung war nahe; denn schon drangen die beiden siegreichen Brigaden Perin und Gyulai, dem Höhenzuge folgend, gegen den „Monte Boscone“ vor. Diesen Moment benutzte der Commandant von Franz Karl, Major Mayer, der die Höhe von „Ca del Sole“ erstürmte, einen Angriff der feindlichen Cavallerie mit großer Bravour zurückschlug, und dadurch die starke feindliche Stellung durchbrach.

Eine herbeigeeilte Batterie von der Brigade Gyulai führte Mayer bis an die Plänklerkette vor, und brachte durch das wirksame Feuer derselben dem fliehenden Feinde noch einen großen Verlust bei.

Bei dieser Gelegenheit haben die Hauptleute Beesey und Leopold Weigel eine Berachtung jeder Gefahr, eine persönliche Tapferkeit gezeigt, die die Mannschaft belebte, und dem dreifach überlegenen Feinde die Stirne bot.

Major Mayer ward durch die wohlverdiente Verleihung des Ritterkreuzes des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet.

In wilder Flucht eilte der Feind „Villafranca“ zu, verlor viele Gefangene und viel Gepäck; unter letzterem scheint das Silbergeräth des Herzogs von Genua gewesen zu seyn.

Der Feldmarschall war auf den Höhen von „Guastalla“ und behielt den „Monte Godio“ stets im Auge, den der Herzog von Genua stark besetzt hatte; hier waren wir schwach und ein Durchbruch war zu besorgen, daher für jeden Fall der Feldherr selbst bei der Hand seyn wollte.

Die Brigade Kerpan stieß hier auf starke feindliche Massen; doch muthig griffen die Sluiner-Grenzer an, und nahmen die Höhen. Der Feind kehrte verstärkt zurück, mußte aber zum Zweitenmale weichen.

Die erschöpften Sluiner wurden vom Regimente Kinsky tapfer unterstützt. Bis zum Abend dauerte hier der Kampf mit abwechselndem Erfolge. Die Steirer hatten sich muthig gehalten; denn als der F. M. L. d'Aspre am nächsten Tage zum Regimente kam, sagte er dem Obersten Bianchi: „Herr Oberst, ich werde von nun nur mit gezogenem Hute vor diesem ausgezeichneten Regimente vorbeireiten, denn es hat das Unglaubliche geleistet.

Endlich erschien, ganz abgematttet durch die furchtbare Hitze des Tages, die Brigade Ernumt Schwarzenberg von „Castelnovo“ auf dem Schlachtfelde. Das Erscheinen neuer Truppen brach den Muth des Feindes. Er zog sich gegen „Custezza“, nahm hier Stellung und den Kampf wieder auf. Eine vom Oberst Stwertnik persönlich geleitete Zwölfpfünder-Batterie des Reservekorps leistete Wesentliches. Der durch die Ueberlegenheit des Artilleriefeuers und das gleichzeitige Heranrücken unserer Truppen bedrohte Feind entschloß sich zum Rückzuge nach „Villafranca.“

Das Gefecht war um die Mittagszeit auf der ganzen Linie von „Valeggio“ bis „Sommacampagna“; bei „Valeggio“ begnügte der Feind sich mit Scheinangriffen, weil man auf das Erscheinen Sonnaz von „Volta“ her gerechnet hatte, allein der erschien nicht, seine Truppen schienen vom ersten Schlage her sich noch nicht erholt zu haben, und die genuesische Brigade war in übler Verfassung.

Die Hoffnungen auf diese Brigade waren von Bava jedenfalls überspannt, denn wäre sie auch erschienen, so fand sie in „Valeggio“ zwei starke Brigaden und den „Mincio“ dazwischen. — Von hier aus plänkelten sehr lebhaft gegen „Volta“ nur ein halbes Bataillon mit einer Schwadron Husaren, und so wird Sonnaz dieses doch nicht für einen ernsten Angriff gehalten haben?

Custezza gegenüber, am rechten Ufer des „Pione“, erhebt sich der „Monte Mamaor“, nördlich von dieser Höhe der mehrmals erwähnte „Monte Vento“. In diesem „Pione-Thal“ war durch den Rückzug der Halbbrigade Simbschen eine Lücke entstanden, und wir begingen den Fehler, diese nicht auszufüllen. Das benutzte der Feind, um unseren linken Flügel zu bedrohen. General Bava rückte im Laufe des Nachmittags mit der Brigade Aosta und der Garbebrigade in das Thal des „Pione“ und besetzte den „Monte Mamaor.“

Unser tapferer Brigadier Graf Clam sah durch diese Bewegung seinen linken Flügel mit Umgehung bedroht; dennoch zog er sich nicht zurück, sondern besahl dem Regimente Baron Prohaska mit aller Seelenruhe, die Frontveränderung links rückwärts; Reischach führte das Manöver mit dem Regimente mit jener Präcision aus, wie auf dem Exercierplatze. Wir sagen es frei, daß wir uns auf dieses schöne Manöver im Gefechte etwas einbildeten, denn beifällig gelagt, dürfte es in einer kritischen Lage vor dem Feinde nicht jedem General einfallen, — und auch nicht mit jedem Regimente gelingen. Wir machten jetzt, statt nach Süden, gegen Osten Front, und nahmen dafür unserer Seits den vordrin-

Digitized by Google

genden Feind in die linke Flanke. Die Rollen waren durch die richtige, ruhig ausgeführte Bewegung gewechselt.

Graf Clam verblüffte durch diese sinnreiche Bewegung die Trennung des ersten und zweiten Corps und ersparte dem Feldherrn die Veranlassung, seine Reserve vorzuführen.

Der Korpskommandant Graf Wratislaw beorderte jetzt die Brigade Suplicaé zur Unterstützung Clam's. Es entspann sich nun ein heftiger Kampf, wobei der Feind das Feuer von 3 Batterien gegen uns eröffnete, trotz seiner Ueberlegenheit auf diesem Punkte aber unsere Artillerie nicht zum Schweigen bringen konnte.

Der tapfere Reischach mit seinen Kärntnern, die Bataillone der Kiſaner und Gradiskaner behaupteten ihre Stellung, und Clam ging nun selbst zum Angriffe über. Bei dieser Gelegenheit ging der Feldwebl Fuchs des Regiments freiwillig von der Unterstützung in die Plänklerkette. Hier angelangt, forderte er die Mannschaft auf, sich ihm anzuschließen und stürmte schon mit ihnen die Höhe. Lieutenant Graf Bissingen kommandirte seine Plänkler mit vieler Umsicht und Entschlossenheit, und Fuchs wurde zur Flankendeckung bestimmt; hier behauptete er sich so tapfer und mannhaft mit seinen Leuten, bis ihm Unterstützung zukam.

Mit seinen wenigen aber entschlossenen Leuten wollte er nun den Sturm, den Major Kleinschrod unternahm und fiel, der tapfere Major Caſpari dann fortsetzte, dadurch unterstützen, daß er in die Flanke des Gegners vordrang; wurde aber bei diesem kühnen Unternehmen vom Feinde umrungen. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, verschiedgte er sich längere Zeit gegen einen zweifach überlegenen Feind, bis er durch weiteres Vordringen der Sturmkolonne befreit wurde. Sein heldenmüthiges Häuflein schmolz bis auf Mathias Bock, Brandstätter und Mayeritsch zusammen, die mit Fuchs noch bis zu Ende der Schlacht mitfochten.

Endlich wurde der „Monte Mamaer" genommen, Graf Clam erstürmte ihn rasch, und warf den Feind in die Ebene hinab. Eine Kolonne des Feindes drang gegen den „Monte Bente", hier aber warf sie das 10. Jägerbataillon zurück. Der Herzog von Savoyen hatte tapfer gekämpft, allein von der Niederlage des rechten Flügels unterrichtet, gab er die fernern Versuche durchzudringen auf und zog sich, durch sein Garderegiment gedeckt, nach „Villafranca" zurück.

In der Ebene von „Prabiana" sammelten sich gegen 10,000 Mann geschlagener Truppen. Obert Wyß mit seinen Karl-Uhlanen erschien wie der Blitz unter ihnen, und richtete eine grenzenlose Verwirrung an.

Dieser Umstand zeigte uns, was geschehen wäre, wenn eine Reiterbrigade mit mehreren fahrenden Batterien hätte erscheinen können.

Es war Nacht geworden, die Schlacht war zu Ende und der ermüdete Soldat sank hin, wo er eben stand. Oberst Wyß und Graf Stadion verfolgten den Feind, brachten ihn in große Unordnung und machten viele Gefangene, allein sie waren zu schwach, um große Erfolge zu erringen.

Der König zog nach „Goito", wo er sich mit Sonnaz und frischen Truppen der Brigade Regina vereinigte.

Der Tag war unser, und der Feldmarschall den ganzen Tag zu Pferd; von Hitze und Staub erschöpft ging er in sein Hauptquartier nach „Algarea" zurück.

Rühmlich wurden für diesen Tag erwähnt und Einige später dekorirt:

Graf Clam und Fürst Friedrich Liechtenstein erhielten das schon bei „Montanara" verdiente „Maria-Theresienkreuz."

Dem Regimente Baron Prohaska: Oberst Sigmund Baron Reischach wurde belobt.

Ebenso die Majore Kleinschrod und Caſpari.

Hauptmann Jakob Welf, der tapfer und entschlossen dem Feinde in die Flanke fiel, erhielt das „Verdienstkreuz."

Hauptmann Garzarolli von Thurnlack, thätig in der Plänklerkette und tapfer beim Sturme, bekam ebenfalls das „Verdienstkreuz."

Hauptmann Graf Steckan, als Galopin bei Graf Clam, durch Muth und Entschlossenheit sich auszeichnend, erhielt den „österreichischen Leopold-Orden."

Oberlieutenant Graf Fugger v. Babenhausen als Galopin beim Fürsten Karl Schwarzenberg, der voll Muth im größten Feuer die Plänklerkette durchritt, Befehle brachte und holte, wurde belobt.

Oberlieutenant Baron Karl Spinetti, tapfer und thätig immer an der Spitze, erhielt das „Verdienstkreuz."

Oberlieutenant Graf Bissingen, für die gute Führung seiner Plänklerkette, den Orden der „eisernen Krone."

Die Feldwebl Johann Fuchs und Anton Wagner erhielten für ihre Tapferkeit die goldene Medaille.

Die Feldwebl Anton Millenitsch und Friedrich Fick, Korporal Johann Trunk, Gefreiter Thomas Beruttz und die Gemeinen Andreas Schreyer, Josef Bär, und August Schlömmer, erhielten die silberne Medaille erster Klasse.

Alle diese Braven zeigten an diesem Tage einen Muth und eine Tapferkeit, die sie dieser Auszeichnung würdig machten. Ferner wurde Feldwebl Rannig belobt.

Gefreiter Johann Zehrer vertheidigte tapfer seinen Offizier gegen den sie umringenden Feind und rettete ihm das Leben. Er erhielt die silberne Medaille zweiter Klasse.

Die Medaille zweiter Klasse erhielten noch ferner für ihre Tapferkeit: Cadet-Feldwebl Böhm, die Korporäle Johann Brandstetter und Franz Potuschnig, die Gefreiten Johann Mairitsch, Zechner, Mathias Bock, dann die Gemeinen Rupert Thaler, Mathias Grainig, und Heinrich Felfernigg.

(Werden fortgesetzt.)

Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Die durch uns unbekannte Verhältnisse verschobene, seit Anfang April schon erwartete erste diesjährige Ausstellung von Gemälden des österreichischen Kunstvereines konnte erst am 11. Juni eröffnet werden, und bietet uns durch 50 Oelgemälde und 2 Aquarell-Bilder einen recht angenehmen Genuß, indem alle Fächer der Malerkunst, einige durch ausgezeichnete Kunstwerke, vertreten sind. Die folgende kurze Besprechung der ausgestellten Gemälde will nur als ein Begleiter durch diese Kunstgallerie angesehen werden.

Die erste Nummer zeigt uns in großen Dimensionen ein Meisterbild des rühmlichst bekannten Düsseldorfer Malers Andreas Achenbach. Der Name des Künstlers und der damit verbundene Preis (es ist um 4400 fl. S. B. assecurirt) lassen auf die Vorzüglichkeit desselben schließen. Es vergegenwärtigt uns einen „Meeressturm an der sicilianischen Küste bei Aetreale, im Hintergrunde der Aetna". Bei genauer Beschauung dieses Gemäldes muß es Staunen erregen, wenn man bemerkt, wie durch die Anwendung der verschiedensten, beteregensten Farben eine solche Wirkung hervorgebracht wird, daß man sich ganz in eine so großartige Naturscene versetzt fühlt, und versuche wird, unwillkührlich zurückzutreten, um von den brandenden Wellen nicht erreicht zu werden. Je länger man diesen Bild betrachtet, desto mehr gelangt man zu der Ueberzeugung von der Meisterschaft seines Urhebers.

Auf der ersten Wand wird das Mittelbild: „Maria mit dem schlafenden Jesukinde und Johannes", Nro. 5, die Blicke des Beschauers festhalten; es ist von dem nun als Zeichenlehrer an unserer Oberrealschule angestellten Wiener Kunstjünger Johann Reiner. So oft seit den Zeiten Raphael's bis auf unsere Tage dieser Gegenstand dargestellt wurde, findet man hier doch wieder eine neue Variation in der Situation der hl. Familie. Die Wienerschule ist darin

Digitized by Google

nicht zu verkennen — und doch erinnert es wieder lebhaft an die alten Italiener. Dies Gemälde wird viele Freunde finden, und verdient es auch, besonders durch die fleißige Ausführung und den frischen Schmelz der Farben.

Von derselben Hand finden wir unter Nro. 19 ein zweites Gemälde, das der Maler als „eine Preisfigur“ bezeichnete: „Paulus, das Christenthum am Areopag in Athen predigend“ (Apostelgeschichte Cap. 17). Folgen wir unserer individuellen Anschauung — und wir glauben damit nicht allein zu stehen — so verdient dieses Gemälde, was die Gruppirung und das darin herrschende Leben, so wie die richtige Zeichnung betrifft, dadurch noch mehr Beachtung, da dieses erste aller Fächer der Malerei in der Gegenwart noch so wenig Kunstjünger zählt, indem nebst besondern Naturanlagen unstreitig auch fortwährendes, fleißiges Geschichtsstudium dazu erfordert wird.

Auf der ersten Wand begegnen wir ferners in Nro. 2 dem trefflichen Thiermaler J. S. Lachowitz: „Einbruch eines Rattenfängers in einen Kaninchenstall“. Nicht nur die äußere Gestalt der Thiere, sondern auch die genau studirte und glücklich wiedergegebene charakteristische Individualität derselben zeichnen dieses Gemälde aus, und es kann zu seinen Besten gezählt werden.

An Landschaften sehen wir auf derselben Wand die Bedute: „Ansicht des hohen Göll bei Salzburg“, von Rudolf Swoboda Nro. 4; ferners: „die Waldkapelle“ Nro. 3, von Josef Höger in Wien, die sich durch den Baumschlag besonders empfiehlt, und Nro. 6: „die Ruinen von Poestum“, von Johann Baroni in Wien. Letzteres beurkundet viel Talent und Geschicklichkeit in der Auffassung der herrlichen altgriechischen Architektur, welchen Ueberbleibseln dieser schönsten Baukunst-Periode aber hier durch die dunkeln Gewitterwolken Eintrag geschieht, und uns den, dem dortigen Clima eigenen saft immer heitern Himmel ungern vermissen läßt.

Von Alois Schön in Wien enthält diese Ausstellung zwei Gemälde: „Kaffeehaus in Beni Sueff (Egypten)“, Nro. 7 und eine „Scene aus der Tiroler Landvertheidigung“ Nro. 31. Das erstere, obschon verdienstvolleres, dürfte im Ganzen weniger ansprechen als das Zweite, da dieses dadurch, weil es uns näher steht, vielleicht mehr Beifall finden wird, besonders da die noch um den priesterlichen Segen Flehenden, bevor sie an die Vertheidigung ihrer geliebten Heimath gehen, recht lebendig, und dem verschiedenen Alter gemäß charakteristisch aufgefaßt und wiedergegeben sind.

An der folgenden Wand wird unter den Landschaften Nro. 10, „das Gewitter am See“, von Josef Kriehuber, am meisten ansprechen. Ein Gewitterstrum hüllt die Gegend eines einsamen Gebirgssee's in graue Nacht; die stille Natur wird in Unruhe gejagt und eine gewisse Bangigkeit ergreift unwillkührlich den Beschauer, so wahr und getreu steht man hier dies dargestellt.

Ein friedliches Bild ist die „Waldpartie am See“ Nro. 8, von J. Kautschky in Prag. Ein warmes heinahe südliches Clima weht in dieser Landschaft — der Baumschlag ist studirt, nur stört uns das rothe Tuch, auf welchem sich die zum Baden sich anschickende niedergelassen hat, und ist dem sonst harmonisch gehaltenen Gemälde nachtheilig.

Von Anton Hanich und Ignaz Raffalt reihen sich zwei kleinere Bilder, Nro. 11 und 13, an, die mit einer glücklichen Auffassung aber so selten erschienende Momente in der Natur darstellen, daß sie zu verschiedenen Urtheilen Anlaß geben.

In Nro. 14 versetzt uns Thomas Ender nach Spanien an die Meeresküste und gibt eine „Ansicht von Terrent“. Der Ankauf dieses Bildes durch den österreichischen Kunstverein bürgt uns für den Werth dieser Bedute, und läßt uns glauben, daß Treue der dargestellten Gegend, die Fürbung des Horizontes und seine Abspriegelung in den Meeresmogen der dortigen Natur angemessen sich hier dem Auge zeigen.

In zwei Genrebildern, die als Seitenstücke gelten können, führt uns Friedrich Friedländer in Wien — Rastelbinder in zwei verschiedenen Situationen vor. Das eine Nro. 15 stellt uns „spielende Rastelbinder“ — das andere Nro. 9 aber „Rastelbinder, vor herannahendem Gewitter Schutz suchend“ vor. Obschon das Erstere mehr Freunde finden wird, so ist das Zweite — obgleich düster und bangigkeit erregend — doch von größerem Kunstwerthe.

Eine freundliche Erinnerung an den im Jahre 1854 verstorbenen Thiermaler, M. Ranftl, der besonders in der Darstellung der verschiedenen Hunderacen excellirte, ist der Nro. 12 bezeichnete so lebendig aufgefaßte „Dunkelohr.“

Auf der dritten Wand tritt uns zuerst ein Architekturbild von unserm heimischen Kunstjünger M. Bernhard entgegen. Es ist der „Hofraum der Ruine am Petersberg bei Friesach“ Nro. 16. Schon die Verliebe für die Heimath macht uns dieses Gemälde interessant. Aus den mehrfachen Ruinen, welche die älteste Stadt Kärntens umringen, ist diese die geeignetste zu einem Architekturbilde, theils weil noch viel davon erhalten ist, theils weil sie uns die Tage ihrer Erbauung weist. Um diesem Gegenstande noch mehr malerisches Interesse zu geben, hat der Maler die Zeit des Winters gewählt, und dadurch gewiß ein anprechendes Bild geboten. — M. Bernhard hat zu dieser Ausstellung noch vier Gemälde geliefert, was seinen Fleiß beurkundet, indem er einen großen Theil seiner Zeit auch einem andern schönen und größern Unternehmen widmet, nämlich alle Burgen Kärntens — noch erhalten oder schon in Ruinen — zeichnet, und bei jenen, wo es möglich, auch die Grundrisse beifügt, die dann, durch den Kupferstich vervielfältigt, ein verdienstvolles, patriotisches Werk ausmachen sollen. — Unter diesen vier Gemälden ist die treugemalte Bedute: „Greifenburg in Oberkärnten“ Nro. 37, ferners ein sehr interessantes Panorama: „Ansicht von der Reichsta gegen die Villacher-Alpe und den Großglockner“, Nro. 36. Diese zahllosen Bergspitzen, geschmückt mit Alpenweiden, oder mit ewigem Schnee und Eis im Sonnenscheine schimmernd, gewähren für den Freund der Alpennatur einen herrlichen Genuß, um so mehr, wenn er schon einmal auf der Stelle weilte, wo diese Umschau treu und glücklich aufgenommen wurde, und hier so schön wiedergegeben in seiner Erinnerung auftaucht. Sollten wir dabei etwas wünschen, so wäre es eine kleine Staffage von einigen Touristen am Ausnahmspunkte, welches viel zur Belebung der Fantasie beitragen würde. — In Nro. 29 gelang es unserm Bernhard ein Bild zu schaffen, das gewiß den Beifall der Kunstfreunde erhalten wird, es ist bezeichnet: „Am Werderfee.“ Den Vordergrund, die Baumpartie und die Luft — sieben wir nicht an, gelungen zu nennen. Unser schöner See, das an seinem Anfange aus dem Wasser aufsteigende Schloß Loretto mit der Capelle — dann Klagenfurt mit seinem majestätischen Kirchenthurme in der Ferne verschwimmend, alles dieses ist hier in einem kleinen Rahmen malerisch vor das Auge geführt. — Noch ein Genre ist es, in dem sich Bernhard und mit Glück versuchte: „Stillleben“. So sehen wir in Nro. 22 einen todten Auerhahn, eine Wildtaube und verschiedene Gartengewächse abgebildet, und gratulieren, daß Bernhard sich auch darin versucht hat, — und wir glauben, daß er es darin gewiß weit bringen wird, weil es ihm weder an Fleiß noch an einem richtigen Blicke mangelt. „Verwirrte und nicht ermüdet“ — rufen wir ihm zu: „das Gelingen ist der schönste Lohn!“

Noch zeigt uns diese Wand „die Schleichhändler“ Nro. 21, von Johann Fischbach in Salzburg; ferners „eine Frühlingslandschaft“, Nro. 18, von Eduard Schleich in München mit einer weiten Ferne; dann Nro. 28 eine „Meeresbrandung“, aus einer frühern Zeit von dem sich schon trefflich ausgebildeten Marine-Maler in Wien, J. B. C. Püttner, der längere Zeit im Studium dieses Faches an den beliändischen Küsten zugebracht hatte; endlich von F. G. Waldmüller in Wien „die Gratulation“ Nro. 17. Bei manchen geeechten Einwendungen, die man dieser überfüllten Composition sowohl in der Gruppirung, als auch einzelnen viel zu wenig verdeckten Figuren machen kann und wird, fesselt doch die gewählte rührende Scene, die uns dem heitern Leben eines gemüthlichen Volkes genommen ist, viele Beschauer, welche sich, besonders durch die, nach lebenden Studien gezeichnet, hier zahlreich vereinigten charakteristischen Figuren angezogen fühlen.

(Beschluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 25. Sonnabend, den 21. Juni. 1856.

Zwei Wanderer.

Ich geh' dir ernst zur Seite
Du wilder Alpenbach —
Du suchst, wie ich das Weite,
Und das nicht sehr gemach;
Das ist ein hastig Drängen
Und Treiben allzumal:
Mit brausenden Gesängen
Ziehst du — wie ich zu Thal.

Mit unbezähmtem Wollen
Stürmst du durch Felsen fort,
Hörst nicht Lawinen-Grollen:
Der Berge mahnend Wort;
Bis — wo die Schlucht sich weitet,
Besonnen deine Fluth
Zum Spiegel ausgebreitet
Als See ein Weilchen ruht.

Leb' wohl, mein Freund! es theilen
Nun uns're Wege sich —
Du strebst mit frohem Eilen
Zum Meere hin — und ich? —
Für welches der Geschicke
Ich auserleh'n zum Spiel —
Noch dunkel ist's dem Blicke,
Noch unbekannt das Ziel!

Ob meiner Wogen Schäumen
Sich je zum Spiegel klärt;
Wird je zu sanftern Träumen
Mir kurze Rast gewährt —
Ob je die Brandung innen
Am Fels der Ruh' sich bricht,
Ob je ich soll gewinnen
Ein Ziel — ich weiß es nicht!

Ernst Almwart.

Mittelalterliche Bauten in Kärnten.

1. Schloßbauten.

Mit dem Jahre 1848 und seinen Folgen haben die mittelalterlichen Institutionen unseres Vaterlandes, an deren Bau der Zahn der Zeit, wie man zu sagen pflegt, schon seit drei Jahrhunderten genagt und ein Stück nach dem andern losgerissen hatte, einen gewaltigen Stoß erlitten, und sie sind bis in ihre Grundlage, als welche nur noch der Adel mit seinen historischen Erinnerungen geblieben ist, zusammengestürzt. Diese Erinnerungen, an welche sich die Geschichte der Dynastien und der Länder knüpfen, haben in den heimischen Burgen, sehen es auch Trümmer nur, ihren vorzüglichsten Anhaltspunkt.

Das mittelalterliche Städtewesen, welches in sich den Keim der Entwicklung der Neuzeit, der Gewerbe und des Handels in sich trug, weiset seine Anfänge in den mehreren ältern heimischen Orten: Villach, St. Veit, Friesach, Wolfsberg und Völkermarkt nach. Selbst Klagenfurt trägt noch theilweise den Typus jener Zeit an sich. Doch mehr als alle diese behaupten die kirchlichen Gebäude ihre Originalität. In dem Grade, als in den neuesten Tagen eben jenes Mittelalter mit seinen gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Einrichtungen untergegangen ist, hat die Kirche, als von jenem Anbaue befreiet, sich gleichsam in ihrer Urform erhoben und sichtbar gemacht; während das sogenannte „Gothische" durch ein Jahrhundert der Ausdruck für alles Veraltete, sich Ueberlebte und Geschmacklose war, ist es nun hoch zu Ehren gekommen. Die deutsche Nationalität findet sich, so sehr sie sonst leider fremden Sitten und Ideen dienstbar geworden und verwischt ist, eben dadurch wieder erhoben, erneuert, gestärkt, daß sie die noch immer unerreichten Meisterwerke ihrer einstigen auf Kirchenbauten und Kirchenschmuck verwendeten Kunst wie mit verklärtem Blick ansehen und verstehen gelernt hat.

Wir können diese unsere Anschauungsweise, welche eben so wenig, als sie maßgebend für andere ist, ihre individuelle Freiheit für sich zu beanspruchen sich berechtigt fühlt, nicht in weiterer Ausdehnung auch auf dem Gebiethe des Geistigen, nicht mit Berücksichtigung auch der sonstigen Culturzustände verfolgen, da so was außer der gestellten Aufgabe unseres Aufsatzes liegt; aber vergönnen dürfen wir es uns, die Erinnerungen aus früheren Wanderungen zusammen zu stellen, um so ein Bild jener Vergangenheit, wie sie sich uns in jenen Ueberbleibseln erhalten, zu gewinnen. Wir meinen vorerst die vaterländischen Schlösser und Burgen.

Von den heimischen Burgen und Schlössern gebühret jenen zu Friesach sicher der erste Rang, sowohl wegen ihrer Ausdehnung und Großartigkeit, ihrer geschichtlichen Bedeutung, als vielfach wegen der noch beibehaltenen ursprünglichen Form. Wir haben eine Copie der Abbildung des „Friesacher Hauptschlosses" vom Jahre 1601*) vor uns, welche uns das-

* Nach der Zeichnung des bekannten Künstlers Pezolt in Salzburg, welcher das Original sich bekanntlich aus der erzbischöflichen Sammlung früherer Zeit verschafft hatte. Den Stahlstich besorgte Peter v. Herwegen und den Druck Johann B. Kuhn in München. Eigenthum und Verlag des Johann Schoen in Salzburg. Es ist dieses die älteste Darstellung, die wir kennen, betreffend eine Partie unseres Vaterlandes. Valvasor gibt davon eine Zeichnung, welche zu sehr in das Perspektive gestellt ist, jedoch mehrfältige Aehnlichkeit mit obiger hat. Wagner in seinen Ansichten stellt die dermaligen Ruinen von der südlichen Seite angesehen dar, während obige Zeichnung von der Nordseite aufgenommen ist. In Wagner's Album fanden wir Friesach gar nicht.

Digitized by Google

selbe detaillirt in seiner Hauptfront gegen die Stadt vorstellt. Man kann in derselben deutlich die rundbogige Fensterform des noch im anfänglichen dreizehnten Jahrhunderte in Anwendung gebrachten romanischen früher sogenannten byzantinischen Baustyles, die spätern, besonders mit Ausgang des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhundertes von dem berühmten Salzburger Erzbischof Leonhard von Keutschach geführten Zu- und Ueberbauten, welche sich noch theilweise durch das von ihm angebrachte Wappen: „die Rübe“ kenntlich machen, entnehmen. Die Thürme, sicher der älteste Theil des kolossalen Baues, rühren, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch von der Zeit der Erbauung des Hauptschloßes, welche Eichhorn aus geschichtlichen Dokumenten und aus dem Grunde der unter Erzbischof Thiemo Statt gehabten Belagerung bis in das ausgehende eilfte Jahrhundert zurückverlegt, her. Wenigstens ist es quellenmäßig bekannt, daß die Nebenschlößer und der noch in seinen Hauptmauern ganz wie zu Zeiten Balvasor's bestehende sogenannte rothe Thurm, den man vom Stadtplatze aus vor sich hat, im Jahre 1131 erbauet wurden. Wurde doch der Thurm zu Althofen, der noch fast unversehrt in das Krapffeld hinanschaut, um das Jahr 1300 erbauet, und beinahe gleichzeitig der Thurm von Karlsberg, dessen vierte Seite man zum neuen Schloßbau nur gewaltsam einriß; so konnten denn ein paar Jahrhunderte, wo alle jene Thürme als benöthigte Schutzwehren mit aller Sorgfalt erhalten wurden, solchen wahren Cyclopenbauten wenig anhaben, und sie werden noch Jahrhunderte bestehen, während alle späteren Gebäude, wie jene am Hauptschloße zu Friesach und die zu Landskron, welche Letztere seit 1812 dachlos geworden, mit Riesenschritten ihrem gänzlichen Verfalle zugehen.

Was ist aus dem im sechzehnten Jahrhunderte so stattlichen Schloße Sonnegg geworden, wie es uns Balvasor abbildet? — fast keine Spur ist von dieser Baute der Ungnade mehr vorhanden! Leider ist es zu beklagen, daß eben Balvasor, was den Charakter der Bauten betrifft, am unzuverläßigsten ist, indem er selbst die ältesten Schlößer, wie das zu Griffen, Kraig, Colnitz u. s. f. mit einer Menge Fenster, ganz im Style der Renaissance, abbildet.

Nicht leicht wird uns eine der ältesten Baufermen durch eine Ruine so unterscheidend kenntlich vergegenwärtigt, als durch jene des Schloßes Ortenburg ob Spittal. Sein Ursprung datirt sich urkundlich aus den ersten Decennien des zwölften Jahrhundertes, wo es bereits als bestehend vorkommt. Was Bankenner als charakteristisch jener Zeit angehörend angeben, ist, daß die Hauptbefestigung in zwei Thürmen bestehet, wovon der kleinere einen Eingang, der größere keinen hat, sondern nur in dem obersten Stockwerke mit dem andern durch eine Thüre in Verbindung stand. Außer diesen beiden Thürmen und einer Menge in Bezug auf ihre Urform schon unkenntlicher Ruinen fand sich vor 30 Jahren an den Ueberresten der Schloßkapelle noch das Wappen der Cillier: „ein Stern“ angemalt. Wenn man Balvasor's Abbildung mit den gegenwärtigen Trümmern des Schloßes vergleicht, so kann man sich kaum eine Idee von dem machen, wie auf diesem Flecke vor weit weniger als zwei Jahrhunderten ein großes wohnliches Schloß gestanden haben soll.

Die alten Kraiger-Schlößer, wir meinen die auf den Felsenzinnen, links des Durchgangspaßes des von Frauenstein zwischen den beiden Ruinen führenden Weges kühn gebauten Thürme und Warten, ähneln in ihrer Struktur auffallend jenen des alten Ortenburg und beweisen mit diesen, wie fest der Bau des früheren Mittelalters war. Von dem neueren Kraiger-Schloße rechts an jenem Durchgange, über welchen eine gewölbte noch theilweise vorhandene Wasserleitung sammt Viadukt führete, sieht man noch die Hauptmauern, Eingänge und Fensterhöhlungen, und in diesen noch die steinernen Kreuze und Einrahmungen. Diese „neue Veste“ wird in einer Urkunde vom Jahre 1377 als solche genannt, und Balvasor läßt sie noch eingedacht und wohnlich uns schauen; es sind nun 500 Jahre, seitdem man sie baute.

Wenn man die Bauweise der alten Schlößer unseres Heimathlandes vergleichend überschauet, so kann man sie füglich in zwei Perioden scheiden. In der ersten, ältern, waltete die Idee der vereinzelt stehenden Thürme vor, die man mit Mauern verband, welche sich an das zu bewohnende Burggebäude anschlossen. In der Mitte des vierzehnten Jahrhundertes fing man an, Thürme und Wohngebäude unter einem Dache zu vereinigen, die Außenwerke und Zwinger theilweise wegzulassen und die Schloßgebäude selbst durch feste Unterlage und Ausmündung der Fenster erst in einem höhern Stockwerke, dann durch Vorsprünge, Erker und Einbedung mit Steinblattteln gegen Angriffe durch Feuersetzen, Mauerbrecher, gegen Ersteigung oder Bewersung sicher zu machen. Auch suchte man bei etwas niedriger gelegenen Schlößern Wassergräben und künstliche Teiche um dieselben anzulegen.

Gehen wir die noch stehenden und erhaltenen Schlößer aus dem Mittelalter durch, so finden wir diese letzte Methode bei Frauenstein ob St. Veit, bei Dornbach ob Gmünd, bei Himmelau im Lavanthale, wie bei dem alten, freilich nun in Ruinen liegenden Schloße Lichtengraben in Anwendung gebracht. Neudenstein, Freienthurn, Khünegg, Portendorf, Thürn im Lavanthale, Greppenstein sind in jenem Baustyle der Vereinbarung von Wohnung und Befestigung erbauet, wie ihn die Aussensteine, diese Kriegsbaumeister des vierzehnten Jahrhundertes in Kärnten, theilweise auch in der Steiermark und in Böhmen, indem sie von Padua her, wo Conrad von Aussenstein längere Zeit als kaiserlicher Hauptmann gewaltigte, sich Werkleute verschafften, in Gang brachten.

Das noch erhaltene alte Schloß zu Gmünd hat außer einem Thurme aus dem dreizehnten, noch Thüren, Gänge, Gewölbe und Gemächer mit Spitzbögen aus dem fünfzehnten Jahrhunderte; der westliche Theil ist eine Neubaute aus dem siebzehnten*).

Der gleiche Fall ist bei Straßburg, Glanegg, Hallegg und Mannsberg, bei welchem letztern der weite und wohnliche sechseckige Thurm noch einen Zwinger aus der Zeit der Pfanberger, als einstiger Besitzer, nämlich aus dem vierzehnten Jahrhunderte vergelegt hat.

Moosburg ist durch eine oben in Zinnen auslaufende Zwischenmauer in zwei Theile, in das westliche alte, in den Wölbungen mit Spitzbogen und gestauchten achteckigen Säulen der Rüsthammer und breitem Gurte, noch das dreizehnte Jahrhundert weisende Schloß, und in das neuere, aus dem sechzehnten herrührende, geschieden.

Fast überall: bei Thürn, Mannsberg, Grades, Khünegg, Gmünd, Freienthurm, Hollenburg ist

*) Das zur ehemaligen Herrschaft Gmünd gehörige Schloß Sommeregg, auf einem von der Westseite zugänglichen mäßig hohen Felsen der von Vilerega gegen Millstatt sich hinziehenden Bergkehne, welche sich um das Pferdorf Treffling in weiterm Umfange abflächt, gelegen, war noch vor wenigen Jahren, da man die Dachung eindielt, in dem Zustande, wie wir selbes bei Balvasor abgebildet finden, obwohl er insbesondere den, das hohe Alter der einst den Görzer Grafen zugehörenden Veste charakterisirenden, runden hohen Thurm, welcher vor dem Schloße frei dasteht, ganz weglässt. Dieser, und die in dem nur noch zum Theil bewohnbaren Innern befindlichen mehreren rundbogigen Pforten, Fenster und Gewölbe tragen die Kennzeichen des romanischen Baustyles an sich.

Digitized by Google

es in das Auge springend — wurden Gräben vor die Eingangspforte gezogen; diese erhielt eine Ausfallsthüre, Zugbrücke und gewöhnlich einen festen Thurm oder bestreichenden Erker ob der Thoröffnung.

Die Erbauung fester Schlösser war nach Kaiser Rudolfs Landfriedensordnung, gegeben zu Wien den 4. November 1276 und enthalten in unserer Landsbandfeste, von der Erlaubniß des Landesherrn abhängig, und im voraus verbothen: „daß Einer dem Andern zum Nachtheil in einer Meile ein Schloß oder Befestigung baue". So finden wir, daß Herzog Albrecht III. unterm 29. Dezember 1394 dem Marquart Pibriacher erlaubte, seinen Hof bei Himmelberg drei Gaden (Stockwerke) hoch zu bauen — daher das Schloß Biberstein oder neu Himmelberg. Offenbar war hier jene Art der Vereinigung der Wohn- und Befestigungsbauten in Anwendung gebracht.

Betreffend die innere Beschaffenheit der Schlösser: ihre Eintheilung, die Wohnzimmer, Säle, Kammern und Behältnisse, Küchen und Keller im Erdgeschosse, können wir am füglichsten auf das Schloß Frauenstein, theilweise auf die Schlösser Mannsberg, Hallegg, Freienthurm, Gmünd, und auf die noch stattlichen Ruinen von Finkenstein weisen. Die Thüren waren im Durchschnitte rundbogig oder in den Ecken mit Besprüngen versehen, öfter auch der anfängliche Rundbogen beiderseits abgebrochen und mit einem geraden Querbalken überlegt; alle Pfosten und Wölbungen bei Thüren und Fenstern von behauenen Steinen. Die Stiegen und Gänge waren enge, in das Kreuz überwölbt; letztere mit durchbrochenen Parapetten und niedern Säulen. Die Säle waren vielfältig mit bloßem Terassenboden, oft auch nur mit einem Camine, die Oberdecke, wenn nicht mit hoch gespannten Gewölben, mit einem Gebälke und Täfelwerk versehen, unter welchem ein Tram dahin lief. In Frauenstein, wie in dem später erbauten Tanzenberg steht man noch ein Closet ganz mit Zirbenholz ausgetäfelt. Die mehr kleinen Fenster hatten ebenfalls kleine, meistens Rundscheiben, hie und da, besonders in höheren Räumen, buntfärbig.

Von Einrichtungen der mittelalterlichen Schlösser ist uns fast nichts geblieben, und was wir davon, von weiten Gegenden herbeigebracht, im neuerbauten Ritterschloß im Kaiserparke zu Lachsenburg sahen, ist so überaus alt nicht, übrigens massiv, Sessel mit hohen Lehnen und niedrigen Sitzen, Betten von großer Dimension und Breite.

Mehr als auf Wohnzimmer verwendete man im Mittelalter auf die Ausstattung des Erdgeschosses, das ist, auf die der Speisgewölbe und Keller, und genoß so das Leben, wie man sagt, mehr intensiv. An Trinkgeschirren und Pokalen, Schüsseln mit ungemein breiten Rändern, Waffen- und Frauenschmuck fehlte es am wenigsten. Pferde, Rüden, Falken gehörten zu den Essenzen des Ritterlebens; daher die Stallungen und Hütten in der Nähe der Burgen niemals fehlten, wenngleich die Meierhöfe oft in weiterer Entfernung sich befanden.

Wer die Schilderungen des berühmten Minnesängers Ulrich von Liechtenstein, unsere vaterländischen Reimchronisten, Ottokar von Hornek und Peter Suchenwirth durchgeht, wird sich einen lebhaften Begriff von dem „Wohnen, Leben, Treiben" der Ritterzeit und auch von den Burgen und ihren Beigaben machen können.

Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

(Beschluß.)

Außer den schon besprochenen Gemälden finden wir an der vierten Wand noch zwei große und drei kleinere Landschaftsbilder — wovon unter den ersteren die „Zenoburg bei Meran", von Gottfried Seelos in Wien Nro. 28, den Vorzug verdient. Wenn man beim ersten Anblicke in Verlegenheit geräth, durch den Namen des Malers verleitet, ein günstiges Urtheil zu fällen, so wird man bei einer, in der erforderlichen Ferne gemachten längeren Betrachtung nur so mehr durch die Wahrheit und künstlerische Darstellung einer schon an sich pittoresken Gegend festgehalten, und kehrt gerne von anderen Gemälden zu demselben zurück, und immer mehr steigert dann sich der Beifall, den man diesem Kunstgemälde zollen muß. — In Nro. 24 kündigt sich Ludwig Hatauk's Bild: „Aus dem Zillerthale" zwar auch als Debute an, ist aber mehr als eine solche, wenngleich in geringeren Grade als die Zenoburg, dennoch spricht aus derselben eine gewisse Anmuth, durch die Reize der Natur erhöht. — Einen äußerst praktischen Pinsel und richtige Auffassung einer sonst gewöhnlichen Gegend zeigt das Bildchen: „Der Steg über den Mühlbach" Nro. 23, von Josef Altenkopf in Wien, — so wie der „Mondabend, Canallandschaft" Nro. 27, von Remi van Haanen in Wien, jeden Kenner befriedigen wird, wenn man erwägt, wie selten man eine gelungene Darstellung einer nur durch das Silberlicht des Mondes erleuchteten Gegend findet, die eine so naturwahre Färbung zeigt, wie in diesem Bildchen. — Diesem als Seitenstück kann Ignaz Raffalt's „Sonnenaufgang auf den Alpen" in Nro. 25 betrachtet werden. Einen schon vollständig geschehenen Sonnenaufgang, von hohen Bergen gesehen, hat sich schon mancher Künstler durch Farben auf Leinwand wieder zu geben zum Gegenstande gewählt, doch des Taggestirnes Wiederkommen im ersten Stadium im Bilde treffend festzuhalten, ist uns nicht erinnerlich, je gesehen zu haben. Wie wahr und glücklich Raffalt in diesem Versuche war, wird nur der beurtheilen können, der dieses majestätische Schauspiel gesehen und dessen unbeschreibliche Wirkung gefühlt hat. — Noch sehen wir einen „Fuchs im Schilf" von Rudolf Svoboda, Nro. 26. Diese Bildchen empfiehlt allen bescheidenen Forderungen.

Auf der fünften Wand fällt jedem Kunstfreunde zuerst eine Dame in ganzer Figur in's Auge. Der Katalog bezeichnet dieses Bild unter Nro. 30: „Das Rendez-vous" von Carl Becker in Berlin. Dieser erklärenden Benennung bedurfte es gar nicht, so trefflich ist dem Künstler diese Situation mit einer einzigen Figur gelungen. Noch anziehender ist die erzielte Behandlung der Kleiderstoffe, besonders des weißen Atlaskleides. — Viel weniger wird die „holländische Bäuerin" von C. Kimmel in Mitdelburg, (Nro. 35) sich Beifall erringen — indem selbst das eigenthümliche Costüm nichts Empfehlendes zeigt. — „Die Elbe bei Altona, zur Zeit der Ebbe" (Nro. 33). Louis Gurlitt, dessen Bilder aus dem Süden immer so wohlthuend auf den Beschauer wirkten, wendete sich in diesem Bilde nach Norden, und hat dadurch ebenfalls bewiesen, daß er auch hier mit manchem bemerkenswerthen Künstler um die Palme zu ringen befähigt ist. Besticht uns auch dieser nordische Himmel nicht, und ruft uns gleichsam zu einer strengeren Beurtheilung auf, so werden wir doch durch die fleißige und richtige Darstellung so vieler Schiffe und Schiffchen mit den darauf beschäftigten Matrosen mehr als entschädigt, und man trennt sich von diesem fleißig behandelten Gemälde nicht ohne hohe Schätzung des Meisters. — Unter diesem hängt ein Bild von Carl Pischinger in Wien, das, wenn auch nicht durch besondere Ausführung, doch durch den Gegenstand bemerkbar seyn dürfte; es hat die Bezeichnung: „Pferde an einem Wagen" Nro. 34. Die dargestellte Scene versetzt uns vor eine der Linien Wien's, wo ein weinlichender Fiaker auf einem Zeiselwagen der Passagiere wartet, — die Pferde, deren eines sich aus Ermattung niedergelegt hat, würden schwerlich zu Courierfahrten brauchbar seyn; die in kleiner Ferne vorüberfliegende Locomotive ist hier als trefflicher Gegensatz benützt. — Nun kommen wir zu einem Bildchen, das den

Digitized by Google

Kenner wie den Laien befriedigen wird. Es trägt die kurze Benennung: „Sonntag" Nro. 32, von A. Siegert in Düsseldorf. Eine alte, kränkelnde, ehrwürdige Matrone sitzt in ihrem noch mit einem weichen Kissen bequemer gemachten Sorgenstuhle mit gefalteten, in den Schooß gesenkten Händen. Ihr vertrauungsvoller Blick ist auf das auf einem vor ihr stehenden Tischchen befindliche Crucifix gerichtet, vor dem ein aufgeschlagenes Andachtsbuch liegt. Durch das geöffnete Fenster sieht man Andächtige zur Kirche gehen, woran die Matrone durch Alter und Siechthum gehindert ist. — Alles ist zur Kirche gewallt, nur ihr treuer Hund hält, weich auf einer Truhe ruhend, Wache. Welch' eine wohlthätige Wirkung muß viele so schön gedachte Scene auf Jedermann machen! Wahrlich, bei aller Einfachheit des aber auch nebstbei mit dem größten Fleiße in allen Details Dargestellten fühlt man sich wohlthuend angezogen und erhoben.

Ein Genrebild eigener Art, Nro. 42, fällt auf der vorletzten Wand auf, das nothwendig einen Commentars bedarf, um die Idee des Malers zu erraten. Wir sehen einen Städter, der eben in einem Buche gelesen, über das an der Thüre der Alpenhütte erscheinende weibliche Wesen, das so ziemlich ein Conglomerat von Häßlichkeit und Gemeinheit ist, in Erstaunen gerathen, während hinter seinem Rücken ein Bauernburschke schadenfreh in die Faust lacht. Aus der Bezeichnung: „Ideal und Wirklichkeit" kann man sich die Idee des Malers etwa so zusammenreimen, daß dieser Herr mit idealen Voraussetzungen in Betreff einer Sennerin diese Alpenhütte betreten — eben die Beschreibung eines solchen reizenden Naturkindes gelesen, und nun durch das Gegentheil, in welchem die erscheinende Wirklichkeit zu seinem Ideale steht, unangenehm enttäuscht wird. Dies von Eduard Swoboda gemalte Bild wird auch seine Freunde finden. — Theodor Petter in Wien hat wie im vorigen Jahre eine mit der größten Naturtreue vortrefflich ausgeführte Flora in Nro. 41, „Herbstblumen" dargestellen, und dargeboten. — Des Kunstjüngers Anton Hansch „Autumnschaft", Nro. 39, läßt uns auf tiefempfundene Naturein drücke schließen. Diese Abendlandschaft hat einen warmen Ton und ruht weiche, vielleicht sogar sentimentale Stimmung in dem Beschauer hervor. Sie ist unstreitig mit vieler Liebe gearbeitet. — Zu Nro. 43 hat uns Friedrich Gauermann wieder einmal mit einem seiner in jeder Hinsicht trefflichen Gemälde: „Kühe am Wasser" erfreut. Es erinnert uns an ein Aehnliches, das wir bei der ersten hiesigen Ausstellung sahen, und eine der damals uns gebotenen Perlen war. Erinnert uns auch dieses Bild an das andere, so ist doch wieder eine reiche Verschiedenheit in allen, und wir werden einen Gauermann gewiß immer mit Freuden begrüßen. — Ein Gemälde, ebenso ausgezeichnet durch die Idee wie in der Ausführung ist der „Sonntags-Nachmittag in einer schweizlichen Bauernstube" Nro. 40, von B. Nordenberg in Düsseldorf. Mag man immerhin in neuester Zeit der Düsseldorfer-Schule zu große Weichheit und oft zu weit getriebene Sentimentalität verwerfen, so muß doch von jedem unparteiischen Beurtheiler zugegeben werden, daß wir in allen unsern bisherigen Gemäldeausstellungen den Kunstjüngern dieser Schule die am Meisten ansprechenden Gemälde zu verdanken hatten. Ein neuer Beleg ist das genannte Gemälde. Welch' ein rein frommer Sinn leuchtet aus der ganzen Scene; wie charakteristisch ist die Theilnahme in der ganzen Haltung aller Familienglieder an der erbauenden Vorlesung des Großvaters ausgedrückt. Der dem Herrn geweihte Tag kann durch die in der Stube herrschende Ruhe, kann durch die außerhalb derselben in der Natur waltende Stille, die man durch das Fenster, woher auch die herrliche Beleuchtung kömmt, sieht, nicht feierlicher gegeben werden. Wen kann in jeder Hinsicht dieses Gemälde kalt oder gleichfällig lassen? — Wir möchten ihm gerne in dieser Ausstellung den Preis ertheilen.

Wenden wir uns nun zur siebenten und vorletzten Wand. Friedrich Schilcher's in Wien: „Dame aus der Zeit Ludwig XIV., Nro. 44, ist ein treffliches Spiegelbild der Sittengeschichte aus jenen Tagen, welche die Folgezeit so unvermeidlich vorbereiteten. — Besondere Aufmerksamkeit verdient der „männliche Studienkopf" Nro. 48, von Gustav Gaul in Wien. Von dem markigen Pinsel dieses Kunstjüngers ist dies das erste Bild, das uns in Klagenfurt vorgeführt wurde, und wir hoffen in der Folge noch mehrere dergleichen gelungene Studien begrüßen zu können, denn wir sehen uns durch dieselbe an die preiswürdigen Köpfe des Malerheros Titian lebhaft gemahnt. — „Vor dem Posthause", Nro. 47, von Guido Manes in Prag, gibt eine Scene aus dem alltäglichen Leben, worin Humor und Wahrheit mit einander wetteifern. Es ist Nacht, die Postpferde werden eben gewechselt, der aus seiner Gemächlichkeit herausgerissene Postmeister mit seinem an's Wachen gewohnten Expeditor, die verschiedenen Passagiere, theils im Wagen, theils sich von den unbequemen Sitzen erholend, auf und abgehend, die Lage des Posthauses und der daran stoßenden Gebäude in einem unbedeutenden Landstädtchen — werden manchen Reisenden recht lebhaft an ähnliche ähnliche Momente erinnern. — Haben uns die Herbstblumen angesprochen, so werden die „Rosen und Erdbeeren", von Josef Lauer in Wien, Nro. 49, diese lachenden Königinnen der Blumen und die zum Genusse lockenden Erdbeeren noch Mehreren zusagen, und sich dies Bild als freundliche Zierde ihrer Wohnung wünschen. — Die beiden Landschaften Nro. 45: „Parthie bei Meyerhofen", von Ludwig Halansta in Wien, und Nro. 46: „Landschaft bei Weißkirchen in Mähren", von Remi von Haanen in Wien, können manchem Maler, der dieses Fach wählte, zum Muster dienen, und demselben zeigen, daß nicht bloß lebhafte, grelle Farben, sondern Wahrheit einem Gemälde Werth geben; — man betrachte nur diese beiden Landschaften, besonders die Zweite, welche Naturwahrheit tritt uns in denselben entgegen.

Nun erübrigen uns uns noch zwei Oelgemälde: „Ruinen des Amphitheaters von Taormina in Sicilien", Nro. 50, von Josef Selleny in Wien, und „Riccia bei Rom" Nro. 38, von Jan Novopacky, ebenfalls aus Wien. Beide Schüler eines Meisters, und doch wie verschieden in Auffassung und Ausführung ihrer Bilder. Beide haben die Natur in Italien studirt, aber Beide gehen uns vielefache anders. Während Selleny den Schwelgelberd des immer thätigen Vulkans Stromboli auf einer der nahen liparischen Inseln bei Sicilien zu seiner Palette gemacht, und die Zeichnung seines trefflich aufgenommenen und zusammengestellten Bildes in ein Flammenmeer der kühnsten Farben gleichsam untergehen läßt, geleitet uns Novopacky in der Nähe von Rom in ein kühles, schattiges Wäldchen, das uns durch seine wahrhaft schönen Formen den etwas kalten Ton leicht vergessen läßt. Daraus kann man bei dem Ersteren auf eine durch eine seltene Fantasie begeisterte Genialität, — bei dem Zweiten dagegen auf ein ruhiges, ernstes, aber besonders hervorragendes Talent schließen.

Noch müssen wir auf die beiden Aquarelle, von B. Zeiß in Münchn, Zeichenmeister Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth, aufmerksam machen, nämlich Nro. 51: „Das obere Thor in Neuessing im Altmühlthale", und Nro. 52: „Der mittlere Theil des St. Wolfgang See's". Daß Bilder mit Aquarellfarben ganz anders beurtheilt werden müssen, als Oelgemälde, wird jedem Kenner einleuchten, denn dem Aquarellmaler stehen nicht jene Mittel zu Gebote, seinem Werke jenes Kraftvolleit und Intensive zu geben, wie dem Oelmaler, dagegen muß seine Aufmerksamkeit mehr auf die Perspektive und die Lufttinten gerichtet sein. Und das finden wir in den beiden genannten Bildern beobachtet, die sich noch durch Richtigkeit der Zeichnung, einen zarten Lufttön und eine poetische Stimmung auszeichnen.

Indem wir die Besprechung dieser ersten heurigen Ausstellung schließen, können wir den verehrten Kunstfreunden berichten, daß derselben in den ersten Tagen des Monats Juli die zweite folgen wird.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 26. Sonnabend, den 28. Juni. 1856.

Hanns Khevenhüller vor Nürnberg*).

(1632.)

Die Wunde glüht, es quillt das Blut. Verloren,
Entrißen ist des Tages hehrer Preis.
Vergebens ließ sich manche Brust durchbohren,
Vergebens flammte manch' ein Herz so heiß,
Und was an Ruhm und kriegerischen Ehren
Erworben wir im weiten Baierland,
Hier starrt das Ziel dem trunkenen Begehren,
Hier klafft dem tollen Sprung des Abgrunds Rand.

O Tag, der meinem wechselreichen Leben
Du dich zum letzten Male bietest, hold
Und süß wie meiner Jugendträume Weben,
Sink' nicht zu schnell hinab in's Dämmergold.
Umspiele noch du bald versunk'ne Sonne
Mit milder Glut den sterbenden Kumpan,
Nicht hier, dort drüben johlt des Sieges Wonne,
Hier fängt das Reich des kalten Todes an.

Der Schweden Oberst — ha! verfehmte Würde —
Hier liegt er hilflos und verwesen bald,
Indessen dort — wie in die sich're Hürde
Schwadronenweis die Krieger flieh'n zum Wald,
Und durch das trauliche Geschilfe starrend
Die Veste Friedland's Feuerkugeln streut,
Und über mir in blauer Ferne harrend
Die Lerche Einhalt noch dem Tod gebeut.

In diesem namenlosen Augenblicke —
Woran mit glühenderem Sehnsuchtbrand
Mit schwellenderer Lust dächt' ich zurücke,
Als ja an dich, mein fernes Heimathland,
Das ich verließ, an Sinnen ganz verblendet,
Und folgend Adolf's trügerischem Stern:
Einst hast du Pracht und Schmuck an mich verschwendet,
Nun sterb' ich arm, von deinen Marken fern.

Vielleicht, dieweil ich eöchte, sprüht am Schloße
Landskron gar prächtigroth der Abendschein,
Es bäumen im Turnei sich kühne Rosse,
Es klingt das Horn vom Föheenwald herein,
Und unten blaut der See in ernster Feier,
Leis rauscht die Fluth am schwanken Kahne auf,
Hoch überm Riede kreist mit Gier der Geier
Und gellend pfalzt der Hahn am Bergesknauf.

Wie selig ist der ärmste Hirtenknabe,
Der Kärntens wonnigliche Lüfte trinkt,
Dem als ererbte, niebestritt'ne Habe
Die weltentrückte Alpenwiese winkt.

Ihn faßen nicht des Weltgewirres Mächte,
Ihn locket nicht des Ruhmes Flitterglanz,
Sein Jubel sind die sterndurchglühten Nächte
Und seine Lust ein bunter Rautenkranz.

Nicht segn' ich euch, die schallend ihr getragen
Die neue Lehre in den stillen Gau,
Die ihr die alten Tempel uns zerschlagen,
Und neue aufgebaut, so leer und rauh,
Die ihr erregt der Zwietracht mordend Walten,
Das Volk durchwühlt, den Adel ködernd ruft;
Bleibt doch, am Väterglauben festzuhalten,
Die schönste Pflicht, uns wahre Lebensluft.

Nicht läg' ich hier, dafern ich treu geblieben
Dem Stand und Bund, wie er mir vorgesetzt,
Doch weh! vom Geist der Zeiten fortgetrieben
Und von dem Drachen in der Brust gehetzt,
Vergab ich Schwur und Treu' dem Vaterlande,
Das mich gehegt am Herzen liebewarm,
Verrieth ich Reich und Kaiser an die Schande
Und weihte Nordlands Söhnen meinen Arm.

O wär' ich, Tilly, dir zuseit gefallen
In meines Kaisers heldenreichem Heer,
Als du ein strahlend Meteor vor Allen
Am Lech den eignen Leib gestellt zur Wehr,
Wie glömme süß zerrißner Pulse Feuer,
Wie schlüge sanft durch's Herz der letzte Schlag;
So aber reck' ich mich, ein Ungeheuer,
Das kaum im eignen Gifte enden mag.

Was kümmerts Ihn? Der Deutschen Knechter reitet
Mit Gleichmuth über meinen Leichnam weg,
Doch Adolf — sieh dich vor, 's ist klug bereitet
Für königliches Wild das Netzgeheg.
Ja fall' auch du, der süßen Heimath ferne,
Weil du des letzten Trostes mich beraubt,
Vermiß' auch du des Vaterlandes Sterne,
Weil ich an deine frevlerisch geglaubt. —

Dem Blicke dunkelt's — das ist Todesschauer —
Wer hält mein Haupt? O schwer, o lastend schwer
Ist unbewachten Sterbens tiefe Trauer.
Mein theures Land, dich schau' ich nimmermehr;
Und geäbt dereinst mit goldbegier'gem Sehnen
Die Nachwelt aus die Schätze, tief im Schloß,
Geröthet seyen sie von blut'gen Thränen,
Die sterbend ein verbannter Sohn vergoß.

Wolfsberg.

Friedrich Pichler.

*) Mit Beziehung auf das „Handbuch der Geschichte Kärntens" von Heinrich Hermann, II. Band, 1. Heft, Seite 155 und dessen Text zu den „Ansichten aus Kärnten" Seite 75.

Digitized by Google

Mittelalterliche Bauten in Kärnten.

2. Civilbauten.

Die Civilbauten des Mittelalters waren von den gegenwärtigen eben so wesentlich verschieden, als die Lebensweise, die Sitten und die Bedürfnisse der Jetztzeit von jener, die wir besprechen. Von unserm heutigen Comfort, dem Luxus und der Bequemlichkeit in den Wohnungen, von unserer so umständlichen und zierlichen Zimmereinrichtung hatte man keine Begriffe; alles lief nur auf möglichst sichere Bewahrung seiner Vorräthe, Bergung seiner Schätze und Bewirthung seiner Gäste hinaus. Ein Prunksaal, ein Remter, wie man ihn nannte, ähnlich dem Refectorium in den Klöstern, gehörten schon zu den vorzüglichsten Ausstattungen eines adeligen oder Patrizier-Hauses; im Uebrigen begnügte man sich mit Kammern und Gewölben, während man am Lande oder auch in Vorstädten bei ganz hölzernen Gebäuden abgesonderte, gemauerte und gewölbte Behältnisse: „Kemmeten" baute. Der obere Stock wurde bei Bürgern und Handwerkern mehr zu Behältnissen benützt, und hatte nach der ältern romanischen Bauart meistens in der Mitte ein mit einer Säule unterheiltes Rundbogenfenster; die übrigen Fenster waren im Durchschnitte viereckig, mehr breit als hoch, mit steinernen Pfosten. Wie noch Anfangs unserer Jahrhunderts, bewohnte der Handwerker und Krämmer die ebenerdige Wohnstube, die in zwei Theile: die Werkstätte und den Raum für den gemeinschaftlichen Speisetisch, und in die durch Schränke geschiedene Schlafstätte zerfiel. Die Häuser waren daher mehr tief als breit, wie man sie noch heut zu Tage in alten Städten, selbst vor nicht gar langer Zeit noch in Alt-Paris sehen konnte, vorne mit einem Giebel und Dachzinnen, oder auch mit einem hoch emporragenden Firste und gemauerten oben crenelirten Erkern, um Lasten hinaufziehen oder winden zu können. Obwohl wir in den Ueberresten mittelalterlicher Mauern vielfach Backsteine vorfinden, so scheint der Gebrauch von Dachziegeln sehr beschränkt gewesen zu seyn, da solche bei Schlössern, Burgen und Kirchen größtentheils durch Steinplatteln vertreten, in den Ortschaften die Häuser mit leidigen Schindel- und Brettedachungen versehen waren. Wir fanden zwar in einer Urkunde vom vierzehnten Jahrhunderte eine Ziegelhütte in der Nähe von Villach erwähnt; allein ob man in derselben Dachziegel brannte, mag um so mehr bezweifelt werden, als man selbst in Klagenfurt bis vor etwas mehr als drei Jahrzehenten seit der unglücklich abgelaufenen Probe mit dem Dache des Oberamts- oder Hauptmauthgebäudes, an der Fabrikation tauglicher d. i. dauerhafter Dachziegel verzweifelte, die erst dem Meister Kolle wieder zum Ansehen zu bringen glückte; von einer Vornntersuchung der Ziegelerde mittels Salzsäure, wie konnte man schon damals Kenntniß haben! Die Feuersbrünste, von welchen wir häufig in alten Chroniken lesen, waren daher im Durchschnitte allgemeine, ganze Städte und Orte zerstörende.

Eine besondere Eigenheit der größeren Ortschaften der Städte des Mittelalters waren die gewölbten auf Säulen ruhenden Hallen, wie man sie an der Westseite des Platzes zu Völkermarkt, freilich nur in kleiner Dimension, in größerer in Bogen, zu Wiener-Neustadt u. a. O. sieht. Sie taugten trefflich zu offenem Verkaufe, zur geschierten Ausstellung der Producte, zum Schirme der Wandelnden. Die Handwerkszeichen, bei Kaufleuten und Wirthen, die Aushängschilde prangten an den Außenwänden in naturgemäßen Abbildungen. Wie in Wien „der schmeckende Wurm", „der große Christoph" ꝛc. so sind in St. Veit noch an einem Kaufhause die monströsen drei rothen Krebse, deren urkundlich bereits im dreizehnten Jahrhunderte mit dem Namen des Kaufherrn „Ulrich Krebs" gedacht wird, zu sehen; hat doch auch der Klagenfurter-Lindwurm neuestens seine zweite Tour durch die Journale gemacht! Außerdem zierte man die Häuser vielfach mit Freskogemälden. So sieht man in Gmünd am „Kohlmayr'schen Hause" noch die Spuren einer architektonischen Malerei, am „Glanzer'schen" „Sailer-Platzer'schen" und „Peitlerischen", Lanzknechte, Heiligenbilder u. d. gl., an dem „Spitalgebäude" eine ganze Wand mit Quadraten, ausgefüllt durch Vorstellungen aus der Geschichte der hl. Elisabeth; in Friesach am Gasthofe „zum Bären" die Abbildung eines seyn sollenden „Sachsen und Friesen", als Gründer der Stadt, u. s. f. Leider ist das Wenigste von allem dem geblieben, was vielfach die Häuser schaulicher machen würde, als ein moderner oft aber geschmackloser Verputz. Die Zierde der Plätze waren damals lebiglich lebendige Brunnen.

Wenn wir nach diesem entworfenen allgemeinen Bilde unsere heimathlichen Städte übergehen, und sie einzeln mit dem vorgefaßten Blicke der Charaktere des Mittelalters in ihren Bestandtheilen prüfen, so müssen wir im Allgemeinen Friesach die Palme einer alterthümlichen Stadt ertheilen, nicht sowohl wegen der Festigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Gebäude, welche vielfach durch die so oft wiederholten und verheerenden Feuersbrünste sehr gelitten haben, und daher größtentheils eine fast gänzliche Wiedererbauung nöthig hatten, sondern vorzüglich wegen ihrer noch in der ältern Form vorhandenen Stadtmauer, des vorzeigetan Zwingers und des Wassergrabens, welcher immerfort von der reinsten Quelle versorgt und gespeist die herrlichen „Salmlinge" in sich enthält. Wenn gleich Friesach, wie Hohenauer uns in seiner Monographie dieser Stadt es nachweiset, nicht mehr den großen Umfang von einst hat, so wird man doch bei diesem originellen Anblicke, man erlaube und den Ausdruck, unwillkührlich an jene schönen Tage erinnert, wo, es sind bereits siebenthalb Jahrhunderte, 600 Ritter, eine Zahl Herzoge, Kirchenfürsten und Grafen hier Herberge und Raum zu Turnieren und Kampfspielen fanden.

St. Veit bewahret inner seinen zwar auch alterthümlichen aber weniger gekennzeichneten Mauern und Thorthürmen*) viele ansehnliche mittelalterliche Gebäude. Das Rathhaus ist eines der schönsten, wenn es gleich, wie seine sinnbildliche Ausschrift, erst aus dem fünfzehnten Jahrhunderte stammt. Von der herzoglichen Burg erübrigt außer einem festen Thurme nur der Flügel gegen Osten mit einem Marstalle, dessen Wölbungen sich im Spitzbogen durchkreuzen und daher einer spätern Periode angehören, während von der Burg in einer Urkunde des St. Georgen Frauenklosters bereits unter Herzog Ulrich I. aus dem Hause der Sponheimer, nämlich vom Jahre 1199, Meldung geschieht. Das Mittelgebäude ist am meisten verfallen; von den obern Gemächern stehen nur die Hauptmauern, und hie und da zeigen sich noch die halberwitterten Reste von Freskogemälden. Die niedrigen, gestauchten Säulen (etwa ein Primssaal?) im hintersten Raume könnten auf das zwölfte Jahrhundert hindeuten.

Villach und Wolfsberg, diese Städte des einst so mächtigen Bamberger Kirchenfürsten, ersteres reich und blühend durch den Handel mit Venedig, die Durchfuhr der levantinischen Waaren nach Salzurg, Oberösterreich, selbst bis Regensburg, Augsburg und Nürnberg, bewahren noch stattliche mittelalterliche Gebäude. Der größere Theil

*) Sie sind, wie urkundlich nachgewiesen, aus der Zeit Ernst des Eisernen. Sieh' Hermann's Geschichte von St. Veit. „Kärntnerische Zeitschrift", herausgegeben von S. M. Mayer, 5. Bch. S. 172 u. 173.

Digitized by Google

der Häuser am Platze zu Villach hat in den weiten gewölbten Vorsälen, in den Auf- und Hofraumgängen noch die alte Bauform, besonders erinnern wir uns dessen bei dem vormals „Proi'schen Hause". Das Nämliche gilt bei Wolfsberg, doch in kleineren Massen. Die Einganasthore sind wie in St. Veit, so in Villach und Wolfsberg meistens noch mit Rundbögen, die Thürpfosten fester Sandstein, hie und da Marmor, tief eingehöhlt oder auch mit Hohlkehlen und Stabwerk kräftig profilirt; besonders aber sind die auffallenden Abzeichen des Mittelalters die vielen Erker, welche an beiden Orten aus dem am Platze gelegenen Häusern, in deren obern Stockwerken, hervorragen und meistens auf Tragsteinen ruhen.

Klagenfurt hat nur in seinem „alten Platze", in der „Wiener- und Krammergasse", so wie im „Badgäßchen" der Charaktere des Mittelalters noch manche. Kein Haus kennzeichnet sich diesfalls so auffallend, als das „Megistris'sche" (jetzt dem Kaufmann J. Ernst Pustisich gehörend) durch seine am ersten Stockwerke fortlaufenden Rundbögen, seine schmalen gewölbten Gänge, und selbst die Ausdehnung seiner Vorderseite. Das ehemals „Schiecher'sche" nun „Moser'sche" Haus hat in seinem tiefliegenden Erdgeschoße noch kurze massive Rundsäulen in den Wänden, denen auch die im ersten Stockwerke ähnlich; so bewahren auch das „Baron v. Seenus'sche" Haus in der „Pfarrkirchgasse", das vormals „Einspiller'sche" in der „Neugasse", theilweise auch das „v. Rainer'sche" in der „Herrngasse" die ältere Form in Gängen und Gewölben, so wie das ehemalige Costellanen-Schloß, nun „Umfahrer'sche" Haus „zur goldenen Gans", wenn auch sonst minder, doch durch den noch vorhandenen runden Wartthurm das Andenken seiner einstigen Eigenschaft bewahrt.

Völkermarkt hat, wie bemerkt, den unverkennbaren Typus seines hohen Alters in jener noch bewahrten Halle, theilweise auch noch in manchen seiner Häuser, besonders in seiner Stadtmauer und deren Thürmen.

Von den kleineren Städten haben wir Gmünd, was die äußere Ausstattung betrifft, besprochen; es besitzt noch einen Theil seiner alten Stadtmauern, was anderwärts weniger der Fall ist.

In St. Andrä hat das bischöflinche sogenannte „Götzenhaus" inwendig noch die Form des fünfzehnten Jahrhunderts; einzelne dergleichen Gebäude finden sich auch in St. Leonhard in den Märkten Obervellach und Spittal, in welchem letztern noch der herrschaftliche Amtshof ein wohlerhaltenes Exemplar einer Baute and jener Zeit ist. Von Klostergebäuden, in so weit sie nicht eigentlich kirchliche Bauten sind, fanden wir kein Bruchstück so origineller alter und wahrhaft romanischer Gestaltung, als den in das Kirchenschiff, der Südseite vom abgeschlossenen Klostergebäude führenden Kreuzgang, welcher mit einer äußerst charakteristischen Thürösfnung in das Gotteshaus sich öffnet. Hier tragen die Wölbung, die Säulen des rundbogigen Ganges, Parapete und Gesimse unverkennbar die Abzeichen jener Zeit, und man fühlt sich unwillkührlich in die alte Benedictiner-Abtei in das zwölfte Jahrhundert zurückversetzt. Die andern Theile des noch stehenden Stiftsgebäudes, besonders die Umfangsmauer mit den kolossalen Thürmen, sind, wie es die Bauweise und die Inschriften darthun, aus der Zeit der Millstädter St. Georgen-Ritter, der des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts.

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung von Nro. 20.)

Aus der am 16. Jänner 1855 in Wien abgehaltenen Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Herr Fr. L. Peters besprach die geologischen Verhältnisse des mittlern Theils von Unterkärnten im Gebiete der Mettnitz, der mittlern Gurk und des Glan-Flußes. Dieses Terrain, welches von den, weite Diluvialebenen umfassenden, die 2000 Fuß hohen Vorberge in Längenzügen zwischen den genannten Flüßen succesive bis zur Höhe von 6000—6800 Fuß ansteigt, besteht größtentheils aus Urthonschiefer, welcher einzelne Lagermassen von granatenführendem Glimmerschiefer umfaßt. Nebst vielen kleinen Lagern von körnigem Kalk, der bei Pörtschach, Tiffen u. a. a. O. als Werkstein verarbeitet wird, enthält dieser Schieferkomplex das nordwestliche Ende des Hüttenberger Lagerzuges, bestehend aus krystallinischem Kalk mit den in der Gegend von Friesach bei Ossa und Micheldorf, am Gaisberge, in Gundersdorf und Maria-Weitschach abgebauten Lagern von Spatheisenstein und Braunesteinstein. Dieser Lagerzug ist von dem Krems-Turrachter, welcher sich theils zwischen dem krystallinischen Gebirge und der Steinkohlenformation, theils in letzterer befindet, vollständig geschieden, nur einige Eisenerzvorkommen von untergeordneter Bedeutung, welche entlang dem Mettnitz-Flusse im Glimmerschiefer auftreten, stellen eine geographische Verbindung zwischen ihnen her. Es kann somit von einem südlichen Eisenerzzuge, welcher dem an der Nordseite der Alpen in einem geologischen Horizonte streichenden Spatheisensteinzuge analog wäre, kaum die Rede seyn. Andere technisch wichtige Mineralien enthält dieser Theil von Kärnten nicht. Die in alter Zeit ausgebeuteten Bleierzgänge bei Meißelding und die im körnigen Kalk bei Kentschach, südwestlich von Klagenfurt vorkommenden Bleiglanze dürften kaum je einen Bergbaubetrieb lohnen.

Herr Dr. Stur gab eine allgemeine Uebersicht der Resultate der geologischen Aufnahme, welche er im Sommer 1854 an der kärntnerisch-Tirolerischen Grenze zwischen Silian und Ober-Vellach ausgeführt hatte. — Im Norden des Gebietes, im Verlaufe des Centralkammes der Alpen, tritt der Centralgneiß auf in den Centralmassen des Antogels, des Hohen-Kar's und des Benedigers, umgeben von einer Hülle, deren Mächtigkeit verschieden ist und die aus Chloritschiefer, Kalkglimmerschiefer, körnigem Kalk, Glimmerschiefer, Serpentin und Gyps besteht. — Südlich vom Centralgneiße breitet sich ein mächtiger Zug des Glimmerschiefers aus, in der Mächtigkeit zwischen Windisch-Matrey und Lienz von Osten nach West ziehend und im aufgenommenen Gebiete den ganzen Raum zwischen Ober-Vellach, Greifenburg, Silian und Tessereck einnehmend. — In dieser Zone ist der Glimmerschiefer die allein herrschende Gesteinsart; nur unbedeutende und untergeordnete Lager von Gneiß im Tessereck-Thale und am Rothspitz von körnigem Kalk auf der Weißen Wand, von Hornblendgesteinen auf der Schleinitz und im Dewant-Thale, und von Chloritschiefern im Pusier-Thale finden sich in demselben eingelagert. — Südlich an den Glimmerschieferzug reihen sich die Lienzer Gebirge zwischen der Drau und der Gail an, die folgendermaßen zusammengesetzt sind: Nördlich an der Gail steht der Glimmerschiefer an, nach Nord fallend, auf diesen folgt überlagernd der bunte Sandstein und der schwarze Kalk, der stellenweise in Dolomit und Rauhwacke umgewandelt ist. Diese überlagert der Halobien-Dolomit, der die höchsten Spitzen des Lienzer Gebirges bildet. Der Halobien-Dolomit wird vom ganzgeschichteten Dolomit des Dachsteinkalks überlagert, der die Wände des Spitzkofls bereits im Drau-Thale bildet. Endlich folgen die Kößner Schichten, dem Dachstein-Dolomite aufgelagert, die Abhänge an der Drau bei der Lienzer Klause bildend. Somit sind in diesem Gebirge beinahe alle Gebilde der Alpen repräsentirt. — Südlich von der Gail liegt die Kohlenformation ausgebreitet, die hier aus verschiedenen Schiefern und Kalken besteht. — Die Schichten der Kohlenformation fallen nach Süd. Die Schichten der Gesteine in den Lienzer Gebirgen zwischen der Drau und der Gail fallen alle mehr oder weniger steil nach

Digitized by Google

Nord. Die Schichten des Centralgneißes und seiner Hülle fallen nach Süd. — Die zwischen dem Lienzer Gebirge und dem Centralgneiße befindliche Glimmerschiefer-Zone wird somit im Norden vom Centralgneiße und seiner Hülle, im Süden von den Gebilden der Lias und Trias unterteuft; der Glimmerschiefer überlagert daher einerseits den Centralgneiß und anderseits die Liasgebilde, und seine Schichten bilden einen Fächer. Der Fächer ist sehr excentrisch, indem seine senkrechten Schichten ganz nahe an der Drau sich befinden. — In allen größeren Thälern des Gebietes, im Gail-, Drau-, Isel-, Tessercken- und Möll-Thale kommen Tertiär-Ablagerungen aus Gerölen, Sand und Lehm bestehend, vor. — Die Diluvialgebilde sind nur in der Umgebung von Lienz von den mächtigen Alluvial-Schuttkegeln zu unterscheiden.

Alluvial-Schuttkegel kommen ebenfalls im ganzen Gebiete sehr häufig vor, wovon ein großer im Gail-Thale, auf dem Tilliach steht, und ein noch größerer im Drau-Thale, auf dem Ober-Lienz steht, sich befindet. Unter dem letzteren soll das alte Leontium begraben seyn.

(Wird fortgesetzt.)

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 20.)

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Im Flußgebiete der Drau.			
Drau-Fluß an der Brücke bei Völkermarkt	1214	L.	Alluvium.
„ bei Lippitzbach, Ueberfuhr	1198	L.(2)	Thonglimmerschiefer, darüber Kalktuff u. Diluvial-Conglomerat.
„ beim Brodnik, Ueberfuhr zwischen Eis und Schwabegg	1111	L.(2)	Diluvial-Conglomerat.
„ bei Lavamünd, Einfluß der Lavant	1067	L.	Alluvium.
„ „ „ „	1203	H.	
„ bei Unter-Drauburg, Ueberfuhr	1030	L.	Diluvial-Schotter.
„ „ „ „	1060	H.	
„ „ „ „	1033	M.	
„ Mohrenhof an der Grenze Steiermarks	990	L.	Alluvium.
Kreuzer, Gasthof an der Poststraße zwischen Klagenfurt und Völkermarkt	1438	L.	Thonglimmerschiefer und Diluvium.
Tainach, Wirthshaus im Dorfe	1465	L.	Diluvial-Schiefer.
Wabelsdorf, W. von Völkermarkt, Kirche	1537	L.	Thonglimmerschiefer.
Trixner Teich, zwischen Waisenberg und Obertrixen	1497	L.	Alluvium.
Gattersdorf, N. von Völkermarkt	1684	L.	Grauwackenschiefer u. Diluvium.
Dier, N. von Völkermarkt, Meßnerei	3702	L.	Thonglimmerschiefer.
„ Kirche	3627	Tr.	
Wandeltyen, Höhe N. von St. Stephan	3092	L.	Grauwackenkalkstein.
St. Stephan, N. von Völkermarkt	1553	L.	„ begrenzt von Diluvium.
Pipeter, S. von Heimburg, an der Poststraße	1628	L.	Diluvialletten.
Kohlhof, W. bei Völkermarkt	1580	L.(2)	Thonglimmerschiefer.
Völkermarkt, Posthof, 1. Stock	1462	L.	Diluvial-Conglomerat.
Völkermarkt, Posthof, 1. Stock	1431	K.	
„ „ „ „	1401	H.	
„ Thurmspitzhof	1589	Tr.	
Heimburg, Kirche	1626	L.	Diluvial-Schotter.
St. Martin in Wölfnitz, Kirche	3580	L.	Krystallinischer Kalk im Glimmerschiefer.
Griffen, Marktplatz	1426	L.	Alluvium.
„ Schloßruine nächst dem Markte	1948	L.	Grauwackenkalkstein.
Griffnerhöhe, Gasthof z. „Bierbaumer“, höchster Punkt der Straße	2242	L.	„
„ „ „ „	2176	B.	
Eis, Posthaus	1490	L.(2)	Diluvial-Schotter.
„ „ „ „	1333	H.	
Am Sattel, NO. von Eis, Uebergangspunkt nach St. Paul	2103	L.	Kreidemergel auf Guttensteiner Dolomit.
Rabenstein, NO. von Eis	1733	L.	Guttensteiner Schichten.
Unterseberg, NW. von Lavamünd	1372	L.	Diluvialschotter - Terrasse.
Lavamünd, Marktplatz	1142	L.	„
Dreifaltigkeits-Berg nächst Lavamünd	1700	L.	Guttensteiner Schichten.
„ „ „ „	1695	Tr.	
Ehrenbauer, NO. bei Lavamünd, Sattel	1502	L.	Tertiärer (miocener) Sand.
Unter-Drauburg, Post, ebener Erde	1136	L.	Diluvial-Conglomerat.
„ „ „ „	1121	H.	
„ „ „ „	1088	K.	
St. Magdalena nächst dem Mohrenhof an der steierm. Grenze	1149	L.	Diluvial-Conglomerat.
Sakerschnigg, Bauer im Wölfgraben, N. v. Mohrenhof	2592	L.	Glimmerschiefer.
St. Urban, NO. von Unter-Drauburg, a. d. steierm. Grenze, Kirche	4215	L.	Krystallisirter Kalk im Glimmerschiefer.
Henriettenthal, Glashütte im Höllgraben, a. d. steierm. Grenze	3473	L.	Glimmerschiefer.
St. Vincenz, Glashütte im Feistritzgraben, a. d. steierm. Grenze	3447	L.	Gneiß.
Dreieckhof, N. von St. Vincenz, a. d. steierm. Gränze	4831	L.	Gneiß mit Amphibolschiefer.
Im südöstlichen Theile des Landes.			
Schloß Bleiburg, Schloßhof	1725	L.(21)	Thonglimmerschiefer.
Stadt Bleiburg, Feistritzbach	1548	L.	Diluvial-Schotter.
„ „ „ „	1492	H.	
Ober-Leibach, S. v. Bleiburg, Berghaus beim Kohlenbau	1660	L.	Tertiäre (miocene) Schichten mit Kohlen.
Pregelhof bei Schwabegg, NO. v. Bleiburg	1483	L.	Diluvial-Schotter.
Polana, Gasthof an der Straße v. Prävali nach Schwarzenbach	1333	L.	Thonglimmerschiefer
„ „ „ „	1398	H.	
Liescha, SO. v. Polana, Kirche St. Anna, Sattel	2045	L.	„
„ Steinkohlenbergbau SW. von Prävali, Berwalterswohnung	1710	L.	Tertiäre (miocene) Schichten mit Kohlen.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 27. Sonnabend, den 5. Juli. 1856.

Sehnsucht.

O wäre oben ich bei Euch,
Ihr lieben, flammenden Sterne!
In Euers Aethers reinem Reich,
In weiter, blinkender Ferne.

Mich zieht die Sehnsucht himmelwärts
Zu Euch, ihr Flammen der Liebe,
Dem irdischen Tand entsiehet mein Herz
Beseelt von himmlischem Triebe.

Ihr blickt so freundlich, sanft und mild
In's Dunkel des menschlichen Lebens,
Ihr zeigt, der Liebe reinste Bild,
Mir dort die Krone des Strebens.

Und wenn des Menschen Geist entflieht
Der Hülle, die ihn irdisch umschlossen,
Dort oben er als Liebesstern glüht,
Vom himmlischen Lichtglanz umflossen.

O wäre oben ich bei Euch,
Ihr lieben, flammenden Sterne!
In Euers Aethers reinem Reich
In weiter, blinkender Ferne!

A. W. Seemann.

Mittelalterliche Bauten in Kärnten.

3. Kirchenbauten.

Die vorzüglichsten Rückstände des Mittelalters, die Monumente, welche die Menschenhand damals selten entweihte und zerstörte, waren die gottgeheiligten Gebäude. Sey es auch, daß die Brandfackel der Muselmänner, wie es Urkunden und Chroniken nachweisen, manchen Bau dieser Art in Flammen setzte und im Innern verwüstete, das feste Mauerwerk hat dem Vandalismus dieser Barbaren getrotzt, nur gänzliche Vernachlässigung von Seite der Anwohner selbst, nur die unter Kaiser Joseph II. eingetretene Säcularisation so vieler Filialen und Kapellen hat die Zahl dieser Art Gebäude sehr herabgemindert. Man denke an zwei der Kirchen auf den vier heiligen Bergen der Kärntner, an die Ruinen am „Virgiliusberge" bei Friesach und an so viele Kirchlein in paritätischen Gegenden! Andererseits wie weht uns nicht das Gefühl der Unsterblichkeit an, wenn wir mitten in den Schloßruinen, wie dort zu Kraig, vorhin zu Seltenheim, am „Petersberge" bei Friesach und an so vielen andern Stellen der Heimath, die alten Burgkapellen noch unversehrt finden. Es gab, wie bereits gesagt, im abgewichenen Jahrhunderte und noch bis in die neueste Zeit, eine Periode, wo man alles Alte als gothisch geschmacklos und verkommen anedelte, und daher, wo es ging, abriß, verbannte und renovirte, den Thürmen Blechhauben, den Gebäuden Schindeldächer aufsetzte, Fenster und Pforten erweiterte, in moderne Liniamente, Viereck und in die Form der von Römern und Griechen entlehnten Säulenordnung brachte. Indessen ist es nicht zu verkennen, daß selbst die ursprüngliche Anlage der kirchlichen Gebäude da, wo sie wegen zunehmender Zahl der Gläubigen erweitert werden mußte, eine Umänderung, Erhöhung, meistens jedoch nur Anstückung erfahren mußte.

Da es unsere Absicht nicht ist, nicht seyn kann, eine in das Detail gehende Rubrizirung unserer heimischen kirchlichen Gebäude vorzuführen, oder einzelne Gotteshäuser in ihren Bestandtheilen technisch und historisch zu prüfen und in einer, dem Laien ungeläufigen Kunstsprache zu beschreiben, beschränken wir uns, eine Ueberschau der ältern kirchlichen Gebäude Kärntens nach ihrer Zeitfolge zu geben.

Bekanntlich hat man gegenwärtig, wo die Erforschung, Beschreibung und Erhaltung mittelalterlicher Baudenkmale mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit und künstlerischen Durchführung aufgenommen worden ist, die früher zu allgemein gewordene Bezeichnung: „byzantinisch" einem viel früheren Zeitabschnitte zugewiesen, und die „Sophienkirche" zu Constantinopel, die des „hl. Marcus" in Venedig und des „hl. Vitalis" zu Ravenna als Muster davon aufgestellt. Die von „St. Marcus" steht im Centrum des Mittelalters, während beide anderen der antik christlichen Bildung unter Justinian und der esgothischen Herrschaft zurück gehören. Venedig erbte ja die Herrlichkeit von Byzanz auf, es gewaltigte selbst eine Zeit in Constantinopel, gab ihm einen Schattenkaiser und bereicherte sich mit seinen Kunstschätzen. Nun von allem diesem ist in Kärnten nichts vorzufinden; es empfing von Byzanz und Venedig für seine Metalle und Holz ꝛc. wohl Geld und Waaren, aber nicht Baukünstler und Monumente.

Weit einflußreicher war auf Kärnten die zweite christliche Kunstperiode, die romanische nämlich, und, da von Rom aus das Christenthum sich über Norikum und durch die Ansiedlungen der Slaven über Bojaerien und Carantanien verbreitete, die eigentlich erste und ursprüngliche.

Es würde zu weit führen, den Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum, die Aneignung heidnischer Gerichtsversammlungs-Gebäude und Tempel zu christlichem Cultus zu schildern. Bei uns, wo die Völkerwanderung, vorzüglich die Einwanderung heidnischer Slaven, alles in eine weite Oede, wie sie uns Paul Diacon so treffend beschreibt, verwandelte, wo die Habgier von Avaren, Slaven und Hungarn in den verlassenen Ruinen von Virunum, Teurnia, Juena, der Castelle und Tempelbauten an den Höhen und Bergspitzen wühlte, um irgend ein Metallstück aufzu-

Digitized by Google

spüren; wo das noch stehen gebliebene Gemäuer durch Jahrhunderte allen Unbilden der Jahreszeit und Witterung ausgesetzt war, wo man an solchen Stellen zur Erbauung der eigenen Wohnungen nach den so kostspieligen behauenen festen Steinen suchte, kann von Erübrigung so eines Baues kaum eine Rede seyn. Die herrlichen romanischen Bauten am Gurker-Dom, wir kennen sie im Detail, — die ihnen in den festen, glatt gefügten Quadern, in dem Portale und in der Structur der runden Altarnische (Apsis), in den Rundbögen, und mitunter zierlichen Säulchen als Theilungen am Dache der Außen- und am Giebel der Hinterseite ähnlichen an der Stiftskirche zu St. Paul, welcher jedoch die prachtvolle Gruft, die hundertsäulige Krypta fehlt, erinnern uns an jene Zeit, wo nur die reichen Mittel aus dem Nachlasse zweier mächtigen gräflichen Familien so einen Bau schaffen konnten, die selbst ein moderner Baumeister bei allen Förderungen, welche die Kraft des Pulvers und die Kunst des Meisels, die Fahrbarkeit der Straßen gewähren, nach vielen Tausenden und nach Decennien berechnen würde.

Von dieser romanischen Bauart erübrigen sonst nur wenig Monumente, und beschränken sich fast nur auf jene Symbellen- (Rundkirchen) Kirchlein, wie man solche entweder einzeln stehend, wie unsern Mooseburg, oder in der Nähe von größern Gotteshäusern, wie zu St. Veit, Gmünd, St. Leonhard und sonst noch an mehreren Orten antrifft. Viele von ihnen, besonders die ohne Gruft, oder eigentlich Beinhaus, waren ursprünglich Taufkirchen. Die Rundkapelle unsern der Stiftskirche zu Friesach, welche erst im Jahre 1848 wegen Erweiterung der Strasse abgebrochen wurde, war ein so echt romanischer Bau, eine Rotunde von 22° im Umfange, aus Quadern erbaut, mit einer Altarnische gegen Osten, welche halbkreisförmig vorgelegt, dem hl. Michael geweiht war. An der Westseite war ein steinernes Portal im Rundbogenstyl und mit dem Brustbilde des Heilandes in dem Bogenfelde. Das Dachgesimse ruhend auf dem Rundbogenfriese. Die Rotunde in St. Veit hat durch den runden Umgang, welchen, nach Inschrift, Franz Weidik im Jahre 1511 mauern ließ, an ihrer ursprünglichen Form sehr verloren.

Ein charakteristisches Zeichen ferner noch der romanischen Bauart, in welcher der Rundbogenstyl herrschte, sind die Thürme und Portale, welche noch jetzt Kirchen aus jener Zeit kennzeichnen, obschon ihnen im Innern sonst fast nichts aus der romanischen Periode geblieben ist. Selbst der herrliche Gurker-Dom erhielt wegen des langsamen Baues, besonders da die ältesten romanischen Gotteshäuser keine Ueberwölbung, sondern wie noch jenes zu Aquileja nur Balkendecken hatten, nachhin ein Netzgewölbe und einzelne gothische Zugaben. Mehr noch benöthigte dieses die Stiftskirche von St. Paul. Indessen eine wie die andere besitzen noch die beiden Thürme, die freilich ihre Bedeckung theilweise aus neuerer Periode erhielten. Bei St. Paul nimmt man deutlich die nachherige Erhöhung und die Herstellung des Glockenhauses mit Feustern, gothischen Styles und Maßwerkes, wahr. Auch die ehemalige St. Egidenkirche zu Klagenfurt hatte zwei Thürme, vereinigt durch einen Gang, wie man solches noch vor Kurzem bei der Kirche zu Maria Saal sah, und zu Marein im Lavanthale, dann an der Millstädter Kirche noch sieht.

Ein charakteristisches Zeichen der romanischen Bauzeit sind weiters die Grüfte, Krypten, welcher Bau im Gurker-Dom durch Größe und Ausführung einzig dasteht. In kleinern Dimensionen finden wir sie in der Liedinger- und Eberndorfer-Kirche, in denen zu St. Georgen am Weinberg, zu Maria Werd ꝛc.

Der urkundlichen Dauer nach sollten die Kirchen zu Maria Saal und zu St. Andrä auch im Baue noch die Merkmale der Zeiten ihres Ursprunges an sich tragen; allein dieses ist bei ersterer nur sehr wenig, bei letzterer fast gar nicht der Fall. Die Kirche Maria Saal kommt im neunten und zehnten Jahrhunderte urkundlich vor; aber nur die beiden Thürme, welche, so sehr sie in der Höhe modernisirt sind, doch an ihren Flächen eine Verzierung mit reicher und breiter Gliederung von parallel laufenden halben Rundstäben haben, tragen die Kennzeichen höheren Alters. Diesen ähnlich sind theilweise die Thurmfenster. Das Mittelschiff ist höher als die Abseiten und deutet auf die frühere Basilikaform. Indessen so viele Quadern und selbst Steinbilder aus Birunum zum Kirchenbau verwendet erscheinen, wallet bei seiner spätern Germanisirung mit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts noch der Verbrauch des leichter zu bearbeitenden Tuffsteines selbst bei den Portalen vor.

Die Kirche zu St. Andrä, die, wie Dr. Tangl in seiner Geschichte des Bisthums Lavant es umständlich darthut, bereits im neunten Jahrhunderte erwähnt, in der Urkunde vom 20. November 890 von Kaiser Arnulf ausdrücklich genannt wird, hat gegenwärtig nicht eine Spur ihres tausendjährigen Alters. Stück für Stück wurde erneuert, und nur am massiven südlichen Thurme sieht man noch an dem Fenster des Glockenhauses, gegen diese Seite hin, ein durch zwei Säulen unterstheiltes Rundbogenfenster. Am Eingange der Kirche, der so wie der Musikchor dem vergangenen Jahrhunderte angehört, befindet sich als Thürschwelle ein ehemaliger Altarstein, an dem der Name des Probstes Pilgrim*) mit dem „anno Domini 1361“ sich noch entnehmen läßt. Das Kirchenschiff ist höher, als die Abseiten, wovon nur an beiden Flanken des Chores, an dem Aufgang der Kapelle und Vorkafristei noch die spitzen Bogenspannungen vorhanden sind, während man sie zur Erweiterung der Kirche am regelmäßig gerippten Schiffe abbrach und das Ganze mit runden Wölbungen und modernen Fenstern versah. Noch sieht man an den Wänden Reste der ehemaligen Gewölbrippen und von Außen der Strebepfeiler, abentheuerliche Köpfe der Tragsteine und Wasserspeier ꝛc. Dieses als Beispiel, wie sich an den meisten Kirchenbauten eine Reihe von Jahrhunderten herausfinden läßt.

Die Stadtpfarrkirche zum „hl. Marcus“ in Wolfsberg bewahret das Andenken ihres höhern Alters. Das Portale mit seinen Rundsäulen, Blattkäufen und den sie überwölbenden Rundbögen an der Schräge ist romanisch, wahrscheinlich aus dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts. Auch der hohe Giebel ob dem Portale hat in seiner Ausgangsspitze noch das rundbogige Fries, so wie das hervorstehende Mittelschiff noch die Andeutungen der Basilica. Der Chor mit einem rundbogigen Kreuzgewölbe, dessen vier Ende in den Ecken auf breiten Basen mit Würfelverzierung ruhen, unter denen runde kurze Halbsäulen mit Blattkapitälen sich befinden, gehört ebenfalls jener Zeit — alles andere ist gothisch oder besonders an den Abseiten und in den untern Kapellen modernisirt. Der Thurm hat eine auf rundbogigen Tragsteinen ruhende Gallerie. Bis zu jener Höhe scheint er ebenfalls älterer Zeit anzugehören. Diese Gattung Eingangspforten, wie wir sie als Muster am Dome zu Gurk in hoher Eleganz, an der Stiftskirche zu St. Paul, an der Stadtpfarrkirche zu St. Veit, und der ehemaligen Stiftskirche zu Millstatt, in weniger zierlichen Formen zu

*) Nach Dr. Tangl (Seite 406 und 411) war Pilgrime, welcher von 1337 bis 1361 regiert haben soll, Vorgänger Probst Peter; wir aber ersehen aus einer Regeste des k. k. geh. Archives, daß von Seite des Kapitels zu Lavant nach dem Tode Probst Walchuns unterm 25. Dezember 1349 vom Gurker-Domkapitel Eberhard von Quenstetten als Probst postulirt wurde. Ein Beweis, daß immer noch neue Daten vorkommen, was jedoch das Vorhandenseyn so einer fleißigen Arbeit nicht beeinträchtigt.

Digitized by Google

Wolfsberg, Viktring ꝛc. finden, ist ein sprechender, unfehlbarer Zeuge des romanischen Bausthles, von dem sie, oft ganz vereinzelt nach Abbruch und Ueberbau, geblieben sind. Der eigene Anblick wird es darthun, wie viel noch derlei Gotteshäuser gemischter Bauart in Kärnten aus der Uebergangsperiode erübrigen, die Berichtgeber näher und im Detail zu beschauen bisher außer Stande war, und die eine eingehende Beschreibung erwarten.

Die rein gothische oder, wie man es besser sagen will, germanische Kirchen-Baukunst kennzeichnet sich durch den Spitzbogenstyl in Thören, Fenstern und im Schlusse der Gewölbrippen, in der gleichgehaltenen Höhe der Absiten mit dem Kirchenschiffe, in dem oft sehr reichen steinernen Maaßwerke der hohen Kirchenfenster, in der eckigen Form der Apsiden, in der Ausstattung von Außen mit mehrmals zahlreich verzierten Strebepfeilern, besonders auch der Portale mit sogenannten Frauenschuhen, Thürmchen, pyramidenförmig aufsteigenden Blattverzierungen u. d. gl. Außer durch diese Kennzeichen wird die Beurtheilung des relativen Alters auch durch die noch vorhandenen Urkunden befestet, da sich in den Kirchenschreinen vielfach noch Ablaßbriefe aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte vorfinden, wo jene, welche zum Kirchenbau durch Handarbeit, Zug, Materiale oder Geldspenden halfen, mit geistlichen Wohlthaten bedacht sind. Einen derlei Ablaßbrief fanden wir unterm 8. Juni 1286 vom Erzbischofe Rudolf zu Salzburg für die neue „Pantrazikirche", zu Gmünd ausgestellt, welche jedoch erst 1339 vollendet wurde, wie es ein Ablaßbrief vom gleichen Jahre besagt, da er von deren Einweihung spricht. St. Leonhard bei Sachsenburg erhielt einen solchen im Jahre 1471, Pisweg 1490, St. Wolfgang bei Grades 1495, Nöring 1500, St. Martin in der Feistritz und Maria Hilf bei Metnitz 1501, Michelsdorf 1505, die Schloßkapelle zu Pfannhof im Jahre 1512 u. a. m.

Jene „Pantrazikirche" zu Gmünd ist, obwohl jetzt sälkularisirt, doch in ihren innern Haupttheilsantheilen noch unversehrt, einschiffig, welche Bauart in Kärnten in der Zeit des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts sehr gangbar war. In diesem Style sehen wir die erweislich von Conrad von Aufenstein (um 1320) erbaute Klosterkirche zu St. Veit, die fast gleichzeitige von St. Niklas zu Straßburg, die zu Obervellach, und eine Zahl anderer kleinerer Landkirchen. Die in der Urkunde vom Jahre 1339 vorkommende alte Pfarr- und „Marien"-Kirche zu Gmünd hat gleich hohe Absiten und zwei Reihen achteckiger Pfeiler, welche, wie man es, wenn man das Gewölbe unter dem Dache übergeht, bemerken kann, inwendig bis hinab in den Grund eine Höhlung haben, die man bei deren Aufbau zur Einrichtung der Theilstücke bequem fand, vielleicht auch, wie Beschauer meinten, um im Falle einer Feuersbrunst dem einströmenden Wasser einen Abfluß in den hiezu vorbereiteten (?) Grundraum zu gewähren. Die der Kirche angebaute ebenfalls gothisch gehaltene Kapelle enthält, wie es der Deckelstein erinnerlich vom Jahre 1440 besagt, die irdischen Reste der Edlen Rosenheimer. Ueber das eigentliche Alter der Kirche läßt sich sonst nicht bestimmt absprechen.

Ohne einen ähnlichen Maßstab an eine Reihe solcher Bauten aus der Periode der Gothik zu halten, müssen wir uns schließlich nur noch begnügen, die schönsten Baudenkmale aus jener Zeit zu nennen, wo jedoch keineswegs der Verfall der Kunst, oder hie und da die Ueberladung oder Geschmacklosigkeit den Ausgang derselben kennzeichnet, sondern vielmehr die Menge der vorhandenen Geldmittel über die Ausstattung entschied und daher ihr Mangel manchen schönen Bau wie z. B. den zu St. Leonhard im Oberlavantthale unvollendet ließ. Wie uns obige Urkunden betreff der „Pantrazikirche" zu Gmünd belehren, lag zwischen dem Beginne eines Baues und seiner Vollendung ein halbes oft ein volles Jahrhundert, nicht zu denken des Cölner-Doms, des St. Stephan-Doms in Wien, und des Domes zu Mailand, wo ein halbes Jahrtausend dazu nicht hinreichte. Der Plan war daher schon lange entworfen, die Grundlagen aufgeführt, bis nach Jahren und Jahren alles fertig wurde.

Die Millstädter Stiftskirche, ursprünglich ein romanischer Bau, wurde bis auf die Thürme und die Eingangsporte von den St. Georgenrittern im germanischen Style neu hergebaut und wie die Wappen der Großmeister, Prioren und Ritter am viel verschlungenen Netzwerke des Kirchengewölbes u. a. m. beweisen, von 1470 bis 1530 ungefähr daran gebaut und verputzt.

Die Villacher Stadtpfarrkirche wurde bald nach dem Einsturze der früheren im Jahre 1348 und Erbauung der Stadtmauern, welche man im Jahre 1360 neu herzustellen anfing, in Angriff genommen, doch erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde sie fertig, wie es der Grabstein des reichen Balthasar von Weisbriach (gest. 1484) beweist, welcher ihn den Sistern der Porkirche (Emporkirche, Musikchor) nennt. Daß sie bereits im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in der Wesenheit vollendet war, entnehmen wir auch aus der rechts angebauten Seitenkapelle, deren in Stein gehauene Inschrift die Gräfin Katharina von Görz als Erbauerin nennt, welche als Wittwe von 1450 bis 1478 in Kärnten gelebt hatte. Daß der unterste Theil des Thurmes, den das Erdbeben verschonte, eine romanische Baute sey, zeiget der Augenschein.

Die Kirche zu Heiligenblut, ein rein altdeutscher Bau im edelsten Style, wurde im Jahre 1483 von Hanns Huber, Werkmeister zu Sigmundskron, vollendet. Mit ihr wetteifert die „Marienkirche" zu Weitschach, über deren Alter uns leider nichts Urkundliches vorliegt, welche die Sage jedoch vom Erzbischof Leonhard von Keutschach mit Auszang des fünfzehnten Jahrhunderts erbauen läßt. Ihr Bild liefern uns die „Ansichten von Kärnten" und wir bewundern den herrlichen Bau mit seinen oben reichdecorirten Strebepfeilern, dem grandiosen runden Mittelfenster mit einer strahlenartigen Fensterrose in seiner Tiefe, das spitzbogige Portale mit den laubgeschmückten pyramidalischen Thürmchen zur Seite.

Eine beinahe kaum gekannte, weil abgelegene Kirche, die einer besondern Besichtigung und Prüfung bedarf, ist die „Marienkirche" zu Hohenfeistritz oder Ebersteín, die einzelne Besucher als reizend wegen ihres herrlichen Portales und der reichen Ausstattung mit Statuen, Baldachinen u. d. gl. beschreiben. Die laut Obigen nach ihrem Alter uns bekannte Wolfgangkirche ob Grades ist ob ihrer steinernen Kanzel, ihres Portales und sonstigen Structur im rein altdeutschem Style, ebenso sehenswerth, als jene uns bereits aus diesen Blättern bekannte St. Leonhardkirche ob der gleichnamigen Stadt.

Das Mangelnde in dieser nur skizirten Darstellung der mittelalterlichen Bauten Kärntens zeigt, welche reiche Ernte auf diesem Felde der Forschung noch erübrigt, und wie angenehm der Geschmack für Kunst mit den ländlichen Ausflügen durch solchen Beschau sich verbindet.

Berichtigung. Im Aufsatze: „Mittelalterliche Bauten in Kärnten. 2. Civilbauten." — Carinthia Nro. 26, Seite 103, Spalte 2, Zeile 20 und 21 von oben soll es heißen: welcher mit einer äußerst charakteristischen Thüröffnung in das Gotteshaus zu Millstadt sich mündet.

Digitized by Google

Ferdinand gründet v. Egger'sche Gewerkschaft Lippitzbach.

Am 12. Februar d. J. wurde bei selber die vom Grunde aus neu erbaute Waldhütte, aus einem Fein- und Grobstreckwerke bestehend und auf Dampfkraft basirt, nach abgehaltenem heil. Messopfer in der Schloßkapelle von dem hochwürdigen Herrn Ortsvikarer in Arnden, Martin Olinschegg, unter Assistirung vier anderer geistlichen Herren feierlichst eingeweiht.

Am Schlusse dieses kirchlichen Aktes hielt der Celebrant an die zahlreiche Versammlung eine dem Feste entsprechende Anrede.

Der Redaction ist dieselbe durch Freundesband zugekommen und sie findet sich veranlaßt, selbe in ihrem Blatte wörtlich aufzunehmen, indem alle Verbesserungen in dem so wichtigen Eisenwesen einen wesentlichen Theil der industriellen Geschichte Kärntens bilden. —

„Hochansehnliche!

Wir haben uns heute in der schönen Schloßkapelle hier versammelt, und dem hochheiligen Meßopfer beigewohnt — um den Segen des Allmächtigen über dieses neue und prachtvolle Walzwerk zu erflehen.

Die Huld und Gnade des hochgebornen Herrn Grafen Ferdinand v. Egger war es, so wie die weise und umsichtsvolle Leitung des wohlgeborenen Herrn Inspectors Jakob Schließnigg und des Herrn Verwesers W. Raidon, wie auch die kräftige Mitwirkung der sachmännischen bewerksteligten es, daß diese schöne neue Schöpfung in's Leben getreten ist.

„Allein an Gottesgnaden ist Alles gelegen. — Und wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute vergebens" spricht die ewige Wahrheit (Psalm 126), daher wolle Gott der Allgütigste das vollenden und vollziehen, was die menschliche Hand unvollegen ließ, oder nicht vollenden konnte.

Auf dem ganzen Erdenrunde hat der menschliche Geist gegenwärtig mehr als je eine materielle Richtung eingeschlagen. Diese Wahrheit bestätigen uns die herrlichen Kunsterfindungen zu Wasser und zu Land.

Auch Lippitzbach ist auf dem industriellen Felde nicht zurückgeblieben, sondern vielmehr kräftig vorwärts geschritten.

Bei der allgemeinen Industrie-Ausstellung in Paris wurden sowohl die Verdienste des hochgebornen Herrn Grafen als Inhaber von Lippitzbach, als auch jene des Herrn Inspectors, dann des Herrn Verwesers, anerkannt und durch herrliche Medaillen ausgezeichnet; und hier sehr ihr alle, m. L. die schönsten Früchte des technischen Fortschrittes, wo Ihr und Eure Kinder das tägliche Brod verdienen werden.

Zu dem muß ich noch einer wohlthätigen Quelle erwähnen, welche für Euch, geliebte Eltern! durch die gütige Hand des hochgebornen Herrn Grafen eröffnet worden ist: nämlich des Schimmerrichtes, wodurch Eure bildsame Jugend christlich unterrichtet und erzogen wird, damit dieselbe gebildet heranwachse, um einst in dieser neuen Hütte mit Euch Glück und Freude theilen zu können.

Demnach wolle für Euch, m. L. das heutige Fest ein Fest der Freude, Dankbarkeit und christlichen Liebe sein; — bittet, und bittet ständig für Eure Wohlthäter und Vorgesetzten und lasset Sie hoch leben; — der Segen des Allmächtigen schwirme diese neue Waldhütte, so wie Euch Alle. — Es geschehe!"

Dampfschiffahrt am Werder-See.

Der Personenverkehr am Werder-See vom 19. März bis 30. Juni 1856 gibt im Vergleich mit dem vom 7. April bis 30. Juni 1855 folgende Ziffern:

	1856	Mehr	Weniger als 1855.
Von Klagenfurt nach Loretto, Schiern,			
„ Maria-Wörd und Pörtschach . .	2379	77	—
„ Klagenfurt nach Velden . . .	1548	85	—
„ „ „ Villach . . .	2144	189	—
„ Loretto, Schiern, Pörtschach nach Villach	1659	—	453
„ Velden nach Pörtschach, Schiern ꝛc.	161	48	—
„ „ „ Villach . . .	438	207	—
„ „ „ Klagenfurt . . .	1769	112	—
„ Villach „ Velden . . .	219	85	—
„ „ „ Klagenfurt . . .	2408	484	—
	12715	1287	453

Die diesjährige, hier in Betracht gezogene Periode umfaßt einen Zeitraum von 104, die vorjährige aber von nur 85 Tagen, es kommen also durchschnittlich auf einen Tag heuer 122, voriges Jahr 139 Personen. Der Verkehr war also im Allgemeinen heuer geringer als voriges Jahr, u. z. wie es bei obigen Zahlen in die Augen springt, in den kurzen Stationen, während die ganze Route die Velden und Villach nur geringe Differenzen, Villach — Klagenfurt z. B. vielmehr eine Zunahme ausweist, also wieder dasselbe schon voriges Jahr beobachtete Ergebniß: Abnahme der Lustfahrenden, Zunahme der eigentlichen Reisenden. Es ist also die Dampfschiffahrt entschieden ein Verkehrsmittel für Ober- und Unterkärnten geworden, und bei dem ungeschmälerten vollkommen geordneten Gange der Unternehmung zu bedauern, daß sie an der Unlust des Landkanales zu scheitern droht, dessen Wasserstand seit Eröffnung des Entsumpfungs-Kanales fortwährend im Sinken, bereits dem so beobachteten niedrigsten ganz nahe ist, und in Kürze keinerlei Schiffahrt mehr gestatten wird.

Erdmagnetismus in Klagenfurt.

Im August vergangenen Jahres hat Herr Karl Kreil, Director der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus die zahlreichen meteorologischen Stationen Kärntens bestehigt, und bei dieser Gelegenheit die Bestimmung der Elemente des Erdmagnetismus in Klagenfurt (Baron Herberstichen Garten) wieder vorgenommen, um die Aenderungen derselben seit 1847, wo sie von ihm schon bestimmt worden waren, kennen zu lernen. Die Resultate dieser Bestimmungen sind folgende:

	1856	1847
Magnetische westliche Declination . .	13°56·8′	14°48·33′
„ Inclination	63°15·6′	63°29·5′
„ horizontale Intensität . .	2·05985	2·0339
„ Totalkraft	4·578	—

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung.)

Aus der Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien vom 23. Jänner 1855. Herr M. V. Lipold, welcher über Ersuchen des hierortigen Herrn Handelsmannes Ludwig Kuschel, mit Genehmigung der Direction der k. k. geolog. Reichsanstalt der Kurzem den Bleiberggau „Unterpeben" nächst Schwarzenbach in Unterkärnten einer bergmännischen Beurtheilung zu unterziehen hatte, machte eine Mittheilung über das Auftreten der Bleierze in jenem Bergrevier. — Ueber einer sehr mächtigen Ablagerung von theilweise dünnschiefen Kalkglimmerartigen) Dolomiten, welche, da unter denselben der rothe Werfner Schiefer an einigen Stellen zu Tag kommen, die Guttensteiner Schichten repräsentiren, treten in einer Mächtigkeit von mehr als 1000 Fuß lichte und dichte Kalksteine mit muschligen Bruche auf, welche die Kuppen des Gebirgszuges pr. „Obir" einnehmen. Diese Kalksteine sind geschichtet und die Schichten, über eine oder mehrere Klafter mächtig, laßen ein Streichen nach Stunde 7 (SO. in NW.), und ein Verflachen mit 40 — 50 Grad nach NO. zu beobachten. — Nur eine minder mächtige Abtheilung dieser Kalksteinschichten ist erzführend. Die Bleierze, Bleiglanz kommen in den erzführenden Kalksteinschichten durch die ganze Mächtigkeit laid und vereinzelt und in sehr geringer Menge, bald aber auch in solcher Menge eingesprengt vor, daß sie als Pochgänge benützbar sind. Der eigentliche Erzadel befindet sich in Klüften oder Gängen, welche die erzführenden Kalksteinschichten durchqueren, nach Stund 6 (O. in W.) streichen und größtentheils saiger stehen und den tauben Hangend- und Liegendkalksteinen, so wie den übrigen Gesteinsgruppen von dem erzführenden Kalksteine in Nichts unterscheidet, nicht zuzusehen. In diesen Klüften oder Gängen bricht derber Bleiglanz in Adern bis zu 3" und in Mugeln und Knauern bis zu einigen Fußen ein, u. z. in einem braunen Letten (Kalkthon), oder in einer mürben Kalkbreccia, oder in einem Gemenge von Letten und Kalkstücken, welche die als Klüfte oder Gänge bezeichneten Spaltemräume ausfüllen. Diese Beschaffenheit der Kluft- oder Gangausfüllung, die eckige Gestalt der von Letten umschlossenen Kalkstücke, so wie auch verkommende Schliff- oder Rutschflächen liefern den Beweis, daß die Gänge nicht gleichzeitiger Entstehung mit den Kalksteinen sind, in denen sie auftreten — Man kennt in dem erzführenden Kalke mehrere solcher Gänge, die sich zu einander parallel von Süd nach Nord verflachen. Die meisten dieser Gänge setzen nicht durch die ganze Mächtigkeit der erzführenden Kalksteines hindurch, sondern es finden Verschiebungen oder vielmehr Ueberspringungen derselben von einer Kalkfensichte in die andere statt, wodurch der Abbau und der weitere Aufschluß der Gänge mit vielen Schwierigkeiten verbunden wird und die Bergbaue sehr unregelmäßig erscheinen. Außer Bleiglanz kommen in Gängen noch Wulfenit (Gelbbleierz), seltener Weißbleierz vor. — Von Petrefacten sind bisher in dem erzführenden Kalke häufig Austerresporden u. z. noch nicht bestimmte Arten von Rosselaria Natica, seltener Ammoniten vorgefunden worden. Jedoch lassen die letzteren, der Familie der Globoslen angehörig, keinen Zweifel übrig, daß der erzführende Kalkstein den Halstädter Schichten, der alpinen Muschelkalkformation, angehört. — Zum Schlusse bemerkte Herr Lipold, daß die Bleierz führenden Klüfte nicht auf die Umgebung von Schwarzenbach beschränkt sind, sondern in einem ununterbrochenen Zuge vom Urtulaberg an der Grenze Steiermarks über die Gebirgsrücken der „Peben" und der „Obir" bis über Windisch-Bleiberg hinaus in einer Erstreckung von mehreren Meilen durch Bergbaue auf ähnliche Bleierz-Lagerstätten bekannt sind.

(Wird fortgesetzt.)

Herausgeber und Redacteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 28. Sonnabend, den 12. Juli. 1856.

Liebesfreudigkeit.

Will feig nicht länger ringen
Nach ruh'gen Sinnes Glück —
Ein muthig Selbstbezwingen!
Und Ruhe kehrt zurück.

Will starken Arm's umfassen
Die träumlichschöne Welt,
Sie nimmer fühlen lassen,
Was innen oft mich quält!

Wenn auf mir lastend lieget
Ein Kummer, noch so schwül —
Doch immer wieder sieget
Der Freude stark'r Gefühl.

Es mag der Schwächling sinken,
Schwach ist das Herz, das bricht —
Wird mir Erlösung winken?
Das fragt der Tücht'ge nicht.

Getrost geht er die Pfade,
Wohin ihn Sehnsucht zieht,
Wie an das Meergestade
Die Welle ewig flieht!

Vergänglich all' die Schmerzen!
Sie nah'n und flieh'n zurück;
Gefühl der Lieb' im Herzen
Ist unvergänglich Glück!

Ernst Allmuart.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung von Nro. 24.)

Gefecht bei Volta.

Graf Radetzky beeilte sich nun, seinen Sieg durch eine nachdrückliche Verfolgung des Feindes zu vollenden. Er begab sich am 26. Juli nach „Valeggio", versammelte die Korpskommandanten und entwarf die Dispositionen. Das erste Armeekorps überschritt den „Mincio" bei „Monzambano" und bewegte sich über „Pozzolenge" nach „Castiglione". Das zweite versammelte sich auf der Haide „Prabiana" und marschirte über „Valeggio" nach Volta. Das Reservekorps ging über „Salionze" nach „Pozzolengo". Das dritte Korps ging ebenfalls bei „Salionze" über den Fluß, um „Peschiera" am rechten Ufer einzuschließen.

Die Brücke bei „Ponti" über die „Etsch" wurde wieder abgebrochen und folgte, wie sämmtlicher Train, über „Valeggio" der Armee nach.

Diese Dispositionen und Vereinzelung unserer Streitkräfte schienen auf einen vernichteten Feind berechnet, das aber war nicht der Fall, der König hatte noch frische Truppen und konzentrirte sich bei „Goito."

Unsere große strategische Ueberflügelung beruhte auf der Voraussetzung, der Feind werde seine Rückzugslinie über „Castiglione" und „Montechiari" wählen. Allein warum das vermuthen? während er die kürzere senkrechte Linie über „Cremona" bei dem Starrkrampfe, in den „Mantua" verfallen schien, — offen hatte? Auch hatte der König alle seine Magazine, Vorräthe und Spitäler auf dieser Linie.

Wir ließen dem König auch noch ziemlich Zeit, denn die Avantgarde des Fürsten Friedrich Liechtenstein erschien erst um 6 Uhr Abends vor Volta. Zum Glück zauderten auch die Piemontesen, und Liechtenstein besetzte noch vor ihnen Volta. Sonnaz zog eben in dem Augenblicke heran, als Liechtenstein mit den ersten Abtheilungen seiner Vorhut, dem 9. Jägerbataillon und zwei Geschützen, die Ausgänge des Ortes besetzte. Nachdem sich die Brigade rechts und links im obern Theil des Ortes, welcher durch seine dominirende Lage sowohl als auch durch Kunst und Natur zur kräftigen Vertheidigung geeignet ist, nach der schnell entworfenen Dispositon des Fürsten vertheilt hatte, wurde von der Division des Hauptmanns Becsey, der sich noch im Centrum befand, eine halbe Compagnie unter Lieutenant Balegh gegen den Ausgang des Ortes, am Vereinigungspunkte mehrerer Straßen, entsendet. Allein bald darauf erhielt Becsey den Befehl, mit der ganzen Division dahin zu folgen und diesen wichtigen Punkt zu besetzen. Kaum hier angekommen, den Oberlieutenant Ondruß rechts, den Lieutenant Budich links sendend, erfolgte der Angriff von allen Seiten. Lieutenant Budich kam mit seiner ganzen Mannschaft in Gefangenschaft; Oberlieutenant Ondruß wurde mit seinen Leuten gänzlich zersprengt. Das gleiche Loos würde auch Balogh gehabt haben, wenn nicht Becsey alsogleich die Häuser der engen Gäßen besetzt und alles so schnell wie möglich in Vertheidigungsstand gesetzt hätte. Mit dem Reste seiner Mannschaft, bei 30 Mann, eilte er unter Trommelschlag und Hurrah-Ruf dem Lieutenant Balegh zu Hilfe, und hielt den ungestümen Andrang des Feindes aus. Der Kampf ward mit größter Erbitterung fortgesetzt, bis Becsey in seinen Flanken ein stärkeres Feuer hörte, und daher mit Recht besorgte, abgeschnitten zu werden. Er zog sich nun fechtend Schritt vor Schritt bis zu dem Hauptknoten, wo sich die Straßen vereinigen, zurück, und setzte sich hier wieder standhaft zur Wehre. Die tapfere Schaar wich jetzt nicht einen einzigen Schritt. Becsey focht mit dem Säbel, daß die Klinge in Splitter ging, seine Zimmerleute schlugen mit den Hacken darein, es war ein Kampf auf Tod und Leben. Becsey's

Digitized by Google

Rock und Czako waren von Bajonnetstichen durchlöchert, sein Gesicht voll Blut, als der Feind durch diese verzweifelte Gegenwehr sich zurückzog, und unausgesetzte Decharzen gab, welche aber, da die Finsterniß eingetreten, wenig schaderten.

Die Dorfuhr hatte 9 geschlagen, als der heldenmüthige Becsey am Unterleib verwundet wurde, er sagte nichts, aber der Gemeine Mikledin mußte das Sachuch öfter in's Wasser tauchen, welches Becsey dann auf die Wunde legte, so hielt er, den Kampf immer fortsetzend, bis 11 Uhr aus. Als er sah, daß der Feind nun nicht mehr wagte vorzudringen und sein heftiger Angriff gebrochen war, übergab er seinem braven und tapfern Lieutenant Balogh das Commando über die ganz zusammengeschmolzene Heldenschaar und ging nach dem Verbandplatze.

Der tapfere Becsey wurde durch die Verleihung des Ritterkreuzes des „Maria-Theresienordens“ ausgezeichnet.

Der Art war der Kampf an allen Punkten, der von 16 feindlichen Geschützen protegirt wurde, aber alle seine Anstrengungen scheiterten an der Tapferkeit unserer Truppen.

Der zahlreiche Feind betrohte schon den Rücken der braven Brigade, durch Stunden hatte der wüthende Kampf gedauert, als endlich die Brigade Kerpau auf dem Kampfplatze eintraf. Der Feind hatte schon einige Häusergruppen erobert, allein Kinsky und die Sluiner warfen ihn mit stürmender Hand hinaus und machten gegen 100 Savoyarden zu Gefangenen.

Wie immer, war auch hier Oberstlieutenant Martini mit seinen Haugwitzern einer der Tapfern, der an der Spitze seiner Sturmkolonne die gefährlichsten Punkte nahm. Er hatte gerade eine Höhe südlich von Volta erstürmt und den Feind über den Damm geworfen, — als er im stärksten feindlichen Feuer recognoscirte; da erhielt sein Pferd einen Schuß, stürzte, und Martini bekam durch den Sturz mehrere Contusionen und eine blutige Verletzung an den Schienbeinen. Ungeachtet dessen verließ er doch keinen Augenblick das Schlachtfeld, setzte sich dem größten Feuer aus, placirte selbst sehr vortheilhaft die Geschütze, und hatte durch seine geschickte Führung und sein persönliches höchst tapferes Benehmen einen großen Antheil an der äußerst schwierigen Haltung dieser wichtigen Stellung, und somit auch an dem glücklichen Ausgange des Gefechts.

In der finstern Nacht, mit der Oertlichkeit vertraut, von dem terrassenförmig sich erhebenden Terrain begünstigt, drangen die Piemontesen in die Häuser und den Thurm, unterstützt von den Einwohnern, die selbst am Gefechte Theil nahmen und mit Schießbaumwolle feuerten. Man konnte nur in sehr gut verschlossenen Räumen Licht haben, denn gegen jede leuchtende Ritze erfolgten die Schüße. Mehrmals wurde alles allarmirt, momentanes Durcheinander trat ein, Freund und Feind erkannten sich in der Finsterniß nicht. Es war eine schauderhafte Nacht, ein grausenhafter Kampf geworden, beide Theile wetteiferten im wilden Muthe. Man fand einen Jäger und einen Savoyarden, die sich gleichzeitig die Bajonnete durch den Leib gerannt hatten, und in dieser Stellung friedlich neben einander lagen.

Die Ungarn von Franz Karl unter dem tapfern Mayer, die Tiroler unter dem tapfern Hauser, das 9. Jäger-Bataillon unter dem tapfern Weiß, waren erschöpft; d'Aspre war zugegen und blieb bis 2 Uhr Nachts, da riefen ihn seine Dienstgeschäfte nach einem andern Punkt. F. M. L. Graf Wimpfen erhielt von ihm die Vollmacht, die Stadt auch zu räumen. Im Kriegsrath stimmten die Generäle und besonders unser wackerer Landsmann Hauptmann Hauser auf Fortsetzung des Kampfes und Ausharren bis zu Ende dieser unheimlichen Nacht.

Das Gefecht dauerte fort, aber beide Theile suchten sich durch Barricaden zu sichern. Endlich brach der Morgen an, und die Sonne erhellte dieses wilde Durcheinander, in welchem wohl 5 Brigaden auf diesem kleinen Raum im Kampf waren. Der Feind hatte in der Nacht ansehnliche Verstärkungen erhalten, dennoch hielten die zwei österreichischen Brigaden noch 4 Stunden das Gefecht allein aus. Hauptmann Hauser erhielt das Ritterkreuz des „Maria-Theresienordens.“

Am 27. Juli.

Die Schlachtlinie wurde durch die Brigade Edmund Schwarzenberg endlich verstärkt, und das erste Armeekorps von „Vezzolenze“, das Reservekorps von „Castellaro“ waren im Anmarsch. Nach „Valeggio“, wo der Feldmarschall war, wurde die Brigade Berin mit 12 Geschützen beordert, da man nicht wissen konnte, ob der Feind nicht auf dem linken „Mincio“-Ufer einen Angriff gegen diesen wichtigen Punkt machen würde.

Im Verein mit der Brigade Schwarzenberg, während auch die Brigade Ginlay hinter „Volta“ in Reserve aufmarschirte, wurde jeder Angriff abgeschlagen, und alle Versuche des weit überlegenen Feindes scheiterten an der Tapferkeit der Soldaten und der Standhaftigkeit der Generäle.

Oberst Graf Pergen mit einem Bataillon seines Regiments, unterstützt durch eine vom Major Molinari geführte Umgehungskolonne des Stuiner Regiments, entschied endlich den Ausgang des harten Kampfes. Der Feind ward von der schon wieder genommenen Höhe in die Ebene hinabgeworfen und zog sich nach „Goito.“

Die Cavallerie verfolgte den Feind, es wurden von beiden Seiten schöne Attaquen ausgeführt und unsere brave Cavallerie fand an den piemontesischen Lanziers würdige Gegner.

Nach diesem Gefechte waren die Truppen Carl Albert's entmuthigt, ja demoralisirt; es gelang nicht mehr, Ordnung in dieses Chaos zu bringen, und es war kein Rückzug mehr, sondern eine verwirrte Flucht, — viele Leute rissen aus und eilten, Czake und Tornister von sich werfend, der Heimath zu.

Das erste Korps traf um Mittag in „Volta“ ein, und F. M. L. Wratislaw marschirte rechts auf den Höhen von „Cavriana“ auf, F. M. L. Wocher mit dem Reservekorps nächst „Volta“; somit waren die drei Korps vereinigt.

Der König, den traurigen Zustand seiner Truppen erkennend, dachte an Mittel, um Zeit zu gewinnen; er schickte an Radetzky Bevollmächtigte, um einen Waffenstillstand zu erwirken. Die Truppen im Lager hofften, daß man keine Bedingungen annehmen werde. In „Mailand“ mußten wir einziehen, so verlangte es die Soldatenehre, und Gott sey Dank, die Unterhandlung zerschlug sich.

Mit diesen Unterhandlungen verloren wir 24 Stunden, wo wir ängstlich über den Ausgang bei „Volta“ standen. Der König benützte sie zu seinem Abzug und auf der Terrasse der Kirche in „Volta“ sahen wir in langen Staublinien ferne am Horizont die letzten feindlichen Kolonnen in der Richtung nach „Cremona“ abziehen.

Verfolgung.

Am frühen Morgen des 28. Juli erhielt der Feldmarschall des Königs Antwort. Seinen Rückzug sahen wir schon gestern Mittags. Gegen Mittag brachen die Korps aus ihrer Stellung von „Volta“ auf, und rückten gegen den „Oglio“. Zur Linken marschirte das Reservekorps nach „Rodige“, in der Mitte das zweite Armeekorps nach „Gazzelto“, zur Rechten das erste nach „Piubega“. Noch weiter rechts deckte Oberst

Digitized by Google

Wyß mit 6 Eskadronen, einem Bataillon und einer Cavalleriebatterie die Flanke der Armee.

Der Feldmarschall war vorauseilig, begleitet von einigen Generälen und wenigen Reitern, und traf eben in „Gazzoldo“ ein, als die letzten piemontesischen Reiter den Ort verlassen hatten. Man denke sich die Bestürzung und die Wuth der Armee, wenn unser guter, aber verwegener Vater so im Angesichte seines ganzen Heeres von einer feindlichen Patrouille aufgehoben worden wäre.

Die Belagerung von „Peschiera“ nebst dem Commando über das dritte Armeekorps wurde dem F. M. L. Haynau übertragen. F. M. L. Graf Thurn erhielt das Commando des vierten Armeekorps, bestehend aus den Brigaden Benedek, Franz Liechtenstein, Degenfeld und Draskowitz, welches am 29. Juli aus „Mantua“ bis „Marcaria“ rückte; — Oberst Benedek mit der Avantgarde ging bis „Bozzolo“ vor.

Bis jetzt hatten wir noch keinen rechten Begriff von dem Zustande des piemontesischen Heeres. Allein bei unserer jetzigen Vorrückung sahen wir die Demoralisirung des Feindes. Der Weg, den der Feind eingeschlagen, war durch Tausende von Tornistern, Epauletten, Czakos, Pompons und Rüstungsstücken aller Art bezeichnet. Laubleute hatten zum Scherze Pyramiden daraus errichtet.

Die Symptome der Auflösung waren sichtbar; in einem Wagen fanden wir 13 Fahnen. Eine entschlossene Verfolgung durfte dem Feinde kein Halt erlauben, und so geschah es auch.

Am nächsten Tage überschritten wir die „Chiesa“ und das erste und zweite Armeekorps erreichte den „Oglio“. Das zweite Armeekorps hatte den linken Flügel und kam bis „Canneto“, das erste rechts nach „Casal Romano“, das Reservekorps hatte sich hinter das zweite gezogen und stand an der „Chiesa“ bei „Asquaegra“, wo sich auch das Hauptquartier befand.

Der Feind hatte nicht Zeit gehabt, die Brücke über den „Oglio“ zu zerstören, sie ward sogleich besetzt, und starke Streifpatrouillen nach allen Richtungen über den „Oglio“ geschickt.

Ohne Widerstand gingen wir am 30. Juli über den „Oglio“ das zweite und das Reservekorps bei „Canneto“ über die Brücke. Das erste schlug den Weg über „Isola Dovarese“ ein, wo man eine Pontonsbrücke schlug. In zwei Kolonnen bewegte sich die Armee gegen „Cremona“, das Reservekorps zog sich hinter das erste und folgte ihm auf der Hauptstrasse.

Der König wünschte die Stadt zu behaupten. Anderthalb Stunden diesseits derselben durchzieht der Bach „Delmona“ ein sehr durchschnittenes Gelände; hier hoffte er sich, den rechten Flügel an den Po gestützt, ein paar Tage halten zu können.

Ehe aber seine Truppen ihre Stellungen bezogen hatten, stieß die Brigade Strasoldo, welche die Vorhut des ersten Korps bildete, bei „Ca de Mari“ auf die Brigade Savoyen. Es entspann sich sogleich ein lebhaftes Gefecht. Das 10. Jägerbataillon näherte sich zu beiden Seiten der Strasse der feindlichen Stellung, während dem kam auf der Strasse selbst eine Schwadron Radetzky-Husaren heransprengt, warf sich kaum plötzlich zur Seite und demaskirte zwei Kanonen, die ihr nachgefolgt waren, und nun auf 800 Schritte ihr Feuer eröffneten. Das Gefecht der Piemontesen blieb die Antwort nicht schuldig, und durch beinahe drei Stunden, während eines heftigen Gewitters, kämpften die braven Jäger, dem Kartätschenfeuer bald mehr, bald weniger ausgesetzt. Als aber die Bataillone Hohenlohe und die Warasdiner-Kreuzer zur Linken aufmarschirten, stürmten die Jäger, nahmen dem Feinde eine Kanone und dieser zog sich bis „San Felice“ zurück.

Die Brigade Strasoldo lagerte bei „San Marino“, links davon die Brigade Friedrich Liechtenstein, welche die Avantgarde des zweiten Armeekorp bildete. Die beiden Armeekorps standen bei „Gadesco“ und „San Ambrogio“, das Reservekorps hinter dem ersten bei „Cicognole“; etwas weiter zurück zur Linken bei „Salarolo“ das vierte Armeekorps, die Avantgarde bei „Bedesotto“, wo sie ein kleines Vorpostengefecht mit der feindlichen Arrieregarde hatte.

Unser Hait rettete die Division des Herzogs von Savoyen und die des General Ferrer; beide Divisionen kantonirten um „Selpirio“ und „Giacomo“ und waren weit zurück; verfolgte das erste Corps seine Vortheile und nahm „Cremona“, was der überraschte Feind nicht mehr streitig machen konnte, so wurden die beiden Divisionen abgeschnitten, von vier Armeekorps umgeben, zur Capitulation gezwungen.

In „Cicognole“ erreichte uns der Adjutant des Kaisers, Oberst Graf Crenville, und übergab dem Feldmarschall das „Großkreuz des Maria-Theresienordens“. Der Kaiser hatte es von der eigenen Brust genommen, um seinen alten verdienten Feldherrn damit zu schmücken. Die ganze Armee fühlte sich geehrt in der Person unseres lieben Vaters.

Das Erscheinen der Armee vor „Cremona“ vereitelte jeden Widerstand, auch zeigte sich bei den Piemontesen eine auffallende Entmuthigung und diese Erscheinung bewog den kriegserfahrnen Baba über die „Adda“ zu gehen. Aus „Cremona“ kamen Abgeordnete, welche die Unterwerfung der Stadt anzeigten.

Ein zahlreicher Haufe von Ausreißern hatte die Brücke von „Pizzighettone“ forcirt und setzte seine Flucht ohne Aufenthalt fort. Viele Einwohner flohen, die Revolutionspartei war die erste, und verbreitete die abentheuerlichsten Lügen über unsere Grausamkeit. Das Landvolk hingegen empfing uns treuherzig mit dem Ausrufe: Vengono i nostri, und mit grünen Reisern geschmückt, sah man freundliche Gesichter.

Der Feldmarschall hatte verweigert, für seine Person durch die Stadt zu ziehen. Das erste Armeekorps zog am 31. Juli um die Stadt nach „Farfenge“, das zweite Armeekorps marschirte durch die Stadt nach „Zanenge“, das vierte ging links um die Stadt und auf der nach „Pizzighettone“ führenden Hauptstraße bis „Aquanegra“. Das Reservekorps, wo der Feldmarschall sich befand, folgte dem ersten und lagerte bei „Lunignano“. Die Brigade Haradauer vom Reservekorps war als Besatzung in „Cremona“ geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Es gewährt uns ein besonderes Vergnügen, unsere zahlreichen Kunstfreunde auf die am heutigen Tage eröffnete zweite dießjährige Gemälde-Ausstellung der Filiale Klagenfurt des österreichischen Kunstvereines in Wien aufmerksam zu machen, da wir die Hoffnung hegen, daß selbe den gesteigerten Anforderungen gewiß Genüge leisten wird. Die meisten Kunstfächer sind vertreten, besonders aber das in unsern Tagen so beliebte Genre. Die mehr mit Humor aufgefaßten Scenen aus dem Alltagsleben der französischen Schule werteifern diesmal mit denen, die uns deutsche Gemüthlichkeit so treffend bezeichnen.

Wir finden 45 für uns ganz neue Gemälde, und jeden selbe mit 7 der vorzüglichsten Pieçen aus der vor zehn Tagen geschlossenen ersten Ausstellung vermehrt, um die gegenwärtige so viel als möglich reichhaltig, ja glänzend zu machen.

Digitized by Google

Lassen Sie uns, verehrte Kunstfreunde, wieder die schöne Gallerie miteinander durchwandern, und gönnen Sie uns, auf Einzelnheiten des Dargebothenen nach unserer individuellen Anschauung hinzudeuten, und einen, wenn gleich nicht vorgreifenwollenden Cicerone zu machen.

Wie früher begrüßt uns auch diesmal zuerst der Ihnen schon bekannte A. Achenbach mit seinem „Sturm an der sicilianischen Küste bei Aecireale, im Hintergrunde der Aetna" (Nro. 1), und gerne verweilen wir wieder bei diesem seltenen Kunstwerke und bewundern wiederholt die Art und Weise, wie es dem Künstler gelang, die im Aufruhr begriffene Natur in einer der Wirklichkeit so nahen Darstellung vor das Auge hinzuzaubern. — Diesem Gemälde zur Seite sehen wir ein in seinen Dimensionen eben so großes Bild, zwar nur erst von einem Kunstjünger, der aber, wenn er in diesem Maße fortschreitet, wie man es seit seinen letzten Bildern auffallend wahrnehmen kann, bald in die Reihe der beachtenswerthesten Künstler in Oesterreich gestellt werden wird; — sowohl der glücklich gewählte, selten auf eine so allgemein ansprechende Art und Weise aufgefaßte Gegenstand, wie die recht brave Ausführung empfehlen den „Allerseelentag im Salzburgischen", von August Fischbach (Nro. 2). Der junge Künstler hat damit einen recht glücklichen Griff gemacht, und Alles mit einem Geschick angeordnet und ausgeführt, das einem schon mehrfach bekannten, ältern Künstler zur Ehre gereichen würde. Wir sehen in diesem Gemälde das ernste Streben nach einer interessanten Handlung, eine tiefe Empfindung in der Schilderung derselben, einen rühmlichen Fleiß in der natürlichen, von jeder Gesuchtheit entfernten Gruppirung, so wie in dem Ausdrucke der handelnden Personen, und der gelungenen Perspective — daß es zur Fessel der Beschauenden wird.

Ein vorzügliches Gemälde ist „die Gesellschaft im Parke", von Joseph Lies in Antwerpen (Nro. 3). Es führt uns in die romantische Zeit zurück, wo französische Galanterie mit spanischer Grandezza in den Kreisen der höheren Gesellschaft regierte. Auf eine treffende, künstlerische Weise sieht man hier dieses dargestellt, daß wir anstehen, ob wir mehr der gelungenen Zeichnung, oder der plastischen Ausführung durch die Macht der Farben den Vorzug geben sollen. — Ganz den leichten Sinn der Franken verkündet Leopold Löffler's „Rast im Pächterhause" (Nro. 5); doch kann der deutsche Maler auch in Paris sein Vaterland nicht verläugnen, was ihm in den übrigen Bildern, die noch von ihm diese Ausstellung zieren, besser gelungen ist; ob das erstere ihm hier zum Ruhme gereicht, möge die Individualität des Beschauers entscheiden. — Joseph Holzer's „Waldeseinsamkeit" (Nro. 4) hat nicht zu längnende Verdienste, denn es stellt uns die für Viele einladende Waldeseinsamkeit trefflich dar, und übt dadurch seine kleine Anziehungskraft aus. — Zwei kleinere Thierstücke: „Kuh und Schafe" (Nro. 7) von Eugen Verboeckhoven und „Thiere auf der Weide" (Nro. 6) von Verboe, beide in Brüssel, zeigen von einem eifrigen Thierstudium, doch gebührt dem ersteren, bereits im Jahre 1845 gemalten, Bilde der Vorzug, und spricht schon deutlich das damals erst aufkeimende Talent des Malers in diesem Fache aus, welches wir in den letztern Jahren schon zur Meisterschaft gelangt sahen.

Die „Parthie aus den Salzburger Alpen" (Nro. 8) von C. v. Lichtenfels in Wien, ist eine etwas idealistirte Beute, übrigens ein tüchtig gemaltes Bild, das Aufmerksamkeit und nicht Übersehen zu werden verdient. — Mehr Freunde wird sich das zunächstbängende Bild: „Landschaft im Frühlinge" (Nro. 9) von Karl Schweninger in Wien erwerben, das in einer Weise gemalt ist, die sich von der jetzt gewöhnlichen viel unterscheidet und mehr an die ältere Schule mahnt, aber ein fleißig gearbeitetes Gemälde ist, das uns insbesondere in dem Alpenhintergrunde durch seine richtigen Fernen anspricht, im Vordergrunde vielleicht etwas zu überladen ist. — F. P. Petters „Waldthumen" (Nro. 10) sind ein vortreffliches ausgeführtes Bild, dessen Vorzüge in der Naturtreue und poetischen Zusammenstellung bestehen. — Unter diesem Bilde erblicken wir abermals eine Beute: „Parthie am Gosau-See" (Nro. 11) von Melchior Fritsch in Wien, die durch den Wasserspiegel mit den darin erscheinenden Reflexen, und in den Schneefernen auf den fernen Hochalpen sich auszeichnet.

Wer sich der Landschaftbilder in den diesjgen Gemäldeausstellungen der Jahre 1852 und 1853 erinnert, dem muß die ganz verschiedene Art und Weise des Kunstmalers Anton Hanich in Wien auffallen, die wir (wie schon zum Theile in der „Landschaft" der letzten Ausstellung) in der „Hochgebirgslandschaft" (Nro. 12) beobachten. Er malt nun mit breitem Pinsel, es liegt mehr Wahrheit in seinen Bildern, aber auch wie hier mehr Verschwommenheit. Dazu hat er diesen Momenti in der Natur geraubt, der zwar wahr aber seltener vorkommend, noch seltener von einem so hohen Punkte gesehen wird. Die reiche Fantasie, die ihn hier beinahe zur Verworrenheit führte, wirkt verblüffend auf den Beschauer und wird bei Manchem dem Kunstwerke Eintrag machen. — Wir können hier den Wunsch nicht verschweigen, das Gemälde zu sehen, das er im Jahre 1854 von unserm „Großglockner" an Ort und Stelle entwarf und gelungen ausführte; wir kennen es nur aus einer guten Lithographie, die dieses unsern und gewiß vieler Vaterlandsfreunde Wunsch steigerte. — Dem besprochenen Bilde zur Seite erblicken wir ein Genrebild von nicht gewöhnlichem Kunstwerthe, dem in dieser Ausstellung nur noch eines, von dem wir später hören werden, an die Seite gestellt werden kann, es ist: „Der glückliche Fischer" (Nro 13) von Hanno Rhomberg in München. Es ist ein Gemälde voll des frischesten Humors, das uns mit jenem Gefühle des Behagens erfüllt, — wie ein Kunstrichter sagt — welches eben zum Wesen der Genremalerei gehört, deren Aufgabe nicht schon damit erfüllt ist, daß uns die kleinlichen Verhältnisse des Lebens in naturgetreuer Auffassung vor Augen gestellt werden, sondern erst dann uns vollkommen erreicht zu sein scheint, wenn uns auch jenes Gefühl der Zufriedenheit, Sorglosigkeit und Behäbigkeit, welches sich in jenen Verhältnissen gewinnen und erhalten läßt, in künstlerischer Weise vermittelt wird. — Es liegt hier so viel Wahrheit in der angeborenen Neigung der jungen Familienglieder bei in Allem so ausgezeichnet nüancirten Familienvaters, uns Alles bildet ein so abgerundetes Ganzes, daß man sich gleichsam im Kreise dieser mit so Wenigem zufriedenen Fischerfamilie befindet, und freudig daran Theil nimmt. Wenn man nun erst den Fleiß betrachtet, der auf die kleinsten Nebendinge verwendet ist, so muß man den besonders beglückwünschen, dem Hanno dieses Bild bescheren wird. — „Ferner aus dem Felsenthanern" (Nro. 14) von B. Eirscher in Berlin, ist ein Bild, das fleißiges Studium der Riven- und Oberschernaturen bietet, aber durch den grauen Ton, in dem das Ganze gehalten ist, seiner Wahrheit schadet, indem es dadurch das Auge in einer andern Umfassung seines Werthes nicht einladet. — Nun kommen wir zu zwei Bildern, die wir als reife Früchte betrachten, welche das Studium der französischen Schule in Paris dem deutschen Maler Leopold Löffler aus Wien brachten; sie sind bezeichnet: „Die schlecht gelernte Liebeserklärung (Nro. 15), und „Der öffentliche Schreiber" (Nro. 16). Die beinahe blöde Verlegenheit des jungen Menschen, sein Einlager, und die Verschämtheit aber zugleich heimliche Heiterkeit der Angereteten im ersten Bilde ist drastisch gegeben, so wie im zweiten der öffentliche Schreiber, der auf den Stoff zum Briefe an den Erwählten aus dem Munde des nebenan stehenden verlegenen Mädchens wartet, das voll Befangenheit ihres auf den Boden gestellten Marktkorbes nicht gedenkt, welchem indessen die Katze einen Besuch macht, so treffend aufgefaßt sind, daß selbe kaum wahrer gedacht werden können. (Der Beschluß folgt.)

Meteorologische Stationen in Oesterreich.

(1856.)

Nach dem zuletzt veröffentlichten Sitzungsbericht der k. k. Akademie der Wissenschaften sind gegenwärtig 101 meteorologische Stationen in Oesterreich in Thätigkeit, und senden ihre Beobachtungen an die k. k. Central-Direktion in Wien ein. Diese vertheilen sich, wie folgt, in die einzelnen Kronländer:

Kärnten . 17	Lombardie . 6	Dalmatien . 3	Militärgrenze 2
Tirol . . 14	Steiermark . 5	Krain 3	Schlesien . . 1
Ungarn . . 13	Siebenbürgen 4	Mähren . . . 2	Bukowina . . 1
Böhmen . . 11	Galizien . . . 4	Salzburg . . 2	Triest 1
Nied.-Österr. 7	Ober-Österr. 3	Venedig . . . 2	

An dieses österreichische Beobachtungsnetz haben sich noch 7 Stationen in Italien, 1 in Kleinasien und 1 in Albanien angeschlossen. Die höchste Beobachtungsstation unter diesen, so wie überhaupt in Europa, ist St. Maria am Stilfserjoch (Lombardie) 1269 Klft. über dem Meere. Zunächst kommen dieser: Obir II. (1048 m Kärnten), Conteniera I. Stilfserjoch 934°, Luschariberg 883°, Raggaberg 881° in Kärnten, Plan 835°, Alus 770° und Unterillach 740° in Tirol. Nur 16 darunter werden von Sternwarten und Telegraphenämtern, alle übrigen aber von freiwilligen Beobachtern besorgt.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 29. Sonnabend, den 19. Juli. 1856.

Am zwölften Juli 1856.

Siehst du den stolzen Eichbaum ragen,
Ihn schmückt ein grüner Lorbeerkranz,
In andern Landen will's kaum tagen,
Und ihn umstrahlt schon heller Glanz.
Und siehst du die, so ihn umgeben,
Sie fühlen seine Freuden mit,
Sie leben nur in seinem Leben
Und blüh'n nur, wenn die Eiche blüht.
Sieh' unter seiner Blätterkrone
Erhebt sich, rein und wunderbar,
Umglüht von einer ew'gen Sonne
Und doch so einfach — ein Altar;
Und eine Lilie, mild und sinnig,
Sie schlingt sich zärtlich um den Baum,
Umfassend ihn, so süß und innig
Und lieblich, wie ein Jugendtraum.
Hörst du der Engel Lobgesänge:
Weil sich mit Unschuld paart die Kraft
Hörst du des Glaubens Friedensklänge,
Und sieh'st das Volk, das nie erschlafft!
Sieh'st du die Rose im Entfalten,
Die uns ein gütiger Himmel gab,
Und ahn'st du nicht ein göttlich Walten,
Das sanft uns leitet — bis zum Grab?
Das Volk, es hofft mit süßem Wehe,
Daß bald die junge Eiche keimt,
Und daß er in Erfüllung gehe,
Der Traum, den es so oft geträumt —
Und eine Rose ist es wieder
Die sanft vom Himmel niederfällt,
Und horch! wie Paradieseslieder
Hallt's ahnungsvoll hin durch die Welt:
„Bald wird der junge Eichbaum blühen,
„Die Rosen geh'n ihm nur voraus,
„Daß sie ihm einst entgegenglühen
„Und schmücken sein zukünftig Haus!"
Ein Ruf erschallt im Weltenraume
Und jauchzend stimme ich mit ein:
Der Lilie Heil, und Heil dem Baume!
Der Rose himmlisches Gedeih'n!

J. J. L.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Am 1. August brach die Armee zur weitern Verfolgung des Feindes auf. „Pizzighetone" war noch vom Feinde besetzt, daher nahm das erste, zweite und das Reservekorps die Richtung nach „Formigara", wo eine Brücke geschlagen wurde. Der Feldmarschall war selbst zugegen, wurde mit Jubel begrüßt, und alle Regimentsbanden spielten die Nationalhymne, während die Korps den Uebergang bewirkten.

Das erste Korps bezog sein Lager jenseits bei „Camariago", das zweite links von jenem bei „Cavacurta"; das Reservekorps hatte an diesem Tag nur „San Bassano erreicht. Das vierte Armeekorps erschien bei „Crotto d'Adda". Der Feind hatte diesen wichtigen Punkt entsprechend besetzt; da aber unsere Batterien die seinigen überhöhten, so gab er den Versuch, den Uebergang streitig zu machen, auf, und zog sich gegen „Piacenza" zurück. Der Brückenschlag begann und ward bald beendet, worauf das Armeekorps seinen Uebergang um 4 Uhr bewerkstelligte und noch bis „Malec" vorrückte.

Da der Feind sah, daß wir die „Adda" überschritten, sprengte er den Pulvertthurm von „Pizzighetone" in die Luft, wodurch Menschen getödtet und viel Schaden angerichtet wurde; er zerstörte einen Theil der Brücke und zog sich hier eilends zurück.

Nach strategischen Grundsätzen war der Rückzug über „Piacenza" und eine Stellung am rechten „Po"-Ufer zu erwarten. Allein der König wollte seinen braven „Mailändern" zu Hilfe eilen und mit ihnen gemeinsam den Feind bekämpfen. Ferner sagte er: „Wie man mich versichert, ist die Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehen. Man hat daselbst Vertheidigungsanstalten getroffen, wir werden diese vervollkommnen, und der Sieg wird sich auf unsere Seite wenden."

Wir konnten diesen Entschluß nicht begreifen, und es lag am Tage, daß die Romantik dem Könige abermals einen argen Streich gespielt habe. Die Hauptstraße nach „Mailand" geht von „Pizzighetone" an der „Adda" aufwärts bis „Lodi". Hier nahmen wir die Richtung gegen den „Lambro" und marschirten am 2. August gegen „Lodi". Das Reservekorps folgte. Das vierte Korps brach die Brücke bei „Crotto d'Adda" ab, und zog über „Codogne" nach „Casalpusterlenge". Von „Codogne" aus fuhrte es die Brigade Benedek gegen „Piacenza", von „Casalpusterlenga" die Brigade Draskowitz nach „Orio" in der Richtung gegen „Pavia."

Auf den verschiedenen Parallelstraßen, die nach „Mailand" und „Pavia" führen, bewegte sich die Cavallerie, um das Land zu durchstreifen und die Verbindung der Hauptarmee mit dem vierten Armeekorps zu unterhalten.

Bei „Basiasco" diesseits „Lodi" stand die feindliche Nachhut. Graf Strasoldo, der unsere Avantgarde führte, ließ dieselbe in der Front kanoniren und ihre linke Flanke

Digitized by Google

durch einen Theil des 10. Jägerbataillons und Hohenlohe'sche Infanterie umgehen. Im Sturmschritt nahmen sie den Ort ein, und erbeuteten eine Menge volle Proviantwägen; was für unseren Magen ganz gut war, denn die Umgegend war weit und breit von den Piemontesen ausgefegen.

Der Feind ging nach „Lodi" zurück, allein die Mühen und Entbehrungen eines Rückzuges waren ihm fremd und unerträglich, eine große Zahl begann querfeldein auszureißen, viele warfen sich zur Erde und erklärten, sie wollen sich lieber von den Pferden zertreten lassen, als einen Schritt weiter gehen, ehe sie gerufft und gegessen hätten.

Die Piemontesen hatten die Gewohnheit zu kantoniren, was für den Einzelnen recht angenehm war, da er ganz gut bei den Bewohnern untergebracht ist, allein für die Truppen ist es ein Ruin und demoralisirt die Leute; Zeit und Schlagfertigkeit gehen verloren, die Strapatzen der angestrengten Märsche werden nach dem weichen Lager unerträglich, und der Soldat wird zur Miliz. Es ist wahr, eine Ruhe von 24 Stunden gibt in derlei Fällen einer Armee gleich wieder mehr Kraft und eine bessere Gestalt, aber diese waren wir nicht Sinnes ihnen zu geben.

Hier kam der englische Gesandte am Turinerhof, Abercromby, in's Hauptquartier. Der Feldmarschall empfing ihn freundlich; allein er pflegte oft zu sagen: „auf die Piemontesen verstehe ich mich nicht, mit denen mag ich nichts zu thun haben", und so beauftragte er den Fürsten Felix Schwarzenberg zur Leitung der Unterhandlung. Der Gesandte suchte um einen Waffenstillstand an, aber man hat ihm gesagt: wenn wir das Gebiet des Kaisers erobert haben, so möge er in „Mailand" wieder anfragen. Nach dieser Bescheidung ging er zum Marschallstisch, der ganz einfach, fast so wie die Menage der Soldaten war. Dem Meister, Jean schien der Engländer nicht zu behagen, und so bereitete er aus Aerger hartes Fleisch und weichen Reis — wozu Sir Ralf ein schmerzliches Gesicht machte und den Appetit der Krieger bezauderte, denn das viel Spaß machte.

Am Abend des 2. August lagerten wir eine Stunde vor „Lodi". Das Hauptquartier war in „Turano". In der Nacht räumte der Feind „Lodi", welches gleich von den Vortruppen des zweiten Armeekorps besetzt ward.

In „Mailand" verordnete ein Dekret das allgemeine Aufgebot aller Männer von 18 bis 40 Lebensjahren. Dieses sollte sich gegen die „Adda" in Bewegung setzen, allein es fanden sich noch einige Vernünftige, die das hintertrieben. Eine solche Maßregel hätte die Unordnung des sich zurückziehenden Heeres nur vermehrt. Will man etwas thun, so halte man sich still und ruhig, biete kräftig die Hand zur Pflege und Transportirung der Verwundeten, und der Lebensmittel. Mit guten Quartieren für die Soldaten und schneller Lieferung von Fuhrwerk ist in solcher Lage einer Armee besser gedient, als mit dem Zulauf von Leuten, welche nur im Wege stehen, wo man selbst nichts zu essen findet.

Am 3. August nahm das erste Armeekorps Stellung bei „Tavazzano" auf dem halben Wege von „Melegnano", das zweite in „Lodi Vecchio" eine halbe Stunde links vom ersten, das Reservekorps in und um „Lodi", wo auch der Feldmarschall weilte. Das vierte ließ den General Benedek bis „San Rocco" gegenüber von „Piacenza" vorrücken. Der Uebergang nach „Pavia", seine Vorposten am „Gravellone" an der Gränze Piemont's haltend.

Am 4. August wurde um 4 Uhr Bergatterung geschlagen; mit freudepochenden Herzen formirten sich die Bataillone, denn es galt den letzten Marsch nach „Mailand". Das erste Korps ging auf der Poststraße über „Melegnano", das zweite über „Salerno" gegen „Bigentino". Das Hauptquartier kam nach „San Donato", hinter welchem auch das Reservekorps lagerte.

Die Stadt „Melegnano" war wie ausgestorben, und wie verschieden waren unsere Gefühle gegen damals, wo wir der untreuen Stadt „Mailand" den Rücken kehren mußten. Eine kleine Stunde über „Melegnano" fanden wir die feindlichen Vorposten. Die piemontesische Armee hatte eine und eine halbe Stunde vor „Mailand" Stellung genommen, der rechte Flügel lehnte sich an den „Navigliо" von „Pavia", das Centrum stand bei den Meierein „Gombaloita" und „Caftegnetо", der linke Flügel bog sich gegen die „Porta Orientale" von „Mailand" zurück. Der piemontesische Soldat, der auf einen guten Empfang rechnete, ward von dem Mailänder mit Kälte und Mißtrauen empfangen. Alles war von Furcht und Sorge ergriffen — mehr auf sich — als auf das Allgemeine bedacht.

Auf beiden Seiten der Straße nach „Mailand" sind breite Wassergräben, die kultur ist dicht, die Häuser, Weinreben und Bäume nehmen alle Fernsicht, nur die Spitze des Domes mit der durch die Sonne beleuchteten Madonna ist sichtbar.

Bei diesen Anblicke wachten alle alten Erinnerungen auf; denn wie in den Märztagen heulte der Sturm durch hundert Glocken, doch umsonst, es war nur das Nothgeschrei der Ohnmacht, keine Hilfe war zu erwarten, im Gegentheile Tausende von Flüchtlingen bedeckten die Straßen nach „Piemont" und der „Schweiz". Zwar erhoben sich in allen Straßen Barricaden zur Verbereitung eines hartnäckigen Widerstandes, und wie zur Zeit der Märztage wurden Steine, Ziegel, Möbeln auf die Dächer geschleppt, um das alte Spiel zu erneuern; aber es waren nicht mehr die Verhältnisse von damals, und es fehlte das Heer, welches der ganzen Mailänder-Bewegung Leben gegeben hatte. Dieses Heer war gebrochen, sein König gebeugt, er sollte den Undank noch bitterer erfahren, als selbst Radetzky.

Wo sind ihr denn, ihr Großsprecher, die ihr damals Alles in Bewegung gesetzt, ein leichtgläubiges Volk bethört, und dasselbe jetzt der Verzweiflung preisgegeben? — Wo seyd ihr, ihr Helden, da der Kampf vor euern Thoren tobt, und das piemontesische Heer sein Blut vergießt? Ja ihr wißt für Euch zu sorgen und spottet noch derer, die für Euch — und Eure schönen Worte sich geopfert haben.

Der Donner der Geschütze ertönte, die Brigade Strafoldo eröffnete den Kampf. Das 10. Jägerbataillon entwickelte sich sogleich rechts und links der Straße, in den anstossenden Gräben die Kette bildend, und bewegte sich gegen des Feindes Flanken. Allein die Verbindung mit dem zweiten Korps war noch nicht hergestellt, der dazwischenliegende Ort „Rosedo" vom Feinde stark besetzt, und so mußte Strafoldo seine eigene Flanke decken, bis das zweite Korps sich näherte.

Graf Wratislaw ließ nun das Regiment Ogulin gegen „Rosedo" rücken, allein dieses stieß bereits auf die Spitze des zweiten Korps, welches schon den Kampf eröffnet hatte. Oberstlieutenant Martini erstürmte rasch die Casinen von „Rosedo", drang an der Spitze seiner Sturmkolonne unaufhaltsam fort, und ermunterte seine Italiener durch Wort und That zur Ueberwindung der größten Gefahren. „Rosedo" wurde mit Sturm genommen und Oberst Graf Pergen rückte bis „Pettolino" vor.

Strafoldo rückte nun in Verbindung mit dem zweiten Korps vor, und warf den Feind nach zweimaligem Sturm aus seinen Stellungen. Während so der Kampf auf dem linken Flügel und in der Mitte immer mehr an Lebhaftigkeit gewann, rückte die Brigade Clam auf die von „Linate" nach

Digitized by Google

„Mailand“ führende Straße, um über „Castegnedo“ die feindliche Stellung zu umgehen; allein der Feind hatte „Castegnedo“ nach allen Seiten mit Barricaden gedeckt. Clam rückte zum Angriffe vor, wir wurden mit einem lebhaften Feuer empfangen, man ließ zwei Haubitzen vorfahren, welche die hinter dichten Baumreihen kämpfenden Feinde mit Schrapnels (Kartätschgranaten) bewarfen, und sie ihre Stellung zu verlassen zwangen.

Jetzt griff Oberst Reischach mit seinem Regiment Prohaska die Barricaden in der Front an, und nahm sie mit Sturm, alles vor sich hertreibend, während gleichzeitig Major Rump mit seinem Bataillon Gradiskaner „Castegnedo“ eroberte.

Graf Clam wollte einen Versuch machen, dem Feinde nun in die linke Flanke zu fallen; es ist aber das Gelände zwischen dieser Häusergruppe und der Meierei „Gambaloita“ so dicht bepflanzt, daß es nur kleinern Abtheilungen möglich gewesen wäre, nach dieser Seite durchzudringen. Inzwischen war Clam durch den verstärkten Feind selbst mit solcher Lebhaftigkeit angegriffen, daß er genug zu thun hatte, seine errungenen Vortheile zu behaupten.

Als die Aufmerksamkeit des Feindes nach dieser Seite gerichtet war, griff das 10. Jägerbataillon, unterstützt vom Regimente Hohenlohe und den Ogulinern, „Gambaloita“ mit Sturm an; ein Theil der Jäger stieg in die Wassergräben bis an die Brust wattend, es gelang ihnen, sich der bei „Gambaloita“ stehenden Batterie in den Rücken zu schleichen, und plötzlich wie aus den Boden hervorwachsend, stürzten sie sich auf die feindliche Batterie und eroberten dieselbe, während gleichzeitig „Gambaloita“, von mehreren Seiten angegriffen, genommen ward.

Der Feind warf nun seine Reserven nach diesem Orte, um ihn wieder zu erobern, da hörte Oberstlieutenant Martini, der, wie wir wissen, bei „Rosedo“ stand, durch einen Feldwebl von Prinz Hohenlohe die Gefahr, in der man in „Gambaloita“ schwebt. Der umsichtige und tapfere Martini eilte ohne höheren Befehl und ohne weitern Bedenken, den Feuerwerker Fiker mit einem Geschütze mit sich nehmend, nach dem bedrohten Ort. Dort angelangt, wurde augenblicklich das Geschützfeuer eröffnet, noch eine zweite Kanone herbeigebolt und das Vordringen des Feindes gehindert.

Durch diese Siege im Centrum war nun auch Clam in seiner linken Flanke gesichert, er drang unaufhaltsam vor, nahm alle Casinen, wobei Hauptmann Johann Damschuh von Prohaska, der eine Casine mit Sturm nahm, in die oberen Stockwerke drang, den Feind tapfer verfolgte und im Eifer selbst eine Thür sprengte, sich ein Bein brach, und in seinem Schmerze liegend, nur an die Freuden des Sieges dachte. Die beiden Lieutenants Henings und Hauser wurden von einer Kugel verwundet.

Das zweite Korps hatte, wie wir gesehen haben, „Rosedo“ erstürmt und „Bajano“ besetzt, aber hartnäckig vertheidigte der Feind „Vigentine“. Hauptmann Vogel, vom Regimente Kaiser, griff den Kirchhof und „Cartina della Valle“ an, nahm beide Punkte mit Sturm und der Feind floh in Unordnung gegen „Vigentine“. Hier leistete er Widerstand, aber Vogel ließ ihm keine Zeit, griff ihn abermals stürmend an und eroberte den Ort. In der Brust schwer verwundet, traf der tapfere Hauptmann, sitzend, mit der Ruhe eines echten Helden noch alle weiteren Anordnungen zur Behauptung des gewonnenen wichtigen Postens. Der Rest der Brigade rückte nun vor, und unsere Geschütze brachten die, vor „Porta Vigentina“ auffahrenden feindlichen Geschütze zum Schweigen.

Oberstlieutenant Martini, der wieder auf seinem Posten in „Rosedo“ stand, erbat sich von d'Aspre zwei Geschütze, die er bei „la Bianca“ und „Palestrina“, unter dem Oberfeuerwerker Kuntrath, hart an die Straße vorführte. Martini eröffnete jetzt unter dem heftigsten Gewitterregen ein erfolgreiches Feuer, und so zog sich der Feind auf allen Punkten in die Stadt zurück.

d'Aspre betheilte eigenhändig den Oberfeuerwerker Kuntrath mit der silbernen Tapferkeits-Medaille. Oberstlieutenant Martini ward für seine bei so vielen Gelegenheiten erprobte Tapferkeit und Umsicht mit dem „Maria-Theresienkreuz“ und dem „Leopold-Orden“ ausgezeichnet.

Die eingetretene Nacht und der heftige Regen machte dem Gefechte ein Ende. Die Vorposten standen nahe an den Thoren „Mailand's“ und umgaben die Stadt in einem weiten Halbkreis.

Bei diesen Gefechten zeichneten sich im Regimente Prohaska besonders durch Tapferkeit aus und wurden mit der silbernen Medaille zweiter Klasse betheilt:

Der Feldwebl Anton Ertel, und die Korporäle Michelitsch und Urank.

Feldwebl Franz Raunig bewies bei Führung einer Schleichpatrouille viel Umsicht und brachte Nachricht über die Stellung des Feindes, er wurde dafür mit der silbernen Medaille erster Klasse ausgezeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

(Beschluß.)

Unter die zahlreichen Bilder aus Paris, zwölf an der Zahl, die wir in dieser Ausstellung sehen, gehören auch folgende drei: „Das unterbrochene Duell“ (Nro. 18) von Meutfallet, „Der Musikus“ (Nro. 17) von Fichel und „Die Dame nach dem Balle“ (Nro. 19) von Demselben. Die zwei letztern sind nur als Kleinigkeiten zu betrachten und aus dem modernen Leben genommen, dabei aber gut gemalt, und werden Freunden von dergleichen Situationen ein zufriedenes Lächeln abgewinnen. — „Das unterbrochene Duell“ hat viele Vorzüge; das malerische Kostüm, die Feinheit und Weichheit des Pinsels, und die ungemein fleißige und genaue Ausführung der kleinsten Nüancen — es ist ein Kabinetsstückchen voll Leben und Bewegung. — Unser fleißiger und tüchtig fortschreitender Bernhard hat wieder zwei Gemälde geliefert, die zu seinen vorzüglicheren gehören: „Aus Oberkeier, der Eisenhut“ (Nro. 20) und auf der folgenden Wand: „Parthie von den sieben Hügeln bei Klagenfurt“ Nro. 26). Die erste Landschaft ist im Spätherbste, die andere im Frühjahre aufgenommen, das zeigen die beschneiten Alpen, die im Sommer schneelos sind, nämlich der „Eisenhut“, der hier vom Steirischen Oberlande gesehen wird, und die „Gösltpen bei Ossiach“. — Der Vordergrund im ersteren Bilde ist äußerst gefällig gehalten, so wie bei dem andern unser schöner „Werdersee“ mit dem Schlosse und der Kapelle „Maria Loretto“, die ziemlich weite Ferne und der Kuft ton vorzüglich gelungen zu nennen sind.

Oberhalb dem letztern Bilde hängt eines der neuesten Gemälde von J. B. E. Pittner aus Wien: „Strand an der holländischen Küste“ (Nro. 23). Passoter als seine früheren Marinen gearbeitet macht es in der gehörigen Entfernung viel mehr Wirkung, als bei einer näheren Betrachtung, — man sieht, daß es nach der Natur gemalt ist, und daß der Maler durch den warmen Kuftton, der in diesem Bilde herrscht, den hohen Sommer gewählt hat. — Schon bekannt und besprochen sind die beiden trefflichen Halauska's: Nro. 22, und diesem gegenüber Nro. 36, so wie das lebenswerthe Gemälde von L. Gurlitt (Nro. 21). — Auch befindet sich an dieser Wand: „Die Eidechse“ (Nro. 25) von Fortin in Paris. Ein ziem-

Digitized by Google

lich flüchtig gemaltes Bild mit einer kecken Auftragung der Farben, das trotzdem, daß es einen sehr gewandten, sichern Pinsel verräth, doch dasjenige nicht gewährt, was die Aufgabe eines Genrebildes fordert. — Mehr wird den Kenner und Freund der Alpen Nro. 24 befriedigen: „Motiv auf den Selisberge in der Schweiz", von Carlo Brioschi (Sohn) in Wien. Mehrere Grabkreuze lassen an einen Alpenübergang, oder ein nahes Gotteshaus schließen, um so mehr, da am Rande der Streif eines Gemäuers sichtbar ist. Das ganze Bild hat nebst dem Gegenstande einen düstern Charakter, dem man aber bei einer längeren Betrachtung Geschmack abgewinnen wird.

Wenden wir uns nun zur gegenüberstehenden Wand, die so viel Schönes hat, daß man sie besonders liebgewinnen muß. Ein vorzüglich anziehendes Gemälde ist das „Jesukind auf der mit Dornen und Disteln bewachsenen Erde stehend" (Nro. 29), von Andreas Müller in Düsseldorf. Welch' ein sinnig gewählter Gegenstand und von welcher zarten Meisterhand dargestellt! Der Himmelsgruß an die Erde und der heilige Ruf zum Himmel können wohl nicht inniger vergegenwärtiget werden, als in dieser lieblichen Erscheinung des Heilandes. — Zu beiden Seiten dieses fromm gedachten Bildes sind zwei männliche Studienköpfe: Nro. 28 von Aristides Oeconomo, und Nro. 30 von J. M. Aigner in Wien. Beide sind kräftig in Farbe und Form, doch was die letztere betrifft, weniger der Erstere als der Zweite, bei dem besonders die meisterhaft gemalte, nervige Manneshand, die ein Buch hält, das auf dem Rücken die Aufschrift trägt: „Biblia Hebraica & latina 1613", Aufmerksamkeit verdient. — Das einzige architektonische Bild ist „Eine Kirchenhalle" (Nro. 27) von Georg van Haanen in Köln. Die Wirkung des einfallenden Lichtes zwischen die Säulen der Halle ist frappant, so wie die Staffage glücklich gewählt wurde. — „Die heilige Wegzehrung in's Gebirge tragend" (Nro. 32), von Biard in Paris, gewährt einen rührenden Anblick, wenn man den greisen Priester in seinem heiligen Amte, gleichsam die letzten Kräfte sammeln sieht, um bis zur fernen hohen Alpenhütte dem Sterbenden die letzte heilige Stärkung zu bringen. Die ihn Begleitenden sind dem Menschenschlage auf hohen Alpen entnommen, den sie tragen ganz den Charakter der Aelpler an sich. — Zurück in frühere Zeiten weist uns das Bild: „Uebergabe eines der Kirche verlobten Kindes" (Nro. 34) von Friedrich Friedländer in Wien. Die stolze Rittersfrau in Mitte der Gruppe, mit dem Gefühle ihr Gelobniß erfüllt zu haben; der fromme Empfänger des dargebrachten Knaben, der in sein Loos ergeben sich an den Priester schmiegt; die wahrscheinlich erste Wärterin des Kindes, so wie der etwas zurückstehende Diener des Klosters, beide über die Zukunft des Knaben sinnend, bilden eine Scene, die unsere Gedanken fesseln und zur Theilnahme mehr hinziehen, als Mancher es sich gestehen wird. So viel wir beurtheilen können, dürfte Friedländer vielleicht der beste, wenigstens der sinnigste Genremaler der Wienerschule seyn. — Dieses treffliche Bild befindet sich in der Mitte „zweier Landschaften" (Nro. 33 und 35) von C. Hoguet in Paris, die zu den ausgezeichnetsten gehören. So eigenthümlich ihre ganz gleichmäßige Färbung ist, wodurch sie sich von allen andern Landschaften unterscheiden, so vorzüglich, ja meisterhaft sind sie gemalt. Diese unsere Meinung dürfte vielleicht Widersacher finden, aber unter den Kennern, die sich nicht von Farben bestechen lassen, gewiß mit uns Gleichgesinnte zählen. Möge sie Keiner nur flüchtig besehen, sondern denselben jene tiefere Aufmerksamkeit schenken, die sie mit allem Rechte verdienen! — Ein schönes Naturstudium, das viel Talent verräth, ist auch die „Waldschlucht" (Nro. 32) von B. Girscher in Wien; es erinnert uns an eine Felspartbie im Fellacherthale Kärntens. — Wer sieht nicht noch einmal gerne die Perle unter den Genrebildern der vorigen Ausstellung, und fühlt sich dabei nicht fromm gestimmt? wir meinen Nordberg's: „Sonntags-Nachmittag in einer schwedischen Bauernstube" (Nro. 37) und er würde länger dabei verweilen, würden seine Blicke nicht unwillkührlich hingezogen auf ein Gemälde, welches sich der allgemeinen Aufmerksamkeit sowohl durch den Gegenstand als auch durch die Ausführung bemächtiget. Franz Schamms in Wien stellt uns „Friedrich Schiller vor, wie er seinen Mitschülern in der Carlsschule zu Stuttgart sein Trauerspiel: „Die Räuber" vorliest" (Nro. 38). Nicht ohne Ursache hat der Maler diese Scene durch Lampenlicht beleuchtet, denn nur so konnte er den begeisterten Dichter, als Hauptperson der Gruppe, im vollsten Glanze, hindeutend auf seine hehre Erscheinung im deutschen Sängergarten, hervorheben. Das Erscheinen des Herzogs in der Thüre, von einem der, denselben zuerst erblickenden, Zuhörer mit Schrecken verkündigt, kann den begeisterten Dichter nicht einen Augenblick aus der Fassung bringen, denn der belebende Dichterfunke ist mächtiger in ihm, als alle Vortheile der Welt. Die Beleuchtung ist trefflich; und mögen einige die Gruppe „etwas theatralisch gehalten" nennen, so werden sie gewiß dem allgemeinen Beifalle, den sich dieses Bild erringt, keinen Abbruch thun. — Ueber dem vortrefflichen Thierstücke „Kühe am Wasser" (Nro. 45) von Fr. Gauermann erblicken wir ein Bild, das einen „Rückzug im dreißigjährigen Kriege" (Nro. 39), von Wilhelm Koller aus Brüssel, darstellt, und sich durch Lebendigkeit der auf der Flucht begriffenen Söldner, so wie durch die so deutlich ausgesprochene Verständlichkeit der dargestellten Handlung auszeichnet, daß man es füglich den vorzüglichsten dieser Ausstellung anreihen kann. — Einer freundlichen Beachtung werth sind ferners: „Der Dorfnotar" (Nro. 40) von D. van der Kellen in Amsterdam; „Der Blinde" (Nro. 41) von A. Hunin in Mecheln — ein sehr rührendes Bild — und „Die schriftliche Ehewerbung" (Nro. 43) von Löffler, jetzt in Paris, die alle Vorzüge seiner bereits besprochenen Gemälde, vielleicht noch in einem höhern Grade besitzt; man betrachte nur die sprechende Miene des fragenden Vaters, der mit niederschlagenden Augen antwortenden Tochter und der theilnehmenden Mutter, — deutlicher und wahrer kann man diesen Moment kaum mehr geben. — Jeder Verehrer freundlicher Gegenden wird das hübsche Bildchen: „Das Wirthshaus in der Allee" (Nro. 42) von Ignaz Raffalt, wie einen lieben Freund begrüßen. Man fühlt sich schnell heimisch auf diesem lieblichen Promenade-Plätzchen, vergißt ob der Lieblichkeit der Natur in den mit Bäumen beschatteten üppigen Ebenen gerne eine Zeitlang das Erhabene der Felsenginganten, Alpen und grandiösen Bergschluchten mit Wasserfällen, und gewinnt den Meister unwillkürlich lieb, indem man es als einen Spiegel seines freundlichen Charakters betrachtet, und — wird sich nicht irren.

Auf der letzten Wand begrüßen uns zwei Stillleben, deren eines: „Rosen und Erdbeeren" (Nro. 47) von Joseph Lauer, wir schon kennen, das zweite: „Trauben und Rosen" (Nro. 45) von Andreas Lach in Wien, ein werthvolles Seitenstück zu dem Ersteren ist. — „Marktscene in Mähren" (Nro. 52) von Mathilde Esch in Wien, zeigt sehr viele Anlage, besonders aber ist das, was vom Stillleben in diesem Bilde vorkömmt, mit großer Wirksamkeit wiedergegeben. — Die beiden Bilder mit Hunden von W. Verschuur in Amsterdam: „Hunde-Elend" (Nro. 51) und „Hunde-Ueberfluß" (Nro. 49) zeichnen sich durch eine delikate und künstlerische Ausführung aus; es scheint — wie sich ein Beurtheiler ausdrückte — als wollte der Maler im Thierleben ein Spiegelbild des menschlichen darstellen. — In Mitte dieser Beiden prangt ein kleines aber werthvolles Bildchen: „Ein Hühnerhof" (Nro. 50) von P. Coutouriés in Paris. Man kann sich nichts Pikanteres und technisch Vollendeteres vorstellen, als dieses in den verschiedensten Situationen und Farben geschäftige Hausgeflügel, das wir hier mit einer großen Bravour des Vortrags dargestellt sehen.

Noch haben wir zwei Gemälde zu besprechen, deren jedes in seiner Art zu den vorzüglichsten gehört, die wir in unseren Ausstellungen zu Gesichte bekamen. Das eine ist von Carl Hübner in Düsseldorf, von dem wir hier noch kein Gemälde sahen, und der durch seine Sujets in den letzten Jahren viel Aufsehen erregte. Er hat in dem Gemälde: Die angenehme Nachricht" (Nro. 46) seinen früheren Weg, auf dem er gewöhnlich die Schattenseiten des menschlichen Lebens zum Gegenstande wählte, die er mit ergreifender Wahrheit auffaßte, verlassen und gezeigt, wie wahr und wohlthuend er auch die freudigen Momente im Leben darzustellen vermag. Wir sehen hier in der Werkstätte eine Faßbinder-Familie versammelt, die durch den Postboten einen Brief erhielt, der eine für die ganze Familie angenehme Nachricht, wahrscheinlich von einem fernen geliebten Sohne enthält. Der im Lesen bewanderte Lehrling sitzt auf einer kleinen Tonne und liest den Brief laut vor, — der Vater, die Mutter, die Geschwister tragen ihre Freude in Mienen und Geberden zur Schau. Die taube Großmutter wird durch einen jüngern Lehrling, der sich an ihr Ohr neigt, mit der freudigen Nachricht bekannt, — selbst der sich entfernende Postbote wird nicht vergeßen, und für den lieben Brief mit einem frischen Trunke belohnt. Und alles dieses ist mit einer Wahrheit, Fleiß und Nettigkeit ausgeführt, die nichts zu wünschen übrig läßt.

So wie wir bei einem Andreas Achenbach unsere Wanderung begannen, wollen wir auch mit einem Gemälde desselben Meisters unsern Gang beschließen. Es ist bezeichnet: „Straſſe von Cattanea mit dem Cyclopen-Felsen in der Ferne" (Nro. 48). Treten wir mehrere Schritte vom Gemälde zurück, und bewundern wir die Wirkung, die durch die meisterhafte Behandlung des Farbenschmelzes auch hier hervorgebracht wird. Die Sonne steht im Mittelpunkte und spiegelt sich auf der sanft gekräuselten Meeresfläche mit einem blendenden Glanze; wie Lichtfunken tanzen die Strahlen auf den Spitzen der kleinen Wellen, dazu der richtig berechnete Schatten der colossalen Felsenmassen, die aus dem Wasser emporsteigen. Wie herrlich ist der Luftton, den ein kaum merkbarer Dunst wie ein Schleier umzieht und den Zauber bildet, der auf dem ganzen Bilde liegt. Geistige Auffassung und Poesie gesellen sich hervorleuchtend zu den aufgezählten Vorzügen. Sehen muß man dieses Spiegelbild einer großartigen und doch freundlichen Natur, denn es genügend zu beschreiben vermag die gewandteste Feder nicht.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 30. Sonnabend, den 26. Juli. 1856.

Zwei Sagen vom Schloße Landskron.

1. Die schöne Frau.

Sie war so schön, von ihren Schläfen floß
Ihr goldnes Haar,
Ihr schönes Herz von lautrem Golde war,
Gesegnet war der Arm, der sie umschloß.

Kein Bettler lag in ihrem ganzen Gau,
All' Noth und Klag'
Hat sie mit sanfter Hand gestillet jeden Tag,
So schönen Herzens war die schöne Frau.

Zum Jägerberg war einst das Schloß benannt;
Seit sie dort saß
Und jedes Auge trocknete, das naß,
Hat diesen Namen Niemand mehr gekannt.

Landskron hat man's geheißen immerdar,
Weil sie mit Macht
Des Wohlthuns lichtete des Waldes Nacht,
Und weil ihr Ruhm wie eine Krone war.

Das Schloß erlag der wilden Feuerswuth,
Der Wappenschild,
Der an dem Thore hing, zerbrach — doch mild
Im Namen noch ihr Angedenken ruht.

2. Der beste Schatz.

In schreckenvoller Mitternacht, umgeben von Entsetzen,
Zu Landskron gräbt ein junger Fant nach sagenhaften Schätzen.

Von seinem hast'gen Schaufelstich zerknirschen feuchte Schollen,
Und in das finst're Thal hinab die tauben Steine rollen.

„Hanns Khevenhüller, als er floh aus diesem Land die Straffen,
In diesem Schloß hat er zurück den besten Schatz gelassen.

Ob ausgemünzt, ob ungemünzt, ob Barren, ob Geschmeide —
Heraus, heraus du morscher Bau, dein seltnes Eingeweide.

Hinweg mit Weisheit, Heldenmuth und allen edlen Gaben!
Gibts einen bessern Schatz als Gold, den Menschen können haben?!"

Da kräht der Hahn, und Morgenroth bescheint des Thores Balken,
Im Thurme drehen rufen sich die scheuen Wanderfalken.

Der Nächte wirres Nebelgarn zerreißt der Sonne Feuer
Und weithin glänzt das Kärntnerland, die Heimath schön und theuer.

Im frischen freien Morgenwind des Fantes Locken wehen —
Da hat er eine Antwort nun und kann sie nicht verstehen!

— Hanns Khevenhüller eisenfest an Luthers Lehre hing er,
Bevor er seinen Glauben ließ, von seiner Heimath ging er.

Er zog mit König Gustav's Heer, ein wildes Schlachtroß reitend,
Zu Nürnberg starb er in der Schlacht, für seinen Glauben streitend.

Hanns Khevenhüller, als er ritt zu Nürnberg auf der Haide,
Da sprach er: „Fremder Sonnenschein auf meinem Eisenkleide —

Du leuchtest mir ins frühe Grab, so wie in Miethlingshänden
Bald meine Leichenfackeln und — ich darf mein Roß nicht wenden."

Er senkt das Haupt nach Süden hin, des Hutes Federn schwanken:
„Mein Landskron, meiner Väter Schloß, bei dir sind meine Gedanken!

Du Schauplatz meiner Jugendlust, ihr Gräber meiner Lieben,
O Heimath — oh! zu Landskron ist mein bester Schatz geblieben!"

Wolfsberg, 1856.

Julius von der Traun.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Beschluß.)

Die Nacht war finster, der Regen floß in Strömen wir lagerten, wo wir gekämpft, bei einem matten Wachfeuer, als plötzlich der Horizont sich erhellte und zahlreiche Feuersbrünste in „Mailand" sichtbar wurden. Was konnte das seyn? Die Vermuthungen waren verwirrend, doch am nächstfolgenden Tag hörten wir, daß die Piemontesen die Häuser außerhalb der Stadtmauer in Brand gesteckt, um ihre Vertheidigungskraft vom Walle herab zu erhöhen. Bei der Unmöglichkeit, „Mailand" einer siegreichen Armee von 60,000 Mann mit 200 Feuerschlünden gegenüber zu halten, war das eine ganz nutzlose Verwüstung, die viele Millionen Schaden machte.

Der König, um den Mailändern sein Vertrauen zu zeigen, verließ seine Truppen, und begab sich in das Innere der Stadt nach dem Palast des Grafen Crespi, nur von der Nationalgarde bewacht. Dieses unübergte Zutrauen kam ihm theuer zu stehen. Im Palaste angekommen, berief er einen Kriegsrath, dem auch das Vertheidigungs-Comité von „Mailand" beiwohnte. Es wurde die Räumung „Mailands" beschlossen, da man sich überzeugt hatte, daß der Widerstand erfolglos bleiben würde, namentlich wegen Mangel an Munition, und daß die Stadt nur auf einige Tage Lebensmittel habe.

Digitized by Google

Die beiden Generale Lazzari und Roßi begaben sich in's Hauptquartier des Feldmarschalls, um eine Convention abzuschließen. Es kam der Vertrag zu Stande, daß die piemontesische Armee binnen zwei Tagen „Mailand“ und die „Lombardie“ räumen sollte. Denen, die sich kompromittirt glaubten, waren zwölf Stunden Frist gestattet, um die Stadt zu verlassen. „Mailand“ entging dadurch einem Bombardement und wahrscheinlich einer Plünderung. Wir zweifelten nicht, daß man diese Convention mit Dank annehmen würde.

Allein kaum war am 5. August Früh die Sache ruchbar geworden, so schrie man Verrath, die Häuser öffneten sich, und die öden Straßen füllten sich mit Haufen Volks, jeder Piemontese auf der Gasse ward insultirt, man schrie „Tradimento“, und die Exaltirten, durch die republikanische Parthei aufgehetzt, zogen vor des Königs Quartier, und erklärten, für sein Leben nicht einstehen zu können, wenn er die Fortsetzung des Kampfes nicht bewilligte.

Während dem wurden die eben zum Abfahren bereiteten königlichen Wägen berandet, umgestürzt, und Barricaden um das Haus „Greppi“ gemacht mit dem Rufe „Tradimento! Tradimento!“

Der König zeigte sich dem Volke und sagte: „Ihr wollt, daß ich bleiben soll, gut, ich werde bleiben, aber nur, wenn Ihr Euch schlagen werdet“. — „Hunderttausende sind dazu bereit für die italienische Freiheit zu kämpfen!“ schrie man. „Keine Phrasen“ sagte der König: „sondern schlagt Euch!“

Unterdessen umlagerte der Pöbel den Palast und hielt den König als Geißel in seiner Wohnung eingeschlossen, kein Offizier durfte heraus, um der Truppe Nachricht von dem Vorfalle zu bringen.

In der Stadt verbreitete sich Schrecken und Angst, eine Deputation eilte zum Feldmarschall. Graf Radetzky hatte über dies Ereigniß vage Gerüchte vernommen und bereits die Vorausstallen zu einem Bombardement treffen lassen, als die Deputation erschien.

Die Verwirrung war inzwischen in der Stadt auf den höchsten Punkt gestiegen; General Bava hatte Mittel gefunden, aus dem Palast des Königs zu entfliehen und Befehl gegeben, daß die Piemonten ihre Truppen nicht verlassen sollten. Die Truppen waren wüthend und richteten ihre Kanonen gegen die Stadt. Der Herzog von Genua, in Besorgniß um seinen Vater, erreichte den Palast, redete das Volk an, erbot sich als Geißel für den Vater, allein ein wüthendes Geschrei übertäubte seine Stimme, er mußte sich in's Haus zurückziehen; Schüsse folgten ihm, sie durchlöcherten den Plafond des Zimmers, in welchem der König in trüben Gedanken saß.

Dem General la Marmora gelang es, über eine Leiter rückwärts aus dem Palaste zu kommen, er erreichte die Truppe, und mit einer Garde- und Bajaglierikompagnie kehrte er im Sturmschritt zurück. Der Pöbel entfloh, und der König war befreit und gerettet, aber es war die höchste Zeit, denn schon hatte man ein Pulverfaß herbeigeschleppt um das Thor des Palastes zu sprengen.

Diese Feiglinge, die keine Schlacht wagten, immer nur das große Wort führten, aber den offenen Kampf flohen, hatten ihn des Verraths beschuldigt und das brave Heer insultirt, das so tapfer gekämpft hatte! Es war daher die Erbitterung der Soldaten gegen die Mailänder so groß, daß es der nachdrücklichsten Vorstellungen der Generäle bedurfte, sie von einem Angriff auf das Volk abzuhalten.

Der König begab sich zu seinen Truppen und befahl den Abmarsch, die Mailänder schossen auf die abziehenden Truppen, wir begrüßten die tapfern Gegner in militärischer Weise; und so endete der unternommene Zug zur Eroberung Italiens nach 5 Monaten unglücklich und traurig für den irregeleiteten König.

Der Feldmarschall bewilligte der geängstigten Stadt die mit dem König abgeschlossene Capitulation, die Barricaden wurden weggeräumt und unsere Truppen besetzten die Thore.

Mailand.

Am 6. August 1848 zog der Feldmarschall, umgeben von mehreren Prinzen des Kaiserhauses und einem zahlreichen Generalstab an der Spitze des zweiten Armeekorps ein. In ruhiger ernster Haltung zogen die Truppen durch die „Porta Romana“ und mit gewohnter Milde gestirt der Feldherr das ihm häufig wieder zujauchzende veränderliche Volk. Die Straßen, Fenster, Balkons waren mit Menschen gefüllt, aber man sah nicht die ausständig gut gekleidete Bevölkerung, die man sonst zu sehen gewohnt war; die Revolution schien Menschen herbeigeführt zu haben, die selbst für die Bewohner ein Schrecken waren, daher war auch der reichere Theil nach seinen Gütern entflohen.

Das freundliche schöne Mailand hatte ein verwüstetes Aussehen. Die Promenaden waren zu Grunde gerichtet, das Straßenpflaster aufgerissen und vom Barricadenbau durchwühlt; am Castellplatz sah man Beschanzungen, viele schöne Häume umgehauen, um den Wall herum die Ruinen der abgebrannten Häuser, an denen finstere Physiognomien vorüber schlichen; aber auch wohlbekannte frohe Gesichter sahen wir, die Gott dankten, daß es so gekommen, daß wieder Ordnung und Recht herrsche.

Der Feldmarschall nahm sein Hauptquartier in der „Villa Reale“, das erste und vierte Korps lagerte auf den Wällen der Stadt, die Reserve stand bei „San Donato“.

Am 7. August dankte der Feldmarschall durch einen Tagesbefehl seinen braven Soldaten. „Von den Wällen Mailands weht wieder das kaiserliche Banner, kein Feind steht mehr auf lombardischem Boden.“

Nach einigen Tagen besetzten die Truppen die Stadt, und alle leeren Paläste wurden ihnen zur Verfügung gestellt. Das Garnisonsleben begann, aber in strenger Wachsamkeit und Bereitschaft.

Die gegen uns gebildete italienische Coalition war aufgelöst, der äußere Feind besiegt und im majestätischen Fluge erhob sich der Aar, unter dessen Schwingen sich Italiens Städte beugten. Das war Radetzky's und seines tapfern Heeres Werk, welches er mit so vieler Sorgfalt und Liebe in 18 Jahren heranzegezogen hatte, als ob er die schweren Tage Oesterreich's vorausgesehen hätte.

Es folgte nun ein unseliger Zustand, der nicht Krieg nicht Friede war, beide Theile rüsteten sich und der sechswochentliche Waffenstillstand verlängerte sich stillschweigend auf unbestimmte Zeit.

Die Sorge für seine Soldaten nahm den Feldmarschall ganz in Anspruch, die Offiziere erhielten eine Entschädigung für ihre verlorenen Bagagen, die betreffenden Gemeinden mußten es ersetzen. Die Truppe war gut bequartirt, verpflegt, mit Eintritt der kühleren Jahrzeit leerten sich die Spitäler, Tausende traten wieder unter die Waffen und schnten sich nach dem Kampfe, um dieser Zwitterstellung ein Ende zu geben. Zahlreiche Verstärkungen kamen aus dem Innern der Monarchie. Ein vortrefflicher Geist herschte, der das Treiben jenseits der Grenze mit Unwillen sah. Es war gegen unsern Vortheil, die Rüstungen Piemonts ruhig anzusehen, es war an uns, entweder auf den Frieden zu dringen, oder selbst den Waffenstillstand zu kündeu.

Digitized by Google

Oesterreich hatte bisher große Mäßigung bewiesen, denn wer hätte uns gehindert, in Mailand die piemontesische Armee gefangen zu nehmen? Oder wenn nicht das, der geschlagenen — nach Turin zu folgen? Niemand! Und so bewies es jetzt abermals gegen seinen Vortheil jene Mäßigung, die mit Ruhe der Entwicklung der Absichten seines Gegners entgegen sieht.

Die Revolutionshäupter nahmen den armen König in's Schlepptau und waren nicht gesonnen ihre Pläne aufzugeben, umsoweniger, da in Ungarn der Kampf nicht so glücklich wie in Italien durchgeführt wurde — und die unßleiteten tapfern Völker noch in vollem Aufruhr standen. Auch machte ihnen die Erhebung Louis Napoleon's zum Repräsentanten der französischen Republik sanguinische Hoffnungen, von dem sie ein drohendes Einschreiten zu Gunsten der anßwärtigen Revolutionen erwarteten. Eine noch sicherere Stütze hofften sie von England, das sich nicht entblödete, als Friedensbasis die Abtretung der Lombardie für Sardinien zu verlangen. Mit der innersten Empörung vernahm das die Armee, aber Vater Radetzky, ein guter Rechner, machte durch diesen Krämer-Kalkül — einen dicken Strich. — Ein Anfang — der sich nun, nachdem wir von dem Baume der Erkenntniß genoßen — hoffentlich wohl öfter noch wiederholen wird.

Die italienischen Wühler nahmen sich also neuerdings die in Ohnmacht und in steigender Anarchie begriffenen Staaten Mittelitaliens zum Schauplatze ihres Wirkens. In der festen Ueberzeugung, daß kein Oesterreicher es wagen dürfe, die Grenze zu überschreiten, machten sie Rom und Toscana zu Republiken und verjagten die Herrscher.

Immer mehr häuften sich die Symptome einer neuen Schilderhebung, der Haß gegen uns entflammte mit erneuerter Kraft. Karl Albert, der Mann, der mit lächelndem Munde dem Tod auf dem Schlachtfeld trotzen konnte, hatte nicht den Muth, den Schneichlern der Revolutionsparthei zu widerstehen. Er hatte zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder Friede mit Oesterreich und Krieg mit der Revolution, oder der Revolution nachgeben (die ihn aber Morgen doch stürzt) und Krieg mit Oesterreich! Die Stimmung des Volkes sollte den Ausschlag geben, und um diese zu hören, fanden neue Parlamentswahlen statt.

Wie das zugeht, haben wir erfahren; die Besitzlosen sind immer die Kecken und Unverschämten, die Chrlosen haben durch die freie Presse und das Vereinsrecht mehr Wege zur Beförderung ihrer Zwecke offen, als die Ehrenhaften. Daher kömmt es, daß durch die Volkswahlen so häufig nicht der bessere Theil, sondern der, der für den vorhandenen Zweck bestimmt scheint, zur Behörde gelangt. So war es auch in Piemont. Die Revolutionsmänner wußten durch Drohungen viele rechtschaffene aber zaghafte Männer von den Besuche der Wahlversammlungen abzuschrecken, und so erhielten sie fast allerorts die Oberhand.

Die Tausende von Ausgewanderten umlagerten den König und die Behörden schrieen Krieg, denn nur der gab ihnen Aussicht auf die Rückkehr und den Besitz ihres Vermögens.

So fahen wir die Dinge in Mailand, und man erwartete die Kündigung des lästigen Waffenstillstands mit Sehnsucht.

Nachmittags am 16. März 1849 fuhr ein piemontesischer Stabsoffizier in die „Villa Reale“ zum Feldmarschall. Er trat mit der Depesche in der Hand in das Zimmer, der Feldmarschall ging ihm freundlich mit den Worten entgegen: „Ich weiß schon, was Sie mir bringen, und danke Ihnen dafür“. Er las ruhig und bat den Ueberbringer bei Tische zu bleiben, was dieser wie natürlich ablehnte. Bei seinem Abgehen konnte er den Eindruck sehen, welchen die Nachricht hervorbrachte; als der Feldmarschall mit den Worten in das Vorzimmer trat: „Meine Herren, man hat uns den Waffenstillstand aufgekündigt“, stürzten sich die Ordonnanz-Offiziere vor Freuden in die Arme. Einer warf sich auf sein Pferd, sprengte auf den Exercierplatz und verbreitete die frohe Botschaft. Der Jubel war maßlos, die Freude der Armee über allen Begriff. In allen Kasernen jubelten die Soldaten, als zögen sie schon in Turin ein. Alles steckte die üblichen in einem grünen Reis bestehenden Feldzeichen auf und betheilte damit die ihnen begegnenden Offiziere. Diese traten in den Gäßen und Kaffeh's in Gruppen zusammen, oder riefen einander zu: „Bezißt Du schon, Gott sey Dank, er hat gekündet!“ Es war ein Enthusiasmus, eine allgemeine Freude, die einzig in der Geschichte dastehen wird.

Die „Villa Reale“ füllte sich Abends mit Tausenden von Offizieren und Soldaten, sechs Musikbanden brachten unserm Vater Radetzky ein Ständchen, und die Luft zitterte von den tausendstimmigen donnernden Vivat's, die dem Kaiser und Radetzky gebracht wurden. Mit gerührtem Blicke trat der Vater unter seine Kinder, auch er mußte sich das Feldzeichen aufstecken lassen, wobei der Jubel gar nicht enden wollte.

Die Volkshymne wurde abgesungen, dann ging dieser merkwürdige Zug durch die Straßen Mailand's, lustig Kriegsmärsche und abwechselnd die Volkshymne spielend, wozu wieder Tausende und Tausende von Soldaten mit dem Feldzeichen geschmückt sich anschloßen. Arm in Arm, lange Reihen bildend, der Deutsche neben dem Ungar, der Kärntner neben dem Croaten, der Italiener mit dem Böhmen, der Jäger mit dem Grenadier, Cavalleristen, Artilleristen, Infanteristen, alles bunt durcheinander.

Die Einwohner stürzten nach ihren Häusern, sie konnten das nicht faßen, die Neugierigen kamen näher und fragten, was es da gebe: „Krieg“! war die Antwort und kräftig hallte der Schritt der Männer durch die nächtlichen Gaßen, deren friegerische Gestalten der rothe Schein der Lichter zeigte; dazu dröhnte die Festmusik der Banden, daß die Fenster-Scheiben erzitterten, und das donnernde Vivat für Radetzky.

Der Schluß dieses Freudenspieles fand in dem Theater Scala Statt, es füllten sich die Räume mit Offizieren aller Waffen und Grade, und stürmisch wurde die Volkshymne verlangt.

Der Vorhang ging auf, verblüfft sahen die Italiener darein, als hell und laut das deutsche Lied erklang: „Gott erhalte unsern Kaiser ꝛc.“

Für den Feldherrn war dieser Tag ein Vorbote des Sieges, nach allen Orten flogen die Courriere, überall wurde die Botschaft mit Freuden begrüßt. Die Harmonie der Generäle, das brüderliche Zusammenhalten der Offiziere und der verschiedenen Truppen unter sich, die Begeisterung des ganzen Heeres für den jungen ritterlichen Kaiser, der früher in unserer Mitte war, und für Vater Radetzky, ließen nur Gutes hoffen.

Es war ein schöner Tag, eine freudige Nacht! In der schönen Erinnerung an diese Zeit schlagen die Herzen wohl noch mächtiger, und am folgenden Tage, wie durchzuckte es uns, als wir die Worte des Armeebefehls vernahmen: „Vorwärts also, Soldaten, nach Turin ist die Losung, dort finden wir den Frieden, um den wir kämpfen. Es lebe der Kaiser, es lebe das Vaterland!“

Digitized by Google

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 26.)

Nach barometrischen Messungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1887·3) und St. Peter im Katschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
Westlich von der oberen Gurk und der Triebel bis an den Offiacher See.			
Gipfel, Sättel, Formationsgrenzen:			
Sattel zwischen dem Tobischer Alpel und dem Wötaner Nock, S. von Klein-Kirchheim	5580	Pet.	Thonschiefer auf Glimmerschiefer.
Kaiserburg, Nebenkuppe N. vom Wötaner Nock . . .	6283	„	Dolomit der Steinkohlenformation.
Spitzeck, scharfer kleiner Kammgipfel, NW. von St. Oswald	5689	„	Derselbe, nahe am Gneiß.
Brunachnock, N. von St. Oswald, Kammkuppe	6001	„	Braune und sandige Schiefer der Steinkohlenformation.
Eggarten-Scharte, schroffer Einriß zwischen dem Schiffsteineck und Kofternock, O. vom Offiacher Gefällthaus	6089	„	Grüne Schiefer der Steinkohlenformation.
Stangneck, Gipfel auf der Hauptwasserscheide mit steilem südlichen Absturz	7308	„	Conglomerat u. Pflanzen der Steinkohlenformation.
	Klag. 7146	„	
	St.P. 6495	„	
Stangensattel, O. vom Stangneck	Klag. 6339	„	Dasselbe Conglomerat u. grauer Schiefer.
Erzlager Grünleiten (Bergbau) am Südgehänge des Kremsgrabens . . .	St.P. 5695	„	Formationsgränze zwischen dem Kalk der Steinkohlenformation und Gneiß.
Sattel zwischen dem Gregoriusneck und Simoleknock (Rinkenock), NW. von Eben-Reichenau . . .	5785	„	Grüne Schiefer der Steinkohlenformat.
Der schwarze See, NO. vom Turracher See . . .	5803	„	Conglomerat d. Steinkohlenformation.
Rohrwandlager auf dem Rothleiteneck, W. vom Turracher See	6034	„	(Liegend-) Gränze der grünen und grauen Schiefer der Steinkohlenformation.
Rohrecknock (Moscheltzen), Gipfel im Inneren der Alpengruppe	7312	„	Die unteren grauen Schiefer der Steinkohlenformation.
	Klag. 7057	„	
	St.P.	„	
Dottelegriegel, Gebängekuppe N. von Klein-Kirchheim .	6101	„	Dieselben.
Sattel zwischen der Thürenbaumkuppe und dem Hohenwald im Höhenzuge zwischen dem Gurk- und dem Teuchenbale	5052	„	Krystallinischer Thonschiefer. (Chloritschiefer.)
Mitte des Steinkammes zwischen Ober-Winkel und Lassadt, NO. v. Ariach	4528	„	Krystall. Thonschiefer.
Görlitzenalpe (höchste Kuppe), WNW. von Ossiach	6039	Tr. 6020	Derselbe.
Höchste Kammkuppe zwischen der Görlitzenalpe und dem Erlischberg, N. v. Ossiach	4978	Pet. 4979	Derselbe.
Gewässer, Gehängstufen und jüngste Ablagerungen:			
Das k. k. Ossiacher Gestütalphaus „im Grund“ . .	5096	Pet.	Schutt zwischen d. Detonit u. d. unteren grauen Schiefer der Steinkohlenformat.
Badhaus Klein-Kirchheim . .	3058	„	Gehängeschutt.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
Arnig-Bach in der Mitte des Ortes	2090	„	Schmales Alluvium.
Höchste Bauern nächst Tassach, N. von Arnig . . .	3738	„	Hochgebirgsschotterablagerung.
Vereinigung des Arnig- und des Ariach-Baches . . .	1915	„	Spalte im Glimmerschiefer.
Ariach-Bach bei der Einschichte Tassach, SO. von Ariach .	2414	„	Schmales Alluvium.
Katholische Kirche von Ariach .	2709	„	Sand des Hochgebirgsschotters (tertiär?)
Wasserscheide zwischen der inneren und äußeren Teuchen .	3224	„	Schotterbarre (tertiär?)
Bach in Außer-Linöd, N. von Winklern N. von Villach .	1734	„	Geneigtes Alluvium.
Einriß zwischen dem Hochriekat und St. Oswaldberg, N. von Villach	2289	„	Zerfressener Schotter auf anstehendem Gneiß.
Hügel O. von Klein-Tassach, NO. von Villach . . .	2087	„	Wechsellager von Gneiß u. Glimmerschiefer.
Südliches Gehänge der Golitzenalpe oberhalb St. Bartholomä	4085	„	Zerfressene Hochgebirgsschotter.

(Werden fortgesetzt.)

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung von Nro. 26.)

Aus der am 6. Februar 1855 in Wien abgehaltenen Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Herr Dr. K. Peters erläuterte die Verhältnisse der Steinkohlenformation, welche sich von der Vereinigung der Landesgrenzen von Salzburg, Steiermark und Kärnten mehrere Stunden weit nach Osten und Süden erstreckt. — Die ersten ausführlicheren Notizen über dieses interessante Gebilde, welches zwischen der Kremsalpe, Turrach und Fladnitz am deutlichsten entwickelt ist, gab R. Bouè im Jahre 1835, darauf 1840 Unger ein vollständiges Verzeichniß der darin enthaltenen Pflanzenarten und treffliche Beobachtungen über die Lagerungsverhältnisse in der Umgebung der Stangalpe, als der Hauptlagerstätte dieser Ueberreste von Landpflanzen aus der Steinkohlenperiode. Im Jahre 1853 stellten die Herren Stur und Dr. Rolle im Salzburgischen und Steiermärkischen Theil der Formation Untersuchungen an, welche im verflossenen Sommer in Kärnten von Dr. Peters fortgesetzt wurden. — Es ist nun erwiesen, daß diese Formation im nördlichen, westlichen und östlichen Umfange mit muldenförmiger Schichtenlagerung auf dem älteren, größtentheils krystallinischen Gebirge ruht. Das unterste Glied derselben ist ein mehrere hundert Fuß mächtiger Kompler von Kalk- und Dolomitschichten, welcher die Eisenerzlager von Turrach und der Altenburger Stube enthält. Nur stellenweise tritt zwischen demselben und dem krystallinischen Gebirge ein Conglomeratgestein auf, das allmälig in letzteres übergeht, am Kremsbach aber durch ein Thoneisenstein- und Brauneisensteinlager ersetzt wird, welches wahrscheinlich aus schwefelkiesreichen Schiefern entstanden ist.

Auf die Kalkschichten, die vielleicht den Bergkalk repräsentieren, der am südlichen Gehänge des Gailthales mit charakteristischen Versteinerungen entwickelt ist, folgen in nordwestlichen Theile mächtige Conglomeratmassen. Sie bilden die Gebirgsgipfel vom Sauereck bis zum Stangneck und setzen über den Turracher See bis gegen den hohen Käser fort. Außer den pflanzenführenden grauen Schiefern, welche hinein zu oberst eingelagert sind, enthalten sie Schnürchen von Anthracit und großgerieste Kalamitenstämme. Im südwestlichen und östlichen Theil kommen sandige und conglomeratartige Gesteine nur untergeordnet in einem grauen Thonschiefer vor, welcher die untere Alpenregion bei St. Oswald, Reichenau und Fladnitz einnimmt. Darüber folgen grüne, mitunter dioritartige und felsitporphyrische, grüne Schiefer, deren weite Verbreitung es gestattet, den ausgedehnten Schieferkompler der Formation in einzelne Etagen zu scheiden. Die viol- und schwarzgrauen Schiefer, welche die höchsten Gipfel der Gegend, den Eisenhut und den Winterthalnock bilden, sind demzufolge das oberste Glied des Ganzen.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: F. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 31. Sonnabend, den 2. August. 1856.

Des Hauptmanns Grab.

Nächtlich Dunkel hüllt des Waldes Klüfte,
Heil'ge Stille ruht auf Thal und Flur,
Und es wiegen Zephyrs süße Düfte
In gelinden Schlummer die Natur. —

Siehe! wie der Forst jetzt plötzlich röthet
Von der Fakeln Flammenscheine sich,
Dumpf ein Sang aus Männerbrust hinüönet
Durch den Wald so ernst und feierlich.

Rings im Kreise steh'n die wackern Krieger,
Mit dem Schwerte wühlen sie ein Grab,
Ihren Führer senken sie — den Sieger
Auf der Wahlstatt — wo er fiel — hinab.

Nur ein Kreuz aus frischen grünen Zweigen
Ist der letzte Rest von seinem Ruhm,
Doch umrauschen tausendjähr'ge Eichen
Seines Grabes stilles Heiligthum.

Hoch an — Feuer! Dreimal hallen wieder,
Ehrensalven donnernd durch die Luft:
Eine Hand voll Erde noch, ihr Brüder!
Eine Abschiedsthräne in die Gruft.

Dem sonst zu eng die unendliche Welt,
Ist hier ein winziges Plätzchen bestellt; —
Still wird es — die letzte Fackel verglüht, —
Doch rauscht in den Eichen der Barden Lied.

A. W. Seemann.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Johann Türk.

Keine Situation, keine Lebenslage ist so geeignet, eine stets abwechselnde Stimmung in den Handelnden, eine von der dunkelsten Farbengebung in die hellste Colorirung überspringende Beleuchtung des Schauplatzes hervorzubringen, als der Krieg. Wie sehr fesseln uns daher die Bilder Adams, die Schilderungen eines Hackländer. Doch wenn sich im regulären Kriege, in den Gemälden der Schlachten alles in großen, mehr eintönigen Gruppen sammelt und der Effekt gleichartig sich darstellt, gewinnt bei dem Volkskriege jede einzelne Gestalt, der Hintergrund wie die Staffage, ein eigenes Interesse.

Wir haben in den früheren Jahrgängen der „Carinthia" in einzelnen Novellen die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Anschauung erprobt und erinnern uns noch sehr lebhaft an die Erzählung von Dr. Rudolph Puff: „Die Mölthaler" (Carinthia Nro. 8 — 10 Jahrgang 1839), in welcher unser Landsturm-Anführer, der Major Johann Türk, handlend auftritt und eine Anrede hält, deren Inhalt von ihm selbst als der Wahrheit getreu bestätigt wurde. Um uns jedoch nicht im Kreise des historischen Romans zu bewegen und die einzelnen Scenen aus dem Gebiethe der Dichtung zu entlehnen, halten wir uns, indem wir eine der merkwürdigsten Episoden aus dem vielbewegten Leben unseres Türk schildern, welche dessen Biographie (Nr. 48 der Carinthia vom Jahre 1841) nur wie im Vorübergehen erwähnt, an dessen durchaus mit Originalurkunden belegtes Manuskript, und lassen ihn seine gefahrvollen Kreuz- und Querzüge, seine Abentheuer, die er vor Uebernahme jenes Commando's bestand, selbst erzählen:

„Am 17. August 1809" — schreibt er in seiner Autobiographie — „wurde ich zu einer Unterredung von den Excellenzen, dem k. k. Appellations-Präsidenten Grafen von Enzenberg und dem k. k. Landrechts-Präsidenten Baron von Ulm, aus meinem Verstecke am „Falkenberg" unweit Klagenfurt gerufen. Ich erschien in möglichster Verkleidung, und beide eröffneten mir, von Sr. k. k. Majestät beauftragt zu seyn, mich nach dem k. k. Hauptquartiere zu „Dotis" abgehen zu machen. Ich erhielt 500 fl. B. Z. Reiservorschuß, einen Reisepaß nach „Marburg" für mich unter dem Namen „Müller", den hiesigen Mehlhändler Metzner zum Gefährten, angeblich um Lebensmittel anzukaufen, und von dem Präsidenten Ulm die nöthige Wäsche, da ich nicht mehr nach Hause durfte. Das Schreiben des Präsidenten Enzenberg an den Kaiser wurde in mein Kleid eingenäht und so fuhren wir mit Metzner, ohne daß ich von den Meinigen Abschied nehmen konnte, in einer Postkalesche an den Ort unserer Bestimmung. In „Marburg" wurde mein Paß auf der Polizei abgegeben, und nach einer kleinen Stunde bekam ich einen Führer, der mich über „Großsonntag", außer der französischen Vorpostenkette nach „Waradin" brachte, wo ich Vorspann und die Marschroute nach „Dotis" erhielt, und dort bereits um 7 Uhr Abends den 19. August ankam."

„Die ersten Bekannten, die ich traf, waren Oberstlieutenant Graf Leiningen und Oberst Schneider. Meine Ankunft wurde sogleich dem Monarchen gemeldet und am 20. um 10 Uhr Morgens erhielt ich Audienz. Se. Majestät fragten sogleich nach Uebergabe meines Schreibens, wie es unter schwerem Feindesdruck seinen lieben Getreuen (in Kärnten) gehe. Ich schilderte unsere Lage, wobei die Rührung a. h. Derofelben sichtbar war. „Mein lieber Türk", sprach der Kaiser in der ihm angebornen Milde: „ich habe ihre bisherigen guten Dienstleistungen aus den mir zugekommenen Berich-

Digitized by Google

ten ersehen. Ich nehme sie für den Fall des Wiederausbruches der Feindseligkeiten in Anspruch. Gehen Sie zu Unserem Bruder (dem Erzherzog Johann) nach Köstheli, welcher Sie von Unsern Wünschen in Kenntniß setzen wird. Grüßen Sie Uns alle Getreuen dort, Gottes Schutz begleite Sie!" Ich fiel tief ergriffen zu des Kaisers Füssen und benetzte die väterliche Hand mit meinen Thränen."

„Nach drei Tagen Ruhe, während welchen ich zur Hofoffizierstafel gezogen wurde, schied ich, nicht ohne ein Reisegeld von 1000 fl. B. Z. und von Leiningen und Schneider das Versprechen zu erhalten, wenn es wieder anginge, wollten sie sich zu uns durchschlagen. In Köstheli hatte ich sogleich bei Tr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Johann Audienz, der mich an den General-Adjutanten Baron von Fedrigoni wies. Dieser eröffnete mir am folgenden Morgen, daß es im Falle des Krieges sehr wünschenswerth sey, (wie es Napoleon nachhin im Jahre 1814 zu thun auch nicht unterließ) daß sich der Landsturm im Rücken des Feindes und zwar in Krain, Steyer und Kärnten organisire und mit Tirol in Verbindung setze. In beiden ersteren Ländern seyen schon Einleitungen getroffen; Beweis dessen wurden mir auf kleinen Zetteln Namen und Ortschaften verzeichnet übergeben, wo ich Gleichgesinnte zu finden hätte, und ich belehrt, durch welche Signalisirung ich mich zu erkennen zu geben hätte. Uebrigens wurde ich an Präsidenten Ulm gewiesen, unter dessen Leitung ich das Oberkommando über den kärntnerischen Landsturm zu führen haben würde. Leiningen entwarf einen Plan, sich der Stadt Klagenfurt durch einen Handstreich zu bemächtigen. Derselbe bestand darin: von den auf dem „Benediktinerplatze" stehenden Kanonen sollten Abzüge ihrer Mündung genommen und darnach Karträtschen-Büchsen mit Patronen versertigt; entschlossene Laudleute zu den Schanzarbeiten in die Stadt gebracht und ihnen Waffen in Heuwägen und sonst noch verschaffet werden. Diese hätten im Tabakgebäude, so wie beim Besitl am obigen Platze in einer bestimmten Nacht sich zu sammeln und dann auf das vom Stadtpfarrthurme gegebene Zeichen sich der Hauptwache und jener Kanonen zu bemächtigen, den an der Landschaftgarten-Mauer angehängten Cavalleriepferden die Halstern abzuschneiden, die Häuser, wo höhere Offiziere wohnten, möglichst offen zu erhalten und dieser sich zu versichern. Die Kanonen seyen gegen das Kaserngebäude aufzupflanzen, eine Schaar Scharfschützen in das Bassin des Lindwurmes zur Beschießung der Cavallerie zu postiren. Vor Allem sey das „St. Veiterthor" zu öffnen, um den durch den „Kreuzberg" in der Nacht herangekommenen Tirolern und dem Landsturm Eingang zu verschaffen ꝛc.."

Mit dieser Instruction und drei im kleinsten Format zusammengelegten und ebenso geschriebenen Briefen, wovon einer an den in Mailand gefangenen Grafen Peter Goes, der andere an Grafen Enzenberg, der dritte an den Gouverneur Rosetti in Triest, reiste ich unter dem Namen Johann B. Seybold von „Köstheli" ab und kam auf gleichem Rückwege in „Marburg" an. Doch da war ich, wie mir die Wirthin „zum Lamm", Anna Zörer, wo ich einkehrte, versicherte, schon verrathen; allseitig waren Signalements von mir vertheilt, und ich verdankte es nur dem Balle, auf dem sich eben die französischen Offiziere befanden, daß ich nicht schnell entdeckt und festgenommen wurde. Ich entkam dadurch, daß ich sogleich den Sohn der Wirthin, gehüllt in einen Mantel und bedeckt mit einem Bauernhute, nach Völkermarkt führte. Von da entkam ich über die Sillebrücke zum Wirth Herndl nach Maria Saal. Baron Ulm, von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, beschied mich nach St. Georgen am Sandhof, wo ich von ihm erfuhr, daß bereits eine Zahl gutgesinnter Bewohner des Landes in das Einverständniß gezogen und Waffen sammt Munition gesammelt worden seyen. Schon glaubte ich mich in Sicherheit wiegen und dem Reifwerden unserer Pläne entgegen leben zu können, da rief mich eine doppelte Pflicht. Mein Herr, der Fürst-Bischof Salm war in äußerste Geldnoth gerathen, während er in Triest einen großen Eisenverrath liegen hatte. Dieser sollte in Geld umgesetzt werden und Behufs dessen ich mit Vicedom Dresbner dahin abreisen. Auch lag es mir noch ob, mehrere geheime Papiere an Mann zu bringen. Polizei-Direktor Paufinger gab mir einen Paß, wo mein Name als Bedienter des Vicedoms stand, und wir gelangten glücklich nach Triest, wo jedoch bei länger als dreitägigem Aufenthalt ein affecurirter Aufenthaltsschein zu lösen war. Bei aller Beschleunigung unserer Geschäfte, wo uns die Handelsleute Griot und Gentilotti die wesentlichsten Dienste leisteten und auch unsere Personen affecurirten, war die Zeit abgelaufen und die Erhebung jenes Scheines nothwendig geworden. Wie erschrack ich, als bei Ausfertigung desselben ein hiebei angestellter Registrant und geborner Deutscher um die Person des Johann Türk fragte und mich sogleich auf die Polizei-Wachstube abführen ließ. Ein großes Glück war es für mich, daß ich gleich am ersten Tage jenes zu „Köstheli" erhaltene Namensverzeichniß zu Rath gezogen und so die Bekanntschaft der Patrioten, des Polizei-Direktors Baron von Longo, des Landrathes Orescici und des Doktors Hofer, eines Klagenfurters, gemacht hatte.

Meine Arretirung geschah Morgens um 11 Uhr und ich verlebte die bittersten Stunden; nicht nur mein gewaltsamer Tod schien mir gewiß, sondern, was mich ebenso ängstigte, war der Inhalt meiner Brieftasche, welcher noch Mehrere ebenso compromittirt hätte, und dessen ich Angesichts der Wache nicht los werden konnte. Ich erhielt die Erlaubniß, und das war die größte Erleichterung, wenn auch in Begleitung der Wache, an einen Ort zu gehen, wo ich doch auf Augenblicke allein war, und mich jenes verhängnißvollen Stückes entledigte. Um halb 3 Uhr wurde ich unter Eskorte von 5 Polizeimännern nach der Stadt-Intendants-Kanzlei zum Verhöre geführt, welches damit begann, mein Nationale zu erheben. Ich bestand darauf, ein Tischlersohn von Straßburg in Kärnten zu seyn, und spielte sonst den Einfältigen und Unwissenden. Zwei feindliche Stabsoffizire führten den Vorsitz, denen zwei heimliche Civil-Commissäre, zwei Dolmetscher und ebenso viele Actuare beigegeben waren. Plötzlich sagte einer der beiden Civil-Commissäre, mit Namen Mariutitsch, auf Französisch zum Platzoberst: „Herr Colonel! dieser ist nicht der rechte, den wir suchen; jener ist ein kleiner Mann mit blonden Haaren, war früher Comis bei „Först", dann Sensal und Oberjäger bei den Triester-Freiwilligen und hält sich gegenwärtig in Oesterreich's Diensten in Fiume auf, von wo aus er entweder persönlich in Verkleidung oder durch Agenten eine höchst gefährliche Spionage treibt". Dieses zu hören gewährte mir eine ungemeine Erleichterung; man debatirte, und ich wurde mit der Mahnung des Commissärs Mariutitsch frei entlassen, meinen Aufenthaltsschein abzuwarten, und mich nach den Gesetzen zu benehmen."

„Beim Fortgehen fand ich unter den Bogen der „Juden-Gasse" den Polizei-Direktor Baron v. Longo, dessen bedeutsame Blicke mir zum Nachgehen winkten. In dessen Wohnung angelangt fand ich beide andern Herren, welche mir gemeinsam eröffneten, daß, im Falle ich zum Tod verurtheilt worden wäre, bereits Anstalt getroffen worden sey, mich durch unterschobene Befehle noch während der Nacht in Freiheit zu setzen. Ich fühlte wie viel man meinetwegen auf das Spiel setzte und dankte mit tiefster Rührung.

Digitized by Google

Dresdner hatte indessen für das Eisen 72,000 fl. B. Z. effectuirt, allein meine Arretirung setzte ihn in nicht geringen Schrecken und Verlegenheit. Meine Freilassung wurde daher sogleich zur Besorgung der Pässe benutzt und unsere Abreise auf den andern Tag um 4 Uhr Morgens festgesetzt. Auch jetzt fügte es die Vorsehung anders und zu meinem Heile. Der Postmeister ließ uns wissen, daß, Falls wir nicht noch Abends 10 Uhr abreisten, wir den andern Tag bis 6 Uhr keine Pferde erhalten könnten. Wir entschlossen uns zu Letzterem. Am Wege unsern Adelsberg, es war 2 Uhr Nachts, sahen wir einen Postritt auf uns zukommen, der uns den Wechsel der Pferde geboth; der Postknecht wollte es an dieser Stelle nicht, doch er gab französischen Donnerworten nach. Als wir ausstiegen, wie erstaunte ich, daß bei Laternschein ein Passagier auf mich zukam und mich bei Seite nahm, in dem ich den Comis unserer Eisenhandlung, Rader, erkannte. Er erzählte mir so schnell als möglich: der Mitfahrende sey ein französischer Courier, den General Ruska, welchem meine Reise nach Triest bekannt geworden, zu meiner Habhaftwerdung entsendet und der ihn auf der Hiehersfahrt zu sich in Wagen genommen habe. Er händigte mir 21 Kronenthaler ein mit dem Auftrage des Fürst-Bischofes, ja jetzt nicht nach Klagenfurt zu kommen. Sprachmeister Girod habe ihn als Expeditor der Depesche noch in voriger Nacht von dem Zwecke jener Entsendung unterrichtet, worauf er, Rader, den Auftrag erhalten, mich, koste es was es wolle, zu ereilen und zu warnen. Ich eilte nun, während Rader mit dem Courier nach Triest fuhr, nach Prewald. Dort angekommen zeigte ich meinen Paß dem Postmeister Decleva vor, der mich mit großen Augen anblickte und durch Zeichen mir zu verstehen gab, ihm zu folgen. Als wir allein waren, entdeckte er mir, in welcher Gefahr ich schwebe, und daß er vom Gouverneur Rosetti den Auftrag habe, mich sogleich nach Fiume zu befördern. Ich wurde als Postknecht ausstaffirt, und während ich mit der Briefpost gegen Fiume fuhr, reiste Dresdner nach Klagenfurt weiter.

In Fiume erhielt ich auch meine in Triest gerettete Briefstasche, wenn auch nicht im besten Zustande, wieder, dann frische Kleider, in denen ich Tags darauf als „Tiroler" das Linienschiff des Admirals Colingwod besuchte, und mich höchst glücklich fühlte, durch Gottes wunderbare Fügung wieder frei athmen zu können. So sehr mir die im Hause Rosetti's gegönnte Ruhe wohl that, nach sechs Tagen mußte ich doch fort und zwar in mein zweites Vaterland, wo ich die a. h. Aufträge noch weiters zu vollziehen hatte. Ich machte den Weg über „Unterkrain" auf Seitenwegen, so, daß ich, es war den 22. September um 7 Uhr Morgens, im dichtesten Nebel die Glanfurt passirte und die Richtung über St. Ruprecht gegen Lindenheim einschlug, um so in das „Elisabethiner-Kloster" wo meine beiden Schwestern Conventualinen waren, zu kommen; doch der Nebel machte, daß ich zuviel links ging und zu meiner nicht geringen Verlegenheit unter eine Menge Arbeiter gerieth, welche unter Leitung des Maurermeisters Spanner und Befehl zweier französischer Mineur-Offiziere beschäftigt waren, die Schleuße am Abzugskanale des Stadtgrabens wasserdicht zu vermauern. Spanner, der mich sogleich erkannte, war so durch meine Erscheinung überrascht, daß er mich mit Nennung meines Namens begrüßte. Einer der beiden Offiziere, der dieses ominöse Wort hörte, erkundigte sich sogleich bei Spanner um meine Person; doch dieser, schnell gefaßt, wies gegen das „Bittringer Thor", in welcher Gegend man dann mich suchte, während ich behende den Lindenheim vorbei mein Asyl erreichte. Meine Ankunft wurde augenblicklich meinem Fürst-Bischof gemeldet, der mich im Bibliothekzang huldvoll empfing und mir einen Wanderstab von Haselnuß übergab, den er mir einzuhändigen durch einen Bauer war gebeten worden. Ich zerbrach ihn, und er staunte, daß ich aus einer Höhlung eine Hostepeyche herauszog, welche ich den Fürsten dem Baron von Ulm zu geben bat. Kaum war dieses geschehen, so erhielt ich vom Kloster die Aubeutung nicht mehr zurückzukehren, sondern möglichst bald das Freie zu gewinnen. Die Franzosen suchten mich nämlich in allen Häusern der Vorstadt und nur dem patriotischen Wirthe Jesernigg sey es gelungen, davon die Oberin in Kenntniß zu setzen, da er meine Anwesenheit im Kloster ahnte. Mein Oberhirt segnete mich, und empfahl mich Gottes Führung. Nach einiger Erquickung eilte ich auf einer Seitenstiege, während die französischen Stabsoffiziere im Speisesaale an der Tafel saßen, durch das Zimmer des Consistorial-Direktors in den Garten, brach eine Stakete aus um hinaus zu gelangen, ging dann, in einem Buche lesend, langsamen Schrittes der Wall zu, von wo ich durch den „Maria-Saaler-Berg" das Haus meines Freundes Hernbl in Maria-Saal erreichte. Hier weilte ich zwei Tage verborgen, um mich dann über den Größinghof und Feldkirchen mit einem bedeutenden in Getreidsäcken verborgenen Pulvertransport in das Möllthal zu den Tirolern zu begeben."

Damit schließen wir für diesmal Türks Züge und Abentheuer, nicht ohne seinem Manuskripte noch die Bemerkung beizufügen, daß er sie, außer dem sichtbaren Schutze Gottes, nur durch die Mitwirkung und den Patriotismus so Vieler jeden Standes glücklich bestand, unter denen nicht Einer ihn verrieth, sondern Jeder ihm helfend mit eigener Gefahr und Resignation die Hand bot. Seine Geschichte ist daher ein schönes Blatt der Erinnerung an Biedertreue und Muth aus Kärntens Geschichte jener unvergeßlichen Tage.

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung.)

Aus der am 6. Februar 1855 in Wien abgehaltenen Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Herr Dr. K. Peters berichtete ferners: Von Massengesteinen kommt eine Art Dioritporphyr am südlichen Fuß des hohen Käfers zum Vorschein. — Außer den Frühergenannten enthält die Formation noch zahlreiche kleine Eisenerzlager. Die bisher wenig beachteten, weil geringhaltigen Eisenspathe dürften bei verbesserten Transportmitteln von den benachbarten Gewerkschaften immerhin zu Gute gebracht werden können, und es wurden dieselben auf einige neu aufgefundene Lager der Art aufmerksam gemacht. Im Kalk setzen bei Fladnitz bleiglanz- und blendeführende Gänge auf, deren Verhältnisse recht interessant sind und auf welche im Mittelalter ein ausgedehnter, zum Theil noch gut erhaltener Bergbau betrieben wurde. Der grüne Schiefer enthält bei Reichenau Zinnober eingesprengt. — Nach Süden läßt sich die Formation nicht abschließen. Dieselben Schiefer, welche in der Alpenregion alle Charaktere secundärer Gebilde an sich tragen, gehen im Mittelgebirge in Thonschiefer von krystallinischer Beschaffenheit über, und der den übrigen Umfang bezeichnende Kalk fehlt. Es mußte deßhalb eine Linie vom Wöllauer Nock nach Griffen in der Streichungsrichtung der Alpen als petrographische Grenze gezogen werden. — Im Berichte der geologischen Reichsanstalt vom Monat Mai 1855 heißt es: Die geologischen Aufnahmen in Böhmen sowohl als auch im südlichen Kärnten und in den Venetianer Alpen wurden nach dem in der letzten Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt am 24. April mitgetheil-

Digitized by Google

ten Plane in der ersten Hälfte des Monats Mai begonnen, und bereits liegt ein Bericht des Chefgeologen der Section II. Hrn. W. V. Lipold über seine ersten Untersuchungen vor, die sich, da der noch bis zu 4000 Fuß Meereshöhe herabreichende Schnee Aufnahmen im Gebirge noch nicht gestattete, auf die Umgebung von Bleiburg und das Hügelland zwischen Bleiburg und Draubura bezogen.

Die weite Ebene bei Bleiburg, dann die kleineren Flächen bei Schwabegg, Leiflina und Draubura an der Drau werden von Diluvialschottern und Conglomeraten bedeckt. Aus diesen Diluvialflächen ragen der Liebitzberg bei Bleiburg, der Thriesulaberg bei Rinkenberg, der heil. Grabhügel bei Schilternborf, der Katharinaberg bei St. Michael hervor, welche aus Thonglimmerschiefer, der letztere zum Theil aus Gutensteiner Dolomit bestehen. Auf der westlichen Abdachung des Thriesulaberges, fast bis zu dessen 3000 Fuß hohen Spitze, finden sich abgerundete Geschiebe, während sie auf der östlichen Abdachung ganz fehlen. Der Hügelzug des Zimper, Stroina und Lagojet zwischen Bleiburg und Unter-Draubura besteht hauptsächlich aus Thonglimmerschiefer; erst gegen Lagojet liegen unter demselben Granaten-Glimmerschiefer und granitische Turmalin führende Gneiße mit Einlagerungen von Amphibolschiefer. — Bei Pudach und Stroiana findet man in den Thonglimmerschiefern kalkhaltige dioritische Gesteine und grüne dioritische Schiefer, wie solche auch den Bleiburger Schloßberg zusammensetzen.

(Wird fortgesetzt.)

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung.)

Nach barometrischen Messungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Katschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
Im oberen Gurk-Gebiete.			
Gipfel, Sättel, Formationsgrenzen:			
Oberhalb Sauerregen, N. von Eben-Reichenau .	4934	Pet.	Grenze der unteren grauen u. d. grünen Schiefer der Steinkohlenformation.
Sattel zwischen der „Gruft" u. dem „Ochsenbrett" (hohem Käfer), Hauptwasserscheide	6687	„	Grüne u. graue sandige Schiefer der Steinkohlenformation.
Der kleine Speikkofel, N. von St. Lorenzen	6552	„	Die oberen grauen Schiefer der Steinkohlenformation.
Der Torer (große Speikkofel), N. von St. Lorenzen . .	6937 Klag. 7102 Tr. St.P.	7156	Dieselben.
Bei „drei Kreuzen", O. von St. Lorenzen, S. vom „Kegel"	4805	Pet.	Grüne Schiefer der Steinkohlenformation.
Scharnitzsek, SO. vom „Knittel", NO. von Gnesau .	5004	„	Krystall. Thonschiefer.
Bad St. Leonhard neues (Badhaus, 2 Beob.) . . .	3432	3540	Auf krystallinischem Thonschiefer.
Sattel „auf den Kögeln", W. nächst dem Kruckenberg, NO. von St. Lorenzen	5126	Mitterbrer Pet.	Untere graue Schiefer der Steinkohlenformation.
Sattel zwischen der Alpe „Bumachgarten" und dem Lavenberge, SSW. von St. Lorenzen	4732	„	Dieselben; auf ihnen Hochgebirgschotter.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
Gewässer, Gehängstufen und jüngste Ablagerungen:			
Falkert-See, WNW. von Eben-Reichenau	5669	Pet.	Grüne Schiefer der Steinkohlenformat.
Ursprung der Gurk, Quelle etwa 15 Fuß über dem oberen Torerse (Peretmer: die Sten)	6361	5613	Obere graue Schiefer der Steinformation.
Gurk (Seebach) nächst der Brunner Alpe, NO. von St. Lorenzen	4439	Pet.	Erster Alluvialboden.
Vereinigung der Gurk mit dem Schwarzbach, O. von St. Lorenzen	4174	„	Alluvium u. Schutt.
Gurk an der Einmündung des Görzbaches (Zedlitzdorf)	3047	„	Geringes Alluvium.
Höchste Terrasse von Zedlitzdorf (etwas östlich) . . .	3452	„	Terrassen-Diluvium d. Hochthales.
Barre zwischen der Gurk und dem Ursprung der Dtebel	2988	„	Daßelbe.
Die Gurk unmittelbar dahinter	2884	„	Alluvium oberhalb der
Die Fladnitz und die Eisenhut-Gruppe.			
Gipfel, Sättel, und Formationsgrenzen:			
Eisenhut (bei nicht günstigem Wetter)	7634 Klag. 7551 St.P.	7721 Tr.	Oberste graue Schiefer der Steinkohlenformation.
Winterthalnock	7474	Pet.	
Hangendgrenze des Dolomits an der Steilhalde, W. von der Hardebühlte, OSO. Gebäude des Winterthalnocks	Klag. 7408 St.P.	„	Dieselben.
Am O. Gebäude desselben, WSW. von der Fürstenhütte	5808	„	Untere Schichten der Steinkohlenformation.
	5620	„	Einlagerung von Sandstein im grünen Schiefer der Steinkohlenformation.
Höchster Punkt des Zeilnkars. SW. von Fladnitz . .	6740	„	Grüne Schiefer der Steinkohlenformation.
Bockbühl, NW. von Fladnitz	5228	„	Dolomit der Steinkohlenformation.
Niedrigster Sattel zwischen dem Sedachthale und der Fladnitz, S. vom Bockbühel	4720	„	Dolomit und unterster Schiefer der Steinkohlenformation.
Der „Schwarze Packen", Sattel zwischen der Pregartenhöhe und „Unter der Wänden", NO. von Fladnitz	5192	„	Krystall. Thonschiefer.
Der Sattel, welcher aus dem Metnitzthale in die Fladnitz u. ins oberste Gößnitzthal überführt . .	4262 (?)	4720 Pr.	Dieselbe.
Gewässer, Gehängstufen und jüngste Ablagerungen:			
Fladnitz, Kirche u. Wirthshaus auf einem kleinen Gehängetreesprung, 40 Fuß über dem Alluvium der Thalsohle	4320	Pet.	Krystall. Thonschiefer.
Hardebühlte im Sedachthale, WNW. von Fladnitz .	4422	„	Alluvium.
Terrasse zwischen dem Sedach und dem Fladnitzbache nächst ihrer Vereinigung, etwa 60 Fuß über derselben	4181	„	Hochgebirgsschottee.
Vereinigung des Schachbaches mit dem Schachmannbach. Anfang der oberen Paal) .	3806	„	Schutt auf Glimmerschiefer und krystall. Thonschiefer.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 32. Sonnabend, den 9. Auguſt. 1856.

Am Grabe

des

Hochwohlgebornen Herrn Edmund Freiherrn von Herbert.

Ob Du hernieder ſchauſt verklärter Geiſt
In's Land, wo noch des Todes Becher kreiſt,
Ob Du ſie alle noch erkennſt die Deinen,
Die oftmal hier an dieſem Hügel weinen!

So oft ich hier an Deinem Grabe ſteh',
Durchzieht die Bruſt mir der Erinn'rung Weh!
Hinauf iſt das bethränte Aug' erhoben,
Als wollt' es rechten mit dem Vater oben.

Er nahm zu ſich hinauf ſein liebes Kind,
Vergaß, daß wir auch ſeine Kinder ſind,
Viel' Engel ſind ja dort in ſeinen Reichen,
Doch wen'ge hier, die dem entrißnen gleichen.

Der heim Gegangne war ein edler Sohn,
Sein Name füllt das Mutterauge ſchon;
Er war ein edler Freund, ſeht, wie in Scharen
Hieher die Freunde, die ihm werth, wallfahren.

Er war ein Mann. Was ſchön und gut und groß,
Das zog er pflegend hin in ſeinen Schoß;
Wer immer der da pflegte Kunſt und Wiſſen
War ihm die Hand zu bieten treu befliſſen.

Er war ein Kärntner! Horchend blickt ins Thal,
Zum Berg, zum See, er grüßt dich überall;
Er war ein Schmuck, ein Schild dem Vaterlande,
Das dankbar daſteht noch im Schmerzgewande.

Er war ein Herz, wie 's wenige nur gibt!
Zählt, wenn ihr könnt, die Schaar, die ihn geliebt,
Die Thränen zählt, die er getrocknet, zählet
Die Hoffnungen, die er geweckt, beſeelet!

Schlaf Edler ſanft! Du haſt in kurzer Zeit
Mit voller Hand viel Gutes ausgeſtreut;
Der Liebe Ernte, reich ſchon hier auf Erden,
Wird überſchwenglich dort am Throne werden.

Wenn mir die Bruſt in Schmerz und Sehnſucht bangt,
Wenn einen Mann das Vaterland verlangt,
Dann werd' ich her zu Dir die Schritte wenden,
Du blickſt herab, und wirſt uns Hilfe ſenden;

Wirſt wecken eine Hand, wie Deine, mild,
Und einen Geiſt, des Deinen Ebenbild.
Ein Blick nach Dir, — Dein theures Angedenken
Wird Liebe uns, wird uns Begeiſt'rung ſchenken.

Fr. J. O. G.

Erinnerungen aus dem Jahre 1849.

Der fünftägige Feldzug in Piemont.

Motto.

So meint er wohl, ich ſoll ihm
Ein ſchönes, reiches Land zum Raube geben,
Daß wir zuletzt auf eig'nem Grund uns Boden
Selbſt nicht mehr Herren ſind? Sie müßen fort,
Fort, fort! Wir brauchen keine ſolchen Nachbarn.

Wallenſtein.

Wir hatten unſere Armee-Eintheilung wie früher, nur vermehrt, und es beſtanden für ganz Italien ſechs Korps:

1. Korps FML. Graf Wratislaw; 2. FML. Baron d'Aſpre; 3. FML. Baron Appel; 4. FML. Graf Thurn; 1. Reſervekorps FML. v. Wocher; 2. FML. Baron Haynau. Dieſer hatte die Blokade von „Venedig" fortzuführen und den untern „Po" zu bewachen, nebſtbei die Aufrechthaltung der Ordnung im geſammten lombardiſch-venetianiſchen Königreiche und zu dieſem Behufe den Oberbefehl über alle zurückbleibenden Truppen.

Die Caſtelle in den Städten waren armirt, mit Proviant und Munition verſehen, und ſo konnte eine geringe Beſatzung die Städte im Schach halten. Die Geſammtzahl, welche vor „Venedig", den Feſtungen und in den Caſtellen Ober-Italiens zurückblieb, betrug 50,000 Mann. Kranke in den Spitälern waren nahe an 25,000 Mann. Zur Operation nach Piemont blieben dem Feldmarſchalle 75,000 Mann mit 180 Geſchützen.

Die Geſammtſtärke der Piemonteſen belief ſich auf 150,000 Mann. In der Stärke waren ſie uns vor, allein nicht am Geiſte, dieſer war bei ihnen nicht der beſte. Ein großer Theil war dem König zugethan, aber über den Bürger wegen vielfachen dem Militär angethanenen Schimpf erbittert. Die Disciplin ſtand auf ſchwachen Füßen, der Partheigeiſt untergrub ſie. Auch zählte die Armee über 30,000 Verheirathete, und dieſe mit einer großen Zahl der übrigen Truppen waren dem Kriege abheld. Beinahe die ganze Generalität und alle älteren Offiziere mißbilligten denſelben und ſahen einen üblen Ausgang, nur die zahlreichen jungen Offiziere zweifelten nicht an einem glorreichen Siege. Von den politiſchen Club's aufgeregt, theilten ſie deren ſchwindlige Hoffnungen. Sie rechneten auf den maſſenhaften Uebertritt der Italiener und Ungarn. Den Patrioten ſchwätzten ſie vor, Radetzky, der die aufrühreriſchen Städte der Lombardie und des Venetianiſchen bewachen müſte und „Venedig" blokire, könne höchſtens über 40,000 Mann disponiren.

So ſchwätzten ſie fort, wußten den verdienſtvollen Bava zu entfernen und verſchafften das Oberkommando einem Abenteurer, dem Polen Albert Chezanovsky. Man ſah ſich im Geiſte ſchon in „Mailand", auf den Höhen von „Sommacampagna", und ſo verhärrte man in der angenehmen

Digitized by Google

men Täuschung. Es schien ihnen gar nicht anders möglich, als daß Radetzky, um sich zu retten, hinter die „Adda“ müße. In diesem Sinne war auch ihr Operationsplan. Eine Massenerhebung wurde angeordnet, ein Gleiches that die lombardische Consulta. Allein so lange die piemontesischen Truppen nicht auf lombardischem Boden Vortheile errangen, war auf keine ernste Insurrection zu denken. Man wollte also so schnell wie möglich nach „Mailand“ kommen: um dieß zu bewerkstelligen, gab man das rechte „Po-Ufer“ beinahe völlig preis, entfernte seine Hauptkraft von diesem Strom, und concentrirte sich in „Novara.“

Ueber den Operationsplan Radetzky's herrschte das größte Geheimniß, denn wir waren von Spionen umringt und so gebot die Vorsicht tiefes Schweigen. Selbst als der Feldmarschall schon den zweiten Tag am Marsche war, wurde der Schleier nicht gelüftet. Der alte Herr wußte so geschickt Alles in der Meinung zu erhalten, wir würden „Mailand“ räumen und hinter die Adda ziehen, daß selbst Spione derartiges berichteten. Diesem nach geht das schreibende Hauptquartier nach „Crema“, alle Rüstungswägen und Bagagen nach „Verona“, der Proviant nach „Lodi“, alle Truppen der Lombardie sollten sich da concentriren und nur die Castelle besetzt halten.

Am 18. März Morgens 4 Uhr marschirten wir zur „Porta Romana“, die Musikbanden spielten: „Gott erhalte unsern Kaiser ꝛc.“, und große Infanterie-Massen wogten in gleichem Schritt daher durch das Thor in der Richtung gegen „Lodi“. Wir zerbrachen uns den Kopf über die Absicht Radetzky's; über die Concentrirung zwischen „Lodi“ und „Cremona“? ja, zu einer Vertheidigungs-Stellung meinten die Einen, — zum Behufe eines „Po“-Ueberganges vermutheten die Andern, — und Niemand traf das Rechte.

Mittags lagerten wir um „Landriano“ und „Melegnano“, das Hauptquartier in „St. Angelo“. Hier wiederholte sich eine jener Scenen, die den Geist der Armee aussprechen. Gegen Abend spielte die Regimentsmusik, viele Soldaten fanden sich ein, lustig und heiter fingen diese ihre Nationaltänze an, die Offiziere mischten sich unter die Soldaten, und selbst die Generäle ergaßte dieser lebhafte Taumel. Lachend und froh sah der Feldherr diesem munteren Getreide zu, da wurde plötzlich die Scene ernst. Eine Deputation der Grenadiere von Wasa erschien, und bat inniglich den Feldherrn, bei der nächsten Schlacht vorangestellt zu werden und den ersten Sturm ausführen zu dürfen. Sie wollten, so sagten sie, den Namen ihres Regimentes wieder herstellen, den ihre verirrten Brüder in Ungarn, leider Gottes! sehr befleckt hatten. Gerührt bewilligte es Radetzky und jubelnd wurde es den übrigen Kameraden verkündet.

Am 19. März marschirten wir noch immer in der Richtung nach dem „Po“ und lagerten Nachmittags in „Villareggia“, das Hauptquartier in „Tore bianca“ auf der Straße nach „Pavia“. Wir zogen dahin wie gestern, Niemand wußte etwas, nur hofften wir, im vollen Vertrauen auf unseren Führer, das Beste. Alles war in der heitersten Stimmung, das ganze Offizierkorps von Baron Prohaska speiste zusammen in einem großen Hofraum des Schloßes bei unserem geliebten General, dem Grafen Clam. Die Regimentsbande spielte, Gesundheiten auf unseren ritterlichen Kaiser, Vater Radetzky, Clam, Reischach wurden ausgebracht, endlich ertönte ein heiterer Ländler und unsere Kärntner tanzten jauchzend umher.

Der Morgen des 20. März graute kaum, als die Banden Bergatterung schlugen; Alles war gleich auf den Beinen, die Regimenter wurden formirt und marschirten ab. Noch immer wußten wir nichts; da verbreitete sich das Gerücht, die Korpskommandanten hätten versiegelte Befehle, die sie am Marsche erbrechen und worin sie die Marschdirection finden werden. Bald bemerkten wir, daß wir von der Richtung nach dem „Po“ abschwenkten, und dem „Ticino“ zu uns bewegten; jetzt ging uns erst der rechte Gedanke auf, — daß wir von „Pavia“ mit einer raschen Bewegung über den „Ticino“ gehen, da, wie ein Keil, zwischen der feindlichen Armee eindringen und diese flanken werden, noch ehe sie Zeit findet, ihre offensiven Bewegungen auszuführen.

Wir näherten uns „Pavia“; da hörten wir den Marsch der Feldmusik von allen Seiten spielen und sahen endlich die großen Truppenmassen aller Waffen vor dem Mailänderthore aufmarschieren. Es war eine zauberhafte, überraschende Erscheinung, auf einmal vor den Thoren „Pavia's“ 60 schöne Bataillons, 40 stattliche Schwadronen, und 180 Tod und Verderben speiende Kanonen versammelt zu finden.

Es war ein schönes herrliches Schaufpiel, als von allen Straßen, die von Osten und Norden her nach „Pavia“ führen, die Kolonnen des Heeres heranrückten. Ungefähr drei Stunden dauerte es, bis Alles jene Stellung genommen hatte, nach deren Reihenfolge der Uebergang über die permanente Brücke und über noch zwei in der Nacht gemachte Pontonsbrücken vollzogen werden sollte.

Der Anblick der vielen durcheinander wogenden Waffengattungen und Uniformen, die sich in ihre Eintheilungen reihten und auf die Zurufe in deutscher, italienischer, böhmischer, ungarischer, kroatischer und polnischer Sprache sich formirten, erinnerte an Wallenstein's Lager.

Genau um 12 Uhr Mittags den 20. März lief der aufgekündigte Waffenstillstand ab, die ersten Truppen traten an's andere Ufer und wir ergriffen auf diese Art die Offensive.

Der Feldmarschall stand auf einem Balkon des Wirthshauses, zur „Lombardie“ genannt, wo er wohnte, und ließ die Truppen vorüber ziehen. Kaum ward man des Feldmarschalls ansichtig, so erhob sich ein betäubender Jubelruf, der sich von Korps zu Korps unter Bivat, Essen, Eviva, Zivio fortpflanzte; darunter das Schmettern und Klingen der Feldmusik, das Dröhnen der Schritte von Menschen und Pferden, das Rasseln der Batterien, das Alles in den von Menschen vollgepfropften engen Gassen machte ein großartiges Schauspiel.

Bei den Brücken angelangt, war der Jubel ein betäubender. „Verwärts nach Turin“! war der Ruf, der aus jedem Munde tönte, und der Uebergang begann. Die Pferde wicherten beim Anblicke des Wassers, die Balken und Pontons der Brücken stöhnten und knarrten unter dem gewaltigen Drucke der Kanonen und Wagen, das Hochrufen der Soldaten erfüllte die Luft und gewann an Umfang je mehr man sich dem Ufer näherte.

Husaren, Dragoner und Infanterie sangen lustige Lieder, und die heitern Jäger, die Tiroler, Kärntner und Steirer, ließen ihre volks- und eigenthümlichen Jauchzer laut und kräftig nach „Piemont“ hin erschallen.

Feldzeugmeister d'Aspre mit dem zweiten Korps eröffnete in drei Kolonnen den Angriff. Daß der Feind hier nicht stark war, wußten wir wohl, aber über die eigentliche Stärke hatten wir keine Kenntniß. Oberst Benedek eröffnete mit dem Regimente Giulay den Kampf, überschritt den „Gravellone“, der die Gränze bildet, und warf die Vorposten des lombardischen Schützenbataillons Manara. Dieses zog sich nach der Stellung von „la Cava“ zurück; Benedek mit seiner gewohnten Energie und Kühnheit rückte rasch nach, und drängte den Feind nach dem „Po“, wo er, von zwei Bataillons des 21. lombardischen Regiments aufgenommen,

Digitized by Google

über die Brücke von „Mezzana" zurückging und diese abzubrechen bemüht war, worin er von unseren Geschützen unterstützt ward, da diese Zerstörung ganz in unserem Interesse lag.

General Romarino hatte den Befehl, mit seiner ganzen Division die Stellung von „la Cava" zu behaupten und am 20. dort einzutreffen, also in dem Augenblicke wo wir mit der ganzen Armee schon über den „Ticino" waren.

Hat man diese Stellung für so wichtig gehalten, warum wartete man bis es zu spät war; denn wie konnte Romarino mit seinen Lombarden gegen das ganze Heer Radetzky's sich halten?

Romarino ward, durch unsere „Po"-Bewegung und Concentrirung des 4. Armeekorps bei „Belgiojoso" und „Corte Olona", getäuscht, und vermuthete einen Uebergang bei „Spessa", für welchen Fall er in Verbindung mit der Brigade Belveder, die „Piacenza" beobachte, das Defilé von „Strabella" vertheidigen zu müssen wähnte. Für diese Täuschung hat man ihn erschossen.

Der Vorrückung des zweiten Korps folgte das dritte, und beide setzten ihren Marsch über „Carbonara" nach „Grepello" fort. Das 4. rückte über „San Martino" nach „la Cava" und entsendete nach „Mezzana Corte" die Brigade Eduard Liechtenstein, die mit dem Feinde jenseits des Flusses Kanonenschüsse wechselte.

Das erste Armeekorps, welches den äußersten rechten Flügel bildete, nahm seine Richtung gegen „Zerbelo", wo das 3. Bataillon des lombardischen Regiments eilends die Flucht ergriff.

Das Reservekorps lagerte vor „Gravellone". Die Brigade Wimpfen mit dem Hauptquartier blieb für diese Nacht in „Pavia".

FML. Wohlgemuth, der bei „Varese" stand, ging nach „Rosate", um am 21. bei „Beregnardo" über den „Ticino" zu gehen und sich mit dem stromaufwärts marschirenden ersten Korps zu vereinigen.

Diese rasch ausgeführten Bewegungen theilten die feindliche Linie, denn die Division la Marmora bei „Sorzane", die Brigade Belveder bei „Piacenza", die Division Romarino am rechten „Po"-Ufer waren von der Hauptmacht getrennt. Diese bereitete sich, uns noch immer auf der Flucht nach der „Adda" wähnend, zum Uebergang über den „Ticino" vor. Die Divisien des Herzogs von Genua stand vor der Brücke von „Buffalora", sein Hauptquartier in „Trecate". Die Division Perrone stand links bei „Galliate", die Divisîon Bés rechts bei „Cerane", die Division Durando war etwas rechts rückwärts bei „Vespolate" aufgestellt.

Die Reserve-Division des Herzogs von Savoyen stand bei „Novara" und zwar auf der Strasse nach „Mortara". Die selbstständige Brigade Solaroli stand zwischen „Olegio" und „Belinzage" und war durch starke Entsendungen mit der Division Perone verbunden. Vier Bataillons standen bei „Vigevano" um die Divisîonen Durando und Romarino zu verbinden; da aber Romarino bereits abgeschnitten war, so war der „untere Ticino" von „Pavia" bis „Vigevano" gänzlich entblößt, und wir marschirten rasch in die rechte Flanke des Feindes, der bereits um 1 Uhr Mittags über die „Buffalora"-Brücke ging. Der König war der Erste, der sie mit enthüstem Haupte passirte; einige entfernte Husaren, die sich gleich zurückzogen, waren der Feind, den man sah, — und so langten die Verfaglieri ohne die leiseste Kunde von uns in „Magenta" an. In „Magenta" war der Empfang von den Bewohnern sehr kalt, was den König sehr überraschte und Besorgniße über einen schlechten Empfang in „Mailand" erregte.

Auf einmal hieß es mit dem eitlen Marsche nach „Mailand" Halt! — Kehrt Euch; Radetzky ist in Piemont; verschwunden die schöne Täuschung und jetzt der eigene Boden zu vertheidigen.

Um 9 Uhr Nachts, als der Obergeneral schon in schönen Träumen zu Bette war, erhielt er diese Schreckenspost. Der Herzog von Genua wurde gleich zurückberufen. Durando mußte nach „Mortara", wohin er von dem Herzoge von Genua am folgenden Tag dirigirt wurde. Perrone mit einer Brigade, der auch der König und der Obergeneral folgten, traf am 21. März Mittags bei „Vigevano" ein.

Die Brigade Solaroli bewachte die Brücke von „Buffalora". So standen die Dinge am 21.; aber wir hatten schlechte Spione und somit gar keine Kenntniß von den Bewegungen des Feindes, daher blieb dem erfahrnen Feldherrn nichts anderes zu thun übrig, als den Marsch so concentrirt als möglich fortzusetzen, bei „Mortara" die Streitkräfte zu sammeln, dann nach Umständen sich gegen „Vercelli" oder „Novara" zu wenden; hier oder dort mußten wir den Feind finden.

Am 21. März nach dem Abkochen setzten wir den Marsch mit der Armee fort. Das erste Korps zog gegen „Gambolo", um vor dieser Stadt Stellung zu nehmen, detachirte aber in die rechte Flanke zwei Bataillons, eine halbe Raketen-Batterie und zwei Schwadronen Radetzky-Husaren unter dem Befehle des Oberstlieutenants Schantz mit dem Auftrage, „Vigevano" zu besetzen, falls es vom Feinde leer wäre.

Das zweite Korps ward angewiesen, wenn es „Mortara" nicht vom Feinde besetzt fände, über diesen Ort hinauszurücken, während das dritte die Stadt selbst zu besetzen hätte. Das vierte Korps ward beauftragt, über „San Giorgio" gegen „Mortara" zu marschiren und links vor dieser Stadt Stellung zu nehmen. Das Reservekorps sollte über „Garlasko" und „Trumello" marschirend sich hinter „Mortara" aufstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Erhaltung und Restaurirung alter kirchlicher Baudenkmale.

Es war ein verdienstvoller Gedanke, die verfallenden Monumente einer kräftigen, unsere Cultur beschämenden Vergangenheit im Sturze aufzuhalten und einer möglichst thunlichen Urgestalt zurückt zu geben. Wir hören diesbezüglich aus Deutschland's Gauen Erhebendes. In Würtemberg, am Rheine, in den sächsischen Ländern stehen alte, berühmte Burgen zu neuem Leben auf. Oesterreich will nicht zurückbleiben. Durch Wort und That hat es sich aufgemacht, um vom St. Stephans-Dome aus über alle seine Kronländer eine elektrische Erhaltungs- und Verschönerungs-Bewegung der Baudenkmale zu verbreiten.

Mit wahrer Freude wurde Ritter v. Eitelberger's Aufsatz: „die Aufgabe der Alterthumskunde in Oesterreich", im ersten Blatte der monatlichen Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, allenthalben begrüßt, und die Ueberzeugung geschöpft, daß überall im großen Oesterreich schöne Kräfte verborgen liegen, welche in ihr Element versetzt, aufglühen wie eine Rakete in dunkler Nacht.

Was in unserem herrlichen Lande Kärnten in Bezug der Baudenkmale vor der Organisirung dieser Sphäre geschehen, und was seit dieser Zeit geschieht oder beginnt, wäre nicht ohne Interesse in einem einzigen Bilde zu schauen, was freilich schwer ausführbar ist. — Adel, Clerus, Gutsbesitzer, alle bessern und eifrigern Talente aber wollen sich vereinigen, in ihrer Umgebung zu fördern das Große und Schöne, und hinweg zu räumen das Gemeine und Widerliche.

Digitized by Google

Das heimische Blatt „Carinthia“ zeigt, daß es mit vollem Vergnügen seine Spalten die dießbezüglichen Erscheinungen zur Kenntniß des Publikums zu bringen eröffnet.

Aus den vielen Thälern des Herzogthumes bringen wir hier ein Paar Restaurationen von Denkmalen zur Sprache, welche voriges Jahr im untern Gailthale ganz oder theilweise zu Stande gebracht worden sind.

Am östlichen Abhange des bekannten Erzforstes, in der Pfarre St. Hermagor befindet sich eine Filialkirche, St. Magdalena zu Untervellach, welche bezugs ihres Alters mit der vis-à-vis erblichen Ruine der Khünburg und mit jener des alten Khünegg verwandt seyn dürfte.

Der ganze Bau und die sosbaren Vergoldungen des inneren Gotteshauses zeigen es klar, daß diese Kirche in bessern und reichern Zeiten ihren Ursprung habe.

Schon im Jahre 1502 fand eine Restauration dieser Kirche, und eine andere im Jahre 1613 statt.

In letzterer Zeit drohte der hölzerne Thurm mit dem Umsturze, so daß die zwei Glocken schon vor Jahren in die Beclaube der Kirche versetzt werden mußten; überhaupt forderte die ganze Baute eine radikale Herstellung. Um dieß zu bewerkstelligen waren bedeutende Auslagen nothwendig. Das hohe k. k. Ministerium des Cultus und der preiswürdige Bonifazivverein bothen ihre Hand der Gemeinde, und so prangt nun dieses Kirchlein gleichsam verjüngt in seiner grünen Umgebung. Am 2. September 1855 bei einem günstigen Wetter, vor zahlreich herbeigekommenen Gläubigen, unter Glockengeläute und Böllerschüssen, fand die Einweihung Statt, — und mit vollem Rechte konnte der Festredner sagen: „Der Schmuck der Kirchen ist der Glanz der Christen! Welcher Segen über diesem Bauwerke ruhe, das hegezugen die Ruinen von Khünburg, Khünegg, Grünburg, Maxentein ꝛc. Sie alle schlafen schon den ewigen Schlaf, aber die Kirche St. Magdalena, mit jenen Kolossen aus gleicher Zeit stammend, steht neuerdings erblühend unter uns.“

An diese Restauration reihet sich in würdiger Begleitung jene des Hochaltars und Presbyteriums der Marktpfarrkirche zu St. Hermagor. Ein großer Theil dieses Gotteshauses geht der vollständigen Erneuerung erst entgegen. Die angedeuteten Partihen wurden jedoch voriges Jahr begonnen und vollendet. Nachdem der edle Jakob Donecker, Bürger von St. Hermagor, im Jahre 1853 zur Verschönerung dieses Gotteshauses die Summe von tausend Gulden legirt hatte, trat diesem der ebenso edle Bürger Markus Wilhelmer an die Seite, und ließ voriges Jahr ausdrücklich den Hochaltar der Pfarrkirche, der früher wie jetzt reich an Gold ist, ganz umfassen. Dieser Hochaltar, im Jahre 1749 von Johann Platterer aus Zirbenholz angefertiget, durchdrochen gearbeitet, leicht und schwunghaft, wurde vom Kunsttischler aus Rattendorf, Thomas Waldner, mit vieler Eleganz der ursprünglichen Schönheit zurückgegeben. — Bei dieser Gelegenheit wurde das Presbyterium von Außen neu gedeckt, und von Innen wurde die bisherige grelle blaue Farbe entfernt und vom bekannten Maler Christof Brandstätter aus Kötschach auf geltgrünem Grunde mit Gemälden gezieret. Die Fenster des Presbyteriums wurden von dem Glasschneider in Hermagor, Georg Kleinberger, mit Malereien auf farbigen Gläsern versehen, dazu kam eine Lampe von den Klagenfurter Gürtler Kaspar Girtschtaler, so wie von Wohlthätern viele neue Ornamente angeschaffen wurden.

Am Vorabende des 25. Novembers 1855 wetteiferten Männer, Frauen und Kinder, um das ganze Gotteshaus zum Einweihungs-Feste des Hochaltars mit grünen Kränzen zu schmücken, so wie der Einzug des Marktes mit grünen Bäumen prangte. Am Tage des Festes selbst geschah um halb 10 Uhr die feierliche Einzug, zuerst die Schuljugend, dann die zahlreich anwesenden Seelsorger der angrenzenden Pfarren und die Honoratioren, die besonders betheiliget waren. Nach einer dem Feste entsprechenden Rede wurde ein Hochamt abgesungen und der ambrosianische Lobgesang angestimmt. Auch die Bürgergarde war mit der Musik aufgezogen und Kanonendonner trug die Kunde dieses Festes in die Ferne.

Obschon der Tag mit einem trüben Morgen begann, so hatte sich gegen Mittag der Himmel erheitert und die Strahlen einer wohlthuenden November-Sonne verherrlichten diesen Festtag.

So endeten zwei Feste, die noch lange im Munde des Volkes leben werden.

St. Hermagor im Sommer 1856.

Dr. L — — g.

Miscelle.

Das 7. Heft des Archives für Frankfurts Geschichte und Kunst für 1855 enthält von dem bekannten Reisenden und Naturforscher Dr. E. Rüppel Mittheilungen über die Schaumünzen zum Angedenken von Bewohnern Frankfurts oder in dieser Stadt geborenen Personen mit 6 Tafeln. Diese Mittheilungen erregen zwar kein allgemeines hohes Interesse, geben aber einige Notizen über Göthe, über sein Verhältniß zu seiner Geburtsstadt, über die Ursachen seines Austrittes aus dem Frankfurter Bürgerverbande, über die Plakereien, die er sich dadurch zuzog, und über die Schwierigkeiten, welche sich der Errichtung eines Göthe-Denkmals entgegenstellten. Interessant sind einige Notizen über die von Rothschild'sche Familie, speciell über den jüngst verstorbenen Freiherrn Amschel Meyer von Rothschild. Der Stammvater der Familie hatte verordnet, daß einer seiner Nachkommen immer Münzhandel treiben müsse, weil derselbe Eingang und Zutritt zu den fürstlichen Herren und ihren Ministern verschaffe. Der verstorbene Freiherr hatte zuletzt von seinem Bruder Karl diese Verpflichtung übernommen. Massen von Münzen aus allen Zeitperioden, in Säcken angehäuft, sollen vorhanden sein, darunter große numismatische Seltenheiten, allein sichtbar seyen diese ganz ungeordnet zusammenliegenden Schätze nicht. Die im Mai 1855 im Frankfurter Pfandhause versetzten werthvollen und sehr beträchtlichen Serien griechischer und romanischer Goldmünzen wurden aus Versehen zu unerstehlichen Preisen versteigert und von Rothschild um den Metallwerth angekauft. Die Erben des Pfandhaus-Taxators mußten nach fünfjährigen Prozessiren dem Verpfänder 6000 fl. Entschädigung bezahlen. Eine merkwürdige Sammlung großer, mitunter sehr gewichtiger Werthstücke in Gold, welche Theile der Kriegskontribution gewesen, die von Persien 1828 an Rußland entrichtet wurde, ist gleichfalls in jenen Rothschild'schen Münzsäcken nutzlos für Münzenliebhaber und für Wissenschaft. Wenn diese Angaben Rüppels sich bestätigen, und er gibt sie auf das bestimmteste, so wären sie jedenfalls ein Beweis für diejenigen, die behaupten: Baron Amschel Mayer von Rothschild habe keinen Sinn für Kunst und Wissenschaft gehabt, sondern eben nur den angestammten Sinn für Metallwerth. Eine andere nicht uninteressante Notiz ist Rüppel zu geben im Stande, nämlich über die Veranlassung, warum in einem Zimmer einer jeden Familie, die zu den Freiherren von Rothschild gehört, sich ein in Silber gearbeiteter Esel, der zwei Körbe trägt, befinden muß. Dieses ist gleichfalls eine Verordnung des Stammvaters und soll die Moral irgend eines orientalischen Märchens versinnlichen, von dem das Archiv eine ziemlich lange Geschichte erzählt. Hier näher liegt aber die Deutung: dieser Esel ist das steuerzahlende Europa, mit dessen Silber und Gold die moderne Finanzweisheit dem Hause Rothschild die Körbe vollgespickt hat. Die europäischen Völker arbeiten im Schweiße ihres Angesichtes; Israel arbeitet auf dem Ackerfelde und in der Werkstätte wenig oder gar nichts, sondern speculirt und gewinnt mit schwielenlosen Händen von den Früchten jener Arbeit den Löwentheil.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 33. Sonnabend, den 16. August. 1856.

Erinnerungen aus dem Jahre 1849.

(Fortsetzung.)

Des Feldmarschalls nächstes Operationsziel war nun „Mortara"; war dieses genommen, so fand sich die piemontesische Armee, fosern sie nicht über Hals und Kopf retiriren wollte, von „Turin" bereits abgeschnitten.

Den Weg nach dieser Richtung verfolgend, erlönte um 2 Uhr Nachmittags vom rechten Flügel her Kanonendonner; das erste Korps stand im Gefechte, doch nur noch mit einem schwachen Feinde. Die Brigade Strasoldo, welche die Vorhut bildete, stieß bei „San Siro" auf den Feind, bewarf ihn mit Granaten, stürmte den Ort, nahm ihn, und machte 100 Gefangene. Der Feind wurde verfolgt, allein bei „Vigevano", wo Bes alle seine verfügbaren Kräfte concentrirt hatte, stieß man auf hartnäckigen Widerstand. Chrzanovsky befand sich in Person auf diesem Punkte. Er dachte unsere Verbindung mit „Pavia" zu unterbrechen, eine gute Idee, aber er hätte sie mit seiner ganzen Macht ausführen sollen, nicht aber einem concentrirten Feinde gegenüber sich in Divisionen zersplittern und so ein Unternehmen durchführen wollen, wozu seine Soldaten, selbst wenn sie Spartaner gewesen wären, nicht hinreichten.

Oberstlieutenant Schantz griff die feindliche Stellung an, es entwickelte sich ein heftiges Feuer, die Unsrigen waren einen Augenblick in Gefahr, von der Uebermacht erdrückt zu werden und ihre Kanonen zu verlieren; geistesgegenwärtig sah man Cavallerie in der linken Flanke; es war ein kritischer Augenblick, allein der tapfere Schanz warf sich mit seiner Husaren-Division auf die feindliche Infanterie, trieb sie zurück und hieb mehrere Tirailleurs unter den Mündungen ihrer Kanonen zusammen. Seine Infanterie rückte vor, und die Geschütze waren gerettet. Schantz sammelte seine Husaren, stürzte sich auf die seine Rückzugslinie bedrohenden feindlichen Lanzenreiter und trieb auch diese zurück. Rittmeister Hinüber und mehrere Husaren waren verwundet; ersterer starb an seiner Wunde. Oberlieutenant Karwatz und Lieutenant Ustaz stürzten und wurden gefangen, Ersterer jedoch durch den Rittmeister Duschek wieder herausgehauen. Es war ein ritterliches Gefecht und des Malers Adam Pinsel hat es verewigt.

Dieser Sieg hatte die Gefahr nicht vermindert, denn die Zahl der Feinde wurde immer stärker, da erschien in diesem drohenden Augenblicke FML. Wohlgemuth mit einem Theil der Brigade Görger auf dem Kampfplatze und wendete das Gefecht zu unseren Gunsten.

Wohlgemuth war seinem Auftrage gemäß bei „Bereguardo" eingetroffen und eben mit der dort befindlichen steigenden Brücke im Ueberschiffen begriffen, als der immer stärker werdende Kanonendonner ihn veranlaßte, mit dem bereits gelandeten Theil: 10 Compagnien Oguliner Grenzer, und 4 Compagnien Kaiserjäger, dem Kanonendonner wie ein echter Soldat entgegen zu gehen. Der andere Theil unter General Görger sollte ihm nach vollendeter Ueberschiffung schnell folgen.

Unterwegs stieß er auf die Reserve-Artillerie des ersten Korps; da er keine Artillerie hatte, nahm er eine Zwölfpfünder-Batterie derselben mit und erschien im rechten Augenblicke auf dem Schlachtfelde. Er verlängerte seine Linie, um eine starke Front zu zeigen und eine hohe Meinung von seiner Stärke zu geben; viermal wurde er angegriffen, aber jeder Angriff abgeschlagen.

Als Wohlgemuth seine Verstärkung erhielt, ging er selbst zum Angriff über, und die Jäger wie die Oguliner führten einen glänzenden Bajonnet-Angriff aus. Die feindlichen Reiter attaquirten die Jäger, diese aber schlugen, in Klumpen formirt, jene tapfer zurück.

Die Abenddämmerung brach ein, und eine Eskadron Husaren der Brigade Strasoldo ging in der Meinung vor, daß der Feind abgezogen sey; allein sie wurden mit Kartätschen empfangen. Vier Jägercompagnien vom 10. Bataillon unternahmen einen Sturm, als ein so höllisches Feuer von 8 Geschützen und ein Bataillonfeuer sie empfing, daß die Jäger sich zur Erde warfen und mittelst Plänkeln den Feind zu beschäftigen suchen mußten.

Die Nacht brach ein, der Feind zog sich nach „Vigevano", wo sich eine feindliche Truppenmasse von 30,000 Mann sammelte, eine Uebermacht, der das erste Korps schwer Widerstand geleistet hätte; allein es war Nacht und Chrzanovsky versched den Angriff auf den kommenden Morgen. Er ahnte nicht, welche betrübende Nachricht ihm noch diese Nacht zukommen werde, und daß er und sein König in dieser den Rückzug eiligst nach „Novara" antreten werden.

Wir haben gesagt, wie das zweite Korps direete nach „Mortara" marschirte; die Spitze bildete E. H. Albrecht als Divisionär, ihm folgte die Division Schaffgotsche, und nach 4 Uhr hatten sie „Mortara" im Angesichte.

Hier stand die Division Durando vor der Stadt; die Brigade Aosta, welche den linken Flügel bildete, lehnte sich an den Kirchhof, die Brigade Regina am rechten Flügel an das Kloster „San Albino". Die beiden Brigaden waren durch einen tiefen Graben getrennt, über den man eine Brücke schlug, um ihre Verbindung herzustellen.

Der Herzog stand in zweiter Linie rechts von der Stadt aufmarschirt. Diese Streitkräfte betrugen 29 Bataillone, 16 Eskadrons, und 48 Kanonen.

Ein besonderer Uebelstand für die Piemontesen war die Stellung vor der Stadt. Ein Rückzug durch diese mit engen Gassen versehene Stadt war gefährlich und mußte die höchste Verwirrung hervorrufen. Die piemontesischen Gene-

Digitized by Google

räle glaubten, daß heute kein Angriff mehr erfolgen werde, da die Tagszeit schon ziemlich vorgerückt war. Allein es war der Schlachtenlüsterne d'Aspre, dessen Energie und Thätigkeit bekannt war, der herantrückte.

Gegen halb 5 Uhr Nachmittags jagten Cavalleristen mit der Meldung gegen „Mortara", daß die Oesterreicher anrücken. Auch sah man schon, wie sie ihre Angriffskolonnen während dem Marsche formirten.

Der Heldensohn E. H. Albrecht, tapfer wie sein Vater, hatte die Avantgarde und ordnete selbst den Angriff. Es entspann sich nun ein lebhaftes Tirailleurfeuer, unterstützt von einer heftigen Kanonade, gegen das feindliche Centrum gerichtet. D'Aspre ließ auf ein Raketensignal um 5 Uhr 30 Geschütze auf den Feind donnern. Die Linien wurden erschüttert, ein Theil der Brigade Regina kommt in Unordnung und weicht; doch gelang es, sie wieder zu ordnen, und der Kampf stellte sich wieder her. D'Aspre ließ nun den E. H. Albrecht, links und rechts der Straße, vier Regimentskolonnen bilden. Nun drangen die Kolonnen auf den Feind los und es erhob sich ein mörderischer Kampf. Das Kloster „San Albino" wird genommen, verloren, wieder genommen durch den tapfern General Kolowrath, der nun gegen die Stadt vordringt. Ueberall dringen die Unsrigen vor, der tapfere kühne Benedek wirft die Brigade Aosta, sie flieht gegen die Stadt, Oberst Benedek verfolgt sie lebhaft und bemächtigt sich der Häuser bei „Porta Milano". Die einbrechende Dunkelheit vermehrt die Verwirrung der Piemontesen; das Regiment Coni feuert dem Bataillone Königin in den Rücken und ebenso empfangen die Scharfschützen das Feuer der zweiten Sappeurkompagnie.

D'Aspre vermochte nicht mehr, da es finstere Nacht geworden, die Resultate des Sieges zu überseh'n, er hörte nur das Getümmel des Kampfes und befahl das Gefecht abzubrechen, falls es nicht gelänge sich beim ersten Anlaufe der Stadt zu bemächtigen. Allein in solchen Nachtgefechten hat von jeher der Kühnste die Palme errungen.

In der Stadt war die Verwirrung unbeschreiblich, Alles drängte sich wild durcheinander, stiebende Einwohner stürzten mit Geschrei den Ausgängen der Stadt zu, und der kleine Ort war mit Truppen vollgestopft.

Oberst Benedek machte sich mit 4 Geschützen Bahn und führte sein Regiment Ginlay, die Flanken durch Jägerkompagnien gedeckt, zum Sturme in das Innere der Stadt, und trieb den Feind vor sich her; ein feindliches Bataillon wirft sich ihm entgegen, ein heftiger Kampf entspinnt sich, doch dringen die tapfern Ungarn bis zu dem entgegengesetzten nach „Vercelli" führenden Ausgang. Plötzlich tönt in seinem Rücken der feindliche Marsch und er sieht sich abgeschnitten und im Rücken genommen. Schnell entschließen errichtet er am Ausgange aus todten Pferden und eroberten Munitionswagen eine Barricade, Hauptmann Graf Pötting vertheidigt solche tapfer, und Benedek macht mit seinen Soldaten rechts um, geht der feindlichen Masse entgegen, fordert unter Zugeltregen den Commandanten, da jede weitere Vertheidigung unmöglich sey, zur Niederlegung der Waffen auf; die List gelingt, der Feind, der sich von allen Seiten eingeschlossen glaubt, streckt die Waffen. Während dieser Verhandlung erschien durch eine andere Gasse auch der tapfere Major Graf Pötting mit seinem Bataillon Ginlay und sicherte dadurch das kühne Unternehmen seines wackeren Obersten.

Benedek reinigte nun die Stadt vom Feinde, eroberte 6 Kanonen, viele Pulverkarren, eine Menge Bagage, den ganzen Marstall und das Gepäcke des Herzogs von Savoyen und nahm 66 Offiziere und 2000 Mann gefangen.

Auch zwei Eskadrons Rizza unter Anführung des Majors Gazelli fanden sich eingeschlossen, allein der tapfere Major machte eine kühne Attaque, haute sich durch und half auch einem Bataillone sich anzuschließen. Durch die Einnahme der Stadt war das piemontesische Centrum gesprengt. Der größte Theil der Armee retirirte unmittelbar gegen „Novara", wo die Truppen am folgenden Tage eintrafen, ein Theil der Reservedivision mußte hingegen über „Agogna" zurückgehen und auf dem Umwege über „Robbio" die Verbindung mit der Hauptarmee aufsuchen.

Dieses glänzende Resultat war von unserer Seite mit verhältnißmäßig geringen Opfern erfochten worden.

Am 21. März Abends lagerten unsere Truppen: das erste Korps in und um „Gambolo", welches vom dritten Bataillon Baron Prohaska erstürmt und besetzt ward, das zweite Korps in „Mortara", das dritte in „Trumello", das vierte bei „San Giorgio", das Reservekorps hinter dem dritten bei „Gropello". Der Feldmarschall blieb in „Trumello", um sich im Mittelpunkte seiner Korps zu befinden und jedem bedrohten Punkte nahe zu seyn.

Die Einwohner Piemonts waren uns durchgehends freundlich gesinnt, an vielen Orten brachen sie in Jubel für Radetzky aus, an andern Orten ließen sie den Kaiser leben, und der naive Sinn einiger Bewohner konnte es nicht fassen, wie der König mit dem Kaiser Krieg führen könne. Es war überhaupt bemerkenswerth, wie wohlgesinnt sie uns entgegen kamen, mit Freuden uns Lebensmittel und Wein boten, wofür die Wenigsten etwas annehmen wollten.

Graf Thurn hatte zwei Eskadrons E. H. Karl-Uhlanen nach „Lumello" über die „Agogna" detachirt, von wo sie gegen „Sartirana" und „Valenza" streiften. Sie hatten den „Po" zu beobachten und die linke Flanke zu decken. Ihre Erscheinung verursachte schon in „Turin" große Besorgnisse. Die nächste Verbindung zwischen „Alessandria" und der königlichen Armee war nun unterbrochen, und dieser die Möglichkeit, mit einem Marsche über „Vercelli" aus ihrer waghalsigen Stellung wegzukommen, benommen; ebenso wenig war die Verbindung mit den festen Plätzen denkbar, denn die verschiedenen Heerestheile waren zu weit auseinander. Wir waren übrigens in Ungewißheit über die Bewegungen des Feindes. Die Kundschafter meldeten, daß der Feind sich gegen „Vercelli" zezogen habe.

Am 22. März um 11 Uhr, nachdem die Truppen abgekocht hatten, setzte sich die Armee in der Richtung von „Novara" in Bewegung; die Marschordnung war eine concentrirte und darauf berechnet, dem Feinde eine Schlacht bei „Novara" zu liefern. Wir bildeten drei Marschkolonnen. Die mittlere Kolonne, aus dem zweiten, dritten und Reservekorps bestehend, rückte am linken Ufer der „Agogna" aufwärts bis „Vespolate", die Avantgarde des zweiten Korps nach „Garbagna" vorschiebend. Zur Linken hatte Graf Thurn die „Agogna" überschritten und marschirte an dem rechten Ufer über „Robbio" aufwärts bis auf die Höhe des zweiten Korps. Zur Rechten traf eine Kolonne des ersten Korps bei „Cilavegna", zwei Stunden von „Vespolate" ein. Die Brigade Strassoldo hingegen erreichte „Zignarello". Der Feldmarschall ging nach „Borgo Lavezzano", in die Mitte seiner Truppen. Der ganze Marsch war so trefflich geregelt und fließend, wie auf einem Manövrirplatz.

Chrzanowsky war mit allen seinen Divisionen diesseits des „Po" aufgebrochen und hatte sich, da es ihm unmöglich war, „Vercelli" zu erreichen und hinter der „Sesia" sich aufzustellen, bei „Novara" concentrirt. Die Strategie war zu Ende, die Taktik mußte ihre Rechte geltend machen. Es blieb ihm nichts mehr übrig als eine entscheidende Schlacht

Digitized by Google

zu wagen. Die Fälle sind nicht gar selten, da ein Kriegsheer in solch' übler Lage mittelst einer Schlacht Alles wieder gewonnen hat, was ihm durch geschickte strategische Bewegungen des Feindes zuvor entrissen ward.

In der Nacht langten Nachrichten an, der Feind habe mit eine starke Arrièrgarde in „Novara" stehen und bewege sich mit der Hauptmacht gegen „Bercelli"; diese Meldung bestätigte auch unsere Avantgarde. Der Feldmarschall, in Besorgniß, der Feind könne ihm entkommen und die Entscheidung hinausgeschoben werden, ordnete noch in der Nacht eine Aenderung der Marschordnung an; dies rettete unsere Gegner von einer der größten Niederlagen, die vielleicht je eine Armee erlitt. Er disponirte das erste Korps für den folgenden Tag von der Strasse über „Robbio" gegen „Borgo Bercelli", um es von da je nach Bedürfniß gegen „Bercelli" oder „Novara" senden zu können. Das zweite Korps sollte Früh Morgens gegen „Novara" aufbrechen, das vierte aber erst seinen Marsch gegen „Bercelli" antreten, wenn es vom zweiten benachrichtigt würde, daß „Novara" von und besetzt sey. Das dritte und Reservekorps sollten dem zweiten in ihrer bisherigen Staffelordnung folgen. Diese Dispositien machte den Feldherrn für beide Fälle gerüstet, der Feind mochte nun in „Bercelli" oder „Novara" getroffen werden. Die veränderte Marschrichtung des ersten Korps jedoch durchschnitt die Operationslinie der andern Korps, dadurch erfolgte eine Verzögerung, und das erste Korps traf zwar nach einem 18stündigen Marsche in der Nähe des Schlachtfeldes ein, aber nachdem die Schlacht beendet war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Philosoph und die Nachteule.

(Frei nach Florian.)

Ein alter Philosoph, der in Athen
Dem Studium der Weisheit lebte,
Und forschend, still und ungelehrt,
Nur nach dem Licht der Wahrheit strebte,
Vermocht's denn doch nicht zu verstehn,
Der Unsinn schmeichelnd sich zu dengen,
Und feig' die Wahrheit zu verschweigen. —
Der Tollest! schrie Athen, der muß hinaus!
Nicht soll der Narr uns ferner trüffiren!
Und unser Philosoph ließ Land und Haus,
Um in der Fremde umzuirren.
„O sagt mir Menschen" — rief er aus:
„Weßhalt ihr mich, den Stammgenossen,
„So schmungslos verstoßen?"
Statt Antwort trifft ihn Spott und Hohn,
Und treibt ihn raschen Schritts von hinnen;
Doch kaum war seinem Blick Athen entrückt,
So zeigt sich seinen Sinnen,
Die Ursach' der Verfolgung schon.
Und sieh! was du mit Staunen wirst erfahren,
War vor — und wird noch heyn nach tausend Jahren.
Ein Vogelschwarm flitzt plötzlich mit Geschrei
Auf eine Eule los, zerzaufend ihr Gefieder;
Mit Grimm verfolgt, fliegt sie herbei
Zu des Verbannten nützen Füßen nieder.
„Was thut sie euch, was fällt euch bei?" —
„„Wir dulden nicht"" — schrie eine Krähe:
„„Daß dieser Vogel auch im Finstern sehe.""

A. L — pt.

Die Schlacht bei St. Gotthardt.

Motto.

In den Kriegen Oesterreichs wider die türkische Uebermacht ist Montecuculi's Sieg bei St. Gotthardt die erste Morgenröthe eines besseren Glücks.

Hormayr.

Dieselbe ist für Innerösterreich — ja für ganz Deutschland so wichtig, daß die Erinnerung daran mit der Ortsbeschreibung eines Correspondenten, der sich mit dem Berichte des Augenzeugen M. Mayer von Hain in Schlesien de anno 1679 in der Hand, eigends an Ort und Stelle begab, auch jetzt nach beinahe 200 Jahren (besonders für Historiker) von Interesse und als Bericht von der östlichen Gränze der nachkarlichen Steiermark vielleicht nicht unwillkommen seyn dürfte.

Bei St. Gotthardt, dem schönen Cisterzienserstifte mit herrlichem Münster (übrigens aber ungarischer Marktflecken) vereinigen sich die Lafnitz — eigentlich Feistritz — und Raab; im ziemlich breiten und schönen Thale der Letztern aufwärts führen an beiden Ufern Straßen nach Fähring in Steiermark zurück. Das erste Dorf an jener des linken Ufers ist Mayersdorf (einst Markeudorf genannt) mit einer freundlichen Kirche — sonst ungar. Dorf! — gleich außer demselben steht das Monument, 1841 zum Andenken der Schlacht eben hier, an deren Entscheidungspunkte, errichtet; jenseits der Raab rechts ist der altersgraue Kirchthurm von Zeming sichtbar, links auf sanft abfallender Berglehne, Windischdorf; dort war der Großvezier gelagert.

Von gedachter Straße rechts oben (nördlich) erheben sich höhere Berge, fleißig bebaut und der letzte (Wasserscheide der Feistritz) mit einem „Schlößl", St. Gotthardter Stiftsbesitzung (ehedem St. Märtl), geziert; dort hatte Montecuculi zuerst sein Hauptquartier aufgeschlagen. Gegenwärtig fließt die Raab so ziemlich in der Mitte des Thales, aber noch sind die Spuren des alten Minnsates merklich, da sie vor 200 Jahren noch gegen Zeming einen Bogen machte und nach dort aufgenommenen Ekarsdorfer Bache sich wieder zurück gegen Mayersdorf wandte. Auch auf den Hügeln rechts von gedachtem Bache war ein Theil des türkischen Lagers.

Lange schon suchte der Gegner'sche Heerführer, der einsichtsvolle Kinprili einen Uebergang über die Raab zu bewerkstelligen, um Oedenburg oder Neustadt als Stützpunkt weiterer Operationen zu gewinnen, woran ihn jedoch die allseits ob Regengüssen ausgetretenen Gewässer, sie wie die Wachsamkeit Montecuculi's hinderten. Dieser aber, zu schwach und hingehalten durch schlechte Truppenverpflegung, durch Hofintriguen, verkehrte Befehle von Oben her u. s. w., mußte sich ebenderweegen auch nur auf die Vertheidigung beschränken — besonders der fünffachen Uebermacht gegenüber! doch sandte er Bothen auf Bothen an die im Annmarsche begriffenen Reichs- und französischen Hilfstruppen, wies aber kleinere Uebergangsversuche der Türken (so am 16. Juli von Sarven gegen Körment) tapfer zurück.

Nachdem endlich jene eingetroffen waren, ordnete Montecuculi sein Heer so, daß die Reichshilfe unter Hohenlohe, Josef Waldegg, Holstein, Leyen (vor sich Mayersdorf) das Centrum, die österreichischen (darunter auch das Regiment Nro. 7 damals mit Pius Herzog von Savoyen vereint) und deutschen Truppen unter dem Markgrafen von Baden, Friedrich Waldegg, Speck, Fugger u. a. im Thale aufwärts den rechten, die Franzosen unter Coligny und Feuillade aber den linken Flügel (sämmtlich mit den Rücken an die Berge gelehnt) bildeten. Der Vortrab des Mitteltreffens

Digitized by Google

war zwar in dem vorerwähnten von der Raab gebildeten Bogen (Halbinsel) vorgeschoben, dennoch gelang es den Türken, in der Nacht vom 31. Juli auf dem 1. August 1664 unbemerkt an der südlichsten Spitze über zu setzen und sich selbst darin zu entfalten, worauf auch gleich Schwärme von Cavallerie durch die Raab herüberschwammen. Erst um 9 Uhr begann der ernstliche Kampf, wo die ihnen entgegen gestellten Reichsvölker, meist erst angehebene, daher ungeübte und an solchen Angriff nicht gewohnte, übrigens durch lange Märsche auf grundlosen Wegen und Entbehrungen aller Art höchst ermüdete Truppen, bald geworfen waren und im Fliehen das eigene Centrum in Unordnung brachten, durch welchen Erfolg ermuthigt auch der Großvezier von seinen Höhen herabstieg, um mit ganzer Macht selben zu benützen. Groß war die Gefahr, da die Flügel dadurch getrennt zu werden bedroht wurden und die Folgen einer dadurch sicher verlornen Schlacht unabsehbar gewesen wären. Schon hatten die Türken auch Mayersdorf besetzt und drangen mit fürchterlichem „Allah"-Geschrei auf den Mittelpunkt des christlichen Heeres ein, als die Franzosen, die Wichtigkeit des Postens von Mayersdorf erkennend, vorrückten, selbes angriffen und nach hartem Kampfe den Türken wieder entrissen, wodurch diese hier von fernern Vordringen abgehalten wurden. Inzwischen jedoch hatten sich die Reichstruppen auch wieder gesammelt und Montecuculi hatte dem bedrängten Centrum Hilfe geschickt, auch waren seine Cürasssiere (jetzt Wilhelm von Braunschweig) und das Specksche Dragoner-Regiment (jetzt das 9. Uhlanen-Regiment) dem vordringenden Centrum der Türken in die linke Flanke gefallen, wodurch diese zwischen zwei Feuer kamen.

Zugleich (am Mittage) war der ritterliche General Speck am äußersten rechten Flügel den beutelustigen Croaten, die es eigentlich nur auf Plünderung des Lagers abgesehen hatten, allein mit der dadurch erregten Verwirrung dort noch ein wichtigeres Resultat erreichten, über die Raab gefolgt, und kam, den ganzen linken türkischen Flügel aufrollend, in den Rücken der noch siegestrunkenen Feinde, deren wesentlichster Fehler, nur einen einzigen Uebergangspunkt, und den am äußersten Ende, zu haben, ihnen nun zum großen Verderben gereichte, da sich die gräßliche Verwirrung daselbst leicht denken läßt.

Nun gingen aber auch die Alliirten allseits zum Angriffe über und stürmisch warfen sich die Regimenter Lothringen (nun Großfürst Constantin), Speck (Herzog von Parma), Pio (E. H. Ludwig), Tasse (Albert von Sachsen) und Andere auf den Feind, und so artete diese Schlacht schon Nachmittags um 4 Uhr auf Seite der Türken in wilde Flucht aus. Nur die Janitscharen hielten Stand und suchten noch Mayersdorf als Schlüssel der ganzen Stellung oder wenigstens als Stütze eines sichern Rückzugs wieder zu gewinnen, was jedoch die Tapferkeit der Franzosen verhinderte. Was der Pike oder dem Pallasch entging, fand in den Fluthen der Raab oder im Gedränge und in der Verwirrung Tod und Verderben, so daß der türkische Verlust auf 16000 Mann geschätzt wurde. Nur die eigene Schwäche durch den bedeutenden Verlust und die Ermattung aller Truppen, so wie der hochangezollenen Fluß hinderten die weitere Verfolgung des Feindes, dessen Rückzug nur durch die unter Nadasti eben auch wegen der ausgetretenen Lafnitz erst angekommene ungarische Reiterei benmruhigt, von Kiupreli aber so gut maskirt wurde, daß man den Feind nach Kanischa fort verfolgte, während er mit dem Hauptkorps östlich fort an die Waag zog, wo ihn Montecuculi erst bei Neuhäusl ereilte.

Mittlerweile ward jedoch der zwanzigjährige Waffenstillstand zu Vasovar geschlossen, wodurch die Feindseligkeiten bis 1683 eingestellt wurden, in welchem Jahre auch Wien's denkwürdige Belagerung vorfiel, mit der das Kriegsglück der Türken für immer zu Grabe ging.

Wie verhängnißvoll wäre eine wahrscheinliche Belagerung aber nach verlorner Schlacht bei St. Gotthardt gewesen! — welch' traurige Folgen für Christenthum und Gesittung und Fortschritt überhaupt, besonders aber für unsere Länder! — Nur der tiefer denkende Historiker mag sie ermessen. Deßwegen verdient das tapfere Häuflein, vor allen der Held des Tages, Montecuculi, und die den Moment erfassenden Franzosen, aber auch den warmen Dank der Nachwelt, so wie die Anerkennung, welche in schlichten Worten (nördlich in ungarischer, westlich in lateinischer, südlich in deutscher, und östlich in französischer Sprache) das vom Prior Daniel Klzmitz (nun Pfarrer in Mayersdorf selbst) errichtete Denkmal ausspricht:

Den tapfern Helden Allen,
Die im Jahre 1664 hier gefallen
Durch bewaffnete Türkenhand,
Kämpfend für Religion und Vaterland!

Fürstenfeld 1856.

J. C. H.

Miscellen.

Die Gesellschaft, welche im Herbste des vorigen und im Frühlinge des heurigen Jahres Nachgrabungen auf dem Zollfelde nächst Tiffchach veranstaltete, hat unklugs die dabei erlangten Fundstücke dem hiesigen Geschichts-Vereine überzeben. Dieselben bestehen, nebst einem großen Säulenfuße aus Kalkstein, einigen Münzen und einem eisernen Griffel, aus einer bedeutenden Anzahl von Mauerträmmern mit Malereien. Diese sind von derselben Ausübung wie die bereits in den früheren Jahren an der gleichen Stelle aufgefundenen. Von den Gemälden zeichnet sich besonders eines durch Zartheit und Belebung aus. Auf dunklem, fast schwarzem Grunde sieht man eine mit grünem Laube umwundene Säule, auf welche ein kleiner, vortrefflich gemalter Vogel zufliegt. Bemerkenswerth ist, daß an vielen dieser Stücke noch die Hohlziegel (Tubuli, Behrzungs-Röhren aus Thon) vorhanden sind, welche augenscheinlich die eingeführte Wand umgeben haben.

Neueste Besteigung des Groß-Glockners.

Am 7. August d. J. (zum ersten Male in diesem Jahre) wurde der Glockner von Herrn A. Ottmann aus Klagenfurt glücklich erstiegen. Die herrlichste Witterung und fast wolkenloser Himmel begünstigte den Ersteiger, der bei seiner Ankunft in Heiligenblut mit Böllerschüssen empfangen wurde.

Heftige Gewitter am Luschariberge.

Der Monat Juli war heuer sehr reich an heftigen Gewittern. Am 3. Juli schlug der Blitz 2 Mal in den Bischofsteiner der Kirche, 5 Mal aber in den Bühnbalcier ein, der aber der Kirche am Gipfel des Berges errichtet ist. Der stärkste Schlag aber erfolgte am 9. um 3 Uhr Nachmittag, wo ein ungemein mächtiger Blitzstrahl in letzterwähnten Altcirer einschlug, die Spitze desselben und die letzte Kupferschiene abschmelzt, und, obwohl dicke 2 Schuh tief und 4 Klafter lang unter der Erde fortgeführt war, doch, nachdem er das Ende derselben erreicht hatte, so mächtig war, daß er, aus der Erde herausfahrend, in zahlreichen und, wie das verbrannte Gras andeutete, sehr breiten Strömen nach allen Richtungen sich verbreitete. Einer derselben erreichte die Kirche, bohrte zwei große Löcher durch die Kirchenmauer und richtete in der Kirche, in der glücklicherweise Niemand zugegen war, noch allerlei Schaden an.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 34. Sonnabend, den 23. August. 1856.

Am 18. August 1856.

Zum Wiegenfeste

Sr. k. k. Apost. Majestät.

Ein Fest beginnt von hoher Weihe,
Ein hohes Fest vor Gott und Welt,
Ein Fest von warmer Lieb' und Treue,
Das froh das Volk dem Herrscher hält.

Der Schall, der Ton ist losgelassen,
Es spricht die Zunge, jeder Mund,
Bewegung eilet durch die Strassen,
Und was sich regt, gibt Freude kund.

Die Glocke spricht und die Trompete,
Manch Instrument und manches Spiel,
Und manches Glas klingt um die Wette,
Und Tanz und Lied, das jubeln will.

Und jeder Ton kommt aus der Seele,
Und jeder Schall aus tiefer Brust,
Und gerne, gern jauchzt jede Kehle,
Und aus dem Herzen kommt die Lust.

Leicht zahlt die Liebe das Int'resse,
Der Ton, der durch die Strassen geht,
Erscheint wie eine Blumenlese
Und wie ein lautes Volksgebet.

Und was geschieht der Eltern wegen,
Es wendet zu den Kindern sich,
Umgibt die Herrscher Glück und Segen,
Frommt es den Völkern sicherlich.

Der Herr schütz' Deinen Gang hienieden,
Des Glückes Quell sey klar und reich,
Die Brust erfüll' des Herzens Frieden,
Des Lohnes Pfühl sey kühl und weich.

Wir werden, so wie Du, uns freuen,
Wir werden mit Dir glücklich seyn,
Wir werden stets Dir Blumen streuen
Und alle unsere Schritte weih'n.

Wenn wir Dir so den Weg bereiten,
Und ferner Deine Wege geh'n,
Ist uns, die freudig dich begleiten,
Das was da frommt bereits geschehn.

Dr. J. O. G.

Erinnerungen aus dem Jahre 1849.

(Fortsetzung.)

Schlacht von Novara,
am 23. März.

Die Stadt Novara hat ein mittelalterliches Castell, ist nach altem System mangelhaft befestigt und daher nicht haltbar. Das sie umgebende Terrain trägt die bekannte lombardische Cultur; es ist mit zahlreichen Wassergräben durchschnitten und mit Baumreihen bepflanzt, allein es gewährt in der frühen Jahreszeit, wo die Baumpflanzungen nicht belaubt sind, doch mehr Uebersicht. Ebenso liefert eine große Zahl massiver Casinen gute Anlehnungspunkte. Das sanfte Ansteigen des Bodens, von Süden nach der Stadt eine Anhöhe bildend, ist für die Wirkung des Geschützes bei Vertheidigung dieser Position von großem Vortheil. In der Mitte dieser Anhöhe, von der Strasse von „Mortara" durchzogen, liegt eine Kirche mit einer Häusergruppe, die „Bicocca" genannt. Parallel von Norden nach Süden, die Stadt Novara in der Mitte lassend, laufen zwei Wildbäche, der östliche „Terdoppio", der westliche „Agogna" genannt, deren Entfernung von einander eine Wegstunde beträgt.

Die Schlachtstellung der Piemontesen lag zwischen diesen beiden Wildbächen über die Anhöhe, die „Bicocca" als Mittelpunkt sprang etwas vor. Parallel mit den Wildbächen laufen Kanäle, die ebenfalls gute Anlehnungspunkte geben; an einem dieser Kanäle bei der „Agogna", wo die Meierei, „Citadella" genannt, liegt, stand Durando mit den Brigaden Aosta und Regina, den rechten Flügel bildend. Zu seiner Linken stand Bes im Centrum, dann folgte die Division Perrone als linker Flügel. Dieser hatte die „Bicocca", dann weiter links den Ort „Olengo" stark besetzt. In zweiter Linie, hinter dem linken Flügel, hatte der Herzog von Genua den Kirchhof „San Nazzaro" besetzt und stand da in Kolonnenstellung, rechts von ihm sein Bruder, der

Digitized by Google

Herzeg von Savoyen in Massen formirt, um je nach Umständen den rechten Flügel zu unterstützen, oder die Straße von „Bercelli" zu decken.

Auf dem äußersten linken Flügel à cheval der Straße, an „Tercate" und „Galliate" gelehnt, am linken Ufer des „Terdoppio", stand General Solaroli mit seiner selbstständigen Brigade.

Diese Stellung war taktisch gut, nur von dem Uebelstande begleitet, daß hinter der Front die Stadt lag, die alle Nachtheile eines Defilé's, das man durchziehen muß, mit sich brachte.

Strategisch hatte die Position den großen Fehler, daß die verlängerte Front in ihre Rückzugslinie fiel, wobei man durch eine unglückliche Wendung des Gefechts in Gefahr kam, die Rückzuglinie zu verlieren, wie es auch wirklich erfolgte. Diesen strategischen Fehler wieder gut zu machen, lag nicht mehr in der Macht des piemontesischen Obergenerals, er mußte es wagen, taktisch zu gewinnen, was strategisch verloren war.

Wie wir wissen, waren die Truppen jenseits des „Po" abgeschnitten, und demnach 20,000 Mann zur Unthätigkeit verdammt. Die bisherigen Gefechte mochten den Verlust von 8000 Mann betragen, somit konnte das piemontesische Heer noch eine Macht von 55,000 Mann mit 110 Kanonen bei Novara zählen. In der Stärke waren wir nun gleich, aber es kamen von unserer Seite durch die Dispositionen nach „Bercelli" kaum die Hälfte ins Feuer.

Die Täuschung, in der wir uns durch falsche Nachrichten über den Feind befanden, währte fort, so daß d'Aspre noch in der Nacht dem Grafen Thurn sagen ließ, er möge seine Bewegung gegen „Bercelli" forsetzen, seine Macht genüge für den schwachen Gegner von Novara.

Der Feldmarschall ahnte die wahre Sachlage, allein er mußte sich an die erhaltenen Meldungen und Rapporte seiner Avantgarde halten, denn, wie wir wissen, wollte er den Feind nicht durchschlüpfen lassen, und diesem nach brachen die Truppen auf.

Erzherzog Albrecht bildete die Spitze und entsendete den Obersten Grafen Kielmannsegge in seine linke Flanke, welches Detachement später den Erzherzog vor Ueberflügelung rettete und mit einer spartanischen Tapferkeit focht. Um 11 Uhr begann das Gefecht; denn d'Aspre, noch immer in der Meinung, er habe es nur mit der feindlichen Arriergarde zu thun, griff den Feind rasch an, ohne sich durch eine vorhergegangene Rekognoscirung von der Stärke desselben zu überzeugen.

Das Tirailleurgefecht entspann sich sehr lebhaft. Der Erzherzog formirte zu beiden Seiten der Straße Angriffskolonnen mit den Regimentern Franz Karl, Kaiser-Infanterie und dem 9. Jägerbataillon.

Als nun d'Aspre sah, wie der Feind auf seinem rechten Flügel bedeutende Streitkräfte entwickelte, ließ er die Brigade Stadion mit den Regimentern Gyulai und Baumgarten und dem 11. Jägerbataillon zum Angriffe sich formiren und stellte auf der Straße im Centrum eine Zwölfpfünder- und eine halbe Raketten-Batterie auf. Die Division Schaffgotsche blieb in Reserve.

Die Schlacht begann; eine Häusergruppe von „Montebello", die der Feind stark besetzt und wo er eine Batterie von 16 Geschützen aufgestellt hatte, war das erste Angriffs-Objekt des Erzherzogs. Das Regiment Franz Karl stürmte mit Ungestüm auf die Häuser, und trotz der Batterie, die Tod und Verderben in die Reihen der Unsrigen schleuderte, wurden die Häuser genommen, die piemontesischen Scharfschützen verjagt, deren übereilter Rückzug auf die Armee einen ungünstigen Eindruck machte. Es waren nicht mehr Bagaglieri von Goito, die Vermehrung der Zahl hatte der Tüchtigkeit Abbruch gethan.

Eben so erging es dem Regimente Savona, welches die Scharfschützen unterstützen sollte; dieses Regiment, zum ersten Mal im Feuer, da es während dem vorjährigen Feldzuge in Savoyen lag, begann nach halbstündigem Widerstande zu wanken und sich aufzulösen. Die Anstrengungen der Offiziere, von denen sich fünf zur Rettung der Fahne opferten, waren fruchtlos.

Ungeachtet der Erzherzog Alles aufbot, die errungenen Vortheile zu behaupten, mußte er doch dem heftigen Geschützfeuer und dem Andringen der zweiten Linie, in der sich der König selbst befand, weichen. Das Regiment Savoyen, die Marseillaise singend und dazwischen vive le roi rufend, warf die braven Ungarn, deren Reihen das mörderische Geschützfeuer gelichtet hatte, zurück und wollte die linke Flanke des Erzherzogs bedrohen, allein der Versuch scheiterte an der Tapferkeit der 12. Compagnie dieses Regiments.

Jetzt rückte Graf Stadion mit seiner Brigade zur Unterstützung des Erzherzogs heran, und Letzterer führte die Sturmkolonnen zum Angriffe vor; unsere kühnen Tirailleurs erstiegen die Höhen, und gelangten fast bis zum König, wo sie umringt und gefangen wurden. Der Erzherzog ward mit seiner muthigen Kolonne durch das Kreuzfeuer der feindlichen Geschütze, die bis an 32 Pieçen angewachsen waren, festgehalten; aller Muth war vergebens, obschon auch Benedek heranrückte, und Schaffgotsche ein Bataillon Kinsky und ein Bataillon Wiener-Freiwilliger zur Unterstützung zusandte und der Angriff nochmals erneuert wurde; aber der Feind rückte immer mit frischen Truppen vor und war an Zahl zu mächtig.

Der tapfere Erzherzog, der schon über drei Stunden im verzweifelten Kampfe begriffen war, ward nun auch in der linken Flanke bedroht; allein die Seitenkolonnen des Obersten Grafen Kielmannsegge schlugen diesen Versuch des Feindes mit aller Tapferkeit zurück. Bei diesem beispiellos hartnäckigen und ungleichen Kampfe wurde Graf Stadion durch die Brust geschossen, Major Ostrich, Oberstlieutenant Seyfert schwer verwundet, und dem Major Kielmannsegge der Fuß zerschmettert.

Das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt; die Zahl der Feinde erschien immer mächtiger und d'Aspre erkannte seinen Irrthum, sah die Gefahr, daß er es mit der ganzen bei 55,000 Mann starken Armee, nicht aber mit einer Arriergarde zu thun hatte. Er sandte nun Ordonanzen nach allen Richtungen, um die verschiedenen Korps zu dem mörderischen Strauße einzuladen. Allein Thurn, der Desair der Neuzeit, hatte den immer lauter werdenden Kanonendonner vernommen, und war auf eigene Verantwortung, von „Conſienza" aus, gerade nach Novara marschirt.

Der Feldmarschall, als er den anhaltenden Kanonendonner hörte, ließ das dritte Korps und die Reserve näher an d'Aspre heranrücken, und als er von diesem die Meldung über die Stellung des Feindes von Novara erhielt, befahl er augenblicklich, daß die nach „Bercelli" in Bewegung befindlichen Korps nach Novara zu rücken haben, er selbst aber eilte dem Schlachtfelde zu.

Während der Erzherzog im verzweifelten Kampfe sich umsonst bemühte, die „Bicocca" zu nehmen, hatte rechts von der Straße Graf Kollowrat verschiedene Casinen erobert und wieder verloren, endlich nahm er mit stürmender Hand „Castellazzo" und verfolgte den Feind nach „Forsada", wo die Uebermacht des Feindes wieder Halt gebot. Die Reserve selbst rückte nun in die Schlachtlinie, dem Friedrich Liechtenstein besetzte das Dorf „Olengo" durch das zweite Bataillon Kaiserjäger. D'Aspre war nun mit allen seinen Streitkräften im Kampfe verwickelt und warf ernste Blicke nach der Straße, von wo ihm die Unterstützung zukommen mußte.

Digitized by Google

Die wiederholten energischen Angriffe des Erzherzogs hatten die Division Perrone so in Unordnung gebracht, daß von dieser Seite keine Offensive zu erwarten stand. Doch der rechte Flügel kam in Gefahr, der Herzog von Genua führte seine Division in die erste Linie, der General Passalacqua warf sich mit dem 3. Regiment Piemont in ein Bachbette, umging die Umfrigen, drängte sie zurück und fiel von drei Kugeln durchbohrt. Der Herzog bringt über „Castellazo“ vor und stürzt sich auf „Olenge“, welcher Ort von dem zweiten Bataillon Kaiserjäger unter dem ausgezeichneten Major Hubel besetzt ist. Hubel, die Wichtigkeit seines Postens erkennend, gibt seinen Bataillon den Befehl, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Die aus „Castellazzo“ zurückgewichenen Truppen ordnen sich hinter „Olenge“ und der Kampf beginnt mit erneuerter Lebhaftigkeit. Die Umfrigen dringen abermals vor; allein der Herzog, durch seinen Muth und seine Uebermacht fortgerissen, drängt Alles hinter das Dorf zurück, bis der verzweifelte Widerstand der Tiroler seinen Fortschritten Halt gebot. Der tapfere Hubel blieb Meister des Ortes, ging nun selbst zum Angriff über, griff „Forsada“ an, eroberte die dort befindliche halbe Sechspfünder-Batterie, und rettete durch kalten Muth unsern rechten Flügel.

Erzherzog Albrecht, durch die feste Haltung unserer Truppen, die im Besitze blieben, in Besorgniß, ließ drei frische Regimenter nach der „Bicocca“ marschiren, die das Gefecht wieder herstellten und Fortschritte zu machen anfingen. Es war ein entscheidender Augenblick; die Ermüdung unserer Truppen hatte den höchsten Grad erreicht, denn das wackre zweite Korps kämpfte von 11 Uhr Mittags bis 4 Uhr Nachmittags gegen die ganze piemontesische Armee, also 15,000 Mann gegen beinahe 55,000 Mann mit solcher Standhaftigkeit, daß es keinen Fuß breit Boden verlor. So manches Tapferé Deckte den Platz und mehrere hundert Mann waren in Gefangenschaft, und noch kämpften die Oesterreicher mit jener heldenmüthigen, hartnäckigen, ja trotzigen Ausdauer, die nur dieser Nation eigen ist. Jetzt aber war jener Höhepunkt eingetreten, wo die physische Kraft der moralischen im höchsten Grade bedarf; nur noch eine halbe Stunde Stand gehalten, dann mußten die nächsten Armeekorps eintreffen und die Schlacht war gewonnen; wichen sie aber jetzt, so mußte der nächste Tag erst die Entscheidung bringen, wenn der Feind nicht nach der „Sesia“ entwischte. Das sind die Momente, auf die der Führer das Beispiel der persönlichen Tapferkeit verspart, welche Tapferkeit, wie Napoleon sagte, von derjenigen eines Grenadierhauptmanns verschieden seyn soll, in solchen Momenten aber auch zur Tapferkeit eines Grenadierhauptmanns werden kann; denn wenn alles zu ermüden beginnt — das Gefecht nirgends Fortschritt macht, ja wenn man nur unbösam seine eigenen Posten behauptet, — die Munition ausgeht, und kein anderes Ergebniß mehr bemerkbar ist, als daß immer mehr Leute fallen oder verwundet weggetragen werden, — dann vermag das persönliche Beispiel hochgestellter Führer oft allein nur das Ganze zusammen zu halten. So that es einst der Held Erzherzog Karl, — und nun der Erbe seines Ruhmes; er sammelte die geschwächten Bataillone, ermunterte sie zur Ausdauer, zum Festhalten ihrer Stellungen, eilte im heftigsten Feuer auf alle bedrohten Punkte, entwickelte eine Thätigkeit und hingebenden Muth, dem ein schönes Blatt aus dem Siegeskranze des heutigen Tages wohl gebührt.

Die taktische Ordnung der Schlachtlinie war gebrochen, das ganze zweite Korps kämpfte, wie eben die Truppen standen, als plötzlich die Trommeln wirbelten, die Fahnen sich entfalteten, und das dritte Korps im Schnellschritt heranzog. Wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch die Reihen des heldenmüthigen zweiten Korps, den jetzt war der Sieg gewiß. Dem dritten auf dem Fuße folgte das Reservekorps. Der Eifer, die Lust, mit welcher die Soldaten vormarschirten, war zu bewundern, ja selbst die Pferde der Batterien schienen zu ahnen, um was es galt, denn Alles ging lustig vorwärts, das Gerassel und Geklimmer der Batterien war betäubend, die Bataillone liefen mehr als sie gingen, der Anblick der langen Züge Verwundeter, die entgegen kamen, emstammte nur den Muth der Soldaten noch mehr, und tröstend riefen sie ihren Kameraden zu: „Wir werden es ihnen schon heimgeben!

Der greise Feldherr war unter seinen Kindern auf einer Anhöhe und überfah das Schlachtfeld von Novara. Heß und Schönhals ritten ab und zu, die Flügel-Adjutanten v. Diller und Leyhkamp waren fast immer in den vordern Reihen der Schlacht. Die Kibitze (Ordonanz-Offiziere) des Feldmarschalls kamen in Galopp, neue Befehle in Empfang nehmend und sodann muthig und vergnügt wieder hinaussprengend in die Schlacht.

Alles war in größter Aufregung und Bewegung, die Stabswagen ritten ab und zu, die Offiziere standen mit ihren Fernröhren, die Pferde selbst spitzten die Ohren.

Das dritte Korps langte am Schlachtfelde an, 24 Geschütze fuhren gegen die Mitte der feindlichen Stellung auf, sieben Bataillone rückten aufgeklein in's Gefecht und der Kampf nahm auf der ganzen Linie einen lebhaften Aufschwung.

FZM. Appel ließ vier Bataillone und eine Batterie von der Brigade Allemann links, dann drei Bataillone rechts vom Erzherzog in die Schlachtlinie aufmarschiren.

Die Division Fürst Taxis blieb in der Mitte als Reserve, um das kalkige Eintreffen des Reservekorps abzuwarten.

Es dürfte vielleicht gefragt werden, warum denn das dritte Korps so spät ankam? Diese Verspätung ergab sich durch das Fuhrwerk des zweiten Korps, da man bei der italienischen Cultur nur in seltenen Fällen rechts und links in die Aecker hinausfahren und ausweichen kann, weil gewöhnlich breite und tiefe Wassergräben und Wasserleitungen längs der Straße hinlaufen, oder die Aecker wegen des Weingartenbaues keinen Platz zum Zusammenfahren der Wägen darbieten. Diese Fuhrwerke bestanden übrigens nur aus Munitions-, Sanitäts- und andern zum Gefecht nöthigen Gegenständen, die man ohne den höchsten Schaden in einer Schlacht nicht entbehren kann.

Die Truppen des rechten Flügels ergeiffen die Offensive und drängten den Feind aus einer Stellung in die andere. „Castellazzo“ und bald darauf „Forsada“ wurden mit Sturm genommen. Die feindlichen Batterien fuhren ab, die Umfrigen auf, der linke feindliche Flügel war rasch nach Novara gedrängt.

In diesem Augenblicke bereitete Erzherzog den letzten Hauptschlag vor. General Bes, dessen Division nur das Detachement Kielmannsegge gegen sich hatte und von demselben in Schach gehalten ward, sollte zur Offensive übergehen, eine Linksschwenkung ausführen und dieser Angriff durch einen Theil der Garden unterstützt werden. General Durando hatte ebenfalls den Befehl, nach dieser Seite sich in Bewegung zu setzen.

Mittlerweile entspann sich eine furchtbare Kanonade und mehr als 120 Feuerschlünde begrüßten einander und spieen Tod und Verderben.

Die Masse der Kugeln durchkreuzte die Luft und zerschmetterte Menschen, Pferde und Karren, hier eine Abtheilung, dort ein Geschütz, Furchen in den Boden reißend, daß die Erde hoch emporflog und starke Bäume wie Strohhalme zerknitten.

Die obengenannten Divisionen unter persönlicher Leitung des Obergenerals setzten sich in Bewegung und der Kampf begann, als Erzherzog durch die von seinem linken Flügel und aus dem Centrum einlaufenden Meldungen nach

Digitized by Google

der „Bicocca“ genufen wurde, — allein zu spät; der Rückzug des linken Flügels hatte die „Bicocca“ entblößt und ihren Verlust veranlaßt. Der Hauptzweck, um welchen den ganzen Tag gekämpft wurde, war in unsern Händen. Am linken Flügel unter Stellung verblanden die aufsteigenden Raketen, das Eintreffen des Grafen Thurn mit dem vierten Korps, der Erzherzog drängte Durando mit erneuerter Energie, und er wie Bes werden vom vierten Korps in der Flanke genommen und müßen weichen. Der Sieg ist entschieden.

Der Feldmarschall, der ruhig und ernst neben seinem Pferde stand, mit sicherem Blick und festem Sinn die Schlacht lenkte, hielt sechs Grenadier-Bataillone vom Reserveforps in Bereitschaft, um den Ausschlag zu geben; bei ihrem Anblick lächelte der Marschall ganz vergnügt und meinte: wenn die noch an die Arbeit kommen, da wird's ein schnelles Ende haben. Aber die kamen nicht mehr daran; Graf Thurn ersparte ihnen die Arbeit, denn er warf den Feind mit dem Herzog nach Novara hinein.

Unsere auf der ganzen Linie rasch auffahrenden Geschütze schleuderten Tod und Verderben in die Reihen der Feinde, eine gränzenlose Unordnung riß im feindlichen Heere ein, und Alles floh wild durcheinander der Stadt zu.

Der Herzog von Genua, der drei Pferde unter dem Leib verloren hatte, sammelte noch einige Trümmer, warf sich und entgegen, allein vergebens, er mußte weichen; unter Hurrah verfolgt ihn das österreichische Bajonnet und auf allen Punkten flattern siegreich die österreichischen Adler.

Die Batterien fuhren in Galopp nach den von dem Feinde verlassenen Höhen und feuerten mit Lebhaftigkeit gegen die Stadt, über die der Pulverdampf einen riesenhaften Fächer bildete. Die Piemontesen antworteten von den rainirten Wällen; hier stand der König sinnend zwischen seinen Kanonen und wünschte den Tod. Da nahm ihn Durando am Arm, um ihn wegzuführen, und der König sagte wehmüthig: „lassen sie mich sterben.“

So der 23. März, an welchem Tag vor einem Jahre der König sein Manifest gegen Oesterreich, gegen seine Blutsverwandten schleuderte. War das Vergeltung? —

Der Donner der Geschütze verhallte nach und nach, nur einzelne Schüsse rollten dumpf von fernen Punkten des Kampfplatzes, tiefe Stille brachte die einbrechende Nacht, wohl sah man noch einige große Bogen der Raketen, das aber war nur ein kleines Nachspiel. Es war finstere Nacht geworden, die Wolken hingen schwarz herab auf die blutgetränkte Erde, starker Regen floß auf die matten Glieder der braven Soldaten, die in der Gefechtsstellung lagerten.

(Der Beschluß folgt.)

Die erste Besteigung des Groß-Glockners
am 6. und 7. August 1856*).

Ich hatte das Glück und die Freude, einen schon in meinem Jugendalter so sehnsuchtsvoll genährten Wunsch, die Besteigung des Groß-Glockners, jetzt in meinem vorgerückten Alter von 53 Jahren, begünstigt durch den reinsten Aether, verwirklicht zu sehen. Am 6. August kam ich hieher. Begeistert durch die Pracht des Morgens, die auf das liebliche Thal und den Glockner ihren ganzen Zauber goß, fühlte ich den Entschluß in mir hervorgerufen, zur Besteigung der Spitze mich anzuschicken. Die Vorbereitungen waren bald getroffen. Nachmittags gegen 4 Uhr erschienen die drei Führer Kramser, Christoph Pichler und Ambros Tröbicher, deren Namen ich hier als lobenswürdig wiederschreibe, ausgestattet mit Fußeisen, Strikken, Stricken und anderen Nothwendigkeiten, und wir traten unsere Reise unter aufrichtigen Glückwünschen des hochwürdigen Herrn Pfarrers und der freundlichen Wirthsbaushesitzer wohlgemuth an. Wir passirten den Kayenstieg oder den Leiterbach, und erreichten um ½ 8 Uhr Abends hinter dem Leiterkopf die Weißgangbauer-Semmhütte, wo wir uns für die Nacht einrichteten. Während dieser Einrichteten durch Ruhe stärkten. Sodann gingen wir das Thal entlang, ließen die zerstörte Salmhütte links, umgingen den dritten Leiterkopf, den sogenannten Schwertkopf, und betraten den Leitergletscher. Um 6 Uhr Früh hatten wir die steile Hohenwartscharte zurückgelegt, und den jetzt ging es unter fortgesetzten Ausbauen von Fußstapfen der Spitze hinan. Anfangs hielt ich dieselbe nicht für so hoch, weil am untern Theil der Pyramide ein gerundeter Vorsprung ihrer eigentlichen Höhe Eintrag macht. Hier bemerkte ich das Blau des Himmels um Vieles dunkler, welches nach und nach noch zunahm. Auch das Athemholen wurde mir zunehmend beschwerlicher, so zwar, daß ich nur wenige Schritte aufwärts machen konnte, ohne wieder auszuruhen. Um ½ auf 10 Uhr erreichten wir die Adlersruhe, eine in der Ecke eines Felstrümmer-Lagers aus Steinplatten zusammengelegte Hütte, etwa 5 Schuhe im Geviert, im Innern ohne Dach. Hier entledigten wir uns der entbehrlichsten Lebensmittel, und genossen eine herrliche Aussicht nach Kärnten und Tirol. Bald darauf setzten wir nach mühevollem Klettern die eigentliche Pyramide, die sich steil und stolz emporbeb. Durch die Anstrengungen meiner wackern Führer, die meinen schon sehr geschwächten Kräften durch Anwendung der Stricke zu Hilfe kamen, erreichten wir gegen ½ 10 Uhr Mittags die erste Spitze. Dieselbe besteht, nach sorgfältiger Untersuchung der Schneedecke, aus einem kaum handbreiten, und bei 3 Klftr. langen zackigen Kamm. Vier Schuh unterhalb fanden wir Basis für einen ganz schmalen Fußsteig. Die oberste mit Schnee bedeckte Kante biente uns theilweise zur Handhabe. Ich ergötze mich da an dem herrlichen Panorama, welches, so weit ich sehen konnte, wie ein liebliches Bild vor mir lag, und mich mit den schauerlichen Einbrüchen, welche die zu meinen Füßen tief hinabgähnenden Klüfte und Abgründe hervorriefen, wieder aussöhnte. Während ich so, durch einen Führer bewacht, in meinen Betrachtungen schwelgte, waren die übrigen zwei bemüht, den Uebergang zur 2ten Spitze herzustellen. Allein wie erstaunte ich, als ich nach dessen Vollendung an Ort und Stelle kam, wo die beiden Spitzen eine 3 Klafter tiefe und 2 Klftr. breite Scharte trennt, und nur ein ganz schmaler Kamm die Verbindung bildet. Also über einen nur 1 Schuh breiten, beinahe senkrechten Schneekeig, worinen Stufen ausgehauen, sollte ich hinab, über einen ebenso schmalen, und noch dazu über gähnende Abgründe dahinlaufenden hinüber, und mittelst einem ebenso gefaemen Kayenstieg sollte ich jenseits wieder hinan auf die steile, theilweise Schneeleite 2. Spitze. Ich kann gestehen, daß mich eine Furcht befiel, die ich durch das Grauenhafte über Art augenblicklich nicht bemeistern konnte. Allein meine besorgten Führer, die jeden Genuß mir nur ganz zugedachten, ermuthigten mich, und so auf ihre Geschicklichkeit fest vertrauend, ließ ich mich bewegen, auch die 2te höchste Spitze zu besteigen. An einem Seile nun ich abermals schon seit 2 Stunden befestigt. Nun kletterte einer der Führer vor mir hinab. Ich mußte meine Füße an seinen Rücken stemmen, der noch rückwärts stehende ließ mich mit dem Seile langsam hinab, und so ging es auch in dieser Art jenseits mit dem Heraufziehen. Wir erreichten um 1 Uhr glücklich die zweite Spitze, die auf der Höhe, so wie ihre niederere Nachbarin, ebenfalls nur eine ganz schmale und bei 4 Klftr. lange Oberfläche hat und für höchstens 5—7 Personen nebeneinander Raum bietet. Aber welch' ein prachtvolles Panorama entfaltete sich erst da meinen Blicken! Ein Chaos von Bergen und Gletschern, ja wahre Giganten darunter, besonders in Tirol und gegen die Schweiz. Die Seite gegen Salzburg und Baiern blieb nur theilweise durch Wolken verdüllt. Ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den diese unermeßliche Rundschau auf mein Gemüth übte und meine Seele in tiefster Andacht zum Schöpfer erhob. Von jenem Kreuze, das einsam da stand, landen wir noch die mittlere 1 Klftr. lange eiserne Stange an der Spitze gut befestigt, selbst umgebogen. Etwas tiefer von derselben steht ein viereckiger, inwendig hohler eiserner Stempel 1½ Schuh hoch mit 2 eisernen Seitenflügeln. Als wir uns zur Nachhauseknunft anschickten, brachte ich meinen Freunden und Gönnern einige Toaste, und beurlaubte mich von diesem steilen Haupte um ½ 2 Uhr. Der Rückweg ging etwas beherzter, und so kamen wir Abends um ½ 11 Uhr wohlbehalten in Heiligenblut wieder an, wo ich durch die liebevolle Aufmerksamkeit edler Naturfreunde noch dadurch überrascht wurde, daß ich meinen Einzug als erster Glocknerbesteiger in diesem Jahre unter dem Donner der Böller hielt, und auf das Liebevollste mit enthusiastischer Freude unter Glückwünschen in meinen Asyl empfangen wurde. Ich kann also den 6. und 7. August wohl mit Recht unter die Glanzpunkte meines Lebens zählen.

Heiligenblut am 8. August 1856.

Anton Ottmann,
aus Klagenfurt.

*) Aus dem Glockner-Buche.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 35. Sonnabend, den 30. August. 1856.

Kärntens Dankesjubel.

Der Jubel zieht durch Kärntens schöne Gauen,
Ein neuer Frühling ist dort aufgewacht,
Und üb'rall kannst Du Blumen, Blüthen schauen,
Die rings ersteh'n in frischer Pracht.

Ein neuer Ostertag ist angekommen,
In frohen Mengen zieht das Volk durch's Thal,
Und Fahn und Trommel hat es mitgenommen,
Und Sang und Freude herrschen überall.

Ein neuer Mai ist glänzend uns erschienen,
Den weichsten Teppich legt er an den Rain,
Dem zarten Fuß soll er zum Schutze dienen,
Und Liebe soll sein Führer sein.

Ein neuer Sommer hat sich eingestellet,
Die liebe Sonne zieht durch's Land,
Und jedes Thal ist froh von ihr erhellet,
Und jedes Herz glüht dankentbrannt.

Denn wo Du gehst, da ging ja Deine Gnade,
Und wo Du schaust, sah schon Dein Herz,
Es führt der Herzen Dank Dich au's Gestade
Und geht mit Dir hin alpenwärts.

Du siehst erfüllet, was Du uns verheißen,
Du siehst, was noch das Land vermißt,
Es wird von da des Glückes Morgen preisen,
Als Deinen Fuß die Furch' geküßt.

Ja seh'n soll Er die zaub'risch-schönen Stellen
Voll Größe und voll Lieblichkeit,
Wo Fels und Stein von alter Zeit erzählen,
Und Lager macht die kühle Abendzeit.

Dem Volk' mögt Ihr die Huldigung erlauben,
Am alten Herzogsitze steht es dort,
Es jubelt: Ja er hat den rechten Glauben
Und in der Herrscherbrust der Milde Wort!

Nicht fern ist auch milde der Herbst geblieben,
Die schönsten Früchte hat er uns gebracht;
Die Herrscher zeigte er den fernen Lieben,
Und hat sie überglücklich so gemacht.

Ein jedes Herz erglüht in hoher Freude,
Ein jedes in des Glückes Schein,
Ein jedes schwört Dir neue Liebeseide,
Und jedes ist für ewig Dein.

Ein heiteres Bild begleit' Euch von der Reise
Hinüber auf die Lebensbahn,
Schön ist das Land und werth, daß man es preise,
Der Kärntner ist ein treuer Unterthan.

Dr. J. O. Gallisch.

Erinnerungen aus dem Jahre 1849.

(Beschluß.)

In der Stadt Novara, wo sich nun die piemontesischen Truppen von allen Thoren zusammendrängten, herrschte eine wahrhaft schauderhafte Verwirrung. Die Disciplin war machtlos geworden, der Offizier, ohne Ansehen, wurde nicht mehr gehört, und so stürzte sich der Soldat über die Häuser der Einwohner mit den Worten: „Der Bürger hatte den Krieg gewollt, er soll ihn zahlen"! und fing an zu plündern. Zuerst ging es an Wein und Lebensmittel, denn der Soldat hungerte und hatte diesen Tag nicht gegessen, endlich an Geld und Geldeswerth. Die Cavallerie mußte einschreiten, es kam zum Kampfe, die Plünderer schossen sich mit ihnen herum, andere legten Feuer an, Tausende suchten die Heimat zu gewinnen. Nur ein Waffenstillstand konnte die Ueberreste der Armee retten; setzten wir unsern Angriff fort, so hätte man in den folgenden Tagen in den Zeitungen gelesen von 20 bis 30,000 Gefangenen mit 100 eroberten Kanonen. — Das wären die Früchte des Sieges gewesen, wie bei allen entscheidenden Schlachten, die erst in der Verfolgung zu finden sind.

Der König befahl dem General Cassato und dem Minister Cadorna, sich augenblicklich zum Feldmarschall zu verfügen, um ihm unverzügliche Einstellung der Feindseligkeiten, ja einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Die Einstellung der Feindseligkeiten schlug der Feldmarschall rund ab, gestattete

Digitized by Google

aber, daß die Unterhändler am nächsten Tag zur Anknüpfung von Unterhandlungen zurückkehren dürften. Stumm und düster empfing der König die Antwort, sandte nach den Herzogen und vornehmsten Generälen, und sagte ihnen: wie er fühle, daß nur seine Person das Hinderniß zum Frieden sey, — daher entsage er der Krone zu Gunsten des Herzogs von Savoyen. Der König umarmte die Umstehenden, winkte ihnen sein letztes Lebewohl zu und verschwand aus dem Palaste.

In der finstern Nacht gegen 11 Uhr rollte ein Reisewagen gegen unsere Vorposten, er wurde angehalten und zum Hauptquartiere des Grafen Thurn geführt. Dieses war in einem Bauerhause, wo eben der Graf mit seinen Offizieren in der Küche um den Herd saß, als ein Mann in edler Haltung hereintrat und den Grafen ansprach: „Ich heiße Graf de Barge, bin Cavallerie-Oberst in piemontesischen Diensten und habe meine Entlassung genommen, um mich auf meine Güter bei Nizza zurückzuziehen. Sie haben die Schlacht vollkommen gewonnen; Karl Albert hat abdicirt, und es sind bereits Unterhandlungen mit dem Marschall Radetzky angeknüpft."

Graf Thurn bot ihm eine Tasse Kaffeh an, die er annahm, und es entspann sich die Unterhaltung mit großem Freimuth und militärischem Anstand über die Ergebniße des Tages.

Endlich unterzeichnete Graf Thurn den Paß, und der Fremde, von einem einzigen Diener begleitet, stieg in den Wagen und rollte dahin. — Dieser einzige treue Diener, der ihm gefolgt war, sah das gebrochene Herz dieses armen Königs und drückte ihm an der fernen Küste Portugal's die Augen zu.

Mit anbrechendem Morgen eröffnete Graf Thurn die Beschießung der Stadt. Es trafen Parlamentäre auf Parlamentäre ein, um die Einstellung des Feuers zu erlangen, allein Thurn hatte keinen Befehl hiezu. Endlich erschien eine Deputation der Municipalität, die die erfolgte Räumung der Stadt ankündigte. Das vierte und zweite Korps zogen durch die Stadt, dem Feinde auf den beiden Straßen von „Momo" und „Oleggio" folgend.

Am 24. März Morgens trafen wiederholt Parlamentäre ein, welche die Abdankung des Königs, und die Absicht des neuen Königs meldeten, daß dieser über einen Waffenstillstand unterhandeln wolle.

Der Feldmarschall ritt um 11 Uhr jenseits Novara dem König entgegen, die Bevölkerung empfing den Sieger mit sichtbaren Zeichen der Freude und Ehrfurcht.

Das kleine „Vignale", eine Stunde von Novara war der denkwürdige Ort, wo Radetzky mit dem Herzoge von Savoyen, nunmehrigem Könige zusammentraf. Im auffallend fantastischem Anzuge, in einer Art polnischen Costüm, erschien der König mit seinem Gefolge. Der König und der Feldmarschall traten in die Mitte des Hofes der Meierei, und da wurde über die Bedingnisse des Waffenstillstandes unterhandelt.

Der Feldmarschall, durch frühere Unterhandlungen mit Recht mißtrauisch, erklärte, nur dem königlichen Worte allein zu trauen, und so wurde eine Convention geschlossen, nach welcher die militärische Besetzung der Länderstrecke zwischen dem „Ticino" und der „Sesia", so wie jene der Stadt „Alessandria" vollständig und der Festung mit getheilter Besatzung, endlich der Abzug der sardinischen Flotte aus dem adriatischen Meere und die schnellsten Friedens-Unterhandlungen durch Bevollmächtigte von beiden Seiten, ausgesprochen wurden.

Novara bot ein merkwürdiges Bild; die Stadt war voll Verwundeter, alle Spitäler, Kirchen und öffentlichen Gebäude waren damit angefüllt. Der Piemontese und der Oesterreicher lagen so friedlich neben einander, und erzählten sich von den Ereignissen des Tages, als wären sie ewig Freunde gewesen. Die ganze Stadt war mit weißen Fahnen geziert, von allen Fenstern und Balkonen winkten uns die Frauen freundlich entgegen, denn wir waren ja ihre Retter, da ihre ihre eigenen Landsleute, ihre Soldaten, sie geplündert und in Angst und Schrecken gesetzt hatten.

Die Nacht war kalt und ein abscheuliches Schneegestöber überschüttete die Soldaten im Lager; die Ermüdung gab uns einen gesunden Schlaf, und mit der Morgendämmerung sahen wir erstaunt das weiße Schneefeld, wie Leder schüttelnd und frösteind aus diesem sich erhob. Feuer wurde angemacht, heiter und lustig das Frühstück bereitet, dann das Schlachtfeld besucht. Ein Schlachtfeld ist ein entsetzlicher Anblick, Menschen und Pferde liegen mit klaffenden Wunden kalt und starr, Freund und Feind friedlich neben einander, alles ruhig; — fürchterliche Ruhe! Man hört nicht mehr das Rollen der Geschütze, kein Zischen der Raketen, kein Pfeifen der Kugeln, nicht mehr das herzerhebende Hurrah der Angreifenden, stille Ruhe — todt! nur die grauenhafte Verwüstung lebt und zeugt den fürchterlichen Kampf.

Mailand.

Wie ein Donnerschlag traf die Kunde dieser Ereignisse Mailand. Am Tage der Schlacht vernahmen die Mailänder auf dem Stadtwalle deutlich den anhaltenden Kanonendonner von „Novara" her. Allein die Heißblütigen mit ihrer aufgeregten Fantasie meinten, das Rollen der Geschütze werde immer deutlicher und nähere sich dem „Ticino", was auf eine Niederlage der Oesterreicher schließen ließe. Als nun das Ergebniß bekannt wurde und der erste Schrecken vorüber war, wiegte man sich mit der Hoffnung, der österreichische Siegesbericht, der den harten eigenen Verlust mit Offenheit an den Tag gab, sey eine Lüge, wie deren die Italiener voriges Jahr selbst in Menge verbreitet hatten, und die angekündigte Rückkehr der Armee sey ein vertragsmäßiger Rückzug. Einige Fantasten begingen den Frevel, diese Hirngespinnste in einem Manifest zu verbreiten, und die Folgen dieses Schrittes empfand die Stadt und Landschaft „Brescia" schwer, die Haynau zu züchtigen gezwungen war.

In diesem Wahne lief das Volk am 29. März haufenweise aus der „Porta Bercellina", um den Feldmarschall mit der geschlagenen Armee zu sehen, die in Mailand einzog. Aber kopfschüttend gingen die Meisten zurück, denn das lustige Aussehen der Truppe, die Fröhlichkeit sämmtlicher Mannschaft, und namentlich die eroberten piemontesischen Batterieen mochten ihnen verdächtig vorkommen.

Der greise Feldherr, umgeben von den Erzherzogen und einer zahlreichen Suite, ritt auf seinem Schimmel und sah heiter und vergnügt aus. Die Straßen waren zum Erdrücken voll, die Fenster und Balkone bis in die obersten Stockwerke mit Menschen überfüllt, aber kein Laut, keine Bewegung, Alles starr vor Erstaunen.

Auf dem Domplatze ließ der Feldherr seine siegreichen Truppen defiliren; vorüber an dem prachtvollen Dom, — der auf so viele Heere herab geblickt, — zogen die Grenadiere und die andern Truppen mit ruhigen festen Schritten. Die Regimentsbanden spielten: „Gott erhalte unsern Kaiser" und nun brachen die herzlichen Eviva's, Eljen u. s. f. für den Kaiser und Vater Radetzky aus.

Digitized by Google

Jetzt sahen die Mailänder, daß es Sieger sind, die so freudenvoll und herzlich ihren geliebten Feldherrn begrüßten.

Nach einiger Zeit ging ich in den Dom, — stieg hinauf bis unter das Fußgestell der Madonna, in die sogenannte Laterne, und nahm Abschied von einer Stadt und einem Lande, in dem ich so Manches erlebt, glückliche und schwere Tage durchgemacht, — welches Land aber immer als höchst interessant in meiner Erinnerung fortleben wird. Mein Gemüth ward wunderſam ergriffen von der überraschend großartigen Aussicht über die getümmelvolle Stadt mit ihren Palästen und Gärten, die Landschaft voller Städte, Dörfer und Villen, die üppigen Wiesen, und im Norden die beschneiten Zinnen der Alpenmauern mit der glänzenden „Ortels-Spitze", dem „Splügen", „Monte Rosa", bis zum „Montblanc"; nach der westlichen Wand zu dem zuckerhutförmigen „Mont Cenis" und den „See"-Alpen, bis hinab nach Süden zu den blaudämmernden „Apenninen."

Dieſer herrliche Anblick erregte meine Fantasie, und die Gestalten und Ereigniſſe einer viel bewegten Vergangenheit zogen gleich einer Fata-Morgana an mir vorüber. Mein geistiges Auge sah — die wilden Horden unter Attila, — die Heere Belisar's, — die siegreichen Schaaren Karl's des Großen, — die Rachegeister des tief beleidigten Barbarossa, — die Tugenden und Laſter des Visconti, — die Segnungen des Borromeo, — die wilden spanischen Haufen, — die tapfern Schweizer, — den schwachen Sforza, — die biedern blonden Deutſchen auf ſtattlichen Roſſen, — den kleinen Napoleon mit ſeinem ſieggewohnten Heere, — das heitere luſtige Leben unter dem Vice-König Eugen, — das fröhliche Treiben der öſterreichiſchen Garniſonen, — dann die Barrikaden im Gemiſch aller Nationalitäten, die ſich zu Hunderten in den Gäſſen erhoben, mit unabläßigem ſinnverwirrenden Hämmern auf allen Glocken. — Schüſſe fallen aus den Häuſern, Steine, Ziegel und ſiedendes Waſſer regnet es aus den Fenſtern auf die braven Soldaten. Kühn ſehen Huſaren mit dem Säbel in der Fauſt über Barrikaden; Oeſterreicher, Steirer, Kärntner, Tiroler, Böhmen, Ungarn, Croaten und ſelbſt Italiener, ſtürmen wüthentbrannt, und wo ſich dieſe zeigen, iſt der Sieg mit ihnen. — Die Nacht iſt finſter, der Regen fällt in Strömen, die Laternen ſind von den Inſurgenten zerſtört, nur die brennenden Häuſer werfen den Lichtſchein auf die edlen Geſtalten des abziehenden tapfern Heeres Radetzky's. Das alberne „Melegnano" muß den Fakelzug geben, und unangetaſtet ziehen die Braven, von dem falſchen Albert belauert, durch die lombardiſche Ebene.

Die finſtere falſche Nacht geht vorüber, ein neuer Tag bricht an, die Sonne von „Cuſtezza" erſcheint und wirft ihre Strahlen in das in Pulverdampf gehüllte Mailand, aus der ein König in gemeiner Verkleidung flieht und Oeſterreich's Heldengeſtalten durch die „Porta Romana" ziehen.

Der alte Aar flattert neu verjüngt auf des Caſtelles Zinnen; in ſeinem grauen Röcklein mit dem kleinen Hut, ganz kräftig auf ſeinem Schimmel, zieht der Vater ſeiner Soldaten in die ungetreue Stadt und bietet ihr edel die Hand zur Verſöhnung. Ihm folgen die Getreuen, muthig und ſtolz, alle Spuren der Strapazen und des Kampfes tragend. Die alte Ordnung, das alte Treiben herrſcht, nur aus den Paläſten ſchauen braune Schlachtgeſichter, die Gäſſen ſtrotzen von Soldaten. Die „Villa Reale" gleicht einem Heerlager, die Offiziere aller Waffen kommen und gehen, Ordonanzen jagen hin und her, geſattelte Pferde ſtehen herum, dunkle Geſichter mit Bärenmützen, auch Rothmäntel lagern da, orientaliſch gekleidet, mit rother Jacke, blauen bis an's Knie weiten Hoſen, im Gürtel die langen Piſtolen und den Yagatan. Jetzt ertönen donnernde Vivat's, ſechs Muſikchöre ziehen mit Tauſenden von Soldaten einher, Vater Radetzky am Balkon winkt freundlich ſeinen Kindern, deren Ruf nach Turin die Luft zerreißt. Maſſen ziehen mit luſtigen Kriegsmärſchen durch die Stadt, Fakeln werfen ihren rothen Schein über die kriegeriſchen Geſtalten und ein ewiges Vivat für Radetzky erſchallt.

Ein gewaltiges Gewitter zieht über Piemont's Ebene — und bei Novara entladet es ſich krachend, und vom Blitze getroffen fällt Alberto in die Gruft ſeiner Väter. — Die finſtern Wolken ziehen vorüber und aus dem dunklen Himmel zieht Oeſterreich's Aar in mächtigen Schwingungen abermals verſöhnend in ſeinen Horſt zurück. — Mit dieſen Bildern einer reichen Vergangenheit ſtieg ich noch tief bewegt in den Tempel Gottes hinab und dankte dem Schlachtenlenker für Oeſterreich's Ruhm und Edelmuth, daß ihn für Oeſterreich's Einheit und Glück, für die Erhaltung unſeres ritterlichen Franz Joſef, für den Sieg in Ungarn, wo die tapfern Söhne Oeſterreich's eben ſo muthig, doch immer noch ohne Erfolg fochten — und einer harten Stunde entgegen gingen.

Eliſabeth, die Patronin der Armen.

Wohl iſt aus der Legend bekannt
Aus ferner alter Zeit
Die Fürſtin, die mit milder Hand
Der Armuth ſich geweiht;

Die ſie beſchuht, bekleidet hat,
Verſah mit Speis und Trank,
Als Prieſter in die Hütte trat
Als Arzt, war man da krank;

Die armen Kinder hat belehrt,
Und Nadel, Spindel pried,
Die Tugend nur und Fleiß begehrt,
Hier lohnte, dort verwies;

Die ſelbſt in Schutz der Himmel nahm
Durch eine Wunderthat,
Als ſie in ſchwere Prüfung kam,
Und voll Vertrauen hat.

Die ſchöne Zeit, ſie kehrt zurück,
Die Frau, ſie wallt umher
Und ſpendet Heil, doch iſt zum Glück
Kein Wunder nöthig mehr.

Sie wandelt mild von Weh zu Weh,
Erſeyht in Näh' und Fern',
Dem Kranken iſt ſie Panacee,
Dem Kind ein heller Stern.

Digitized by Google

Die Armen, die in Schaaren zieh'n,
Erfahren früh und spät:
Der Armuth Anwalt, Trösterin,
Heißt noch Elisabeth.

Der Anwalt, welcher hier und dort
Der Armuth Sache führt,
Und sicher weiß, daß auch sein Wort
Am Throne siegen wird!

Dr. J. O. Gallisch.

Parthie auf die Sirbitze.

Motto.
Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur von deinem Reiz durchdrungen
Wie schlug mein Herz so frei, so laut.
Lenau.

Längst schon hatte ich mich darnach gesehnt, die Sirbitze zu besteigen und die Seeen unter ihrem Gipfel, namentlich die hohe Wiege unserer schönen „Lavant", zu besuchen.

Wie man aber das Nahe oft schwerer erreicht, als das Entfernte, so bestieg ich früher den „Brocken", den „Rigi", das „Faulhorn", und unternahm die Parthie auf die Sirbitze erst in diesem Jahre.

Sie liegt zwar schon außer den Marken unserer Heimat, allein sie steht in unmittelbarer Verbindung mit unserer „Saualpe", sie ragt so mächtig an vielen Orten in's Vaterland herein, die „Lavant" entspringt unter ihrem Gipfel, sie hat also zu „Kärnten" so viele Beziehungen, daß die „Carinthia" wohl einer kurzen Notiz über diese großartige Kuppe ein Plätzchen gönnen wird.

Ich verließ „Wolfsberg" mit mehreren Freunden den 9. August Mittags bei sehr zweifelhaftem Wetter, welches sich jedoch zum schönsten gestaltete; wir fuhren durch den romantischen „Twinberger"-Graben, beim alten malerischen Raubneste „Twinberg" vorüber, über St. Leonhardt, dessen herrlicher gothischer Dom, eine der schönsten Kirchen „Kärntens", bald würdig restaurirt werden soll, warfen einen flüchtigen Blick auf die Ruine von „Lichtengraben", eine der merkwürdigsten „Kärntens", und erreichten gegen 5 Uhr „Reichenfels", den letzten kärntnerischen Marktflecken.

Von dort nahmen wir die Füße in die Hand und wanderten noch 3 Stunden einen ziemlich uninteressanten Weg längs der „Lavant", bis zum höchstgelegenen Bauer, Bärnthaler, bei welchem wir eine kurze aber erquickende Nachtruhe, natürlich im Heu, fanden. Am nächsten Morgen um 3 Uhr waren wir wieder auf den Beinen, und wandelten durch einen herrlichen Zirbenwald der kahlen Alpe zu, die wir auch bald erreicht hatten.

Der Weg bietet nichts Merkwürdiges, ist auch anfangs nicht besonders steil oder beschwerlich. Wir passirten den Wildsee, der uns durch sein smaragdgrünes Wasser, seine für einen Alpensee bedeutende Ausdehnung und großartige Umgebung sehr anzog. Man sieht weder Zu- noch Abfluß, die Tiefe scheint sehr bedeutend. Die Temperatur war zwischen 6—7 Uhr Morgen 5° R. Von dort wird die Steigerung sehr bedeutend, namentlich geht's das letzte Stück ganz hübsch aufwärts, doch öffnet sich auch immer mehr die Aussicht, die sich uns in vollkommenster Klarheit zeigte, und wie leicht vergißt man in der Anschauung der großartigen Natur selbst viel größere Beschwerden.

Wir sahen, noch bevor wir die Spitze erreicht hatten, den Lavant-See in einer Schlucht unter uns liegen, der zwar viel kleiner als der Wildsee ist, sich aber doch fast eben so schön präsentirt. — Um 7 Uhr hatten wir den Gipfel erreicht. — Die Sirbitze oder der Sirbitz-Kogel ist 7582 Wiener-Fuß, nach trigonometrischen Höhenmeßungen des General-Quartiermeister-Stabes, über der Meeresfläche erhoben.

Seine Formation ist Urschiefer und Glimmerschiefer. Die Flora ist eine außerordentlich arme zu nennen. Eigenthümlich ist die Fernsicht, namentlich das Gebirgspanorama. Im Süden übersieht man die Caravanken-Kette nach ihrer ganzen Länge, doch ist diese schon etwas zu entfernt, und die einzelnen Spitzen heben sich nicht mehr so charakteristisch hervor. Sehr interessant präsentirt sich im Westen die Gruppe der Gletscher, doch so merkwürdig verschoben, daß es uns mit dem eifrigsten Studium der verschiedensten Karten kaum gelang, sie mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Ich will versuchen sie zu individualisiren, so wie wir sie zu erkennen glaubten und unsere Meinung berichtigten.

Am südwestlichsten steht mächtig und prächtig da der „Hochalpenspitz", weiter nördlich der „Antogel", und von diesem fast gedeckt lugt unverkennbar der „Großglockner" hervor; nahebei glaubten wir den „Großvenediger" mit seinen weiten Schneefeldern zu sehen, ferner den „Hohennarr" und unverkennbar das „Wiesbachhorn". Letzteres präsentirt sich ganz so, wie ich es von der „Ferleiten" aus gesehen. Die kleineren Gletscher, wie den „Hafnerspitz", „Saulegg", waren wir nicht im Stande herauszufinden.

So viel wenigstens constatirten wir mit Bestimmtheit, daß der „Großglockner" von der „Koralpe" aus nicht sichtbar seyn kann. Weiter im Norden übersieht man ein Chaos von Bergen, darunter deutlich den „Dachstein", ganz nahe überblickt man die „Setauer"-Alpen, die einander jedoch alle fast gleich sind. Die Aussicht gegen Nordost und Osten ist von der Stub- und Koralpe ziemlich gedeckt.

Von der Aussicht in die Ebene hebe ich „Klagenfurt" mit dem See, den „Längsee", „Neumarkt", den „Murboden" mit „Knittlfeld", der sich besonders freundlich ausnimmt, und „Obdach" hervor.

Gegen 11 Uhr traten wir den Heimweg an und kletterten mühsam über steile Felsterrassen zum „Lavant"-See hinunter, der sich in der Nähe in seinem Kessel sehr hübsch und viel größer ausnimmt. Seine Temperatur war 4½ Gr. R. Seinen Zufluß bildet eine ziemlich reiche Quelle, den Abfluß bekanntlich die „Lavant" als winziges Bächlein.

Es würde wohl die Mühe lohnen, wenn die Männer der Wissenschaft diesen Seeen eine aufmerksamere Beobachtung widmeten und über ihren Umfang, Tiefe, Temperatur und ihre Fauna genaue Erhebungen machten.

Seeen von dieser Größe in solcher Höhe sind jedenfalls sehr merkwürdig.

Von dort setzten wir über „St. Anna" unsern Heimweg fort, der außer schönen Zirbenwäldern keine Annehmlichkeit bot, und erreichten um 5 Uhr „Reichenfels", von wo wir sehr befriedigt heimfuhren.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 36. Sonnabend, den 6. September. 1856.

Zur Feier

der Ankunft Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. mit Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth.

Wie rein und hehr erglänzet heut die Sonne
Im ganzen Noricum in Gold!
Wie heiter lächelt heut uns Allen Wonne
Des Glückes Genius, wie mild und hold!

Was soll heut Kärnten's Freudenfest bedeuten,
Daß Berg und Thal und Hügel so erschallt?
Daß mit Geschützesdonner laute Jubelfreuden
Jedwede Flur im Lande wiederhallt?

Der Kaiser zieht heran im Jugendglanze,
Geschmückt mit Rechtes- und mit Heldensinn!
Es kommt, geziert mit schönem Tugendkranze,
In's Land **Elisabeth**, die Kaiserin!

Das bergbekränzte Land, das Thäler schmücken
Mit buntem Blumenteppich', einsam, still,
Wo kühle Quellen rieselnd stets entzücken,
Dies Land ist unsers Kaiserpaares Ziel!

Es ist so reich an Eisen, Blei und andern
Metallen, die der Arbeit rege Kraft
In Schätze wandelt, welche weithin wandern;
Es ist das Land, das thät'ge Menschen schafft!

Es bildet Männer, welche voll Vertrauen
Sich Gott und dem geliebten Kaiser weih'n!
Auf welche Kirch' und Staat mit Grunde bauen,
Für die sie kämpfen in den Vorderreih'n!

Da staunt der Kaiser oben den erstarrten
Monarchen aller deutschen Berge an,
Der in drei Länder schauet mit der harten
Und weißen Demantkrone angethan!

Ihn schuf einst Gott, die Stürme hinzustrecken,
Daß er als Felsenkönig herrsch' in Kraft,
Der wilden Stürme Heere zu erschrecken
Mit eiskrystall'nem starken, langen Schaft.

Dich wählt', o Kaiser! Gott zum Völkerschutze,
Zum Herrscher Deiner Länder, Dir so lieb,
Zum Völkervater, doch dem Feind zum Trutze,
Bis Du bezwingst der Horden wild Getrieb.

Drum gibst Du Deinen treuen Unterthanen
Des reichen Segens bunte Fülle hin,
Vereinend Länder durch die Eisenbahnen
Dem großen Kaiserreich mit mildem Sinn.

Drum bringst auch andern Ländern unsern Segen
Und hebst der Kärntner stilles Land empor,
Auf Völker-einigenden Eisenwegen
Zu fördern unsers Heimathlandes Flor.

Der theuern Habsburgs-Fürsten Ruhestätte
Bewahrt Sankt Paulus treu in diesem Land,
Wo Ihrer stets gedacht wird im Gebete
Bei diesem heil'gen hohen Unterpfand!

Professer Dr. Carlmann Flor.

Digitized by Google

Der Schule Leben und Wirken in Kärnten vor Ausgang des Mittelalters.

Die Zeit des Rittergepolters auf der Beterwelt ist zwar schon lange vorüber, und mit Götz von Berlichingen ist eine ungemeine Zahl meistens nur halb- und mißgerathener Kraftgestalten spur- und nachklanglos vorbeigeschritten; indessen die Kindeszeit unserer gegenwärtigen Culturperiode hat selbst für den Denkenden, wenn er jene Pepanzen hinweggeworfen, ihre Bedeutung nicht verloren.

Die Ruinen auf unsern Bergeshöhen, die Gesetze und Gewohnheiten in den Thälern, welche noch das nämliche Geschlecht, wenn auch verjüngt, im Tagesstrahle der Ausklärung bewohnt, die heiligen Tempel, riesige Bane einer romantischen Vorzeit, Alles mahnet und mächtig an sie; und jener Geist der Forschung, welcher in unseren Tagen von den Himmels fernsten Höhen in der Erde tiefste Eingeweide dringt, schreit sich hinabzustiegen in die, obwohl dunklen Hallen, wo unsere Väter, wie der Sage nach in des Untersberg geheimnißvollen Tiefen, ruhen.

Am vollen reichbeladenen Bazar bieten sich uns Europa's Kunstgebilde, des Orient's Schätze, die Würze heißer Zonen, wie die Früchte des fernen West's; während dort in Amerika's Flachlande, in seinen Prairieen der Colonist den Urwald lichtet und den ersten Samen in den jungfräulichen Boden säet, beholfen nur vom ärmlichen Geräthe, geschieden von der übrigen Welt. So ist es jetzt in des Wissens Reich und des Denkens unbegrenztem Lande. Während wir aus des Parnaßes Quelle des Wissens Durst uns in vollen Zügen löschen, in der Bibliotheken reichbegabten Sälen und bequemer noch in dem Encyclopädien-Alphabete jeden Faches reife Ernte sich uns bietet; darbte in der so oft verkannten Vorzeit der Mönch in einsamer Zelle sein ganzes Leben ab, um nur ein Buch abzuschreiben, welches man jetzt, hat man, wenn auch nur mit einer Folie, sich daraus geschmücket, geringschätzig beiseitgeet. Und doch, wer hat sie uns sorgsam bewahrt die Körner unserer üppigen Saat?

War einst die Zahl der Schulen kleiner, der Kreis derselben enger als jetzt, so lehrte das Leben in jener bewegten Zeit mancherlei, was im geordneten selbst demjenigen bisweilen fehlt, der bessere Unterrichts-Anstalten besucht hat*). Die ersten Anfangsgründe wissenschaftlicher Bildung, das Lesen und Schreiben verstehen in unseren Tagen gewiß ohne Vergleich mehr Menschen als im XII. und XIII. Jahrhunderte, und wir sehen darin allerdings einen Gewinn, welcher sich unbeschadet anderer guten Eigenschaften erwerben läßt; allein man darf deßhalb nicht wähnen, jene Anfangsgründe der Schulbildung machten allein den Menschen zum Menschen. Manche der größten Könige, ja die ausgezeichnetsten Dichter konnten damals nicht schreiben, würden also jenem Maßstabe zufolge hinter jedem Schulknaben zurückstehen. Lernte ja Karl der Große, dieser Wiederhersteller des Schulwesens im Abendlande, erst als Kaiser schreiben; war ja doch einer der ersten Meister des deutschen Minnesangs, unser Ulrich von Liechtenstein, desselben ebenfalls nicht kundig. Indessen die Wechselwirkung zwischen Schule und Leben tritt in der Geschichte immerhin so bestimmt hervor, daß die Menschheit bei dem engern und allgemeinen Verbande der erstern mit dem letztern eine neue Epoche beginnt. Ohne Schule ist alles menschliche Wissen wie verschlossen in einem apokalyptischen Buche; Licht und Finsterniß wechseln in fortwährender Ebbe und Fluth, und die genialische Kraft Einzelner, statt eine Leuchte für kommende Zeiten aufzustecken, verlischt gleich einem glänzenden Meteore.

*) Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen", VI. Band, Seite 439.

Wenn schon die früheste Geschichte der Menschheit uns Anstalten zur Erhaltung und Verbreitung der Wissenschaften weis't, so litten sie doch alle an gehеimnißvoller Beschränkung. Die Priesterschulen Egyptens, die Propheten der Israeliten, gegenüber den philosophischen Kreisen der Griechen, waren nur für gewisse Kasten berechnet, nahmen nur Auserwählte in sich auf; das Volk blieb von ihnen ausgeschlossen. Wenn auch die Römer um einige Schritte weiter gingen, bleibt doch das Allgemeinmachen des Unterrichtes ein Verdienst des Christenthumes. Die Schulen der Katechumenen faßten die Neuzutaufenden in sich, und für Geistliche blühten in einzelnen Städten Katechetenschulen, aus denen die Episcopal- und Cathedralschulen hervorgingen, wo nebst der Theologie die sieben freien Künste, nämlich: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, das Trivium, dem Namen nach erhalten in unsern Trivialschulen), dann Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (Quadrivium) gelehrt wurden*).

Unter den Alles zermalmenden Tritten der Völkerwanderung erlagen die ehemaligen Kaiserschulen, und was noch der Verwüstung entging, flüchtete sich theils in die Cathedral- und Kloster-, theils in die städtischen Trivialschulen.

Mag es immerhin seyn, daß jenes Volk, welches, nachdem sich das Drängen der Völkerwanderung gelegt hatte, in Kärnten bleibende Wohnsitze nahm, das der Slaven, einige Kenntnisse aus Griechenland mitbrachte; sicher war der Vorrath sehr klein und rieb sich in den verheerenden Kämpfen mit den Nachbarn, noch mehr in den heimischen Revolutionen, auf. Diese Kämpfe mit den übermächtigen Avaren waren es indessen, welche die Slaven nöthigten, sich in die Arme der Franken zu werfen, und diese Souveränität führte ihre Fürsten Charast und Chetumar nach Baiern, wo sie an der Schule des Bischoffitzes zu Salzburg**) den ersten Unterricht erhielten. Da indessen die Missionäre, welche von dort in das heidnische Kärnten kamen, hier nicht stationär waren, konnte selbst die Leuchte, die das Chorbischthum zu Maria-Saal aufstellte, als zu vereinzelt und zu matt auf Carantaniens noch rohe Bewohner nicht nachhaltig einwirken ***). Karls des Großen Sorgfalt für die Heranbildung der Bewohner seines weiten Reiches, womit er die Errichtung von Schulen nicht bloß an Bischoffitzen und Klöstern, sondern auch der für die niedern Stände an jedem Kirchspiele der Städte wie des flachen Landes befahl, griff damals noch sehr wenig durch. Der Sitz des Chorbischofs zu Maria-Saal ging bald nach ihm ein, und wer es konnte und wollte, suchte Belehrung in der Ferne. Je nachdem die Bisthümer Salzburg, Brixen und Freisingen in Kärnten Güter besaßen, sendeten die Dynasten und Freisaßen jener Gegenden ihre

*) Handbuch der Geschichte Kärntens.

**) Anhang der Juvavia. S. 29. In der Geschichte der Errichtung der Maximilianszelle in Pongau heißt es: daß die beiden Brüder Tounza und Urso ihre Neffen dem Kloster Salzburg empfohlen.

***) Auf welchem tiefen Grad die Geistes- und moralische Cultur unter den Slaven jener Zeit stand, beweisen die beiden von Papst Nikolaus I. an den Chorbischof Oswald in Carantanien um das Jahr 860 erlassenen Dekrete, das erste mit der Rubrik: qui defendendo se paganum occiderit, sacerdotali careat officio; das zweite: perpetuo careat officio presbyter, qui ira commotus liret extra animam aliquem offecerit. Als gleichzeitig die beiden Philosophen und Priester (ersteren Namen legt ihnen der Ungenannte über die Belehrung der Slaven in Carantanien bei) Cirill und Methud aus Griechenland nach Pannonien kamen, und bei dem Volke slavischen Gottesdienst und die eigene Schrift einführten, widersetzte sich Salzburg dieser Neuerung und sendete, um beiden das Gleichgewicht zu halten, den Priester Alfried, einen Meister der Künste (magistrum cujusque artis) nach Pannonien. Es entstand so zwischen den Stämmen gleicher Zunge eine Scheidewand, die später einen Theil jener Stämme zu der griechischen Kirche hinzog. — Anhang der Juvavia, Seite 14 u. 17.

Digitized by Google

Söhne nach den Chor- und Klosterschulen dieser Bischofsitze. Albuin, Dynast auf Stein im Jaunthal, und seine Gattin Hildegard überließen ihren Sohn Albuin dem Stifte Brixen zur Erziehung. Noch als Diacon erhielt er von seiner Mutter jenes Schloß sammt mehreren Huben zum Geschenke, und bestieg im Jahre 975 den Bischofssitz zu Brixen, berühmt durch seine Gelehrsamkeit, mehr noch durch die Heiligkeit seines Wandels. Albuins Beispiel*), sein Ruf und seine Unterstützung wirkte auf seine Landsleute; bald sah man an der Schule zu Brixen der lernbegierigen Kärntner mehrere. Davon nur noch ein Beispiel. Ein Edler aus dem Jaunthal, Nachbar des Schlosses Stein, Namens Ragizi, sendete Albuin seinen Sohn zu, er sollte sechs Jahre als Clericellus (Chorknabe) die Schule besuchen. Der sorgfältige Vater gab ihm einen Diener oder Hofmeister (ministerialis) mit; dem Bischof aber gab er statt des Kostgeldes zwei, Stein nahe gelegene, Huben und bestimmte, daß dem Sohne und seinem Begleiter jährlich zu ihrem Unterhalte 15 Metzen Weizen und Korn, 2 Metzen Hirse, 1 Metzen Hülsenfrüchte, 40 Eimer Bier, 12 Eimer Wein, 12 Frischlinge und 40 Käse zukommen sollten**).

So blieb es bis in die Mitte des XI. Jahrhunderts, wo Hemma's herrliche Stiftung der Chorherren zu Gurk dem so lange unbefriedigten Bedürfnisse einer heimischen Domschule abhalf.

Das Stift Gurk hatte für das Fach des Schulunterrichtes einen eigenen Scholastikus in seiner Mitte, welchem die Oberleitung desselben oblag. Die unmittelbare Aufsicht über die Zöglinge führte ein Rector, dem eine gewisse Anzahl Professoren***) beigegeben war. Söhne von höherer Abkunft erhielten ihren Platz neben den Domherren im Stifte selbst, ärmere in einem Seitenflügel. Bei den erstern fand ein engeres wechselseitiges Verhältniß mit den einzelnen Domherren statt, denen sie blutsverwandt oder besonders anempfohlen waren. Rühmend ist die Art, wie Herzog Hermann von Kärnten dieses Verhältnisses, in welchem er einst zu dem ehemahligen Chorherrn, Domprobst, dann Bischof Roman gestanden, in seinem Diplome vom 13. Mai 1163, womit er mehrere Lehen und das Vogteirecht vom Bisthume Gurk übernahm, gedachte. „Eingedenk," sagte er Eingangs der Urkunde: „aller Liebe, die Bischof Roman mir und meinem seligen Bruder Heinrich da erwies, wo uns Herzog Ulrich, unser Vater, als Knaben ihm zur Erziehung übergab, mit der er uns da nährte und lehrte, vertraute er mir das Vogteirecht ꝛc." Wie groß der Zudrang der edlen Jugend Kärntens und selbst entfernter Länder dahin war, beweist die Thatsache, daß sich mit Anfang des XVI. Jahrhundertes, wo die deutschen Hochschulen allenthalben eine Menge Lernbegieriger an sich zogen, in Gurk noch 18 Exelknaben, darunter ein Liechtenstein, Dietrichstein, selbst zwei Engländer, und in der äußern Schule 10 Zöglinge mit vier Abständen sich befanden. Zeuge der Munifizenz, womit das Domkapitel für ärmere Schüler sorgte, ist eine Stelle aus der Jahrstagsstiftung des Domprobstes Georg, gegeben am 8. November 1362, worin er unter andern bestimmte, daß jährlich an seinem Sterbtage dem Rector der Schulen zwölf Denare und aus dem Ertrage der den ihm dem Stifte geschenkten Güter von jedem Domherrn am heiligen Christfeste je einem der ärmern Schüler zwei Ellen der Tuchgattung Maistriel (?) genannt, oder von einer gleichartigen andern, zu einem Rocke gegeben werden solle. So feierte man schon damals den heiligen Christabend!

Von den Klosterschulen zu Ossiach, St. Paul, Arnoldstein, Griffen, Viktring ꝛc. erübrigen uns weniger Dokumente. Unter den Instituten der Bettelmönche erhielt jenes der Dominikaner zu Friesach den ausgebreitetsten Ruf. Eines der ältesten Klöster dieses Ordens in Deutschland, des heiligen Hyazinth Schöpfung, nahm es die ausgezeichnetsten Köpfe desselben, darunter auch für eine Zeit den großen Lehrer Thomas von Aquin, in sich auf. Auch die Frauenklöster zu Längsee, Gurk und Millstadt blieben in der Geistesbildung nicht zurück. Da Lese- und Gebethücher sämmtlich Latein waren, so lernten die Chorfrauen und Kostfräuleins dieses wie man jetzt französisch lernt, und wenn Kärnten gleich nicht eine Dichterin wie Roswitha von Gandersheim aufzuweisen hat, so ist es sicher, daß den Nonnen selbst profane Gelehrsamkeit nicht fremd blieb. Die Aufschreibungen des Stiftes St. Georgen am Längsee, wie sie aus getreuer Feder Megiser*) überkam, bewähren es mit als Ursache der Absetzung der Aebtissin Gertraud im Jahre 1367, daß selbe zu sehr die Geschichten der heidnischen Vorwelt las, statt sich mit geistlichen Lesungen zu beschäftigen und die Geschäfte des Stiftes zu besorgen. Indessen war reich, vornehm, und dem des Wissens Kreis in eigenen Vaterlande zu enge gezogen war, der suchte seine Ausbildung an der Hochschule zu Paris, der einzigen, welche es in der ersten Hälfte des Mittelalters gab. Es kann nicht uninteressant seyn, zweien Söhnen der Heimath dorthin zu folgen und in ihrem Thun und Treiben den Maßstab für die Bildungsstufe der adelichen Jugend dermahliger Zeit zu finden.

Heinrich, Sohn Herzog Engelberts von Kärnten, Neffe des reichen und mächtigen, aber nach des Sohnes Bruno Einkleidung im Stifte St. Paul kinderlosen Grafen Bernhard von Spanheim und dessen Gattin Kunigunde, von ihnen an Kindesstatt angenommen, sollte an der Pariser Hochschule des gesellschaftlichen Lebens edlere Formen, des Wissens und der Künste Weihe erhalten. Dort traf er zwei Söhne eines lieben Nachbars Leopold des Heiligen, Markgrafen von Oesterreich, Otto den nachherigen Bischof von Freisingen, des großen Barbarossa Geschichtschreiber, und Konrad, nachmals Kirchenfürst von Salzburg, dessen und seiner Afterpäpste standhafter Gegner dort die drei Lichter des Abendlandes, Abt Suger von St. Denys, Ludwig VI. Minister, den Meister Abälard, durch Gelehrsamkeit eben so berühmt, als durch seine Neigung zu der in der Geschichte unsterblichen Heloise, und den Stifter des Cistercienser-Ordens, den neuen Aufreger der Kreuzzüge, Papst Eugens Freund, und seiner Zeitgenossen Orakel, den großen Bernard von Clairvaux. Allbekannt sind Heinrichs Schicksale am Königshofe in Paris, seine Verbindung mit Constantien, Ludwigs Tochter, sein Kampf mit dem Löwen. Durch die Gottesmutter Sieger sich haltend, ward er Mönch zu Marimond, Abt zu Villars und Stifter des Siegesmünsters in der Heimath (Sanctae Mariae de Victoria) des Cistercienserklosters Viktring.

Graf Wolfrad von Treffen, einer der Zeugen der Stiftung dieses Klosters, und seine Gattin Emma bestimmten, ergriffen von diesem Beispiele, ihren Sohn Ulrich ebenfalls

*) Resch „Annales Sabionenses", Tom. III. Pag. 539 et 677.

**) Karl der Große setzte in seinen Capitularien vom Jahre 789, Hauptstück 72 darüber fest: Priester sollen nicht bloß Kinder gemeinen Standes, auch edler Abkunft heizeselen. Damit in diesen Schulen die Knaben gehörig das Lesen einübten, seyen ihnen an den Klöstern und Bischofsitzen Psalmen, Noten, Gesang, Rechenkunst und Grammatik zu lehren. — Darüber weitläufiger Resch „Annales Sabionenses", Tom. III., pag. 93.

***) Rechts in der Halle am Eingange des Stiftes findet sich noch das aus Stein gehauene, erhabene Brustbild eines solchen Professors mit der Aufschrift: Aichstät me genuit, quae nomen ab illice traxit. Urbs et oliorini nompe vetusta soli. Petrus ego vocitor, gentis cognomine Schlatel Auripolim ductus, artibus erudior de magisterii claro decoratus honore. Artes profiteor, quas didicisse juvat. Rego discipulos, praefectus in aede studentium &. &.

*) Desselben kärntnerische Chronik, I. Theil, Seite 828.

Digitized by Google

zum geiſtlichen Stande, und ließen ihn die Laufbahn wandeln, welche ihm jenes hellleuchtende Geſtirn, untergegangen in ſtillen Kloſtermauern, vorgezeichnet hatte. Ulrich wurde im Jahre 1168 Patriach von Aquileja und Vermittler zwiſchen Kaiſer Friedrich dem Rothbart und Papſt Alexander. Sein Neffe und Mündel Heinrich Graf von Matrey oder Leoghsgeminb*) empfing an ſeinem Hofe die erſte Schulbildung, und reiſte dann mit ſeiner Empfehlung und Unterſtützung nach Paris. Das Univerſitätsleben, welches Heinrich dort führte, gleicht ſo ſehr dem jetzigen, daß wir uns nicht enthalten können, aus ſeiner und ſeines Lehrers und Meiſters Bernhard Correſpondenz mit dem Patriarchen einige Stellen auszuheben**). Nachdem Meiſter Bernhard die großen Verdienſte des Patriarchen geſchildert, geht er auf ſeinen Neffen Heinrich über und ſchreibt: „zu allem dem Ruhme des Oheims bahne ſich derſelbe den Weg; er ſey ſchon jetzt ſein Abglanz, wie im Umgange höchſt liebenswürdig, entwickle er einen erhabenen Charakter; ſein Fortgang wäre bewunderungswürdig ꝛc.“ Heinrich bleibt hinter ſeinem Lehrer nicht zurück, ja er rückt noch offener heraus. „Hier in Paris“, ſchreibt er: „iſt es ſehr theuer, und die Zahl der Studirenden ſo groß, daß man mit Mühe eine Herberge findet. Dieſes iſt es eben, was meinem Säckel ſo beſchwerlich fällt. Allein dazu trägt eben die Meinung von Eurer Größe, thenerſter Oheim, am meiſten bei. Allgemein iſt die Meinung und Rede, ich ſey Euch ſehr nahe verwandt und nicht der Letzte in Eurer Gnade. Würde ich nun knauſern, und nicht öfters über meine Kräfte mich großmüthig zeigen, wäre ich Euch wahrlich zur Schande. Ich muß Euch daher zu wiſſen thun, Hochwürdigſter Vater! daß ich die Hälfte des Geldes, welches mir Prieſter Marquard überbrachte, zum Schuldenzahlen brauchte, einen eigenen Hofmeiſter halte, und daß mein Lehrer, Namens Bernhard, deſſen Ruf ſelbſt an der römiſchen Curie einem Spiegel gleich glänzt, mit mir wie mit einem Sohne umgeht. Darum denket väterlich meiner, und erinnert Euch, daß meine Erhebung von Euch abhänge. Laſſet Euch meine Sachen, wie bisher empfohlen ſeyn und nicht minder den treuen Marquard, welchem ich zu danken und zu beſchwören bitte, mir ferners mit gleicher Redlichkeit zu dienen.“ (Schluß folgt.)

*) Ueber dieſes Grafengeſchlecht, Hormayers „Beiträge zur Geſchichte Tirols“, I. Band, Seite 105, I. Abtheilung.

**) Rubeis monumenta Aquilegiensia, pag. 626.

Kärnten im September 1856.

Mein Kärnten! Treubewährtes Herz des alten
Schon längſt zerſtückten Carantaniens,
Das ſeines mächt'gen Herrſcherarmes Walten
Vom Baierland bis in Pannoniens
Gefilde ausgedehnt, und das die Wogen
Der leichtbewegten ſchönen Adria,
Bis wo des Iſters dunkle Fluthen zogen,
Als ſeines großen Reiches Grenzen ſah —

Erfreue Dich! — Nach prüfungsreichen Tagen
Iſt dein gerechter, heißer Wunſch erfüllt,
Die lang erſehnte Stunde hat geſchlagen,
Die deine ſtillen Klagen hat geſtillt!
Nun wird dir bald, wonach du lang getrachtet,
Was dich vom Fall errettet, auch zu Theil —
Was dich bisher ſo drückend hat umnachtet,
Verſchwand, und tröſtend glänzt dein nahes Heil.

Schon ſeh' ich hin durch deine ſchönen Fluren
Des Dampfes pfeilbeſchwingte Roſſe flieh'n,
Und ihrer Gleiſe tiefgezog'ne Spuren
Beglückend durch die frohe Heimath zieh'n;
Und neues Leben wird dich dann umſchlingen,
Der Oſt ſich mit dem Weſten einigen,
Ein neues Schaffen, neues heit'res Ringen
Wird man in deinen engen Grenzen ſeh'n.

Und dieſer freudigen Beglückungskunde
Folgt eine größere, noch ſchön're nach,
Sie rief in unſ'rer felſumbauten Runde
Den höchſten Grad des reinſten Jubels wach:
Der Kaiſer ſelbſt, ſo ritterlich als milde,
Will auch auf Kärnten's höchſtem Gletſcher ſteh'n,
Und unſ're gartengleichen Thalgefilde
Mit ihren ſchönen Berggeländen ſeh'n. —

Schon zieht durch deine hocherfreuten Thale
Wie im Triumph der hohe Kaiſer hin,
Zur Seite Ihm — im milden Mutterſtrahle,
Die Ihn beglückt, die edle Kaiſerin.
Laut künden unſ'rer Eiskoloſſe Spitzen,
Was in der Kärntner off'nen Herzen lebt:
Im Purpur dort der Sonne Funken blitzen —
Hier Kindesdank zum gnäd'gen Himmel ſchwebt.

Des Herrſchers Aug' wacht über Millionen,
Doch iſt des Beſten Wille auch beſchränkt,
Nicht Alle kann zugleich Er auch belohnen,
So ſehr Er Aller immerfort gedenkt.
Du, Kärnten, harreſt ohne Raſt und Klagen,
Du haſt dem kaiſerlichen Wort vertraut,
Und reiche Frucht hat die Geduld getragen,
Auf feſten Grund war dein Vertrau'n gebaut.

Und freudiger, mit ruhigem Gewiſſen
Sieh'ſt du zur Stund' das hohe Kaiſerpaar,
Kannſt kindlichwahr die Hand der Mutter küſſen,
Die ſchon ſo huldvoll und ſo gnädig war.
Des Auges milder Strahl wird dir es ſagen,
Daß unſer Wohl Sie in dem Herzen trägt,
Wie jedes Herz in froh und trüben Tagen
In Kärnten treu für ſeinen Kaiſer ſchlägt.

Mein Vaterland! Verſammle deine Treuen,
Wie unſ're Väter einſt, am heil'gen Stein,
Laß uns die alte Huldigung erneuen,
Auf Ihre Wege Herzensblumen ſtreu'n;
Ein Denkmal ſey im Herzen aufgerichtet,
Ein ſprechend Bild der reinſten Dankbarkeit,
Das keine noch ſo ſchlaue Macht vernichtet,
Das überdauert auch die fernſte Zeit!

M.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verſendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 37. Sonnabend, den 13. September. 1856.

An das geliebte Kaiserpaar!

Als Deines Nahens Segenskunde
Dem Alpenland entlang
Gedankenschnell von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen drang:

Da glänzte wohl in jedem Blicke
Ein Demant, hell und licht,
Der von dem höchsten reinsten Glücke
Wohl mehr als Worte spricht.

Und als Du kamst, — der Jubel schallend
Emporstieg himmelwärts:
Da schloß — von Freude überwallend —
Man Freund und Feind an's Herz!

Da brach, was Gott in's Herz uns legte,
Die Lieb' zum Kaiserhaus,
Als ob ein heil'ger Strahl sie weckte,
In lichte Flammen aus!

O könntest Du mein Kaiser sehen
Der Freudenthränen Zahl,
Du würdest uns dann ganz verstehen,
Und — kämst wohl noch Einmal!

Denn sieh! es strahlt im Liebewerben
Das Auge hell und klar,
Und spricht: „O könnt' ich für Dich sterben,
Geliebtes Kaiserpaar!"

Klagenfurt, am 9. September 1856.

Moritz Siegerist.

Der siebente September 1856.

Die Wolke flieh't, — in Azur taucht der Riese
Sein eisig' Haupt, und glänzt dem Silber gleich;
Denn Oest'reichs hohes Paar: **Franz** und **Elise**,
Betreten heut' das große Gletscherreich!

Er, der die Wetter lenkt und ihre Blitze,
Entsandt' der gold'nen Sonne Festgespann,
Und schloß dem lauten Donner der Geschütze
Die stille Feier höh'rer Sphären an.

O Berg im Aether, nah' dem Himmelsbogen,
Berg unsr'er Heimath, dessen stolzes Haupt
Die wüthendsten der Stürme oft umwogen,
Dein Anblick ward dem Kaiser nicht geraubt.

O künde Berg in nicht gekannte Welten
Des Alpenlandes tiefempfund'nen Dank:
Weil sich die Lüfte bläulicher erhellten,
Als zögernd auch der letzte Nebel sank.

Wie sollt's auch anders seyn? Wo Ihre Treuen
Den größten Herzensjubel kundgethan,
Drängt auch Natur sich in die schmucken Reihen,
Sieht sie den Kaiser und die Kaiserin nah'n.

Wangge.

Der Schule Leben und Wirken in Kärnten vor Ausgang des Mittelalters.

(Beschluß.)

Viel über ein halbes Jahrtausend ist seitdem vergangen, aber Gemüth und Sitte sind sich gleich geblieben, die Neffen haben ihre geistlichen Oheims nicht verfehlt! — **Heinrich** kehrte von Paris in seine Heimath zurück, wo wir ihn im Jahre 1187 mit seiner Mutter Luitard und seinem Bruder Diepold auf Vermittlung des Grafen Otto von Ortenburg und Bischof Dietrichs von Gurk mit dem Kloster Neustift einen Vertrag abschließen finden.

Wir kehren nach diesem mit unsern Landsleuten gemachten Abstecher nach Paris, ohne mit ihnen die später noch weit häufigere Universitätsreise nach Bologna zu machen, in unsere Heimath zurück, um uns nach dem Mittelstande, welcher sich an den schützenden Burgen der Großen in immer mehr mächtigen Städten ausbildete, umzusehen.

Das einst so umfangreiche Friesach, die zweite Hauptstadt der, Königen gleich auszuziehenden, Salzburger Kirchenfürs-

Digitized by Google

sten, als Stappel- und Münzstadt, die erste von Aquileja bis Wien, schloß zur Zeit ihres Flores drei Probsteien mit ihren Kapiteln in sich, und war die Wiege des, um die Lehrstühle an den Hochschulen nur mit den Franciscanern rivalisirenden Dominikanerordens in Deutschland. Außer der höhern Hauslehranstalt in diesem hatte es eine zahlreich besuchte Stadtschule mit einem Scholastiker aus den Kanonikern von St. Bartlmä; St. Veit*), der Wohnsitz der prunkvollen Kärntner-Herzoge aus dem Hause Sponheim, besaß eine Stadtschule unter einem Scholastiker und besetzt von mehreren Lehrern.

Nicht minder bedacht war Völkermarkt, wo sich in der Gründungsurkunde des dortigen Collegiatstiftes vom 10. Oktober 1240**) nicht weniger als drei weltliche Scolaren der dortigen Schule als Zeugen mitfertigen. — In Klagenfurt, wenn auch damals an Umfang und Bevölkerung zurück, befand sich bereits im vierzehnten Jahrhunderte eine deutsche, und bald darauf eine lateinische Schule. Urkunden des Stiftes Viktring von den Jahren 1355 und 1397 nennen einen gewissen Johann von Preußen und Georg Hafner, Schulmeister zu Klagenfurt.

Villach, wie an Reichthum so an Bevölkerung sie alle überbiethend, hatte eine ausgezeichnete Schulanstalt für seine Bürgerskinder und die dortigen Hebräer eine eigene Judenschule. Erstere stand in solchem Rufe, daß der berühmte Paracelsus dort Unterricht ertheilte und nach dem Steiu der Weisen forschte***), und der später als Professor in Wien, als Mathematiker, Geograph, Arzt und Philosoph ausgezeichnete Joachim von Watt in Villach Anstellung suchte und fand.

Dieser oberstädtische Prospect der Kärntnerischen Stadtschulen des Mittelalters liefert den Beweis, daß sich bereits nach der ersten Hälfte desselben ein eigener Lehrstand bildete, welcher, theils aus Priestern, größtentheils aber auch aus Laien bestehend, sich zunftmäßig in gewisse Classen theilte. Die Scholastiker, Magister und Rectoren lehrten Latein, die Schulmeister deutsch, letztere waren meistens zugleich Kirchendiener, Schreiber und Chormusiker, und ihre Anstalte hing von den Patronen, Stadträthen und Pfarrern ab. Die größern Zöglinge der lateinischen Oberclassen zogen als fahrende (reisende) Schüler im Lande und in den Städten herum, trieben Schatzgräbereien, Mummereien, Hanswurstiaden, Seiltänzereien, führten Schauspiele auf, deren Ueberreste sich noch in den erst neuester Zeit verpönten Volkskomödien und Hirtenspielen fanden, bald sangen sie zu mißtigen Bachanten, Spaßmachern und Bänkelsängern herab. Bezeichnend sind daher die Namen, welche ihnen Bischof Heinrich von Lavant in seinen im Jahre 1383 für den dortigen Clerus herausgegebenen Constitutionen beilegt****), und ihren Umgang so wie ihre Unterstützung den Geistlichen strenge verbiethet.

Gewöhnlich führten diese fahrenden Schüler noch längere mit sich, die ihnen mit Leib und Leben angehörten, Knechtesdienste leisteten, im Nothfalle auch durch Betteln und Stehlen („Schiefen" in der Burschenssprache, daher diese kleinern Schüler „Schiefen" heißen, wovon der noch unter uns gangbare Spitname „ABC-Schütze") ihren Unterhalt verschaffen mußten.

Die Resultate dieser wissenschaftlichen Bildung im Großen, in so ferne in der Heimath einzelne Schriftsteller sich hervorthaten, haben wir vor, im Nachhange dessen zu liefern. Leider dürften die Werke Vieler verloren gegangen, oder in ferne Gegenden verschleppt worden seyn; sand sich ja die Chronik des Abtes Johann von Viktring in der Münchner Bibliothek, wohin sie aus irgend einem bairischen Kloster kam, und von wo sie uns erst in neuester Zeit bekannt geworden ist. Indessen, wenn wir die Biographien nur einiger vorzüglichen Männer aus dem heimathlichen Mittelalter und den Recensus ihrer Leistungen zu geben im Stande sind, dürften wir so glücklich gewesen seyn, darin Beziehungen auf die frühere classische Literatur gefunden zu haben, welche es darthun, daß trotz des Abganges gedruckter Werke, und bei den ungeheuern Schwierigkeiten der Verbreitung der Manuscripte, für ihre Beschaffung und Benützung ein rühmlicher Eifer herrschte.

Am meisten füllten Psalterien, Bibeln, Gesang- und Meßbücher, Lithurgien, die Schriften der heiligen Väter, Legenden, Breviere, vorzüglich die Compendien des kanonischen Rechtes, die Bücherschränke der Stifte und Klöster. Von Letzteren haben wir, Zeuge dessen, wie viel man auf solche Werke verwendete, einen auf der bisthümlich Gurkischen Bibliothek befindlichen handschriftlichen Codex der fünf Decretalen Gregors IX. mit dem Commentar des berühmten Rechtsgelehrten Bartholomäus von Brescia heraus*).

Bücher dienten daher als eine kostbare Sache damals an Geldes Statt zu Geschenken und Vermächtnissen. — Ein Priester, Namens Peter Grillinger, übergab dem Chorherrenstifte St. Bartlmä zu Friesach ein auf Pergament geschriebenes Lexicon mehrerer Sprachen in sieben Bänden, mit dem Bedingnisse, daß für ihn vier Jahrtage und sechzehn heilige Messen alljährlich abgehalten werden sollten; Verrichtungen, welche gegenwärtig eine Capitalsumme von 800 Gulden Conventions-Münze erforderten. Die Stiftung wurde angenommen und im Jahre 1443 vom Erzbischofe zu Salzburg confirmirt. Doch wir wollten mit diesen Auführungen keineswegs den Mangel an classischen Werken, an Unterrichtsbüchern auf unsern heimathlichen Lehranstalten sichtlich machen, sondern den großen Werth des Vorhandenen anerkennen.

Das innere Leben der Schule, die Gegenstände des Unterrichtes, ihre Behandlung betreffend, hat der Verfasser dieses Aufsatzes über diese Gegenstände im 1. Bande seines Handbuches der Geschichte Kärntens eine weitere Ausführung geliefert und glaubte diesen Rückblick auf eine frühere Periode, der seine Aufnahme im 1. Hefte des historischen Vereines für Innerösterreich fand, als zunächst Kärnten betreffend, dem heimischen Blatte nicht vorenthalten zu sollen.

*) Eine Urkunde vom 10. Jänner 1220 erwähnt des Scholastikus Heinrich, eine andere vom 27. Mai 1269 des Magisters Liebmann. — Hermann's „St. Veit", Seite 114.

**) Eichhorn's Beiträge, II. Theil, Seite 183.

***) Archiv für die Geschichte, Jahrgang 1827, Nro. 40.

****) Scolaribus vagis, inutilibus, histrionibus, Goliardis (Gaillard's nannte man sie in Frankreich, da sie hier und dort die ersten Schauspielerbanden bildeten), Buffonibus, fistulatoribus, Vigilatoribus (?) ac omnibus jaculatoribus non intendant eligi seu succedere, nec eis de bonis suis quantumcunque sit modicum, largiantur. Die Salzburger Concilien von den Jahren 1274 und 1291 hatten ähnliche Verbothe gegen solche fahrende Schüler erlassen. Dalham, Seite 121, 141, u. 155.

*) Probst Ulrich von Völkermarkt. Sieh' Carinthia Nro. 3, Jahrgang 1856.

Vierundzwanzig Stunden in Kärnten.

Wie es Tage im Leben gibt, für uns reicher und bewegter als wieder Wochen oder Monate, so haben oft kleine Orte mehr des Interessanten und Schönen aufzuweisen, als vielleicht ganze Länder, besonders nach individueller Anschauung! — Diese Elasticitäts-Betrachtung über Zeit und Raum, besonders aber meine Vorliebe für Kärnten, rief nachstehende Zeilen als Reise-Erinnerungen aus jüngster Zeit hervor.

Digitized by Google

Wenn ich nur berichten würde, von Tüffer nach Graz über Lavamünd den kürzesten Weg eingeschlagen zu haben, so müßte man mich quoad ratiocinium geographicum unter Curatell stellen; allein ich wollte wieder mein liebes Kärnten betreten, Prävali sehen, theure Freunde umarmen, verfolgte die zugleich von Zilli ausgehenden Tracirungsarbeiten Betreff der kärntnerischen Eisenbahn, und so mag der Umweg entschuldigt werden. Alles ist geschehen, und ich kehrte statt quer durch's Drauthal in selbem nach Hause zurück, nicht ohne wiederholter Ueberzeugung, daß das kleine Kärnten mehr bietet, als vielleicht irgendwo große Reiche — und die dort wieder verlebten wenigen Stunden mir für ein Jahr wieder Stoff schöner Erinnerungen!

Wenn ich sage: „ich habe Prävali gesehen", wird mir doch Niemand zumuthen, auch zugleich eine Beschreibung zu liefern, so wenig als der in Rom war, auch ein Bild des Vatikaus mitzubringen verpflichtet werden kann; überdieß bin ich dazu viel zu wenig Kunstverständiger und liegen auch solche Beschreibungen, d. h. viel bessere, als ich sie liefern könnte, schon vor; doch liegt in diesen vier Worten sehr viel, und der als fünftes „nicht" einschalten muß, den bedaure ich, wenn er als Techniker oder Naturfreund dazu je Lust gehabt hätte, es zu sehen.

Kein Reisender versäume den kleinen Abstecher von Draubura aus, wohl aber hüthe er sich vor dem mir als unfehlbar gewiesenen Fußsteige von Guttenstein aus. Obwohl in einem halben Tage auszuführen, rathe ich der bessern Zeiteintheilung wegen, dieser Parthie doch einen ganzen Tag zu widmen. Der Naturfreund und Landschaftmaler, besonders der mit einigen keken Strichen ein überraschendes Bild liefern will, findet schon auf dem Wege bis Guttenstein Stoff in Hülle und Fülle; der Techniker mag sich in den immensen Werkstätten, der Montanistiker beim Steinkohlen-Bergwerke zurechtfinden, den Naturforscher aber dürfte beim Namen der Pfarre Maria am See nicht ohne Grauen die Möglichkeit erfassen, daß es denn doch wieder einmal einem der hervorragenden Felsen zu beiden Seiten der Mieß einfallen könnte, ein Fußbad zu versuchen, wodurch leicht Stauung und — wieder ein See da werden würde, wo jetzt tausend Menschen sich in geschäftiger Eile bewegen; der Hügel, worauf romantisch das Rosalien-Kirchlein thront, würde wieder seine Abhänge in den See tauchen und aller menschliche Fleiß sammt Wiese und Garten, Baum und Frucht würde höchstens Versteinerungen, als Grundlagen abermaliger Forschung künftiger Geschlechter zurücklassen, und nur der Gewittersturm würde die Ruhe unterbrechen, welcher einst stette und gewinnbringende Thätigkeit gewichen.

Möge Euer Eisen, dieß edelste Metall unserer norischen Länder, nie als Stoff zum feindlichen Schwerte oder todbringenden Geschosse, sondern stets nur zum nützlichen Hausrathe oder friedlichen Pfluge dienen! Mögen Eure Schienen bald im Drauthale Mittel segenbringenden Verkehrs werden, und der Draht als Briefpost Allen immer gute Kunde bringen! Ueber die Trace höre ich so verschiedene Meinungen und Berichte, daß ich keinen Leser mit Wiederholung des so oft Besprochenen plagen will. Für Steiermark scheint die Linie: „Cilli-Kärnten" bestimmt, doch dürfte es im gebirgigen Unterlande noch große Terrain-Schwierigkeiten geben, immerhin doch leichter zu besiegen, als jene des Drauthales, besonders aber einer Dran-Dampfschifffahrt.

Ist von Steiermark aus nur einmal Kärnten erreicht, dürfte die Linie zur Hauptstadt keinen erheblichen Anständen unterliegen — anders freilich gestaltet sich wieder die Fortsetzung. Wer uns doch erzählen könnte, wie's etwa in hundert Jahren da aussehen mag!!!

Mein Ziel von Lavamünd aus war ursprünglich nordwärts, mein liebes Lavauthal wieder zu sehen und meinen erkrankten theuren Freund dort zu besuchen, allein die Nachricht von seiner Besserung, so wie die Kürze der Zeit und drohendes Wetter änderten den Plan; dafür besuchte ich einen alten Bekannten aus der heiteren Studienzeit in Klagenfurt, aus jenen Tagen, wo ein Bock mehr oder minder im Theme noch den höchsten Kummer des Lebens bildet — in Schwabegg, das auf einer Hochebene liegt, welche sich der jenseits der Drau im tiefen Thale auf der einsamen Landstraße Reisende hier kaum träumen würde. Es ist nicht nothwendig, wie ein Reisender „aus dem Drauthale" meint, daß sich vielleicht doch auch dieser öden Wegstrecke (von Marburg nach Klagenfurt) etwas Romantisches abzwacken ließe; er mag sich (auf allerdings beschwerlichem Wege) nur höher bemühen, ein ungemein freundliches Thal, besetzt mit Ortschaften, Kirchlein und Gehöften, mit sehr schöner Aussicht gegen die Alpen von Oberkärnten, fleißig bebaute Felder und lohnende Obstbaumzucht, welche der biedere Pfarrer vorzüglich fördert, werden ihn hier erfreuen. Ich nehme aber das Bewußtseyn mit, daß meine lieben Kärntner die biedern Alten geblieben sind; mögen sie sich dafür mit meinem herzlichen Danke für mehrseitige freundliche Aufnahme begnügen, und mit der Versicherung unwandelbarer Verehrung für Land und Leute, die mir einst körperlich so nahe standen, wie sie meinem Geiste und Herzen stets noch nahe stehen.

J. C. H.

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung von Nro. 31.)

Aus der am 8. April 1856 in Wien abgehaltenen Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Herr M. V. Lipold sprach über das Vorkommen von Bleierzen im südöstlichen Theile Kärntens, welche in mehr als 30 verschiedenen Bergbauen aufgeschlossen sind und einen Hauptzweig der kärntnerischen Industrie bilden.

Das Auftreten der Bleierze ist an die alpinen Kalksteine gebunden, aber man findet sie, außer in den Jura-Kalksteinen, in allen sekundären Formationen, welche die Kalkalpen Südost-Kärntens zusammensetzen. In den oberen Gailthaler Kalken (Steinkohlenformation) ist eine Bleierzlagerstätte mit Zinkblende nächst der Hube im Rammelschniggraben bei Eisenkappel im Aufschlusse begriffen. In den Guttensteiner Kalken (untere Trias) gehen die Bleibergbaue von Topla und in der Oswaldi-Grube bei Schwarzenbach ein, und sind in denselben an mehreren andern Punkten (Mala Sucha bei Windisch-Feistritz, Florianschiggraben bei Schwarzenbach) Bleierzausbisse bekannt. Der bei weiten größte Theil der Bleibergbaue in dem langen Gebirgszuge vom Ursula-Berge an der steiermärkischen Grenze über den Petzen- und Obir-Berg bis Windischbleiberg befindet sich in den Hallstätter Kalken (obere Triasformation), daher auch die wichtigsten Bleibergbaue, wie die tiefern Gruben in Windischbleiberg, die Bleibergbaue an den Gehängen des Obir, in der Zauchen, des Petzen-Gebirges, von Mieß, Jankoutz u. s. s. in diese Gruppe gehören. In den Dachsteinkalken (untere Liasformation) endlich befinden sich die höheren Gruben des Windisch-Bleiberger Bleierzreviers und der Bleibergbau an der großen Obir (Ostseite), so wie auch in dieser Formation an mehreren andern Stellen Spuren von Bleierzen bekannt sind.

Nur in den Guttensteiner Kalken ist das Auftreten der Bleierze ein gangartiges, und die Gänge werden durch zustehende Kreuzklüfte veredelt. In allen übrigen Formationen treten die Bleierze in wahren Lagern auf, welche sich als förmliche Kalksteinschichten, mit mehr oder minder Bleiglanz eingesprengt, darstellen. Diese

Digitized by Google

Lager, oder diese erzführenden Kalkstein-Schichten, deren Mächtigkeit auf viele Klafter anwächst, werden in den Hallstätter Kalken fast durchgehends entweder unmittelbar oder in geringer Entfernung von schwarzen theils sandigen Schiefern und petrefactenreichen Knollenkalken überlagert, welche vermög ihrer Petrefactenführung den Bleiberger (Kassianer) Schichten entsprechen. Durch diese Auflagerung ist zu ferneren Schurfversuchen ein wichtiger Fingerzeig an die Hand gegeben, indem man im Liegenden der bezeichneten Bleiberger Schichten mit vieler Wahrscheinlichkeit die erzführenden Kalksteinschichten anzufahren hoffen darf. Auch die Bleierz-Lager in der Trias- und Liasformation werden durch Klüfte oder Gebirgsspalten, welche die Kalksteinschichten durchsetzen, insoferne veredelt, daß in diesen Spaltenräumen der größte Erzadel und die reichsten Stufferze gefunden werden. Da diese Klüfte oder mit Erzen angefüllten Spaltenräume in der That die Gebirgsschichten durchkreuzen, so erhielten dieselben den Namen von Gängen und gaben zu der Annahme die Veranlassung, daß das Auftreten der Bleierze in diesem Gebirgszuge ein gangartiges sey. Vielfache Beobachtungen haben jedoch Herrn Lipold die Ueberzeugung verschafft, daß die ursprünglichen Bleierzlagerstätten nur die oberwähnten erzführenden Kalkschichten oder Lager sind, und daß die sogenannten Gänge einer viel spätern rein mechanischen und noch immer fortschreitenden Bildung ihren Ursprung verdanken. Diese Gangbildung besteht darin, daß durch die nach Klüften oder Gebirgsspalten eindringenden Atmosphärilien und Wasser eine Auflösung und Zerstörung der Kalkschichten, somit auch der erzführenden Lager, welche sie durchsetzen, erfolgt. Dadurch werden die in dem erzführenden Lager eingelagerten Bleiglanzkörner, Nester und Putzen, welche der Zerstörung nicht wie der Kalkstein unterliegen, lose und füllen, oft allein, oft gemengt mit noch nicht aufgelösten Kalksteinstücken, oder auch nur mit ehrigem Schlamm die unter der erzführenden Kalksteinschichte befindliche Spalte, und zwar stets in abgerundeten Körnern, oder wenigstens mit abgestumpften Ecken, aus. Dahin der auflösende Strom leichter vordrang, dort erfolgte die Auflösung des durch Auswaschung entstandenen leeren Raumes mit den Ueberresten von Bleierz, Kalk und Schlamm so, daher ein sackähnliches Niedergehen solcher erzreichen Spalten nicht selten ist. Da, wie bemerkt, in diesen Spalten oder Gängen die Bleierze concentrirter sind, indem der Kalkstein, in welchem sie in der ursprünglichen Lagerstatt eingesprengt waren, aufgelöst oder zu Schlamm zerrieben und größtentheils weggeschwemmt wurde, während der Bleiglanz zurückblieb, und da der Abbau in diesen ausgefüllten Spalten ein viel billigerer ist, so kann sich allerdings der letztere rentiren, während der Abbau der ursprünglichen Lagerstätten nicht immer lohnend ist, indem sie häufig blos arme Pochgänge liefern. Indessen sind auch die ursprünglichen Erzlager bisweilen sehr wohl abbauwürdig, wie z. B. am Cisterz, und sollen wenigstens immer als Leitfaden bei weiteren Aufschlüssen dienen. — Herr Lipold wies darauf hin, von welch großer Wichtigkeit die klare Vorstellung des eben bezeichneten Bleierzvorkommens für den Bleibergbau in Südost-Kärnten sey, und welche große Anzahl von fruchtlosen Untersuchungsbauer man sich ersparen hätte können, wenn man diese Vorstellung gehabt und angewendet hätte.

Zum Schlusse erwähnte Herr Lipold noch des Vorkommens von Banadin-Bleierz in der Zauchen (Adolphsgrube), von Weiß- und Gelbbleierz in den Gruben nächst Schwarzenbach und von Gyps im Oswaldthan bei Schwarzenbach, am Jankenz, Feistritzbau u. m. a.

Aus der am 15. April 1856 abgehaltenen Sitzung. — Herr F. Fötterle machte eine Mittheilung über die Lagerungsverhältnisse der Steinkohlenformation (Gailthaler Schichten) und der Triasgebilde in dem südwestlichen Theile von Kärnten, den er im vergangenem Sommer geologisch aufgenommen hatte, und der sich von Paternion und Weißbriach im Norden bis an die Venetianische und Istrianer-Grenze im Süden, und von Kirchbach im Westen bis Arnoldstein und Ratschach im Osten erstreckt. Durch den parallel den Gebirgsstrichen von West nach Ost fließenden Gailfluß wird das ganze Gebiet gleichsam in zwei Abtheilungen, eine nördliche und eine südliche, getheilt, in denen zwar die gleichen Formationen, jedoch unter verschiedenen Verhältnissen auftreten. Nördlich der Gail treten die Gailthaler Schichten nur zwischen der Windischen Höhe und dem Rötschgraben auf. Ein sehr schmaler Streifen von lichtem, krystallinisch aussehenden Kalkstein trennt von dem Glimmerschiefer die durch ihren Reichthum von Kohlenkalk-Petrefacten bekannten Schiefer im Rötschgraben, welche von einem groben Quarzkonglomerat wahrscheinlich dem Verneaux im Erlachgraben und auf der Windischen Höhe bedeckt werden. Diese werden dann von den Werfner Schiefern und dem Guttensteiner-Kalke, als den untersten Triasbildungen überlagert; am Nordabhange gegen die Drau lagern diese beiden Glieder unmittelbar auf dem Glimmerschiefer, sie werden vom grauen Kalkstein und Dolomit bedeckt, in welchen mehrere Mergelschieferschichten eingelagert sind, diese führen namentlich in Bleiberg die Halobia Lomelli, Ammonites floridus, Am. Johannis Austriae; eine tiefer Mergelschieferschichten wird von einer Kalkschichte überlagert, die sich durch zahlose Versteinerungen der in den Triasschichten von St. Kassian vorkommenden Formen auszeichnet. Die Lagerverhältnisse, wie sie in dem Kofflergraben bei Rudland ersichtlich sind, machen es unzweifelhaft, daß dieser Komplex von Kalkstein, Dolomit und Schiefern von dem Dachsteinkalke, der in Bleiberg die Bleierze führt, überlagert wird. (Werden fortgesetzt.)

Prolog

von J. M. Schleschert, gesprochen von Fräulein Quandt bei Eröffnung des ständischen Theaters zu Klagenfurt am 1. September 1856.

Die zarte Pflanze, die des Gärtners Hand
Der Erde anvertraut, — wie bald zerrissen
Ist ihres Daseyn's schwaches, lock'res Band,
Nie wird die Blume aus dem Schooße sprießen,
Wenn nicht die Himmelssonne freundlich-mild
Den Keim erwärmt, zur Blüthe ihn gestaltet,
Durch ihren Strahl der Knospe lieblich Bild
Zum farbenreichen Blumenleib entfaltet.
Im zarten Alter stirbt die Arme hin,
Die fern vom Licht im Schatten einsam trauert; —
Es liegt darin ein tiefer Wehmuthssinn,
Wenn welk und leblos sie zusammenkauert.
Und dieses Bild, das uns die Pflanze zeigt,
Im Leben finden wir es häufig wieder —
Wo nicht der Strahl der Huld erwärmt, dort scheuigt
Die Lust und es verstummen frohe Lieder. —
Die Kunst, die ewig ringt und stolz und frei
Nach vorwärts dringt, die Kunst ist jene Pflanze,
Wir sind die Gärtner, die sie pflegen treu,
Doch fehlt uns noch zum schönen Siegeskranze
Das Sonnenlicht, das uns Gedeihen schafft; —
Es ist die Huld, die Sie uns gnädig schenkten,
Die stählt den Mund, die gibt uns frische Kraft,
Das Schiff der Kunst mit Festigkeit zu lenken.
Begeistert stehen wir an seinem Bord
Und grüßen diese kunstgeweihten Hallen,
Wo laut zum Herzen dringen soll das Wort,
Das Lied in lieblich Weisen soll erschallen.
Was nur dem Künstler, der für Kunst entflammt,
In dem Berufe möglich zu vollbringen,
Dem Künstler, dem die Thatkraft nie erlahmt,
Dieß schöne Werk es wird und muß gelingen.
Mit festvereinten Kräften an ein Ziel,
Dieß sey der Wahlspruch, der uns fortan leite,
Und was vereinte Kraft vollbringen will,
Das hat den Sieg zum sicheren Geleite.
Damit jedoch der ernste Wille nicht,
Der Pflanze gleich vom Sonnenscheine ferne,
Verkümmern muß, so sepen Sie das Licht,
Sie unsre guten Engel, Sie die Sterne,
Die schützend, wachend uns zur Seite steh'n,
Dann wird die Kunst zur schönsten Blüthe reifen,
Und glänzen wird man Ihren Kunstsinn seh'n
Am Blumenkelch in hellen Purpurstreifen.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 38. Sonnabend, den 20. September. 1856.

Der Glockner.

Du Glockner, Glöckner, Caſtellan
Im Dienſt' auf hoher Warte,
Haſt lang ſchon deinen Dienſt gethan,
Erfüllt die Pflicht, die harte.

Haſt nimmermüd' hinabgeſchaut
In's Kleeblatt treuer Länder,
Gabſt Zeichen, denen wir vertraut,
Vom Sturm — und Sonnenſpender.

Schlag' an die große Glocke heut,
Wirft Wunderdinge ſehen,
Und weck' die Höhen, die zerſtreut,
Wie Diener dich umſtehen.

Und blick' hinab in's ſchöne Thal,
Das ſich an Felſen ſchmieget,
Heut iſt's ein Park, ein Gartenſaal,
Der dir zu Füßen lieget.

Es kommen Gäſte oft genug,
Die es zum Ziele wählten,
Doch heute kommt ein Völkerzug —
Kannſt du die Schaaren zählen?

Auch manchmal kommt ein Wanderer,
Dir in das Aug' zu ſchauen,
Er kommt verwahrt, gerüſtet ſchwer,
Man will dir nicht recht trauen.

Ja! lächle heut, zieh' ab den Hut
Und ſchmücke dich zur Feier,
Wie's, kommt der Herr, der Diener thut,
Ein Amtmann, ein getreuer.

So weit Er ſchaut, es iſt Sein Land,
Sein ſchönes, großes Eigen;
Er iſt der Herr, den Wink der Hand
Verehrt das Land mit Schweigen. —

Die Herrin kommt, die Kaiſerin,
Die herrlichſte der Frauen,
Wirft du Ihr, ohne zu vergilb'n,
In's warme Auge ſchauen?

Färb' Ihre zarten Wangen roth
Mit deinem wärmſten Gruße,
Dein Balſamtrank, dein Himmelsbrot
Geb' Kraft dem zarten Fuße.

O ſtärke Sie! Zu früh verfloß
Die Zeit zu Spiel und Scherzen,
Zwei Engel ruh'n in ihrem Schooß',
Und Sorge wacht im Herzen.

Die Krone iſt kein leichter Schmuck,
Das Scepter keine Feder,
Nimm Ihr vom Herzen jeden Druck,
Und hemm' der Eile Räder.

Was iſt's, wenn wir in's Aug' Ihr ſeh'n,
Daß wir im Jubel weinen;
Es iſt der Wunſch: mög's nie geſcheh'n,
Daß Thränen da erſcheinen.

O ſend' Sie heiter uns zurück,
Geſtärkt, mit dir zufrieden,
Erhalt' uns Ihrer Liebe Glück
Im Maß, als Sie geſchieden.

Wir werden dann dein ſtolzes Schloß
Wie einen Dom verehren,
Und dir voll Dank den Namen: „Groß"
Zu jedem Sinn' gewähren.

Klagenfurt, am 7. September 1856.

J. O. G.

Kärnten

im Jahre 1783 in ſtatiſtiſcher und wirthſchaftlicher Beziehung.

Jeder ſetzet die Intereſſen ſeines Geburtslandes über alle anderen, und iſt eifrigſt bemüht, zum Wohle deſſelben beizutragen, welchen Beruf ihm auch die Vorſehung zugewieſen haben, oder wo er immer weilen mag.

Aus dieſen geſammten mehrjährigen Beſtrebungen geht die „Gegenwart" hervor; natürlich aber iſt die Frage: Iſt es beſſer oder ſchlechter geworden? — dann inwieweit und in welchen Zweigen der Volkswirthſchaft? — Um dieſe beantworten zu können, iſt ein Abſchnitt von der Vergangenheit erforderlich, um durch Vergleichung dieſer beiden Factoren die „Bilanz" möglich zu machen.

Ich ſtellte mir die Aufgabe, hiezu die Ziffern und Daten bezüglich der vergangenen Zeit zu liefern.

Zu dieſem Behufe iſt mir eine „ſtatiſtiſch-geographiſche Ueberſicht der drei Herzogthümer Steiermark, Kärnten und Krain "Frankfurt und Leipzig 1794" in die Hände gekommen. — Nach dieſer ſchildere ich nun gemäß der Reſultate des Jahrs 1783 die Bevölkerung, den Viehſtand, die Verſorgungsanſtalten, Güter und Gülten, Bergbaue und Bergwerksproducte, Verfeinerungswerke, Abſatzverhältniße, landes-

Digitized by Google

fürstlichen Bergwerke, das Strassenwesen, die Landes-Handels-Bilanz, dann die Berechnung der jährlichen Einkünfte und Ausgaben wie folgt, ohne Commentar. —

Flächeninhalt.

Derselbe wurde mit 220 geometrischen Quadratmeilen aufgeführt, auf welchen 294,577 Menschen lebten. — Es kommen auf eine Quadratmeile nur 1338 Seelen, Kärnten war folglich unter den drei Herzogthümern am schlechtesten bevölkert. Klagenfurt hatte 9584 Einwohner.

Viehstand.

Hengste 2925, Stuten 13441, Wallachen 6440, zusammen 22806 Stücke; Zugochsen 43769, Mastochsen 405.

Versorgungshäuser.

In Klagenfurt.	Kapitalsfond.	Einkommen.	Bedürfniß.
Waisenhaus für 166 Knaben	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.
69 Mädchen	125600 —	15624 —	14009 —
Armenhaus „ 160 Männer			
180 Weiber .	39850 —	9170 —	9140 —
Spital für 18 M. 37 W. .	55915 —	4760 —	4303 —
Zucht- und Arbeitshaus für			
82 M. 43 W. . .	3700 —	3744 —	3000 —

Spitäler auf dem Lande.

Althofen	für 4 M.	11 W.	2784 —		289 —		216 —
Bleiburg	„ 9 „	15 „	52750 —		2160 —		2000 —
Friesach	„ 7 „	11 „	11146 —		2212 —		1821 —
Feldkirchen	„ 3 „	4 „	2085 —		780 —		749 —
Gmünd	„ 13 „	11 „	1324 —		1700-40		1650-10
Kappel	„ 11 „	4 „	9900 —		665 —		427 —
Metnitz	„ 5 „	3 „	4575 —		343 —		207 —
Obervellach	„ 4 „	3 „	6191 —		545- 6		440-22
Spittal	„ 11 „	14 „	8600 —		1850 —		1720 —
St. Leonhard	„ 8 „	9 „	5840 —		1400 —		1320 —
Straßburg	„ 8 „	12 „	22300 —		1927 —		1844-40
St. Veit	„ 12 „	23 „	11580 —		2624 —		2620 —
Tarvis	„ 18 „	20 „	9300 —		450 —		445 —
Villach	„ 8 „	14 „	36970 —		3420 —		2650 —
Völkermarkt	„ 15 „	21 „	6335 —		1922 —		1681 —
Wolfsberg	„ 1 „	5 „	7380-33		1700 —		1536 —
Summa 563 „	509 „	424125	33	57285	46	51779	12

Anmerkung. Das Waisenhaus ist unter der Regierung des Kaisers Josef II. eingegangen und die Kinder wurden zu ihrer zweckmäßigen Bestimmung unter Bürgern und Bauern vertheilt.

Das Spital in Villach war vordem viel reicher, ist aber durch schlechte Wirthschaft sehr herunter gekommen.

Güter, Gülten und ihr Ertrag.

Kärnten hatte 563 geistliche Güter und Gülten, 210 weltliche und 2598 Gemeinde-Güter mit einem Jahresertrage von 735413 fl., von denen der Landesfürst 138022 fl. bezog, folglich den Besitzern 597391 fl. verblieben. —

Bergwerke.

An Roheisen erzeugen jährlich:

Gebrüder Rauscher . . .	1800	Meiler à 10 Centner.
v. Killerstein'schen Erben .	1400	„
Treibach und Silberegg .	2000	„
v. Mayerhofen u. Secherische	1400	„
Stadt St. Veit	1300	„
Hüttenberger Compagnie .	1000	„
Graf v. Christalnigg . .	1044	„

Waldgewerken.

Bankalherrschaft Wolfsberg .	1200	„
Herrschaft Waldenstein . .	400	„
Bisthum Gurk	1650	Meiler à 10 Centner.
Poschinger und Compagnie .	900	„
Herrschaft Gmünd	1394	„
Zusammen .	15488	„

Weitere Bergwerksproducte sind:

133 Mark Silber, 100 Centner Silberglätte .	3793	fl.
100 Centn. Schwefel und 800 Centn. Kupfer .	38930	„
3000 „ Galmei	7500	„
22000 „ Blei	165000	„
Zusammen .	215223	„

Eisen- und Stahl-Fabrikate.

Deutschhammereisen	4760 Centner.
Grobwelscheisen	8612 „
Eisen zur Ausfuhr verboten . . .	5457 „
Streckhammereisen	40648 „
Zusammen .	59477 Centner.
Stahl	37456 Centner.
Schwarzblech	1356 „
Zeugeisen	1000 „
Zaineisen	1500 „
Nägel	15552 „
Draht	14196 „
Zusammen .	130537 „

Von diesem wurden außer Landes verkauft:

64369	Centn. Eisen	à	7 fl. 30 kr.	. . .	482767	fl.
29920	„ Stahl	„	9 „ — „	. . .	269280	„
4815	„ Blei	„	6 „ 40 „	. . .	32100	„
158	„ Kupfer	„	40 „ — „	. . .	6320	„
2774	„ Galmei	„	3 „ — „	. . .	8322	„
			Zusammen .		798789	„

Werth aller Mineralien in Kärnten 1,218694 fl.

Berg- und Frohngefälle.

Eingehobene Frohngefälle	61035	fl. 33 kr.
Verschiedenes	1676	„ 45 „
Zusammen .	62712	„ 18 „

Landesfürstliche Bergwerke waren:

Raibl, mit einer Erzeugung von 8120 Centnern Blei und 361 Centnern Galmei.

Bleiberg, mit einer Erzeugung von 4031 Centnern Blei und 851 Centnern Glätte.

Großkirchheim, erst im Entstehen.

Abfuhren von Raibl:

Für Blei	54811	fl. 28	kr.	
„ Galmei . . .	5515	„ 40	„	
„ Amtsmaterialien	11400	„ 26	„	
„ Verschiedenes .	1916	„ 6	„	73643 fl. 40 kr.

Von Bleiberg.

„ Blei	30137 fl.	4¾ „	
„ Glätte . . .	7871 „	45 „	
„ Amtsmaterialien	12467 „	6 „	
„ Verschiedenes .	7616 „	29¾ „	58092 „ 25 „
			194448 „ 23 „

Das Aerarium hatte zu bestreiten:

Bei der Frohnamtskassa
in Klagenfurt 32348 fl. 17 kr.

Digitized by Google

Bei der Bergbaukassa in
Raibl . . 71953 fl. 21 kr.
„ „ Bergbaukassa in
Bleiberg . . 57654 „ 1 „ 161955 fl. 39 kr.
so zeigt sich ein Ueberschuß von 32492 „ 44 „

Landstraßen.

Die Erhaltung derselben war verpachtet und kostete für die Strecke:

Von Klagenfurt bis auf die Höhe des Loibl	.	2300 fl.
„ „ „ St. Veit	.	1170 „
„ Velden „ Villach	.	550 „
„ Paternian „ zur Mühlbrücke	.	550 „
„ Villach „ auf die Höhe des Krainberges		720 „
„ „ „ Rauschenbach	.	270 „
„ St. Veit über Friesach bis zur steier. Grenze		950 „
Ueber den rauhen Katschbichl	.	70 „
Summa	.	6580 „

Mittel zur Deckung dieser Auslagen:

Ertrag der Mauth in Friesach	.	275 fl. — kr.
„ „ „ „ Oberdrauburg	.	84 „ — „
„ „ „ „ Leoben	.	695 „ 57 „
„ „ „ „ Krainburg	.	255 „ 42 „
„ „ „ „ Krems	.	530 „ 29 „
„ „ „ „ Unterdrauburg	.	285 „ 2 „
„ „ „ „ Greifenburg	.	504 „ 59 „
Beitrag der Stände Kärntens	.	3000 „ — „
„ des k. k. Bancale	.	2300 „ — „
Zinsen von 1500 fl. Capital	.	60 „ — „
		7991 „ 9 „
Hievon die Auslagen pr.	.	6580 „ — „
Also wurden noch erübrigt	.	1411 „ 9 „

Handels-Bilanz des Herzogthumes Kärnten.

Activ-Stand.

Für 64369 Centner	Eisen	.	482767 fl.
„ 29920 „	Stahl	.	269280 „
„ 4815 „	Blei	.	32100 „
„ 158 „	Kupfer	.	6320 „
„ 2774 „	Galmei	.	8322 „
„ 5345 Stück	Ochsen	.	240435 „
„ 3167 „	Terzen	.	63340 „
„ 619 „	Kühe	.	6190 „
„ 352 „	Pferde	.	17600 „
„ 9186 Centner	rohen Flachs	.	55116 „
„ 388 „	gehechelten dto.	.	2628 „
„ 3629 „	Leinwand	.	36290 „
„ Tücher		.	29415 „
„ 1560 Stück	Häute	.	10920 „
„ 14386 „	kleine Häute	.	21579 „
„ 20000 Metzen	Getreide	.	60000 „
	Summa	.	1,342302 „

Passiv-Stand.

„ 26000 Eimer	Wein aus Steiermark	.	156000 „
„ 30000 „	italienische u. Tiroler-Weine		180000 „
„ 2840 „	Brannwein	.	56800 „
„ 1012 Centner	Zucker	.	40800 „
„ 324 „	Caffeh	.	12960 „
„ 1837 „	Baumöl	.	36740 „
„ Gewürze und Specereien		.	10431 „
„ Schnittwaren		.	22417 „
„ Seide und Seidenzeuge		.	44218 „
„ 42137 Centner	Salz	.	200685 fl.
„ 27425 Metzen	Getreide	.	72275 „
	Summa	.	833326 „

So zeigte sich ein Ueberschuß zu Gunsten des Landes von . . . . . 508976 „
Compensirt . 1342302 „

Jährliche Einkünfte von Kärnten.

1. Bei den Generaleinnehmer-Aemtern.

	Einzeln.	Zusammen.
Contribution u. Steuer	490768 fl. 41 kr.	
Schuldensteuer . .	64390 „ — „	
Pferdesteuer . . .	656 „ — „	
Militärquartierzinsbeitrag	8183 „ — „	
Fleischkreuzer . . .	104640 „ 29 „	
Area von landschaftlichen Besoldungen .	905 „ 47 „	
Erbsteuer	8600 „ — „	678143 fl. 57 kr.

2. Bei den Cameral-Zahlämtern.

Tabakspachtgefälle . .	96000 fl. — kr.	
Siegelgefälle . . .	6500 „ — „	
Taxgefälle	5317 „ 15 „	
Landgerichts-Beiträge	2000 „ — „	
Milde Stiftung und Kanzleibesoldungs-Beitrag	250 „ — „	
Bestandzinsgelder Mauth	600 „ — „	
Strafsengefälle . . .	2631 „ 9 „	
Lizenzzettel	200 „ — „	113498 „ 24 „

3. Bei den Bancalkassen.

Eingangszölle . . .	89776 fl. 18 kr.	
Durchfuhrszölle . .	9556 „ 54 „	
Ausfuhrszölle . . .	45440 „ 47 „	
Erbländische Mauth vom Getränke . .	15998 „ 35 „	
Vom Vieh	2772 „ 50 „	
Waggebühr . . .	3469 „ 2 „	
Gewölbgebühr . .	586 „ 29 „	
Roß- und Brückenmauth	4052 „ 36 „	
Contraband u. Strafen	4207 „ 58 „	

Grenzzollamt in Pontcba.

Einfuhr	2500 fl. 49 kr.	
Durchfuhr	388 „ — „	
Ausfuhr	382 „ 32 „	
Kremsbrücken Durchfuhr	9584 „ 5 „	
Stadtmauthen . . .	2769 „ 39 „	
Zettelgelder . . .	741 „ 9 „	
Salzverschleiß . . .	103660 „ 39 „	
Bestand u. Extraordinarien	2367 „ 23 „	
Zapfentax bei der Landschaft	48365 „ 3 „	
Brantsteuer . . .	8536 „ 40 „	
Provinzial-Landschaftsgefälle	33340 „ 18 „	
Salzaufschlag . . .	43159 „ 21 „	
Weingefälle . . .	68411 „ 44 „	
Getränkaccise . . .	33440 „ 10 „	
Bicedomsteuer . . .	3981 „ 22 „	
Staatsgüter-Gefälle rein	58336 „ 10 „	596726 „ 33 „

Digitized by Google

Bei den Bergbaukassen.

Frohngelder . . .	61035 fl. 33 kr.	
Verschiedene Nutzungen	1676 „ 45 „	
Von Raibl . . .	73643 „ 40 „	
„ Bleiberg . .	58092 „ 25 „	194448 fl. 23 kr.
Summa des Gesammtertrages	. 1,582817 „ 17 „	

Jährliche Ausgaben.

1. Bei den Generaleinnehmer-Aemtern.

Militärquartierzins .	8183 fl. — kr.	
Feuer- u. Wetterschäden	2000 „ — „	
Steuernachlaß u. Vergütung	80 „ — „	
Landschaftliche Besoldungen	14839 „ — „	
Pensionen u. Gnadengelder	10725 „ 27 „	
Geistliche Stiftungen und Deputate . .	2970 „ — „	
Stipendien . . .	1000 „ — „	
Polizeiauslagen . .	800 „ — „	
Löschwerkzeuge . .	500 „ — „	
Für Straßen . . .	3000 „ — „	
Verschiedenes . . .	3940 „ — „	
Postwesen	1600 „ — „	
Bauamtserfordernisse .	2000 „ — „	
Militär-Pflanzschule-Beitrag	2500 „ — „	54137 „ 27 „

2. Bei den Cameral-Zahlämtern.

	Einzeln.	Zusammen.
Besoldungen der Diäterien	52805 fl. 40 kr.	
Interimsbesoldungen .	4630 „ — „	
Pensionen . . .	18479 „ 45 „	
Geistliche Stiftungen und Pensionen . .	1248 „ 21 „	
Gnadengaben und Pensionen . .	1743 „ — „	
Hofstaat der E. H. Marianna . .	15472 „ 10 „	
Quartiergelder . .	505 „ — „	
Arrestanten und Criminalkosten . . .	64 „ — „	
Straffenbau u. Erhaltung	6580 „ — „	
Besoldungen dabei .	566 „ 48 „	
Unvorhergesehene Straffenunkosten . . .	844 „ 21 „	
Kanzleibedürfnisse . .	400 „ — „	
Beitrag zum Militär-Waisenhaus . .	2525 „ — „	
Beitrag zum Waisenhaus in Klagenfurt	400 „ — „	
Livre des Kassenbothen	48 „ 45 „	
Zufällige Ausgaben .	1040 „ 48 „	107353 „ 38 „

3. Bei den Bancalkassen.

Amtsunkosten . . .	3372 fl. 31 kr.	
Besoldungen . . .	30253 „ 10 „	
Besoldungen der Banknotenzettel-Kassa . .	851 „ 12 „	
Pensionen u. Provisionen	10069 „ 47 „	
Geistliche Stiftungen, Deputate . . .	247 „ 30 „	
Gnadengaben, Belohnungen	103 „ 21 „	
Bau- u. Reparations-Kosten	6178 fl. 6 kr.	
Reise- und Lieferungsgelder	1600 „ 41 „	
Contrabandantheile .	2610 „ 17 „	
Außerordentliches . .	3300 „ 49 „	
Fremde recessirte Abträge	34950 „ — „	
Restituirte Gefälle .	23270 „ 42 „	
Bezahlte Depositen .	582 „ — „	117390 fl. 6 kr.

4. Bei den Bergbaukassen.

Bei den Frohnamtskassen	32348 fl. 17 kr.	
Bei der Bergbaukassa in Raibl . . .	71953 „ 21 „	
Bei der Bergbaukassa in Bleiberg . .	57700 „ 21 „	162001 „ 59 „
Summa der Auslagen	. 440883 „ 10 „	
Wenn nun von den Einnahmen pr.	. 1,582817 „ 17 „	
die Ausgaben abgezogen werden mit	. 440883 „ 10 „	
so zeigt sich noch ein Ueberschuß von	. 1,141934 „ 7 „	
hiezu den Abfall der auf den Hofstaat der E. H. Marianna verwendeten	. 15472 „ 10 „	
so zeigt sich ein Ueberschuß von . . .	1,157406 „ 17 „	

welcher nach Bestreitung aller Verwaltungskosten und Lasten des Landes in die Staatskassa geflossen ist. —

Es liegt nicht in meinem Zwecke, ein gleiche Statistik für die Herzogthümer Steiermark und Krain zu liefern, obgleich ich hiezu das Materiale besitze. —

Indessen will ich doch die Resultate der Provinzial-Handels-Bilanzen, dann jener gegenüber der Staatsverwaltung anführen.

	Activ nach der Handels-Bilanz.	Ueberschuß nach der Haupt-Bilanz.	Hievon die Interessen für Passiv-Capitalien, Tilgung derselben, u. das k. k. Militär.
	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.
Kärnten .	508976 —	1,157406 17	658616 45
Steiermark	909454 —	1,963237 21	1,293644 43
Krain . .	43187 —	1,294794 7	465950 13

Die letzteren Auslagen Kärntens bildeten folgende Rubriken: Interessen von 10 Mill. Passiv-Capitalien 199109 fl. 15 kr. Rückbezahlte Passiven . . . . . 8000 „ — „ Für die Unterhaltung des k. k. Militärs 451507 „ 30 „ Summa . 658616 „ 45 „

In heutiger Zeit sind statistische Daten zugänglicher als dies im Jahre 1783 der Fall gewesen ist. Von größtem Interesse wäre eine Vergleichung unserer gegenwärtigen Verhältnisse mit jenen, wie ich selbe im Bestande vor 73 Jahren geschildert habe.

Diese Periode umfasset mehr als ein Menschenalter, und man kann mit Grund fordern, daß sie in allen Zweigen zum Besseren geführt habe; wenn man aber in Betrachtung zieht, daß die Grundlagen fehlten, ohne welches kein reges Fortschreiten möglich war, und selbst ungünstige, politische Ereignisse demselben hemmend in den Weg getreten sind, so glaube ich doch voraussagen zu können, daß unser Kärnten in Benützung dieser Zeit zur Besserung der materiellen Zustände in jeder Beziehung des Wortes den Vergleich mit keinem anderen Kronlande zu scheuen habe.

Klagenfurt, den 10. September 1856.

Jakob Scheiflinigg.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 39. Sonnabend, den 27. September. 1856.

Der Gartnerkofl und seine Umgebung.

Es war am 25. Juni d. J., wo ich im Geleite des hochw. Herrn Dechants von „Hermagor" Dr. Levitschnigg die Gelegenheit hatte, den Gartnerkofl zu ersteigen. Die Sonne hatte sich bereits erhoben, als wir uns auf den Weg begaben. Die Leute am Felde beschäftigten sich eifrigst mit der Heuernte, als wir Kühweg und Mörderndorf passirten und hoch über uns im dunkeln Wald die „Urbanikapelle", das erste Ziel unseres Ausflugges, erblickten. Wir gelangten zum Fuße des Berges, der anfangs über einer weichen Vaccinien-Decke Bestände von Föhren trägt, welche bei höherem Aufsteigen von Fichten und schönen Buchen gänzlich verdrängt werden. Es geht steil in die Höhe. Immerzu kommen mehrere Bergsteiger aus den Waldesbuchten hervor, bis wir vor der „Urbanikapelle" eine kleine Caravane wurden.

Wir arbeiteten uns durch die Zweige, welche den Weg zum kleinen Heiligthume überwölben, und standen auf einem Felsplateau, das mich ein wenig schaudern machte. Eine wohl fünfzig Klafter tiefe, senkrechte Wand hielt uns erhaben über den Granitzenbach, der, von allen übrigen Seiten von gleich tiefen, ganz kahlen und spiegelglatten Kalkwänden überragt, mühsam und schäumend sein grünes Wasser durch die weit geöffnete Schlucht führt. Doch vernimmt man da oben kaum mehr sein Rauschen. Aber Wald und Fels, Bach und Himmel laden freundlich ein zur Ruhe, zum Gebete, und so ward diesmal das heilige Meßopfer hier gefeiert und mit gehobenem Gemüthe demselben beigewohnt.

Hernach ward gefrühstückt, wozu der mit den Rosetten der Saxifraga elatior überwachsene Fels den Tisch bot. Rings um uns aus dem hohen Grase erheben die Blüthentrauben der Pyrola rotundifolia ihre hehen Hälse, als wären sie vorwitzig geworden wegen den Angekommenen.

Nun ging es vorwärts; lange bewegten wir uns am Rande der schauerlichen Abgründe des Granitzen-Grabens auf schmalen Pfaden, dann kamen wir steil aufsteigend durch Buchen- und Tannenwald in die segenannte Weizlereben, eine große schöne Voralpenwiese, welche sonderbarer Weise im Wachsthume zurückgeblieben war und gar keine Ausbeute darbet. Indessen gibt es hier schöne Gesteine. Ich fand Blöcke von Muschelkalk, Thonschiefer und Syenit. Die Wiese ist nur gegen Nordwest offen und gewährt eine Fernsicht über die Törfer und Berge des oberen Gailthals. Da sie von bewaldeten Hügeln eingefaßt wird und eine schattseitige Lage hat, mußte die Entwicklung der Gewächse aufgehalten werden. Unser Weg führte uns über einen abgestockten Kalkberg, der in Ferdinand Hanfer's Beschreibung Schwarzkogel genannt wird. An seinem Fuße erhebt sich der Wald vom Neuen, während die Höhen von weißem Dolomit und gebleichten Baumstränken starren und deßhalb keinen angenehmen Eindruck machen. Bei näherer Besichtigung zeigte sich aber ein fetter Boden und eine herrliche Vegetation der Waldgewächse.

Der junge Wald enthält: Ahorn, Vogelbeer, Buchen, Eichen, Erlen, Fichten und Tannen; an Unterholz: Rosa alpina, blühend, Sorbus chamaemespilus, blühend, Sambucus Ebulus, Lonicera alpigena, Salix arbuscula, Juniperus communis. Dort, wo der Wald noch nicht überhand genommen, wucherten über Schutt und Moder, neben Baumstränken und Felsenstücken: Atragene alpina, Anemone trifolia, Ranunculus lanugenosus und aconitifolius, Aquilegia vulgaris, Aconitum lycoctonum, Actaea spicata, Dentaria pentaphylla, Stellaria nemorum, Geranium sylvaticum, sanguineum, robertianum, Geum rivale, Erdbeer-, Himbeer- und Brombeer-Blüthen, Epilobium angustifolium und tetragonum, Saxifraga rotundifolia und cuneifolia, Adoxa moschatellina, Eupatorium cannabinum, Doronicum austriacum, Senecio vulgaris und nemorensis, Aposeris foetida, Prenanthes purpurea, Sanicula europaea, Phyteuma orbiculare spicatum, Gentiana asclepiadea, Veronica urticaefolia, Melittis melissophyllum, Paris quadrifolia, Lilium martagon, Luzula pilosa, albida, sparsiflora, Urtica urens und vieles, vieles Andere, besonders Compositen, Labiaten, Gramineen, welche erst sich zu entwickeln begannen.

Nach einer halben Stunde hatten wir die Höhe des Schwarzkogels erreicht, von wo wir die muschelförmige Mulde überblickten, in welcher die „Wulfenia" wuchert.

Der Schwarzkogel im Norden, ein namenloser Waldrücken im Westen, und der Gartnerkofl im Süden schließen diese Thalmulde vollkommen ab. Viele Bächlein durchfurchen sie und ergießen ihre Gewässer in den noch immer sehr tiefen östlichen Granitzen-Graben, jenseits dessen sich die „windischen Alpenberge" erheben. So ist der Granitzen-Bach ein wahrer Granitz- oder Grenzbach, und der Gartnerkofl eben, aus dessen Schluchten er sein Wasser meistens empfängt, ein „Grenzkofl", und zwar zwischen drei Nationalitäten, den Slovenen, Deutschen und Italienern, die sich ganz friedsam zu seinen Füßen angesiedelt haben.

Wir eilten am Nordweststrande der Thalmulde hin, wandten uns plötzlich südwärts, schwangen uns über einen kleinen Abhang hinauf und schwelgten in Mitte der unzähligen „Wulfenien", die eben blühten und schopfartige Bestände bilden. Aus einer Hauptwurzel sah ich 3 bis 8 Nebenwurzeln kommen, welche einen bis zwei Blumenstiele tragen. Wir verkosteten die Blätter, ihr Geschmack erinnerte bald an Brunnenkresse bald an Enzianwurzel. Das Vieh rührt sie nicht an. Die „Wulfenia" fand ich nirgends auf ganz offener Stelle. Lichter Wald, nördliche Lage, fetter Kalkmergelboden und die Umgebung von Unterholz und Farnkräutern scheinen ihr zu behagen. Der tiefste Punkt, auf dem ich sie traf, ist sicherlich schen 4000 — 4500 Fuß hoch; der höchste ob den Kühweger-Alpenhütten sicher 5000 bis 5500 Fuß.

Die Kräuter, die ueben der „Wulfenia" wachsen, gehören mehr der Subalpinen als der Alpenflora an; es sind

Digitized by Google

Rhododendren und Epilobien, es ist die Valeriana montana und Pteris aquilina, welche ihr Gesellschaft leisten; höher oben auch die Paederota ageria und Achillea atrata. Aber im lichten Wald ist ihr üppigstes Fortkommen.

Beim Aufsteigen bis zu den Alpenhütten hatten wir eine drückende Sonnenhitze zu bestehen. Die Billacher-Alpe, selbst der nahe sonnseitige Spitzegel hüllten sich in Nebel und Wolken, von Süden und Osten her wurde der Himmel fahl und grau, und einzelne Regentropfen ließen uns Schlimmes befürchten. Auch war es nicht abzusehen, wie es möglich sey, diese senkrechten Dolomitkegel zu besteigen. Ich war schon vergnügt, die „Wulfenia" von Angesicht zu Angesicht in ihrer Heimath gesehen zu haben, und hätte gern auf alle Herrlichkeiten verzichtet, die oben am Gartnerkofl uns erwarteten.

Nicht so aber der Herr Dechant. Daher wurde in der Alpenhütte gerastet und abgewartet, was sich aus der zweideutigen Witterung ergeben werde. Wir erholten uns ein wenig. Die Billacher-Alpe verlor ihren Nebel; von Norden her öffnete sich der heiterste Himmel und der Hirt versicherte uns, daß keinerlei Gefahr vorhanden sey. Als er aber sich anbot, uns geraden Weges in Frist von Einer Stunde auf die Höhe des Gartnerkofls zu führen, da war ich denn auch mit Freuden bei der Gesellschaft.

Jenseits des Baches, der die Kühweger-Alpenhütten bespült, drangen wir durch eine Kalkschutthalde zu den Felszähnen empor, die so grotesk das Gailthal überragen. Wir kamen aber erst nach zwei Stunden auf die linke östliche Spitze des Gartnerkofls, die etwas niederer ist, als die westliche, welche sich 6930 Fuß über das Meer erhebt. Beim ersten Aufsteigen stießen wir noch auf Ahorn, Fichten, und Tannen von gewöhnlichen Dimensionen, aber die Buchen sind schon zum Strauch geworden, und nach kurzem Steigen trafen wir nur mehr das Knieholz Pinus mughus, dessen heurige Blattentwicklung am 25. Juni bis zu eisrmigen Zöpfchen gediehen war.

Die drei gewöhnlichen Rhododendren und Salix retusa überziehen das Gerölle im Schlunde der Felsen. Die Alpenrose (Anemone alpina) war in bester Blüthezeit. Soldanella alpina, gewöhnlich lilafärbig, hier aber häufig von blendendweißer Blüthe und dichter Textur, überdeckte die Plätze, welche der Schnee verlassen hatte. Ranunculus montanus und hybridus, Potentilla aurea und alpestris vergoldeten die kleinen grünen Dasen, auf welchen die Moehringia polygonoides, die Dryas octopetala mit ihren weißen Augen grüßend hervorlugten. Im Gerölle selbst wuchs mächtig die Dentaria enneaphyllos, Biscutella laevigata, das Thlaspi rotundifolium, die Cardamine resedifolia, Arabis alpina, Draba aizoides, Primula auricula, Pedicularis recutita und rosea, Betonica alopecurus, Calamintha alpina, während die Felsen sich mit Globularia cordifolia, Daphne cneorum, Helianthemum oelandicum bekränzten. In dieser frühen Jahreszeit konnten auf solcher Höhe viele Alpenblumen sich noch nicht entwickeln. Ich sah zwar wohl die zarten Blättchen der Potentilla nitida, aber ihre prächtige Blumenkrone hätte ich umsonst gesucht. Als wir endlich am Joche anlangten, traf ich noch Arctostaphylos alpina, Silene acaulis-Gentiana imbricata, Homogyne discolor, Sesleria microcephala, Geum montanum, Saxifraga hurseriana und androsaces.

Bei diesem unseren Emporklimmen stellte sich von Neuem eine bedeutende Ermüdung ein. Der Nordwind, welcher höher oben sich mit dem Südwind zu einem Neudezvous eingefunden hatte, brachte uns ganz vom Schweiße Triefenden eine unangenehme Abkühlung. Wir mußten an einer Stelle, wo es etwas ruhiger war, Halt machen, und hatten Mühe uns umzusehen. Wo waren wir?

Bei einer unmerklichen Schwenkung zur Rechten hatte sich die steile Schutthalde verloren, wir hatten den ersten Dolomitfelsen hinter uns und eine kleine Ebene nahm uns auf, — aber eine Ebene, wie die Arena eines Amphitheaters. Denn rings um uns erhoben sich von nie die senkrechten nackten Wände, und um das Bild noch vollkommner zu machen — in diesen Felsen waren dunkle Höhlen zu sehen, wie Lager der wilden Bestien. Fürwahr, es ist ein prachtvolles Felsenthal, welches seiner imposanten Gestaltung wegen Niemand ausser Acht lassen sollte, der die Kühweger-Alpe besuchet.

Wir verließen diesen Platz, wanderten über eine Schneeschlucht an's Joch, von dort über den wohlbewachsenen südlichen Abhang des Gartnerkofls empor, und standen endlich oben auf seiner nicht eben breiten Spitze. Das letzte Ziel war erreicht. Hier betrachteten wir mit Lust die Umgebung. Nebel und Wolken verhüllten uns ganz die Möllthaler- und Gmündthaler-Berge. Der mächtige Reißkofl allein stand mit seiner ganzen Begleitung frei und schön da. Auch der nachbarliche Roß- und Trohkofl, welcher letztere als abgestumpfter Felskoloß unsere Augen besonders anzog, ließen bis auf's Einzelnste ihre Linien erkennen. Die Billacher-Alpe, die andern Berge der Kette, die sich dem Gartnerkofl anschließet, lagen uns zu Füßen. Aber im Osten und Süden erblickten wir, wenn sich dort auf Momente der Nebel verzog, ungeheuere Schneefelder zwischen dunkeln Höhen, die unseren Standpunkt weit überragten. Es sind die Krainer- und Frauler-Alpen.

Auf dieser Seite erblickten wir die Poststrasse hinter Pontafel im „Venetianischen". Sollte man glauben, daß hinter diesen Berg-Giganten das Paradies Europa's sich ausbreitet? Gegen Osten sahen wir den Luschariberg und links davon das Thal bei Weißenfels in „Krain". Aber einen wirklich bezaubernden Anblick gewährte das untere und obere Gailthal, welches sich nach seiner ganzen Erstreckung vor uns sich hindehnte. Der Schimmenberg, der durch die Sauffing an den Reißkofl sich anschließt, mit seinen sanften Abdachungen, welche bis auf seinen Rücken wohl angebaut sind, mit Dörfern und Weilern besäet, steht in der Mitte Gailthals als ein liebliches Mittelgebirge und verzieht sich bei Hermagor in den Eggforst, welcher bis gegen St. Paul und Borderberg das Thal wölbt.

Nachdem wir durch die Munifizenz des Herrn Dechants am Gartnerkofl uns an Speise und Trank erquickt und mit köstlichem Wein verschiedene „Hochs" ausgebracht hatten, welche die Local- und Zeitverhältnisse nahe legten, kehrten wir zu den Alpenhütten zurück, und zwar auf anderem Wege, indem wir den Gartnerkofl auf seiner südwestlichen Seite umgingen. Hier besahen wir uns das Naßfeld, die Watschiggar- und Trôpelacher-Alpen von ferne, und ich fand auf diesem Wege noch die Pedicularis rostrata, Linum alpinum, Scrophularia Hoppii in schönster Blüthe.

Ueber ein kleines Joch, welches eine schöne, ganz bewachsene Bergpyramide vom Gartnerkofl trennt, gelangten wir in nördlicher Richtung zum Kühweger-Alpenbach, wo ich alsbald Papaver alpinum, Paedorota ageria, Veronica alpina, Arabis bellidifolia, Achillea clavenae, und wieder die „Wulfenia" fand. Am linken Bachufer ist der reine Sandstein bloßgelegt. Am rechten Ufer ein Kalkhügel mit horizontaler Schichtung, welche sein senkrechter Abhang aufweist, daneben liegen Platten von einem rothbraunen harten Gestein, welches offenbar auch Kalk enthält, ohne Adern, ohne Farbenänderung, mit feinem Bruche. Hier war es, wo wir zum höheren Gartnerkofl aufschauend, seine Durchbohrung erblickten. Nahe am Gipfel hat er einen Tunnel, durch welchen wir den heitern Himmel wahrnahmen.

Digitized by Google

Es war spät geworden, als wir zu den Kühweger-Hütten kamen. Wir blieben hier bei einem wirthlichen Feuer über Nacht, welches uns wegen des durchdringend kalten Windes wohl zu Statten kam, und kehrten Tags darauf fröhlich und bei schönstem Wetter nach Hause.

P. K.

Mittheilung

des kärntnerischen Geschicht-Vereines.

Unser hochverehrter gefeierter Landsmann, Herr Hanns Gasser, hat den vaterländischen Geschicht-Verein abermals mit einem hochwerthvollen, reichen Geschenke — nämlich mit einer Anzahl von 13 Stück Gyps-Modellen seiner Meisterwerke bedacht, unter denen wir besonders seine eigene Porträt-Büste und die herrliche Wieland's-Statuette hervorheben.

Unser tiefstgefühlter Dank, den — wir zweifeln keinen Augenblick — mit uns auch alle unsere Heimathgenossen dem edlen, seinem Vaterlande auch in der Ferne mit ungeschwächter Liebe und Theilnahme angehörenden Meister mit Freude und ungeheucheltter Verehrung zollen, wird noch durch die besonders freundliche gütige Sorgfalt erhöht, mit welcher Herr Gasser es einleitete, daß diese Kunstwerke uns noch zeitrecht zugelangten, um für die Feier der höchstbeglückenden Anwesenheit Allerhöchst Ihrer Majestäten, unsers allgeliebten Kaiserpaares, das Vereins-Museum zu schmücken, wo dieselben auch in der That die Aufmerksamkeit der allerhöchsten und hohen Besucher auf sich zogen.

Der vaterländische Geschicht-Verein besitzt nun bereits vierzig Modelle von den Werken Herrn Gasser's, — eine Sammlung, wie deren wohl keine andere wissenschaftliche und Kunst-Anstalt des Kaiserstaates und außerhalb desselben bis jetzt sich zu rühmen hat.

Klagenfurt, im September 1856.

Literarische Anzeige.

Unser geistreicher Landsmann, Adolf R. v. Tschabuschnigg, hat uns wieder mit einem Romanzenbuch, unter dem Titel: Aus dem Zauberwalde, beschenkt.

Es ist eine angenehme Pflicht der „Carinthia", auf die Erzeugnisse eines Schriftstellers aufmerksam zu machen, dessen ersten poetischen Blüthen sie ihre Spalten öffnete, und der seither eine so hohe Stufe in der Literatur erreichte. Dieses Buch ist gerade sehr geeignet, die Fortschritte unseres Dichters anschaulich zu machen, indem wir darin so manchem alten Bekannten, der uns schon vor Jahren erfreute, begegnen und doch so vieles Neue finden, dem wir unsere vollste Anerkennung zollen müssen. Wir möchten die vorliegenden Romanzen zweien Perioden zutheilen, der Jünglings- und der Mannesperiode. Jener weisen wir die in den beiden ersten Auflagen seiner Gedichte erschienenen zu, während dieser seine vor einigen Jahren gedruckten „Neuen Gedichte" und die im vorliegenden Buche enthaltenen ganz neuen angehören. Es ist keine Frage, daß den Poesien der letzteren Periode der entschiedenste Vorzug gebührt, sie haben an Wärme des Gefühls nicht verloren, an Tiefe und an Schärfe des Ausdrucks gewonnen.

Die Stücke der Jünglingsperiode erinnern doch öfter, namentlich in der Form, an große Dichter der Gegenwart.

Von den älteren Gedichten im vorliegenden Buche scheinen uns die gelungensten: „Vom alten Grafenhaus"; „Die sieben Grafen von Kuenring"; Die Laird's von Cath"; „Burg Treue und Burg Untreue"; „Die Hausmutter"; „Alpengang"; „Der Wildschütz"; „Aben-Hamet und Donna Blanka"; „Der Bazar" ꝛc.

Von den in den neuen Gedichten bereits erschienenen erwähnen wir als die vorzüglichsten: „Eine Klosteridylle"; „Der treue Eckart"; „Orient"; „Herzog Radbot's Taufe"; „Tais"; „Normannenerbe"; „Nächtlicher Ritt"; „Das neue Mährlein vom deutschen Kaiser"; doch das Herrlichste darunter ist wohl „Alauga."

Unter den allerneuesten heben wir hervor: „Siegelinde"; „Der Großvezier und sein Eisel"; „Bertrand de Born".

Einige von Jenen, die uns am meisten gefielen, lassen wir zur Probe hier folgen.

Konradin's Tod.

Zu Neapel, das ewige Meer in Sicht,
Erhebt ein Gedräng sich zum Hochgericht,
Das Meer und der Himmel sind blau und licht,
Das Menschenherz kümmert sie nicht, das bricht.

Von Kastellamare bis hin nach Sorrent,
Von Capri bis wo's im Befuve brennt,
Ein Paradies, wie kein zweites auf Erden mehr,
Und doch ist die Stunde wie keine schwer.

Auf dem Blutgerüste, mit gelbrothem Haar
Steht der Hohenstaufe, die Füße bar,
Auf's Haupt, für die Krone geboren und werth,
Schielt führen der Henker und prüft das Schwert.

Und als nun der Richter den Stab ihm bricht,
Da schüttelt er stolz die Locken und spricht:
Vor Gott bin ich schuldig, ein sündiger Knecht,
Hier aber verdammt ihr mich ungerecht.

Die Krone ist mein, um die ich stritt,
Ich lad' euch vor Gottes Gericht hiermit:
Den Handschuh warf er zum Zeichen hinab,
Der Waldburg nahm ihn, getreu bis an's Grab.

D'rauf empfahl er die Seele in Christi Hand,
Dann rollte sein blutiges Haupt in den Sand;
Ein Adler flog, so erzählt die Mähr,
Und tauchte in's Blut die Flügel schwer.

Gar mancher Kämpfer for's gute Recht
Der endet nicht minder blutig und schlecht,
Und es gibt noch auf Erden manch Hochgericht,
Auf dem ein Herz auch so schuldlos bricht.

Doch endet's auch stumm den irrischen Lauf,
Und hebt auch kein Waldburg den Handschuh auf,
Wir Alle stehen in Gottes Hutz,
Gerächt wird das schuldlos vergossene Blut!

Ritter und Burgen.

1.

Im Wald beginnt's zu dunkeln,
Es verstummt des Jagers Gertönen,
Die steilen Burgen funkeln
Noch prächtig auf den Höh'n.

Im Schloßhof fegen die Knechte
Wechhanden und Schwerter blank,
Sie klopfen wie die Sprechte,
Und singen lustig zum Trank.

Und geht's auf Siegreif morgen,
Wie, oder zu edlem Turnei?
Sie dämmern ohne Sorgen
Und lachen verschmitzt dabei.

Digitized by Google

2.

Den Rücken an der Eiche,
In der Hand das treue Schwert,
So ficht er und hagelt Streiche
Auf Jeden, der sie begehrt.

Vier Streiche steh'n ihm entgegen,
Er fleht, — jetzt sind's nur mehr drei;
Gott helf' dir, du edler Degen,
Wär' nur dein Roß dabei.

Er blutet aus rother Wunde,
Doch steht noch hoch sein Sinn,
Es sank auf blutigem Grunde
Nun schon der dritte hin.

Nur einer hält noch der Streiche, —
Da rascheln's im waltigen Plan,
Der fünfte mit einem Beiche
Schleicht rückwärts zum Grafen heran.

Er trifft fast bis zur Eiche —
Es säuseln die Blätter fahl, —
Der Graf führt ehrliche Streiche,
Da traf in's Genick ihn der Stahl.

Da brechen die edlen Glieder,
Es schweigt der stolze Mann,
An der Eiche sank er nieder:
Jetzt steht ein Kreuz im Grund.

3.

Es spielt auf sammtner Decke
Das Kind und tschelet dabei,
Drau drücket in der Ecke
Hängt schon sein Federbett.

Es sind dieselben Mienen
Schuldlosen, frommen Blick's,
Dem nie noch ein Leid erschienen,
Kein Schatten bösen Geschick's.

Eine goldne Kette bindet
Am Bilde Hand an Hand:
O spiele, die Stunde schwindet,
Sey leicht die fleet viel Band.

4.

Der Falke stößt den Reiher
Hoch oben in blauer Luft,
Das Fräulein hält am Weiher
Im harzigen Tannenduft.

Sie schaut hinauf in Sinnen,
Es regt sich soß wie Schmerz,
Ach, möcht er ihm entrinnen,
So wünschte das bange Herz.

Der Graf an ihrer Seite
Erfreut sich am Federspiel,
Er spricht vom Hochzeitsgeleite,
Von Festen und Perlen viel.

5.

Auf dem Hügel vor dem Kloster
Steh'n im Schmucke Alt und Pflanzen,
In dem Thale unten treiten
Edle Ritter, blank in Waffen.

Paar um Paar, gesenkten Blickes
Zieh'n vorbei die tapfern Schaaren,
Lichten Harnisch um die Glieder,
Kreuze roth auf den Talaren.

Glocken läuten, wo sie kommen,
Daß es stets der Herrn sie mahne;
Gläubig geht's nach Palestina,
Hoch voran die Kreuzesfahne.

Der Graf zu Rhein.

Am Rhein, wo die Wasser rauschen,
Wo er reift, der luftige Wein,
Da stand ein Schloß in Reben,
Da hauste der Graf zu Rhein.

Er sah mit den ersten Lerchen
Des Morgens zum Strom herab,
Auch Abends ging sein letzter,
Sein seliger Blick hinab.

Es sang ihn der Rhein in Schlummer
Schon einst in der Wiege Raum,
Seine Schnsucht blieb er im Wachen,
Und rauschte durch seinen Traum.

Viele Ritterfahrten bestand er,
Wie wich er dem Feind' im Streit,
Nur Heimweh trieb ihn immer
Und immer zum Rheine nach Haus.

Und sah er ihn wieder ziehen
Den blauen, treuen Strom,
Da mußt er niederknieen
Und beten fast wie im Dom.

Die schmeichelnde Welle küßte
Die frohe, kräftige Brust,
Im goldenen Weine trank er
Des Leibes schöne Lust.

Nie hat er sein Wort gebrochen,
Seinen Mund nie mit Lüge getrübt,
Die Locke war grau geworden,
Ohne daß er einmal geliebt.

Die Locke war ausgegangen,
Zu Aachen kam er am Thron,
Da kam der Tod und winkte,
Der Rheingraf kannte ihn schon.

Das Herz fing an zu brechen,
Und trübe wurde sein Blick,
Doch konnt' er noch nicht sterben,
Es hielt ihn noch Eines zurück.

Zu Roffe mußten sie setzen
Den alten Grafen schnell.
Zwei Knechte mußten ihn halten,
Und weiter ging's zur Stell.

Und zwischen Leben und Sterben
Waren getitten der Tage zwei,
Da hielten sie still am Hügel:
Der Rhein zog unten vorbei;

Da berchte der Graf hinunter,
Da starrte der Graf hinein:
Er konnte nirgend sterben,
Als nur am heiligen Rhein.

Theater Revue.

Es ist wohl selbstverständlich, daß wir bei Beurtheilung der hiesigen Bühnenzustände nur jenes Maß anlegen, zu welchem uns die Lokalverhältnisse berechtigen. Da überdieß der Raum dieses Blattes nicht gestattet, uns in eine ästhetische Zergliederung der meisten vorgeführten Stücke einzulassen, so kann auch nur die Würdigung einzelner hervorragender dramatischer Werke nebst den Leistungen des Bühnenpersonals den Gegenstand unserer Besprechung bilden. Wir haben einen Theil der Vorstellungen absichtlich mit Schweigen übergangen, weil bekanntlich ein erstes Auftreten kein endgiltiges Urtheil zuläßt, und wir durch längere Beobachtung uns mit der Begabung und Leistungsfähigkeit der einzelnen Darsteller besser vertraut machen wollten.

Die bisherigen Opernvorstellungen beschränkten sich auf Bellini's „Norma“ und Kreutzer's „Nachtlager in Granada“.

In der Titelpartie der ersteenannten Oper wurde uns Frau Klein-Eder als Repräsentantin hochtragischer Gesangspartieen vorgeführt — und wir haben allen Grund, mit dieser Aquisition zufrieden zu seyn.

Obwohl das Organ, namentlich am ersten Opernabende, etwas fatiguirt erschien, so reichte doch der Stimmfond bei reiner Intonation ohne fühlbares Nachlassen aus, und ein gutgeschulter Vortrag verbunden mit einem verständigen und durchdachten Spiele läßt uns mit Vergnügen ihren ferneren Leistungen entgegensehen.

Fräulein Borzaga, für jugendliche Gesangs- und Coloratur-Partieen, debütirte als Adalgisa im „Norma“ und als Gabriele im „Nachtlager in Granada“ — und zwar in jeder dieser Partieen mit Beifall. — Es läßt sich nicht verkennen, daß eine gute Gesangsmethode und ein ungezwungenes Spiel die wesentlichsten Vorzüge dieses Fräuleins bilden, allein die Stimme, die obnedieß in den mittleren Chorden an einer Schärfe leidet, scheint uns für größere Partieen nicht auszureichen, daher auch die schöne Romanze im ersten Acte des „Nachtlagers“ nicht zur Geltung gelangen konnte.

Herr Sonnleitner und Herr Haag sind mit schönen Stimmmitteln begabt, und gelingt es Letzterem, die noch scharfen Kanten seines Vortrages abzurunden und seine Tonreihe zu verfeinern, so wird er jedenfalls unserer Oper noch mehr zur Zierde gereichen. Des Bassisten Herrn Draxler's Leistungen waren uns noch von seiner Bühnezeit her im Gedächtnisse; haben auch seine Mittel leidder bedeutend abgenommen, so glauben wir doch, daß er den Abgang derselben durch seine bewährte Routine nach Möglichkeit ersetzen wird. Ueber Chöre und Orchester läßt sich, mit Ausnahme des von Herrn Novak mit schönem Ausdrucke vorgetragenen Violin-Solo's, — bisher noch nichts Günstiges berichten. — Ueber Schauspiel und Posse das Nächstemal.

M. S.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 40. Sonnabend, den 4. October. 1856.

Drei Freunde.

Drei Jünglinge standen am Hügelrand
Und schauten hinunter in's Thal —
Schon schimmerte Busch und Felsenwand
Im letzten Abendstrahl;

Da lächelt der Eine so heiter und klar,
Sein blaues Auge erglänzt —
Er hatte so eben sein goldenes Haar
Mit frischen Blumen bekränzt:
„Ich möchte die Welt umarmen
„Und küssen Thal und Höh'n —
„Sie sassen mit meinen Armen
„Wie eine Braut, so schön!
„Ich möchte die Welt durchwandern
„Und singen aus voller Brust,
„Von einem Ort zum andern
„In ewig neuer Lust!
„Ich möchte sie recht genießen
„Wie ist sie so lockend — die Welt!
„Und saugen an jeder Blüthe
„Und weiden auf jedem Feld!"
Und wie er so sprach, da schwoll ihm
Das volle Herz in der Brust
Vor Hoffnung, Muth und Jugend
Und mächtiger Reiselust.

Da blickte der Zweite hinaus in's Land,
Sein feuriges Auge erglüht;
Er streckte hinaus die nervigte Hand
Und sprach mit entflammtem Gemüth:
„Ich möchte die Welt erobern,
„Bis endlich sie besiegt,
„Im Staube — eine Sclavin
„Zu meinen Füßen liegt!
„Ich möchte die Welt vernichten
„Und jauchzen ob ihrem Ruin,
„Und stolzen Auges blicken
„Auf ihre Trümmer hin!
„Ich möchte der Welt gebiethen, —
„Wie ist sie so reich — die Welt!
„Und erringen mir jede Blüthe
„Und erkämpfen mir jedes Feld!"
Und wie er so sprach, da schwoll ihm
Das kühne Herz in der Brust
Von Durst nach Ruhm und Ehre
Und mächtiger Thatenlust.

Da blickte der Dritte mit träumendem Sinn
Hinab in's dunkelnde Thal,
Die Sonne floh über die Berge hin
Schon mit dem letzten Strahl —
Die Stirn umwölkt — im Auge
Eine Thränenperle glüht;
Und auf den jungen Wangen
Sind schon die Rosen verblüht.
„Wohl möcht' die Welt ich missen
„Und doch nicht einsam seyn;
„Könnt' Ein Herz mein eigen ich nennen
„Und Eine Seele mein!"
Und wie er so sprach, da schwoll ihm
Das Dichterherz so bang
Von grenzenlosem Sehnen
Und mächtigem Liebesdrang.

Ernst Alnwart.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

„Das Incognito."

Es liegt uns vom Druckorte „Berlin 1856 und 1857", ein historischer Roman von L. Mühlbach, betitelt: „Kaiser Joseph II. und sein Hof" vor, welcher durch seinen Inhalt und die Behandlung des Stoffes unsere Aufmerksamkeit als Oesterreicher im vollen Maße anspricht. Ehe wir daher das unsere Heimath betreffende Lebensbild demselben entheben, fühlen wir uns gedrungen, über den Plan, die Tendenz und Durchführung der bezüglichen Schilderungen unsere Ansicht abzugeben. Der Verfasser — (auf dem Umschlage heißt es: „Die beliebte Verfaßerin") will in seinen bereits erschienenen acht Bänden keinen eigentlichen, planmäßig durchgeführten Roman schreiben, in welchem, wie der rothe Faden durch die losen Steine, das Schicksal seiner Hauptperson durch die mannigfaltigsten Ereignisse sich hinzieht, sondern abgesonderte Skizzen aus der Regierungsperiode Maria Theresien's und ihres kaiserlichen Sohnes uns zur lebendigen Anschauung bringen, ohne die historische Basis zu verlassen. — Während sonst in dieser Gattung des Romans die geschichtlichen Thatsachen nur vorgeschoben werden, um desto mehr Interesse für die Person zu gewinnen, die der Erzähler seiner freien Behandlung sich vorbehält und die somit seine eigene Schöpfung bleibt, ist hier die erwiesene Thatsache dramatisirt, und alles aufgewendet, um sie psychologisch glaubwürdig und anschaulich zu machen. Es war daher, da der Autor Schritt für Schritt seine Gewährsmänner, seine Quellen citirt, und nur in einzelnen Partieen dieses unterläßt, unsere Aufgabe, ihm mit der Zeitgeschichte in der Hand zu folgen, und seine Angaben

Digitized by Google

streng zu controlliren. Mit dieser Leuchte der Geschichte und dem scharfen Glase der Critik versehen, glaubten wir es herausgefunden zu haben, wo der Erzähler jenem treuen Führer folgte, wo er, von eigener Fantasie gezogen, abschweifte. Vor allem müssen wir die Schilderung eines Kaunitz, Friedrich des Großen, größtentheils auch Maria Theresien's, Joseph's und Maria Antoniettens, trefflich nennen. Diese Gestalten ziehen so kenntlich durch Charakter und Ausdrucksweise, durch Haltung und Individualität vor Einem vorüber, daß man sich unwillkührlich in jene große Zeit versetzt sieht, welche eigentlich die der Gegenwart machte. Die einzelnen, geschichtlich bekannten Aufspreize und Handlungen dieser Hauptpersonen am damaligen Welttheater, hinter dessen Coulissen uns der Autor versetzt, sind so subjectiv wahr, durch gegebene Beweggründe und Veranlassungen aneinander gereiht, daß man sich freuen muß, ein treues Spiegelbild daraus gewonnen zu haben. Auf diese Art behandelt, kann der historische Faden, bei der ungeheuren Menge des brachliegenden Materiales, zu einer Länge von abermals vier Bänden ausgesponnen werden. Wir müssen es daher mit Grund bedauern, daß der Autor, um mehr Wechsel in die Situation zu bringen und der Erzählung den Charakter des eigentlichen Romans aufzuprägen, zu Liebesbeldrinen seine Zuflucht nimmt, und sie uns in den Gräfinen Wielopolska und Stahrenberg mit einer Coloratur vorführt, wie wir sie in der gewöhnlichen Welt zu sehen nicht gewohnt sind. Erstere scheint uns jeder historischen Wahrheit zu entbehren, da wir in den gleichzeitigen Historikern und in Lelewel's Geschichte von Polen vergeblich darnach forschten und einzig fanden, daß Gräfin Theresia Wielopolska geborne Prinzessin Sulkowska am Wiener Hofe im Jahre 1766 zur Sternkreuzordensdame ernannt wurde, und Graf Wielopolski in Folge der Baarer Confoderation seine Stelle als General-Regimentarius in Klein-Polen niederlegte, keineswegs aber, daß derselbe nach Sibirien wanderte und seine drei Söhne das Schlachtfeld bei Baar mit ihren Leichnamen deckten; doch dem Autor war es nur darum zu thun, Polen selbst in dieser Heldin zu personifiziren, sprechen und handeln zu lassen. Die wilde Gräfin Stahrenberg, mit der geheimnißvollen Neigung für Joseph II. im Herzen, ist ein psychologisches Räthsel; die Mariandl ein idyllisches Gemälde; Meamers Auftreten, so wie Gluck's mehrfältiges Erscheinen, ist eine weniger motivirte Episode; am wenigsten aber ist des Pater Parhammers fortwährende Einmischung gerechtfertigt, da erwiesen im Jahre 1767 der Jesuite P. Kampmiller bereits durch den Prälaten Müller aus dem Dorotheenorden in der Beichtvaterstelle der Kaiserin ersetzt war, P. Parhammer nie dieses Amt, sondern nur das eines Beichtvaters Franz I. bekleidete, und daher die Beichte vom 20. Mai 1772 eine Fiction ist, die man aus M. Theresiens Bereuken ob der Theilung Polens motiviren wollte. Ebenso ist das Zweigespräch Ganganellis mit Cardinal Bermus am Eingange des Conclaves von 1769 eine Dichtung, da letzterer um ein Monat später bei demselben eintraf. Wir übergehen eine Zahl anderer Widersprüche, eine Menge in jener Zeit ungangbarer Redensarten und Benennungen, und wenden uns, vor zu großer Gläubigkeit warnend, jener Begebenheit zu, die sich auf unserem heimischen Boden zugetragen haben soll, deren Beurtheilung wir unseren orts- und sachkundigen Lesern überlassen, deren Erzählung uns jedoch als Maßstab des Obigen dient.

Kaiser Joseph II. war, so erzählt es uns der 4. Band, Seite 185, mit einem glänzenden Gefolge unter dem Zujauchzen des Volkes und dem Geläute aller Glocken von Wien abgereist. Aber am dritten Morgen schon, nachdem man auf dem Nachtquartier von Klagenfurt aufgebrochen war, und sich wieder auf die Landstraße begeben hatte, ließ der Kaiser plötzlich den ganzen Zug der Wägen halten und die beiden Couriere, welche der Equipage vorritten, bekamen Befehl, die Reihe der Wägen hinunter zu sprengen, und im Namen des Kaisers zu verkünden, daß Se. Majestät ihrer fernneren Begleitung entsage, und die Herren seines Gefolges aufforderte, sofort umzukehren und wieder heim zu fahren nach Wien. Auch die Bagage- und Proviantwägen erhielten Befehl umzuwenden, und ihren kostbaren Inhalt wieder an die kaiserlichen Küchen und Vorrathskammern zu Wien abzuliefern.

Der Kaiser hatte indessen seine Kalesche verlassen, und war mit seinen Reisebegleitern, den Grafen Rosenberg und Coronini, auf den kleinen Hügel neben der Landstraße gestiegen. Die Arme in einander geschlagen, mit entblößtem Haupte stand der Kaiser da, und schaute mit vergnügtem, heitern Antlitz hinunter zu dem mürrischen Zug, der sich eben in Bewegung setzte, und die Straße wieder zurückfuhr, auf welcher man eben gekommen. Dann, als auch der letzte Wagen Kehrt gemacht, und auf der Landstraße nur noch die Kalesche des Kaisers sichtbar war, fragte er mit heiterem Gesichte seine Begleiter, ob sie ihm folgen oder auch nach Wien heimkehren wollten. Als sie mit Freuden zum Bleiben sich erklärten, sprach er zu Ihnen: „Merkt Euch, meine Freunde, in der Burg zu Wien will ich mich wieder darein sitzen, Euere Majestät zu seyn, bis dahin bin ich ganz einfach und schlicht der Graf von Falkenstein. Wir reisen unserm Vergnügen nach. Wo's uns gefällt, da bleiben wir, wo uns hungert, da essen wir, wo wir uns müde fühlen, da legen wir uns nieder und schlafen. Ein wenig Stroh und Heu finden wir überall, und unsere Mäntel sind zum Deckbett warm genug*). So wollen wir bald zu Fuß, bald zu Wagen, Kärnten und Friaul durchziehen. Fort mit den Sorgen, fort mit den Wolken! Und so hört denn das wichtige Geheimniß, welches ich Euch anvertrauen will: mich hungert, ja mich hungert auf eine höchst irdische und gemeine Sterblichkeitsweise."

Die beiden Grafen rannten in athemloser Hast den Hügel hinab, zu dem Reisewagen hin, neben welchem der Kammerdiener des Kaisers und der Diener der beiden Grafen in ernster Unterhaltung mit dem Postillon, welcher auf einem der vier Pferde thronte, sich befanden. — Bald aber kehrten die Herren mit bestürzten Mienen zu Joseph zurück.

Herr Graf, sagte Rosenberg traurig, wir bringen nichts, Ihren Hunger zu stillen. Der Kammerdiener behauptet, seufzte Coronini, der Herr Graf hätte ihm auf das Strengste befohlen, nichts weiter mitzunehmen, als die nöthigen Kleiderkoffer. Aller Wein, alles Backwerk und alle Braten sind im Bagagewagen geblieben!

Nun so werden wir uns in jenes Dorf dort hinten am Waldesrand begeben, und dort zu Mittag speisen, rief der Kaiser.

Halten zu Gnaden Herr Graf, der Postillon, welcher die ganze Gegend genau kennt, behauptet, es sey hier auf viele Meilen (!) in der Runde kein Ort und kein Wirthshaus, wo man etwas zu essen bekommen könnte. Wir müßten entweder nach Klagenfurt zurückkehren, oder uns bis Laibach gedulden, wohin wir heute Abend gelangen werden. Der Kaiser ging statt aller Antwort den Hügel hinab, und näherte sich dem Postillon.

Wie heißt das kleine Dorf dort vor uns, mein Freund? fragte er;

Wichern, Herr Kaiser!

Werden wir dort Pferde wechseln?

*) Der Kaiser schlief auf seinen Incognito-Reisen immer nur auf Stroh, darüber war eine Lederdecke ausgebreitet, mit seinem Mantel deckte er sich zu. Hübner, K. Joseph II. 1. Th. S. 43.

Digitized by Google

Nein, Herr Kaiser! Erst in Unterbergen ist die Umspannung.

Und Du meinst, wir werden in Wichern kein gutes Frühstück auftreiben können?

'S ist nicht möglich und denkbar, Herr Kaiser! Es hat gar keinen Gasthof im Dorf, und nichts als arme Bauersleut' wohnen im Dorf.

Und wovon leben denn die Bauersleut', Freund?

Je nun, Herr Kaiser! von dem, was sie eben haben! Von Brod und Sped, Eiern und Milch, und wenn's hoch kommt, gibt's einmal ein Gericht Kohl oder Bohnen.

Und der Mensch will behaupten, die Bauersleut' haben nichts Gutes zu essen! sagte der Kaiser lächelnd, an die beiden Grafen sich wendend. Ich bestehe darauf, wir müssen in Wichern unser Diner einnehmen. Wenn wir für Geld und gute Worte nichts bekommen können, nun so müssen wir uns selber unser Mittagsmahl bereiten.

Aus selber? fragte Coronini mit weit aufgerissenen Augen.

Nun ja! Sind wir denn nicht Soldaten, und müssen als solche verstehen, uns selber den Feldkessel zu füllen. Ich werde mein eigener Koch und Kellner seyn! Laßt uns einsteigen meine Freunde, und vorwärts fahren.

Kurz vor dem Eingang des Dorfes hielt der Wagen an, und der Kaiser in seiner Ungeduld wartete es gar nicht ab, daß der Kammerdiener den Schlag öffnete, sondern riß ihn selber auf und sprang hinaus.

Jetzt kommt, meine Freunde, sagte er hastig, jetzt beginnt das Abenteuer. Du, Thomas, bleibst hier bei dem Wagen zurück. Fahrt dort in jenen Schatten des Baumes, und harret unserer Rückkehr. Vor allen Dingen aber befehle ich euch strenge, wenn irgend Leute zu euch kommen, nicht zu verrathen, wer ich und diese Herren sind. Ich bin von heute an für alle Welt der Graf von Falkenstein, merke dir das, Thomas, und sey wohl bedacht, mein Incognito zu bewahren.

Zu Befehl, Herr Graf! sagte der Kammerdiener, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

Der Kaiser winkte den beiden Grafen, und schritt hastig mit ihnen vorwärts dem Dorfe zu. Am Eingang desselben blieb er stehen, und schaute mit spähenden Blicken die lange Straße des Dorfes hinunter. Es war allerdings nicht viel Tröstliches und Hoffnungsvolles, was dieser Blick ihm verkündete. Traurig und düster standen die vereinzelten Hütten da, jedes Gehöft von dem andern abgesondert durch einen niedrigen, von Weidenruthen geflochtenen Zaun, über den hier und dort Wäsche und Kleidungsstücke, zerissen oder mit bunten Lappen geflickt, zum Trocknen aufgehängt waren. Zwischen den beiden Zäunen jener Nachbarhäuser befand sich ein Wasserpfuhl, auf dessen schwarzen Wasser schreiende Enten sich hungerig um das Stückchen Wurzel oder Fleisch zankten, das irgend eine von ihnen mit ihrem Schnabel aus der dunklen Tiefe an die Oberfläche des Wassers emporgestessen hatte. An dem ungleichmäßigen, von Schlamm und Schutt und dem Abfall der Küche eingefaßten Ufer, lagen halb gekleidete Kinder mit schmutzigen Gesichtern umher, und amüsirten sich damit, daß sie mit langen, schwankenden Weidenruthen nach den Enten schlugen, oder ihre Füße in's Wasser steckten, und die dunkle, trübe Flüssigkeit in kleinen, weißlichen Schaumwellen aufkräuseln machten.

Im Innern des Gehöftes waren neben den Hütten große Pyramiden von kleingemachtem Holze aufgestellt. Vor der Hüttenthüre saßen hie und da auf zerfallenen Bänken alte Weiber oder Männer, und schauten mit trübseligen Blicken auf die drei Fremden hin, welche schweigend und stumm die schmutzige, öde Straße hinabgingen, und mit erschrockenen Gesichtern dieses traurige Bild betrachteten.

Ich gratulire dem Kaiser, daß er nicht nöthig hat dieses Elend zu schauen, sagte Joseph, wie er inmitten der beiden Freunde dahin wandelte, gratulire ihm, daß er nicht nöthig hat, die Klagen und Bitten dieser armen Leute anzuhören. Durchzugreifen und zu helfen vermöchte er doch nicht, denn es gibt Tausende von Dörfern in seiner Monarchie, welche diesem an Armuth nichts nachgeben, und deren Noth vergeblich zum Kaiser und zum Himmel schreit. Der Graf von Falkenstein aber darf schon thun, was der Kaiser nimmer wagen dürfte; er darf sich diesen Leuten nähern, in ihre Hütten eintreten und mit ihnen plaudern. Von ihm werden sie nicht erwarten, daß er diese Oede in ein Paradies verwandle, und Quellen aus den Felsen sprudeln mache.

Auch sind diese Leute nicht so elend, wie der Herr Graf denken, sagte Rosenberg lächelnd. Man entbehrt nur das, was man als wünschenswerth kennen gelernt hat, und diese Menschen haben nie etwas anders gesehen und kennen gelernt. In der Oede ihres Dorfes erzogen, leben sie ihr stilles, eingefriedigtes Daseyn dahin, wie ihre Väter und Urväter es gethan, und wenn das Korn gut gerathen, die Viehweide reichliches Futter gewährt, die Hühner und Enten reichlich Eier legen, die Kühe viel Milch geben, so sind ihre Ideale erfüllt, und es bleibt ihnen auf ihrer Erde nichts mehr zu wünschen übrig!

Wenn's so ist, dann sind sie selige und beneidenswerthe Leute, rief Joseph lächelnd, gute, von der Cultur ganz unbelecte Wesen, welche nicht gelernt haben, nach irgend einer Pfeife zu tanzen, sondern voll süßer Behaglichkeit von der Wiege bis zum Grabe dahin zu leben. Wehe uns, daß wir von diesem Urzustande echt menschlicher Glückseligkeit so weit, ach so himmelweit uns verirrt haben, und so tausenderlei Dinge bedürfen, deren Entbehrung uns als ein großes Unglück erscheint, während sie im Grunde ganz überflüssig sind. Wir z. B. bedürfen jetzt höchst dringend eines warmen Mahls, während ich überzeugt bin, daß diese armen Menschen ganz zufrieden sind, wenn sie im Sonnenschein sich unter einem duftenden Obstbaum setzen können, und ein reifer Apfel von dem Baum hernieder in ihren wonnegähnenden Mund fällt. Wehe uns, daß wir ihnen nicht gleichen! Aber da wir's einmal nicht thun, so müssen wir alles Ernstes an unser Mittagsmahl denken! Schaut nur, meine Herren, da thut sich uns eine neue Straße auf, und den ganzen Abhang des Berges hinunter dehnt und streckt sich das Dorf. Es ist wahr, die Hütten gleichen sich alle in ihrer Trübseligkeit und Dürftigkeit, aber wer weiß! Zu meinen Kindermärchen habe ich gar oft von verwünschten Häusern gelesen, die von außen schauerliche Ruinen, im Innern köstliche Paläste waren! Wer weiß, ob dieß nicht solche verwünschte Paläste sind!

Nun, rief Graf Coronini lachend, auf das alte in Lumpen gehüllte Weib hindeutend, das da drüben im dumpfen Hinterraum vor ihrer Hüttenthür saß, wenn dieses etwa eine verwünschte Prinzessin ist, so entsage ich wenigstens dem Glück, sie erlösen zu sollen!

Aber es handelt sich hier zum Glück auch nicht um verwünschte Prinzessinen, welche wir befreien, sondern um ein Diner, welches wir erobern wollen, sagte Joseph. An's Werk also jetzt, an's Werk, meine Freunde! Seht, von diesem Punkt aus können wir das ganze Dorf übersehen. In drei Straßen dehnt und lagert es sich hin, just, wie für uns gemacht. Jeder von uns übernimmt eine Straße, und hat die Verpflichtung, sich in seiner Straße einen Theil von unserm Diner zu erobern. Jeder von uns muß mit einer Schüssel, worin ein wohlgekochtes Gericht sich befindet, aus seiner Straße wieder hervorgehen, und mit seiner dampfenden Schüssel zu unserm Lager und Sammelplatz, das

Digitized by Google

heißt, zu unserm Wagen gehen. Dort wollen wir dineren. In einer Stunde müssen wir alle drei uns dort zusammenfinden. Schauen Sie nach Ihren Uhren, meine Herren! Die meinige zeigt eben eilf Uhr! Genau in einer Stunde treffen wir wieder zusammen. Nun en avant! Ich nehme diese Strasse hier, und überlasse es den beiden Herren, sich jeder eine Strasse zu wählen! Aber sehen Sie wohlbedacht, uns jeder eine gute und wohlschmeckende Schlüssel zu bringen!

Und ihnen mit heiterm Lächeln einen Abschiedsgruß zuwinkend, schritt der Kaiser verwärts, die Strasse hinunter. Dieselbe Oede und Einsamkeit hier, wie in der ersten Strasse, dasselbe Durcheinanderschreien der Kinder, Enten und Hühner, dazwischen hier und dort die kreischende Stimme einer keifenden Hausfrau, das melancholische Gebrülle einer krank im Stall zurückgebliebenen Kuh.

Neugierig bin ich, wie es mir gelingen wird, meine Speise zu bereiten, und woraus sie bestehen wird, sagte der Kaiser lächelnd vor sich hin, indem er vorwärts schritt. Aber halt! Dieß Haus hier sieht nicht ganz so schmutzig und trostlos aus, wie die übrigen, hier will ich mein Glück versuchen!

Mit entschlossener Hand öffnete der Kaiser die kleine Pforte, und trat in das Gehöft ein. Niemand kam ihm entgegen, Niemand wehrte ihm den Eingang. Das Schwein mit seinen Ferkelchen lag in süßer Behaglichkeit auf dem weichen Düngerhaufen, ließ sich von der Sonne bescheinen, und achtete wenig auf den Fremden, der an ihm vorüberschritt, gerade in's Haus hinein. Aber auch hier trat ihm Niemand entgegen, auch hier schien alles ausgestorben und leer. Nichts regte sich um ihn her, Keiner gab Antwort, als der Kaiser jetzt laut und zu wiederholten Malen an die dunkle, schmutzige Thüre klopfte, die sich da auf der Hausflur befand.

So gehe ich ohne Erlaubniß hinein, sagte der Kaiser, indem er die Thür öffnete; aber dann blieb er zagend und erstaunt auf der Schwelle stehen, und blickte tief erschüttert auf das seltsame und unerwartete Bild hin, daß sich ihm plötzlich darstellte. Es war ein öder, niedriges und düsteres Zimmer, in welches der Kaiser hineinschaute, kahl und leer waren die Wände, kein Stuhl, kein Hausgeräth war zu sehen.

In der Mitte des Gemaches aber stand ein kleiner Sarg, und in diesem lag eine Kinderleiche. Wie ein Marmorbild so weich und weiß, so still und kalt, so schön und ruhig lag das Kind da, ein Lächeln schien noch das kleine Mündchen zu umschweben, die Augen schienen nicht geschlossen, sondern nur niedergezublicken nach dem Strauß köstlicher, duftender Rosen, welchen das Kind zwischen seinen zusammengefalteten Händen hielt. Mit Blumen überdeckt war der ganze Sarg, und zwischen diesen Blumen ruhte das todte Kind mit verklärtem Engelsangesicht.

Leise auf den Zehen schlich der Kaiser näher, erschreckt von seinem Annähern fuhren die Fliegen und Bienen, welche bis dahin mit geschäftiger Lebendigkeit in den Kelchen der Blumen gesessen, davon, und schwirrten empor, summend und brummend, als wollten sie zanken mit dem, der es gewagt, ihren schönen Lebensgenuß und die Ruhe des Todes zu stören.

Der Kaiser schaute tiefbewegt in das ernste, feierliche, reine Angesicht des todten Kindes, das so ruhig und erhaben unter seinen Blumen da lag, vor wenig Tagen noch vielleicht ein armes zerlumptes Bauernkind, jetzt zu einem seligen Engel verklärt. Und wie er das Kind der Armuth und des Elends anschaute, flogen seine Gedanken hin zu seinem eigenen vereinsamten, mutterlosen Kinde, zu seiner kleinen Therese, und an dem Sarge des Bauernkindes betete der Kaiser für das Wohl seines eigenen Kindes. Dann nahm er eine von den Rosen, welche das Kind in seinen starren Händen hielt, und, sie in das obere Knopfloch seines Rockes schiebend, verließ er wieder das stille Gemach und das Haus, in welchem ein Engel Wache hielt.

(Der Beschluß folgt.)

Theater-Revue.

Das bisherige seichte und nicht uninteressante Repertoir, welches an bemerkenswerthen Novitäten Lande's „Strolche" und Feldmann's „eine unsichtbare Hyphenamie" brachte, both dem Schauspielpersonale ein weites Feld und reichliche Gelegenheit zur Entfaltung seiner künstlerischen Fähigkeiten. Nachdem wir nun der Mehrzahl der interessanteren Vorstellungen beigewohnt und die vorhandenen Kräfte in verschiedenen ihnen mehr oder weniger zusagenden Rollen kennen gelernt haben, können wir nicht umhin, unsere Ansicht dahin auszusprechen, daß das Schauspiel in seiner gegenwärtigen Zusammenstellung wohl nur bescheidenen Ansprüchen genügen kann. Abgesehen von der lückenhaften und unzureichenden Besetzung der Episoden-Rollen, über welche man noch hinausgehen könnte, ist manches bedeutendere Fach gar nicht oder ungenügend vertreten, es fehlt noch an einem präcisen Zusammenwirken, und Versprechen und störende Gedächtnißfehler gehören nicht zu den Seltenheiten. Dehnungsachet umfaßt Herrn Zöllners Gesellschaft manches beachtenswerthe Talent, dem es nur an Vorbildern oder eifrigen Studien gebricht, um sich zur schönen Blüthe zu entfalten.

Von den Darstellern der Hauptrollen haben wir vorzugsweise Fräulein Quandt und Herrn Sauer zu nennen. Fräulein Quandt ist mit einem empfehlenden Aeußern, wohllautendem Organe und einem reichen Fonde von Innerlichkeit und Gefühlswärme ausgestattet, allein es gebricht ihr an der objektiven Gestaltungsgabe, sie vermag es nicht, ihre Individualität dem darzustellenden Charakter unterzuordnen; Pathos und Deklamation wird zu häufig und oft am unrechten Platze angebracht, und verleiht ihrer Darstellungsweise oft den Anschein krankhafter Sentimentalität. Dieser letztere Mangel scheint Folge einer fehlerhaften Angewohnheit, und wenn die begabte Kunstjüngerin unseren wohlgemeinten Tadel einem unwahren Lobe vorziehen sollte, so zweifeln wir nicht, daß ihre den schönen Mitteln unterstützten Leistungen auch an Verständniß und richtiger Auffassung gewinnen werden.

Herr Sauer ist mit seinen Darstellungen noch nicht im Klaren, sie bieten zwar manche gelungene Einzelnheiten, sind aber lose im Zusammenhange, es fehlt an Rundung und einheitlichem Guß. Das biegsame und kraftvolle Organ ist noch nicht gehörig ausgebildet, schlägt in Affektmomenten zuweilen über, und klingt bei Forcirung der Tiefe unschön. Auch die Aussprache ist nicht rein, und fehlerhafte Betonungen der Vokale, wie zum Beispiel: Bäpes statt Bestes, sind sorgfältig zu vermeiden.

Es sich auch diese Fehler durch fleißiges Studiren und Sprachübungen beseitigen lassen, so sehen wir Herrn Sauers nächsten Leistungen um so mehr mit Theilnahme entgegen, als bei ihm alle äußeren Mittel vorhanden sind, das Fach des Helden und ersten Liebhabers würdig zu vertreten.

Fräulein Wildenau ist in heiteren und naiven Rollen eine allerliebste Erscheinung mit einem anmuthigen und frischen Darstellungstalente, frei von Manieritheit und Effekthascherei. Obwohl sentimentale und tragische Rollen ihrer Individualität nicht zusagen, so wußte sie sich dennoch auch in diesem ihrem Naturell widersprechenden Fache mit Geschick zurechtzufinden.

Herr Renner, welcher die Intriguants- und Charakterrollen spielt, ist uns seit langem her als ein verständiger, routinirter und sehr verwendbarer Schauspieler bekannt; seine Aquisizion ist jedenfalls ein Gewinn für die hiesige Bühne.

Die jugendlichen Liebhaber und Gecken spielt Herr Bargon. Angenehmes Aeußeres und Befähigung sind jedenfalls vorhanden, auch ist die Darstellungsweise leicht und ungezwungen, wenn auch nicht frei von Affectirtheit und Manieren. Die Bäterrollen haben in Herrn Karschin einen schwachen Vertreter. Einiges Geschick für komische Väter und Verwendbarkeit in der Posse wollen wir nicht bestreiten, aber im Schauspiele und Drama sind Herrn Karschin's Leistungen — gelinde gesagt — ungenügend.

Indem wir uns vorbehalten, diese Besprechung mit dem Verlaufe der nächsten Vorstellungen zu ergänzen, wollen wir noch des sehr begabten Mitgliedes Herrn Fischer gedenken, welcher sein reiches Talent bisher in ganz verschiedenartigen Rollen und zwar in jeder derselben auf die entsprechendste Weise an den Tag legte.

M. S.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 41. Sonnabend, den 11. October. 1856.

Vaterländische Literatur.

Die classische Lectüre vom Standpunkte der christlichen Anschauung. Vom Professor und Doctor Karlmann Flor. Unter dieser Aufschrift lesen wir in den beiden Programmen des k. k. Gymnasiums zu Klagenfurt am Schlusse der Studienjahre 1855 und 1856 einen umfassenden Aufsatz, welcher, wie der Verfasser in seiner Einleitung sagt, zum Zwecke hat, es darzuthun, daß die Lesung der heidnischen Classiker zum Vortheile des Christenthums als Mittel benützt werden könne und solle. Die Aufgabe bestehe darin, daß man in den Schriften der alten Classiker viele Lehren, Ansichten und Aussprüche heraushebe, welche mit der göttlichen Offenbarung übereinstimmen, und die es beweisen, daß sie in dem Wesen des Menschen wurzeln und somit mit jener von einer und der nämlichen Urquelle sich herleiten. Der Verfasser beschränkte sich darauf, die der Erkenntniß der Vernunft zugänglichen Wahrheiten auf diesem Felde aufzusinden und uns aus den Schriften der größten Denker des Heidenthums nachzuweisen, ohne in jenes Extrem zu verfallen, das Christenthum selbst und seine Mysterien in den Mythen der Heiden aufzusuchen, und somit Gefahr zu laufen, selbst jenes in eine Mythe zu verwandeln: eine Ausschreitung, die man neueren wenn auch wohlgesinnten Gelehrten, wie Lasaulx, Sepp, Lücken u. a. m. zur Last legen will. Unser Autor hat hierin die Aussprüche der Schrift, welche sagt: „Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk ist von oben herab, vom Vater der Lichter. Dieses Licht leuchtete in den Finsternissen; es erleuchtet jeden Menschen, welcher in die Welt kommt" (Jakob I. 17., Joh. I. 5. 9.) — und nicht minder die so vieler Kirchenväter, so wie unseres gegenwärtigen Kirchenoberhauptes Papst Pius IX. für sich, der in seiner Encyclica an die Bischöfe von Frankreich vom 21. März 1853 die Lesung auch der heidnischen, von jeder Makel gereinigten Schriftsteller empfiehlt, um so die wahrhafte Eleganz im Schreiben und Sprechen, wie die Beredsamkeit zu erlernen.*)

Die heiligsten Wahrheiten, als, die Existenz Eines Gottes, seine Schöpfungskraft und Vorsetzung, den Ursprung des Bösen, die Thatsache der Sündfluth, den Glauben an eine mittelbare und unmittelbare Offenbarung, bei dem Geständnisse der mangelhaften menschlichen Erkenntniß, und dem Gefühle der Nothwendigkeit göttlicher Hilfe, das unausstilgbare Schuldbewußtseyn, die Opferidee, die Erwartung eines Erlösers, die Aussicht auf die Unsterblichkeit der Seele, die Vergeltungslehre in Absicht auf Gute und Böse — finden wir vom Verfasser aus den Schriften der Heiden auf eine Art durchgeführt, wie sie jeden Denkenden, welcher darin die Bedingnisse und die Aufgabe seines eigenen geistigen Seyn's anerkennt, ja hingestellt sieht, im hohen Grade befriedigen muß und ganz geeignet ist, den Forschungstrieb der Jugend anzuregen, und sie vor der sie so sehr umgebenden Gefahr einer seichten und einseitigen Weltanschauung einzig auf dem Gebiethe der organischen Natur zu bewahren.

In dieser Hinsicht wünschten wir das Ganze als ein Buch in recht vielen Händen. Daß übrigens einzelne Kapitel, wie das von der Schöpfung der Welt und des Menschen, die Lehre von den Engeln und bösen Geistern ꝛc. dabei bloß berührt sind, kann nicht Wunder nehmen, da der Umfang des Werkes nur auf jenen Zweck, dem Programme zu dienen, berechnet war. Wenn der Verfasser (S. 14, Programm 1855) Ovid's Ansichten über die Weltenschöpfung erwähnt, hätten wir es gerne gesehen, da seine Metamorphosen besonders unter der studirenden Jugend verbreiteter sind, als andere römische besonders aber griechische Schriftsteller, wenn die darin aufgeführte Schöpfungstheorie ein Mehreres gewürdigt worden wäre. Verstehende Lucubrationen ist sicher eine der erfreulichsten Erscheinungen heimischer Literatur.

Hn.

*) Merkwürdig ist die Entscheidung der Congregation des Index, d. i. jener die Zulässigkeit erscheinender religiöser Werke, als dazu vom Kirchenoberhaupte beauftragt, beurtheilenden Verhandlung, wie sie solche am 11. Juni 1855 im Vatikan über die in Paris erscheinenen Jahrbücher der christlichen Philosophie fällte. Sie anerkannte darin, daß Glaube und Philosophie eine gleiche Quelle, die in Gott selbst, habe; daß die Vernunft Gottes Daseyn, des Menschen Freiheit und die Unsterblichkeit der Seele mit Gewißheit beweise; daß der Gebrauch der Vernunft dem Glauben vorangehe, u. s. f. Es ist somach eine der edelsten Bemühungen, die Aussprüche der Vernunft über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen aus den Schriften heidnischer Weisen wie in einen Brennpunkt zu sammeln.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

„Das Incognito."

(Beschluß.)

Mit einem trüben Lächeln schritt der Kaiser weiter, leise vor sich hinmurmelnd: „Ich verlangte Brod und du gabst mir einen Stein!" Dieß Wort der Schrift hat sich jetzt an mir erfüllt, möge sich nun das andere erfüllen, „Suchet, so werdet ihr finden! Klopfet an, so wird euch aufgethan!" Ich will's gleich hier versuchen!

Er trat in die nächste Hüttenthür ein. Auch hier blieb alles still und schweigend, aber aus dem hintern Theil des Hauses her drang ein frischer Geruch zu der Nase des entzückten Kaisers.

Das riecht nach Fleisch und Gemüse! sagte der Kaiser frohmüthig, und schritt über die Hausflur gerade nach der Küche hin, aus welcher ein lustiges Feuer ihm entgegenflackerte. Das Feuer brannte auf dem Herde, und über demselben,

Digitized by Google

an der eisernen Stange schaukelte sich ein großer Kessel, aus welchem gar kräftige und erquickliche Düfte emporstiegen. Vor dem Herde stand eine junge Frau in kleidsamer reinlicher Bauerntracht, eifrig damit beschäftigt, bald das Feuer zu hellerer Flamme anzublasen, bald mit der großen hölzernen Kelle den Inhalt des Kessels umzurühren.

Gott grüß Euch! rief der Kaiser, in die Küche eintretend. Die Frau fuhr mit einem lauten Schrei empor und wandte ihr erschrecktes, glühendes Gesicht dem Sprechenden zu.

Herr Gott! wie Er mich erschreckt hat, sagte sie verdrießlich. Wie kann Er nur so grob seyn, und mit seinem Geschrei so ohne Weiteres in fremder Leute Häuser eintreten! 's hat Ihn Niemand hier hereingerufen, dächte ich!

Doch, meine allerschönste Frau, rief der Kaiser lachend, es hat mich Jemand gerufen.

Na, ich wäre neugierig zu erfahren, wer's gethan hat, da ich doch allein im Häusel bin! Wer hat Ihn gerufen?

Der da, der Kessel hat's gethan! Er hat mich bei meiner Nase hervorgezogen, und mich hergelockt!

Schaut! der Herr will wohl witzig seyn! Geh' Er mit seinem Witz anders wohin! Mein Kessel ruft Niemand als die, welche daraus essen sollen!

Just darum hat er mich gerufen, denn ich werde es seyn, welcher daraus ißt! rief Joseph, zu dem Herd hinschreitend und den Arm erhebend, als wolle er den dampfenden Kessel ergreifen. Aber mit einem kräftigen Ruck drängte ihn die Bäuerin zurück, und ihre breite, große Gestalt zwischen den Herd und den Kaiser schiebend, schaute sie ihn mit zornigem, herausforderndem Gesicht an.

Wenn Er ein Dieb ist, so nehm' Er sich in Acht! rief sie mit drohendem Tone. Brauch nur laut zu schreien, and die Mannsleut', welche hinter dem Haus auf der Wiese mähen, kommen herbei, und werden Ihm das Fell bläuen, daß Er Zeit seines Lebens daran gedenken soll!

Der Kaiser lachte laut auf. Ich verlange gar nicht, Deine Blaufärber kennen zu lernen, schönste Frau, sagte er. Bin auch keineswegs ein Dieb, sondern will ehrlich und reichlich Deinen Kessel mit allem was drin ist bezahlen! Was hast Du denn drin?

Was Ihm gleichgiltig seyn kann! Denn ich frag' nur, was geht den Herrn mein Speck und meine Bohnen an?

Sie hat Speck und Bohnen! Den Teufel auch, das muß vortrefflich schmecken! Hier, gute Frau ist ein schönes, blankes Goldstück! Will sie mir dafür den Kessel mit dem schönen Gericht geben?

Daß ich eine Närrin wäre! 's ist gleich Mittagszeit, und die Mannsleut' werden gleich hereinkommen. Dann sind sie hungerig wie die Wölfe, und verlangen zu essen. Meint Er, daß sie von seinem Goldstück satt werden?

Aber wenn Du ihnen das Goldstück zeigst, schöne Frau, werden sie warten, bis Du ihnen ein anderes bereitet hast, und für das Geld wird Dir Dein Mann ein neues Sonntagsmieder mit silbernen Ketten kaufen können!

Hob' ein's, was soll ich mit zweien! Das Eine hält aus, so lange ich lebe; wird so schon gar selten gebraucht! — So kann Dein Mann sich einen neuen Anzug kaufen! —

Hat auch einen Sonntagskittel, braucht nicht mehr, und damit basta! Geh' der Herr seiner Wege, mein Mittagsbrod bekommt Er nicht!

Aber wenn ich Dir zwei Goldstücke gebe, schönste Frau, nicht wahr, dann läßt Du Dich erweichen? Schau, hier sind zwei blanke Dukaten, und nun gieb mir Deinen Kessel mit Bohnen und Speck.

Und ich sag' Ihm, Er bekommt meinen Kessel nicht, rief die Frau heftig. Was nützt uns hier im Dorf sein dummes Geld? Haben was wir brauchen, und wollen nicht mehr! Aber essen wollen wir, und gut schmecken wird's uns heute Mittag. Ein Gericht Bohnen und Speck zu rechter Zeit ist mehr werth als sein hartes Geld, für daß ich im ganzen Dorf doch kein zweites Mittagsessen bekommen kann. Mach' Er also, daß Er fortkommt, Herr, für Ihn ist hier nichts zu holen.

Dein Rath ist gut, und somit Lebewohl, sagte Joseph lachend, und nicht ohne heimliches Bedauern verließ er die duftende Küche und das Haus. So wird ein reicher Bettler mit stolzem Hohn von der Thür der Armuth abgewiesen, sagte er, weiter gehend. Aber ich muß und will meine Schüssel haben, und dieses erste Fiasko darf mich nicht verzagt machen.

Und wieder schritt der Kaiser einer dieser Hütten zu, und trat in dieselbe ein. Eine junge bleiche Frau, mit einem kleinen Kinde im Arm, saß vor der Thür und hieß den Fremden mit einem matten Lächeln willkommen.

Gute Frau, sagte Joseph freundlich, ich bin hungrig und sehne mich nach einem Mittagsmahl. Hast Du etwas Gutes in Deinem Kessel, der über dem Herde hängt?

Die Frau schüttelte traurig ihr Haupt. Ihr seht wohl, Herr, ich bin krank und schwach, kann mich nicht regen, kann auch meinem armen Mann, wenn er heim kommt von der Arbeit, kein Essen vorsetzen. Er muß es sich selber machen? —

Und was zum Beispiel wird er sich heute machen? —

Heute, denk' ich, einen Eierkuchen, Herr! denn die Hühner haben viel gegackert im Stall, sie werden gelegt haben, und ein Eierkuchen ist rasch gemacht!

Ist er rasch gemacht? Ei, das ist vortrefflich, da kannst Du mich lehren, wir auch einen zu backen! Ich will Dich gut belohnen, willst Du mir also helfen einen Eierkuchen zu backen?

Geh' der Herr erst in den Hühnerstall, und seh' Er zu, ob Eier genug da sind. Drei Eier braucht mein Mann! Was drüber ist, kann der Herr bekommen, und ich will Ihm sagen, wie er sich den Kuchen backen kann.

Wo ist der Hühnerstall?

Geh' Er grad' über die Flur auf den Hof, rechts die Thür, mit dem Holzriegel davor, das ist der Hühnerstall!

Aber die Eier?

Je nun, die Eier liegen im Nest, oder sonst wo. Der Herr muß die Augen aufthun und darnach suchen!

Gut, ich gehe in den Stall! sagte der Kaiser gravitätisch, und hastig schritt er den bezeichneten Weg entlang. Bald vernahm er jetzt lautes Gekreische aufflatternder Hühner, und gellendes Hahnengekrähe. Dann kehrte der Kaiser mit erhitztem Gesichte, kleine Flocken von Federn und Stroh im Haar und auf dem Rocke, wieder zurück, beide Hände angefüllt mit Eiern, die er mit einem triumphirenden Lächeln der Frau entgegen hielt.

Gute Frau! sagte er, hier sind acht Eier. Da Euer Mann nur drei davon bedarf, so bekomme ich fünf. Und jetzt lehrt mich einen Eierkuchen backen.

So geh' der Herr in die Küche! Im Hängespind dort liegt ein Stückchen Speck, daneben steht ein Topf mit Mehl und einer mit Milch. Von dem Speck schneidet der Herr einige Stückchen ab, und thut sie in die Pfanne, die auf dem Herd steht. Feuer ist schon angemacht. Die Nachbarin war eben hier, und hat mir den Liebesdienst gethan, Holz klein zu machen und Feuer anzumachen, damit, wenn der Johann von der Arbeit kommt, er gleich seinen Kuchen machen kann. Während der Speck in der Pfanne brät, macht der Herr von den Eiern, der Milch und dem Mehl einen Teig und gießt ihn in die Pfanne, und wenn es dann genug gebraten hat, ist der Eierkuchen fertig. Ihr seht, es ist ganz leicht!

Digitized by Google

Gute Frau, mir scheint es ungeheuer schwer, rief der Kaiser seufzend. Hab' in meinem Leben schon mancherlei Dinge zu Stande gebracht, aber eh' es war alles leicht gegen diese Sache! Werd' nimmer einen guten Eierkuchen backen können, fürcht' ich. Sie wird schon so gut seyn müssen, mit mir in die Küche zu kommen, und das Ding für mich zu backen.

Wenn ich gehen und stehen könnt', meint der Herr, daß ich dann hier so faul mit meinem Kinde sitzen würd'? Bin gestern Früh erst in die Wochen gekommen mit dem Kind hier, und davon ist's, daß ich so schwach bin. Werd' sicherlich noch zwei ganzer Tage brauchen, um wieder auf die Bein' zu kommen! Der Johann hat mich hierher auf die Bank getragen, weil es gar so ein warmer, sonniger Tag ist, und die Luft hier außen gesunder ist, als in der kleinen heißen Stube. Bin gar ein schwächlich Weib, Herr!

Schwächlich! Gestern erst in die Wochen gekommen, und meint schon in zwei Tagen wieder wohlauf zu seyn, und sitzt hent schon vor der Hüttenthür! Aber hat Sie denn keinen Arzt und keine Medizin vöthig?

Wozu denn einen Arzt? Unser Arzt ist der Herr da droben, der den Frauen beisteht in ihren Nöthen, und meine Medizin, das ist die Sonne und die Luft! Es braucht nichts weiter, Herr! — Aber wißt Ihr was, Herr! Wenn Ihr meint, den Eierkuchen nicht allein zu Stande zu bringen, so geht zur Nachbarin und ruft sie hieher. Sie ist ein gefällig Weib, und wird Euch gern beistehen.

Ein vortrefflicher Gedanke! Ich geh' und ruf' die Nachbarin! sagte Joseph, mit hastigem Schritt nach der nächsten Hütte eilend. Bald trat er wieder aus derselben hervor, an der Seite einer jungen Frau, die ihn zu der kranken Nachbarin begleitete, und mit geschäftigem Ernst den Kaiser nach der Küche führte. —

Kaum eine Stunde, nachdem der Kaiser mit seinen Begleitern in das Dorf eingetreten war, sah Thomas, der Kammerdiener des Kaisers, sprachlos vor Verwunderung den „Grafen von Falkenstein" die Straße daher kommen, mit einer großen Schüssel in der Hand, von welcher sich kleine bläuliche Dampfwolken emporwirbelten. Vorsichtig und langsam schritt der Kaiser vorwärts, die Augen immer auf seine Schüssel geheftet, als müsse er dieses kostbare Besitzthum angstvoll vor jedem Mißgeschick bewahren. Wie er jetzt aber nahe zu dem Wagen herangekommen war, hob er den Blick empor, und schaute fragend sich um. Dann stieg ein triumphirendes Lächeln über sein Antlitz hin. Ich bin der Erste, sagte er zu sich selber. Keiner von Beiden ist da! Bin doch neugierig, was sie uns bringen werden, und ob es schöner ist, als mein duftiges herrliches Gericht!

Jetzt stürzte Thomas, welcher sich allmählig erst von seiner Erstarrung erholt hatte, herbei, um dem Kaiser die Schüssel abzunehmen. Aber der Kaiser wehrte ihn zurück. Muß mein Gericht selber auf die Tafel setzen, sagte er, vorwärts schreitend.

Und wo befehlen der Herr Graf, daß die Tafel seyn soll?

Der Kaiser schaute mit einem heitern, glücklichen Lächeln umher. Dort unter jenem Baume an dem kleinen Hügel. Es ist ein schönes schattiges Plätzchen. Nimm die Kissen und Polster aus dem Wagen, Thomas, und trag sie dort hin. Arrangire die Tafel!

Zu Befehl, Herr Graf! sagte Thomas ernst, die Tafel soll sogleich gedeckt seyn!

Er winkte dem Diener der beiden Grafen, gab ihm leise seine Befehle. Während dieser die Polster des Wagens nach der vom Kaiser bezeichneten Schattenstelle hintrug, machte Thomas in der Mitte des Platzes von einigen Steinen, die er von dem Felde herbeischleppte, eine Art Fußgestell, auf welches er dann eines der großen noch übrigen Wagenkissen legte, und es mit einem weißen Tuch bedeckte. Sodann eilte er wieder zu dem Wagen zurück und holte aus demselben das große Reisenecessaire hervor, das er vorsorglicher Weise nicht in den Bagagewagen gethan. Dieses Necessaire enthielt drei goldene Couverts, dazu einige Flaschen mit herrlichem alten Ungarwein.

Ernst und feierlich, als befinde er sich inmitten eines kaiserlichen Salons, legte Thomas die drei goldenen Couverts um die improvisirte Tafel, stellte vor jeden der goldenen Teller einen kleinen goldenen Becher, und daneben eine Flasche mit Wein.

Und jetzt stellen wir da in die Mitte meine Schüssel, sagte der Kaiser, der bis dahin seine kostbare Schüssel immer noch in der Hand behalten hatte.

Mit eigenen Händen setzte der Kaiser sie sodann auf den Tisch nieder, und gar wunderbar nahm sich diese rothe irdene Schüssel zwischen den goldenen Tellern und den blitzenden Krystallgläsern aus. Aber es war doch ein schöner Anblick, das zu sehen, was sie enthielt, dieses gebräunten, glänzenden Eierkuchen.

Während der Kaiser mit frohem Selbstgefühl sein Werk betrachtete, waren auch die beiden Grafen Rosenberg und Coronini herbei gekommen, jeder von ihnen eine Schüssel in der Hand tragend.

Die Stunde ist um, und hier sind wir! Aber der Herr Graf ist uns doch zuvorgekommen! sagte Graf Rosenberg, sich mit seiner Schüssel ehrfurchtsvoll verbeugend.

Ich habe die Ehre, dem Herrn Grafen meine Schüssel ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen, rief Coronini, sich dem Kaiser nahend.

Erdäpfel! die schönsten gekochten Erdäpfel! rief der Kaiser. Wissen Sie, Graf, daß Sie mir da eine Lieblingsspeise bringen?

Wenn dem so ist, Majestät, so wünschte ich, ich hätte die Schätze wirklich bekommen, die mir angedroht wurden, als ich diese Schüssel Kartoffeln den Händen einer Bäuerin entriß, welche sie eben in die Stube tragen wollte. Ich warf ihr einen Dukaten vor die Füße, und rannte mit meiner erbeuteten Schüssel fort, hinter mir her tönten die grimmigen Scheltworte des empörten Weibes. Ich kehrte mich aber gar nicht daran, denn ich war in Desperation; weil ich in zehn Häusern schon umsonst versucht hatte, für Geld und gute Worte etwas zu bekommen, mußte ich es mir endlich mit Gewalt erobern.

Und meine Schüssel würdigen der Herr Graf gar keines Blickes, fragte Graf Rosenberg mit gut gespielter Traurigkeit.

Wahrhaftig, der hat erlangt, um was ich vergeblich gefleht und gebettelt habe! rief der Kaiser lachend: Speck und Bohnen!

Ich habe aber nicht gefleht und gebeten, Herr Graf, sondern geflucht und gewettert. Auch bin ich gar nicht so verschwenderisch gewesen, Geldstücke auszubieten, sondern mit einem Thaler und vielen Grobheiten ward die Inhaberin dieses Bohnengerichtes hinlänglich belohnt.

Zu Tische! Zu Tische jetzt! rief der Kaiser. Kommt meine Fremde, laßt uns niedergelaten auf die schwellenden Polster. Und jetzt gönnt mir die Wonne, meinen Eierkuchen selber zu tranchiren. Seht nur, seht, wie prachtvoll er aussieht, wie er duftet und dampft. — Laßt uns essen! Essen! Mein Gott, wie lieblich diese drei Schüsseln mich anschauen! Kein noch so üppiges Diner im Kaiserpalast kann herrlicher und erhabener seyn, als dieses Mahl! Nicht mehr als drei Schüsseln! Nicht als träge Müßiggänger setzen wir uns zu ihnen nieder, sondern in dem glücklichen und stolzen Bewußtseyn, durch Müh' und Arbeit verdient und erobert zu haben, was wir genießen! Füllt Eure Gläser,

Digitized by Google

und lasset uns anstoßen und trinken: Auf das Wohl aller Derer, welche die Kraft und Geschicklichkeit haben, sich selber ihr Mittagessen zu verdienen, und sich zu erwerben, was sie brauchen!

Der Kaiser hob mit einem strahlenden Lächeln sein Glas in die Höhe, und ließ es hell erklingen an den Gläsern der Freunde.

Postillon, rief der Kaiser dann hinüber zu dem Wagen, nimm Dein Horn, und blase und einen Tusch! Einen lustigen, schmetternden Tusch! —

Der Postillon setzte sein glänzendes Horn an die Lippen, und die schmetternden, lustigen Klänge waren eine gar herrliche Tafelmusik für den Kaiser, der da mit seinen beiden Cavalieren an der Landstraße im Schatten des Baumes saß, und mit ihnen das selbstbereitete Mahl verzehrte.*) Und glücklich und strahlend hell war das Antlitz des Kaisers, und heitere Scherzworte und tiefernste Wahrheiten tönten von seinen Lippen. —

*) Hübner. Lebensgeschichte K. Joseph II. Theil 1. Seite 49.

Theater-Revue.

Diese Theaterwoche brachte uns nebst Reprisen der Donizettischen Oper „Lucrezia Borgia", welche beifällig aufgenommen wurden, eine Novität, nämlich Kaiser's Charakterbild: „Die Frau Wirthin". Da Referent der Vorstellung beizuwohnen verhindert war, so wollen wir die Besprechung zur nächsten Aufführung verschieben, und hier nur bemerken, daß der Erfolg ein günstiger war.

Die zur Feier des a. h. Namensfestes Sr. Majestät gegebene Vorstellung wurde mit einem von Herrn Karschin verfaßten Festspiele eröffnet, welches mit der Absingung der stilmisch zur Wiederholung verlangten Volkshymne schloß. Dem Festspiele folgte Lessing's Lustspiel „Minna von Barnhelm", in welchem von Seite der Hauptdarsteller verdienstlich gespielt wurde. Weniger konnten wir uns mit der Darstellung des Schauspiels „Die Geschwister" von Emanuel Leutner befreunden, da Fräulein Quandt (Eugenie) sich aus ihrer weinerlichen Declamation nicht herausfand, und den vom Dichter ohnehin schon sentimental gezeichneten Charakter noch mehr monoton gestaltete. Die Rolle des Gerichtspräsidenten, in welcher Herr Alfred wohl nicht am Platze war, verlangt einen gewandten Darsteller und eine feine Tournüre, und es wäre wohl nicht überflüssig, das Personal durch die Acquisition eines renommirten Schauspielers für jene Rollen zu bereichern, welche über die Leistungsfähigkeit der Herren Alfred und Wabrhalitzky hinausgehen.

Eine ziemlich gelungene Vorstellung dagegen war das Birch-Pfeiffer'sche Drama: „Der alte Musikant", worin Fräulein Bildenau (Angelina) und Herr Sauer (Lamburini) recht wirksam spielten und auch Herr Karschin (Tantini) Beifall fand.

Ein störender Uebelstand, welcher der Regie zur Last fällt, ist die ungleichartige Aussprache der Fremdwörter; so wurde im letztgenannten Stücke der Name des berühmten Violinkünstlers von einigen Darstellern ganz richtig Amati, von anderer Seite wieder Amáti ausgesprochen, auch das Wort Franc scheint manchen Mitgliedern nicht mundgerecht. —

M. S.

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Fortsetzung von Nro. 37.)

Herr F. Foetterle machte in der Sitzung am 15. April 1856 noch folgende Mittheilungen über die Lagerungs-Verhältnisse der Steinkohlenformation. In der von dem Gailflusse südlich gelegenen Abtheilung sind in dem Gebirgszuge zwischen dem Gail- und Canalthale die Gailthaler Schichten sehr mächtig vertreten und bestehen hier aus drei Gliedern; dem Glimmerschiefer, der bin und wieder am Rande des Gailthales sichtbar wird, ist als unterstes Glied ein sehr klüngelschichteter weißer Kalkstein von krystallinischem Ansehen aufgelagert, bei Windisch-Feistritz geht er in Dolomit über; diesen bedeckt ein mächtiger Schieferzug mit Kohlenkalkpetrefacten, der in seinen oberen Schichten in Sandstein und Conglomerat übergeht und von einem dunkelgrauen ebenfalls Versteinerungen führenden Kohlenkalk überlagert wird. An dem südlichen Abhange werden die Gailthaler Schichten von dem Werfnerschiefer und Guttensteinerkalk und von Hallstätterkalk und Dolomit bedeckt. Am südlichen Gehänge des Canalthales hat eine der vorigen parallele Hebung die ältern Schichten bis an die Werfner Schiefer entblößt, welche in einem muldenbrechenden Zuge vom Pontebagraben bis Weissenfels sichtbar sind. Diesen folgen dann in südlicher Richtung gegen die kärntnerische Grenze der Guttensteiner Kalk und Hallstätter Kalk meist dolomitisch, der bei Raibl Bleierze führt; hier wird der letztere Kalk von einem bituminösen dünngeschichteten Kalkschiefer bedeckt, der zahlreiche Fisch- und Pflanzenabdrücke, so wie einige Cephalopoden, Gasteropoden und Ammonitensteinkerne führt; ihn überlagert eine Mergelschichte, die reich an der Cryptina Raibeliana Bonó ist, hierauf folgen Mergelschiefer und sandige und mergelige Kalksteine, die sehr viele Versteinerungen führen, worunter die Cypricardia antiquata, Myacites Rosthorni, Isocardia cariniana und andere an St. Cassian erinnernde Formen. Ganz gleiche und mit den analogen Fossilien und unter gleichen Lagerungsverhältnissen werden von Curioni und Omboni aus dem Lombardischen beschrieben; hier wie dort werden sie von regelmäßig gelagerten Bänken von durch die Dachsteinbivalve charakterisirten Dachsteinkalk-Dolomit bedeckt. Herr Foetterle bezeichnet diesen petrefactenreichen Schichtenkomplex, der hier das trennende Glied zwischen dem Hallstätter und dem Dachsteinkalke bildet, mit dem Namen der Raibler-Schichten, während er die mit den Hallstätterkalken so innig verbundenen Schichten von Bleiberg, und im Kofflergraben mit den St. Cassianer Versteinerungen die Bleiberger Schichten nennt.

Herr M. V. Lipold berichtete über das Auftreten der Gailthalerschichten und der alpinen Triasformation im südöstlichen Theile Kärntens, welchen er im letzten Sommer geologisch aufnahm.

Ueber den krystallinischen Schiefer- und Massengesteinen erscheint daselbst ein System von Thonschiefern, Sandsteinen, Quarz-Conglomeraten und Kalksteinen, welches den Namen „Gailthaler-Schichten" erhielt. Die tieferen Schichten dieses System's, bestehend aus verschieden gefärbten Schiefern, Sandsteinen und Kalksteinen, haben in diesem Terrain bisher keine Versteinerungen geboten, daher dessen Alter unbestimmt bleibt. Herr Lipold spricht die Möglichkeit aus, daß dadurch die Grauwackenformation repräsentirt. Die höheren Schichten des Systems dagegen, welche aus meist grauen Schiefern, Sandsteinen und Kalksteinen, nebstdem aus Quarz-Conglomeraten bestehend, führen Versteinerungen, welche nach K. de Koninck's Bestimmung der Bergkalk- oder Steinkohlenformation angehören. Die Gailthaler Schichten treten im Norden der kärntnerischen Kalkalpen nur nördlich von Mitterdorf zu Tag, sind aber im Süden der Kalkalpen besonders im Bellachthale sehr verbreitet. Die unteren Gailthaler Schiefer werden in der Regel von Diabasen (Schaalsteinschiefern) begleitet. Die oberen Gailthaler Kalke führen Quecksilbererze in der Kertschna bei Bellach.

Die Triasformation wird in dem bezeichneten Terrain sowohl durch die unteren alpinen Triasschichten, nämlich durch die reihen Sandsteine der Werfner Schichten und die schwarzen Kalke und Dolomite der Guttensteiner Schichten, als auch durch die oberen alpinen Triasschichten, nämlich durch die Kalke der Hallstätter Schichten und durch die Muschelkalke, Sandsteine und schwarzen Schiefer der Kofflener (Bleiberger) Schichten vertreten. Das Vorkommen aller dieser Schichten ist durch die charakteristischen Versteinerungen derselben außer Zweifel gesetzt. Herr Lipold hat zahlreiche neue Fundorte derselben angetroffen und angebauet.

Die Werfner und Guttensteiner Schichten bilden ausgedehnte Züge am nördlichen Fuße des Reschutz- und Seleniza-Gebirges, sind dagegen in dem östlichen Theile des Gebietes nur an einzelnen Punkten zu Tage getommen. Im Waidischthale, im Schachgraben und im Oswaldthale bei Schwarzenbach führen sie Gypslager. Die Hallstätter Kalke besitzen allenthalben in den Kalkalpen Süd-Kärntens die größte Verbreitung und Mächtigkeit, während die Kofflaner (Bleiberger) Schichten, denselben überall auflagernd, zunächst den Dachsteinkalken auftreten und hier somit die höchsten Schichten der alpinen Trias bilden. Die Kofflaner Schichten mit ihrem petrefactenreichthum finden sich vorzugsweise im Obirund Petzen-Gebirge und nördlich von Schwarzenbach verbreitet.

(Wird fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 42. Sonnabend, den 18. October. 1856.

Mittheilungen des kärntnerischen Geschichtvereines.

Der kaiserliche Bezirksamts-Vorsteher in Winklern, Herr Johann Hopfgartner, hat den Alpenstock, dessen Sr. k. k. Apostolische Majestät unser allerhuldvollster allgeliebter Landesfürst bei der Besteigung des Pasterzengletschers am 7. September heurigen Jahres sich bedienten, um einen bedeutenden Preis an sich gebracht und dem vaterländischen Geschichtvereine als Geschenk zugesendet.

Es gibt gewiß keinen Kärntner, der den schönen Vaterlandssinn nicht dankbar anerkennen wird, von welchem geleitet Herr Hopfgartner bedacht war, der Heimath dieses Erinnerungs-Zeichen an jene Feierwoche zu erhalten, auf welche das hochbeglückte Kärnten stets mit seligster Freude zurückschauen wird.

Möge der geehrte Herr Geschenkgeber daher in dem Danke, den ihm der Geschichtverein hiemit ausspricht, den Ausdruck des Dankes nehmen, den ihm das gesammte Vaterland von Herzen zollt.

Fräulein Franziska Hämpel, Nichte des in Klagenfurt bleibend in verehrtem Andenken stehenden seligen Herrn Dom- und Stadtpfarrers, Probstes ꝛc. Leopold Anton Prasselwitz, hat dem Geschichtvereine das lebensgroße, von Barbara Krafft im Jahre 1795 gemalte (später in den Kleidung-Parthieen von dem leider zu früh verstorbenen ausgezeichneten Geschichtmaler Johann Schäffer von Leonhardshof übermalte) Bildniß des hochseligen Cardinals und Fürstbischofes von Gurk, Franz Xavier Altgrafen von Salm-Reifferscheid, in prächtigem Goldrahmen mit vergoldetem Postamente, zum Geschenke gegeben.

Die Vereins-Direction erfüllt eine sehr angenehme Pflicht, indem sie der großmüthigen Geschenkgeberin öffentlich den wärmsten, verbindlichsten Dank ausspricht.

Klagenfurt, am 15. October 1856.

Die Direction des kärntnerischen Geschicht-Vereines.

Die heilige Kummernuß und der Geiger von Gmünd.

(Legende.)

Die Legenden von der heil. Kummernuß haben in neuester Zeit durch die Forschungen des k. k. Custos Bergmann, dem Kärnten in numismatischer und genealogischer Hinsicht mehrere werthvolle Aufsätze verdankt, eine eingehende Prüfung und vergleichende Zusammenstellung gefunden. Wir finden sie auch für uns von Interesse, indem in Ober-Kärnten, im Gail- und Drau-Thale, besonders aber in Gmünd und seiner Umgebung dieselben durch Wort und Bild erhalten sind, und letztere Art der Ueberlieferung bisher dem Publikum im Allgemeinen räthselhaft war. Wenn schon die vom Conservator Kögel aus Vorarlberg der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung von Baudenkmalen zugesendete Abbildung der benannten Heiligen zur weitern Nachforschung und angedeuteten Erörterung Veranlassung gab, haben wir blos von Gmünd deren vier vor uns, von denen die in der Kapelle des nachbarlichen Schlosses Dornbach mit einer, wenn auch sehr beschädigten doch größtentheils noch lesbaren Inschrift vom Jahre 1590 versehen, die Legende sowohl in Betreff der Heiligen, als die vom „Geiger zu Gmünd" in der Wesenheit mit der Erzählung, die Bergmann uns gibt, übereinstimmt.

Der eigentliche Name der heil. Kummernuß ist Wilgefortis. Manche lieſen sich durch den Ausgang dieses Eigennamens verleiten, sie zu einer Königstochter aus Portugal zu machen, deren Vater, von dem Könige von Sicilien befiegt, sie als Preis dem Sieger überlassen sollte. Schon die Entfernung beider Reiche spricht dagegen, und auch der Name Wilgefortis ist durchaus nicht portugiesisch, vielmehr können wir ihn so wie Willibald, Wilhelm, Hiltegard, Wichburgis, u. s. f. als deutsch und als einen Zusammensatz von dem deutschen „Wille" und dem lateinischen „fortis" für uns in Anspruch nehmen.

Wie es die erwähnte Inschrift des Bildes zu Dornbach anführt, war sie die Tochter eines heidnischen Königs, von ausgezeichneter Schönheit und vorzüglichen Geisteseigenschaften. Eine Persiens läßt ihn einen schottischen Herrscher seyn.

Ein nachbarlicher König, nicht minder ein Heide, ward um ihre Hand; doch sie weigerte sich standhaft, so sehr ihr Vater, dem an dessen Freundschaft sehr gelegen war, in sie drang. Um ihren Willen zu brechen, warf er sie in den Kerker und verschärfte seine Qualen mit Drohungen. In dieser Noth flehte sie zu ihrem Heiland, dessen Glauben sie angenommen hatte, er wolle sie in die Lage setzen, keinem Manne zu gefallen, um ihr Herz, ihr Leben einzig ihm weihen zu können. Dessen tröstete sie der Herr, welcher ihr in ihrem Gefängnisse erschien, und sieh! ihr Antlitz ward in das eines Mannes verwandelt, sie ward ihrem Heilande durch Bart und Züge ähnlich. Ihr Vater, darüber entsetzt und erzürnt, sprach das Urtheil: „Du sollst sterben wie der, den du bekennst, damit dn ihm gleich seyest*!" und ließ sie an das Kreuz heften, an dem sie sterbend noch von Gott die Verheißung erhielt: wer in seiner Noth vertrauungsvoll und guten Gewissens durch sie an ihn sich wenden würde, den werde auf ihre Fürbitte der Herr nicht verlassen. Von nun ward Wilgefortis*) in der Kirche als eine heilige Mär-

*) Wilgefortis wurde der Sage nach auch Liberata oder richtiger Libertrix, quod a moerore et sollicitudine liberat, ferner

Digitized by Google

tyrin verehrt und ihr Bildniß in der Gestalt der Kreuzigung, oft reich geschmückt, zur Verehrung aufgestellt*). So die Geschichte der Seligen, welche als Patronin der tief Bekümmerten von den Deutschen den Namen „heilige Kummernuß“ erhielt.

Mit ihrer Verehrung, welche von Belgien sich nach Deutschland, besonders dem südlichen verbreitete, verband sich die Legende von der wunderbaren Hilfe, welche sie einem Unglücklichen angedeihen ließ, der seine Zuflucht zu ihr genommen hatte. In dem Werke „Acta Sanctorum Julii“ wornach ihr Fest auf den 20. Juli fällt, Tom. V. Antwerpen, 1727, in Folio, pag. 50 — 70, wird dieselbe so abgebildet, wie man sie in einigen Kirchen Belgiens sieht, nämlich gleich Christus bärtig, doch mit weiblichem Busen, als Königstochter mit der goldenen Krone geziert, und mit langem Gewande, über einem niedern Altar, vor dem ein Mann kniet und die Geige spielt. Ihr linker Fuß ist ohne Schuh (Pantofel), der auf dem Altare neben dem Kelche liegt, wogegen am rechten Fuße die Beschuhung noch zu sehen ist. Die Calvarienbergkapelle zu Gmünd besitzt zwei derlei Abbildungen, an beiden Seitenwänden gegenüber gestellt. An dem einen Bilde sehen wir St. Kummernuß in prachtvollem Gewande an das Kreuz gebunden, sonst so gemalt, wie oben geschildert, doch den Schuh vom rechten Fuße abgeworfen, und nebst dem Geiger, an der gegenseitigen Altarsstufe, eine Frauensperson, in jungfräulichem Costüme, betend dargestellt. Am andern Bilde ist St. Kummernuß einfach gekleidet, mit einem Stricke um die Mitte, der Pantofel, dem linken Fuße entfallen, und die Frauensperson ältlicher im Matronenkleide. Fast möchte es uns bedünken, als ob mit beiden Bildern die in der Legende aufgeführte wiederholte Anrufung des Geigers abgebildet sey, die wir im nachstehenden Gedichte von Justinus Kerner, welcher jedoch, wahrscheinlich nun zwischen dem Münster und der heilsenden Heiligen ein näheres Verhältniß darzustellen, die Patronin der Tonkunst, die heil. Cäcilia, an die Stelle der heil. Kummernuß setzte. Uebrigens stimmen alle Umstände mit der Beschreibung am Bilde zu Dornbach, an dem jedoch die, ohnehin nur als die Lebensgefährtin des Geigers hinzugedachte Frauensperson fehlt, selbst die Angabe ob des „Goldschmied's“ genau überein, und wir glauben somit, wenn wir Kerner's Gedicht geben, die Anführung der Legende aus jener ohnehin lückenhaften Inschrift entbehrlich zu können.

Eutropia oder Regenfledis genannt, welcher letztere Name ebenfalls deutscher Ableitung ist. Die Acta Sanctorum nennen sie, ersendar in niederländischer Sprachform: Ontcommera, das ist: „ohne Kummer“, woraus man Kummernuß abgeleitet hat, während sie in ersterer Form: „Befreierin vom Kummer“ bedeutet.

*) Die Abbildung der heil. Kummernuß ist, wie es der Verfasser des lateinischen Aufsatzes sagt, dem sogenannten St. Vultm in Lucca entnommen. Dieses Volto Santo oder hölzerne Crucifix, welches vom heil. Nicodemus verfertigt seyn soll, ist das vornehmste Heiligthum in der Domkirche zu Lucca. Dessen Leib ist (im Jahre 1730) mit einem damastenen oder sammtenen, goldgestickten Rocke bekleidet, und trägt statt der Dornen- eine kostbare goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone auf dem Haupte. In Prag, wohin die Verehrung der heil. Kummernuß im Jahre 1684 durch einen belgischen Kaufmann eingeführt wurde, ist sie im dortigen Kapuzinerkloster in einem reich mit Perlenschnüren besetzten Gewande und mit ausgestreckten Armen am Kreuze dargestellt. Ihr Antlitz gleicht dem Volto Santo in Lucca; unten zur linken Seite kniet ein ihr auf der Violine vorspielender Mann, vor dem der eine Schuh liegt, indeß der andere deren Fuß kleidet, sohin ganz wie auf dem Bilde in Gmünd. Da jedoch jenes zu Dornbach nach der Inschrift sich vom Jahre 1590 datirt, so ist die Verehrung der heil. Kummernuß oder Kummerniß hier weit älter. Uebrigens reicht die Legende der Jungfrau, welche zur Rettung ihrer Keuschheit vom Himmel einen Bart sich erbittet, in die ersten christlichen Jahrhunderte hinauf. Nach der christlichen Kunstsymbolik und Ikonographie (vom Herrn v. Radowitz, Frankfurt 1839, S. 12) werden dargestellt: St. Paula barbata, als eine Jungfrau mit langem Barte, so auch St. Galla von Rom. Sie war die Tochter des römischen Consuls Symmachus und nach kurzer Ehe Wittwe. Vergebens suchte man die junge Galla zur zweiten Ehe zu bereden. Ein Bart fing an ihr schönes Gesicht zu verunstalten. Sie ging in ein Kloster und starb im Jahre 504. Daß übrigens Wahnsinn oder Kummer ähnliche Wirkungen hervorbringen, ist uns aus einer solchen Erscheinung in unserer Nähe vor drei Jahrzehenden her bekannt.

Der Geiger zu Gmünd.

1. Einst ein Kirchlein sondergleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.
2. Lilien von Silber glänzten
Ob der Heiligen mondenklar,
Hell, wie Morgenroth, bekränzten
Goldne Rosen den Altar.
3. Schuh', aus reinem Gold geschlagen,
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen,
Denn da war's noch gute Zeit;
4. Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimath Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.
5. Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungesehn woher, erschallten
D'rin Gesang und Orgelspiel.
6. Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach! den drückte große Noth;
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brot!
7. Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all' sein Leid,
Hat der Heiligen Herz durchdrungen;
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!
8. Lächelnd blickt das Bild sich nieder
Aus der lebenslosen Rud,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.
9. Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz vom Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht!
10. Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Bild geschleppt des Liedes Sohn.
11. Bald ist der Prozeß geschichtet;
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der freche Räuber war.
12. Weh, du armer Sohn der Lieder!
Gesungen wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen lang.
13. Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.
14. Bußgesänge hört man singen,
Nonnen und der Mönche Chor,

Digitized by Google

Aber hell auch hört man dringen
Geigenklänge d'raus hervor.

15. Seine Geige mitzuführen,
War des Geigers letzte Bitt':
„Wo so Viele musiziren,
„Musizir' ich Geiger mit!"

16. An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nah' des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht im tiefen Gram.

17. Und wer kurz ihn noch gehaßet,
Seufzt: „das arme Geigerlein!" —
„„Eins noch bitt ich"" singt er: „„lasset
Mich zur Heiligen noch hinein!""

18. Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde;
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

19. Lächelnd blickt das Bild sich nieder
Aus der lebenslosen Rah,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

20. Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es steht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst den Heiligen theuer ist. —

21. Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

22. Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erbellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen,
Obenan beim fuß'gen Schmaus.

23. Aber, als sie voll vom Weine,
Nimmt er seinen Schuh zur Hand,
Wandert er im Mondenscheine
Lustig in ein anders Land.

24. Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen,
Und es muß getanzet seyn.

25. Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort obn' Unterlaß
Und wenn alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

26. Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern fuß'ger Klang.

Justinus Kerner.

Die natürliche Frage, wie die Legende vom Geiger mit Gmünd zusammenfalle, und ob dieses Gmünd, „kärntnerisch Gmünd" sey, können wir aus dem Vorhandenseyn jener vier Bilder nur annähernd beantworten, und müssten uns vor der Hand zufrieden geben, sie zu erklären*).

Hn.

*) Auch in Spittal bestehet eine Kapelle zur heil. Kummernuß, in welcher jedoch gegenwärtig nur ein Crucifix aufgestellt ist, da die Statue der heil. Kummernuß, wie sie nach der Legende im Gebrauche war, in Folge der Verfügungen unter Kaiser Joseph II. allenthalben, also auch dort, hinweggenommen wurde, daher wir uns auch auf keine solche beziehen können.

Kurze Zeit nach Empfang des obigen Aufsatzes fand der Herausgeber dieses Wochenblattes auf einer Excursion von Kötschach nach der dahin gehörenden Tochterkirche zu Laas im obern Gailthale, in diesem Gotteshause, — das seiner schönen, noch ziemlich erhaltenen gothischen Bauart wegen besonders Aufmerksamkeit um so mehr verdient, da man den Namen des Baumeisters, Bartlmä Fierstaler, und die Zeit der Erbauung, von 1518 bis 1540, kennt, — neben dem Altare auf der Epistelseite an der Wand hängend, ein kleines Beitbild (14½ Zoll hoch und 10 Zoll breit), auf Leinwand von nicht künstloser Hand gemalt und auf eine Holztafel aufgezogen, mit der Abbildung der hl. Kummernuß. Diese ist an ein aufgerichtetes Kreuz gebunden dargestellt, mit einer lichtrothen Tunika und einem gelben Ueberwurfe bekleidet, auf dem Haupte, dessen Antlitz mit einem Barte einem Christuskopfe ähnlich ist, trägt sie eine goldene Krone, an den mit rothen Strümpfen bedeckten Füßen zeigen sich goldene Schuhe, von denen einer herabgefallen, auf einem Altartische, innerhalb zweier Leuchter mit brennenden Kerzen liegt. Zur Rechten des Altartisches steht der spielende Geiger in einem ländlichen braunen Rocke. Zweifelsohne dürften sich noch mehrere ähnliche Abbildungen in Oberkärnten befinden, vielleicht mit näheren Beziehungen und der Jahreszahl, welche dem besprochenen Bilde in Laas mangeln.

M.

Anticaglienfund auf dem Helenenberge.

Der St. Helenenberg bringt auch in diesem Jahre einen Beitrag zur Anticaglien-Sammlung des historischen Vereines. Es ist das Bruchstück eines Aschenkruges aus Thon (cinerarium) und zwar der Trichter mit dem oberen Theile des linken Henkels. An der Außenseite sind zwei Inschriften aufgedrückt, beide noch gut leserlich. Die eine links lautet:

C· Æ· C· BASSI

Die andere rechts in 4 Zoll weiter Distanz von der frühern:

FELIX SER

Den Sinn zu eruiren überlasse ich kundigen Lesern römischer Monumentalschriften, weil ich nicht behaupten kann, ob meine Lesung die wahre sey.

Cajus. Aelius. Caji. Bassi. felix. servus.

So viel jedoch läßt sich als gewiß annehmen, daß jene Person, deren Asche die Urne barg, zur Familie des Cajus Bassus gehört, und in dieser Beziehung verdient der Fund einige Beachtung.

Der Name C. Bassus kommt auch auf einem Denksteine vor, welchen er seinen zwei Söhnen, die speculatores Caes. Augusti waren, setzte, und der beim Aufbau des Pfarrkirchthurmes zu Ottmanach in der südöstlichen Ecke eingemauert wurde und noch daselbst zu sehen ist.

Ambros Eichhorn meint, bei der Erklärung dieser Steinschrift (vide Beitrag zur ältern Geschichte und Topographie von Kärnten, 2. Sammlung, pag. 29) und findet seine Ansicht mit der Geschichte ganz übereinstimmend, daß der in besagter Steinschrift vorkommende Bassus der nämliche sey, von dem Plinius II. der jüngere an den Ursus (lib. 4, ep. 9) schreibt, daß er ein Freund Domitians war, in Ungnade fiel und von ihm verbannt wurde, Nerva aber ihn zurückberief und ihn zum Statthalter in Bythinien machte u. s. w. Plinius nennt ihn Homo laboriosus et adversis suis clarus.

Finder ist der Bauer Gradischnigg.

Fundort der östlich von Gradischnigg's Stadelgebäude oben liegende Acker, an dem man schon viele Alterthümer auffand, wo man auch Mauern zu sehen glaubt und überhaupt Spuren römischer Bauten bemerkt.

Ottmanach, im September 1856.

J. K.

Digitized by Google

Theater-Revue.

Den Reigen der Novitäten, welche uns diese Theaterwoche brachte, eröffnete Verdi's Oper: „Der Troubadour". Der musikalische Gehalt dieser Oper sowohl, als der Verdi'schen Tonschöpfungen überhaupt, ist von kompetenter Seite vom wissenschaftlichen Standpunkte aus schon so vielfach erörtert worden, daß wir es uns füglich ersparen können, die accreditirten Urtheile in ein anderes Gewand zu kleiden. Thatsache ist, daß der „Troubadour" trotz seiner künstlosen Reminiscenzen, wie überall, so auch hier seiner Melodieenfülle wegen angesprochen und ein dankbares Publikum gefunden hat. Indem wir uns der Aufführung zuwenden, gereicht es uns zum Vergnügen, dieselbe als eine in den meisten Hauptpartbieen gelungene und die Ausstattung als eine sehr anständige zu bezeichnen. Frau Klein-Eder (Leonore) sang ihre an schwierigen Gesangsverzierungen reiche Partbie mit wohlthuender Reinheit und Sicherheit, und theilte sich mit den Herren Sonnleitner (Maurice) und Haag (Luna), welche ihre schönen Mittel auf die glänzendste Weise zu entfalten Gelegenheit hatten, in den verdienten Beifall. Die Partbie der Azucena, welche eine stimmbegabte und mit allen dramatischen Hilfsmitteln ausgestattete Sängerin erfordert, war dem Fräulein Prandtner zugetheilt, welche sich ihrer schwierigen Aufgabe auf eine ebenso überraschende, als verdienstvolle Weise entledigte. Diese im sanftichen und dramatischen Theile gleich gelungene Leistung verdient um so mehr Anerkennung, als Fräulein Prandtner sich gewöhnlich nur in der Sphäre des localen Gesanges zu bewegen hat. Der Part des Fernando konnte bei den beschränkten Mitteln, über welche Herr Draxler zu verfügen hat, nicht zur Geltung kommen. In den Chören waren einige minunter bedeutende Schwankungen bemerkbar. Das Orchester unter Herrn Stenzel's Leitung hielt sich recht wacker, nur hätten wir hin und wieder das Tempo beschleunigter gewünscht, namentlich im Allegro der Arie Leonorens im ersten Akte.

Der Vorstellung des Troubadours folgte am Sonntag jene der „beiden Grafel", Volksschauspiel (!) mit Gesang in 3 Akten und einem Vorspiele nach Eduard Breier's Roman von Leo Mai. Es ist wohl erklärlich, daß in Wien, wo fast jedes Theater sein eigenes Publikum hat, diese dramatisirte Blüthe der Roman- und Schauderliteratur ihre Verehrer fand; in der Provinz aber, wo nur eine Bühne die geistige Kost zu besorgen hat, und wo es nur ein Publikum gibt, werden derlei Galgenstücke, wenn sie ja der lieben Gelbfrage wegen zur Darstellung kommen, nur ein ephemeres Dasein fristen. Die Aufführung war eine offenbar überstürzte und reich an Gedächtnißfehlern.

Herr Sauer (Grafel) that in seiner Mimik des Guten bedeutend zu viel, und satiguirte seine Lunge mit der gewöhnlichen lauten und abgerissenen Sprechweise. Die Späße des Grafelsängers, das einzige Gute in dem ganzen Stücke, wurden vom Herrn Ferdinand Zöllner recht wirksam gegeben; die übrigen Rollen sind keiner Erwähnung werth.

Nicht viel besser als „Die beiden Grafel" ist „Die Frau Wirthin", Charakterbild mit Gesang in 3 Akten von Friedrich Kaiser. Der beliebte Volksdichter, dessen reiche Produktivität schon so viel Gelungenes zu Tage gefördert, hat mit dieser Piece wohl keinen Fortschritt gemacht.

Die Frau Wirthin ist eines jener dramatischen Janusgesichter, welche auf der einen Seite Thränen vergießen und auf der andern Seite den Mund voll Späße haben.

Abgesehen davon, daß die dem Stücke zu Grunde liegende Moral, nach welcher ohne dem Segen der Eltern kein Unternehmen der Kinder gedeihen kann, als Sujet schon vielfach abgenützt ist, leidet die Handlung an den grellsten Unwahrscheinlichkeiten, welche im letzten Akte ihren Höhepunkt erreichen. Die Scene im ersten Akte, in welcher Cilli trotz den Mahnungen ihres Vaters ihrem Geliebten folgt, hat eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit jener in „Mönch und Soldat", in welcher die Kollision der Kindespflicht mit der Herzensneigung in anderer Lösung zur Anschauung kommt.

Gepielt wurde von Seite der Hauptdarsteller recht verdienstlich, namentlich waren Herr Fischer (Ochmar) und Fräulein Wildenau (Cilli) in ihren Rollen wirksam. Auch die Leistungen des Herrn Bargan (Echtmann) und des Herrn Karschin (Hartkopf) verdienen Erwähnung.

Die letztgegebenen Novitäten sind zwei artige Lustspielchen: „Ich esse bei meiner Mutter" frei nach Decourcelle und Thibourst von Winterfeld, und „Die Entführung" von J. F. Jünger.

Der ersten einaktigen Piece liegt eine schöne Idee, die Darstellung einer Empfindung zu Grunde, und ist mit der nur den Franzosen eigenthümlichen Leichtigkeit und Grazie behandelt und durchgeführt. Die Hauptrolle (Ermina Bella — Sophie Arnenuld?) lag in den Händen des Fräuleins Quandt, welche sich mit der Darstellung derselben viele Mühe gab, aber den richtigen Ton, der wohl mehr als Routine erfordert, nicht recht zu finden wußte. Ueber die Darstellung der Nebenrollen wollen wir einen Schleier ziehen.

Warum wird dieses Lustspiel, dessen Schauplatz doch nur Paris seyn kann, hier mit deutschen Namen der Handelnden und mit geändertem Titel gegeben? Die vom Hofburgtheater benützte Uebersetzung: „Ich speise bei meiner Mutter" nennt die Namen Sophie, Arneuld, Didier, Marien ꝛc.

„Die Entführung" ist ein altes aber nettes, dreiaktiges Lustspiel, welches den schon oft behandelten Steff, die Verlegenheiten, welche aus einer Entführung entspringen können, auf geschickte Weise und in ziemlich drolligen Scenen zur Anschauung bringt.

Fräulein Wildenau gab ihre Rolle (Henriette) mit frischer, anmuthiger Natürlichkeit, und Herr Fischer den Baron Rosenthal mit Eleganz und Humor. Fräulein Wildenau wurde gerufen. Die übrigen Rollen waren unbedeutend.

Es ist bereits wiederholt vorgekommen, daß der Theaterzettel andere Darsteller angibt, als jene, welche die betreffende Rolle spielen. Auch dießmal nannte der Zettel statt Frau Stenzel — Fräulein Quandt. Sollte dieß nur ein Druckfehler seyn, so wollen wir hoffen, daß er sich nicht mehr ereignet.

M. S.

Literarische Notiz.

Unter den bisher erschienenen Wiener-Kalendern für 1857 verdient der Neue illustrirte österreichische Volkskalender, herausgegeben von F. Mend-Dittmarsch und verlegt von L. C. Zamarski besondere Beachtung. Belehrende und unterhaltende Original-Aufsätze, durch Humor ansprechende und auch künstlerisch gute Illustrationen (die Kaiserin der Franzosen, umgeben von ihren Hofdamen, nach dem Gemälde von Winterhalter, dann Frau Ida Pfeiffer in ihrem Wanderkostüm) mit vier Farbendruckbildern und einer werthvollen Stahlstichprämie: „Der blinde Geiger und sein Enkelchen" sind es, welche diesen Kalender vor andern empfehlen. Der gelehrte Reisende Dr. Karl Scherzer hat sich durch eine Erinnerung an seinen Aufenthalt in Costa Rica mit einem Aufsatze „die Volksfeste in Carthago" bei diesem Unternehmen dankenswerth betheiligt. Wenn wir nur den Werth der Prämie bedenken, die im Buchhandel mehrere Gulden kosten würde, so muß der geringe Preis von 48 kr. für den ganzen Kalender unsere Aufmerksamkeit erregen und nur ein maßenhafter Absatz uns die Möglichkeit dieses geringen Preises erklären. Gerne möchten wir durch diese Bekanntgebung ein Schärflein dazu beitragen. Exemplare sind in Klagenfurt in der Johann Leon'schen Buchhandlung vorräthig.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 43. Sonnabend, den 25. October. 1856.

Eine Nacht am Roßkofel.

Zugleich eine topographische Skizze.

Es war ein herrlicher Morgen, mit welchem der verflossene 20. August d. J. anbrach. Nur einzelne leichte Wölklein schifften vom Norden her und der Tag versprach ein heiterer und lieblicher zu werden. Es war daher sehr einladend, eine Alpenpartie zu unternehmen, und der Roßkofel sollte meinem Versprechen gemäß, welches ich dem Freunde C* gegeben, das Ziel unseres heutigen Ausfluges seyn.

Der Roßkofel steht südlich von Tröpolach*) im Gailthale, versteckt hinter den Vorbergen von Schlanitzen und der Tresdorfer Alpe und ist von der Thalsohle aus nirgends ganz, sondern nur theilweise sichtbar. Seine beiden ihm an Höhe gleichen Flanken, welche er in's Gailthal vorschickt, sind der Gartnerkofel mit der Watschiger Alpe und dem Naßfelde als tiefster Einsattlung, und der Tregkofel und dessen Forsetzung der Tröpolacher Alpenkofel; welche durch die Trogköhe mit dem Roßkofel zusammenhängen.

Seinen Namen soll er daher haben, weil in früheren Zeiten, wo die Berge sich noch nicht so aufgelöstet**) und ihre Höhen zugänglicher waren, auf seinem Rücken Pferde geweidet haben sollen.

Seine Gestalt ist die eines langen, grauen, aus bloßen Felsen bestehenden Gebirgrückens, auf dem vorzüglich nur drei Kuppen höher hinanragen, daher auch bei Weitem nicht so imposant als die des Gartnerkofel's, der frei seine Umgebung um etwa 1500 Fuß überragt und in Zacken und Spitzen endet, oder wie die des Tregkofel's, der ein nach allen Seiten fast senkrecht abfallendes Hochplateau bildet, und nur durch eine einzige Schlucht von der Tregalpe aus erklettert werden kann. Der Roßkofel erscheint ebenfalls unzugänglich, und wirklich kann er nach Aussage Aller, mit denen ich darüber gesprochen, nur an einer Stelle erstiegen werden. Nur geübte Bergsteiger wagen es, durch das Labyrinth von Felsen und losen Gesteinen sich vorwärts zu winden, und wohl nur ein geübter Fuß springt von einem Felsblock auf den andern, die Spur verfolgend, welche die Ziegen zurücklassen.

Die Hauptgesteinsmasse des Roßkofels scheint dem Uebergangskalke anzugehören, welcher überhaupt den Gebirgszug südlich der Gail bildet. Ueber demselben lagert stellenweise der an Versteinerungen reiche secundäre Schiefer, den einzelne ziemlich mächtige Quarzlager durchstreichen. Daher die eigenthümliche Gestalt dieses Berges: seine Seiten steil abfallend, sein Rücken kuppenförmig gewölbt, stellenweise an der südlichen Abdachung mit reichem Grasewuchse bedeckt, stellenweise bloßes Gerölle aus mächtigen Felsblöcken zeigend, wo alle Vegetation mangelt; die ziemlich großen Quarzblöcke sind mit der Landkartenflechte (Locidea geographica) überzogen. Eine geologische Specialdurchforschung dieser Gebirgsgegend müßte sehr interessante Daten liefern, besonders die Höhe zwischen dem Roßkofel, Trogkofel, Trog- und Großrudnigalpe, von mir Troghöhe genannt, wo Kalk, sedimentärer Schiefer mit Versteinerungen, Sandsteine u. d. gl. in mehr und weniger mächtigen Abtheilungen fast senkrecht neben einander aufgestellt erscheinen.

Seine Gewässer sendet der Roßkofel zum Theil in's Gailthal, und liefert so seinen Beitrag zur Oselitzen, dieser Geißel der Ortschaften Tröpolach und Watschig, zum Theile in die Tregalpe, wo es am tiefsten Punkte sich ansammelt, und, ohne sichtbaren Abfluß zu haben, verdunstet und durchsickert, größtentheils aber nach Pontafel in die Fella; er bildet mithin die Wasserscheide zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere.

Die Flora ist interessant und dürfte bei genauerer Durchforschung viele Seltenheiten liefern. Vor Allem erwähnenswerth ist das Vorkommen sämmtlicher drei Saussurareen der deutschen Flora, baun Gentiana pumila, Leontodon Taraxaci, in diesem Alpenzuge selten, Arabis vochinensis, Draba tomentosa, Potentilla nitida, Alchemilla fissa, Senecio carniolicus, Phyteuma Sieberi, beide Paederoten, Elyna spicata u. dgl. m. Nur sein Fuß ist mit spärlichem Walde umkränzt, welchen die Fichte, mit Lärchen untermischt zusammensetzt. Was die Fauna liefern mag, ist mir unbekannt geblieben; für Gemsen ist hier ein herrlicher Aufenthaltsort.

*) Der Ortsname Tröpolach hat in seiner Schreibart schon viele Veränderungen erfahren. In einer Urkunde vom 12. Juli 1288, worin Otto von Künburg der Kirche St. Georg die von ihm erkaufte Riednrdnigalpe schenkt, heißt der Ort Dobropolach, gutes Feld, aber vielleicht auch das Feld an der Dober, Bach zwischen Tröpolach und Rattendorf. In einer zweiten Urkunde vom Jahre 1572, worin die Abhaltung des Gottesdienstes zwischen Tröpolach und Rattendorf regulirt wird, wird der Ort Dropolach genannt. Im Jahre 1642 schrieb der damalige Orts-Vikar Ambros Angermiller Tröpolach, wie im ersten pfarrlichen Taufbuche zu lesen ist. Von unsern Vorelern wurde sogar Treppellach geschrieben, und wirklich ist die Lage der Häuser, vom Berge herab besehen, einer Treppe mit 2 Stufen nicht unähnlich. Die nichtssagende, aber am häufigsten vorkommende und mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche übereinstimmende Schreibart ist Tröppellach. Die gemeine Aussprache vieler Ortsnamen ist aber schecht, so z. B. sagt man gemeinhin Michor und doch schreibt Jedermann Hermagor und nicht Michor.

**) Besonders seit den Jahren 1851 sind ganze Strecken der schönsten Alpenweiden gänzlich ruinirt, theils als Erdlawinen abgerutscht, theilweise in Schutt und Gerölle begraben.

Digitized by Google

Seiner Fernsicht wegen, die er in's benachbarte Friaul bietet, wird er öfters beſtiegen, jedoch ſelten ſind die Beſteiger mit einem heitern Himmel beglückt. Wolken umziehen ſo gerne ſeinen Scheitel und ein unangenehmer Süd trägt dem Wanderer, nachdem er die Beſchwerlichkeit des Steigens überwunden, Staubregen und Nebel in's Angeſicht. Die kleine Feſtung Oſoppo, und weiter hinab die Ebenen am Tagliamente, ja ſelbſt die Fluthen der Adria ſollen ſichtbar ſeyn. Ein herrlicher Kranz von Gebirgen umgibt ihn, und wer zählt die Häupter, die in ſeiner Nähe und in weiterer Ferne ihn umſtarren. Die italiſchen Rieſen ſind mir unbekannt, aber der Mangart und Terglou im Oſten, der Egelnod, Staff, das Reißeck, der Salzkofel, Stagor, das Kreuzeck im Norden, und eine lange Reihe von Koſeln und Spitzen im Weſten, worunter beſonders der Kollinkofel, dieſer Gletſcher der karniſchen Alpen, hervorragt, ſind ein lohnendes Panorama. Wer dieſes Panorama, wie es ſich an einem heitern Morgen herrlich geſtalten mag, genießen will, ſuche ſein Nachtlager in den Hütten der „Tröpolacher"- oder noch beſſer der „Großrudnig"-Alpe, von wo aus man binnen drei Stunden die Höhe des Koſel's gewinnen kann. Ohne kundigen Führer ſoll es Niemand wagen, ihn zu beſteigen.

Da der Genuß der Fernſicht am Roßkofel für mich und Freund C* nur Nebenſache, ſeine ſeltenen Pflanzenſchätze aber Hauptſache waren, ſo war es für uns nicht nothwendig, ſchon am frühen Morgen oben zu ſeyn, auch vertraute ich auf meine Wegeskunde, da ich vor drei Jahren ſeine Höhen bereits erklommen hatte. —

Die Sonne hatte erſt einzelne Bergſpitzen geröthet, und der junge Tag war kaum erſt in die Thäler hinabgeſtiegen, als wir unſere Wohnung verließen, und über die Schlanitzen den Alpenweg nach Großrudnig verfolgend in drei Stunden die Alpenweiden erreichten. Die Botaniker ſind nicht vom Flecke zu bringen, wenn einmal die Alpenregion die geſuchten Blümlein bietet. Da wird jeder Fels, jedes Gerölle, jede feuchte Stelle aufgeſucht und beguckt, und ſehr langſam geht es vorwärts. An der Oſtſeite des Tregkofel's hinauf, durch wüſtes Gerölle ſchritten wir vorwärts. Die „Trogshöhe", eine für Botaniker und Geologen ſehr intereſſante Höhe durchſchritten wir nur zögernd, denn ſie bot uns zu viele Schätze, und ſo ſtand die Sonne faſt im Mittage, als wir bei der letzten Quelle am Fuße des Roßkofels uns labten und ſtärkten, denn weiter hinauf ſprudelt keine Quelle mehr. Um 2 Uhr waren wir an ſeiner Höhe angelangt, aber ſchon trieben einzelne Wolken durch einen ſchneidenden Süd gepeitſcht an uns vorüber, alle Gebirgsſpitzen umher waren bereits in Wolken gehüllt, und jede Ausſicht in die Thäler Friaul's benommen. Unſer botaniſcher Eifer kümmerte ſich jedoch nicht darum, waren wir ja am Ziele unſeres heutigen Ausflugs angelangt, und unſere Botaniſirbüchſen gefüllt. Immer dichter und häufiger jagten Nebel an uns vorüber, der Wind blies uns ſo durchdringend an, daß wir nach einem Aufenthalte von etwas über eine Stunde, welche jedoch ſchnell verfloſſen war, ernſtlich an die Rückkehr dachten. Statt jedoch den ganz gleichen Weg zurückzukehren, wollte ich noch eine Stelle, wo ich vor drei Jahren die Saussurea pygmaea ziemlich häufig ſah, beſuchen und dieſelbe Runde an der Höhe machen, welche ich damals beim Aufſteigen gemacht hatte. Aber mit welcher Angſt, mit welcher ſchauerlichen Nacht mußten wir dieß bezahlen. Der Nebel lag bereits dicht am Boden an, der Wind pfiff um die vielen Hügel und durch die vielen Thälchen, welche den Gipfel des Koſel's zuſammenſetzen. Wir ſchritten unſerer Meinung nach nach Norden, denn dorthin mußten wir, um den einzigen Abgang zu gewinnen, aber ſchnell blies uns der Wind, wie vom Oſten kommend, an. Kurz darauf kam der Wind wie vom Norden. Dieſen Wechſel konnten wir uns nicht erklären, denn noch immer glaubte ich die rechte Wegrichtung eingeſchlagen zu haben. Wir überſetzten einen Sattel und tief hinab waren unter dem Nebelſchleier grüne Matten ſichtbar, ähnlich denen, die wir beim Aufſteigen überſchritten hatten. Wir waren der ſichern Hoffnung, den Punkt zum Aufſteigen gefunden zu haben; aber wie wurden wir enttäuſcht. Am untern Ende dieſer Matten zeigten ſich uns furchtbare Abgründe. Ich wagte es nicht, ſtehend an den Abgrund hinauszutreten, ſondern legte mich nieder, und tief unten, unter ſenkrechten Felſen ſah ich den Hintergrund eines Thals, mit wenigen Bäumen aber unzählbaren Felsblöcken beſäet. Dieſes Thal hatte ich nie zuvor geſehen. Da konnten wir nicht hinab. Links erhoben ſich ſteile Felswände, rechts eine felſige Kuppe in einen Nebelſchleier gehüllt und ein Meer von Felstrümmern, darin wie Oaſen einzelne Schneeſtellen. Der Wind kam wie aus der Tiefe herauf, der Boden war vom häufigen Nebel und Staubregen ſchon ganz naß, die ganze Situation uns unbekannt. Wir gingen rechts, überſchritten Sättel und Hügel, aber den wahren Rückweg konnten wir nicht finden. Wiederholt kamen wir auf die höchſte Kuppe zurück, überſtiegen das in der Nähe aufgehäufte Quarzgerölle, aber nicht möglich war es, in dieſem Nebel ſich zu orientiren. Ueber drei volle Stunden irrten wir ſo umher, die Nacht fing an hereinzubrechen, und es war gerathener, dieſelbe auf der Höhe zuzubringen, als an einem Abhange, wo uns herabrollende Steine hätten zerſchmettern können. Wir ſuchten einen ſchützenden Felſen, fanden keinen, endlich öffnete ſich zu unſern Füßen ein ungeheurer Keſſel, wie ein faſt ausgefüllter Krater ausſehend, und dort eine Vertiefung wie ein längliches Viereck, gerade ſo breit, daß wir Beide ruhig nebeneinander uns hinlagern, eigentlich hinlehnen konnten, und der Wind noch über uns wegſtrich. Das war unſere Ruheſtätte.

Es wurde Nacht, es fing an zu regnen, wir fühlten uns am ganzen Körper unangenehm feucht, der Wind ſauste in den Felſen, trieb die Nebel im Kreiſe herum und umſpülte unſere Häupter, müde und matt von der Anſtrengung des Tages befiel uns zwar auf Augenblicke der Schlaf, aber die Angſt, wie, ohne krank zu werden, wir die Nacht zubringen würden, wie wir am folgenden Tage den einzigen Ausweg finden könnten, denn auf menſchliche Hilfe durften wir nicht ſo ſchnell rechnen, ſchreckte uns gleich wieder auf, die Beine zitterten, die Zähne klapperten, die halbſitzende, halbliegende Stellung wurde peinigend, wohin wir uns wendeten, hartes Geſtein. — Eine ſchreckliche Nacht.

Nach Mitternacht zerriſſen die Wolken, der Mond blickte ſo freundlich auf uns herab, der Polarſtern zeigte uns den wahren Norden, in einem dünnen Nebelſchleier eingehüllt umſtanden uns, Geſpenſtern gleich, mächtige Kuppen, aber in wenigen Minuten war wieder Alles in dichten Nebel begraben. Endlich begann der Tag zu grauen, die Sonne erſchien als eine für Augenblicke ſichtbare matt erleuchtete Scheibe und wir machten uns auf, die nächſten Anhöhen zu gewinnen.

Eine Herde gut genährt ausſehender Schafe bewillkommte uns und begleitete uns eine ziemliche Strecke weit, ſie wollten wohl Salz von uns haben. Wir freuten uns darüber, in dieſer ſchauerlichen Oede Hausthiere zu finden, die den Menſchen lieben, ſtatt ihn ſcheu zu fliehen. Wir gingen der Sonne entgegen, aber auf einmal ſtand ſie uns wie im Süden. Die Nebelſchleier lichteten ſich, wir ſahen zwei Thäler, eines wie nach Süden, das andere wie nach

Digitized by Google

Westen laufend, mit Nebeln und Wolken dicht umzogen und uns gänzlich unbekannt. Wie gestern fragten wir uns: Wo sind wir? Augenblicklich umgab und wieder dichter Nebel, doch wir schritten mit unsern noch zitternden Beinen so schnell als möglich vorwärts, um uns zu erwärmen und die Höhen zu gewinnen. Da öffneten sich die Nebel auf der andern Seite und ich sehe Watschig, Kameritsch, den Gnggenberg. Nun, Gott sey Dank! rief ich mit erfreuten Herzen, nun weiß ich, wo ich bin, und Freude glänzte auf unsern Gesichtern. Jetzt konnten wir nicht mehr fehlen, nur gerade der Höhe zu, und in wenigen Minuten hatten wir die höchste Kuppe erreicht. Nun sahen wir, daß wir gestern wiederholt hier gewesen, denn die häufig dort wachsende Poa alpina ließ uns diese Stelle leicht erkennen. Weiter abwärts sahen wir jenes Quarzgerölle, das wir gestern überstiegen, und dem wir eine Strecke abwärts hätten folgen sollen. Die Angst und Beklemmung war zu Ende, der innerliche Frost war einer belebenden Wärme gewichen, wir fühlten uns froh und gesund, und ohne irgend welche Nachwehen haben wir glücklich diese Tour überstanden.

Wie süß schmeckte und die heiße Milch mit Brod, welches Frühstück wir in der „Schimonshütte" in Großrudnig genoßen, und welches die Käsemeisterin mit Alpenbutter noch mehr würzte. Unsere Botanisirbüchsen mit Pflanzen vollgestopft, wanderten wir nun froh dem Thale zu, noch hie und da einen Blick nach dem Rosskofel werfend, der sich tief herab in schwarze Wolken einhüllte. — r.

Caracalla.

Wohlauf, des Steierlandes wilde Gaue,
Mit Legionenwucht an Rom gepreßt,
Erlustigt heut in eurem Wunderbaue
Den Cäsar, den's daheim nicht ruhen läßt.
Er schweift einher mit klirrendem Geschosse
Und weis't zurück die dienstbereiten Trosse,
Und eilt voran und starrt zutiefst im Hain —
Da zittert ihm das Herz in aller Pein.

Das Horn, das Horn! Es läßt nicht Zeit zum Sinnen,
Es klingt laut die Rüdenschaaren an,
Da gilt's mit Bluddetteil' abzugewinnen
Dem Auer und dem Eber seine Bahn.
Schon lenckt das Wild, im Flug die Sträuche berstet,
Es tobt die Jagd und mit den Altersten
Stürzt Caracalla auf den Eber los,
Er zielt, er trifft, getödtet hat der Stoß.

Und weiter sonder Unterlaß hinstürmend
Der stätgeborne Jäger klimmt empor,
Bis wo der Forst Gefelo auf Wände thürmend
In jähem Absturz tritt am Fluß hervor.
Auch hier, entsteigend aus der Strömung Schimmer,
Umweint es ihn wie tückelnd Todesgrimm.
Er lauscht. Doch bald verschencht den ew'gen Harm
Der Jagdgenossen zierbedeckter Schwarm.

Draus tritt hervor Magir, der Eingeborne,
Mit freher Hast er zu dem Kaiser spricht:
„Sieh, sieh — Du triefst von Blut." Zu rascher Zorne
Entspört der Cäsar schwindelndhohen Klippen
Den Landessohn, daß kaum von seinen Lippen
Noch Zeit gewinnt der bitt're Nachefchrei
Fernab zu tönen durch die Wüstenei.

Drauf reißt er sich den Mantel, blutbespritzet,
Vom Leib und wirft ihn grollend in die Flut:
„Hinunter ihr, die ihr die Seele tötet
Und mich gemahnt an's rothe Bruderblut,
Hinunter in die unerschloßne Tiefe,
Daß niemals, ob ich tausendfach auch triefe,
Des Verwurfs Donner schalle an mein Ohr
Und Geta's düstrer Schatten tauch' empor.

Du aber, Land, gefaßt in Alpengemmen,
Das du wie eine Feuerkron' mich drückst,
Und, machtlos meiner Pein Gebraut zu hemmen,
Mir warnend Fluch an Fluch entgegenrückst,
Lebwohl! Mein Rom mach' alles Roth vertleiden."
Er zog hinaus. Ihm klang in Asien's Reichen
Noch in Makrinus wüster Meuterei
Der Steireralpen dumpfer Rachefchrei.

Graz. Friedrich Pichler.

Theater-Revue.

Den letzten Mittwoch kam Scribe's bekanntes Lustspiel: „Ein Glas Wasser" mit dem ersten Debüt der Frau Dorn als Königin von Malborough zur Aufführung.

Mit der Beurtheilung einer Anrittsrolle ist es in der Regel immer eine schwere Sache. Unvermeidliche Befangenheit und vielerlei andere Einflüße beeinträchtigen die Entfaltung der Anlage und lassen den Grad derselben nicht leicht feststellen.

Der aufrichtige Kunstfreund wird daher die aufblühenden Goldkörnlein des Talentes mit um so größerer Befriedigung wahrnehmen und ermunternd zur Anerkennung bringen, wo diese aber gänzlich fehlen, vor weiterer Verfolgung des mißverstandenen Berufes warnen.

Leider befinden wir uns mit Frau Dorn im letzteren Falle. Die Debütantin konnte zu ihrer Empfehlung nichts geltend machen, als ein hübsches Aeußeres, welches obendrein durch die sehr unvortheilhaft angebrachte Schminke weientlich beeinträchtiget wurde. Frau Dorn verstand weder zu geben noch zu sieben, die Handbewegungen waren gezwungen und unnatürlich, der Vortrag monoton und oft unverständlich. Daß unter solchen Verhältnissen von einer geistigen Auffassung der Rolle, von einer Nuancirung u. dgl. keine Rede seyn kann, ist wohl selbstverständlich, und wir müssen es zum Mindesten unbescheiden nennen, zum ersten Debüt eine Rolle zu wählen, an der schon bezahlte und routinirte Schauspielerinnen gescheitert sind.

Auch die Darstellung der übrigen Rollen war zum größeren Theile eine kaum befriedigende. Herr Fischer gab den Bolingbroke zwar mit vielem Geschicke, ließ aber die nöthige Feinheit und adelige Tournüre des britischen Hof- und Staatsmannes vermissen. Den „Masham" spielte Herr Bargen und verbarb seine Rolle wie gewöhnlich durch zu schnelles Sprechen und falsche Betonung der Silben und Worte. Dagegen war die „Königin" des Fräuleins Quandt ein in das kleinste Detail ausgemaltes, von sichtlichem Fleiße zeugendes Gemälde, dem wir gerne unsere Anerkennung zollen.

Auch Fräulein Wildenau gab die ihrer Individualität zusagende Rolle der „Abigail" recht anmuthig und natürlich.

Der besprochenen Vorstellung folgte Tags darauf: „Dame Tricolor" oder „Eine Dame und drei Westen", Lustspiel, frei nach dem Französischen von Magdalena Karschin und wie der Theaterzettel meldete: „bereits mit Beifall gegeben in Prag, Hamburg, Karlsruhe, Dresden, Berlin ꝛc." Diese Ankündigung, welche, beiläufig gesagt, kaum bei einer Dorfbühne am Platze wäre, und als captatio benevolentiae vorausgesandt wurde, hindert uns wahrlich nicht, das genannte Stück sehr mittelmäßig zu finden. Die Handlung bewegt sich auf dem schlüpfrigen Boden der eleganten Welt in Paris, von welcher uns der jüngere Dumas in seinem Demi monde ein so treffendes Bild geliefert hat, ist ziemlich frivol und leidet an Unwahrscheinlichkeiten. Gibt es wohl einen verrünftigen Menschen, der eine solche Figur — wie den „Baron Marcuilles" für möglich hält? Solche Töpel, welche die Frau dreimal des Tages die greulichsten Gitten wechseln läßt, um den Liebhaber zu benachrichtigen, und dabei Ordenssterne tragen und den schwedischen Gesandtschaftsposten erhalten, gehören wohl nur in das Reich der Fantasie. Geradezu das Zartgefühl verletzend ist die Scene im dritten Akte, in welcher Henriette den Baron zum Aufknöpfen des Rockes zu bewegen hat, und wie bedauerten sehr Fräulein Quandt, welche sich dieser peinlichen Aufgabe unterziehen mußte.

Die Darstellung war von Seite des Fräuleins Quandt und des Herrn Fischer recht verdienstlich; Herr Bargen (Leon) hat zwar Befähigung und Geschick für derlei Rollen, memorirt aber nicht fleißig genug, und überstürzt sich häufig in seiner hastigen Redeweise. Aus dem Baron Marcuilles des Herrn Karschin konnte man leichter alles Andere, als einen Diplomaten und Gesandten herausfinden. Die Aufnahme des Stückes war eine sehr kühle.

M. S.

Digitized by Google

Correspondenz.

Weisskirch im Ottschthale Ende September 1856. Während unsere mährischen Nachbarn heuer alle Ursache haben, die Krankheit ihrer Seidenwürmer zu beklagen, haben wir im Gebirge nicht minder Ursache, das außerordentliche Ueberhandnehmen der Raupe des Kohl- und Weißrübenweißlings (Pieris brassicae, napi) zu verwünschen, welche uns um den ganzen Ertrag des hier zu Lande so beliebten Sauerkrautes gebracht hat. Es ist nicht notwendig, zu sagen, welche wichtige Stelle der Kopfkohl im Speisezettel aller Klassen der Bevölkerung Kärntens einnimmt. Allein gewiß ist, daß man im Winter durch dessen Rubrik einen gar unangenehmen schwarzen Strich wird ziehen müssen. Schon im Juni d. J. schwebte nämlich der Falter des Kohlweißlings trägen Fluges über in großer Menge in unseren Feldern und Gärten umher. Er findet hier auch gerade den rechten Platz. Das Thal ist von Nordwinden wohl beschützt, und auch sonst brechen sich die Stürme schon an den Felsen der Vorberge. Ruhe und warmer Sonnenschein und die Menge der Büsche und Hecken, die die Felder umgeben, in welchen er, wenn's regnet, ein schützendes Dach findet, sind lauter Verhältnisse, welche sein Vorkommen begünstigen.

Der Kohlrosl, bei uns durchgehends Kabas genannt, wurde mehrentheils erst im Anfange des Juni ausgesetzt, und kam bei der Trockenheit des besagten Monates nicht recht vorwärts. Im Juli hingegen gab es hier bedeutende Niederschläge und nun entwickelte sich das Kraut in der Herrlichkeit. Im August bilbeten sich bereits Köpfe; aber schon waren aller Orten die Eier des Falters zu erblicken und man unterzog sich zu wiederholten Malen dem mühseligen Geschäfte des Ablammeln. Man hätte aber diese Arbeit täglich von Vorne beginnen sollen, denn die Vervielfältigung der Eier ging in's Unglaubliche.

Wie wahrlich übrigens dieser Falter mit dem Platze ist, wohin er seine Eier legt, zeigt folgende von mir beobachtete Thatsache.

Zwei Krautäcker stehen dies- und jenseits eines Mühlbaches. Der eine liegt tiefer und sein Erdreich wird vom Bachwasser mittelst Durchsickerung getränkt. Der andere liegt höher als das Bächlein, und gibt die Niederschläge an dieses ab. Ersterer nun wurde von der Raupe total aufgezehrt, jener hingegen steht noch jetzt schön und üppig da.

Unseren verständigen Landwirthen werde ich damit nichts Neues gesagt haben; denn die Regel, welche man dieser Thatsache entnehmen kann, ist längst überall in Anwendung, wo nämlich Gelegenheit vorhanden ist. Im Mürzthale und im Drauthal pflanzen die Leute ihr Kraut nahe am Flußufer, wo das Erdreich vom Wasser unterirdisch getränkt wird.

Diese allein werden heuer einen kleinen Vorrath an Sauerkraut erlangen. Aber Jedermann wünschet das besagte Gemüse. Daher hat die Wehrpflicht — eine weit übertragene Meinung! — hiesen Krautacker gerade dort angepflanzt, wo eben noch ein leerer Platz war, also häufig auf trockenem Boden, und muß nun sehen, daß sie das Kraut der Raupe gepflanzt. Es ist bereits verloren.

Aber auch der Rübenweißling (Pieris napi) hat, wenn auch in weit geringeren Dimensionen, das Seinige gethan, und die schönen Blätter der Rüben bis auf den Mittelstiel aufgefressen. Seit Anfang September bis gegen den 20. suchten die betreffenden Raupen eine Wohnung zur Verpuppung und kamen in unzählbarer Menge an die Häuser, krochen über alle Wände und Mauern hinauf, in alle Zimmer und Räume hinein. Unsinnlich reichte es noch hin, einmal des Tages mit dem Besen die Aufenwände des Hauses davon zu reinigen. In der Woche vom 14. bis 20. September jedoch waren wir förmlich belagert. Man hing die Winterfenster ein und verschanzte sich, so gut es immer seyn konnte. Allein der Feind attaquirte uns bei Tag und Nacht und schlüpfte durch die feinsten Ritzen und Spalten — wir mußten ohne Bedingung capituliren!

Ich habe nie eine sonderliche Freude an diesen Thieren gehabt — jetzt mußte ich nolens volens mit ihnen Bekanntschaft machen. Sie sind wirklich durchaus nicht so häßlich, diese Raupen! Ihr im Silberglanze schimmernder Leib hat über den Rücken und an jeder Seite einen schwefelgelben Längenstreif, besteht aus 11 Gurtenringen und hat 8 Paar Füsse, worvon 4 Paar vorne gegen den Kopf, 4 Paar gegen das Ende hin sich befinden, während in der Mitte des Leibes nur Andeutungen von Füssen vorhanden sind. Zwischen den Längenstreifen und am Kopfe ist er mit schwarzen Punkten, deren Vorkommen eine gewisse Ordnung zeigt — getigert. Diese Punkte werden später zu Flecken und es entwickeln sich endlich schwarze Haare darauf. Einen Unterschied zwischen Pieris brassicae und napi konnte ich jedoch nicht entdecken. Die Menge der eindringenden Thierchen machte mir trübe Gedanken, und ich ahnte einen baldigen Winter. Richtig hatten wir am 20. einen Schneefall, und zwar einen so tüchtigen, daß der aufgelöste Niederschlag 13‴ betrug. Eine schuhhohe Schneedecke übertagerte alles Land, und erst der Regen des 25. bannte den Schnee. Seitdem ist das feindliche Heer der Raupen verschwunden, und unbeläßiget schreibe ich diese Zeilen.

P. L.

Ein Brief aus Australien.

Ohne mit dem Schreiber dieses Briefes, in Betreff der Einladung nach Australien auszuwandern, wie überhaupt der Auswanderung im Allgemeinen, einverstanden zu seyn, ersüllt derselbe doch so Manches, das der Mittheilung würdig zu seyn scheint. Der Schreiber dieses Briefes, schon 60 Jahre alt, wanderte im August 1855 in Gesellschaft eines gewissen J. K. von Steinkirchen nach Australien aus. Derselbe hatte sich in der Stadt St. Veit früher durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Tagwerken ein kleines Vermögen erworben, wodurch sein gemagtes Unternehmen ermöglicht wurde. Der Brief ist an den Hausbesitzer B. K. in St. Veit gerichtet und lautet:

Morphet Valle, am 25. Juli 1856.

Schätzbarster Herr Vater!

Ich kann nicht unterlassen, Sie mit einem kleinen Schreiben zu belästigen, und Ihnen unser glückliches Schicksal mitzutheilen. Die Reise ging sehr gut, und ich kann nicht genug mit Worten beschreiben, welches Vergnügen man genießt, eine solche Lustreise durch so viele Länder und Städte auf der herrlichen und prächtigen Eisenbahn bis nach Hamburg zu machen. Am 25. August (1855) sind wir auf das große und schöne Schiff „Steinverder", welches für uns bestimmt war, gegangen und am 26. haben wir die große und weltberühmte Stadt Hamburg verlassen; der Wind war günstig, und am 1. und 2. September fuhren wir bei England vorüber in den großen Ocean; wir hatten immer guten Wind und erreichten unser Ziel, nämlich „glückliches Australien" schon am 24. Dezember, wo mein gegewärtiger Dienstherr mich gleich auf und mit sich nahm. Es war hier gerade Erntezeit; der Weizen stand größtentheils noch auf dem Felde, mit welchem Erstaunen mußte ich sehen, wie man den Weizen abnahm; es ist eine Maschine, welche von Ochsen oder Pferden auf dem Felde hin und her geführt wird, und den Weizen von dem Stroh abnimmt; es werden an einem Tag 50 bis 60 Bierling schon reiner Weizen zu Hause geführt; das Stroh bleibt auf dem Felde stehen und wird abgebrannt, denn dasselbe braucht man hier nicht; das sämmtliche Vieh geht auf die Weide. Zugochsen oder Pferde, wenn sie gebraucht werden, werden dieselben hier mit Hafer gefüttert, darum kann auch eine große und bedeutende Oekonomie mit wenigen Leuten bearbeitet werden. Hier wird von Getreide-Arten blos Weizen gebaut; Dünger ist hier nicht erforderlich, denn der Grund ist so fett, daß Alles mit bewundernswürdiger Güte und Schönheit wächst. Wein wächst von ausgezeichneter Stärke, nur ist noch nicht viel angepflanzt; Obstgattungen und alle vornehmen Früchte wachsen ebenso wie in Südafrika. — Jetzt fängt der Winter im höchsten Grade an, es ist eben so wie bei Euch Ende April oder Mai; die Tageslänge ist hier Ende Juni wie bei Euch Ende December, und hier Ende Dezember wie bei Euch Ende Juni, darum ist im Dezember und Jänner die größte Hitze, aber ein sehr gesunder Land.

Die Kost für einen Dienstbothen ist für eine Person: Frühstück 2 Tassen Kaffeh, Schaf- oder Schweinsbraten oder gebratener Speck nebst beliebigem Weitzenbrod, zur Jausen Kaffeh oder Thee, zu Mittag Rindfleisch und Schafsbraten nebst Thee und köstlichem Zugemüse, Nachmittag Thee oder Kaffeh, Brod und kaltes Fleisch, Abends wie Mittags.

Lohn habe ich das Jahr 26 Pfund Sterling, das ist nach österreichischem Geld 260 fl. C. M. O, wie danke ich Gott, daß ich in diese schöne und gute Weltgegend gekommen bin, wo ich hoffen kann, daß ich auf meine alten Tage (!) ein ruhiges und sorgenloses Leben führen kann; und wenn Jemand auf seine alten Tage sein besseres Auskommen erwarten kann, als ich es hätte erwartet, wenn ich in der Heimath geblieben wäre, so rathe ich wohl bieher nachzukommen; meine (?) Kiste kann einer ja mitnehmen, die Reise kostet für eine Person mit genauer Beschränkung 250 fl. C. M. Ich ende für dießmal mein Schreiben

und grüße Euch alle zugleich
mit Herzensfreud und Frohlichkeit
mit Ehrlichkeit und Redlichkeit
bis in das kühle Grab,
und weiche keinen Fingerbreit
von Gottes Wegen ab.

Euer alter Freund
Johann Haßlauer.

Meine Adresse ist zu machen: An Johann Haßlauer beim Herrn J. G. E. Matthiesen, Farmer in „Morphet Valle" bei „Adelaide" in Australien.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 44. Sonnabend, den 1. November. 1856.

Skizze des Krieges in Ungarn 1848 und 1849.

Freveln nicht!
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
Bereitig Jauchzen greift in ihre Rechte,
Den Samen legen wir in ihre Hände
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehret das Ende.
Schiller im „Wallenstein".

Erste Periode.

Es bedurfte keiner großen Sehergabe, um das vorherzusagen — wie es in Ungarn kommen mußte. Das bevorzugte Land war in ewiger Opposition mit der Regierung, und ein selbstständiges Ministerium gefährdete endlich den Jahrhundert alten Bau des Kaiserthums.

Die Kämpfe mit den „Serben", die Zwistigkeiten und Reibungen mit „Kroatien", welches man dem ungarischen Ministerium unterwerfen wollte — wurden immer ernster, bis endlich diese Feindseligkeiten zum offenen Kampfe mit den „Kroaten" führten; da der wackere Banus, Freiherr von Jellachich, den kühnen Entschluß faßte, bis auf den letzten Tropfen Herzblut die Einheit der Monarchie zu vertheidigen.

In diesem geistvollen, energischen Manne lebte schon lange der große Gedanke: Ein Oesterreich und Alles für Oesterreich!

Jellachich, der treue, legitime, tapfere Degen erklärte offen und frei, es gelte die Rettung der Dynastie und des Gesammtstaates, denn „Ungarn" raube den schönsten Demant aus der österreichischen Kaiserkrone, daher werde er das magyarische Ministerium nie anerkennen!

Der Banus, dieser helle Kopf mit dem besten Herzen, erkannte sein Terrain, — verstand den Moment im Staatsleben, wo man im Herzen des Monarchen und nicht nach seinen Worten lesen mußte. Er sah, wie man sogar die Krankheit des guten Kaisers Ferdinand mißbrauchte, zu unlautern Zwecken benützte, und rüstete sich zum Kampfe auf eigene Faust — zur Rettung der nach allen Seiten hin zu zerreißen drohenden Monarchie.

Die kroatisch-magyarische Campagne nahm ihren Anfang, und der Banus rückte mit beiläufig 40,000 Mann gegen die Mitte September 1848 über die Drau. Mit 18,000 Mann nahm er den Weg über „Körmend", mit beiläufig 14,000 Mann zog General Hartlieb über „Kapwar", mit 8000 Mann sollten die Generäle Roth und Philippovich über „Fünfkirchen" folgen. Das Operationsobjekt aller Korps war „Ofen".

Beim Einrücken in „Ungarn" erließ der Banus eine Proklamation, in der er erklärte, daß er die Privilegien, die der König dem Lande ertheilt, nicht antasten wolle. Er führe nur Krieg gegen Jene, die das heilige Bündniß zu vernichten trachten, welches „Ungarn" und die mit seinem König und seiner Constitution vereinigten Königreiche verknüpfte.

In „Ofen" arbeitete man Tag Nacht an den Verschanzungen, Truppen wurden geworben und ausgerüstet. Die an der „Drau" aufgestellte magyarische Macht bestand aus beiläufig 16,000 Mann, darunter aber nur zwei Bataillone regelmäßiger Infanterie, wenn ich nicht irre, Ernst und Wassa, (das dritte Bataillon von „Ernst" schloß sich am Marsche dem Banus an) dann die Cavallerie-Regimenter „Nikolaus"- und „Alexander"-Husaren mit 1600 Pferden und 16 Geschützen, die andern Truppen waren Honvéd's und Nationalgardisten. Dieses Korps stand unter dem Befehl des Generalen Graf Adam Teleki, Der Graf zog sich ohne Widerstand zurück in der Richtung von „Stuhlweißenburg".

Der Banus hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, es mangelte Geld und Verpflegung; die Truppe war schlecht gekleidet und ohne Cavallerie; allein bei seinem Vorrücken in „Ungarn" schlossen sich die Regimenter „Hardegg"-Kürassiere, „E. H. Johann"-Dragoner und „Kreß"-Chevauxlegers an ihn an, und er gelangte ohne Schwertstreich bis an den „Platensee". Hier sollte die Verhandlung mit dem Palatinus Statt finden; weil man aber den ungarischen Regierungs-Commissären nicht traute, und das Dampfboot nicht die kaiserliche sondern die ungarische Flagge aufgezogen hatte, widersetzten sich die Offiziere dem Ansinnen des Banus, das Dampfschiff zu besteigen. Jetzt ließ der Banus den Palatinus bitten, an's Land zu kommen: in Mitte kaiserlicher Offiziere und Truppen sey er sicher. Dieß gaben die ungarischen Regierungs-Commissäre nicht zu, und somit ging der Palatinus in's ungarische Lager zurück, eilte nach „Wien", legte seine Palatinuswürde in die Hände des Kaisers nieder und güng nach „Deutschland" auf das Erbe seiner Mutter.

Das Offizierskorps des Grafen Teleki schickte den Grafen Bubna und den Rittmeister Barczay in's kroatische Hauptquartier, und ließ den Banus befragen, ob er einen Befehl mit der Unterschrift des Kaisers habe, die Ungarn anzugreifen. Diesen hatte der Banus nicht, er berichtete also an den Kaiser, und sendete den Rittmeister Baron Jellachich damit ab; worauf Graf Mensdorf als Courier des Kaisers mit einem Handbillet an den Banus anlangte, nach welchem Jeder, der gegen die kroatische Armee die Waffen führt, als Verräther erklärt wird. Als aber dieser Befehl kam, hatte der erste blutige Zusammenstoß schon zwischen den kaiserlichen und magyarischen Truppen Statt gehabt.

Der General Graf Teleki jedoch reichte alsogleich seine Entlassung ein, er wollte nicht gegen seine Waffenbrüder kämpfen und diesem richtigen Gefühle folgten noch mehrere Offiziere. — In dem Grundsatze „Treue seinem Kaiser" liegt die ganze Politik eines braven Soldaten.

Am 24. September befand sich das Hauptquartier des Banus in „Sio-Fok". General Roth war bereits in „Fünfkirchen" mit den slavischen Truppen eingerückt, um den

Digitized by Google

rechten Flügel zu bilden. Am 27. rückte der Banus in „Stuhlweißenburg“ ein. Es war die Division Kempen, welche, durch ein Umgehungsmanöver den Feind von der Stadt abschneidend, ihn zu einer andern Richtung zwang, und dann zuerst in „Stuhlweißenburg“ einzog.

Am 29. wollte der Banus sein Hauptquartier nach „Velencze“ verlegen, traf aber auf halbem Wege das magyarische Heer, jetzt unter dem Kommando des Generalen Mega in einer sehr starken Position auf dem Plateau zwischen „Sukoro“ und „Pakosd“. Es kam zum Kampf, und beiderseits standen viele ungeübte Truppen im Gefechte, dennoch würden die Kroaten diese starke Position genommen haben, wenn der tapfere Kempen mit seiner Division nicht zu sehr am rechten Flügel beschäftigt gewesen wäre. Auch folgte die Division Hartlieb zu spät nach. Die Truppen waren tapfer, besonders die Szeckler. Diese Rothmäntler litten am meisten, parlamentirten aber auch nichts, was in ihre Nähe gerieth. Die Cavallerie kam gar nicht in's Feuer.

Der Kampf begann bei der Division Kempen schon um 9 Uhr Morgens, bei der Division Schmidt gegen 11 Uhr und währte bis 6 Uhr Abends, worauf von beiden Seiten das Feuer eingestellt wurde. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, die Magyaren, weil sie am Tage des Treffens ihre Position behauptet hatten, die Kroaten, weil General Mega, eine Umgehung seines rechten Flügels befürchtend, sich am nächsten Tage bis nach „Martonvisár“, eine Post herwärts von „Velencze“ und etwa 4 Meilen von „Pesth“ entfernt, zurückzog. Das Verhältniß beider Armeen charakterisirt der Umstand zur Genüge, daß das 5. kaiserliche Artillerie-Regiment, größtentheils Böhmen und Mähren, für beide Theile die Artillerie ausmachte.

In Pesth war die Aufregung, Verwirrung und Besorgniß im höchsten Grade, die Nationalgarden standen am Tage der Affaire bei „Pakosd“ bis zur sinkenden Nacht unter dem Gewehre. Ein Theil derselben wurde auch mobil gemacht und nach den „Ofner“-Gebirgen beordert. Die angesehensten und reichsten Familien ergriffen die Flucht, und der Schrecken vor den Kroaten lag in allen Bewohnern, so daß sich das Parlament gezwungen sah, um diesen Auszug aus Egypten zu beenden, die Fahrten der Dampfschiffe zu verbieten.

Angezeigten berichten, daß es dem Banus bei dieser Verwirrung und Rathlosigkeit nicht schwer gewesen wäre, in die Hauptstadt Ungarn's zu marschiren; allein die betrübenden Ereignisse der Residenz riefen ihn nach Wien, wo der Aufstand zum Ausbruch nahe war; allein wie viel Blut wäre in Ungarn erspart worden, wenn Wien damals nicht aufgestanden wäre! —

Am 30. September kamen Szapary, Kiß und Mühlbach in's kroatische Hauptquartier, und suchten einen Waffenstillstand beim Banus nach, der ihn auch für drei Tage abschloß. Diesen benützte er zu einem raschen Marsch aus der linken Flanke, und langte am 1. Oktober in „Moor“, am 2. in „Kisber“, am 3. in „Raab“, am 4. in „Hochstraß“ und am 5. in „Ungarisch-Altenburg“ an. Den kroatischen Landsturm schickte er über „Steiermark“ nach Hause und ging mit der Hauptmacht nach Wien.

Durch diesen Flankenmarsch war die, auf dem Marsche über „Fünfkirchen“ sich verspätende, Kolonne von 8000 Mann unter Roth und Philipovich preisgegeben. Diese beiden Generäle waren gegen „Stuhlweißenburg“ vorgerückt, als sie auf das ungarische Korps des Obersten Moritz Perczel unvermuthet stießen.

Perczel, mehr ein Mann des Glück's als des Talent's, hatte unter seinem Kommando den ungarischen Major Arthur Görgey, dieser verstand es durch seine geschickten Bewegungen die Kroaten dergestalt zu umgarnen, daß ihnen nur zwei Auswege blieben: sie mußten sich entweder durchschlagen — oder kapituliren. Sie kapitulirten, weil das Durchschlagen mit einer Masse, die kaum mehr als ein Landsturm war, schwer auszuführen schien. — Die 8000 Mann streckten die Waffen. Perczel entließ die Gemeinen in ihre Heimath, die Offiziere wurden nach „Pesth“ gebracht, den beiden Generälen sollte als Landesverräthern der Prozeß gemacht werden.

Sowohl um die Wiener zu unterstützen, als um den Banus nachzufolgen, marschirte der General Mega an die „Leitha“. Görgey wurde ihm nachgesandt und erhielt das Kommando über die Avantgarde, da man Mega nicht ganz traute. —

Kossuth kam zur Armee und drang im Kriegsrath auf die Offensive. Mega und Görgey machten auf den Mangel an Disciplin der Truppen aufmerksam und waren gegen die Offensive, hierauf erwiederte Kossuth dem Görgey: Wie hoch er die Begeisterung anschlage, welche seine Anrede bei den Truppen hervorzurufen vermöge? — Die Antwort Görgey's war lakonisch: Im Lager nur unmittelbar nach der Anrede hoch; nach erlittenen Strapatzen jedoch sehr gering. Die Berathung ward ohne Beschluß aufgehoben.

Der kroatisch-magyarische Krieg ging nun in den kaiserlich-ungarischen über, da der Banus sich mit dem Fürsten Windischgrätz vereinigte und dieser, nachdem die eisernen Würfel über Wien gefallen, die Residenz durch die Macht der Waffen zur Besinnung gebracht war, seine Schritte nach „Ungarn“ wenden konnte.

Der Fürst ergriff auch am 30. Oktober die Offensive, schlug und gewann die Schlacht von Schwechat. Der rechte Flügel sollte mit der Cavallerie den feindlichen Linken umgehen; während dem griff der Feind „Mannswörth“, das er in Brand steckte, dann „Schwechat“, „Rannersdorf“ und „Kaiserebersdorf“ mit Nachdruck an. Die kaiserliche Infanterie zog sich, um dem starken feindlichen Feuer zu entgehen, über die Schwechat. — Die Umgehung erfolgte wegen Terrain-Hindernissen bis Nachmittags 2 Uhr noch immer nicht; — da ergriff der geniale General Zeisberg die Offensive, plazirte eine Zwölf- und Sechspfänder-Batterie sehr vortheilhaft, erschütterte das feindliche Centrum, und rückte mit dem Regimente „Wallmoden“-Kürassier nach zwei Bataillons von „Ebreuhüller“-Infantrie rasch vor, eben so hastig brach der tapfere Kempen mit dem linken Flügel auf, während Fürst Liechtenstein eine gleichzeitige Vorrückung mit der ganzen Cavallerie vornahm. Der Feind wird von seinen Höhen geworfen, die Flucht und Verwirrung wird allgemein, besonders liefen die Seufzenmänner in voller Debonte über die Grenze. Die nicht rasche Verfolgung, die einbrechende Nacht, das Mißlingen der Umgehungskolonne retteten den Feind, denn sonst wäre die magyarische Armee in die „Donau“ geworfen worden. —

In „Pesth“ langten von allen Seiten Hiobsposten an; man flannte, daß keine Vorrückung von der „Leitha“ der erfolgte — und ward sich, um allem fernen Unheil zu begegnen, in die Arme der europäischen Propaganda. —

Zwischen den beiden Armeen sind jetzt nichts Bedeutendes vor, man rüstete sich durch 15 Tage gegenseitig, und die Armee sah wohl Muth, gleich ihren heldenmüthigen Brüdern in „Italien“, dem Kampf entgegen, um den altherkömmten Waffenruhm der österreichischen Armee zu bewähren. Nur in Ungarn selbst trat eine traurige Verwirrung unter den österreichischen Truppen ein, da man ihnen die Manifeste des Kaisers verschwieg, die Befehle des ungarischen Ministeriums jedoch sorgfältig bekannt machte.

Digitized by Google

Die Generäle Berger in „Arad“ und Rukawina in „Temesvar“, diese wackern heldenmüthigen Vertheidiger der letzten Bollwerke in Ungarn, begriffen die wahre Sachlage, führten jene Sprache, wie sie dem Ehrenmanne, der die Kokarde seines Kaisers trägt, ziemt, und antworteten Kossuth durch die einstimmige Erklärung ihrer Garnison, daß sie für die Dynastie zu kämpfen und zu sterben wissen werden. Sie zählten zusammen 8000 Mann. In den übrigen Festungen: „Komorn“, „Essek“, „Peterwardein“, „Leopoldstadt“ und „Munkács“ setzte sich das ungarische Ministerium in den Besitz.

In allen Theilen Ungarns entbrannte der Krieg, der besonders in den rasischen Gegenden mit großer Erbitterung geführt wurde. Die Magyaren hatten hier einen Theil ihrer Streitkräfte verloren, denn gleich nach der schändlichen Ermordung Lambergs traten die meisten Kommandanten des regulären Militärs in der „Baska“, so wie viele Offiziere überhaupt vom Dienste zurück, und die Truppenkörper entbehrten größtentheils der Leitung geübter Offiziere. Die Serben und Raizen zählten über 20,000 Mann.

Zu „Siebenbürgen“ erhoben sich die Szekler, die Wallachen und Sachsen traten gegen sie auf. FML. Buchner, ein wackerer Degen, gab sich alle Mühe Ruhe und Gesetzlichkeit zu erhalten. Die Hauptmacht der Szekler wurde bei „Maros-Vasarhelli“ vom General Gedeon gesprengt und Buchner stand mit 8000 Mann kampfbereit, zu ihm stieß Jankn der Altenkönig mit 15,000 Mann Landsturm.

Auch Moritz Perczel ward von der Glücksgöttin verlassen. In der Gefahr, von drei kaiserlichen Korps angegriffen zu werden, wollte er wenigstens eines zurückdrängen und brach daher in der Nacht vom 8. auf den 9. November mit seinem Korps und 12 Kanonen nach „Steiermark“ auf, wo es an der Grenze, in und bei „Friedau“ zu einem hartnäckigen Treffen mit den Truppen des General Burich kam. Nur ein unglaublich forcirter Marsch rettete Perczel und sein Korps vor gänzlicher Umzingelung, obgleich er in seinem prahlerischen Bülletin von einem glänzenden Siege sprach.

Am 13. November schlug der tapfere und kühne Oberstlieutenant Urban den magyarischen Heerführer Baldacci bei „Szamos-Ujvár“ auf's Haupt, und am 21. November wußte man bereits in „Pesth“, daß auch „Klausenburg“ erobert, somit ganz Siebenbürgen, der Marktflecken „Hunyady“ ausgenommen, in den Händen der Kaiserlichen sey.

Von „Tukla“ her zog der wackere General Graf Schlick, und machte schon Anfangs Dezember in Ober-Ungarn Fortschritte; er zählte drei Brigaden mit 10,000 Mann.

General Simunich ward von Galizien durch einen gewandten Marsch in Ungarn eingebrochen und hatte vom 13. Oktober bis zum 1. November beim schlechten Wetter mit Mangel an Lebensmitteln, nach einem Gefechte bei „Kastolna“, 61 Meilen hinterlegt und war bei „Tyrnau“ angekommen. Hier isolirt — und von einer Uebermacht stark gedrängt, gelang es ihm, nach einem 18stündigen Gefechtsmarsch mit geringem Verlust „Gedring“ in Mähren zu erreichen, wo er mit 6000 Mann kampfbereit stand.

FML. Graf Nugent begann seine Operationen mit 10,000 Mann nördlich von der „Drau“, und hatte am 25. Dezember „Körmend“ besetzt.

Die Hauptarmee, unter persönlicher Führung des Fürsten, stand schon in der ersten Hälfte des Monats November wohlgeordnet und schlagfertig in der Ebene von Wien bis zur Grenze Ungarns koncentrirt, die Verpflegsanstalten aber für das Hauptkorps waren noch mangelhaft.

Die Nachrichten über die Ungarn waren sehr unsicher und man erwartete noch viel von der Wirkung der Proklamationen; allein es ist kein Zweifel, daß Proklamationen von der besten Wirkung sind, wenn rasch die Kartätschen hinterdrein rasseln.

Es mögen gewiß wichtige Gründe vorhanden gewesen seyn, die besonders in der schwierigen Ausrüstung und Bespannung bestanden, warum man die Vorrückung bis in die Hälfte des Monats Dezember verzögerte, ungeachtet das herrlichste Wetter ein entscheidendes schnelles Vorschreiten der Operationen begünstiget hätte, und gerade dadurch den Insurgenten, damals noch schlecht organisirt und durch die bei „Schwechat“ erlittene Schlappe theilweise entmuthiget, die Möglichkeit entzogen worden wäre, Zeit zu gewinnen. Zeit aber gab den Ungarn die Macht zur Verstärkung, und die gewonne Zeit wurde der mächtige Hebel der Insurrection.

Görgey, an Mogs's Stelle zum Kommandirenden ernannt, gewiß ein ausgezeichnetes militärisches Talent, aber mangelhaften politischen Blick's, benutzte die Zeit zur bestmöglichsten Reorganisirung der Armee. Es erweckte in seiner Armee die Idee, daß sie sich auf gesetzlichem Wege befinde, und zur Vertheidigung der bedrohten ungarischen Konstitution bei Eid, Ehre und Pflicht verbunden sey. Daher die Proklamationen, der Aufruf von unserer Seite an die ungarischen Regimenter ohne Wirkung blieben.

Kurz vor dem Ausbruche des Krieges war der Stand der ungarischen Armee folgender:

Arthur Görgey an der obern Donau mit 30,000 Mann. Unter Jeszenik und Benicztky in den mährisch-schlesischen Gebirgspässen 3000 Mann. Oberst Pulszky in Ober-Ungarn mit 8000 Mann. Das Cernirungskorps bei Arad unter Oberstlieutenant Mariasi mit 7000 Mann. Die Banater Armee unter Oberst Ernst Kiß mit 12,000 Mann. Die Bacsker Armee unter Bakonyi, später Alexander Esterhazy, Vecsey mit 12,000 Mann. Bei Essek unter Oberstlieutenant Földvary, Graf Casimir Bathiany, mit 4000 Mann. An der Mur und der Grenze von Steiermark unter Perczel mit 6000 Mann. In Siebenbürgen, wo Baldacci, Major Rickze, und Czecz nacheinander kommandirten, ohne die Szekler, mit 8000 Mann. Die Besatzungen der Festungen Peterwardein, Komorn, Leopoldstadt und Munkacs mit 16,000 Mann. Zusammen 106,000 Mann.

Diese Streitkräfte, größtentheils erst in der Errichtung begriffen, schlecht bewaffnet, ungeübt, umfaßten in ihrer Gliederung Linien-, Grenz- und Honved-Infanterie, Husaren, Honved-Jäger, Freikorps und Nationalgarden. Unter diesen war die Linien-Infanterie 21 Bataillone, von den Grenzern vier Szekler-Bataillone, Honved 35 Bataillone.

Die Artillerie zählte bei Ausbruch des Krieges 250 zwölf-, sechs- und dreipfündige vollkommen ausgerüstete Feldgeschütze. Die ungarische Cavallerie bestand aus 13 Husaren-Regimentern, worunter 10 alte waren, von diesen waren 7 komplet und 3 in Errichtung begriffen, die 3 andern standen in der Ausrüstung.

Die fremden Truppen bestanden aus 2 polnischen Legionen, die Wiener-Freiwilligen, die Wiener akademische Legion und die sogenannten Tiroler-Schützen, die aber keine Tiroler waren, endlich 1 Bataillon technische Truppen. —

Der Feldmarschall theilte die unter seiner persönlichen Führung operirenden Truppen in drei Armeekorps. Das erste befehligte der Banus Baron Jellachich, das zweite FML. Graf Wrbna, das dritte FML. Duca Serbeloni, die Haupt-Reserve Oberst Schön. Die Gesammtmacht betrug gegen 50,000 Mann mit 216 Geschützen und 10 Brückenequipagen.

Der Art war die Lage der kaiserlichen und magyarischen Armee, als der Fürst den Winterfeldzug eröffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Schloß Neuhaus am Draufluße, in Unterkärnten.

(Silberisches Denkblatt.)

Da, wo die Drau mit ihrem Silberbande
Des schönen Jaunthals grüne Ufer schmückt,
Wo die Natur in ihrem Prachtgewande
Durch ihren Reiz den Wallers Herz entzückt,
Dort steht auf einem Berg ein Schloß, dess' Mauern
Noch jetzt die Zeit des Alters überdauern.

Hier war es, wo für manche Missetaten
Die argen Sünder Schutz und Schirm gesucht,
Wenn sie vor Straf' in Herzens-Angst gerathen,
Ihr Heil zu finden glaubten in der Flucht,
Und mit der Seele reuigem Gefühle
Gebergen sich gewußt in dem Asyle.

Ein großes Recht bewahrten noch die Ahnen
Des Schlosses aus der altergrauen Zeit,
Es sollte an die Hilfe Gottes mahnen,
Die muth'gen Kämpfer mit der Sünd' im Streit,
Und durch der Allmacht wunderbares Walten,
Trotz des Bergeh'ns ihr Leben noch erhalten.

Ein Kirchenschlüssel*) war dazu erkoren,
Der als Palladium hier gelten soll',
Ging doch durch ihn der Glaube nicht verloren,
Daß Gott so manches Leben retten wollt',
Und daß, wie es uns lehrt die Zeitgeschichte:
Nur menschlich seyen menschliche Gerichte.

Zwar lebt für dieses Recht in unsern Tagen
Nur die Erinn'rung in den Herzen fort,
Doch hört man auch nicht über Unrecht klagen
An diesem freundlich-stillen, trauten Ort,
Und sorgsam wußt' man nach dreihundert Jahren,
Dieß Rettungszeichen dort noch zu bewahren.

*) Die Chronik meldet, daß E. H. Carl zur Zeit seiner Regierung im 15. Jahrhundert bei allen verpfändeten Herrschaften in Kärnten zwei auffallende Rechte der neuen Urbarien anordnete. — Die hierüber zu Bleiburg im Originale befindliche Urkunde enthält in dem Artikel, welcher von der Art der Inquisiten von Seite des Burgfriedens Neuhaus an das Landgericht handelt, Folgendes: „Man nimmt den Schlüssel der Kirche Neuhäusel mit, und führt die Malefizperson zum Pismarchent (an die Grenze). Daselbst wirft man den Schlüssel in das Landgericht, so weit und fern einer mag, und die Malefizperson wird mittlerweile ledig gelassen, bis so lange der Schlüssel nicht auf die Erde gefallen. Allda müssen die des Landgerichtes erwarten, erwischen sie die Person, so führen sie dieselbe mit ihnen, entrinnt sie ihnen aber wieder zurück in's Burgfried, so führt sie der Burgfriedsherr mit ihm, und ist sie ferner vor 14 Tagen in's Landgericht nicht schuldig zu antworten". Sie großen Werth legte man damals auf das Recht der Gerichtspflege, und entsprach dadurch der Carolinischen Halsgerichtsordnung vom Jahre 1532, welche die Landesgerichtsherren ermahnet, solche Gerichte in eigener Person zu besitzen, weil selbe dem Adel und den Remtern zur Ehre gereichen.

Ein anderes Recht bezieht sich auf die Marktanten. Es heißt nämlich: „Die Herrschaft Bleiburg hat vor Alters her auch die Freiheit und Gerechtigkeit, daß alle und jede Hofterer, so viel deren im Landgerichte wohnhaft, am Aschintag eines jeden Jahres mit ihren Saiten, Trummeln, Pfeifen und anderen dergleichen Hofter-Spielen zu erscheinen, und allda so lange es dem Inhaber der Herrschaft desselben Tages gefällig ist, umsonst zu hofteren schuldig seyn." —

S. W. Schießler.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 24.)

Nach barometrischen Messungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Kaltschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart an Messungspunkte
Gebieth der Mettnitz sammt der Laßnitz.			
Gipfel, Sättel, Formationsgrenzen:			
Knallerhöhe, NW. von Oberhof	6227	Pet.	Krystall. Thonschiefer.
Gratinger-Spitz, NNW. von Oberhof	6344	„	Derselbe.
Trogschaarte, Engpaß auf der Hauptwasserscheide zwischen der Gratinger Spitze und der Frauenalpe (dem höchsten Gipfel d. Gegend)	5289	„	Derselbe.
Wöbringthal—Auenthal, Hauptwasserscheide N. v. Oberhof nächst Oberhof	3660	„	Mooriger Alluvial-Boden.
Leimereben, Gebängegipfel NW.	5030	„	Krystall. Thonschiefer, auf Granatenglimmerschiefer.
Mittlere Höhe des Sattels zwischen dem Preininghufer und Kuchalpel, NWN. von Mettnitz, Hauptwasserscheide	4618	„	Krystall. Thonschiefer, Chloritschiefer.
Sattel zwischen dem Mittagskogel und der Kubalpe, Uebergang von Ingelsthal in die Laßnitz	4206	„	Krystall. Thonschiefer.
Grebenzen, höchste Kuppe NW. von Friesach	5942 5889	„ Pr.	Körniger Kalk.
„Am Anerling" im Beginne des Moserwinkelthales, NW. von St. Salvator	4470	Pet.	Auflagerung des Grebenzenkalkes auf Glimmerschiefer.
Das Alpel, NNO. von Friesach (die Kammhöhe der Umgebung fast eben so hoch)	4635 4731	„ Schmidt	Glimmerschiefer, in Thonschiefer übergehend.
Am Sattel zwischen dem Dobritschgraben und dem Mettnitzthale, WNW. vom Pfafferkogel, SO. von Friesach	3822	Pet.	Krystall. Thonschiefer, höchster Feldbau.
Sattel zwischen dem Pirkerkogel und Moschikgipf, W. nächst Friesach	3530	„	Glimmerschiefer.
„ westlich vom Moschikgipf W. von Friesach (Kreuz)	3727	„	Glimmerschiefer.
Precova, Sattel, SSO. von Grades	3668	„	Krystall. Thonschiefer auf Glimmerschiefer.
Kammhöhe östlich nächst dem Wöbringberg, SW. von Mettnitz	4802	„	Glimmerschiefer.
Möbringberg, S. von Oberhof	5328	„	Glimmerschiefer.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 45. Sonnabend, den 8. November. 1856.

Skizze des Krieges in Ungarn 1848 und 1849.

(Fortsetzung.)

Zweite Periode.

Winterfeldzug.

Am 15. Dezember begann endlich zur Freude und zum Jubel der Armee die lang ersehnte allgemeine Vorrückung nach Ungarn. Da der Fürst Kunde hatte von großen Verschanzungen bei „Preßburg" und bei „Raab", erwartete er an beiden Orten heftigen Widerstand, bei „Raab" eine Schlacht. Er wollte daher mit der Hauptarmee zuerst „Preßburg", dann „Raab" nehmen, die magyarische Armee schlagen, „Komorn" leicht cerniren, und auf der kürzesten Straße nach „Ofen" und „Pesth" rücken.

Die Division Simunich sollte von Mähren aus „Preßburg" umgehen und die kleine Festung „Leopoldstadt" an der „Wag" erobern. Graf Schlick sollte „Kaschau" nehmen und sich von dort aus mit der Hauptarmee in „Pesth" in Verbindung setzen.

Görgey's Operationsplan war, auf dem rechten Donau-Ufer mit dem Gros der Armee bis „Raab", mit den Vortruppen bis „Wieselburg" zurückzugehen, am linken Ufer aber „Preßburg" und die Hauptübergänge über das weiße Gebirge blos mit isolirten starken Abtheilungen besetzt zu halten, welche beim Vordringen einer feindlichen Uebermacht einerseits auf „Leopoldstadt", anderseits auf „Komorn" ihren Rückzug zu nehmen hätten. Daß „Preßburg" nicht zu vertheidigen sei, hatte er längst der magyarischen Regierung angezeigt. — Der Landesvertheidigungs-Ausschuß zu „Pesth", obschon aus lauter Civilisten bestehend, dünkte sich kriegskundiger als Görgey, und verwarf diesen Plan. Es hieß, die Grenze müsse besetzt und vertheidiget werden.

Die Stellung Görgey's war schwach, es wäre nicht schwer gewesen, dessen Rückzugslinie zu bedrohen. —

FML. Simunich war schon am 14. Dezember aus Mähren nach Ungarn eingebrochen und im vollen Anmarsch nach „Tyrnau". Wie Görgey dieß erfuhr, beschloß er „Preßburg" zu räumen. Er erkannte das Schiefe seiner Lage, und beschloß den Rückzug. Nur „Parendorf" wurde erst nach einer ziemlich lebhaften Kanonade vom Banus genommen. Jetzt wollte Zeisberg die Raaberstraße verlegen und den Rückzug der Ungarn in „Neudorf" oder in „Kasimir" bedrohen.

Görgey suchte durch einen Umweg zu entgehen und die Raaberstraße bei „Altenburg" zu gewinnen, allein Zeisbergs Cavallerie konnte auf dem von Gräben und Hecken durchschnittenen Terrain nicht schnell genug folgen.

Die Nacht war wunderschön, der Banus hatte einen trefflichen Plan: er wollte gegen „Altenburg" gehen, sich da auf der Straße mit seinem Korps aufstellen, wo die magyarischen am rechten Donauufer sich zurückziehenden Truppen den Durchmarsch versuchen mußten. Gleichzeitig sollte die Armee den Ungarn auf dem Fuße folgen und sie erdrücken. Wer die Karte ansieht, wird diesen Plan einfach und verständig finden.

Vor Mitternacht erhielt der Banus den Befehl, in „Kasimir" zu bleiben. — Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten, und noch lobenswerther, wenn man, wie der Banus, durch die Patrouillen erfährt, daß die magyarischen Truppen sein Stillstehen benützt und die Raaberstraße erreicht hatten.

Die Stimmung der magyarischen Truppen war äußerst gedrückt. Ein einziger Kanonenschuß schien hinreichend, um die Entmuthigung, namentlich der Infanterie, über alle Grenzen hinaus zu steigern. Görgey sandte daher die Infanterie und alle Fußbatterien nach „Raab" zurück, mit der Cavallerie blieb er in „Wieselburg" und „Altenburg", um die Kaiserlichen im allfalle aufzuhalten.

Der Fürst hatte bei „Deutsch-Altenburg" eine Schiffbrücke über die Donau schlagen lassen, um die Verbindung mit dem Vrbna'schen Korps aufrecht zu erhalten. Er selbst ging auf das linke Ufer und zog mit dem Vrbna'schen Korps am 18. ohne Gefecht in „Preßburg" ein. Der Banus erhielt schon am 17. Morgens den Befehl, nach „Somerein" an's rechte Leithaufer zu marschiren — um dem Gros der Armee näher zu kommen und die Avantgarde zu bilden. Das dritte als Reservekorps folgte nach, und der Fürst nahm am 18. sein Hauptquartier in „Karlsburg". —

Es war also am 16. die Dispositiion zu einer einfachen Retognescirung, auf der man mit dem ersten Korps zum Angriff überging, — demnach hätte der 16. und 17. ein entscheidender Tag seyn können. Görgey's Armee war zerstreut, ihm gegenüber eine Uebermacht von drei Armeekorps mit einer mächtigen Artillerie, die Truppen voll Feuer und Muth.

Denken wir, daß der tapfere Banus, statt seiner nach dem Siege rückgängigen Bewegung — rasch vorgerückt und auf der Raaberstraße vor „Altenburg" mit seinem Korps aufmarschirt wäre, — welches Schicksal mußten Görgey's muthlose Truppen, von den österreichischen Korps in Front und Rücken angegriffen, erfahren? —

„Ich weiß nicht" sagt ein höherer Adjutant als Augenzeuge: „welch' unheilbringende Verstcht daran Schuld war, daß „wir von diesen Tagen angefangen unsere Operationsbewegungen nach denen des Feindes richteten. — Uns fehlten „Nachrichten über den Marsch und die Absichten Görgey's, „und trotz seines Rückzuges war doch immer er es, — der „die Initiative ergriff. Fertan schien es, als wenn wir „in Ungarn nur verrücken sollten — nach Maßgabe man uns „Terrain frei gab."

Digitized by Google

„Der Befehl, in „Kaſtmir“ zu bleiben, worüber hinaus „der tapfere Zeisberg ſchon in Verfolgung des Feindes „begriffen war, ließ uns die Nichtbeachtung einer Priſe, „welche uns das Kriegsglück am Morgen dieſes verhängniß„vollen Tages ganz eigentlich in die Hände geführt hatte, „doppelt ſchmerzlich empfinden. Als wir nämlich in den „Frühſtunden gegen „Kaſtmir“ uns zogen, ſtießen wir auf „zwei Honvedbataillons, die wir leicht umzingeln und gefan„gen nehmen konnten. General Zeisberg aber, der die „Wichtigkeit des rechtzeitigen Eintreffens vor dem Feinde wohl „erwegen hatte, wollte keinen Augenblick bei ſeinem Marſche „nach „Kaſtmir“ verlieren, und ſo konnten die über unſere „Gleichgiltigkeit verblüfften Honved's ungehindert ihres Weges „ziehen.“ —

Am 18. machte der Banus mit 4 Cavallerie-Diviſionen und 6 Kanonen eine Rekognoscirung gegen „Altenburg“ und „Wieſelburg“. Die Cavallerie des Banus wetteiferte mit den Huſaren, die nach „Wieſelburg“ ſprengten, um vor ihnen auf der Ebene anzukommen und dort ſie zum Kampf zu nöthigen.

Görgey, der die üble Nachwirkung eines abermaligen Rückzugs auf die künftige Haltung ſeiner Truppen fürchtete, entſchloß ſich zum Kampf. Deßhalb rückte er mit 10 Eskadronen Cavallerie und zwei Bataillonen Infanterie mit 18 Kanonen dem Banus entgegen. Dieſer ließ die Cavallerie deployiren, die feindlichen Kugeln ſchmetterten mehrere Pferde nieder und brachten einige Unordnung in dieſes Manöver: da ſprengt der ritterliche Banus mit dem Säbel in der Fauſt vor die Front, und befiehlt mit Donnerſtimme, die Front herzuſtellen, — ſo ſteht er im dichteſten Kugelregen kaltblütig und unerſchütterlich; ſein wackerer Adjutant, Graf Hompeſch, ſtellt ſich vor ihn, er weist ihn mit den Worten zurück, daß er keines Schildes gegen den Feind bedürfe. So hielt die tapfere Schaar mehr als 20 Minuten aus. Die Ungarn drohten die Unſerigen zu umgehen, als plötzlich im Rücken Staubwolken wirbelten, und der tapfere Fürſt Franz Liechtenſtein, dem Kanonendonner folgend, mit der Unterſtützung über das Blachfeld ſprengte.

Der Feind ſtutzte, hielt inne, und der Banus zog ſich nach dieſer Rekognoscirung nach „Somerein“ zurück, während die Ungarn „Altenburg“ verließen und über „Hochſtraß“ in die Verſchanzungen von „Raab“ abmarſchirten.

Der Banus wollte alſobald nach „Raab“ vordringen, aber der Fürſt verſagte ihm die Ermächtigung hiezu. —

Am 19. marſchirte der Banus nach „Altenburg“, die Hauptarmee blieb in „Preßburg“, wo ſie bis zum 22. verweilte. — Am 23. verlegte der Fürſt ſein Hauptquartier nach „Altenburg“, das zweite Korps wurde an das rechte Donau-Ufer gezogen, um ſich mit dem Grod der Armee zu vereinen. — Der Banus verlegte Abends ſein Hauptquartier nach „St. Miklos“, die Vorpoſten bis über „Hochſtraß“ an die „Rabnitz“ vorſchiebend.

Görgey ſtand mit ſeiner Armee in dem ſtark verſchanzten „Raab“, die Brücken über die „Rabnitz“ und „Raab“ waren abgebrochen, der Inſel „Schütt“ mit der Schanze bei „Liſſatu“ mit 2000 Mann beſetzt. Es ſtand nicht in der Abſicht Görgey's, ſich hier zu halten, denn die Verſchanzungen waren ſchlecht und in zu großem Maßſtabe angelegt, daß eine zweimal ſo ſtarke Armee zu ihrer Vertheidigung nothwendig geweſen wäre. Er blieb in der Stellung bei „Raab“ zehn Tage unangefochten und erwartete, daß Perczl ſich mit ihm vereinigen werde. —

Der Fürſt nahm am 24. ſein Hauptquartier in „Altenburg“ und concentrirte daſelbſt die Reſerven. Allein durch Ueberläufer hörte man, daß Görgey nicht beabſichtige, in „Raab“ einen kräftigen Widerſtand zu leiſten, ſondern daß er gegen „Ofen“ ſich zu einer Schlacht concentriren wolle. Hätte man dieſe Nachrichten vorſichtig benützt, oder hätte man ſich damals von den Bewegungen des Feindes eine genauere Nachricht zu verſchaffen geſucht, was durch raſche Angriffe oder Spione möglich war — die man übrigens, wenn man ſie gut behandelt und bezahlt, in jedem Lande findet, ſo hätte man gewußt, daß Görgey ſchon am 25. und 26. ſeinen Rückzug aus „Raab“ vorbereite, indem er den Train gegen „Ofen“ abgehen ließ — und ſo hätte Wrbna ſein Verrücken möglichſt beſchleunigen ſollen, um das trefflich angelegte Manöver des Banus zu unterſtützen, wodurch die Rückzugslinie der Ungarn gefährdet und ihnen ein großer Verluſt beigebracht worden wäre. —

Dieß geſchah nicht, und Görgey konnte ſeinen Rückzug ungehindert fortſetzen, und nur auf der kleinen Inſel „Schütt“ kam es zu unbedeutenden Gefechten, wobei ſich eine Abtheilung von „Kreß“-Chevauxlegers auszeichnete, und einige Gefangene gemacht wurden.

Am 25. erhielt der Banus den Operationsplan zur Offenſivbewegung gegen „Raab“; der Freiherr entwarf ſelbſt die Marſchroute, nach welcher ſein Korps die feindliche Poſition in der linken Flanke faſſen, dieſe nehmen oder umgehen ſollte, — und während das Reſervekorps gegen die Front zog, mußte das zweite Korps raſch vorrücken, um die Erfolge des erſten Korps zu unterſtützen. Das Manöver erforderte nur eine raſche Ausführung — allein dieſe erfolgte nicht, und Görgey, durch das raſche Vordringen des Banus um ſeine Rückzugslinie beſorgt, verließ ſeine Poſition und zog ſich über den einzigen Ausweg der ſogenannten Fleiſchhauerſtraße zurück.

Den 27. Früh 7 Uhr verließen die letzten Abtheilungen Görgey's „Raab“, und der Fürſt zog Nachmittag 2 Uhr daſelbſt ein. Hier erfuhr man, daß Görgey's Nachhut bei „Babolna“ lagere. General Ottinger brach am 28. mit ſeiner Cavallerie-Brigade dahin auf. Der tapfere Ottinger legte an dieſem Tage den Grund zu ſeinem Ruhm, der ihm bald hernach die Blicke der ganzen Armee zuwendete; ſeine aus den Regimentern Hardegg und Wallmoden beſtehende Brigade war durch den ganzen Feldzug der Schrecken der Ungarn, und ſie wurden von dieſen die „Fleiſcher“ genannt.

Wie Ottinger den Feind anſichtig wurde, fiel er wie der Donner Gottes über ihn her; ein Bataillon Prinz von Preußen wurde in gerechter Vergeltung des Meineides förmlich zuſammengehauen, was nicht fliehen konnte, wurde gefangen oder getödtet, und ſo brachten dieſe Pappenheimer 7 Offiziere mit 700 Mann gefangen, dann einen Munitionswagen und eine Trikolorfahne als Beute mit.

Perczl, von den rückgängigen Bewegungen Görgey's unterrichtet, zog ſich über „Papa“ gegen „Stuhlweißenburg“, um ſo ſchnell wie möglich in den ſchützenden Bereich von Görgey's Truppen zu gelangen. —

Die öſterreichiſche Armee ſetzte am 29. ihre offenſiven Bewegungen fort, und das erſte Armeekorps ſchlug die Straße nach „Stuhlweißenburg“ ein. Offiziere und Soldaten brannten vor Verlangen, an den Feind zu kommen, allein der kluge Görgey wich immer aus, und unſer langſames Vorrücken begünſtigte ſeine Bewegungen. Nicht ſo glücklich war Perczl, der mit 10,000 Mann und 24 Kanonen in Moor eingetroffen war, um die ſo ſehnſüchtig gewünſchte Vereinigung mit Görgey zu bezwecken. Der Banus, in „Kiß-Ber“ angekommen, brachte dieß kaum in Erfahrung, als er kampfbegierig beſchloß, Perczl anzugreifen und um 4 Uhr Morgens den 30. aufbrach. Er fand ihn um 9 Uhr Morgens

Digitized by Google

eine Stunde vor „Moor“ in einer vortheilhaften Stellung. Für den ersten Augenblick hielt sich der Banus defensiv, um die Division Hartlieb abzuwarten, welche eine Stunde hinter ihm marschirte; da er aber sah, daß der Feind sich zurückzog, griff er ihn, damit er nicht entweichen sollte, mit seiner Cavallerie, unterstützt von der Brigade Graumont, rasch an.

Der Angriff erfolgte mit glänzender Bravour, wobei sich Ottinger mit seiner unüberwindlichen Cavallerie auf eine Weise hervorthat, die die Bewunderung der ganzen Armee und die vollste Anerkennung des heldenmüthigen Banus erregte. In kurzer Zeit war das feindliche Centrum gesprengt, sechs Kanonen erobert und über tausend Gefangene gemacht. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt. Oberstlieutenant Graf Sternberg und Hauptmann Graf Pimotan, der sich schon in Italien durch seine Tapferkeit auszeichnete, nahmen an der Spitze einer Division Wallmoden-Kürassiere die erste feindliche Batterie.

Diese Schlacht war ein neuer Beweis, was ein tapferer, umsichtiger Führer mit einer kleinen aber kühnen und muthigen Schaar vermag, wenn diese mit Liebe und Vertrauen ihm gehorcht und herzhaft an den Feind gebracht wird.

Der Rest des Perczel'schen Korps zog sich nach „Stuhlweißenburg“. In „Pesth“ herrschte beim Eintreffen dieser Nachricht Angst und Schrecken; die Mitglieder der revolutionären Regierung und des Reichstags verließen in wilder Hast die Stadt, um über die „Theiß“ nach „Debrezzin“ zu flüchten.

Am Tage nach der Schlacht von „Moor“ wollte der Banus gegen „Lavas Berenh“ ziehen, um Perczl, der gegen „Stuhlweißenburg“ floh, den Weg nach der Ofnerstraße zu verlegen; aber die Armee konnte nicht folgen, da sie große Schwierigkeiten auf dem Marsche fand — und so mußte diese Operation unterbleiben. —

Den 30. marschirte das zweite Korps in Schlachtordnung vor „Komorn“ auf, und die Brigaden Lederer und Neustädter übernahmen unter dem FML. Bamberg die Cernirung. Der Banus mußte bis 1. Jänner 1849 in „Moor“ warten, bis das zweite Korps auf der Fleischhauerstraße mit ihm auf gleiche Höhe kam, dann marschirte er im dichten Schneegestöber bis „Lavas Berenh“, das zweite Korps nach „Felse-Galla.“

Am 2. Jäuner erreichte der Banus „Martonvasar“, das zweite Korps „Bikse“. Am 3. erreichte der unermüdliche Banus das Perczl'sche Korps in einer guten Stellung bei „Feteny“. Perczl hatte den nothgedrungenen Aufenthalt des Banus benützt, um in Eilmärschen seine Vereinigung mit Görgey zu erzielen. Hier faßte er Stellung, allein er konnte sich nicht halten, und der Banus zog siegreich in „Feteny“ ein. Das zweite Korps war während des Kampfes in „Bia“ angekommen, es hätte dem Kanonendonner folgen und mit seiner Cavallerie dem vom Banus angegriffenen Perczl auf der Ofnerstraße bart mitspielen können; — aber es begnügte sich, einige Eskadrons zur Rekognoscirung auszuschicken, und so bewirkten endlich Görgey und Perczl ungehindert ihre Vereinigung. —

Görgey erkannte seine Lage; die Feuertaufe von „Schwechat“, „Moor“ und „Babolna“ belehrte ihn über seine Schwäche, — und zeigte den Mangel an Organisation, Ausbildung und Disciplin unter seinen Truppen, deren Kryſtallisationkern die abgefallenen österreichischen Abtheilungen werden mußten, die man aber nur im Namen des Königs erhalten konnte. Er erkannte recht gut, daß er jetzt mit gleichen Kräften nie einen Kampf mit der österreichischen Armee wagen dürfe; er fürchtete die Disciplin, den Heldenmuth, die Tapferkeit dieser Truppen mehr — als die strategischen Kombinatinen, nach denen der Krieg geführt wurde. — Görgey beschloß, fortan nach den gemachten Erfahrungen ein neues Vertheidigungssystem anzunehmen; er gab die Idee auf, eine Schlacht unter den Mauern „Ofens“ zu liefern, und schickte sich an, mit seinen Truppen über die „Donau“ zu gehen. Vor allem mußte man Zeit gewinnen, um sich zu organisiren und neue Truppen zu werben. Demgemäß ward in einem am 1. Jänner 1849 von den ungarischen Führern abgehaltenen Kriegsrathe beschlossen, „Ofen“ und „Pesth“ zu räumen, das „Banat“ und die „Bacska“ bis zur „Maros“ und bis nach „Theresiopel“ aufzugeben, alle Kräfte an der „Theiß“ zu concentriren, diese Linie aber um jeden Preis zu vertheidigen. Görgey beschloß ferner, mit beiläufig 18,000 Mann nach Ober-Ungarn zu gehen, um den Fürsten durch diesen excentrischen Rückzug irre zu führen und seine Aufmerksamkeit von der „Theiß“ abzulenken. —

Die ungarische Armee wurde folgendermaßen eingetheilt und benannt:

Das Armeekorps der obern Donau unter Görgey; das Armeekorps an der obern „Theiß“ unter Meszaros, der untern „Theiß“ unter Becsey; das Armeekorps in Mittel-Ungarn unter Perczl; das erste Reservekorps an der mittleren „Theiß“ unter Repasy; das zweite Reservekorps, aus Bocs-Banater Truppen gebildet und gleichfalls dahin bestimmt, unter Damjanich.

Am Abend des 4. verließen Görgey und Perczl „Ofen“ und gingen über die Donau, der Erstere über „Waitzen“ nach „Levenh“, der Zweite nach „Szolnok“ und über die „Theiß“.

Eine Deputation kam an diesem Tage zum Fürsten, der aber von Rebellen keine Unterhandlungen annahm, — weräber die Armee entzückt den eigentlichen Krieg erst erwartete, mit einem Worte entscheidende Schlachten, da es Jedermann klar geworden, daß der eigentliche Herd, der die Kraft der Empörung trug, vernichtet werden müße.

Am 5. Jänner marschirten die drei Armeekorps in die Aufstellung von „Ofen“, und am 6. Vormittags zogen die Truppen des zweiten Armeekorps in „Budapesth“ ein. Ihnen folgte um Mittag der Feldherr an der Spitze des ersten Armeekorps, das Reservekorps rückte nach. Der Fürst nahm sein Hauptquartier in der königlichen Burg.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige und Beurtheilung.

Geographie des Kaiserthums Oesterreich. Verfaßt von Karl Wladislaw Zapp. Vierte nach den Anordnungen des hohen k. k. Unterrichts-Ministerialerlasses vom 4. August 1854, Zahl 11,415, umgearbeitete und revidirte Auflage. Prag, 1856. Druck und Verlag von Jarosl. Pospišil.

Dieses dem Gebrauche der Schüler gewidmete und vom Verfasser neuestens über Auftrag der hohen k. k. Studienbehörde umgearbeitete, nur 241 Seiten in sich fassende Buch berührt nothwendig auch unser Vaterland. Da nun der Verfasser selbst an die Umarbeitung seiner früheren Auflage Hand angelegt und somit das Bekenntniß abgelegt hat, daß drei Auflagen noch nicht den Gipfelpunkt der Vollendung erreichen, erachten wir es unserer Pflicht, bei unserm eigenen Lande den Maßstab der sachgetreuen Kritik anzulegen, da nur auf diese Art, wenn jedes Land es für sich thut, jene,

Digitized by Google

jedem wissenschaftlichen Streben, um so mehr einem Handbuche für Schulen, obliegende Aufgabe erreicht wird.

Was ersteus die Alpen betrifft, welche das Buch Seite 12 — 24 beschreibt, so gehört Kärnten sein Antheil vorerst an den norischen Alpen. Die Tauern enden nicht, wie es Seite 12, 4. Zeile von unten heißt, mit dem Katscher- (wir kennen keinen solchen) sondern mit dem Rotenmanner-Tauern, auch sind sie keineswegs unwegsam, am wenigsten, wenn man sie mit den südlichen Kalkalpen vergleicht. Der Großglockner, als die höchste Spitze der norischen Alpen, mißt nach neuester Angabe nicht, wie es in runder Zahl gesagt wird, 12,000, sondern 12,500 Wiener-Fuß. Die Gebrüder Schlagintweit, eine befugte Autorität in dieser Hinsicht, haben ihm den ersten Platz vor allen Bergspitzen Oesterreich's angewiesen, indem der vorhin als höchste geltende „Orteles" nur 12,351 Wiener-Fuß mißt. Wir müßten diesem unsern Bergesfürsten diesen Vorrang um so mehr vindiziren, als gerade ihm die Ehre zu Theil ward, von dem Allerhöchsten Beherrscher der Monarchie besucht zu werden, und selbst unsere erhabenste Landesmutter die Beschwerden einer solchen Gebirgsreise nicht scheute, ihn sammt seiner eisbepanzerten Umgebung in der Nähe zu schauen.

Die Höhe der Villacher-Alpe ist übertrieben zu 7529' angegeben, indem sie nur 6810' beträgt. Uebrigens scheint der Verfasser den Unterschied der Julischen und Carnischen Alpen und ihre Ausdehnung eigenthümlich zu unterscheiden, indem erstere nach den meisten Geographen vom Terglou bis zum Felsen Klek bei Zeng, sich erstrecken, letztere beim Pelegrino beginnen, das Venetianische von Tirol und Kärnten, dann Krain von Kärnten scheiden und mit den Sulzbacher Gebirgen mit dem Urfulaberge schließen. Heißt ja doch davon das ganze Land zwischen der Fella bis Cadore hin, diese so zerklüftete Kalkfelsengruppe: Carnien. Der „Venediger" gehört nicht mehr unter die Gebirge Kärntens, wie der Grintou, eigentlich nicht mehr zu den Sulzbacher-Alpen, und dem Loibl gibt sonst Niemand eine Höhe von 8477'. Ohnehin ist er nur ein Sattel und erreicht als solcher nur etwas mehr als die Halbscheide jener Höhe. Seite 18 zählt das Buch die Thäler jener Alpen auf, und erwähnt nebst dem Drauthal nur noch das Gail- und Lavantthal als zu Kärnten gehörig, während es gerade das merkwürdigste seiner Thäler, das Möllthal, übergeht, zu geschweigen das Liser- und Maltathal ꝛc. Seite 19 setzt es das Loibl-Joch richtiger zu 4300' an. Seite 35 sind die Flächen Kärntens: das Zollfeld, das Krapfeld und Lurnfeld aufgeführt. Ersteres verdient weniger die Erwähnung als die Klagenfurter Fläche und das, mehr den Flächen als Thätern zugehörige, Jaunthal. Unter den, Seite 42 angegebenen Nebenflüßen der Drau mangelt wieder die Möll so wie die Liser. Wir übergehen andere kleinere Abweichungen und Auslassungen und wenden uns dem, von Seite 109 bis 112 natürlich sehr kurz beschriebenen Kärnten zu, wo sich obbemerkte Fehler im Detail wiederholen. Unter den Eisenwerken wird das zu Ferlach, dann die zu Hüttenberg und Wolfsberg genannt. Insoferne, wie aus dieser Zusammenstellung einleuchtet, damit Eisenbergwerke gemeint werden müssten, protestiren wir dagegen, so wie zu S. 107, daß zur slawischen Mark nebst Krain auch Kärnten gehörten; — gerade das Gegentheil!! Der Herzogstuhl liegt, wenn man von St. Veit nach Klagenfurt fährt, zur Linken nicht zur Rechten; Friesach war nie der Sitz der alten Kärntner Herzoge; Villach ist keine Kreisstadt mehr, und hatte nie eine Eisenindustrie; Bleiberg liegt westlich nicht südlich von Villach.

Wenn die Verfasser solcher Werke, so wie bei der ebenfalls in Prag gedruckten „Länder- und Völkerkunde" es geschah, sich vor Wiederaustage ihrer Werke an der Quelle erkundigen und sich über Irrthümer, wie obige, eine Berichtigung verschaffen würden, hätten ihre Lukubrationen die für Schulbücher erforderliche Richtigkeit. Lobenswerth ist außer Anderem bei vorliegendem Buche die Angabe der slovenischen und sonst landesüblichen Benennungen.

Theater-Revue.

Wenn wir die Leistungen der hiesigen Bühne seit dem Beginne der Saison in's Auge fassen, so dürfte sich wohl nichts ergeben haben, das unsere über die Leistungsfähigkeit des Schauspielpersonals in diesen Blättern ausgesprochene Ansicht im Geringsten modificiren könnte. Haben wir dazumal die Vorzüge und Schwächen einzelner Mitglieder, soweit es der Raum erlaubte, grundhältig besprochen, so wollen wir uns diesmal an die Direktion wenden, welche wohl selbst oft den matten Erfolg mancher Vorstellungen verschuldete.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß das bisherige Repertoir viele Abwechslung bot und häufig neue Stücke brachte, aber diese sind zumeist ohne Geschick und Geschmack gewählt, oder ihrer Eigenschaft nach den vorhandenen Darstellungskräften nicht zusagend.

So wurden die beiden Schönau'schen Possen, welche in Pesth und Graz nur die Aufgabe für den darin beschäftigten beliebten Verfasser vor gänzlichem Mißfallen rettete, dann Meyer's Schauspiel: „Durch Nacht zum Licht" zur Aufführung gebracht, elende Machwerke, deren Einstudiren sich nicht lohnt und die ohnehin nicht überflüssigen Kräfte unnöthig in Anspruch nimmt.

Auch die Kaiser'schen und Elmar'schen Volksstücke, die meistens lokale Beziehungen aufweisen und für ein bestimmtes Publikum und für bestimmte Darsteller geschrieben sind, werden auf der hiesigen Bühne nicht gedeihen, weil eben die erforderlichen Bedingungen nicht vorhanden sind.

Es dürfte daher wohl zweckmäßiger und lohnender seyn, statt all' des neuen Povel's, der den Schauspielern in ein paar Tagen eingelernt wird und dann überstürzt unter häufigen Versprechungen und Gedächtnißfehlern zur Darstellung kommt, in den bis jetzt fast unberührten Schatz trefflicher Lustspiele zu greifen, mit welchen Bauernfeld, Benedix, Hacklander, Feldmann, Töpfer, Blum ꝛc. die deutsche Bühne bereicherten. Sapienti sat!

M. S.

Die k. k. Central-Direktion für Meteorologie

sagt in ihrem Jahresbericht: So wie in Böhmen der verstorbene Astronom und Vorstand der k. k. Universitäts-Sternwarte zu Prag, A. Davib, bei ähnlichem Streben von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft kräftig unterstützt worden ist, indem sie die Theilnehmer an den meteorologischen Beobachtungen aus eigenen Mitteln mit Instrumenten versah, so fand Herr Prettner an der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Klagenfurt ebenfalls einen Mecän bei seinem verdienstlichen Unternehmen. Es wird noch vieljähriger Bemühungen von Seite der k. k. Centralanstalt bedürfen, bevor die klimatischen Verhältnisse des ganzen Kaiserreiches so befriedigende erforscht seyn werden, wie jene Böhmens und Kärntens. Große Strecken, namentlich auch in unserem engeren Vaterlande Nieder-Oesterreich, sind noch eine Terra incognita.

Was Prettner in meteorologischer Beziehung für sein liebes Vaterland Kärnten gewirkt hat, das ist er nun bewährt auch in phänologischer Beziehung zu beginnen und mit der Ausdehnung auf ähnlichen Erfolg, indem er insbesondere bei der hochwürdigen Landgeistlichkeit die kräftigste Unterstützung findet. Es kann nichts Erhebenderes und Ehreres geben, als die Verbindung der Religion mit dem Studium der Natur, nichts, was zu einer innigeren Verbindung geeignet wäre, eine Ansicht, die nach den Berufssphären zu schließen, in welchen ein großer Theil der Theilnehmer an den phänologischen Beobachtungen wirksam ist, eine ziemlich verbreitete zu seyn scheint.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 46. Sonnabend, den 15. November. 1856.

Ueber die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich*).

Aus dem Februar- und Märzhefte des Jahrganges 1856 der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften liegen uns zwei besonders abgedruckte Abhandlungen über die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich vor, deren erste, von Karl Stägmann, die Art und Weise sich zum Vorwurf macht, „wie Kärnten dem Länderverbande der österreichischen Monarchie einverleibt wurde", die andere „das Recht des Hauses Habsburg auf Kärnten" erörtert und den Herrn Regierungsrath Joseph Chmel, wirklichen Mitglied der k. k. Akademie, zum Verfasser hat.

Diese Abhandlungen sind uns desto interessanter, als das theilweise erschienene Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten jene Fragen noch nicht erörtert hat, da die zweite bis zum Jahre 1780 gediehene Abtheilung erst mit der bereits vollbrachten Besitznahme Kärntens beginnt, weil deren Antecedentien zu tief in die frühere Periode hinabreichen. Beide Fragen bewegen sich mitunter in Gegensätzen, als quaestio facti und quaestio juris. Stägmann beantwortet das wann und wie? er betrachtet das ganze Ergebniß als das Resultat höchst verwickelter politischer Combinationen; und sey es auch, daß er uns durch ein Labyrinth von Conjecturen führt, der Ausgang, das fait accompli, steht uns doch offen da. Weit schwieriger gestaltet es sich mit der Frage des Rechtes. Hier ist die Sache auf die Schneide gestellt, und leider müssen wir bekennen, sie ist als solche nicht stichhaltig entschieden, und sie wird es auch kaum je werden; denn wäre sie je spruchreif gewesen, so war es dort, wo es sich Angesichts des Reiches, der Mitwelt, um den Entscheidungsgrund handelte. So aber beweist das Schwanken der Wagschalen, daß man auch damals nicht zur überzeugenden Ansicht gekommen. Ohne daher den Gegenstand zum Abschluß bringen zu können, sey es gestattet, aus den vorhandenen Quellen und den Ansichten der mitsprechenden und beurtheilenden Werke uns ein Summarium, einen Actenauszug zu bilden. Die Schriftsteller, welche in neuerer und neuester Zeit von diesem Gegenstande, wenn nicht ex professo, doch bei gegebener Veranlaßung Kenntniß nahmen, sind: Guilimanus, in der historia austriaca, die er im Jahre 1617 vollendet; ferner der Jesuit Anton Steierer in seinen commentariis pro historia Alberti II. Typis 1726; Kurz in seiner Geschichte König Ottokar's und Herzog Albrechts des Lahmen; Lichnowsky in der Geschichte des Hauses Habsburg; Palacky in seiner Geschichte von Böhmen, sowie die Historiker Tirols und Bayerns. Eigens jedoch hat sich die im 3. Bändchen der kärntnerischen Zeitschrift, Klagenfurt bei Leon, 1821, erschienene Abhandlung: „Wie kam Kärnten an Przemisl Ottokar II. König in Böhmen, und von diesem an das Haus Habsburg-Oesterreich?" vom Professor Franz X. Grüninger damit befaßt, sowie auch das im heurigen Jahre erschienene III. Heft des Archives für Kärntens Topographie und Geschichte, als eine Einleitung zum Kärntner-Landrechte vom Jahre 1338 diese Frage behandelt. Die Verhandlungen wegen des übergehenden Besitzes Kärntens datiren sich aus der Zeit, wo Ulrich, der letzte Herzog aus dem Stamme der Sponheimer, bei seiner Kinderlosigkeit über Kärnten disponirte. Kleinmayr's Juvavia als salzburgisches Staatsrecht enthält hierüber beachtenswerthe urkundliche kärntnerische Daten. Am 14. Juli 1268 zu Hohenfeld, also nicht ganz ein Jahr vor seinem Ende, trat Ulrich im Falle seines Ablebens, laut der an jenem Tage an Erzbischof Ladislaus von Salzburg ausgestellten Urkunde, als Ersatz der dem Erzstifte bis zu 40,000 Mark verursachten Schäden die Städte und Schlösser St. Veit, Klagenfurt und St. Georgen im Jaun-Thale sammt 300 Mark Silber ab. (Chronic. Salisb. ad an. 1268 bei Pez.) König Ottokar, dem es darum zu thun war, sich wo möglich mit dem mächtigen geistlichen Nachbarn in Frieden abzufinden, nahm diese Ortschaften, als von Ulrich den 4. Dezember 1268 zu Podiebrad eingesetzter Erbe, zu Lehen und bekannte sich mit Urkunde, gegeben zu Judenburg den 12. Dezember 1270, als des Erzstiftes Lehensmann. In Bezug auf jene Ortschaften jedoch wurde die Clausel beigefügt: „anne ad imperium pertinenat vel non?" So wenig war man schon damals im Klaren, was in Kärnten Reichslehen war, was Allod? Wie sehr man selbst lange vorher Besitzthum von Würde und Amt unterschied, beweist der Spruchbrief, welchen der Schattenkönig Wilhelm von Holland dem Bruder Herzog Ulrich's, Philipp, als bereitt zum Erzbischof von Salzburg Erwählten, am 21. März 1249 zu Reiß ausstellte, wonach sie beide, wenn ihr Vater mit Tod abginge, das Herzogthum, seine Herrschaften und Ehren (dominiis et honoribus potiaris) gemeinschaftlich besitzen sollten. Ohnehin beschränkte sich der sächsische Besitz nur auf die Städte und Burgen St. Veit, Klagenfurt und St. Georgen im Jaun-Thal, dann die Schlösser Himmelberg und Wartberg (Werenberg), während die Sister Bamberg und Salzburg, die Grafen von Görz und Ortenburg ihre Gebiete mit Reichsunmittelbarkeit besaßen und die herzogliche Obergewalt nur in Hinsicht der Gerichtsbarkeit anerkannten, ein Fall, der auch bei dem reich dotirten Kirchenfürsten von Gurk eintrat. Wir bemerken dieses zur Erklärung, wie jene Verfügungen über Sponheimisches Erbe immerhin ohne Beeinträchtigung der herzoglichen Würde, welche jederzeit vom Reiche abhing, geschehen konnte, die jedoch ohne Besitz ebenso prekär war als die Reichsobergewalt selbst.

Daß Philipp, dem Ottokar für eine Zeit die Verwaltung von Kärnten anvertraute, die Belehnung damit bei dem neuen Reichsoberhaupte Rudolph von Habsburg zu Nürnberg ansuchte und am 11. November 1274 auch erhielt, sowie daß am dortigen Reichstage am 19. darauf die versammelten

*) Aus der „Katholischen Literatur-Zeitung". Jahrg. 1856, Nrr. 44.

Digitized by Google

Fürsten den Beschluß faßten, daß der römische König von allen seit Kaiser Friedrich's II. Excommunication dem Reiche anheimgefallenen Gütern Besitz ergreifen solle, ist bekannt, ebenso daß Herzog Philipp bald nach seinem am 19. Juli 1279 zu Krems verfaßten Testamente, womit er über seine Allode verfügen zu können glaubte, daselbst starb. König Rudolph konnte sohin frei über Kärnten disponiren, welches er laut seines Lehensbriefes für Meinhard Grafen von Tirol vom 1. Februar 1286 mit Einwilligung der Churfürsten sammt Oesterreich und Steier früher seinen Söhnen verliehen hatte. Wenn daher diese, laut der an jenem Tage für Meinhard ausgestellten Urkunde, aus freiem Antriebe auf Kärnten zu Gunsten Meinhard's resigniren und inständig um die Verleihung desselben an ihn baten (devotis precibus institerunt), so läßt sich allerdings auf einen Vorbehalt des Heimfalles bei Eintritt des Aussterbens seiner männlichen Erben, da weibliche die herzogliche Würde nicht besitzen konnten, schließen, doch nicht, daß die Worte „suis haeredibus" den Nachkommen seiner mit Albrecht von Oesterreich vermählten Tochter Elsbeth ein Vorrecht gegeben hätten vor den unmittelbaren Descendenten seiner Söhne oder seines im Besitze von Kärnten stehenden Sohnes. Es wäre da ein ähnlicher Fall eingetreten, wie bei dem Tode Kaiser Karl's VI. und der Nachfolge seiner Tochter und einzigen Erbin Maria Theresia gegenüber den beiden Töchtern seines ältern Bruders und Vorgängers Kaiser Joseph's I., welche an die Churfürsten von Sachsen und Bayern vermählt waren. Grüninger führt aus Auctar. Diplomat. Cod. Epist. Rudolphi I. Martini Gerbert p. 217 die bereits citirte und von Stögmann in extenso wieder gegebene Lehens-Urkunde mit dem Beisatze an, Meinhard sey auf dem Hoftage zu Augsburg feierlich damit, jedoch mit dem Vorbehalte des Rückfallrechtes nach Abgang des männlichen Stammes an die österreichisch-habsburgischen Herzoge, investirt worden, wovon wir jedoch bei Durchlesung des Lehenbriefes kein Wort fanden. Man sieht daraus, wie unsicher es auch bei Citaten und Allegaten steht, wo nicht diplomatische Treue Gewähr leistet. Was die vom Kaiser Ludwig am 6. Februar 1330 an Herzog Heinrich von Kärnten-Tirol ausgestellte Urkunde, wornach er seine Lande auch auf die Töchter zu vermachen oder zu vererben befugt seyn sollte, so wie die Eidesleistung der Kärntner zu Gunsten des Acquiriverben der Länder Heinrich's, Gatten seiner Tochter Margaretha, bedeutete, zieht Stögmann in nähere Erwägung. Weit entscheidender wäre das Arrest, wonach die österreichischen Herzoge Albrecht und Otto dagegen Protest einlegten aus dem Grunde des Vorbehaltes, mit welchem Meinhard Kärnten nur für seine männlichen Erben erhalten habe, und nach deren Ausgehen der Rückfall Kärntens an die österreichischen Herzoge ausbedungen worden sey. Diese Behauptung stützt sich einzig auf Guilimanns Geschichterzählung, welcher als Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts über diese lange vor ihm sich ergebene Thatsache die Bürgschaft schuldig bleibt. Da es jedoch Thatsache ist, daß die Herzoge Oesterreichs im Jahre 1307, wo Heinrich noch den Thron von Böhmen behauptete, in das herzogliche Kärnten verbündet mit den Salzburgern einfielen und sich der vorzüglichsten Orte: St. Veit, Klagenfurt und Völkermarkt bemächtigten, war es damals die beste Gelegenheit, mit jenen Ansprüchen hervorzutreten und sich als substituirte Erben zu geriren. Wirklich stellte Herzog Friedrich der Schöne unterm 5. April 1308, ein noch im St. Veiter Archive im Original befindliches Diplom aus, wornach er den St. Veitern ihre Stadtrechte, die sie von Alters her gehabt, bestättigte. Dieser quasi landesfürstliche Act wäre die füglichste Veranlassung gewesen, sich das zu nennen, wenn ihm bestehende Verträge berechtigten. Es war uns daher eine angelegene Aufgabe, von dieser Urkunde Einsicht zu nehmen; doch wir fanden am Eingange des Bestätigungsbriefes nur den Titel: „Friedrich von Gottes Gnaden Herzog von Oesterreich, und ze Steyer, Herr ze Krayn und in der March und ze portnaw". Immerhin mag es also gewiß seyn, daß Kaiser Ludwig Kärnten auf den Ausspruch sieben von ihm erwählter Schiedsrichter den Oesterreichern zuerkannte; seine Beweggründe, ob Politik oder Recht, bleiben jedoch zweifelhaft, so sehr es in hohem Grade wahrscheinlich ist, daß Kaiser Rudolphs Söhne nicht ohne Vorbehalt auf Kärnten zu Gunsten Meinhard's verzichteten, da es denselben, wenn ihnen dieser genehm war, nicht gleichgiltig seyn konnte, an wen Kärnten in der Folge fiel; aber Sicheres, Probehältiges und juridisch Evidentes läßt sich und ließ sich nichts darthun. Bei diesem schwankenden Benehmen des Reichsoberhauptes war es gerechtfertigt, daß die österreichischen Herzoge nach Heinrichs Tod sich Kärntens (wie denn die 9. juridische Seligkeit: beati possidentes lautet) factisch versicherten und dazu bei Kaiser Ludwig die Belehnung nachsuchten, die sie auch erhielten. Wenn Johann von Böhmen dagegen mit seinen veralteten Ansprüchen hervortrat, oder eigentlich es mit Gewalt der Waffen versuchte, so thut dieses dem zuletzt rechtskräftig zugestandenen Besitzstande, als zur Zeit, wo die Verfügung wirklich in Ausführung kommen konnte, wie es auch bei Testamenten der Fall, keinen Abbruch, und nehmen wir die nachmaligen Verträge der Oesterreicher mit Tirol, sowie das gänzliche Aufgeben solcher Prätensionen vom Jahre 1338 an hinzu, so darf uns nicht das mindeste Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit des Besitzes oder auch nur der einstigen Einverleibung Kärntens in die österreichischen Lande aufsteigen. Einen weiteren Streit diesfalls hervorrufen, hieße unseres Erachtens gegen das „simile ut mortui sepeliant mortuos" handeln.

Aus Egypten.

Es wird vielen nicht unbekannt seyn, daß der Custos des naturhistorischen Landesmuseums und Sekretär der kärntnerischen Handelskammer zu Klagenfurt, Herr J. L. Canaval, eine Reise nach Egypten unternahm und dort einige Monate zu verweilen gedenkt, um seine angegriffene Gesundheit in dem dortigen milden Klima wieder herzustellen, was gewiß Alle, die diesen geachteten, wissenschaftlich gebildeten und äußerst thätigen Mann näher kennen, von ganzem Herzen wünschen und auch hoffen.

Es wurde uns freundschaftlich gegönnt, aus seinen sehr interessanten Briefen, die er aus Afrika schrieb, Auszüge zu machen, und in der „Carinthia", deren Mitarbeiter er ist, mitzutheilen.

In der zweiten Hälfte des Septembers laufenden Jahres verließ Herr Canaval „Klagenfurt", und reiste mit dem Mes. Doctor, Herrn Reyer, den wir auch kennen, da er, wenn gleich nur eine kurze Zeit, in Klagenfurt Professer war, und der nun Leibarzt des Said-Pascha in Egypten ist, von „Triest" mit einem Lloyd-Dampfschiffe ab, und kam glücklich nach Alexandrien und Caire, wo er im Hause seines Jugendfreundes Dr. Reyer wohnt, und gleich im Anfange des Briefes, den er von Alt-Caire am 13. und 14. October schrieb, von der schönen Lage seines Wohnzimmers Folgendes berichtet:

„Mein Zimmer ist gegen Norden gelegen und zeigt mir den Himmel meiner Heimath; vor meinen Augen breitet ein großer Garten den reichen Schmuck seiner unzähligen Bäume und Sträucher aus; da prangt die heimische Pappel, inmitten des Bildes eine prächtige Trauerweide mit ihren zur Erde hängenden Aesten; zwischen diesen mir so unnennbar theuern Erinnerungszeichen an die geliebte Heimath ist alles ausgefüllt mit Gewächsen der Tropenzone in entzückender

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit der Arten und Abwechslung in der Form, in allen Abstufungen vom Grün, — und von der schlanken, schattenlosen Dattelpalme bis zur prächtigen Sykomore, durch ihre weithin ausgebreiteten Aeste so reich an erfrischender Kühle, scheint beinahe nichts zu fehlen, um dem Auge selbst für auffallende Contraste die Versöhnung durch ein Uebergangsglied zu gewähren."—

„Bevor ich weiter berichte über meine Reise-Eindrücke muß ich von einem Erdbeben Mittheilung machen, das uns am 12. October in der Früh um ungefähr 3 Uhr aus den Betten aufschreckte. Es war in der That fürchterlich zu empfinden, wie der Boden über zwei Minuten unausgesetzt in heftige Schwankungen versetzt war. Sie waren so stark, daß man die Wände hin und wieder schwingen sah, und das furchtbare Knattern der Thüren und Schrillern der Fenster vernahm, als ob der heftigste Sturm in sie gefahren wäre. Dem ersten Stoße folgten unausgesetzt rasche Schwingungen; mit einem zweiten etwas stärkeren Stoß schienen sie an Schnelligkeit und Intensität zuzunehmen. Während der Dauer des Erdbebens dachten wir an keine Flucht; machten uns aber alsogleich darauf vor das Haus in den Garten auf, um nicht von einer Wiederholung überrascht zu werden, und warteten auf den Anbruch des Tages. Bei Tag erfuhren wir von dem Einsturze einiger schon längst sehr baufälligen Mauern und den an einigen Personen geschehenen Unfällen. In manchem Salon wurden Vasen und andere Geschirre umgeworfen und zerbrochen. Seit Menschengedenken weiß man hier von keinem so heftigen Erdbeben. Egypten ist gerade nicht bekannt, von diesem Uebel häufig heimgesucht zu seyn; man weiß von Erdbeben nur alle 5 — 6 Jahre. Das letzte war vor fünf Jahren und stand an Intensität diesem weit nach. — Sehr komisch ist die Erklärung des gemeinen Arabers über das Erdbeben. Er sagt: Die Erde werde von einem Stier getragen, der sie bald auf das eine bald auf das andere Horn stütze. Wird er des Tragens mit dem einen Horn müde, so schüttelt er sie auf das andere — dadurch bebt die Erde. — Weit simiger und an das Alterthum erinnernd ist die Erklärung des Kopten, welcher sagt: Wenn auf der Welt viele Laster sind und große Ungerechtigkeit geübt wird, dann schaut Gott mit zornigem Auge auf die Erde herab; diese schaudert zusammen vor dem warnenden Blick Gottes, sie bebt. — Daß übrigens der phantasiereiche Araber gleichwohl schöne Parabeln zu finden weiß, zeigt seine Erklärung der Cholera. Er sagt: Gott brauchte 20,000 Arbeiter; er gab den Würgengin der Mohamedaner und Christen den Auftrag, jeder sollte 10,000 bringen. Sie befolgten den Befehl. Es erschienen aber 30,000 Seelen vor Gott. Erzürnt darüber stellte Gott die Würgengel zur Rede, warum sie seinen Befehl nicht gewissenhaft befolgt. Sie sagten: Wir thaten, wie uns befohlen ward; jeder von uns nahm 10,000 Seelen, die andern aber starben aus Furcht."—

„Alexandrien sagte mir trotz größerer äußerer Pracht, und weniger Verfall, als orientalische Stadt, weit weniger zu als Cairo. Wenn man im Hafen von Alexandrien einfährt, so tritt dem Beschauer schon der Kontrast von hohen prächtigen Palästen und den elenden arabischen Erdhütten entgegen. Dieser Zusammenstellung begegnet man mit Ausnahme der innersten Stadt allenthalben, und ich sah es immer mit Abscheu, wenn zwischen Palästen, nach europäischem Geschmack gebaut, und ihren Gärten ganze Dörfer der Araber zu finden waren, die aus in mehreren Reihen, kaum 5 Fuß hoch, aus Nilschlamm aufgeführten Hütten mit flacher Erddecke als Dach bestanden, von denen jede nur mit einem Eingang versehen, vielleicht die Herberge einer ganzen Familie war. Allerdings ist das Wohnungsbedürfniß des Arabers ein geringes, und man sieht Nachts auch viele auf den Plätzen und im Freien übernachten, dennoch aber tritt der Abstand zwischen reich und arm in keiner Weise greller hervor, als bei solcher Verschiedenheit der Wohnungen. Tritt man auf den sehr großen und regelmäßig angelegten Plan, so überraschen die schönen Gebäude zu beiden Seiten; fast jedes von einem Consular bewohnt. Man sieht zwei prächtige Gasthöfe und ein schönes Kaffeehaus, so elegant wie in Europa. Das Aeußere aller Häuser sieht europäisch aus; im Innern ist in den Salons wahrhaft orientalische Ueppigkeit entfaltet; der Hofraum ist oft sehr weitläufig. — Wie ganz anders zeigt sich die Straßenseite! Diese dachlosen mit Terassen bedeckten Häuser machen ganz den Eindruck von abgebrannten Gebäuden; ich konnte mich lange nicht überzeugen, daß ich mich täusche. Ebenerdig sieht man überall wieder kleine bis zum ersten Stock reichende Häuschen vorgebaut, beinahe jedes anders aussehend, jedes einer andern Familie gehörend. Diese Unordnung im Bau kam mir nicht uninteressant vor, sie trägt so viel Mittelalterliches an sich, und dazu die Kameele und Esel, die oft den Hofraum füllen, machen das Ganze etwas romantisch aussehen, wenn gar Beduinen bei jenen, Araber oder Berber bei diesen sind. Jetzt kommt aber plötzlich eine elegante mit Pferden bespannte Karosse herein, alles sieht daran aus, als nicht lange von Paris gebracht; auf dem Kutschbock ein Berberin von schwarzer Hautfarbe, weiß gekleidet, mit bis zum Knie nackten Füßen, im Wagen eine Dame, aufs eleganteste nach dem Pariser Journal geputzt. Ein Araber, barfüßig, als Läufer rannte dem Wagen voran, trieb durch Schreien und Schläge die arabischen Fußgänger auseinander, damit der geräuschlos auf dem staubigen Boden dahin rollende Wagen offene Bahn findet. Daß diese Dame eine Europäerin oder Levantinerin, jedenfalls eine Christin oder Jüdin ist, brauche ich nicht zu bemerken; die Frauen der Türken und überhampt der Mohamedaner sieht man höchst selten, und dann stets so bedeckt, daß nur die Augen durch zwei Ausschnitte sichtbar sind, überdieß nie ohne Begleitung und stets in orientalischer Pracht." —

„Geht man die belebteste Straße dem Platz entlang, so sieht man mit europäischem Luxus und solcher Eleganz eingerichtete Gewölbe, und daneben wieder arabische Buden vom Schmutz ganz braun. Geht man nach der entgegengesetzten Richtung, so kommt es einem vor, als ob die Wüste und Paläste um den Boden streiten, und in sonderbarer Abwechslung folgen wüste Strecken mit Palästen und Gärten, arabische Dörfer und colossale alte Schutthalden noch aus der Zeit des griechischen Alexandriens her übrig. Da schlängelt sich der „Nilcanal" dahin, belebt von Barken, zwischen denen selbst Dampfschiffe hervortreten, und in einiger Entfernung brannt das Roß der Neuzeit, die Locomotive, dahin und droht das Kameel für die Wüste von Suez außer Kurs zu setzen. All das und noch mehr findet sich in Alexandrien beisammen. Geht man dann noch in Trachten und Nationalitäten und Racen ein, so begegnet man denselben Sonderbarkeiten in der Zusammenstellung, und einer Mannigfaltigkeit, die kaum in irgend einer Stadt der Welt größer seyn dürfte. Es ist dieß die anziehendste und interessanteste Seite Alexandriens. Da begegnet man von europäischen Völkern dem Italiener, dem Deutschen, dem Franzosen und Engländer, auch der Holländer, Spanier und Däne finden sich ein; da ist der Türke wieder, der Herr des Landes, der Levantiner und der Grieche. Von den afrikanischen Racen und Völkern sieht man den Araber in allen Nuancen der Hautfarbe, vom Gelblichbraun bis zum Schwärzlichbraun, die Obergegypter noch dunkler von Hautfarbe, in der Gesichtsbildung nicht selten dem Neger nahe, den bronzefarbigen Berberin, dessen Haut häufig schon in ein glänzendes Schwarz übergeht, dessen Schädelbildung aber noch edlere Züge bewahrt, endlich den

Digitized by Google

bekannten Neger. Aber auch die Völker der Wüste finden sich ein, durch den Beduinen vertreten, der im weißen Burnus gehüllt, gelbbraun vom Oktober, aber auch schwärzlich ist." —

„Außer den Mücken, dieser Qual Egyptens, lernte ich noch ein anderes libel Alexandriens kennen, das sind die vielen herrenlosen Hunde, deren sich zu 30 bis 40 auf dem Platze einfinden und übernachten. Diese durch ihre Faulheit mehr als gerade durch ihr Schakal-artiges Aeußere wahrhaft häßlichen Thiere sind höchst unaufgelegt, Jemanden auszuweichen. Da man aber in Alexandrien so wenig als in einer andern Stadt Egyptens von einer Straßenbeleuchtung weiß, so kann man ohne Laterne kaum verhindern, hier über einen Hund, dort über einen Esel, oder ein Kameel, oder gar über einen Menschen zu stolpern. Ging es einen Hund an, so beginnt ein entsetzliches Gebell, und damit sind alle seine Kameraden in Aufruhr versetzt; das widerliche Gebell dauert oft eine halbe Stunde, und wer nicht festen Schlaf hat, ist mit seinen Ohren Zeuge des ganzen Auftritts." —

„Am 7. Oktober erfolgte auf der Eisenbahn die Abfahrt nach Cairo. Wir fuhren erster Klasse. Es ist sehr gut zu fahren. Die Waggon's sind in Coupé's getheilt, man sitzt auf Fauteuil's. Zweiter Klasse fallen die Coupé's und Fauteuil's weg, die Sitze sind gut gepolstert. Die Waggon's sind wie die erster Klasse mit doppelten Dächern versehen, zwischen denen sich die Luft aus den Waggon's fortwährend erneuert, und wodurch im Sommer eine zu starke Erhitzung des Daches vermieden wird — eine vortreffliche Einrichtung! — Dritter Klasse mit offenen Wägen und hölzernen Bänken kann man nicht fahren, wenn man die Bekanntschaft mit Plagegeistern aller Art vermeiden will. Da fahren bloß Araber und zwar stets in großer Anzahl. Man fährt nicht zu schnell aber gut, die Bahn ist trefflich angelegt. Bei genauer Untersuchung der Waggon's erster Klasse bemerkte ich eine recht zweckmäßige Vorrichtung an den Fenstern, die in Rollen laufen, daher leicht auf und nieder gelassen und in jeder Stellung erhalten werden können. Außerdem kann vor jedes Fenster eine Jalousie aufgezogen werden, wodurch sammt den Oeffnungen an der Decke der Waggon's eine kühlende Ventilation erzielt wird."

„Die Bahn führt Anfangs über den sogenannten See Marietis, der nur zum Theil seinen Namen verdient und Salzsee ist, zum Theil aber eine Salzsteppe — einen Salzsumpf, vorstellt. Unmittelbar außer dem Bahnhof ist diese Steppe ganz wüste, und es lagerten dort unter Zelten mehrere arabische Eisenbahnarbeiter. In ihrer Nachbarschaft lagen Skelette von Kameelen zerstreut, weiter hin auch von einem Pferde, u. d. gl., von Raubvögeln sorgfältig abgenagt. Die Gegend behält bis zum ersten „Nilarm" einen traurigen Charakter. In der Nähe des Nil's beobachtet man die ersten Sykomoren, diese herrlichen Bäume, die überdieß in ihrer Gestalt so viel Heimisches für mich haben, da ihre Krone so voll ist und ihre Aeste so weithin ausgebreitet sind. Der Nil strömt mit seinen braunen Schlammfluthen im ebenen Lande ruhig dahin, sein Lauf bezeichnet das fruchtbare Land, und sobald man das alte Delta betritt, nimmt die Landschaft einen weit freundlicheren Charakter an. Man wird von der Dichtigkeit der Bevölkerung betroffen, indem man zuweilen 10 bis 12 große, kleinen Städten gleiche, Dörfer ringsum zählen kann. Der Anblick solcher Dörfer ist originell. Man sieht einzeln stehende Fellah-Colonien, sie bestehen aus einer im Viereck gebauten Mauer mit Einem Eingang, an die, als äußere Mauer, nach Innen mehrere Erdhütten mit ebenem Dach angebaut sind. Zuweilen sieht man noch runde Taubenkobl innerhalb dem Mauerwerk, von Hunderten von Tauben belebt. Alles Mauerwerk ist von Nilschlamm, oder von daraus gefertigten, an der Luft getrockneten, und mit Nilschlamm als Mörtel gefügten Ziegeln aufgeführt. Diese Erdhütten oder Schlammhäuser sind bei großen Dörfern oder Städten in zwanglosen Reihen aneinander gebaut, zwischen zerfallenen findet man wieder andere aufgebaut und zuweilen ist selbst ein Stockwerk aufgesetzt. Alles sieht braun aus, wie der Nilschlamm, aus dem es verfertigt ist. Nicht selten sieht man ganze Mauern noch mit kleinen runden Platten von Kameelmist bedeckt, der hier das gewöhnliche Brennmaterial abgibt, von den Arabern sorgfältig allerorts gesammelt, abgetrocknet und zu flachen Zelten breit gedrückt, an's Haus geklebt und so an der Sonne getrocknet wird. Nur die Minarets, jene cylindrischen Moscheenthürme mit stumpfspitzförmiger Kuppel, von denen herab täglich die Stunden zum Gebete ausgerufen werden, sind mit einem weißen Anwurf versehen, und häufig auch die kapellenartigen, oder kleinen Moscheen ähnlichen Grabmonumente heiliger Männer (die durch prophetische Gabe ausgezeichnet waren), deren man beinahe bei jedem größeren Dorfe Eines sieht. Sonst ist alles in der monotonen Morastfarbe. Von Baumpflanzungen und kleinen Gärtchen bei dem Dorf ist nirgends eine Spur. Ist es groß, so ist gemeiniglich der Platz um das Dorf herum ganz unangebaut, oder von verfallenem Mauerwerk bedeckt."

„Den fremdländischen und interessantesten Charakter nimmt die Landschaft bei Annäherung gegen Cairo an. Das Land erscheint wohl angebaut, Bäume werden häufiger auch in der Nähe der Dörfer. Man sieht die Citadelle in der Ferne auf dem wüsten Moktan gebaut, zur Rechten den Nil, und Alles mit saftigen Bäumen bewachsen, zur Linken beginnt sich an der Grenze des cultivirten Landes die Wüste mit ihren sanften Gebirgszügen zu erheben. Der Anblick von dem Allem überraschte mich, und als ich in Cairo in die prachtvolle, großartige Sykomoren-Allee trat, war ich wieder mit Egypten ausgesöhnt, von dem mir Alexandrien einen unangenehmen Eindruck eingeflößt hatte. Für heute schließe ich. Das Weitere das nächste Mal."

Theater-Revue.

Am verflossenen Donnerstag kam das von Fräulein Ouandt zu ihrem Benefice gewählte Stück: „Die Früchtenhändlerin" nach dem Französischen, von Dr. Meier, zur Aufführung. Alle möglichen Ingredienzien, welche unsere übersinnlichen Nachbarn in der dramatischen Garküche zusammenrühren, Trennung, Wiedersinden, Verlaufungen, Diebstahl, Verurtheilung, Tod, Feuersbrunst, gelbes Fieber, ein Stückchen Wahnsinn — Mutterliebe, kurz Alles, was mit mauerbrecherischer Kraft auf die Phantasie und das Gefühl wirken soll, finden wir in diesem Charakterbilde aufgehäuft, dessen Figuren (Charaktere kann man sie wohl nicht nennen) sich wie Drahtpuppen bewegen, welche immer zur Zeit erscheinen, wenn sie genannt oder gerufen werden.

Nach dieser Einleitung glauben wir uns ohne Bedenken der Mühe überheben zu können, die dramatische Werthlosigkeit des genannten Produktes näher zu begründen — und wollen uns zur Darstellung wenden, welche aus leicht begreiflichen Gründen nicht zu den Besten gehörte. Fräulein Ouandt, welche bei ihrem Erscheinen begrüßt wurde, gab die „Francoise" zwar mit vielem Fleiße, aber in der sattsam bekannten larmoyanten Darstellungsart. Herr Barth, der gemüthliche Komiker, mußte einen Marquis, und Frau Dorn eine Gräfin spielen, welche wohl Niemand — die Direction ausgenommen — für eine Gräfin hielt. Nur Herr Fischer war in seiner Episode ganz genügend. Unter solchen Umständen wird man es uns wohl nicht verübeln, wenn wir unsere Besprechungen so lange sistiren, bis uns einige gelungene Vorstellungen die angenehme Veranlassung geben, ein Wort der Anerkennung aussprechen zu können. M. S.

Verbesserungen. In Nro. 41 der „Carinthia", Seite 161, Spalte 1, in der Anmerkung, Zeile 11 von unten soll es heißen: beurtheilenden Versammlung u. s. w., dann in Nro. 45, Seite 180 Spalte 1, Zeile 24 von oben aber: Uebrigens scheint der Verfasser den Unterschied der Juslichen und Carnischen Alpen und ihre Anordnung eigenthümlich zu bestimmen, indem u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 47. Sonnabend, den 22. November. 1856.

Beitrag zur Geschichte Villach's als Handelsstadt.

Selbst nach dem Berichte des Johann Hildt in der Handelszeitung „Gotha den 12. Oktober 1793“ ist Villach die älteste Handelsstadt in Kärnten; es dürfte daher Interesse erregen, zu erfahren, was sie als solche einstens gewesen ist, und welche Stadien sie durchmachte. —

Die Handels-Blüthe dieses Platzes im Mittelalter wurde durch die von Benedig geschaffen, und fiel zugleich mit letzterer von dem früheren Glanze herab.

Bereits im Mittelalter war Constantinopel eine der größten Niederlagen für den Handel Osten's mit dem Westen. Durch den Euphrat und die Hochebenen Asiens kamen ihr die Erzeugniße Indiens zu, und die Seide China's, dann die Producte des Orients, welche in den Häfen des schwarzen Meeres geladen worden sind, wurden an den Ufern des Bosporus hinterlegt, und es sind die Venetianer, dann Genueser, die Factoren dieser wichtigen Beziehungen gewesen. — Erstere versendeten diese Producte auch nach Deutschland in und über die Alpen, und wählten hiezu zwei Hauptstraßen: Nordwestlich über Tirol, Botzen, Meran, durch Füßen nach Augsburg, von wo selbe nach Frankfurt und die Niederlande befördert worden sind; nordöstlich durch Friaul und die windische Mark, durch Krain und Kärnten nach Salzburg und Regensburg, in der Folge auch nach Nürnberg, Leipzig, Braunschweig. Von Salzburg und Regensburg führte auch ein Zweig nach Passau und Böhmen.

Vor allen war den Venetianern an unserm Kärnten gelegen. Hier lagerten sie Massen auf von Waaren, und holten dafür Gold und Silber zum Scheiden, — dann Eisen und Stahl für den Schiffbau. — Die Gold- und Silbergruben zu Malentein und im Mölthal, wie auch in Tarvis waren den Venetianern, welche sich auf die Scheidekunst besser als die Deutschen verstanden, lange tributär. —

Nach Kärnten brachten dagegen die Verländer Salz, Leder, Linnen über den Tauern, und führten nebst Eisen und edlen Metallen viel italienisches Gut zurück. Man bediente sich damals der Saumpferde zu 100 täglich, bis die zerstörten Römerstraßen hergestellt worden sind. —

Die wichtigsten Stapelplätze nach der Geschichte waren: St. Veit ob der Haupt-Niederlage der Eisenhütten; Friesach, eine Zuflucht des Adels, mit einer reichen in den Waffen geübten Bürgerschaft; Spittal, die glänzende Residenz der Ortenburge, dann der spanischen Salamanka's (Porcia) an der Straße nach Tirol und Salzburg.

Villach war damals die Haupt-Niederlage zwischen Venedig und dem römischen Reiche, Salzburg, Baiern, Steiermark und Ungarn; allein die eingeführte Schifffahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung machte dieser Herrlichkeit ein Ende. —

In der Folge hat die Entstehung der Freihäfen von Triest und Fiume, dann die Herstellung der Aerarial-Straße unter Kaiser Karl VI. von Wien über Gratz und Laibach nach diesen Freihäfen, die unter der Regierung Maria Theresien's vollendet worden sind, sehr nachtheilig auf den Speditions-Handel des Platzes eingewirkt. Dessen ungeachtet blieb Villach eine bedeutende Niederlage aller jener Waaren, die von benannten Seehäfen nach Tirol, in die Schweiz, das römische Reich, nach Salzburg und Baiern passiren mußten.

Nach und nach wurden die früher so reichhaltigen Gold- und Silbergruben erschöpft und verlassen, was einen neuen Grund zur Gefährdung der Bilanz des Landes so wie des Handels bildete.

Die neue Sachlage richtig auffassend, hat sich der Handelsstand mehr als früher auf den Verschleiß der Erzeugniße des Villacher-Kreises verlegt, d. i. Stahl, Stabeisen, Drähte, Sensen, Pfannen, Nägel, Blech, Feilen, Blei, Schrotte, Bleiweiß, Leinwand, Flachs, Antimonium, Galmei, Tücher, Hornvieh und Pferde, welch' Alles derselbe in Massen und vorzüglicher Qualität lieferte, ohne nebstbei den Speditions-Handel zu vernachläßigen.

Der Bau der Eisenbahn von Triest über Laibach, Gratz, Wien, Prag, und von da dem Norden zu, mußte in letzterer Beziehung ernstliche Besorgniße erregen.

In der „Carinthia Nro. 10., Jahrgang 1845“ lieferte ich eine Berechnung, daß Kärnten dadurch einen Abgang von den früheren Erträgnißen jährlicher 203,819 fl. 30 kr. erleiden dürfte, nämlich:

70 %	von der Urproduction . . .	142,673 fl.	39 kr.
10 „	für Abnützung des Viehes und der Wägen	20,381 „	57 „
20 „	als directer Gewinn der Wagner, Schmide, Wirthe und Spediteure	40,763 „	54 „
100 „		203,819 „	30 „

Dadurch hat vorzüglich der untere Theil Kärntens mit Klagenfurt ob dem Verluste des Transit's über den Loibl, dann dem Verschwinden der Parifer-Wägen, welche den starken Verkehr mit Wien und Italien directe vermittelt hatten, gelitten. — Villach ist noch bis auf den heutigen Tag die leichtere Verbindung mit Triest, Tirol, Friaul und der Speditions-Handel in das Salzburger Land geblieben, welch' Letzterer die Deckung mit Salz so wesentlich erleichtert; allein die Eisenbahn bis Triest, deren Fortsetzung bis zur italienischen Bahn, die West- und Brenner-Bahn, dieses Alles müßte nach der Vollendung des Ganzen auch für Villach die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen. —

Zur rechten Stunde haben Seine Majestät unser gnädigster Kaiser und Herr durch die Concessionirung der Kärntner-Bahn großes Unheil von unserm Lande abgewendet, und der Besorgniß vor gänzlicher Isolirung mit den traurigen Folgen derselben ein Ende gemacht. —

Digitized by Google

Wird in Erwägung gezogen, daß durch die Durchstechung der Landenge Suez dem Handel und der Schifffahrt Constantinopels noch eine günstigere Laufbahn eröffnet werden muß, so wie es schon gegenwärtig durch die Donaumündungen seinen Handel bis in's Herz von Ungarn und Deutschland ausdehnet, diese Landenge sich neuerlich als Knotenpunkt dreier Erdtheile und als die beste Verbindung von Europa mit der Ostküste Afrika's, mit Ostindien und Polynesien herausstellt, und die gerade Linie von London und Paris gegen Constantinopel durch Oesterreich zieht, so ist unser Kaiserstaat durch die Natur dazu berufen, die Welthandelsstraße nach dem Orient in sich aufzunehmen, und die Kärntner-Bahn wird ein Glied derselben bilden.

Daß aus diesem neuen Verhältnisse entscheidende Verbesserungen in unserem wirthschaftlichen Leben in jeder Beziehung des Wortes hervorgehen werden, kann man mit Gewißheit voraussagen, allein unmöglich ist es, die Summe des Werthes derselben auch nur approximative anzudeuten.

Worin aber auch diese neuen Güter bestehen werden und mögen, scheint es mir ebenso gewiß zu seyn, daß sie der durch die Lage begünstigten Stadt Villach in weit größerem Maße werden zu Theil werden, als der Hauptstadt unseres Kronlandes selbst.

Klagenfurt, den 16. November 1856.

J. Scheießnigg.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung von Nro. 45.)

Betrachtung der andern Kriegsbühnen.

FML. Simunich hatte bereits am 14. Dezember 1848 die feindliche Paßstellung oberhalb „Jablonitz" genommen und drängte den Feind nach „Tyrnau". Hier hatte der Feind bedeutende Streitkräfte aus „Preßburg" an sich gezogen, und Oberst Guyon machte Vorbereitungen zu einem Straßenkampfe. Der wackere Simunich griff den Feind am 16. rasch an, der Kampf war kurz aber mörderisch; in einem zweistündigen Gefechte wurde Guyon gänzlich geschlagen und nur die einbrechende Nacht begünstigte seine Flucht. Bei dieser Affaire ergaben sich drei Compagnieen Ernst-Infanterie ohne einen Schuß zu thun; ferner wachte man 700 Gefangene, eroberte fünf Kanonen, — und viele Waffen, Pferde und Gepäck fielen in die Hände des Siegers, der nun „Tyrnau" und die Umgebung besetzte.

Von hier zog Simunich zur Belagerung von „Leopoldstadt" und beobachtete den nördlichen Theil der Festung „Komorn". Eine andere Abtheilung seiner Truppen hatte unter dem Oberstlieutenant Frischeisen am 11. Dezember ein siegreiches Treffen bei „Budentin" bestanden, und die Ungarn gegen „Sillein" geworfen; allein im Rücken bedroht zog er sich wieder nach „Jablunka" zurück. Dieses Commando wurde dem schon aus Italien bekannten wackern Götz übertragen, der in Folge mehrerer glücklicher Gefechte rasch gegen „Trentschin" und in das „Turoczer"-Comitat vordrang.

General Graf Schlick, ein Mann voll Einsicht, Energie und Tapferkeit, von seinen Soldaten geliebt wie ein Vater, operirte mit den drei Brigaden Fidler, Perger und Deym gegen „Eperies", und setzte sich nach einem glücklichen Gefechte, in welchem er die Truppen des Obersten Pulzky schlug, am 10. Dezember in den Besitz der Stadt. Hier erhielt der tapfere Graf die Nachricht, daß Meszaros mit 18 Bataillonen, 1000 Husaren und 34 Geschützen heranrücke, um ihn über die „Karpathen" zu werfen. Schlick faßte schnell den Entschluß, mit seinen drei Brigaden diese Uebermacht anzugreifen. Er vereinigte schleunigst sein Korps, brach in der Nacht auf, um mit Tagesanbruch die Stellung von „Budimir" zu gewinnen. Die Brigade Fidler wurde über „Kissfalu" längs der „Hernath" entsendet, um die Pointe von „Budimir" zu umgehen und den Uebergang über die „Hernath" nach „Raschau" zu gewinnen.

Gegen Mittag gelangte der Graf zu der Stellung des Feindes, griff ihn mit aller Energie an, warf Meszaros von einer Position zur andern, und erreichte so die Höhe von „Budimir". Hier ward der Feind nach kurzem aber entscheidenden Artilleriegefecht zum Rückzuge gezwungen. Der einsichtsvolle Graf, in der Voraussetzung, daß die Brigade Fidler bereits an dem ihr bezeichneten Punkt angelangt seyn müße, ließ seinen linken Flügel rasch vorrücken, um den retirirenden Feind auf diese Brigade zu werfen, allein diese war noch nicht dort — wo sie seyn sollte — und so mußte der tapfere Graf sehen, wie Meszaros ungehindert seinen Rückzug durch „Raschau" nahm. Graf Schlick zog mit seinem Korps in „Raschau" ein, rückte am 28. gegen „Ferro", wo der Feind das Gefecht nicht annahm, verfolgte ihn nach „Szifso", schlug ihn hier, und nur die Nacht schützte ihn vor einer gänzlichen Niederlage.

Nach diesem Gefechte bezog das Korps wieder seine frühere Stellung, ward jedoch von den Insurgenten, die aus „Miskolz" bedeutende Streitkräfte an sich gezogen hatten, in der Absicht auf dem Fuße verfolgt, um daselbe durch einen combinirten Angriff aus der Stellung von „Raschau" zu vertreiben.

Der Graf nahm eine vortheilhafte Stellung auf den Höhen bei „Barcza" südlich von „Raschau", und hier entfaltete sich das eminente Feldherrn-Talent des tapferen Generals noch glänzender. Ein glänzender Sieg lohnte die trefflichen Dispositionen des Grafen und die außerordentliche Hingebung und den Muth, mit welchem die vom besten Geiste beseelten Truppen fochten. Drei schwache Brigaden schlugen Meszaros, mit 18 Bataillonen, 800 Husaren und 35 Geschützen, auf's Haupt.

Am 4. Jänner 1849 rückte Meszaros in zwei starken Kolonnen auf der „Barczaer"- und „Moldauer"-Straße zum Angriff vor. Die Alarmtrommel rief unsere braven Truppen in ihre Stellungen, und Major Friedrich Baron Piattoli-Traueństein, vom Regimente Nro. 9, rückte mit seinem Bataillon und zwei Geschützen gegen den Calvarienberg zu. Vier andere Geschütze waren bereits mit dem Bataillons-Commandanten Major Ferdinand Baron Kirchbach vorausgegangen.

Graf Schlick, der das Centrum persönlich leitete, beauftragte seinen Generalstabs-Major Baron Gablenz, bis zur Ordnung des Gefechtsganges auf der ganzen Schlachtlinie die Leitung und Festhaltung des rechten Flügels, als den wichtigsten Punkt, zu übernehmen.

Gablenz führte das Bataillon vom 9. Regimente im Sturmschritt gegen die anrückenden Insurgenten, stellte gleichzeitig drei Geschütze so vortheilhaft auf, daß sie die feindliche Batterie enfilirten.

Im Centrum drängte der Graf die Insurgenten, seine Truppen griffen mit dem Bajonette ungestüm an und warfen sie zurück. Meszaros, in der Flanke und im Centrum gedrängt, zum Theile auch von seiner Rückzugslinie über die Brücke des „Miszlabacher" abgeschnitten, suchte das Weite, seine Truppen stürzten sich über die steilen Ufer in den Bach,

Digitized by Google

um zu entkommen, und Meszaros entging dem Tode nur dadurch, daß die Pistole eines ihn verfolgenden Offiziers versagte.

Die Chevauxlegers verfolgten den Feind, nahmen ihm sechs Geschütze mit 1000 Gewehren ab, und machten viele Gefangene.

Major Gablenz, der, seiner Kolonne mehrere hundert Schritte voreilend, mit den Säbel in der Faust bei dem gelabenen Geschütze einen Artilleristen gefangen nahm, hat durch seine Umsicht und Energie viel zum glücklichen Resultate des Tages beigetragen, wofür er das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens erhielt.

Parma Infanterie schlug mit vieler Tapferkeit die polnische Legion nach hartnäckigem Widerstande, und eroberte eine Kasse mit 10,000 Stück Dukaten und die Schriftenkiste des Meszaros mit wichtigen Papieren.

Der tapfere Graf erfuhr den Einzug in „Budapest" und da er wahrscheinlich glaubte, man werde rasch an die Theiß rücken, so beschloß er, die Insurgenten bei „Tokay" an der obern „Theiß" anzugreifen. Von den Bewegungen Görgey's nach dem Norden hatte er keine Kenntniß; denn auch in „Pesth" war man darüber noch nicht klar und FML. Csorich folgte Görgey erst am 15. Jänner nach.

Die vom Grafen Schlick gefchlagenen magyarischen Truppen hatten sich an die „Theiß" zurückgezogen. Meszaros wurde abberufen und das Commando dem Oberften Klapka übertragen. Von diesem ganzen Armeekorps waren kaum mehr 4000 Mann übrig, und Klapka bemühte sich den Geist seiner Truppe wieder aufzurichten und sie zu verstärken.

Des Grafen Schlick Absicht war, den Feind bei „Tokay" und „Tarczal" festzuhalten und zu beschäftigen, um ihn von Detachirungen gegen die pacificirten Landestheile abzuhalten, oder wenn er nicht übersetzen seyn sollte, bei „Tokay" über die „Theiß" zu werfen und den „Theiß"-Uebergang zu gewinnen.

Den 22. unternahm der Graf einen allgemeinen Angriff auf die Position von „Tarczal". Die Brigade Fidler hatte das erste, die Brigade Perger das zweite Treffen. Ein dichter Nebel lag auf der Gegend und lange schwankte die Schlacht. Die Macht des Feindes und der treulose Verrath von dem meineidigen Bataillone Prinz von Preußen, welches unseren Truppen mit schmählicher Kriegslist zurief: „schießt nicht, wir kommen zu Euch Brüder", und dadurch die Kaiserlichen zwischen zwei Feuer brachten, hätte eine üble Wendung hervorgebracht, wenn nicht Graf Schlick durch persönliche Bravour und Entschlossenheit diese in dem gefahrdrohendsten Augenblicke verhindert hätte.

Hartnäckig war der Kampf, und mehrere Positionen mußten mehrmals genommen werden. Das 3. Bataillon vom 12. Regimente, von vier Seiten mit Bajonetten umgeben, begann zu fliehen und sich aufzulösen. — Graf Schlick sprengte zu diesem Bataillone, seine Gegenwart bringt Ordnung und er befiehlt den Sturm; dieser wird von der feindlichen Uebermacht abgeschlagen, das Bataillon ist erschüttert, außer Fassung gebracht und kehrt um. — Der Feldherr erkennt die Wichtigkeit des Augenblick's, es dünkt ihm, die Erhaltung des Muthes und des Vertrauens auf eigene Stärke und Führung weit wichtiger, als selbst der Verlust des Treffens, und er wußte durch die innewohnende Kraft und Kühnheit seine Truppe zu elektrisiren.

Es galt die Höhen zum Drittenmale zu nehmen. Der Graf sprengte abermals zu dem in die größte Unordnung gebrachten Bataillon, ordnete es, ritt vor die Front, zog den Säbel und rief demselben die Worte zu: „Jetzt werde ich Euch vorwärts führen!" Ein lautes Hurrah war die Antwort und die Höhe wird genommen.

Am 23. erneuerte sich der Kampf bei „Keresztur". Major Herzmanowsky war mit den Magyaren im Gefecht, als diese sich zur Uebergabe erklärten. Hauptmann Muralt von E. H. Stefan stellte das Feuer ein, um sich mit dem feindlichen Befehlshaber zu besprechen. Indessen hatte sich eine Division des Regiments 39, eine Division von 34, dann 1 Bataillon Hoywed und eine Abtheilung vom Husaren-Regimente Nro. 10 den zwei Compagnien von E. H. Stefan genähert. Der Commandant des Honvedbataillons, Kalnoky, rief nun den kaiserlichen Offizieren zu: „Jetzt ist es an Euch, die Waffen zu strecken, denn Ihr seyd von allen Seiten umzingelt". Empört über diese niederträchtige List, versetzte ihm Hauptmann Oreskovics von E. H. Stefan ein Paar tüchtige Säbelhiebe und führte seine Compagnie rasch mit gefällten Bajonette zum Sturme vor, die andere Compagnie unter Muralt folgte entschlossen nach, worauf ein blutiges Handgemenge entstand, bei welchem die zwei heldenmüthigen Compagnien 5 feindliche Offiziere und über 100 Mann niedermachten, die feindlichen Abtheilungen auseinander warfen, zerstreuten und einen rühmlichen Sieg erfochten.

Graf Schlick ging auf „Szanto" zurück und vereinigte sich mit Schultzig. Dergestalt verstärkt, wollte er noch einmal gegen „Tokay" aufbrechen und den Feind über die „Theiß" werfen. Am 31. Jänner erschien Schlick bei „Tokay", Klapka zog sich an das linke „Theiß"-Ufer. Allein in „Keresztur" erfuhr der tapfere Graf, daß Görgey über die „Zips" im Anmarsche sey. Er detachirte augenblicklich die Brigade Graf Deym über „Kaschau" nach „Eperies" und Schultzig folgte zur Unterstützung.

Görgey, der, wie wir wissen, am 4. Jänner 1849 sich von Perczl getrennt und gegen Norden gezogen war, theilte sein Armeekorps in vier Divisionen: Oberst Aulich, Piller, Guyon, Oberstlieutenant Kmety, ferner in eine Kolonne unter Oberstlieutenant Simonyi. Er war über „Waitzen" nach „Levenz" vorgerückt, um die Offensive gegen Simunich zu eröffnen, aber die Detachirung des FML. Csorich in seinem Rücken hinderte ihn daran. Sein Hauptzweck war übrigens erreicht, der Fürst hatte seine Macht getheilt und die feindliche Offensive gegen „Debrezin", die den Lebensnerv des Widerstandes mit einem Schlage zerstören konnte, jetzt nicht mehr zu erwarten. — Er beeilte sich, „Schemnitz" zu besetzen und es gelang ihm, diesen Ort zu erreichen, bevor die Kaiserlichen herankamen.

Hier erhielt er die Nachricht, daß Meszaros vom Grafen Schlick total geschlagen, und den Befehl, Schlick in den Rücken zu fallen, sodann die Verbindung mit der obern „Theiß"-Armee zu suchen. Während er die Anstalten zum Rückzuge traf, rückten die Kaiserlichen von zwei Seiten an; von Norden Generalmajor Götz gegen den „Turcsek". Hier hielt sich Aulich wacker und verwehrte das Vordringen nach „Kremnitz". Die andern Divisionen waren nicht so glücklich in ihren Kämpfen. FML. Csorich, der am 15. Görgey gefolgt war, traf ihn am 21. Jänner auf dem Plateau von „Schemnitz" und der wackere Csorich griff augenblicklich „Windschacht" an. Guyon, der dort kommandirte, wurde geworfen und zog sich in der Nacht auf „Schemnitz" zurück, von wo er noch weiter zurück wich und bis nach „Butsa" seinen Rückzug fortsetzte.

An dem Tage, an welchem Guyon nach „Butsa" zurückwich, bestand Görgey selbst zwischen „Zfarnecz" und „Schemnitz" in einem engen Thale bei „Hodrics" ein ungestümes Gefecht. Er stieß auf den Oberften Collery, der mit dem 12. Jägerbataillon, etwas Cavallerie und einer

Digitized by Google

halben Raketenbatterie auf einem gewagten Zug aus dem „Granthal“ über „Zfarnocy“ nach „Schemnitz“ im Marsch war.

Görgey befehligte ein Bataillon vom Infanterie-Regimente Alexander, eine Eskadron Husaren und eine Batterie Dreipfünder. Der Truppen Görgey's bemächtigte sich gleich Anfangs ein panischer Schrecken, sie ergriffen die Flucht und waren an dem Tage nicht mehr zum Stehen zu bringen. Görgey war in Verzweiflung über die schmachvolle Flucht seiner Truppen, und wäre gefangen genommen worden, wenn ihn seine Umgebung, sein Adjudant und ein Husar nicht mit Gewalt vom Kampfplatze weggerissen hätten. Eine Kugel flog durch seinen Csako. Der Verlust in den Gefechten bei „Windschacht“, „Schemnitz“ und „Hardisch“ betrug mehr als 700 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, dann 10 Geschütze mit mehreren Munitions- und Bagagewägen. Der Verlust von unserer Seite war in keinem Verhältniß, und dieß ein Beweis, wie die kaiserlichen Truppen keine Macht zu scheuen hatten, wenn sie nur gut geführt und herzhaft an den Feind gebracht wurden.

Am 24. Jänner vereinigte sich in „Neusol“ das ganze Görgey'sche Armeekorps, die Divisionen Aulich und Kmety mit der Kolonne Simonyi behielt er bei sich für den Marsch über den hohen „Sturecz“ zu dem Flusse „Poprad“. Die andere Hälfte, die Divisionen Guyon und Piller, sollten durch das „Granthal“ und dann über den Gebirgsrücken in die „Zips“, und sich dort wieder mit Görgey vereinigen.

Diese Kolonne erhielt einen Train von mehreren hundert Wägen, beladen mit Staatsgütern, und einer mobilen Gewehrfabrik zur Abführung an den neuen Sitz der Regierung.

Der Hauptzweck Görgey's war die offensive Operation gegen den FML. Grafen Schlick. Er mußte also trachten, von der Division Csorich nicht eingeholt zu werden und darum war er entschlossen, den Train preiszugeben, um nur in seinem Marsch nicht aufgehalten zu werden.

Die Verfolgung geschah leider nicht, — denn FML. Csorich war mit den größten Theil seiner Truppen von dem Fürsten wieder nach „Pesth“ berufen worden — weil Perczel vom linken „Theiß“-Ufer aus eine Diversion gegen „Pesth“ unternommen! —

Zur Verfolgung Görgey's blieben nur zwei Brigaden zurück, nämlich jene des GM. Götz und des Fürsten Jablonovsky. Hiezu muß bemerkt werden, daß die Bevölkerung in den Bergstädten vorwiegend gegen die ungarische Schilderhebung gestimmt war, aber sich durchaus passiv verhielt.

Der Marsch Görgey's hatte den höchst schwierigen Uebergang über den „Sturecz“, auf einer schmalen, längs schroffen Abhängen und wilden Schluchten hinführenden, im Winter nicht selten für einfache Fuhrwerke impraktikablen Gebirgsstraße. Geschütze und Wägen konnten nur mit ungeheurer Mühe vorwärts kommen, und an vielen Stellen mußte die Mannschaft dazu verwendet werden, sie vorwärts zu bringen, oder bei jähen Abhängen vor dem Hinabrollen zu schützen. Der Marsch dauerte 16 Stunden bei einer Kälte von 20 Grad Reaumur. Es gehörte die ganze Energie Görgey's dazu, um den Uebergang in Ordnung und ohne Verlust auszuführen. Er kam glücklich, ohne verfolgt zu werden, nach „Rosenberg“, wo er seinen Truppen einen mehrtägigen Rast gehen konnte. —

(Fortsetzung folgt.)

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 44.)

Nach barometrischen Messungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Katschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart an Messungspunkte
Gebieth der Mettnitz sammt der Laßnitz.			
Gewässer, Gehängestufen und jüngste Ablagerungen:			
Mettnitzfuß (bei Pichler), W. von Oberhof (St. Nikolai), SW. vom Oberhof (St. Nikolai), SW. vom Markte Mettnitz . . .	3044	Pet.	Erstes Horizontal-Alluvium.
	3113	„	Ziemlich horizontale Gebirgsschotterterrasse (diluvial?).
Oberster Thalgrund (höchstes Bauernhaus) im Schwarzenbergthal), NWN. von Oberhof	3235	Pr.(?)	
Mettnitzfuß unterhalb der Einmündung des Schwarzenbaches	3526	Pet.	Schutt.
Gehängestufe öfft. vom Eingange in's Unteralpenthal, ein Weniges über dem Bergebauer	2789	„	Schmales Alluvium.
Gehängestufe (Ober-Kofer) im oberen (engen) Theil des Wöhringthales, SW. vom Preiningkuter . .	3311	„	Gebirgsschotterablagerung.
Unterste Zweigung des Wöhringthales	3750	„	Gebirgsschotterablagerung.
Markt Mettnitz. (Vergl. Prettner Nro. 469). Meine Bestimmung dagegen etwas zu niedrig	2902	„	Einritt im krystallini-schen Thonschiefer.
Marktplatz von Grades (1. Stock)	2644	„	Gebirgsschotterterrasse.
	2737	„	
	2731	Pr.	Gebirgsschotterterrasse auf anstehendem chloritischen Glimmerschiefer.
Mettnitzfluß oberhalb d. Schluchtbeim Schlosse Grades (auf d. Wasserspiegel reducirt)	2365	Pet.	Uebergang von Glimmerschiefer in Thonschiefer.
Uebergang v. Grades in's Ingolsthal, Sattel des Gehänges S. von der Kubalpe, S. von Tonnerberg	3411	„	Krystall. Thonschiefer unter dem Schotterniveau.
Vereinigung beider Alpenbäche zum Roßbach im oberen Ingolsthal, N. v. Grades	3069	„	Krystall. Thonschiefer.
Oberster Thalboden im östlichen Zweige des Kellachthales, S. vom Markt Mettnitz	3532	„	Schwache Schotterablagerungen.
Magnetiseisenlager i. Bellachthale, S. von Mettnitz (Schurf nächst dem Bauer Mayerhofer)	2922	„	Ausbeißen einer kleinen Lagerstufe im Glimmerschiefer.
Mettnitz beim Zieritzwirth, W. von St. Salvator . . .	2143	„	Alluvium.
Terrasse von Hundsdorf, NW. von St. Salvator . .	2717	„	Gebirgsschotter und Sandablagerung (diluvial?).
Dörfel, W. nächst Friesach . .	3231	„	Sandablagerung.
Gaisberg (Kirche), NNO. von Friesach	2909	„	Glimmerschiefer, Gehängestufen ohne Schotter.
Zwischenwässern, Vereinigung der Mettnitz mit der Gurk	1950	Lipold	
	1917	Pr.	Einritt in's Diluvium.
Kärntner Laßnitz, N. von Mettnitz (Mur-Gebieth) . .	3112	Pet.	Alluvium auf Thonschiefer.
Kreuz am Uebergange aus der Kärntner Laßnitz in die westlichen Thäler, Gollinberg Nordgehänge des Kuhalpels	4112	„	Schottergränze auf krystall. Thonschiefer u. grünen Schiefern.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 48. Sonnabend, den 29. November. 1856.

Ueber den rechtlichen Anspruch

der österreichischen Herzoge Albrecht und Otto auf die Belehnung mit dem im Jahre 1335 erledigten Herzogthume Kärnten.

In dem uns mit der Nummer 46 dieses Blattes aus der katholischen Literaturzeitung (Nr. 44) mitgetheilten Aufsatze über die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich werden Behauptungen ausgesprochen, welche einiger Berichtigung zu bedürfen scheinen.

Der Herr Verfasser gibt selbst zu, daß es im hohen Grade wahrscheinlich sey, daß Kaiser Rudolfs Söhne nicht ohne Vorbehalt auf Kärnten zu Gunsten Meinhards verzichteten. Dennoch zieht er in den nächstvorhergehenden Zeilen den Bestand eines solchen Vorbehaltes der Nachfolge im Herzogthume Kärnten und dem Grunde in Zweifel, weil die österr. Herzoge (richtiger K. Albrecht I. und sein Sohn, Herzog Friedrich) bei der Besetzung Kärntens im Jahre 1307 weder mit solchen Ansprüchen auf Kärnten, wozu doch dazumal die beste Gelegenheit gewesen seyn soll, hervortraten, noch sich als substituirte Erben Kärntens gerirten. Im Jahre 1307 handelte es sich nicht um Erbesansprüche auf Kärnten, sondern um Erbesansprüche auf Böhmen, und die Besetzung Kärntens im Jahre 1307 war keine Besitznahme in Folge eines Erbrechtsanspruches, sondern eine durch K. Albrecht I. verfügte *) Repressalie gegen Herzog Heinrich von Kärnten, weil sich derselbe nach dem am 4. Juli 1307 erfolgten Tode des Königs Rudolf von Böhmen (eines Sohnes K. Albrechts I. und Bruders H. Friedrichs von Oesterreich) zum Könige von Böhmen wählen und nach Prag berufen ließ, obgleich die Böhmen nach der Wahl Rudolfs für den Fall des erblosen Absterbens desselben seinen Brüdern und deren Nachkommen die Erbfolge in Böhmen zugestanden und mit Eid und Siegel zugesichert hatten **), und K. Albrecht am 18. Jänner 1307 seinen Sohn Rudolf und dessen Brüder mit dem Königreiche Böhmen in der Art belehnt hatte, daß nach dem Abgange Rudolfs ohne männliche Erben der älteste seiner Brüder und dessen Mannserben nachfolgen sollten ***). Zudem waren auch die mit dem Herzogthume Kärnten belehnten Herzoge Heinrich und Otto, Söhne des Herzoges Meinhard, im Jahre 1307 noch am Leben, und somit auch der Fall noch nicht eingetreten, für welchen eine Substitution festgesetzt werden konnte, nämlich das Aussterben des meinhardinischen Mannesstammes. Es hat sich sonach für Herzog Friedrich von Oesterreich im Jahre 1307 in keiner Rücksicht eine geeignete Gelegenheit dargeboten, um mit Erbesansprüchen auf Kärnten hervorzutreten und sich als substituirten Erben zu geriren.

Die Besetzung der kärntnerischen Städte St. Veit, Völkermarkt und Klagenfurt im Jahre 1307 war offenbar nichts Anderes, als die Eroberung eines Pfandes zur Sicherung der Ansprüche des H. Friedrich von Oesterreich auf die Krone Böhmens **), weshalb auch noch in dem Znaimer Vertrage vom 14. August 1308, in welchem H. Friedrich seine Ansprüche auf Böhmen und Mähren gegen eine Ablösungssumme von 45,000 Mark Silbers aufgab, dieselben Städte St. Veit, Völkermarkt und Klagenfurt zum Pfande für zehntausend Mark jener Ablösungssumme in den Händen H. Friedrichs belassen wurden ***). Wenn die Bürger von St. Veit am 5. April 1308 jedenfalls noch vor dem am 11. August 1308 geschlossenen Znaimer Vertrage, somit zu einer Zeit, als die Dauer der Pfandschaft noch nicht abzusehen war, bei Herzog Friedrich die Bestätigung ihrer althergebrachten Stadtrechte nachsuchten, so beabsichtigten sie offenbar nichts Anderes, als die Sicherung ihrer Stadtrechte für die Dauer der Pfand-

*) (Rex) Albertus mandat, ut Karinthia et Carniola invadantur. (Joann. d. Victoria z. J. 1307. C. 9. bei Böhmer I. S. 354.)

**) Rudolfus Rex Bohemie — obiit in Horawicz civitate seria secunda in vigilia sancti Udalrici, in Praga sepelitur. Quo mortuo Helnricus dux Karinthie avunculus eiusdem, ratione uxoris, que filia erat Wenceslai sexti Bohemorum regis regnum occupat; Alberto Romanorum rege una cum duce Austrie ipsum fortius impugnante et barones impetente super promisso, quo filios suos singulos, uno decedente sine herede proximum semper in regem se promiserant assumpturos. (Annal. Zwetl. z. J. 1307 in Pertz Mon. IX. p. 662.) Electus Bohemie Rudolfus prenotatus, generosus et inclitus, multis donis et gracils preditus, diversis etiam virtutibus, veluti nobile vas preciosis lapidibus intextum, mense Junio, instante tempore coronationis sue, immatura morte preventus diem clausit extremum. Quo defuncto, Bohemi in preindicium regis Romanorum, contra ius etiam inrandum, ducem Carintie regem sibi statuere. Quam ob causam Carintia et Karniola ab hominibus regis Romanorum hostiliter vastabantur. (Chron. Sancrue. z. J. 1307 bei Pertz. IX. S. 734.) Palacky Geschichte von Böhmen II. 2. S. 58 — 62 u. 52.

*) Palacky a. a. O. S. 53.

**) Eodem anno dominus Chnonradus archiepiscopus Salzburgensis circa assumtionem beate Marie ad inssum regis Romanorum Alberti Karinthiam intravit cum exercitu valido et forti, et ibidem per sex ebdomadas moram faciens obtinuit civitates, videlicet ad Sanctum Vitum, et Volkenmargt, et Clagenfurt, et alias munitiones munitas — (Chron. Salisb. contin. Weichardi de Polhaim ad 1307 bei Pertz IX. S. 818.)

***) Ouch hab wier (H. Heinrich) im (Herzogen Friedrich) versatzt an der werunge des andern Jars zo Chernden di Stet Sant veit, volchenmarcht vnd Clagenfurt di der vorgenant Hertzog inne hat, mit allen den nutzen vnd gulten, vnd er si iezu inne hat, fuer sehen Tusent march silbers vorgenanten gewichts. (Die Urkunde bei Lichnowsky III. S. DXXXI. Heinrich nennt sich am Eingange der Urkunde einen König von Böhmen und Polan, Herzogen von Chernden und Grawen von Tirol.)

Digitized by Google

schaft und gegen alle mögliche Eventualitäten während derselben. Sie suchten die Bestätigung nicht bei dem Landesfürsten nach, sondern bei dem Pfandinhaber, und Herzog Friedrich von Oesterreich konnte die nachgesuchte Bestätigung auch nur als Pfandinhaber und keineswegs als Landesherr in Kärnten ertheilen, was er im Jahre 1308 nicht war, und als welchen er sich dazumal in keiner Rücksicht geriren konnte. Die Bestätigung der Stadtrechte von St. Veit war sonach keine schickliche Veranlassung, sich in der hierüber am 5. April 1308 ausgestellten Urkunde*) einen Herzog von Kärnten zu nennen, was er im Jahre 1308 nicht war und in diesem Jahre zu seyn selbst dann nicht verlangen konnte, wenn auch den Herzogen von Oesterreich für den Fall des Aussterbens der männlichen Nachkommen des am 1. Februar 1286 mit dem Herzogthume belehnten**) Grafen Meinhard von Tirol die Nachfolge in Kärnten, sey es nun durch eine Erbverbrüderung oder mit einem andern zugestandenen Vorbehalte, zugesichert worden war.

Es ist sonach kein Grund vorhanden, eine den Herzogen von Oesterreich für den Fall des Ausſterbens der männlichen Nachkommen des Herzoges Meinhard vorbehaltene Nachfolge in Kärnten deshalb zu bezweifeln, weil bei der Besitznahme von Kärnten im Jahre 1307 kein Erbesanspruch der österr. Herzoge auf Kärnten zur Sprache kam, Herzog Friedrich sich auch nicht als substituirten Erben Kärntens gerirte und es unterließ, sich in der den Bürgern von St. Veit am 5. April 1308 ertheilten Urkunde einen Herzog von Kärnten zu nennen.

Der Herr Verfaſser scheinet die Rechtmäßigkeit der Erwerbung des im Jahre 1335 erledigten Herzogthumes Kärnten durch die österr. Herzoge Albrecht und Otto deshalb anzunehmen, weil diese nach dem im April 1335 erfolgten Tode des Herzoges Heinrich Kärnten in Beſitz nahmen und dazu (d. h. überdieß, nach einem fait accompli) die Belehnung bei dem Kaiſer ansuchten und von diesem erhielten. Mit einer so geartet, mit täudelnder Leichtfertigkeit zugestandenen Rechtmäßigkeit wäre aber sehr wenig geholfen. Man kann eine Erwerbung durch Belehnung eine rechtsförmlich giltige nennen; ist aber die Belehnung zum widerrechtlichen Nachtheile Anderer erschlichen, erkauft oder dem Lehensherrn unmittelbar oder mittelbar abgerungen worden, so bleibt die Erwerbung durch eine solche Belehnung dennoch eine widerrechtliche. Es ist in bester Rechtsform Unrecht gelibt worden. Wir wollen jedoch Zeitgenossen fragen, womit die österr. Herzoge Albrecht und Otto ihr Begehren um die Belehnung mit Kärnten unterstützten, mit der Berufung auf ein Recht oder mit der Berufung auf einen bereits erlangten faktischen Besitz des Lehens?

Peter von Zittau, Abt des böhmischen Klosters Königssaal, ein gleichzeitiger gut unterrichteter und für die österr. Herzoge keineswegs parteiisch gesinnter Chronist erzählt uns in seiner Chronik***), daß die österr. Herzoge Albrecht und Otto gleich nach dem Tode des Herzoges Heinrich sich zu dem Kaiser Ludwig dem Baier begeben und von diesem die Belehnung mit dem Herzogthume Kärnten erlangt hätten, indem sie anführten, daß dieses Herzogthum dem Reiche heimgefallen sey, weil Herzog Heinrich nur eine Tochter, aber keine männlichen Erben hinterlassen habe; die genannten Herzoge hätten aber auch einige Dokumente vorgewiesen, mit welchen sie dargethan (ostenderunt), daß sie ein Recht zum Herzogthume Kärnten hatten. Erst nachdem uns der Chronist die erfolgte Belehnung und die Rechtsanführung der österr. Herzoge erzählt hatte, erzählt er uns weiter, daß Johann der zweitgeborne Sohn des Königs Johann von Böhmen, der Schwiegersohn des Herzoges Heinrich, den österr. Herzogen, welche mit einem großen Heere gekommen seyen, nicht habe widerstehen können, sondern Kärnten habe aufgeben und sich mit seinen Getreuen auf das Schloß Tirol zurückziehen müßen. Also in Folge eines urkundlich nachgewiesenen Rechtes, und nicht in Folge einer, nach dem Gange der Erzählung des Chronisten, der Belehnung erst nachgefolgten Besitzergreifung haben die österr. Herzoge die Belehnung mit Kärnten erhalten.

Auch Abt Johann von Viktring, welcher, als Vertreter der von dem H. Heinrich hinterlaßenen Tochter Margareth und ihres Gatten Johann, in sichtlicher Vorliebe für seine Schützlinge die Belehnung mit Kärnten der eigennützigen Politik des Kaiſers zuschreibt, erzählt uns dennoch, daß die Herzoge von Oesterreich den Kaiser Ludwig angegangen und von ihm in Linz bei mehreren Colloquien die Belehnung mit dem Herzogthume Kärnten aus dem Grunde ihrer mütterlichen Abstammung von einer Tochter des Herzoges Meinhard von Kärnten verlangt hätten. Erst nachdem Abt Johann den feierlichen Akt der Belehnung erzählt hatte, fährt er fort zu erzählen, daß die österr. Herzoge den Pfannberger und den Landeshauptmann von Steier, Ulrich von Walsee, ausgesendet hätten, um von Kärnten Beſitz zu nehmen und selbes (nöthigenfalls auch) mit Waffengewalt zu erzwingen*). Wir finden auch wirklich die Bevollmächtigten der österr. Herzoge urkundlich erst am 7. Mai 1335, somit fünf Tage nach der am 2. Mai 1335 zu Linz erfolgten Belehnung**), in St. Veit***), der Landeshauptstadt, auf deren Besitznahme man wohl zuerst bedacht gewesen seyn dürfte. Gesetzt aber auch, die österr. Herzoge hätten ihre Bevollmächtigten noch vor dem feierlichen Akte der Belehnung, während der in

ducatum Carynthie ius ostenderunt. Johannes vero secundogenitus filius Johannis Regis Bohemie genere dicti Heinrici, ducis Karinthie, eui prius fere omnes nobiles de ducatu Karinthie et Comitia Tyrolis homagium fecerant, dictis ducibus Austrie, qui exercitu magno venerant, non poterat resistere, quamvis ibidem in illo esset tempore. Igitur cogitur de ducatu cedere et in sola comitia castro Tyroli cum suis fidelibus permanere. (Chron. aulae regiae bei Chmel S. 183. Aus Dobner's Mon. Hist. Boemie P. V. p. 487.

*) — duces Austrie Ludwicum imperatorem accersiunt. Et in civitate Lyntza super litus Danubii colloquia miscentes, Karinthiam petunt ratione sanguinis materni, que filia Meinhardi ducis Karinthie fuerat. — Ludewicus autem eorum potentiam sibi arbitrans necessariam, adiudicavit fieri postulata. Et tertio non. maii duces sollempniter iudutus imperialibus, comitibus vexilla terrarum preferentibus, signis radiantibus, nobiibus ac militibus hinc inde cursitantibus, investivit. Miserat enim duces nobilem ac magnificum virum de Pfanuberg et Ulricum de Walse, Stiriensem capitaneum, Karinthiam apprehendere et armis bellcis coartare. (Johannes de Victoria L. VI. c. 1, in Böhmers Fontes rer. germ. I. p. 416.)

**) Die Belehnungsurkunde bei Steyerer, col. 54.

***) Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, herausgegeben von dem kärntnerischen Geschichtvereine. III. S. 46. p. d.

*) Das Original im Archive des kärntnerischen Geschichtvereines.

**) Böhmers Regesten von 1246 — 1313. S. 130. Nr. 859.

***) Eodem anno (1335) mense Martio mortuus est dux Heynricus Karinthye, Comes Tirolis, qui propter hoc, quod in Bohemia pro tempore negligenter fuerat, consuevit se Regem Bohemie in suis epistolis usque ad suum obitum nominare. De isto duce in primo volumine plurima sunt conscripta, quo mortuo mox Albertus et Otto duces Austrie ipsius avunculi (sollte heißen nepotes) accedentes ad Ludovicum Babarum ab eo Ducatum Carinthie in feodo receperunt, assercntes, quod idem ducatus de iure esset ad Imperium devolutus, eo quod esset a Duce predicto tantum filia, sed non aliquis heres inasculinus derelictus: ipsi quoque praefati duces Austrie quedam privilegia prodnxernnt, per que se habere ad

Linz stattgehabten Colloquien zur Besitznahme von Kärnten abgesendet, so hatte diese Besitznahme doch nur den Charakter der vorsichtswiesen Occupation eines Lehens, wozu das Recht der österr. Herzoge schon vor fünf Jahren anerkannt wurde, und welches ihnen auch schon vor fünf Jahren für den Todesfall des H. Heinrich von Kärnten zugesichert wurde*). Die österr. Herzoge hatten nicht nöthig, sich im Jahre 1335 ein Recht auf Kärnten erst durch einen faktischen Besitz desselben zu erwerben, ihr Recht auf die Belehnung mit Kärnten war bereits fünf Jahre früher durch ein Schiedgericht, welches seiner Natur nach nicht erst Rechte ertheilen, sondern nur bereits früher bestandene anerkennen konnte, anerkannt worden **).

Jedenfalls ist es durch die Aussage zweier gleichzeitigen, in dem Interesse der österr. Herzoge keineswegs befangener Chronisten erwiesen, daß sich der Anspruch der österr. Herzoge Albrecht und Otto auf die Belehnung mit dem Herzogthume Kärnten nicht auf einen faktischen Besitz, sondern auf ein Recht und zwar, nach der Angabe des Abtes Johann von Viktring, auf das Recht der Nachfolge in Kärnten vermöge Lehenrecht, und nach der Angabe des Abtes Peter von Königssaal überdieß auf ein urkundlich nachgewiesenes, somit auch juridisch evidentes, Recht gründete. Es ist sonach eine historische, unabweisliche Wahrheit, daß der Anspruch der österr. Herzoge Albrecht und Otto auf die Belehnung mit dem, nach dem Tode des Herzoges Heinrich von Kärnten, das ist nach dem Aussterben des meinhardinischen Mannesstammes im Jahre 1335, erledigten Kärnten ein rechtlicher war, und daß sich die Bereinigung Kärntens mit den österr. Fürstenthümern auf ein urkundlich nachgewiesenes, und somit auch juridisch evidentes Recht gründe.

Klagenfurt am 21. November 1856.

Fr. v. Ankershofen.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung.)

Auch die beiden Divisionen Piller und Guyon waren ganz ungefährdet in ihrem Marsch geblieben und standen am 2. Februar 1849 zur vorausbestimmten Zeit im Thal des „Harnad", auf gleicher Höhe mit der nördlichen Colonne des Görgey im Thale des „Poparb". Die Tête dieser beiden Divisionen bildete Guyon. Er war in „Iglo". In „Leutschau" kommandirte der kaiserl. Major Kiesewetter mit 4 Compagnieen, einer halben Eskadron und einer halben Rakettenbatterie.

Guyon beachtete diese unbedeutende Macht gar nicht und fertigte die seiner Befehle harrenden Offiziere damit ab: — Morgen ist Rasttag! Allein dem Rasttage sollte eine kritische Nacht vorhergehen. Kiesewetter ließ in der Nacht Guyon überfallen, seine Truppe gerieth in Verwirrung und Schrecken und verlor ein Geschütz. Allein die erhitzten Soldaten vom Regimente Nugent setzten den Kampf länger fort als es ihre geringe Stärke erlaubte, verloren einen Theil ihrer Rakettenbatterie und mußten sich über „Kirchdrauf" auf den „Branizko" zurückziehen.

War auch dieser Ueberfall kein gelungener zu nennen, so zeigte er den Geist kriegerischer Entschlossenheit, der in unserer Truppe herrschte. Die Brigaden Fürst Jablonovsky und Götz standen im Rücken Görgey's um zwei Tagmärsche entfernt, er befand sich also in der Gefahr, im Rücken und in der Front angegriffen zu werden, und mußte vor Allem trachten, durchzubrechen, bevor ihn diese Brigaden einholten.

Er wählte den kürzesten Weg über den „Branizko", eine Bergstraße mit neun Serpentinen, die ein schwer zugängliches Defilé bilden.

Der Generalmajor Deym, der in „Raschau" kommandirte, hatte diesen Paß mit 2 Bataillons, einer halben Eskadron und 6 Geschützen besetzt. Guyon wurde mit seiner Division beordert, diesen Paß zu nehmen. Es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der bis zur Nacht dauerte. Als aber das Bataillon Neograder-Freiwilliger unter Major Kompolti die Abhänge des „Branizko" erklettert, plötzlich auf den bewalkteten dominirenden Höhen im Rücken der Unsrigen erschien und die Stellung umgangen hatte, gab man die Vertheidigung des Passes auf, und zog sich bei der Nacht zurück.

Durch die Eroberung dieses Passes war die Strasse nach „Eperies" offen. Hier stand FML. Schulzig, den der Fürst zur Unterstützung Schlick's von „Pesth" sandte; Schulzig glaubte sich nicht stark genug, dem Angriffe Görgey's zu widerstehen und zog sich nach „Kaschau" zurück, und Görgey zog an diesem Tage, den 6. Februar in „Eperies" ein.

Er beabsichtigte nun, über „Kaschau" gegen „Tokay" vorzurücken und vereint mit Klapka, der von der „Theiß" anrückte, Schlick anzugreifen und zwischen zwei Feuer zu bringen.

Die Lage des Schlick'schen Armeekorps war kritisch, es war abgeschnitten und vom Feinde umringt. In dieser gefährlichen Lage entschloß sich dieser eminente General zu einer kühnen Bewegung über „Torna", und kam glücklich über „Rimazambat" und „Losonz", da auch Klapka auf Befehl des Oberfeldherrn nach „Miskolcz" zurückmarschiren mußte. Nach einem Arrieregardegefecht am 13. bei „Szen" stand Schlick in Verbindung mit der Hauptarmee. Während Görgey sich mit Schlick berathete und „Raschau" verlassen hatte, waren die beiden Brigaden Götz und Jablonovsky unter Befehl des FML. Kamberg, in Verfolgung Görgey's begriffen, nach „Kaschau" gekommen.

Am 3. Februar 1849 ergab sich auf Gnade und Ungnade die Festung „Leopoldstadt", aber die nun disponible Division erhielt Befehl, nicht an die „Theiß", sondern nach „Komorn" zu rücken. —

In „Siebenbürgen" hatte um die Mitte Dezembers 1848 der tapfere Oberstlieutenant Urban die Insurgenten bis „Nagy-Banya" verfolgt. Unterwegs fand er alle wallachischen Ortschaften bis auf den Grund verbrannt und 32 Romanen am Galgen aufgehangen. Bem befand sich noch in „Feketeto". Mit dem Erscheinen dieses Organisationstalentes wandte sich das Kriegsglück in „Siebenbürgen". Er nahm „Dezs", gewann das Treffen bei „Apahida", und rückte so schnell auf „Klausenburg" vor, daß General Wardener sein ganzes Gepäd verlor. Am 27. Dezember bewirkte der alte Pole seine Vereinigung mit dem Lager des Obersten Ripke in „Csucsa". Bald darauf wandte sich Bem gegen Urban und drängte ihn nach „Nagyed" zurück. Zu schwach, um einen ernsten Widerstand zu leisten, zog sich Urban in die „Bukowina", wo er hatte nur 10 schwache Compagnieen von E. H. Karl Ferdinand, darunter viele Rekruten, zwei Compagnieen vom Bukowiner-Grenz-Corton, 4 Compagnien des 2. Romanen-Regiments, eine Eskadron Cavallerie und 7 Geschütze unter seinem Commando. Mit

*) Die Urkunde in Kurz's Oesterreich unter H. Albrecht dem Lahmen. Beilage II. S. 340 u. f.

**) Siehe obige Note.

Digitized by Google

diesen, durch unmenschliche Anstrengung und Strapazen ermüdeten, Truppen, ohne Unterstützung, da FML. Malkowsky zur Deckung der Grenze erst seine Truppen zusammenzog, blieb dem kühnen und tapfern Urban nichts anderes übrig, als bei „Rojana Stampi“ die Vorposten gegen den Feind zu beziehen, ohne die Operationen Bem's hindern zu können. Endlich — der vielen Vorpostens-Neckereien müde, entschloß sich Urban, ein Streiftommando in die linke Flanke und in den Rücken der feindlichen Vorposten zu führen, nachdem er zwei Tage früher durch einen Streifzug in's Hochgebirg nach „Illra-Mare“ die Aufmerksamkeit des Feindes auf diesen Punkt gelenkt hatte.

Schon waren die hiezu bestimmten Truppen, bestehend aus der Division Bukowiner Cordon unter Hauptmann Mayer, einer Division E. H. Karl Ferdinand unter Hauptmann Leeudi, und einer Division Sivkovich unter Hauptmann Kaufmann, Letztere von den Truppen des FML. Malkowsky, bereit, als auch dieses Vorhaben zu scheitern drohte; denn es kam der gemessene Befehl, Urban könne zwar mit seinen Truppen eine Demonstration machen, dürfe jedoch hiezu keine durch den FML. an die „Bukowiner Grenze“ dirigirten Truppen verwenden.

Offiziere und Mannschaft jubelten schon, daß es nun vorwärts gehe, Niemand wollte zurückbleiben, allein die Vorpostenkette mußte erhalten werden und so war nur dieses bestimmte Commando disponibel. Oberst Urban, dieser eben so umsichtige als kühne Führer, überzeugt, welcher Vortheil der Südarmee aus dem Gelingen seines Unternehmens erwachsen dürfte, und wie belebend es auf die Truppe wirken müsse, beschloß trotz dem Verbothe, auf eigene Verantwortung hin, den Zug mit den einmal bestimmten Truppen zu unternehmen, — und so marschirte er am 5. Februar 1849 um 7 U.. Früh von „Rojana Stampi“ gegen „Siebenbürgen“ ab.

Nach einer Stunde verließ man die Franzenstraße und schlug den Weg in das Gebirge ein. An der Tête marschirten die Zimmerleute, um die in den Gebirgen durch Windbrüche zerstörten Fußsteige zu eröffnen; diesem folgten einige mit etwas Proviant beladene Saumrosse, um in dem tiefen Schnee wenigstens in etwas eine Bahn zu brechen. — In einer Entfernung von einer kleinen Viertelstunde folgte die kriegslustige Truppe, die Cordonisten voran, den braven Oberstein an der Spitze, dann E. H. Karl Ferdinand, endlich Sivkovich-Infanterie.

Tiefer Schnee, ungebahnte Wege, Urwälder, Schluchten und steile Gebirgsrücken erschwerten den Marsch ungemein; es konnte nur einzeln, Mann hinter Mann, marschirt werden, doch der feste Wille, das Vertrauen zum Führer, besiegte beinahe unüberwindlich scheinende Hindernisse — und die muthvolle Truppe gelangte nach zwölfstündigem ununterbrochenen Marsche durch's Hochgebirg bei einer Kälte von beinahe 24 Grad um 7 Uhr Abends in ein Thal, wo sie neben einem Walde unter freiem Himmel lagerte. — Früher schon mußten die Tragthiere, ja sogar Hantschlitten, die man mitnahm, zurückbleiben.

Nach dreistündiger Rast brach die Truppe in der frühern Ordnung um 10 Uhr Nachts wieder auf und marschirte die ganze Nacht fortwährend durch's Hochgebirg. Um 2 Uhr Früh erreichte man abermals ein Thal, welches auf die „Franzenstraße“ zwischen „Borgo Tisa“ und „Moroschemi“ mündet, und an dessen Ausgange ein feindlicher Zwischenposten stand. Hier hielt man, um die Mann hinter Mann einzeln marschirende Truppe in aller Stille zu sammeln.

Bis „Moroschemi“, dem eigentlichen Ziele, hatte man noch 3 — 4 Stunden über einen Gebirgsfuß zu gehen, wenn man dem im Thale vorgeschobenen feindlichen Posten ausweichen wollte; die Zeit war daher knapp bemessen.

Die Colonne sammelte sich langsam, endlich war sie geschlossen, der Marsch ward fortgesetzt und so stand Urban am 6. nm 5 Uhr Früh, von der letzten steilen Berglehne herabkletternd, im Rücken der feindlichen Vorposten.

Die Dispositionen waren getroffen, Alles schon verabredet und die Colonnen rückten nun ohne Avantgarde, ihren geliebten Obersten an der Spitze, geschlossen und lautlos, einer einrückenden feindlichen Cavallerie-Patrouille auf dem Fuße folgend, gegen „Morosceni“ vor.

Nichts war zu hören, als das taktmäßige Auftreten der Truppe; es war ein herrlicher Anblick, diese schweigende Colonne voll herzhafter Erwartung und kampfbegieriger Ungeduld. Hart am Orte stieß man auf eine feindliche Bedette und wurde mit: „Halt, wer da“! angerufen. Oberlieutenant Strech des 2. Romanen-Regiments, der ungarischen Sprache kundig, antwortete: „Szezler Soldaten“!

Die Bedette, ein Mann von Alexander-Infanterie Nro. 2, schulterte hierauf das Gewehr und wurde durch die Korporale Gitza und Urban des 2. Romanen-Regiments, zwei schlaue Männer, gefaßt, entwaffnet und ohne Laut gefangen genommen. Dieselbe gab nun das Haus, wo die übrige Mannschaft des Postens stand, so wie das Feldgeschrei an, worauf der ganze Posten aufgehoben wurde, während Urban ungehindert in den Ort einrückte. Die Schildwachen bei der Bagage des Feindes wurden auf ähnliche Art gefangen.

Oberst Urban, fortwährend an der Tête, leitete den Ueberfall und beauftragte die erste Cordons-Compagnie, den Commandanten, die Offiziere und das Gesichte zu nehmen, die zweite Compagnie sollte die Quartiere besetzen um die Mannschaft aufzugreifen. Die Division Karl Ferdinand, geführt von dem mit der Localität vertrauten Hauptmann Johann Herczeni des zweiten Romanen-Regiments, diente als Unterstützung, während die Division Sivkovich, die Oberlieutenant Domide als gegendkundiger Grenzer führte, vor dem Orte gegen „Tiha“ als Reserve stand.

Mittlerweile war der Tag vollends angebrochen und die gegebenen Befehle wurden vollzogen. Lieutenant Jellenchich nahm sämmtliche Offiziere in ihrem Hause gefangen. Lieutenant Höfer entwaffnete die Parkwache, bemächtigte sich der Bedienungsmannschaft, der Geschütze und Munitionskarren. Oberlieutenant Eifelt von Prinz Savoyen-Dragoner, der sich als Volontair zu Fuß bei der Expedition befand, und Lieutenant Boka besetzten mit der dritten Abtheilung das Pfarrhaus und das Quartier der Cavallerie-Offiziere.

Binnen einer Viertelstunde nach dem Einrücken in das Dorf war die Aufgabe gelöst, der Ueberfall ohne einen Schuß und ohne den mindesten Lärm gelungen. Der Vorpostenstommandant Major Feliz Koffler, 11 Offiziere, 1 Oberarzt, 3 Compagnien vom Infanterie-Regimente Alexander und 44 Husaren, nebst der Artillerie-Bespannungs-Mannschaft gefangen, 1 Fahne, zwei Kanonen, 2 Munitionskarren, 74 Pferde nebst der ganzen Bagage, der Munition und den Waffen des Feindes erbeutet.

Lieutenant Höfer wurde nun bestimmt, mit 40 Mann Cordonisten gegen „Tihuza“ die Avantgarde zu bilden, und die zwischen „Moroschemi“ und „Tihuza“ bei „Fontina Jankulni“ aufgestellten feindlichen Vorposten aufzuheben; hinter ihm folgten unter Bedeckung die gefangenen Offiziere, dann die Mannschaft und der Train. Eine Viertelstunde gegen „Tihuza“ wurden die Zwischenposten und weiter oben der bei „Jankulni“ stehende Hauptposten aufgehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 49. Sonnabend, den 6. Dezember. 1856.

Die Nixe im Alpensee.

(Nach einer kärntnerischen Sage.)

Von Ernst Almwart.

1.

Das Alpenthal träumt schon in tiefer Ruh' —
Gar sinnig geht es in der Hütte zu,
Die dort am Saum des schwarzen Waldes steht,
Wo brausend-wild der Bach vorübergeht; —
Lichtschimmer dringt heraus beim Fensterlein,
Laßt treten uns zur niedern Thüre ein.

Hei! Citherklang und Jauchzen junger Stimmen!
Entfachte Wangen, schöner Augen Glimmen!
Manch' athemlose, hochgeschwellte Brust!
Rasch fortgewirbelt in des Tanzes Lust
Umschlungen von des Burschen sehn'gem Arm
Dreht sich die Dirne, glühend, purpurwarm!
Umschließt euch fest nur, bei der Cither Klang,
Denn morgen heißt es — auf zum Alpengang! —

Dort in der Stubenec' mit Stirnenfalten
Beim Weinkrug sitzt der ernste Rath der Alten:
Graubärt'ge, sonnverbrannte Hirten Alle,
Die Vater Martin heute lud zum Mahle;
Die Köpfe stecken traulich sie zusammen,
Der Wein macht auch die alten Augen flammen.
Ergötzliche Geschichten werden kund —
Und Schauer-Sagen geh'n von Mund zu Mund;
Urkräftig Lachen bald — bald Lauschen bang —
Sie hören nichts vom Lärmen, Tanz und Sang.

„Just wird es Jahr — der Alpentrieb begann"
— Hub jetzt ein weißgelockter Hirte an,
Die Knochenhand, die eiserne, bewegend
Und sie dann in des Tisches Mitte legend —
„Just wird es Jahr — der Alpentrieb begann,
„Und fröhlich kamen wir an Rücken an
„Der Alpe, neubedeckt mit grüner Weide —
„— Die Herde brüllte laut vor Lust und Freude
„Hinauf zur blauen reinen Frühlingsluft
„Mit weiten Nüstern witternd Kräuterduft —
„Daß ich — ihr werdet's schier mir glauben nicht —
„Gesehen hab' das schönste Weibsgesicht:
„Das Angesicht der bösen Wasserfee,
„Die oben hauset in dem grünen See!
„Es war just in der heißen Mittagsstunde —
„Das Vieh lag satt und träg in weiter Runde,
„Und ich in eines Felsens Schatten da —
„Des ganzbemoosten, — nun, Ihr kennt ihn ja! —
„Und wie ich niederschau' von meinem Platz,
„Miß' ich das Oechslein, den kohlschwarzen Schatz;
„Das liebe Thier zu suchen stand ich auf,
„Und über's Felsgeröll hinab im Lauf
„Setzt' ich den Rain — bis an des See's Rand,
„Wo richtig das verlorene auch stand!
„Und plötzlich, als ein Stein von ungefähr
„Von meinem Fuß geschnellt, so vor mir her
„Abkollerte, und in das Wasser schoß —
„Das tiefbeschattet lalag, regungslos — —
„Und jetzt zur Höhe spritzte — aus dem See
„Taucht jetzt — ich sah's mit eig'nem Aug' — die Fee!
„Wie mit erkanntem Blick das Alpenthier
„Den Wand'rer anglotzt, unverwandt und stier,
„So starrt' ich nun verblüfft in ihr Gesicht;
„Doch, wie es war, müßt Ihr mich fragen nicht —
„Nur so viel: hab' manch' schmucke Dirn' gesehn
„In unsrem Thal, auf unsern Bergen geh'n
„Doch so ein sauberes Gesicht, wie die
„Es hat, mein' Treu'! — mein' Lebtag' nie!
„Noch klingt ihr gestrenges, schimmes Wort
„Wie Heerdeläuten mir im Ohre fort:
„„Wer einmal nur mit Vorsatz einen Stein
„„In's Wasser wirft, soll gleich des Todes seyn!““
„— Und untertauchte d'rauf alsdann die Fee,
„Nie mehr ging ich seitdem zum grünen See!“

Der Hirte schwieg — den ganzen Hörerkreis
Faßt das Entsetzen, eiskalt, kreideweiß —
Der Tanz ist eingestellt — der Citherklang,
Und um den Tisch entsteht ein mächt'ger Drang;
Dem kecksten Burschen bleicht sich das Gesicht,
Die Mädchen lichern nur, und glauben's nicht:
Daß gar so scheu die Nixe selbe seyn,
Das geht den eitlen Kindern nicht recht ein;
Zwar groß ist auch die Angst bei ihnen — doch —
Die angeborne Neugier größer noch!

— — Und Hanns, der Knabe mit den Ringellocken,
Das Kinn umflaumt noch kaum mit gold'nen Flocken,
Und schon der schönsten Mädchen Augenweide,
Des Vaters Martin größte Herzensfreude,
— Wie bleibt er jetzt noch mit erhitzten Wangen
An des Erzählers stummen Lippen hangen!
Sein blau-treuherzig Auge blickt so hell,
Wie Frühlingshimmel aus dem Alpenquell;
Ein prächt'ger Junge, herrlich aufgeschossen,
Ein Fichtenbaum, voll grüner Trieb und Sprossen!
Die Flamme seines jungen Lebens sprüht
Aus allen Poren ihm — das klopft und glüht
In Puls und Adern ihm! — Fürwahr geschmückt
Hat ihn Natur mit Allem, was entzückt! —
Und morgen soll er auf die Alpe treiben,
Zum ersten Mal' und bis zum Herbste bleiben,

Digitized by Google

Wie heute der Gedanke in ihm schlummt! —
Wie sehn er sich die luft'ge Höhe träumt!
Erfüh' sie dich, die spröde Wasserfee
Erkrankte wohl ihr Herz vor Liebesweh!

Heil! Citherklang, und Jauchzen junger Stimmen,
Entfachte Wangen, schöner Augen Glimmen!
Die schauervolle Pause ist vorbei —
Und Spiel und Tanz kommt wieder an die Reih'!

„Was sinnst Du Hanns? — hat wohl Dein Schatz gescholten
„Mit Dir, daß gar so wild Dein Auge rollt?" —
— Und in des Tanzes neuerregte Wogen
Wird er vom Arm der Dirne fortgezogen.

„Nun Vater Martin, schönen Dank, gut' Nacht!
„'S ist Zeit wohl, daß man auf den Weg sich macht!"
— Die Alten nun — heben auf — die Lust ist aus,
Und Jung und Alt trollt munter sich nach Haus.
Und in der Stube regt sich bald kein Ton,
Herein zum Fenster grant der Morgen schon.

Vaterländische Literatur.

Handbuch der Geschichte Kärntens bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen. II. Band, 4. Heft. Fünfte Periode. Kärnten als deutsches Herzogthum bis zum Erlöschen des herzoglichen Geschlechtes von Eppenstein. 976 — 1122. A. Die Herzoge.

> Motto. Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiett der Geschichte, in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zuflüsse, die der Mensch erlebte, durch alle abweichenden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und Verwandlung, begleitet sie ihn, von Allem, was er sich nahm und was er sich gab, muß sie Rechenschaft geben. Schiller.

Der Nestor der kärntnerischen Historiographen hat wieder ein Heft seiner Geschichte, das 4. des 2. Bandes vollendet. — Bevor wir jedoch zur Detailbesprechung desselben übergehen, wollen wir Einiges über das Frühere sagen, da dieß werthvolle Werk noch niemals eine Beleuchtung in den heimischen Blättern fand.

Die älteste Geschichte Kärntens ist, da directe Quellen gänzlich fehlen, eine Combination, welche Ankershofen mit größtem Scharfsinn, verläßlichster Sicherheit und tiefster Gelehrsamkeit durchführt. Man muß sich beugen vor diesen Schätzen des Wissens, vor dieser Fülle von Beleseuheit, wenn auch theilweise die Grenzen des Handbuches überschritten werden. Leider sind die Früchte des unendlich mühsamen Forschens keine sehr reichhaltigen, Kärnten spielt in der ältern Periode eine sehr unbedeutende, eigentlich gar keine Rolle, es wurde von den großen Weltereignissen, wie die Völkerwanderung ꝛc. nicht berührt.

Als besonders interessant heben wir hervor die nach Claudius Ptolomäus angegebenen Grenzen der Provinz Noricum.

Ihm zufolge grenzte Noricum im Osten an's Gebirge Cetius, welches oberhalb Wien mit dem Kahlenberge beginnt, unterhalb Cilli theils an die Save streicht, theils aber mit einem westlichen Arme dem Ausgange des Caravanken-Gebirges entgegen kommt.

Als Südgrenze nennt Ptolomäus den Theil von Pannonien, welcher unter dem Cetius liegt, und das Gebirge Carvanka (die heutige Caravanken).

Im Westen wurde Noricum, diesem Schriftsteller zufolge, durch den Inn begränzt. Diese Angabe kann jedoch nur von einem Theile der norischen Westgrenze gelten. Denn würde der Inn nach seinem ganzen Laufe Noricum begrenzen, so müßten Ortschaften wie Veldidena (Wilten), Matrejum (Matrey), Vipitenum (Berzing) und Pons Drusi (bei Botzen), die zu Rhätien gezählt wurden, zu Noricum gehört haben. Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf spätere Bestimmungen wird Noricum's Westgrenze vom westlichen Ausgange des Caravanken-Gebirges in die Gegend des heutigen tirolerischen Enneberges an den Punkt der Rienz, wo sich selbe gegen Süden wendet, von dort an den Inn beim Städtchen Schwatz und an den Ufern des Inn bis an dessen Mündung in die Donau gezogen.

Die Nordgrenze endlich bildete die Donau von der Inn-Mündung bis an den Kahlenberg. Unser heutiges Kärnten nahm demnach einen großen Theil des südlichen Noricum's, welches später Mittel-Noricum genannt wurde, ein.

Die Beschreibung der römischen Colonie in Kärnten, Virunum und Teurnia, ist von besonderm Interesse, namentlich der ersteren, deren Gestaltung mit großem Scharfsinne und großer Sicherheit combinirt wird. Es scheint eine Ober- und eine Unterstadt bestanden zu haben. Diese breitete sich in der Ebene unter Töltschach aus. Ihre Reste finden sich noch in den Aeckern und im Wäldchen, durch welches der Weg nach Töltschach führt. Sie enthält wahrscheinlich die öffentlichen Gebäude. Dafür deuten die hier aufgefundenen Alterthümer, so wie die noch heutige Benennung des Tempel-Ackers. Die obere Stadt war terrassenförmig bis an die Spitze des Töltschacher-Berges gebaut.

Nach den gemachten Entdeckungen, welche freilich, da der mit Bäumen besetzte Grund genauere Nachforschungen hindert, sehr spärlich sind, scheinen hier die Privat-Gebäude gestanden zu haben.

Die Unterstadt, meint Ankershofen, war unverkennbar durch drei Straßen durchschnitten, deren Hauptstraße auch zugleich die Gräberstraße gewesen zu seyn scheint, wenn auch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung.

Zu Virunum gehörte auch die übrige Landschaft mit ihren Ortschaften und Castellen. Wie weit sich aber das Colonialgebiet erstreckte, läßt sich nicht bestimmen; Steindenkmale finden sich zwar in weiter Umgebung, allein da diese oft weit weg von ihrem Fundorte gebracht werden, so kann auf selbe allein noch kein Beweis auf das Bestehen einer norischen Ortschaft statt werden.

Die interessantesten Studien in der Umgebung Virunums sind jene am Helenenberge, welche zur Annahme berechtigen, daß nicht blos die Bergesspitze Festungswerke trug, sondern auch am Fuße des Berges eine nicht unbedeutende Ortschaft gestanden habe*).

Die Geschichte Virunum's ist in tiefes Dunkel gehüllt. Durch seine Lage mag es eine bedeutende Colonie gewesen seyn. Es scheint jedoch von seinen Bewohnern zur Zeit der Hunnenzüge verlassen worden zu seyn.

Die Daten über die zweite Colonie: „Teurnia", sind noch weniger reichhaltig. — Die Straßenzüge der Römer werden hier ebenfalls bezeichnet, und die Uebersicht auch durch die beigegebenen Karten erleichtert. Diese Combination ist eine Arbeit des verdienstvollen Geschichts-Forschers Jabornegg, wie es auf den ersten Karten auch angegeben ist, auf den letztern scheint dessen Name durch ein Uebersehen des Lithographen weggeblieben zu seyn.

*) Da die neuesten Ausgrabungen ohnehin in diesen Blättern ihre ausführliche Beleuchtung finden, und es sich vorzüglich um Besprechung des Ankershofen'schen Werkes handelt, so hielt ich es für überflüssig, ihrer hier zu erwähnen.

Digitized by Google

Im 2. Bande führt der Verfaßer die Gestaltung Kärntens seit dem Umsturze des weström. und in der Vereinigung mit dem fränkischen Reiche durch.

Die Verbreitung des Christenthums in Kärnten wird umfaßend geschildert. Uebrigens spielt Kärnten in der Periode der fränkischen Kaiser, in welcher es in einer Art Doppelabhängigkeit stand*), durchaus keine hervorragende Rolle, mit Ausnahme vielleicht der Zeit des wahrscheinlich in Kärnten gebornen Kaiser Arnulf, deren Schwerpunkt aber auch größtentheils außer unsere Heimath fällt.

Ueber die Culturgeschichte jener Tage, namentlich über den Grad geistiger und sittlicher Bildung mangeln bestimmtere Andeutungen.

Wir gehen somit zur Würdigung des jüngst erschienenen Hefted, mit welchem eine neue Periode für die neue vaterländische Geschichte beginnt, indem darin Kärnten als sechstes deutsches Herzogthum unter Herzog Heinrich I. in eine neue Berauftamkeit zum deutschen Reiche tritt.

Wir verfuchten, in einem kurzen dem Raume der „Carinthia" angemeffenen Auszuge das speciell für Kärnten besonders Wichtige hervorzuheben. Im wie ferne uns dieß gelungen, möge der nachfichtige Leser beurtheilen.

Der erfte Herzog von Kärnten, von dem uns Ankershofen im vorliegenden jüngften Hefte berichtet, ist Heinrich I., welchen Kaiser Otto II. im Jahre 976 mit diesem Herzogthume belehnte, ein Sohn Berthold's, der in den Jahren 927 — 931 als Herzog in Kärnten angeführt wird und welcher im Jahre 938 das Herzogthum Bayern erhielt, und Biletrud's, einer Nichte Kaiser Otto I. Nach Berthold's Tode und der Berleihung Bayerns an Kaiser Otto I., Bruder Heinrich's, lebte Biletrud mit ihrem noch sehr jungen Sohne in Zurückgezogenheit und scheint sich in den von den verschwägerten Scheyern gegen den Kaiser und den Herzog erhobenen Wirren betheiligt zu haben, wohl aus Kränkung wegen Uebergehung ihres Sohnes in der Nachfolge in Bayern. Wenigftens scheint dieß die Einziehung ihrer Güter anzudeuten. Im folgenden Jahre, in welchem der Kaiser Otto II. dem Heinrich Kärnten verlieh, erhielt sie dieselben jedoch wieder. Der Kaiser wollte dadurch die Treue des neuen Kärntner Herzogs befeftigen. Wie wenig ihm dieß gelungen, bewies Heinrichs Betheiligung an der Verschwörung Heinrich's des Zänkers, Herzogs von Bayern, und Heinrichs Bischof von Augsburg gegen den Kaiser und den neuen Bayern-Herzog, Otto von Schwaben. Heinrich von Kärnten und Heinrich der Zänker besetzten Paffau, welches dann vom Kaiser und Herzog Otto belagert wurde, und wo sie in kürzefter Zeit eingogen, da sich die Belagerten auf Gnade und Ungnade ergaben. Im Frühling des folgenden Jahres (989) wurden sie nach Magdeburg von dem Kaiser beschieden, Heinrich der Zänker wurde unter die Obhut des Bischofs Poppo geftellt, und Heinrich von Kärnten feines Herzogthumes entfetzt.

Kärnten wurde an Otto Grafen im Wormsfelde verliehen, welcher urkundlich im Jahre 979 als Herzog der Kärntner erscheint. Mit Kärnten war wie früher die Mark Verona vereinigt, daher wird Otto ein Herzog der Kärntner und Veroneser genannt. Im Jahre 983 wurde Bayern dem Herzog Heinrich dem Jüngern verliehen und später erhielt er Kärnten dazu, welches Otto freiwillig, sey es aus Friedensliebe, sey es aus Rücksicht für den Kaiser, abgetreten zu haben scheint. Die Bereinigung der beiden Herzogthümer unter Einem Fürsten hob die Selbftständigkeit von keinem von Beiden auf, sondern war nur eine Personalunion. Doch finden wir diese vereinigte Verwaltung schon im zweiten Jahre gelöst, da Bayern im Jahre 985 wieder Heinrich dem Zänker verliehen wurde. Von da an herrschte Heinrich der Jüngere in Kärnten, in der Mark Verona, in der Krainmark bis zu seinem im Jahre 989 erfolgten Tode; wann und wo er sich aber während seiner Regierung innerhalb Kärntens aufgehalten, ist nicht ersichtlich, da sämmtliche Geschichtsquellen ihn uns fern am königlichen Hofe zeigen.

Im Jahre 991 erscheint wieder ein Heinrich als Herzog der Bayern und Kärntner, welcher, wie der Verfaßer beweist, kein anderer, als Heinrich der Zänker gewesen seyn kann. Er verwaltete die Herzogthümer mit der Mark Verona bis zu seinem 995 erfolgten Tode, ungefähr sechs Jahre.

Sein Nachfolger war Graf Otto aus Rheinfranken, derselbe, welcher Kärnten schon 979 erhalten hatte. Die Nachrichten, die von seinem Wirken bis auf uns gedrungen, sind sehr spärlich, und beschränken sich darauf, daß er ein sehr friedliebender Fürst war, und daß vorzüglich die Mark Verona der Schauplatz seiner Thätigkeit war. Obschon in jener Zeit der Gedanke, daß das Herzogthum ein vom Könige verliehenes Amt sey, immer mehr schwand, und die Fälle, in welchen auf Herzogthümer Anrechte wie auf erbliche Lehen geltend gemacht wurden, sich immer mehr häuften, ließ er es dennoch zwei Mal geschehen, daß Kärnten, welches er doch schon mehrere Jahre verwaltet hatte, an bayrische Fürsten verliehen wurde (an Heinrich den Jüngern und Heinrich den Zänker). Gleiche Mäßigung zeigte er bei der deutschen Kaiserwahl nach dem Tode Kaiser Otto's III. im Jahre 1002, bei welcher er wohl den Vorrang vor seinem Nebenbuhler Heinrich IV. von Bayern errungen hätte. Allein er verzichtete darauf, verwendete sich durch Gesandte und persönlich für Heinrich, und bewies, wie aufrichtig er es mit seiner Entsagung gemeint hatte, durch die Treue, mit der er bei dem, zwischen dem (1002) gekrönten König Heinrich und dem italienischen Gegenkönige Harduin entstandenem Thronstreite bei jenem verharrte. Die lombardischen Fürsten hatten Harduin, Markgrafen von Ivrea und Pfalzgrafen der Lombardei, zu ihrem Könige gewählt, einen gewaltsamen, grausamen Mann, der als König seine rauhe Sinnesart nicht änderte; faßte er doch den Bischof von Brescia bei den Haaren und warf ihn zu Boden. Die italienischen Fürsten wendeten sich daher, ihre Wahl bereuend, an König Heinrich II. und flehten um seinen Schutz. Da der König sicher rechnete, daß sich seine Anhänger in Italien mit den dahin gehenden Hilfstruppen vereinigen würden, zog er nur ein kleines Heer unter Otto, dem Sohne des Grafen Heribert, und Ernest, dem Sohne des österreichischen Markgrafen Leopold, aus, um mit den Kärntnern und Friaulern, unter Herzog Otto vereint, nach Italien zu dringen. Der Erzbischof von Ravenna und der Markgraf von Reggio rüsteten sich, um den Deutschen entgegen zu ziehen und sich mit ihnen zu vereinen. Allein König Harduin beeilte sich, die Bereinigung der beiden Heere zu hindern. Mit großer Macht rückte er nach Verona, nahm die Veroneser Klause und drang bis Trient vor, weil er glaubte, daß sich die Deutschen dort vereinigt hätten. Als er seine Erwartung nicht bestätigt fand, kehrte er nach Verona zurück. Inzwischen war Herzog Otto bis zum sogenannten Ungarberge vorgedrungen. Von da schickte er Gesandte an Harduin mit der Forderung, entweder sein Heer durchziehen zu lassen, oder dem Herzog diesseits des Passes, den Harduin besetzt hatte, entgegen zu kommen. Harduin hielt die Gesandten schlau über Nacht zurück, indem er vorgab, sich

*) Kärnten verwalteten fürstliche Statthalter, welche unter bayrischen Herzogen standen, letztere waren wieder den fränkischen Kaisern untergeordnet.

Digitized by Google

erst mit seinen Freunden besprechen zu müssen. Sie tranken seinen Worten, er aber rüstete sein Heer zum Angriff, und als die Gesandten dieß bemerkend ihn am andern Morgen zur Rede stellten, erwiederte er spottend, daß sie wahrscheinlich zugleich mit ihm die Antwort zurück bringen würden. Er traf am Mittage am Ungarberge ein. Sein Heer soll über 1000, das Otto's kaum 500 Mann gezählt haben, und selbst von diesen war ein Theil auf Proviantirung und auf Wachposten abwesend. Dennoch hätten die Deutschen gesiegt, wenn nicht Graf Otto die Flucht ergriffen hätte. Nun waren die Deutschen dem Angriffe nicht mehr gewachsen und verloren den Sieg, wenn ihn Hardwin auch mit großen Opfern erkaufte. — So vergessen die Kärntner schon vor beinahe 1000 Jahren ihr Blut auf italienischen Boden für ihren König. — König Heinrich ertrug dieß Mißgeschick mit Fassung und tröstete Herzog Otto und Ernst und bedrte sie durch Geschenke, um ihnen zu zeigen, daß er ihnen keine Schuld beimesse. Im Jahre 1004 wurde ein erfolgreicherer Zug nach Italien unternommen. Wieder wurde den Kärntnern eine wichtige Rolle zuerkannt. König Heinrich, der durch einen von den Etsch-Engen abgelegenen Paß vordrang, sandte ihnen seinen Kaplan Helmiger entgegen, indem er voraussetzte, sie würden auf demselben Wege vordringen, wie vor zwei Jahren. Sie sollten die Klause an der Brenta nehmen, die Hardwin nur nachlässig besetzt hatte. Auf Helmigers Rath theilten sie sich in zwei Haufen. Der eine bestieg noch vor Sonnenaufgang den Berg über der Klause, der andere eilte, nachdem er vom Berge das verabredete Zeichen erblickt hatte, zur Besatzung der Klause. Die lombardischen Truppen setzten sich zwar den Eindringenden entgegen, als sie sich aber auch vom Berge aus angegriffen sahen, ergriff ein Theil die Flucht, während ein anderer in der Brenta und in den Abgründen den Tod fand. Hierauf zog König Heinrich durch die Klause in die Ebene der Brenta. So hatten die Kärntner ihrem Könige den Weg nach Italien gebahnt. Herzog Otto scheint damals nicht mehr am Leben gewesen zu seyn.

Ihm folgte sein Sohn Cuno oder Conrad, der im Jahre 1005 zuerst als Herzog der Kärntner erscheint. Conrad war seinem Könige nicht so ergeben, wie sein Vater, indem er sich seinem Schwiegervater Herzog Hermann von Schwaben anschloß, der sich der Wahl Heinrichs mit gewaffneter Hand widersetzte. Bei der Synode zu Aruneburg wurde Conrad's Ehe vom Bischofe Adalbero von Metz wegen zu naher Verwandtschaft angegriffen. Es scheint auch deßhalb nach seinem Ableben Kärnten, mit Umgehung seines Sohnes Conrad, an den Markgrafen Adalbero verliehen worden zu seyn. Adalbero gehörte dem Geschlechte der Eppensteiner Grafen an. Die malerische Ruine des Schlosses Eppenstein thront auf einer Höhe nahe der jetzigen Grenze Kärntens, unweit vom steirischen Marktflecken Weißkirchen.

Der bayrische Graf im Viehbachgaue, Marquard, erwarb Güter in Kärnten und gründete dadurch die Macht seiner Nachkommen, der Eppensteiner.

(Der Beschluß folgt.)

Belletristik.

Balladen von Friedrich Pichler. Klagenfurt, 1857. Bei Ferdinand von Kleinmayr.

In unserer Heimath erscheint die Gabe des Dichtens eben nicht selten. Es ist auch kein Wunder, daß unsere lieblichen Fluren, unsere reizenden Seen und prächtigen Berge junge Herzen dazu begeistern. Seit fast einem halben Jahrhunderte hat es sich dieses Blatt zur Aufgabe gemacht, die heimatblichen Sänger zuerst der Oeffentlichkeit vorzuführen; einige davon haben die Schranken des Dilettantismus durchbrochen, und am deutschen Parnasse ist auch unser kleines Kärnten würdig vertreten. Gewöhnlich zeigte sich bei und die Neigung zur Poesie zur selben Zeit zugleich an mehreren Lebens- und Lern-Genossen, die dann im gegenseitigen Streben Halt und Ermunterung fanden. Der jüngsten solcher Gruppe, die Beachtung verdient, gehört Friedrich Pichler an.

Das vorliegende Buch enthält zwei und zwanzig Stücke, die sämmtlich auf epischem Boden entstanden; Horaz hätte ihnen allerdings sein nonum prematur in annum! zugerufen, doch das menschliche Leben ist für langes Warten zu kurz und

„Heute wählt kein Dichter mehr das neunte Jahr".

Nehmen wir diese Gabe also, wie sie geboren ist, und sehen wir, welches Urtheil sie verdient, zu welchen Erwartungen sie berechtigt. Es läßt sich zuerst nicht verkennen, daß einige der bearbeiteten Stoffe auf dem Zähltische der Kritik des silbernen Klanges der Poesie nicht entbehren, so z. B. „Heilgi und Thorstein", „Herr Ulrich", „Celtenbethschaft" und vielleicht vor allen die „Weiße Frau"; andererseits aber wurde mancher auch zu leicht und unedel befunden. Insbesondere erscheint es gewagt, wenn, wie es hier geschah — ein junges Talent mit Vorliebe (7 unter 22) komische, witzige Stoffe wählt. Für die Jugend schickt es sich besser, sich vertrauend ohne Hintergedanken am blühenden Leben zu freuen, die epigrammatische Auffassung ist das zweifelhafte Geschenk des Alters.

Dann aber besteht der größte Fehler des Büchleins darin, daß die Form nur selten vom Stoffe durchdrungen ist, zumeist hängt sie schlotternd um seine Glieder und ist mit ihm nicht centnerenhaft verwachsen. Wenn als die Blüthe der Dichtkunst jenes Gedicht bezeichnet werden muß, dessen Inhalt sich mit andern Worten geradezu gar nicht sagen ließe, — jenes Gedicht, dessen Form und Gehalt in eine durchschnittliche Einheit verschmolzen ist, so darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß solche Meisterstücke selbst den ersten Dichtern nur selten gelungen sind; allein je willkührlicher die Form eines Gedichtes ist, jemehr sie gleichsam nur als Schalen neben den Gedanken fällt, deste mehr bleibt diesfalls noch zu wünschen übrig. Von Pichler's Gedichten ist in dieser Beziehung nur „Celtenbethschaft" als tadellos zu bezeichnen, während sich nicht verkennen läßt, daß einige davon den Dualismus zwischen Form und Inhalt bis zur Unduutlichkeit steigern.

Als mehr äußerliche Gebrechen müssen unreine Reime, Klangbärten, Anhäufung derselben Vokale (S. 16 Ansee ergänzen) und ungebräuchliche Wort- und Satz-Bildungen bezeichnet werden. Pichler beruft sich in letzterer Beziehung nicht auf Schriftsteller vom klassischen Rufe; er nachahme deren Vorzüge, nicht ihre Schwächen, und ein Gedicht soll im Ausdrucke überhaupt, das Gesuchte, Kapriziöse vermeiden.

Ungeachtet wir den Tadel, so weit er verdient schien, nicht verschwiegen, müssen wir bekennen, daß Pichler's poetische Begabung nicht geläugnet werden kann. Ein Recensent eines nachbarlichen Blattes hat den Autor offenbar zu hart mitgenommen, auch sein Tadel ging von richtigen Ansätzen aus, steigerte sich aber theilweise in's Maßlose, und ließ das Gute unbeachtet zur Seite liegen. Pichler fahre fort auf der gewählten Bahn, er lerne und prüfe, schaffe und bessere; wenn auch die ersten Blumen des Frühlings nur Maßlieb und Schneeglöckchen sind, so vergage die Hand nicht seiner Zeit auch noch Rosen zu brechen. — * —

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verfertigung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 50. Sonnabend, den 13. Dezember. 1856.

Die Nixe im Alpensee.

(Nach einer kärntnerischen Sage.)

Von Ernst Almwort.

2.

Wer einmal stand von Alpenduft umweht,
Weh' Auge einmal still, wie im Gebeth
Zum Himmel auf, hinab zur Tiefe sah,
Auf Berge, Hügel, Thäler, fern und nah —
Dem drückt dieß Bild sich unvergeßlich ein,
Und ewig glüht in ihm der Wiederschein!
O Abendruhe! holde Friedensstunde!
Wie zauberhaft verklärt du rings die Runde,
Wenn deines Meeres gold'ne Wellen schlagen,
An alle Höhen, die wie Inseln ragen,
Bis, wo der Tag am duft'gen Bergesstrand'
Den Felsenzacken seine Strahlenhand
Zum Abschied reicht — und leise, mit Bedacht
Im Osten purpurn aufsteigt schon die Nacht!
Die Thäler, eingehüllt in blaue Schatten —
Hell leuchtend noch die hohen Alpenmatten!
— Und Erd' und Himmel schweigen, ruhbefließen,
Wie Liebende, die nichts zu sagen wissen,
Weil schweigend auch die Herzen sich verstehn,
Und Worte nur der Stunde Duft verwehn!
O Einsamkeit! der Geist, den Alles läßt,
Er feiert hier mit dir sein schönstes Fest!

So aber denkt der junge Hirte nicht,
Der dort, den letzten Strahl im Angesicht,
Am Felsen lehnt, so schön, wie Ganymed,
Nach dem der Adler Jupiters gespäht!
Er steht den Rauch aus Vaters Hütte steigen
Tief unter sich — doch ach! ihn drückt dieß Schweigen;
Die thatenlose Stille der Natur,
Vom Heerdeläuten unterbrochen nur,
Das, von dem Hauch der Abendluft beschwingt
Einönig durch die Dämmerung erklingt —
Sie ängstigt ihn — die Fülle Herrlichkeit
Macht ihm die Brust so seligbang, so weit!
Ihm regt das unermeßliche Gefühl
Der Sehnsucht heft'ger Wünsche Gluthgewühl
Im Busen auf, — die Welt zu seinen Füßen,
Die große, blüh'nde möcht' an's Herz er schließen;
Ein mächtiges Bedürfniß ist erwacht
Nach Liebe, jetzt zu heller Gluth entfacht
Zum Erstenmal' — er setzt sich auf den Stein
Und fühlt sich so verlassen, so allein!

Und unter ihm tiefdunkel liegt der See,
Wie träumend — das smaragd'ne Reich der Fee.
Kein Fisch wohnt drin, kein Kahn durchschnitt die Fluth,
Die Sterne nur mit ihrer keuschen Gluth
Sie baden sich darin allabendlich —
Der Mond beschaut sein stilles Bildniß sich;
Am Ufer murmelnd sich die Wellen brechen,
Wie Kinder lispelnd, die im Schlafe sprechen.

— Hanns lauscht — ihm ist's, als ob ihr Silbermund
Hinab ihn riefe auf den schwarzen Grund —
Es wird das Herz ihm ach! so warm, so weh!
Und denken muß er an die Wasserfee!
Es pocht das Herz, die Pulse stürmen wild,
Das Auge lechzet nach dem schönen Bild
Und immer lüsterer, und harrer immer
Schaut er hinab — im Aug' den düstern Schimmer
Der Leidenschaft, Begierd' in allen Sinnen,
Er ringt, er kämpft, was will er wohl beginnen?
Die Hand langt nach dem Stein — halt' ein — halt ein!
Umsonst! — er fällt — zieht in die Fluth hinein.

Wie donnerud eine Pulvermine springt,
Wenn eine Hand hinein die Fackel schwingt,
So sprangen, aus dem tiefen Schlaf geweckt,
Die Zauberkräfte der Natur erschreckt —
Zum Kampf' empor — rings dichte Finsterniß —
Die manchmal nur ein rother Blitz zerriß!
Der Donner rüttelte von Knauf zu Knauf
Enteilend, tausend Echostimmen auf;
Aufbrüllt die Heerde, vor dem Ungewitter
Schutz suchend im Gebüsch, mit Angstgezitter,
Mit weithinhallend-schrecklichem Geblöhn
Den Lärm vermehrend, und des Sturms Gerön,
Der gellend durch geborst'ne Felsen pfeift,
Und hinter sich die Rebelballen schleift.
Die Erde bebt, als wenn mit Widerstreben
Sie nur sich ließe aus den Angeln heben!
Zum Meere wird der See, und wogenbäumend
Erhebt er sich, im wilden Unmuth schäumend —
Und bei der Blitze grellem Flackerscheine
Schlägt hoch die Brandung an die Uferſteine —
— Und aus Gebraus — vom blonden Haar umwallt
Taucht blendendweiß der Nixe Glanzgestalt —
Ihr Mund bleibt stumm, doch drohend aufgehoben
Den schlanken Finger in des Sturmes Toben
Blickt sie den dreisten Jüngling an, der bebend
Zur Höhe bald, und bald zur Tiefe strebend
Umherirrt, und vom Zauberschlag betäubt
Sich gegen die Verfolger-Wellen sträubt,
Und selbst nicht weiß, wohin er fliehen will —
Gebrach — Gebröhn — und plötzlich Alles still. —

Digitized by Google

3.

Wenn über thaugetränkte Alpenwiesen
Des Mondes Ströme silbern niederfließen,
Und von der Tagesbelle fortgeleitet
Dein Fuß hinan zum höchsten Gipfel schreitet,
Um dort des Tages feierliches Grauen
Des Sonnenaufgangs Schauspiel anzuschauen,
Dann ist's dir fast, als hielte still die Zeit,
Dich überkommt Gefühl der Ewigkeit!
Du siehst die Welt zu Füßen träumend liegen,
Und sich an leichte Nebelreden schmiegen,
Siehst ab und zu die Sternenbilder gehen
Zu Häupten dir — mit leisem Friedenswehen,
Und mitten innen du — im Vollmondschein
Auf kahler Höh' der Denkende allein!
Wie eine Jungfrau, bold, und unbewußt
Sich ihrer Reize, in des Schlummers Lust
Ruht nun vor dir füllathmend die Natur,
Geschaut, belauscht von deinem Auge nur,
Das trunken auf ihr weilt — gleichgültig, unbekümmert,
Ob ihre Schönheit dir in's Auge schimmert,
Ob nicht — sie führete doch den Lebensreigen,
Und ließ' die Sterne auf und niedersteigen,
Und wöbe fort im ewigaleichen Weben —
Stumm'st du auch, als Betrachter nicht daneben —
Und spielte fort ihr sinnig-heimlich Spiel —
Ob du es sehen magst, ob nicht — gleichviel!
Nur weck' sie nicht, ob Lust dich auch beschleicht,
Ach! jene Schönheit, die man nie erreicht,
Hat manche Wange sehnsuchtsvoll gebleichet,
Manch' dürstend Herz entzündet und getödtet! —

Der Morgen naht, es bleichen sich die Sterne,
Und Berge tauchen in der Dämmerferne
Noch in des Nebels Nachtgewand empor,
Wie Riesen, die die Nacht an's Licht beschwor.
Die Luft weht schärfer über'n Alpenrücken,
Und dort die höchsten schnee'gen Gipfel schmücken
Sich zum Empfang des Tag's, der ausgeträumt,
Und golden schon der Sonne Boten säumt! —

Horch! Männerstimmen durch die Dämmerung
Ertönend, Schall von Schritt und Sprung!
Und schon gewahrst du dunkel die Gestalten
Der Hirten, durch Gerölf und Felsenspalten
Hinuntersteigend in die Muldentiefe
Zum kleinen See, der glatt und still, als schliefe
Er noch gar fest — —
„sieht hin, ist das ein Stein?
„Das dort am Ufer liegt — kann's doch nicht seyn —
„So weiße gibt's hier nicht — o Himmel! seht"
— Und wie er sich nun bückt und näher späht
Da schreit der Hirte „Hannes!" — und wirft sich nieder
Lautjammernd auf die nassen, kalten Glieder;
Und Alle stürzen klagend nun heran —
Und Einer spricht: „das hat die Nix' gethan!" —

Da lag er nun, umknie't von den Genossen
Am harten Strand' — die Locken schaumumflossen,
Die blasse Wange scheint im Lebensglüh'n
Noch einmal warm und rosig aufzublüh'n —
Vom ersten Sonnenblicke jetzt umflutet,
Der dort emporzuckt — hell und heller glutet,
Sich leuchtend erst zu Bergeshäuptern schwingt,
Und allen Thälern dann Erwachen bringt! —

Und als sie ihn in's Thal hinabgetragen,
Da faßte Alle grauenhaftes Zagen,
Und um den armen Jungen großer Schmerz;
Dem alten Vater Martin brach das Herz.
Sein Mädchen — weinend schmückte sie sein Grab
Mit Blumen, frisch, wie sie die Alpe gab;
In jeder Hütte in dem ganzen Thal'
Ertönt die Trauermähr' beim Abendmahl' —
Und Niemand will hinauf zum See mehr geh'n,
Kein Auge hat die Nixe mehr geseh'n!

Vaterländische Literatur.

Handbuch der Geschichte Kärntens bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen. II. Band, 4. Heft. Fünfte Periode. Kärnten als deutsches Herzogthum bis zum Erlöschen des herzoglichen Geschlechtes von Eppenstein. 976 — 1122. A. Die Herzoge.

(Beschluß.)

Im Jahre 1019 finden wir Herzog Adalbero im ungünstigen Kampfe mit Konrad, dem Sohne Konrad I. von Kärnten und dessen gleichnamigen Vetter Konrad, dem nachherigen Konrad II., der jedoch wohl nur eine Privatfehde, kein Kampf um Kärnten war. Adalbero wurde besiegt und mußte fliehen. Seit der Wahl Konrad II. zum deutschen Könige, an der sich Adalbero sicher auch betheiligte, finden wir ihn wiederholt in seiner Umgebung. Später im Jahre 1035 verwirkte Adalbero wegen Hochverrath die Gnade des Kaisers, der ihm seines Herzogthum's entsetzte und dieses dem Sohne Herzogs Konrad I., der im Jahre 1012 übergangen worden war*), verlieh. Adalbero und seine Söhne scheinen nicht ohne Kampf vertrieben worden zu seyn, und werden des Mordes eines Grafen Wilhelm beschuldigt. Wenn aber der Hochverrath bestanden, und wer der ermordete Graf Wilhelm gewesen, sagt keiner der Chronisten; Ankershofen bezweifelt nicht, daß jener Graf Wilhelm, dessen Tödtung Adalbero beschuldigt wird, der jüngere Graf Wilhelm von Friesach, der Sohn des ältern Grafen Wilhelm und der seligen Hemma gewesen sey.

Nach dem Tode Konrad's II. wurde Kärnten bis 1047 keinem Herzoge mehr verliehen, sondern blieb mit dem Königthume vereinigt. Es galt die Mehrung der Hausmacht des deutschen Königs gegenüber den unruhigen Vasallen, und Kärnten hatte damals als Grenzland gegen Ungarn große Bedeutung für Deutschland. In dieser Periode wurde Kärnten, und zwar im Jahre 1042, von den Ungarn verheert. Im Jahre 1047 wurde es dem schwäbischen Grafen Welf von Altorf verliehen.

Welf betheiligte sich an den Kriegen Königs Heinrich III. gegen die Ungarn. Der vertriebene Bayernherzog Konrad floh im Jahre 1053 durch Kärnten nach Ungarn, fiel dann mit ungarischer Hilfe in Kärnten ein, nahm die Hengstburg in Steiermark und ließ eine Besatzung in derselben zurück. Später soll sich Herzog Welf an einer Verschwörung gegen den Kaiser betheiligt haben. Die Verschworenen beabsichtigten, den Kaiser zu tödten, wenn er von Italien heimkehrte, um den vertriebenen Herzog Konrad auf den Thron zu setzen. Der Tod Konrad's brach jedoch dem

*) Nach dem Tode des K. Heinrich II. im Jahre 1024 waren die Augen der Wähler auf die oben genannten beiden Konrade gerichtet. Doch Konrad der Aeltere trug den Sieg über seinen Vetter, den nachherigen Herzog von Kärnten, davon, welcher, da er sah, daß sich jenem die Stimmenmehrheit zuneige, ihm selbst seine Stimme gab.

Digitized by Google

Unternehmen die Spitze ab. Als aber Herzog Welf erkrankte, ergriff diesen Schrecken und Reue. Er ließ dem Kaiser die Verschwörung entdecken, die Verschworenen anzeigen, für sich aber Verzeihung von ihm erbitten. Er erhielt sie, starb aber kurze Zeit darauf. Nach seinem Tode blieb das Herzogthum unbesetzt bis zum Jahre 1057, in welchem es einem Verwandten des kaiserlichen Hauses Cuno verliehen wurde. Dieser Cuno war wahrscheinlich ein lothringischer Graf. Er drang im Herbste des folgenden Jahres mit großer Heeresmacht in die Lombardie ein, mußte aber zurückweichen. Die Ursache dieses Einfalles kennt man nicht. Auch in Kärnten besorgte Konrad Widerstand und zögerte, davon Besitz zu nehmen. Wahrscheinlich hatten die Söhne des vertriebenen Adalbero wieder Gnade am königlichen Hofe gefunden.

Zur Weihnachtszeit des Jahres 1053 wurde dem jüngeren Adalbero vom König Heinrich III. das Bisthum Bamberg verliehen; um dieselbe Zeit mag der ältere Bruder Marquard auf seine Güter zurückgekehrt seyn, Macht und Anhang gewonnen und sofort seines Vaters Herzogthum für sich zu behaupten versucht haben, ein Versuch, der auch fünfzehn Jahre später unter K. Heinrich IV. gelang.

Erst nachdem Herzog Cuno ein starkes Heer gesammelt hatte, wagte er, die Besitznahme Kärntens zu versuchen; allein er starb, bevor er seinen Heereszug vollenden konnte. Kärnten wurde im Jahre 1061 dem schwäbischen Grafen Berthold verliehen, welcher einem im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und auf der Westseite der schwäbischen Alp blühenden Geschlechte angehörte, dessen Hauptzweig in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nach der bei Freiburg gelegenen Burg Zähringen sich die Zähringer Grafen nannte. Später wurde auch seinem gleichnamigen Sohne die Mitbelehnung ertheilt, welche wohl eine Zusicherung der Erblichkeit gewesen seyn mag. Auch Herzog Berthold scheint, wie sein Vorfahrer, nur dem Namen nach Herzog von Kärnten gewesen zu seyn, denn wir finden vom Jahre 1061 bis zum Jahre 1073, in welchem Kärnten thatsächlich an den Eppensteiner Marquard überging, keine Spur einer Amtswirksamkeit oder eines Aufenthaltes in Kärnten. Es scheint also, daß Berthold durch dieselben Gründe fern gehalten wurde, wie Cuno, und daß, wie früher die Reichsverweserin Agnes (Wittwe Kaiser Heinrich's III., Mutter Heinrich's IV.), später die Vormünder Heinrich's IV. und endlich dieser selbst entweder zu schwach oder nicht gewillt waren, Cuno und Berthold gegenüber den Eppensteinern in ihrem herzoglichen Amte zu schützen. Herzog Berthold spielte bei den mannigfachen Händeln Heinrich's IV. eine nicht unbedeutende Rolle, und scheint bei ihm und seinem Sohne Heinrich V. von großem Einflusse gewesen zu seyn. Er starb im Jahre 1111. Kärnten verwalteten seit der Verleihung auf dem Bamberger Reichstag die Eppensteiner Marquard, Luitold, Heinrich, und nach diesen die Herzoge aus dem Geschlechte Spanheim und Lavant.

An Marquard wurde Kärnten am Bamberger Reichstage, wahrscheinlich Anfang 1073, verliehen, nachdem es Berthold ohne gesetzliche Verhandlung entzogen war. — Marquard unterstützte König Salomo von Ungarn, einen Schwager König Heinrichs IV., in seinem Thronstreite mit seinem Vetter Geysa, und wurde bei Waitzen verwundet und gefangen. Wann er in seine Heimath zurückkehrte, ist unbekannt. Er soll damals die Gründung von St. Lambrecht gelobt haben, allein der Tod ereilte ihn, bevor er sein Gelübde erfüllen konnte, am 11. November 1076.

Marquard's ältester Sohn Luitold erscheint zuerst als Herzog von Kärnten bei König Heinrich IV. zu Pavia im Jahre 1077. Da Herzog Berthold dem Gegenkönige Rudolph anhing, waren die Gründe gegen eine Wiederverleihung Kärntens an die Eppensteiner gänzlich aufgehoben. Vielmehr war, da es sich um den sichern Rückzug des Königs and Italien durch Friaul und Kärnten handelte, viel daran gelegen, den mächtigen Luitold zu gewinnen. Er war seither ein treuer Begleiter des Königs auf seinen Unerzügen. In seinen letzten Tagen soll er sich ehrgeizigen Gelüsten nach der deutschen Königskrone hingegeben haben. Herzog Luitold lebte in kinderloser Ehe; dieß scheint ihm schwer am Herzen gelegen zu seyn. Eine zweite Ehe sollte ihm einen Erben verschaffen. Er ließ seine Ehe durch den Gegenpapst Guibert trennen und vermählte sich mit einem andern Weibe. Doch ein unerwarteter Tod vereitelte seine weitern Entwürfe. Er starb 1090.

Sein Nachfolger war sein jüngerer Bruder Heinrich, welcher früher schon mit der Mark Istrien betraut worden war. Wann er mit Kärnten belehnt wurde, ist unbekannt. Als Herzog von Kärnten erscheint er urkundlich erst im Jahre 1096 am kaiserlichen Hofe Heinrich's zu Verona. Hier im feierlichen Hofgerichte verkündete er die endliche Stiftung der Abtei St. Lambrecht im Komitate Friesach, deren Bau auf kärntnerischem Grunde bereits sein Vater Marquard begonnen hatte. Heinrich und sein Bruder Udalrich, Patriarch zu Aquileja, vereinten sich noch im selben Jahre mit Herzog Welf von Bayern, welcher gegen Oberitalien gezogen war, um sich seinen Antheil an der Hinterlassenschaft seines Vaters, Markgrafen Azzo's von Este, dessen Herausgabe die beiden Stiefbrüder des Herzogs Welf verweigerten, mit gewaffneter Hand zu erstreiten. Mit Hilfe dieser Bundesgenossen gelang es Welf, den größten Theil seiner Erbschaft zu erringen. Die Besiegten waren Anhänger des kaiserlichen Sohnes Konrad, welcher vom Vater abgefallen in Italien als Gegenkönig auftrat. Der Kampf war also zugleich ein Kampf gegen die Feinde Heinrich's IV. Doch war dieß der letzte, den die Eppensteiner für ihren kaiserlichen Gönner gefochten; denn als König Heinrich V. sich mit seinem Vater entzweite, besandten sich Heinrich und Udalrich auf seiner Seite. Bei dem im Jahre 1111 zwischen dem Papste und König Heinrich V. abgeschlossenen Vertrage wurde Herzog Heinrich nebst andern deutschen Fürsten als Gewährleister verlangt, und beschwor denselben auch wirklich. Herzog Heinrich erscheint ferner noch im Jahre 1114 bei der Vermählung des Kaisers zu Mainz, und 1115 soll er sich in dessen Gefolge auf dem Zuge nach Italien befunden haben.

In den letzten Jahren seiner Regierung und seines Lebens streckte Heinrich seine Hand nach den Besitzungen des Erzbischofs von Salzburg, Konrad, aus. Nachdem er sich dessen Güter in Friaul bemächtigt hatte, wollte er sich auch die kärntnerischen zueignen. Doch fand Konrad einen treuen Freund und Bundesgenossen an Bischof Hiltebold von Gurk, und als Heinrich seine Kriegsmacht bei Glaneck entfaltete, erfuhr er, daß ihn die beiden Kirchenfürsten am Krapfelde wohlgerüstet erwarteten. Dieß machte Heinrich unschlüssig; es kam zu Unterhandlungen, die damit endigten, daß der Herzog baarfuß, im Büßerkleide, vor dem Erzbischofe erschien und um Lossprechung vom verhängten Bannfluche bat. — Er zog sich dann auf sein Schloß bei St. Lambrecht zurück, wo er fromm und mildthätig bis zu seinem 1122 erfolgten Tode lebte. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Eppensteiner, um den kärntnerischen Herzogsthut dem lebenskräftigeren der Spanheimer zu räumen, dessen Eintritt in die Reihe der kärntnerischen Herzoge ein Wendepunkt in der Geschichte Kärn-

Digitized by Google

tens war, und mit ihm beginnt eine neue, an Denkwürdigkeiten reiche Epoche unserer Landesgeschichte. Auch verspricht Ankershofen, bevor er zur Schilderung derselben übergeht, die Darstellung der innern Zustände des Landes in der ersten Periode der mit Kärnten belehnten Herzoge. —

Wir können unsere Ankündigung nicht schließen, ohne den sehnlichen Wunsch auszusprechen, daß dieses nächste Heft recht bald erscheinen und überhaupt die jedem Vaterlandsfreunde so wichtige Geschichte Kärntens mit thunlichster Beschleunigung ihrer Vollendung zugeführt werden möge.

Witterungsbericht.

Die heuer so früh und so intensiv aufgetretene Winterkälte ist eine der selten vorkommenden Witterungs-Erscheinungen. Schon der November war ein ungewöhnlich kalter; denn wenn wir auch in mehreren Jahren größere Kältegrade verzeichnet finden, (z. B. 1854 mit — 13° 6) als heuer, wo die Temperatur nicht unter 10° sank, so war doch seit 1801 nur in den Jahren 1812, 1827, 1829, 1835 der November durchschnittlich noch kälter als heuer. Eine Kälte von — 17°, wie sie am 18. November in Tröpelach im Gailthale beobachtet wurde, dürfte aber in diesem Monat in Kärnten nicht beobachtet worden seyn.

In den ersten Tagen des Dezembers wurde jedoch nie eine Kälte von — 18°, wie sie heuer schon am 3. und 4. auftrat, beobachtet; wir finden überhaupt nur im Jahre 1853 noch größere Kälte (— 18° 6 am 31.) und nur in den Jahren 1817, 1829, 1848, 1849 und 1855 jedoch immer in den letzten Monattagen eine auf — 17° gehende Dezemberkälte aufgezeichnet. Ganz besonders merkwürdig aber ist das Auftreten einer Kälte von — 21° 8°, wie sie am 3. Dezember in Tröpelach beobachtet wurde.

Literatur.

Der Grazer Schloßberg und seine Umgebung, von Freiherrn von Kalchberg, k. k. Hauptmann, Schloßberg-Commandanten zu Graz, Maria-Theresiens Ordensritter ꝛc. ꝛc. Graz 1856. Großoctav. Druck von Leikam's Erben. 212 Seiten mit einer Ansicht des Schloßberges von der Ostseite.

Literarische Erscheinungen, bei welchen Person und Gegenstand, Verfasser und Werk auf gleiche Weise das Interesse der gesammten Lesewelt, und insbesondere die wärmste Theilnahme einer ganzen Provinz erregen, verdienen mit jenem Lobe verbreitet zu werden, welches das vorliegende Werk und sein Verfasser bereits im Kaiserthum Oesterreich erntete, und für welchen lauter als die Stimme der Journalistik der hohe zum Besten der Offizierstöchter bereits eingegangene Geldbetrag, den Freiherr v. Kalchberg erzielte, zu sprechen vermag. Es gibt Geschlechter, in welchen sich wissenschaftliches und Kunststreben, warme Liebe für die engere Heimath und Begeisterung für das große Gesammt-Oesterreich, mit dem angestammten Steiermärker Adel von Sprossen zu Sprossen weiter erben; — einem dieser echt ritterlichen Geschlechter von Steiermark, Kärnten und Krain gehört der Herr Verfasser an, der auf Italiens und Ungarns Schlachtfeldern an der Spitze der treuen Kärntner von Probaska Infanterie den Ruhm seiner Ahnen bewährte, und am Tage von Hatvan seinem Namen dieselbe Unsterblichkeit sicherte, nach welcher sein heldenmüthiger Bruder Major Amand von Kalchberg noch im letzten Athemzuge in Siebenbürgen gleichzeitig gerungen hatte.

Wilhelm Freiherr von Kalchberg ist werth für seinen wiedererstandenen Oheim, Johannes Ritter von Kalchberg, zu gelten, dem die Steiermark die schönsten historischen Skizzen, eine Reihe lebenswarmer Dramen aus der heimischen Geschichte ꝛc. verdankt. — Autopsyender Weise hat Wilhelm Freiherr von Kalchberg bei der Verfassung des vorliegenden Werkes, des er doch oben im einsamen Blockhause des Schloßherr-Castelles schrieb, dem zu Liebe er rastlos excurrirte in die weiten Umgebungen — sorgsam vermieden, irgend etwas von den Schriften seines seligen Oheims zu lesen, um so ganz seinem eigenen Gange in Auffassung und Darstellung treu zu bleiben. Der Grazer Schloßberg ist so innig verwandt mit der Vergangenheit und Gegenwart der Heimstetten, mit dem Genuße und der Erinnerung der Fremden, daß wir dem geistreichen Verfaßer seiner Monographie wohl unpartheiisch den Dank der Mitund Nachwelt aussprechen dürfen.

Die Vorrede trägt das Gepräge des bescheidenen unprunkslosen Mannes, der lieber sein Werk als den Gegenstand desselben sprechen läßt. Der erste Theil bis Seite 87 gibt uns die Beschreibung des Schloßberges und die Skizze seiner Geschichte in 21 Abschnitten, unter denen die Schilderung der alten Festung und der späteren von älteren Reitenden, die Aufführung der Schloßbauteute und der wichtigsten Gefangenen, vor allen die glorreiche Vertheidigung im Jahre 1809, die Beschreibung der jetzigen Parkanlagen ꝛc. von höchstem Interesse sind, so wie er reich an historischen Daten, gemüthlichen Sagen und anziehenden Bildern ist. Der zweite Theil, Beschreibung der Umgebung von Graz, zeigt jenen Reichthum poetischer Erhebung, in welchen die Umgebung dieser schönen Hauptstadt der Steiermark unwillkührlich versetzt. Der Touristy, der Graz zum Mittelpunkt seiner Ausflüge wählt, kann in der That kein günstigeres Handbuch dafür wählen, als das vorliegende Werk des Freiherrn von Kalchberg, dem wir freudig den Dank aller Freunde vaterländischer Topographie und Geschichte bringen. Die Ansicht des Schloßberges von der Paulustheorie ist sehr gelungen, der Preis (1 fl. C. M.) für das äußerst correcte sorgfältig gedruckte Buch überraschend billig.

Dr. Rudolph Puff.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir hiemit die Fortsetzung dieses heimatlichen Wochenblattes auch für das Jahr 1857 ankündigen, können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch ferner nicht erkalten soll, so wie unser Bemühen dahin gehen wird, den Kreis derselben, welche aus edler Heimathliebe ihre Mußestunden diesem rein patriotischen Unternehmen widmen, immer zu vergrößern, wogegen wir von der anerkannten Liebe der Kärntner für ihr schönes Vaterland hoffen, daß auch die Zahl der geneigten Abnehmer der Carinthia sich vermehren wird, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, noch mehr auf dieses Blatt in Betreff der Erweiterung desselben verwenden zu können.

Die Richtung des Blattes soll seinem Namen entsprechen, und die Leser desselben mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren wie neueren Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik der schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erwecken, vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration für 52 Nummern, mit dem Titelblatte und Inhaltsverzeichniße, beträgt in der hiesigen Buchhandlung des Johann Leon:

für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 20 kr. C. M.
mit freier Postversendung aber . . 2 „ 50 kr. „

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 51. Sonnabend, den 20. Dezember. 1856.

Ein goldenes Blatt aus Kärntens Chronik.

Das Jahr 1856, reich an erfreulichen Ereignissen für das Herzogthum Kärnten, ist seinem Schlusse nahe. Doch nicht nur die Gegenwart, sondern auch eine ferne Zukunft wird die Segnungen davon einernten. Die persönliche längere Anwesenheit des allgeliebten Herrscherpaares nicht nur in der Hauptstadt des Landes, sondern auch in den entfernsten Hochthälern desselben, hat den kaiserlichen Majestäten ein getreues Bild der schlichten, mit ganzer Seele an Oesterreich's altem Herrscherhause hängenden Kärntner gegeben — und wie günstig dieses für uns ausfiel, hat der gnädigste Landesvater durch Wort und That der Welt kund gegeben, so zwar, daß mit diesem Jahre eine ganz neue Epoche für Kärnten beginnt.

Es sey auch diesem heimischen Blatte gegönnt, wenn gleich erst spät, folgende einfache aber getreue Beschreibung einer Episode aus der beglückenden Anwesenheit der kaiserlichen Majestäten in Kärnten in seinen Spalten mitzutheilen, die, so viel uns bekannt, wohl einzig in ihrer Art seyn dürfte, nämlich des Besuches von Heiligenblut und des Pasterzengletschers.

Den Triumphzug des kaiserlichen Herrscherpaares durch Kärnten in den ersten Tagen des Septembers 1856 würdig zu beschreiben, ist eine schwer zu lösende Aufgabe, wie es überhaupt ein vergeblicher Versuch ist, die angeborne Liebe und den Jubel aller Kärntner mit Worten schildern zu wollen, welche durch die ausgezeichnete Huld und Gnade des leutseligsten Herrschers und die engelmilde Herablassung der liebenswürdigsten Landesmutter einen Höhengrad erreichten, der kaum mehr hätte gesteigert werden können.

Die ersten Worte, die der ritterliche Monarch beim Eintritte in unser Alpenland zu den Repräsentanten desselben sprach:

„Es freut mich, das schöne Land Kärnten „wieder zu sehen, dessen Bewohner ihre Tapfer„keit und Treue stets rühmlich bewährt haben"
— verbreiteten sich mit Kindesjubel, wie ein electrischer Strahl, von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, von Alpe zu Alpe, bis zu unserem Altvater, dem Großglockner, — sie waren uns ein beglückendes Zeichen Seiner gütigen Erinnerung an den Tag der Schlacht bei „Santa Lucia", am 6. Mai 1848, wo Er als kaiserlicher Prinz neben unsern heimathlichen Brüdern stand — — so wie ungemein lohnend auch die Anerkennung war, welche Allerhöchstderselbe, als Er des Landes Marken verließ, an den kaiserlichen Statthalter von Kärnten in dem folgenden, vom 10. September erlassenen huldreichsten Handschreiben aussprach:

„Lieber Freiherr von Schloißnigg!

„Der Wetteifer, mit welchem die Bewohner aller Stände „Meines Herzogthumes Kärnten bemüht waren, Mir und der „Kaiserin ihre Freude über Unser Erscheinen in ihrer Mitte, und „ihre treue Anhänglichkeit an den Tag zu legen, wird nebst dem „mächtigen Eindrucke der Schönheit ihrer Heimath zu Unsern ange„nehmsten Erinnerungen gehören, was Ich Sie Meinen braven „Kärntnern dankend auszusprechen hiemit beauftrage. — Zugleich „gebe Ich Ihnen Meine Zufriedenheit mit dem Zustande der öffent„lichen Anstalten des Landes, so wie der von Mir wahrgenom„menen Ordnung in der Geschäftsführung zu erkennen.

Franz Joseph".

Dieses Alles wird mit Demantlettern auf ewige Zeiten nicht nur in Kärntens Geschichte glänzen, sondern auch fortleben in den Herzen aller Kärntner, so lange ein Tropfen Blut in ihren Adern rollt. Mit einem freudigen Bewußtseyn hat dieser kaum zu übertreffende Ausdruck ihres innigstgeliebten Kaisers alle Bewohner des Herzogthumes erfüllt, indem sie dadurch ihre ungetheuchelte Liebe und gänzlichste Ergebenheit so liebevoll erkannt und belohnt sahen.

Der sinnliche Empfang und diese Liebesäußerungen sind vergeichnet und mehrfach im Detail besprochen worden — wir wollen nicht neuerdings die in unserer Landeszeitung mitgetheilten Berichte wiederholen, die ohnehin oft und vielmal und von Allen gelesen wurden und auch in andere Zeitblätter übergegangen sind; wir wollen nur einige weniger bekannte Nüancen dieser, unser Land so ehrenden Reise berühren, uns überhaupt nur auf das Möllthal, besonders auf Heiligenblut und die Pasterze beschränken, welche als vorzügliche Punkte der Reise betrachtet werden können, wie es ein ungenannter Sänger, kurz bevor das kaiserliche Herrscherpaar die Grenzmarken unseres Landes betrat, in einem poetischen Bilde schon auf folgende Weise andeutete:

Es zog Dich zu den Alpen fort,
Nach Deines Ahnherrn Weise,
Des Kaisers Max, den Klang und Wort
Als letzten Ritter preise!
Dem eisumstarrten Gnadenport
Am Glockner gilt die Reise —
Doch freu'n die Völker da wie dort
Dir Blumen in's Geleise.

Du, hohe Frau! Du wallst so kühn
Mit Oest'reich's Schwert und Schilde:
Am Grath zu steh'n, am Stein zu knie'n
Vor'm wundersamen Bilde.
Und wie die Engel mit Dir zieh'n,
Dir Reiz zu leih'n und Milde —
So zieht ein neuer Lenz dahin
Durch's herbstliche Gefilde.

Digitized by Google

Nach dem, wie überall, auch im Markte Spittal mit unbegrenztem Jubel geschehenen Empfange, — wo die kaiserlichen Majestäten in der neuen Burg der einst so mächtigen Grafen von Ortenburg abstiegen, welche hohe Ehre den Fürsten Porcia auf den Flügeln der dankerfüllten, tiefsten Ergebenheit von „Paris“ herbeiführte, — und nach den lauten Aeußerungen inniger Unterthanenliebe trat in den ersten Stunden der Nacht des 5. Septembers eine lautlose Stille ein, um die Ruhe der Allgelieben nach der angestrengten Reise nicht zu stören. Der heitere Sternenhimmel war über das glückliche Lurnfeld gespannt, und auf den natürlichen Grenzmauern des Thales und dem in der Mitte gegen Westen entfernt liegenden Danielsberge glänzten Opferfeuer, die kaiserlichen Namenszüge darstellend, so wie die Ruine der alten Veste Ortenburg durch Beleuchtung derselben in deutlichen Umrissen sich dem Auge der kaiserlichen Majestäten zeigte, Deren Ruhezimmer nach jener Gegend lagen. —

Am herrlichen Morgen des 6. Septembers fuhren die kaiserlichen Majestäten durch einen Triumphbogen, der ein freudiges

„Willkommen im Möllthale!“

an seinem Portale zeigte, bei der Möllbrücke in das enge Thal ein, welches in allen Ortschaften, an allen, auch den kleinsten Weilern im sonntägigen Feierkleide prangte. Die kleinste Hütte im Thale wie auf den dasselbe einrahmenden Bergen war mit Reisern und Blumen, und vielfach auch mit flatternden Fahnen geziert, wie es die hochentzückten Bewohner nach ihren Kräften nur immer konnten und verstanden, um die treuen Gefühle ihrer Herzen kund zu geben.

Es würde die Leser ermüden, wenn wir den kindlich-herzlichen Empfang an allen den Orten, durch welche das hohe Kaiserpaar kam, von Seite der Geistlichkeit, an der Spitze der Schuljugend, der Gemeinden mit ihren Vorständen und der von den höchsten Alpen herbeigeströmten Bewohner einzeln anführen wollten; — wir begnügen mit den allerhöchsten Reisenden zugleich das 4115 Wienerfuß über der Meeresfläche gelegene Alpendorf „Heiligenblut.“

Reges Leben herrschte dort, und Alles legte Hand an, um Kirche und Haus festlich zu schmücken. Das Innere wie die Außenseite der schönen, alten, gothischen Kirche war zweckmäßig decorirt, und vor derselben ein im entsprechenden Style gehaltener Triumphbogen errichtet. Die Vorderseite des „Pfarrhofes“, wo die kaiserlichen Majestäten absteigen sollten, war im Spitzbogen-Styl mit verschiedenfarbigen Moosen, Fichten- und Zirbenzweigen, mit Früchten, darunter die durch ihre schönen rothen Dolden hervorstechenden Vogelbeeren, geziert, und oberhalb des Portales ragten die Namenszüge der sehnsüchtig erwarteten Majestäten hervor. — Beim Eingange des Alpendorfes stellte sich dem Auge eine recht niedliche, der hohen Würde der Ankommenden entsprechende Ehrenpforte mit der kaiserlichen Krone und drei Fahnen in den kaiserlichen, bayerischen und kärntnerischen Farben dar.

Zwei junge Landleute: „Georg Wallner“ vulgo „Tauschsohn“ von „Rojach“, und „Bruno Schmied“, vulgo „Heisenbauersohn“ von „Bockhorn“, erwarteten die kaiserlichen Majestäten am Anfange des steilen „Klapp“-Hügels, um den Wagen zur Sicherheit vor einem Umfalle zur Seite zu gehen.

Als die kaiserlichen Majestäten dort ankamen, verließ der Kaiser den Wagen, ging den „Klapp“ hinauf zu Fuße, und stellte während dieses Ganges an die beiden Aelpler verschiedene Fragen, welche dieselben in ihrer einfachen, treuherzigen Art beantworteten. Mögen hier die schlichten Worte dieser Natursöhne unserer Heimath ein Plätzchen finden.

Auf die Frage des Kaisers: „Wie wird am morgigen Tage das Wetter seyn?“ antwortete der Eine: „Die ganze Gemeinde wünscht und wir hoffen es auch, obwohl die Luft nicht recht zieht, daß morgen schönes Wetter seyn möchte.“

Die Frage: „Ob in der Kirche zu Pockhorn (3771 W. F. ü. d. M.) Messe gelesen werde?“ wurde bejaht, und berichtet, daß dieß die alte Pfarrkirche, und weiter hinauf einst Alles naur Alm gewesen sey.

Als der Kaiser das Geländer am Wege, welches bis in die Tiefe der Schlucht errichtet war, und die Bergsicherung des Zuganges sah, und um die Ursache fragte, gab Einer die Erklärung: „daß man da hinabgestiegen den Möllfall am besten und vollständigsten sehen könne.“

Nun stieg auch die Kaiserin aus dem Wagen, und zum Staunen der Führer gingen die beiden Majestäten, ein Führer voraus, in die Tiefe hinab. In der Betrachtung dieses erhabenen Naturschauspiels fragte der Kaiser, an die unten errichtete Gallerie gelehnt: „ob dieß der ganze Möllfluß sey?“ „Ja!“ war die Antwort: „doch ist derselbe jetzt beinahe um die Hälfte kleiner als im heißen Sommer, wo die Gletscher schmelzen.“

Als die kaiserlichen Majestäten wieder heraufgestiegen waren und auf die Höhe des „Klapp“ kamen, wo der schönste Anblick von Heiligenblut ist, und von wo aus unser heimathlicher Landschaftsmaler, M. Bernhard, das von den kärntnerischen Landständen Ihrer Majestät bei der Rückkunft in Klagenfurt ergebenst gewidmete Oelgemälde aufgenommen hatte, bedienten Sie Sich eines Fernrohres, um die fernen Alpenspitzen näher zu betrachten. Anfangs hielt der Kaiser einen der drei Leiterköpfe für die Glocknerspitze, die ihrer weitern Ferne wegen diese Täuschung hervorzubringen schien. Nach der bestimmten Bezeichnung bog der Kaiser vom Wege etwas ab auf den höhern Rand desselben, und ersah eine andere mächtige Spitze, die Ihm als der Wasserradkopf benannt wurde, und vernahm zu Seiner Befremdung, daß dieser weit niederer als der Glockner sey. — Rückwärts schauend wurde den kaiserlichen Majestäten von den Führern die Fleiß und der Goldberg gezeigt. Auch frug der Kaiser, von wo aus der Glockner zu besteigen sey, und nach welcher Richtung der Weg in die Pasterze gehe.

Unter dem Geläute der Glocken, dem unzählbar von den Bergen zurückhallenden Donner der Pöller, und dem freudigsten Rufe der zahlreich Versammelten gelangten die kaiserlichen Majestäten zur Ehrenpforte, wo Allerhöchstdieselben von dem Ortspfarrer Franz Lorntke, den Ortsvorständen und der Schuljugend ehrfurchtsvoll empfangen und unterthänigst bewillkommt wurden.

Ungefähr hundert Schritte davon, bei einer kleinen Kapelle, theilt sich der Weg, rechts zum Pfarrhofe, und links zum Gasthause. Auf diesem Punkte harrten der k. k. Rittmeister Graf Hunyady, Adjutant des Kaisers, der k. k. Bezirksadjunkt Theodor Spängler und der k. k. Ingenieur-Assistent Alexander Lampel, der kaiserlichen Majestäten, und Ersterer wies rechts den Weg zum Pfarrhofe; die kaiserlichen Majestäten stiegen aus dem Wagen, machten den Weg hinauf zu Fuße, und wurden vom Ortspfarrer als bisherigem Hausherrn bis dahin begleitet; — die andern Wägen schlugen den Weg links zum Gasthause ein. —

Das Erstaunen, wie es denkbar sey, daß ein so hoher Herr und eine so hohe Frau ein so abgelegenes, den Gletschern nahes Alpendorf besuchen können — dessen Möglichkeit früher Manche gar nicht glauben wollten — erregte ein so eigenthümliches Gefühl in den Herzen dieser schlichten Naturkinder, daß ihnen Anfangs gleichsam die Stimme versagte, bis sie, von der Wirklichkeit des so lange Bezweifelten überzeugt, ihr Glück in Freudenrufen kund gaben.

Um 5 Uhr fand im Gasthause in dem sogenannten „Glocknerzimmer“ das Diner Statt, wozu außer der mitgekommenen hohen Begleitung der Majestäten auch der Ortspfarrer geladen war, bei dem sich der Kaiser besonders über Glockner-Besteigungen, das Forstchreiten des Gletschers

Digitized by Google

und verschiedene Lokalverhältnisse erkundigte, und im Gespräche von demselben erfuhr, daß die Gemse, wovon eben ein Gericht aufgetragen wurde, gerade unter dem Glockner geschossen worden sey.

Nach dem, eine kleine Stunde gedauerten Diner kehrten die kaiserlichen Majestäten in den Pfarrhof zurück, und dem Ortspfarrer ward das Glück zu Theil, Ihrer Majestät der Kaiserin ein Album der auf den dortigen Alpen vorkommenden Blumen zu überreichen, welches sehr gnädig und mit liebreichen herablassenden Dankesworten aufgenommen wurde; dann geruhten beide Majestäten einen Spaziergang den Heiligenbluter-Tauern-Reitweg entlang ohne alle Begleitung zu machen, und kehrten erst bei einbrechender Dämmerung recht heiter gestimmt zurück, wo Allerhöchstdieselben mit Pöllerschüssen empfangen wurden, die von den majestätischen Bergriesen wiederhallend die große Nacht ankündeten, die diesem Alpendörfchen unvergeßlich bleiben wird, wo in seinen schlichten Wohnungen, wie noch nie, ein hohes Kaiserpaar — bewacht von eben so schlichten als treu ergebenen Herzen — weilen und ruhen sollte — und Freudenfeuer von hohen Felswänden auslodernd erhellten wie Riesensterne die dunkle schöne Nacht.

Unermüdet widmeten Seine Majestät der Kaiser noch mehrere Stunden den Staatsgeschäften.

Wie nach der einmal fest bestimmten Zeit, daß die kaiserlichen Majestäten in der That dieses hohe Alpenthal besuchen würden, die religiösen Bewohner desselben, sowohl selbst als auch durch ihre Seelsorger den Himmel um besondern Schutz für das aufrichtig geliebte Herrscherpaar anflehten, so stieg auch an diesem Tage bei dem häuslichen Abendsegen gewiß in jeder Hütte mit den Thränen des Dankes für diesen herablassenden Allerhöchsten Besuch auch die wiederholte Bitte aus den Herzen Aller empor: der Allmächtige wolle seine Vaterhand, besonders in dieser Nacht, über das hochbeglückte Thal ausbreiten, damit kein Unfall, ja nicht das kleinste Hinderniß sich ereigne — — und das kindliche Gebet wurde erhört! —

Noch lag der Schleier der Nacht am 7. September über den duftenden Alpenfluren, als die feierlichen Töne der Glocken zum Gottesdienste riefen, und die Majestäten, von Laternträgern geleitet, schon um 4 Uhr früh das ehrwürdige Gotteshaus betraten, in welchem zahlreiche Andächtige versammelt waren, wo, nach Abends vorher ausgesprochenem Wunsche, von dem Ortspfarrer eine heilige Segenmesse gelesen wurde, welcher die Majestäten mit Allen erbauender Andacht beiwohnten. Als der Ortspfarrer beim Eintritte in die Kirche den kaiserlichen Majestäten das heil. Weihwasser reichte, ward die nähere Besichtigung des merkwürdigen Gotteshauses gleich nach vollendetem heil. Meßopfer anberaumt, dann aber wegen noch zu sehr herrschender Dunkelheit auf die Zeit der Rückkunft von der Pasterze verschoben.

Alle Vorkehrungen zum Ritt in die Pasterze: Führer, Träger, Pferde u. s. w. waren bereits getroffen und standen in Bereitschaft. In Begleitung der kaiserlichen Majestäten befanden sich Seine Durchlaucht G. d. C. Fürst Thurn und Taxis, Obersthofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin, Seine Exzellenz F. M. L. Graf Grüne, erster Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers, die Herren Oberst Müller und Major Friedel, welchen sich viele Bewohner der Pfarre Heiligenblut, und aus der Ferne herbei geeilte Kärntner anschlossen.

Mit zärtlicher Besorgniß half der Kaiser Seiner geliebten Gemahlin auf das Pferd, und nachdem dieß geschehen, und das Wohlbefinden Allerhöchstderselben laut geäußert wurde, gaben Seine Majestät mit den Worten: „Also vorwärts!“ das Zeichen zum Aufbruche. — Das Verbeizichen der ganzen hohen Caravane abwartend eilte dann der Kaiser voraus zur Kaiserin — und die Begreife begann.

Während des Weges stellten Seine Majestät an die Begleitenden verschiedene Fragen, so unter andern an den Christoph Pichler*): „Wer alle die Leute, welche die Zahl Hundert gewiß überstiegen wären, ob Führer oder Begleiter; ob Jemand da sey, der den Weg genau kenne und die wichtigsten und hervorragendsten Punkte zu benennen und zu erklären wisse?“ Der Angesprochene stellte sich als den bestimmten Führer Seiner kaiserlichen Majestät vor, und fügte bei, daß er als ein der Pfarre Einheimischer den Weg genau kenne, und nach Möglichkeit Auskünfte zu geben bemüht seyn werde. — Als der Führer dem Kaiser einen besonders ausgewählten Alpenstock darbot, nahm Er denselben zwar an, vertauschte ihn aber gleich mit dem einfachern des Führers, welcher Alpenstock nun als theures Erinnerungszeichen, mit ämtlicher Authentik versehen, im historischen Vereine zu Klagenfurt aufbewahrt wird.

Bei der ersten Brücke über die Möll erkundigte sich der Kaiser über den Ursprung dieses Gebirgswassers, das in dem Pasterzen-Gletscher seine Hauptquelle hat.

Immer dem Zuge eine größere Strecke vorangehend, wartete der Kaiser hier auf die Kaiserin, Sich um Ihr Befinden zu erkundigen, was später öfters wiederholt wurde, und schritt dann wieder rasch voraus bis zur zweiten Brücke. Während dieses Weges wurde der Führer um die Namen der sichtbaren Alpenthäler, um die Entfernungen der verschiedenen Alpen befragt, und von Seite des Kaisers die Bemerkung gemacht, daß Er es nie gedacht hätte, der Weg in die Pasterze sey so gut — oder er müsse jetzt hergestellt worden seyn; worauf der Führer berichtete, daß Letzteres die vielen Erd- und Schneelawinen wohl öfters nothwendig machen.

Auf der Höhe des niedern Sattels wurde nach der Frage des Kaisers: „Wie hoch man hier schon über Heiligenblut stehe?“ und der Antwort: „Gegen anderthalbtausend Fuß“ — Halt gemacht und die Kaiserin erwartet, welche der Kaiser also bewillkommte: „O wie schön ist doch von hier aus das Thal!“ und mit heiterem Antlitze erklang eine bejahende Antwort.

Wieder vorwärts ging der Zug, und als der Kaiser zurückschauend die an die hohen Alpenweiden grenzenden Felder der Gemeinde Schachnern am äußersten Ende der Pfarre Heiligenblut gegen die Pfarre Sagritz erblickte, und verwundert die Frage stellte: „Ob denn hier so hoch oben wohl noch Roggen wachsen und reifen könne?“ berichtete der Führer: „daß auch Weitzen gebaut, und an den tieferen Stellen so weit reif würde, daß derselbe wieder als Same verwendet werden könne, — auf den zuhöchst gelegenen Feldern aber, wenn, wie es nicht selten geschieht, schon im Augustmonate Schnee fällt, dieses der Fall nicht sey, indem dann dort durch die rauhen Winde die Aehren mehr vertrocknen als reifen.“ Fernere Erkundigungen des Kaisers betrafen das Erträgniß des Bodens, ob Ueberschuß, oder Abgang zu decken sey?

Später zeigte sich am Wege eine schlammige Stelle, und besorgt, daß kein Unfall geschehe, wandte sich der Kaiser um und machte den Führer der Kaiserin darauf aufmerksam.

Als der Pasterzengletscher zum Erstenmale sichtbar wurde, brach der Kaiser in den Ausruf aus: „Ach, wie herrlich!“ — Eben so äußerte sich der Kaiser bei dem Anblicke des Leiterbachfalles, und war willens, bei der Rückkehr von der Pasterze denselben mehr in der Nähe zu betrachten.

*) Christoph Pichler, vulgo „Redlsohn“, ist bemeldter Corpora vom vaterländischen Infanterie-Regimente Baron Prohaska Nro. 7; er machte die Feldzüge in Italien in den Jahren 1848 und 1849 mit und bat daß ausgedient; er ist in der Pfarre „Heiligenblut“ am 23. August 1826 geboren und gegenwärtig Gemeindeschreiber und Gemeindediener.

Digitized by Google

Bei der Bricciuskapelle (5132 W. F. ü. d. Meere) wurden die kaiserlichen Majestäten von dem k. k. Forstmeister Caspar Kamptner, dem Revierförster Joseph Riedl und dem Forstpersonale ehrfurchtsvoll begrüßt, die sich dann an die Begleitung anschließen. Das Bild, welches die Geschichte der Gründung von Heiligenblut darstellt, wurde aus der Kapelle herausgetragen und von den Majestäten mit großem Interesse besichtiget.

Im Verlaufe des Weges wurden Seine Majestät auf die Verheerungen aufmerksam, welche durch die Lawinen angerichtet werden, so daß die größten Baumstämme, wie Strohhalme zerknickt, sichtbar waren.

Als man schon auf die Höhe gelangte, wo bereits wegen der heftigen Stürme nur mehr Krummholz fortkömmt (6152 W. F.), hörten Seine Majestät der anführlichen Beschreibung des sogenannten Hahziehens (Heuziehen) durch den Führer zu, und äußerten die Besorgniß, daß bei einem so gefährlichen, aber freilich durch die Lage gebotenen Unternehmen oft Menschenleben zu Grunde gehen müßten, worauf die Erklärung folgte, daß dies doch nicht so oft geschehe, indem seit 30 Jahren nur zwei verunglückten.

Bei der bösen Platte wurde, wie es immer räthlich ist, von den Pferden abgestiegen und dieselbe zu Fuß passirt; Ihre Majestät die Kaiserin aber wurden auf einem dazu bestimmten Sessel hinübergetragen — und jenseits von dem Kaiser wieder auf das Pferd gehoben.

Unferne der Wolfgangshütte (6265 W. F.) zeigte der Führer dem Kaiser eine Stelle, wo Edelweiß wächst, und freudig eilte Allerhöchstderselbe an einem ziemlich steilen Hügel hinauf, pflückte dieses bei den Aelplern als „Vergißmeinnicht" geachtete Blümchen und rief: „Das erste in meinem Leben, das ich selbst pflücke!"

Am sogenannten Ochsenbrett, einer steilen Platte an einem abschüssigen Wege, wo aus dieser Ursache gewöhnlich nicht nur Damen, sondern auch Herren von den Pferden zu steigen pflegen, ritten Ihre Majestät unerschrocken auswärts.

Als Ihre Majestät am Brettboden ankamen, wo zu bleiben bestimmt wurde, befand sich der Kaiser schon am Gletscher, und während das Herrscherpaar sich gegenseitig freudig zuwinkte und der Kaiser zurückkehrte, brach die ganze Begleitung in ein dreimaliges Vivat aus, daß es von den Felsenwänden in das Thal ringsum wiederhallte.

Nun fand an dieser Stelle ein kleines Frühstück statt. — Welch' ein seltenes Ereigniß! Mehr als 6000 W. F. über dem Meere, gleich hoch dem fünf Stunden langen und eine Stunde breiten Eismeere der Pasterze, im Angesicht den nahen König aller österreichischen Bergrieſen, unter Gottes freiem heitern Himmel — Oesterreichs hohes Herrscherpaar zu schauen! — Ein freudiges, noch nie erlebtes Ereigniß für Kärntens treuergelene Söhne, die hier die Allgeliebten umstanden — ein Ereigniß, das schwerlich ein anderes verwandtes oder fremdes Land aufzuweisen hat, das aber auch allgemein erkannt, tief und dankdurchdrungen empfunden, nun der glänzendste Stern in unserem Alpenlande ist und bleiben wird, welches Ereigniß das Herz jedes treuen Kärntners — und das sind gewiß Alle — mit gerechtem Stolz erfüllt, und dessen würdig zu seyn auch in der That das fortdauernde Bestreben des ganzen Landes seyn wird. Noch unsere spätesten Nachkommen werden zu dieser geweihten Stelle wallen, die zur immerwährenden Erinnerung, mit Allerhöchster Bestimmung

„Kaiserin Elisabeths Ruhe"

genannt und mit einem Denkmale bezeichnet werden soll, das zugleich den Besuchern als ein Zufluchtsort bei plötzlich hereinbrechenden Stürmen zu dienen bestimmt ist. —

Das seltene Frühmahl war beendet. Umgeben von vielen Begleitern blieben Ihre Majestät die Kaiserin und Seine Exzellenz F. M. L. Graf Grüne hier zurück. Seine Majestät der Kaiser aber eilten mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Thurn und Taxis, den Herren Oberst Müller und Major Friedel und vielen Kärntnern dem hohen Sattel zu — einem der gefrorntesten Punkte, da er ein hoch über dem Pasterzengletscher ragender Felsvorsprung ist, von wo aus man eine weithin reichende Uebersicht eines der großartigsten, meist mit Schnee bedeckten Berg- und Felsen-Panorama's erschaut: In der Tiefe das zerklüftete Eismeer der Pasterze, aus demselben die beinahe senkrecht aufsteigenden, breiten zwei Felspyramiden des 12,500 W. F. hohen Großglockners, auf der einen Seite die drei Leiterköpfe, auf der andern Seite den im Schneepanzer leuchtenden Johannesberg und seine Umgebungen!

Am hohen Sattel, 8025 W. F. über dem Meere, angekommen, wartete Seiner Majestät ein Schaufpiel, das die begeisterten Bewohner von Heiligenblut ihremritterlichen Landesherrn und Naturfreunde als Merkmal nie erkaltender Liebe darbrachten.

Von den eisigen Krystallwänden des Glockners ertönte fernes freudiges Jauchzen, und oberhalb der Adlersruhe schwenkten Aelpler*) die kaiserliche Flagge. Der freudig überraschte Kaiser wurde auf den Punkt aufmerksam gemacht, wo die geübten Führer diese kühnen Alpensöhne sehen konnten, zu deren genauer Betrachtung der Kaiser Sich eines Fernrohres bediente; aufgefordert von Seiner Majestät gab der Führer durch wiederholtes Jauchzen den Fahnenschwingern das Zeichen, daß Seine Majestät sie bemerkten — zugleich stimmten alle Anwesenden in jubelnde Freudenrufe ein.

Von so hohem Punkte — schon die Adlersruhe liegt 10,700 W. F. über dem Meere, senkte sich die kaiserliche Flagge vor der Majestät — ein Schaufpiel, das gewiß von dem Allgeliebten tief empfunden, und als ein ungeheuchelter Beweis der unverfälschten, fest im Herzen wurzelnden und daher unvertilgbaren Liebe und Ergebenheit der Kärntner erkannt wurde. — Auch diese für uns historische Fahne wird als ehrendes Denkmal dieses Ereignisses in unserem Geschichtsvereine bewahrt. —

Nun ließen Sich Seine Majestät auf einen von der Natur zum Sitze gleichsam hingelegten Felsen nieder, welche Stelle mit Allerhöchster Genehmigung in Hinkunft

„Kaiser Franz Josephs Höhe"

genannt, und auch mit einem Denkmal bezeichnet werden soll — und verweilten dort gegen eine halbe Stunde in Betrachtung des Herrlichen und Großen, was sich von da aus dem Blicke darbot. —

Der Herrscher über 38 Millionen Unterthanen dem Könige der Berge in seinem großen Reiche gegenüber, der mit seiner perpetzlachten Krone, schimmernd im Glanze einer unumwölkten Sonne, mächtig durch seine Unverwüstlichkeit, und weithin, wie ein Vater auf seine Kinder, auf die übrigen Riesenalpen herabschaut — hoch über dem ringsum aber still wirren Treiben in der Tiefe — überblickt von dem

*) Diese fünf Aelpler waren: Sebastian Tribuser vulgo Eber, geboren am 26. März 1816, der tüchtigste Gemsenjäger und berühmter Glocknerführer, ein lediger Landmann, der nur aus Verliebe noch bis vor zwei Jahren als Führer diente, nun aber aus rühmlichem Patriotismus bei der damals gefährlichen Bitterung sich dem Unternehmen anschloß, die Kaiserflagge auf dem „Großglockner" aufzupflanzen; mit diesem war dessen Knecht Mathias Wallner (geb. 7. Mai 1824), ferners Matthäus Lackner, vulgo „Aeußererrtreiberhin" (geb. 24. Dez. 1824), Balthasar Lackner, Schmid auf der „Fleiß" (geb. 10. Dez. 1830) und Joseph Brandstätter, Tischler (geb. 14. Feb. 1821). Weit über der „Adlersruhe" angekommen, wo sie von Seiner Majestät gelehen wurden, machte es der vor wenigen Tagen frisch gefallene Schnee unmöglich, die Spitze zu erreichen.

Digitized by Google

dunkelblauen Himmelsgewölbe — — wer vermag es zu beschreiben, was das väterliche Herz des Allgeliebten in dieser feierlichen Stille — die keiner der sich entfernt haltenden Anwesenden zu unterbrechen wagte — erfüllte?

Beglücktes Kärnten! Diesen heiligen Moment grabe mit Demantschrift in die goldenen Blätter deiner Geschichte, denn mit ihm — so wagen wir es zu denken — fing ein neuer Abschnitt in deinem Leben an! In wenigen Jahren bist du fest eingeschlossen in das große Netz der Verkehrswege unserer Neuzeit, und dadurch wird auch Tausenden aus den fernsten Ländern einladende Gelegenheit geboten, deine schönen Thäler, deine blumenreichen duftenden Alpen, deine noch viel zu wenig gekannten Bergkönige und deine großartigen Gletscher zu schauen und zu bewundern. —

Durch die überaus huldvolle Güte und Freundlichkeit des Kaisers verleitet, wagte es beim Aufbruche der Gasthofbesitzer von „Döllach" Peter Ortner von dem mitgenommenen Weine Seiner Majestät ein Glas voll anzubieten, welches auch liebreich angenommen wurde; und als darauf von dem Kaufmanne J. Wenger aus „Obervellach" eine respectable Summe für dieses Glas dem Besitzer angeboten wurde, äußerte sich derselbe, daß dieß um keinen Preis geschehen könne und das Glas bei seiner Familie zum ewigen Angedenken aufbewahrt werden solle.

Da im Verfolge des Rückweges, beim sogenannten „Schasterloche" Seine Majestät den Ortner aus der dort hervorsprudelnden Quelle trinken sah, verlangte auch Er seinen Durst zu stillen, was Ortner mit Freuden erfüllte, und dadurch ermuthigt die Frage wagte, ob er Ihrer Majestät der Kaiserin auch einen Trunk von diesem köstlichen Wasser mitnehmen dürfe, und als er die Antwort erhielt: „Thun Sie es!" kam er diesem herablassenden Befehle eilig nach, und erntete dadurch von der liebenswürdigen Landesherrin einen gütigen Dank. —

Als über manche steilen, mit Schnee bedeckten Stellen der Kaiser mit seiner Begleitung der „Kaiserin Elisabeths-Ruhe" sich näherte, ertönte von dort her die herrliche Volkshymne, verbunden mit unaufhörlichen Vivats.

Nun erzählte der Kaiser seiner erlauchten Lebensgefährtin den ganzen Verlauf der Parthie, „wie sich von Oben der Gletscher viel schenswerther, der zweizadige „Glockner" sich viel imposanter zeige, und welche Freude Ihm alles Erlebte gewährte", — eben so äußerten Ihre Majestät; „wie auch Sie während dieser Zeit Sich gut unterhalten habe." — Die bei Ihrer Majestät zurückgebliebenen jungen Aelpler versuchten es nämlich, mit gnädigster Erlaubniß und Aufmunterung, durch heitere Nationallieder und dem nur auf den Alpen wahrhaft heimischen „Jodeln" zu unterhalten, was zu ihrer unbegrenzten Freude ihnen auch gelungen zu seyn schien. — Aufgemuntert von solcher ausgezeichneten Herablassung, wahte sich auch ein eilf Jahre alter Bube, Johann Schachner, Sohn des „Höllenbauers" in „Winkel-Heiligenblut" mit mehreren gesammelten Blumen, und sprach Ihre Majestät mit der schlichten Frage an: „Eure Majestät, da haben's Edelweiß und Edelrauten, wann Sie a Liebhaber davon seyn?" — Ihre Majestät nahm die so gut gemeinte Gabe lächelnd an, und ein Geldgeschenk erfreute den kleinen Waghals.

Es war gegen Mittag, als von der „Kaiserin Elisabeths-Ruhe" aufgebrochen wurde. Während des Weges bemerkte der Führer Christoph Pichler, der mit dem Kaiser meistentheils Allen voraus war, in dem schmalen an dem Abhange sich hinziehenden Pfade eine die halbe Breite des Weges einnehmende Vertiefung, welche leicht das Abstürzen eines oder des andern Reitpferdes zur Folge haben konnte. Ihre Majestät die Kaiserin näherten sich bereits dieser Stelle. Der Führer machte sich augenblicklich daran, diese Grube mit einem Rasenstücke auszufüllen. Als aber der besorgte Kaiser dieses ersah, brachte Er Selbst nacheinander zwei Steine von entsprechender Größe herbei, und warf selbe in die Grube, eben so Graf Grüne eine Steinplatte, damit die Ausfüllung die erforderliche Festigkeit habe; diese wurden nun von dem Führer geordnet, damit Ihre Majestät ohne Anstand darüber reiten konnten.

Am Ochsenbrett stiegen Ihre Majestät vom Pferde ab, und gingen ungeachtet des stellenweis feuchten Pfades durch länger als eine halbe Stunde zu Fuße.

Bei einer Quelle vor der Briccius-kapelle trank der Führer aus einem ledernen Becher, aus dem dann der Kaiser Sich auch mit dem trefflichen Wasser erquickte.

Dem Leiterwasserfalle gegenüber bemerkten Seine Majestät, daß die Zeit schon zu weit vorgerückt sey, um, wie vorhin der Wunsch sich aussprach, dahin einen Abstecher zu machen. In die Briccius-Kapelle gingen Seine Majestät hinein, besichtigten dieselbe genauer und äußerten, daß dieses Denkmal verdiente, besser erhalten zu werden.

Im weiteren Verfolge des Weges brachte der Kaiser abermals das Gespräch auf die Besteigung des Großglockners, welche nur von Kärnten aus geschehen kann, so wie derselbe sich auch nur von hier aus am imposantesten zeigt, und äußerte Sich: „In ein paar Jahren werde Ich wieder kommen und denselben besteigen." — Auch frug der Kaiser in herablassender Güte seinen Führer: ob er rauche? und die schlichte Antwort lautete: „Sonst wohl, Euer Majestät, aber heute finde ich es für unschicklich!" Darauf gab der Kaiser dem Führer vier Cigarren, machte Feuer und reichte es demselben.

Als Seine Majestät der Kaiser am niedern Sattel ankamen, wo zuerst wieder das Törchen Heiligenblut sich dem Blicke zeigt, blieb Er stehen und bewunderte das eben von der Sonne so schön erhellte Thal — und im Thale donnerten Böllersalven.

Beim Pfarrhofe beinahe eine Viertelstunde vor der ganzen Caravane angekommen, trat der Kaiser, von den Anwesenden nicht sogleich erkannt, in denselben, setzte Sich ganz gemüthlich auf einen Geländerstein der Stiege nieder, trocknete Sich den Schweiß von der Stirne, lächelte über das Nichterkanntseyn und wartete auf die Kaiserin; endlich erkannten die näherstehenden Herren den Kaiser bei einer lauten Aeußerung an der Stimme und traten sich entschuldigend zur ehrfurchtsvollen Begrüßung hinzu. Allerhöchsterselbe hatte im einfachen grauen Jagdkleide mit dem Militärkäppchen den Hin- und Rückweg in die Pasterze ganz zu Fuße gemacht und zeigte im Bergsteigen eine solche Leichtigkeit und Gewandtheit, daß Ihm der beste Führer kaum folgen konnte, und Er, außer den darin bekanntlich hervorragenden Aelplern, als der beste Bergsteiger von Allen erkannt wurde, die dort noch je vorgekommen. —

Nach der Ankunft der Kaiserin überkleideten sich die Majestäten und nahmen einige Erfrischungen; darauf fand die nähere Besichtigung der alterthümlichen Kirche statt.

Am Portale empfing der Ortspfarrer die beiden Majestäten, die huldreichst mit ihm sprachen, und bemühte sich, alles Merkwürdige zu zeigen, besonders die Reihe von Gemälden zu erklären, welche die Ueberbringung des heiligen Blutes durch den seligen Briccius und dessen wunderbare Auffindung darstellen. Bei Betrachtung des modernen Tabernakels bemerkte der Kaiser, daß derselbe zu dem schönen Flügelaltare nicht passe. Bei Darreichung des Ostensoriums mit dem heiligen Blute, wurde dieses hochverehrte Denkmal einer frommen grauen Vorzeit zuerst von der Kaiserin dann von dem Kaiser mit tiefster Ehrfurcht geküßt.

Digitized by Google

Ein kunstvolles, kostbares, aus Gold- und Silberstoff verfertigtes Meßkleid (Casula) mit allem dazu Erforderlichen, ist ein Denkmal gläubigen Vertrauens, welches Ihre Majestät unsere fromme Kaiserin bald nach Ihrer Rückkehr in die Residenz für die Pfarrkirche in „Heiligenblut“ sendeten, und welches am 19. November, als dem hohen Namensfeste der großmüthigen Allerhöchsten Spenderin, bei einem feierlichen Gottesdienste mit Amt und Predigt, in Gegenwart der k. k. Beamten von Winklern, eingeweiht, und von dem auf die Pfarre Oberdrauburg scheidenden Pfarrer Franz Kernke, der das Hochamt mit Assistenz mehrerer benachbarten Seelsorger hielt, bei demselben zum erstenmale getragen wurde, — welche kirchliche Feierlichkeit für die Pfarrgemeinde von „Heiligenblut“, die sich mit ihren Vorständen zahlreich dabei einfand, und diesen Tag zu einem Festtage machte, auch für die kommenden Jahre ein feierlicher Erinnerungstag bleiben wird.

Nachdem die in den Pfarrhof rückgekehrten kaiserlichen Majestäten auf die Bitte des Ortspfarrers Sich in das neue Glockenbuch zur größten Zierde desselben eingezeichnet hatten, dankten Allerhöchstdieselben dem Ortspfarrer mit der liebenswürdigsten Herablassung für die freundliche Beherbergung im Pfarrhofe — und nun fand die Abfahrt statt.

Gegen die Behausung des „Aeußerentrojers“ kommend, wünschten die Majestäten bei einem lebenden Brunnen Wasser zu trinken, und da der Reisebecher nicht gleich bei Handen war, sagte der Kaiser zu den vor dem Hause stehenden Bewohnern desselben: „Leiber uns ein Glas!“ und beide Majestäten tranken aus den zwei mit hastiger Freude dargereichten Gläsern.

Mit den frommsten Wünschen und innigen Gebeten geleiteten zahlreiche Anwohner die Allgeliebten; Thränen der Rührung und des Dankes glänzten in vielen Augen, und noch die spätesten Enkel werden von diesen schönen Sonnentagen ihrer glücklichen Vorväter, von der Güte, Herzlichkeit und Herablassung des Kaisers Franz Joseph, und der engelgleichen Milde der hochedlen aller Frauen, der geliebten Kaiserin Elisabeth, in frendiger Erinnerung sprechen. Als die geweihten Zungen vom alten hohen Spitzthurme das Kommen und Scheiden der Allverehrten verkündeten, hallte hundertfaches Echo der donnernden Geschütze den hohen Reisenden nach, als ob auch die Alpen mit in den Jubel einstimmten.

Wie bei der Herreise fanden die kaiserlichen Majestäten alle Ortschaften, ja jede einzelne Hütte, auch jetzt festlich geschmückt, zahlreich versammelte Gemeinden mit ihren Vorständen, die Schuljugend mit den Seelsorgern und Lehrern an dem Wege harrend — ihre unterthänigsten und herzlichsten Wünsche darbringend — bis hin zur Ortschaft Winklern, wo das zweite Nachtlager im Möllthale gehalten wurde. Von dem voraus geeilten Herrn Statthalter von Kärnten, Freiherrn von Schloißnigg, dem Bezirksvorsteher Johann Hopfgartner mit den k. k. Beamten, dem Ortspfarrer Gottlieb Pacher und dem Bürgermeister Joseph Steiner sammt den Gemeinderäthen ehrfurchtsvoll gehuldigt, stiegen die kaiserlichen Majestäten im Gerichtshause ab. Von der Ortschaft selbst wurden zur Hofstafel geladen: der Bezirksvorsteher, der Ortspfarrer und der Bürgermeister.

So wie bei der Ankunft der Allerhöchsten Reisenden zahlreiche Böllerschüsse durch das Thal donnerten, so leuchteten beim Eintreten der Dämmerung und die Nacht hindurch Freudenfeuer auf den nahen und fernen Alpenkuppen, mit flammenden Riesenlettern die allgeliebten Namenszüge bildend.

Der Morgen des 8. Septembers fand das fromme Kaiserpaar, von vielen Anbächtigen umgeben, in der Pfarrkirche bei Anhörung des heiligen Meßopfers, und bald darauf unter ungeheuchelten Segenswünschen auf dem steilen und engen Wege über den Iselsberg, auf welchem der Länderscheidende Punkt durch einen Triumphbogen bezeichnet war. —

Nach einem kurzen Zeitraume von wenigen Stunden nahm das beglückte und treue Kärnten die Allgeliebten wieder jubelnd in seine Alpenarme auf, und hatte noch drei Tage das unvergeßliche Glück, seinen gnädigsten Landesvater und die engelsgütige Landesmutter innerhalb seiner Marken zu bewundern und Ihnen seine kindliche Liebe und Verehrung zu zeigen.

Wir schließen diese einfache, aber gewiß aus patriotischem Herzen geflossene Erzählung eines so wichtigen Zeitpunktes des treuen Kärntens mit einigen Strophen unseres heimathlichen Sängers, Dr. J. D. Gallisch, die wir seinen „Abschiedsworten“ an die kaiserlichen Majestäten entnehmen:

So zieht mit Gott, erhab'ne helle Sterne,
Begleiten weit' Euch in die fernste Ferne
Des Volkes Lieb', des Volkes Dankbarkeit.
Ja stille werden wird's in Kärntens Gauen,
Und tranernd werden wir nach rückwärts schauen,
Doch manche Spur löscht nicht die schöne Zeit.

Wir werden dankbar segnen Euch, die Schritte,
Die, Gütige, Euch geführt in unsre Mitte,
Und fester zieh'n der Liebe festes Band.
Laßt für die Liebe und den Glauben ernten,
Gestalten hab' Euch Euer treues Kärnten:
O tragt im Herzen gütig Stadt und Land.

M.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir hiemit die Fortsetzung dieses heimatlichen Wochenblattes auch für das Jahr **1857** ankündigen, können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch ferner nicht erkalten soll, so wie unser Bemühen dahin gehen wird, den Kreis derselben, welche aus edler Heimathliebe ihre Mußestunden diesem rein patriotischen Unternehmen widmen, immer zu vergrößern, wogegen wir von der anerkannten Liebe der Kärntner für ihr schönes Vaterland hoffen, daß auch die Zahl der geneigten Abnehmer der Carinthia sich vermehren wird, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, noch mehr auf dieses Blatt in Betreff der Erweiterung desselben verwenden zu können.

Die Richtung des Blattes soll seinem Namen entsprechen, und die Leser desselben mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren wie neueren Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik der schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erwecken, vermehren und ver breiten.

Die ganzjährige Pränumeration für 52 Nummern, mit dem Titelblatte und Inhaltsverzeichnisse, beträgt in der hiesigen Buchhandlung des Johann Leon:

für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 20 kr. C. M.
mit freier Postversendung aber . . 2 „ 50 kr. „

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Sechsundvierzigster Jahrgang.)

№ 52. Sonnabend, den 27. Dezember. 1856.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung von Nro. 48.)

Mitterweile war von „Berge Prund“ aus der Feind mit Infanterie und Cavallerie gegen „Morescheni“ vorgerückt, um Oberst Urban anzugreifen. Dieser ließ jedoch nicht lange auf sich warten, sondern griff selbst den Feind rasch an, stürmte mit Hurrahgeschrei auf den Feind los, und schlug ihn völlig in die Flucht. Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefangene gemacht; von Seite der Truppe Urban's waren nur einige Verwundete, leider aber 40 Mann mit erfrorenen Füßen. Der Art war der Handstreich glänzend gelungen und triumphirend rückte diese kühne Truppe bei den Verpesten ein.

Oberst Urban wurde später von den Streitkräften des FML. Malchowsky verstärkt, ergriff die Offensive und warf den Feind bis „Watra-Dorna“.

Bei „Czry“ wurde die Brigade Fischer aufgestellt und die Pässe an der Grenze stark besetzt. Leider brachen die Szekler zum Zweitenmal ihren Unterthanen-Eid und zogen schaarenweise in Bem's Lager. Dieser Insurgenten-Führer, den man Talent und Energie nicht absprechen kann, war voll chevalereskes Benehmens gegen die gefangenen österreichischen Offiziere. In kurzer Zeit hatte Bem sein Heer verstärkt und ausgerüstet, reichlich mit Geschütz und jedem Kriegsbedarf versehen.

Wie General Puchner das Annahen Bem's erfuhr, ging er ihm mit zwei schwachen Infanterie-, einer Cavallerie-Brigade und vier Batterien entgegen. Am 16. Jänner bei „Gallsalva“ kam es zum Gefecht. Puchner wurde umgangen und geschlagen und zog sich nach „Hermannstadt“. Eine Abtheilung Savoyen-Dragoner machte die Nachhut, und unternahm zur Deckung des Rückzuges einen Angriff. Ihr Commandant Oberlieutenant Hepperger suchte mit seltener Bravour den General Bem im Handgemenge auf, fand ihn und stand im Begriff ihn niederzuhauen, als Major Kiß von den Szeklern und Graf Teleki Sandor zu Bem's Rettung heransprengten, dem kühnen Gegner den Helm spalteten und ihn gefangen nahmen.

Bem rückte sofort Puchner bis „Stolzenburg“ nach, und sandte dem Oberstlieutenant Czecz den Befehl, sogleich von „Thorda“ nach „Hermannstadt“ zu marschiren. Czecz brach alsbald auf, und vollbrachte durch vier Tage einen der beschwerlichsten Züge. Das kleine Korps marschirte ohne Weg, ohne Straße, das Gebirge mit klafterhohem Schnee bedeckt, die Bergabhänge steil und schlüpfrig, die Kanonen und Munitionswagen nur mit größter Anstrengung fortbringend, die Ortschaften weit auseinander, die Bewohner selbst feindlich gesinnt, der wallachische Landsturm immer auf der Ferse oder zur Seite, die Kälte 20 bis 24 Grad — und doch traf Czecz am bezeichneten Tage in „Viz-Akna“ ein.

„Hermannstadt“ ist mit einer Ringmauer umgeben, und Puchner benützte diese Fortifikationen, um die Stadt in einem Place de moment zu verwandeln. Es war von Seite Bem's ein kühner Gedanke, „Hermannstadt“ ohne Belagerung nehmen zu wollen. Bem rückte am 21. Jänner nach „Grobschenern“ vor und begann am frühen Morgen den Angriff. Entschlossen und tapfer ging ihm Puchner mit dem Bajonnete entgegen, warf Bem aus seiner Position, der Kampf entspann sich jetzt auf der ganzen Linie, und durch entschlossene Cavallerie-Attaquen, wiederholte kräftige Bajonnetangriffe wurde Bem nach einem siebenstündigen mörderischen Kampfe an allen Punkten geworfen und von der Brigade Gedeon bis „Stolzenburg“ verfolgt.

Neun Tage ließ man vergehen, bis man sich wieder entschloß, Bem auf den Leib zu gehen, dessen Lage nichts weniger als glänzend war. Er hatte sich von seiner Operationsbasis, deren Endpunkte „Klausenburg“ und „Mares-Basarhely“ bildeten, zu weit entfernt, um Munition und Unterstützung zu erhalten. Er schickte seine Szekler nach Hause, damit sie ihre Landsleute zum massenweisen Anschluß an seine Armee veranlassen.

Puchner hatte den General Gedeon an sich gezogen, und rückte endlich am 30. Jänner gegen „Stolzenburg“ vor. Den ganzen Tag wurde vergebens gekämpft, Bem behauptete sich, und Puchner ging nach „Großschenern“ zurück.

Bem's Lage wurde immer kritischer, aber seine Verstärkungen waren im Anzuge, und bis dahin wollte er sich in „Bizakna“ (Salzburg) behaupten.

Am 4. Februar griff ihn Puchner abermals an, und hier war Bem in Gefahr gefangen zu werden; schon war er von kaiserlichen Reitern umringt, da rettet ihn die Tapferkeit des Czecz'schen Abjutanten Simonyi Simon und die herbeigeeilten Wiener-Legionärs. Von seinen 24 Geschützen fielen 16 dem Puchner in die Hände. Bem's kleine Armee war nach so vielen Schlägen in einem verzweifelten Zustande und hätte, rastlos verfolgt, entweder gefangen genommen oder gänzlich aufgerieben werden können. —

Bem ging nach „Szerdahely“, um den magyarischen Sukkurs zu erwarten, verschanzte „Mühlenbach“, wo ihn Puchner traf und am 6. Februar auffordern ließ, sich zu ergeben. Der Parlamentär wurde so lange aufgehalten, bis Bem die Stadt geräumt hatte und die Straße nach „Szasbvaros“ gewann. Den Eingang nach „Szasbvaros“ hielt der wallachische Landsturm besetzt, Puchner drängte mit ganzer Macht nach, allein der Landsturm wird von Bem geworfen und „Szasbvaros“ besetzt.

Am nächsten Tage langte Kemeny mit der ungarischen Verstärkung an, aber noch vor der Vereinigung mußte Bem ein Gefecht bestehen, in welchem er zwei Kanonen und den

Digitized by Google

Mittelfinger der rechten Hand verlor. Mit 1200 Mann kam er nach „Deva", warf die Brücke über die „Strelia" ab und — war gerettet.

Am 8. Jänner war Rasttag; allein am 9. erfuhr Puchner, daß Bem bedeutende Verstärkungen von „Arad" her erwarte, und so beschloß er ihn abermals anzugreifen. Puchner's Batterien erschütterten das feindliche Centrum, mehrere Batterien sind demontirt; die halb abgetragene Brücke ist mit Sturm genommen, schon drangen unsere braven Truppen auf's jenseitige Ufer des Flüßchens „Striegˮ (oder „Strehlˮ auch „Streliaˮ), der Feind weicht; — da wendet eine abermals höchst unehrenhafte List das Blatt: ein feindliches Bataillon seine Fahne übergehend, das Gewehr beim Fuß, rufen die Offiziere: „Wir wollen uns ergeben!ˮ

Man stellt das Feuer ein, will das Bataillon entwaffnen, als dieses plötzlich eine mörderische Decharge gibt, — abschwenkt — drei Geschütze demaskirt und ein fürchterlicher Kartätschenregen unsere siegreichen Sturmkolonnen niederschmettert. Der Sieg neigt sich schon auf die Seite des Feindes, unsere Truppen stehen über die Brücke, Unordnung reißt ein; da formirt der wackere General mit aller Energie augenblicklich die Colonnen, führt sie rasch zum Sturme, die Brücke wird genommen, der Feind aus seiner Position geworfen, und der erbitterte Kampf erst eingestellt, als die letzte Patrone verschossen war.

Der Mangel an Munition veranlaßte General Puchner, sich nach „Alvinyˮ und nach „Karlsburgˮ zurückzuziehen.

Durch die Nachricht von dem Einbruch der Szekler erschüttert, gingen zwei Deputationen von „Kronstadtˮ und „Hermannstadtˮ an den russischen Generalen Lüders ab, um Hülfe zu bitten. Im Einverständnisse mit General Puchner zogen am 1. Februar General Engelhardt mit 6000 Mann in „Kronstadtˮ, und Oberst Skariatin mit 4000 Russen in „Hermannstadtˮ ein. Der russische General Engelhardt warf die Szekler über den „Altfluß" zurück, und General Puchner fand sich bewegen, in die Umgebung von „Hermannstadtˮ zurückzukehren. Bem ging nach „Mediaschˮ und schob seine Vorposten bis „Franendorfˮ vor.

Am 16. nahmen die Szekler „Schäßburgˮ, welches die schwache Garnison in guter Ordnung räumte.

Der unermüdete tapfere Oberst Urban schlug bei „Bayersdorfˮ den Insurgentenführer Obersten Ritzko, nahm ihn mit noch zwei Offizieren und 200 Mann gefangen, und erbeutete drei Kanonen mit vielen Waffen und Geräthschaften.

Den alten polnischen Fuchs hatten die vielen erlittenen Schlappen nicht beirrt, er organisirte fort, zog Verstärkungen an sich, und operirte neuerdings gegen „Hermannstadt."

Am 2. März lieferte Oberst van der Null, der aus Italien kam, mit vieler Umsicht bei „Kis-Kapusˮ ein glückliches Avantgardegefecht, und am 3. wurde Bem aus drei festen Stellungen geworfen, worauf er den Rückzug nach „Mediaschˮ wieder antrat.

Am 4. wollte man „Mediaschˮ angreifen, der Feind verließ es aber in der Nacht, und zog sich nach „Schäßburg." Bem ließ das Gerücht verbreiten, die Straße von „Mediaschˮ nach „Schäßburgˮ sey unwegsam gemacht, die Brücken abgebrochen. — „Schäßburgˮ ließ Bem durch drei Tage und Nächte von seiner Armee verschanzen, und leider ging der brave Puchner in die Falle, rückte gegen „Schäßburgˮ — die kürzere Straße nach „Hermannstadtˮ preisgebend. —

Bem wartete die Annäherung Puchners ruhig ab, — dann marschirte er in der Nacht ab — ließ aber zur Täuschung die Wachfeuer brennen. Schnell ging er nun auf „Mediaschˮ los, dort gönnte er seinen Leuten eine kurze Rast, — machte einen forcirten Marsch, und am 11. stand sein Heer vor „Hermannstadt." Um 3 Uhr Nachmittags erfolgte der Angriff. Oberst Skariatin benachrichtigte den General Puchner eilends von der drohenden Gefahr, allein Puchner konnte unmöglich so schnell erscheinen; — die Russen kämpften tapfer — aber gegen sich gegen den rothen Thurm-Paß — und Bem hielt noch am Abend dieses Tages mit der Avantgarde seinen Einzug.

Puchner marschirte so schnell wie möglich heran, allein er kam erst am 13. in die Nähe von „Hermannstadt", sah sich aller seiner Kriegsvorräthe beraubt, war daher gezwungen nach „Nimnik" in die Walachei zu gehen.

General Lüders gab nun seine isolirte Stellung in „Kronstadt" ebenfalls auf, und marschirte über die Grenze. Somit war ganz Siebenbürgen verloren, die Festung „Karlsburg" ausgenommen, die bis zu den Tagen des Ernstes als ein uneinnehmbares Bollwerk aushielt. —

General Graf Leiningen aus dem Banat, und Oberstlieutenant Berger aus Siebenbürgen vereinigten sich schon am 14. Dezember 1848 und rückten zum Entsatze „Arads" vor. Nach mehrstündigem Angriff dieser braven Truppen gelang es ihnen, durch eine Umgehung den Feind zum weichen zu bringen, und das linke „Maresufer" zu säubern. „Arad" ward entsetzt, und auf ein halbes Jahr mit Proviant und Munition versehen. Die spätern Ereignisse bewirkten wieder die vollkommene Einschließung der Festung; allein F. M. L. Gläser rückte aus der Bukowina heran, zerstörte am 8. Februar 1849 die am rechten Ufer der „Mares" errichteten feindlichen Batterien, eroberte 23 Geschütze, und „Alt-Arad" ward von der Festung mit Granaten beworfen; allein ungeachtet der ausgezeichneten Leistungen der Truppen gelang die vollkommene Entsetzung „Arads" nicht.

In den untern Gegenden näherten sich in den letzten Tagen des Jahres 1848 die feindlichen Truppen den Dörfern in der Umgebung von „Pancsovaˮ, wahrscheinlich dreist gemacht durch den Tod des Woiwoden Suplikacz von Bitez.

Die Grenzer und serbischen Hilfsvölker unter dem tapfern Knicanin, die Stärke des Feindes nicht kennend, gingen sich vorsichtshalber in die Stadt „Pancsovaˮ zurück. Am 2. Jänner griffen die Insurgenten die Stadt an; der Angriff war heftig, allein unter der guten und tapfern Leitung des Obersten und Konsuls Maierhofer wurden die Insurgenten unter ihrem General Ernst Kiß geworfen, und der Held des Tages, Oberst Knicanin, verfolgte den Feind bis „Jabukaˮ und „Krepajˮ, erbeutete 6 Kanonen, und das Gebiet der Deutschbanater ward von den Rebellen verlassen.

Das erste Bataillon Zanini unter Commando des Hauptmann Maßburg aus „Neusatz" lehrte am 4. Jänner mit Fahne, Waffen und Munition zur Armee zurück, und traf bei der Römerschanze ein. —

Am 27. Jänner wird das Lager bei „Verbaß" erobert, die Ungarn fliehen nach „Szegedin" und „Peterwardein." „Weißkirchen" wird vom Hauptmann Kostich mit 13 Compagnien besetzt und Knicanin rückt am 29. Jänner in „Zambor" ein.

General Theodorovich, der immer im Einklange mit Knicanin und dem Obersten Maierhofer operirte, drang gegen „Szegedin" vor, und nahm hier eine günstige Position. Die Serben siegten überall, ein Ausfall, den die Szegediner Garnison in der Hälfte des Februars unternahm, mißlang, und die Ungarn wurden mit großem Verluste zurückgeworfen.

Am 18. März ward Theodorovich in seiner Position von „Szegedin" von den Insurgenten mit Uebermacht ange-

Digitized by Google

griffen, und da ihm die gehoffte Verstärkung nicht zukam, — gegen die Donau zurückgedrängt. Die Rebellen, nachdem sie mehrere Dörfer in Brand gesteckt, zogen sich wieder nach „Szegedin" zurück. Auch das Streif-Corps des Generals Leiningen mußte der Uebermacht weichen, und sich nach „Temesvar" zurückziehen.

Die Insurgenten im Süden entfalteten eine immer größere Macht, während die durch lange Kämpfe und epidemische Krankheiten stark herabgeschmolzene kaiserliche Südarmee immer an Zahl geringer wurde. In den Bewegungen der verschiedenen Corps vermißte man jene Einheit — durch welche allein günstige Resultate erzielt werden können.

Es fehlte mit Einem Worte der Alles überwachende und leitende Geist. —

F. Z. M. Graf Nugent traf am 25. Dezember 1848 in „Körmend" ein, und hatte bereits gegen 10,000 Mann unter seinem Befehl. Ein Streif-Commando unter Oberstlieutenant Graf Allthann sollte die Verbindung mit der Hauptarmee unterhalten. Dieser nahm eine Abtheilung von Perzl'schen Corps, die sich im Bakonyerwald herumtrieb, gefangen.

Der F. Z. M. Nugent bewegte sich über „Großkanischa" gegen „Fünfkirchen"; zur Verbindung mit „Warasdin" blieb eine starke Besatzung in „Lendaa", und zum Band mit Steiermark eine Besatzung in „Körmend" zurück.

Das Oedenburger und Eisenburger Comitat wurde von der mobilen Colonne des Oberstlieutenants Althann durchzogen. Die Brigade Dietrich ging nach „Kaposvar", um durch diese Vorrückung das Sluneger- und Baranyer-Comitat von den Insurgenten zu befreien, die daselbst unter Damjanich ihr Unwesen trieben.

Am 29. verlegte der Feldzeugmeister sein Hauptquartier nach „Fünfkirchen", welchen Ort der Feind am 26. in der Richtung nach „Essegg" verließ. F. M. L. Dahlen organisirte die im Lande entbehrlichen Grenztruppen, um am rechten Donauufer gegen letztgenannte Festung vorzurücken.

Von hier rückte der Feldzeugmeister nach „Essegg", belagerte es, und am 13. Februar ergab sich die Festung ohne einen Angriff abzuwarten. Den 14. legte die Garnison, 4500 Mann, auf dem Glacis die Waffen nieder. Der Generalmajor Trebersburg, dem vorzüglich die Eroberung der Festung zuzuschreiben ist, besetzte dieselbe mit Piret-Infanterie.

Nach dieser Einnahme übernahm der FZM. das Commando über die Cernirungs-Truppen von „Peterwardein".

(Wird fortgesetzt.)

Wintertag.

Du, Sonne, singst ein warmes Lied
Auf blauer Himmelsbühne,
Die Erde lauscht, dein Publikum,
Mit holdzufriedner Miene.

Gleich eilt der Schnee, in sauer Fluth
Sich freundlich zu erweichen,
Das Tropfenspiel vom Giebeldach
Gibt dir ein lächelnd Zeichen.

Es fehlt nicht viel, daß Baum und Strauch
Den grünen Kranz dir schlinge,
Ein Sperling trillert dir hinauf
Die allerschönsten Dinge.

Du kennst das vielverfrühte Spiel!
O lehr' mich deine Bahnen,
Und laß mich in der Beifallsgluth
Den Frost der Zukunft ahnen.

Grab.

Friedrich Pichler.

Zur Rechtfertigung.

Vor Allem muß ich dem Herrn Baron von Ankershofen meinen besten Dank für seine Berichtigung der Fehler in meiner Ankündigung seines jüngsten Heftes aussprechen; denn Belehrung, wenn sie auch nicht in freundlicher Weise ertheilt wird, muß man jederzeit dankbar annehmen. Dann ist es aber auch meine Pflicht gegen die Leser der Carinthia, mich über die gegen mich erhobenen Anklagen zu rechtfertigen, oder wenigstens zu entschuldigen.

Die Carinthia sollte und durfte das Erscheinen der Geschichte des Vaterlandes nicht mit Stillschweigen übergehen; es hat sich aber bisher noch kein Referent gefunden, der sich der Mühe unterzogen hätte, die seit geraumer Zeit herauskommenden Hefte zu besprechen, daher hielt ich's für keine Anmaßung, dieß zu unternehmen. Der Raum der Carinthia ist jedoch ziemlich enge, sie soll ernste Wissenschaft nur vermitteln, nicht eigentlich selbst betreiben, daher war es wohl geboten, die Besprechung in möglichst engen Grenzen zu halten. — Ferner weist mir der Herr Baron in meiner Besprechung bedeutende Irrthümer und Unrichtigkeiten nach, und sucht den Grund davon darin, daß ich sein Werk entweder gar nicht oder nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen, oder daß meine Auffassungsgabe eine zu mangelhafte sey. Den ersteren Verwurf muß ich bestimmt zurückweisen, indem ich versichern kann, daß ich mich der allerdings mühevollen, und wie der Verfasser selbst gesteht, unerquicklichen Lektüre mit allem Eifer unterzogen habe, wie vielleicht außer eigentlichen Fachgelehrten wenige Freunde des geschichtlichen Studiums. Ob mir alle Auffassungsgabe mangelt, darüber kann ich natürlich selbst nicht entscheiden, doch versichere ich, daß die Anschauungen, wie ich sie mir nach Lesung dieses Geschichtwerkes gebildet, namentlich über die Bedeutung Kärntens in der älteren Periode, nicht so vereinzelt sind. Es wäre jedoch nicht am Platze, mit dem Autor über die Richtigkeit der Auffassung seines Werkes zu streiten (obschon es etwas sonderbar klingt, wenn er als Beleg für die Bedeutsamkeit unseres Berglandes anführt, daß die deutschen Horden, welche im Markomannenkriege durch Rhätien und Norikum bis zur Grenze Italiens vordrangen, Oberkärnten durchzogen haben dürften, daß Mittel- und Unterkärnten von fremden Völkern heimgesucht worden seyn mag), er muß selbst wohl am besten wissen, was er sagen wollte. Aber der Grund der unrichtigen Auffassung könnte ja doch vielleicht noch wo anders liegen, als im Mangel an Fleiß oder Capacität meinerseits, nämlich in einer schwer verständlichen Darstellung. Der Verfasser erzählt in seinem Handbuche der Geschichte Kärntens so weitläufig römische und deutsche Geschichte, die spezifisch kärntnerischen Begebenheiten durchziehen das Ganze als ein so dünner Faden, daß man trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit auch diesen oft ganz verliert. — Daß Bayern an Kaiser Ottos Bruder Heinrich (nicht an den Kaiser) verliehen wurde, steht in meinem Concepte ganz richtig, der Fehler muß sich beim Abschreiben eingeschlichen haben. Die Revision

Digitized by Google

vor dem Drucke konnte ich, da ich abwesend war, nicht selbst besorgen. Dieß, und das bereits Gesagte möge die Unrichtigkeiten, die theilweise doch auch nicht von so ungeheuerem Belange sind, entschuldigen. Ich will zugeben, daß ich mit meinem Lobe zu voreilig war, und gestehen, daß mich dazu der Gegenstand, die Geschichte der Heimath, begeisterte.

Zum Schlusse als letztes Wort in dieser Angelegenheit, in der ich nicht mehr die Feder angreifen will, sey es mir erlaubt, den Wunsch auszusprechen, diese hochgelehrten Herren möchten doch die Liebe zur Wissenschaft lieber ermuntern, als verleiden, möchten nicht dahin streben, sich in ihrer Unnahbarkeit immer mehr zu isoliren, dann wird der Wissenschaft sicher weit mehr genützt werden.

Paul Freih. v. Herbert.

Geologische Durchforschung Kärntens.

(Beschluß von Nro. 41.)

Aus der am 22. April 1856 in Wien abgehaltenen Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Herr M. V. Lipold legte acht geologische Durchschnitte vor, welche derselbe über das in den Jahren 1854 und 1855 bereiste Terrain von Ost-Kärnten entworfen hatte. Die zu einander parallelen Durchschnitte, von Norden nach Süden, d. i. von der Grenze Obersteiermarks bis zur Grenze Unterſteiermarks und Krains, gezogen und im Maßstabe von 2000 Klaftern auf den Zoll in natürlicher Höhe ausgeführt, geben ein getreues Bild sowohl von der geologischen Beschaffenheit, als auch von der Oberflächengestalt des östlichen Kärntens überhaupt. Der östliche Durchschnitt läuft nach dem Meridian der Koralpe und des Ursulaberges, der westliche nach dem Meridian von Altbofen und des großen Obir-Berges; die übrigen Durchschnitte liegen zwischen diesen beiden. Die in den Durchschnitten verzeichneten Gebirgsarten sind: Alluvium und Diluvium, obere und untere Tertiärformation, Kreide- und Jura-Formation, die Kössener, Dachstein, Bleiberger und Cassianer, Hallstätter, Guttensteiner, Werfner und Gailthaler Schichten, Urthonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiß, krystallinischer Kalk, Amphibolschiefer, Eklogit, Granit, Diorit, Porphyr, Basalt- und Diabas-Gebilde. Die Durchschnitte sind kolorirt, und geben einen schnellen Ueberblick über die Verbreitung und die Lagerungs-Verhältnisse der einzelnen Gebirgsarten zu einander.

Aus der Sitzung vom 30. April 1856. — Hr. Dr. Stur legte die Karte vor, die er nach den Aufnahmen der k. k. geologischen Reichsanstalt entworfen hat, und die unter dem Titel: Geologische Uebersichtskarte der Neogentertiären, Diluvial- und Alluvial-Ablagerungen im Gebiete der nordöstlichen Alpen, — mit Farbendruck von Reisenstein und Rösch, bei Artaria & Comp. in Wien im April, erschienen. Diese Karte gibt eine genaue Uebersicht der jüngern Ablagerungen im Gebiete der nordöstlichen Alpen. Im tertiären Terrain sind der Leithakalk und die Süßwasser-Bildungen, ferner die Lignite und eigentlichen Braunkohlen besonders ausgeschieden; im Diluvium ist das Terrassen-Diluvium, der Löß, die erratischen Blöcke und die Moränen ersichtlich gemacht. Ueberdieß sind die Schichtenstörungen der tertiären Gebilde, und die bekannt gewordenen nachtertiären Spalten eingezeichnet. — Diese Karte stellt nebst dem, daß sie als eine bequeme und vorzügliche Reisekarte gebraucht werden kann, eine genaue geologische Uebersichtskarte der jüngern Ablagerungen vor.

Herr F. Foetterle legte die nunmehr von der k. k. geologischen Reichsanstalt vollendete geologische Karte des Herzogthums Kärnten in dem Maßstabe von 2000 Klafter auf einen Zoll zur Ansicht vor. Die ganze Karte besteht aus 14 Blättern der k. k. Generalstabskarte des Königreichs Illyrien nach den Detailaufnahmen der Anstalt kolorirt, an welchem sich die Herren M. V. Lipold, F. Foetterle, Dr. Stur und Dr. K. Peters in den Jahren 1854 und 1855 betheiligten. Es sind auf derselben 36 verschiedene Gesteinsarten nach der bisher an der Anstalt üblichen Formations-Eintheilung unterschieden.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir hiemit die Fortsetzung dieses heimatlichen Wochenblattes auch für das Jahr **1857** ankündigen, können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch ferner nicht erkalten soll, so wie unser Bemühen dahin gehen wird, den Kreis derselben, welche auch edler Heimathliebe ihre Mußestunden diesem rein patriotischen Unternehmen widmen, immer zu vergrößern, wogegen wir von der anerkannten Liebe der Kärntner für ihr schönes Vaterland hoffen, daß auch die Zahl der geneigten Abnehmer der Carinthia sich vermehren wird, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, noch mehr auf dieses Blatt in Betreff der Erweiterung desselben verwenden zu können.

Die Richtung des Blattes soll seinem Namen entsprechen, und die Leser desselben mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren wie neueren Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik der schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erwecken, vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration für 52 Nummern, mit dem Titelblatte und Inhaltsverzeichniße, beträgt in der hiesigen Buchhandlung des Johann Leon:

für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 20 kr. C. M.
mit freier Postversendung aber . . 2 „ 50 kr. „

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google